Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann,
Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Vierter Jahrgang * Erster Band

1907

Januar bis Juni

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei, München.

Inhaltsverzeichnis.

Volksbildung und Politik.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Von seinen ersten Anfängen ist der Liberalismus von der Wahrheit des Satzes durchdrungen gewesen, daß Bildung Macht bedeutet und insbesondere die liberalen Reden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind voll vom Preis der Bildung. Bildungsfreundlichkeit erschien recht eigentlich als das besondere Merkmal des liberalen Mannes im Gegensatz zu den konservativen und klerikalen Richtungen und auch heute noch wird im Kampf mit diesen Richtungen die Bildungsfreundlichkeit des Liberalismus gern und laut hervorgehoben. Trotzdem fehlt aber noch viel daran, daß dieses allgemeine Bekenntnis nun auch in der Praxis des deutschen Liberalismus überall erfolgreich zum Ausdruck käme. Die Rückständigkeit unserer Volksschulen, von der wir vor einiger Zeit an dieser Stelle mit Ziffern gesprochen haben, würde nicht so groß sein, wenn innerhalb des liberalen Bürgertums der ernstliche Wille, die Bildung zu vermehren, wirklich so groß wäre, wie man es nach alten und neuen Reden erwarten müßte. Oft sind es nicht bloß klerikale, sondern auch liberale Stadtverwaltungen, die nur zögernd und von den Staatsbehörden gedrängt, einen erträglichen Zustand der Volksschulklassen herbeiführen. Selbstverständlich gibt es höchst vortreffliche Ausnahmen. Aber, Hand aufs Herz, was hat der Liberalismus vieler mittleren und kleineren Städte an wirklichem Bildungs-Enthusiasmus heute noch übrig?

Gegenüber dieser Sachlage erscheint es nicht ganz überflüssig, auf den grundsätzlichen Zusammenhang zwischen liberaler Politik und Bildung einzugehen. Die Müdigkeit im Bildungswesen kommt nämlich zu einem Teil daher, daß die Volksbildung mehr nur wie eine Dekoration betrachtet wird und nicht als die notwendige Grundlage der gesamten staatlichen und volkswirtschaftlichen Entwicklung. Wir wollen heute die volkswirtschaftliche Seite der Angelegenheit bei Seite lassen und uns darauf beschränken, die Volksbildung als den Unterbau des liberalen Staatswesens darzustellen. Dabei gehen wir, obwohl wir für Deutsche schreiben, von den russischen Kämpfen um die Staatsverfassung aus, weil durch sie alle alten liberalen Grundfragen unserem jetzigen Geschlechte um sehr vieles deutlicher gemacht werden als durch das, was wir in unserem eigenen bereits fortgeschrittneren und entwickelteren Staatswesen erleben.

Es wird heute in Rußland im Grunde um dasselbe gekämpft, um was früher in der englischen Revolution, in der französischen Revolution und in der deutschen Revolution von 1848 gestritten wurde, nämlich um die sogenannten Menschenrechte. Schon im vorigen Jahre habe ich gelegentlich im Anschluß an Darstellungen von Professor Jellineck ausgeführt, daß in dem Wort „Menschenrechte" zweierlei Gedankengänge vereinigt sind, nämlich einesteils die Frage, in welche Gebiete des menschlichen Lebens sich der Staat nicht einzumischen habe, und anderntheils die Frage, auf welche Weise die Staatsverwaltung zu einer Angelegenheit aller Bürger gemacht werden könne. Man kann von einem negativen und von einem positiven Ziel des Liberalismus reden. Der negative Liberalismus erscheint als Kampf gegen die Allmacht des Beamtentums und hat als Ziel das freie Individuum. Er bekämpft die Umklammerung durch Staatsschutz, Staatsaufsicht, Polizei und Kirche und sein Inhalt ist: Religions- und Gedankenfreiheit, Wanderungsfreiheit, Gewerbefreiheit, Freihandel, Preßfreiheit und Versammlungsfreiheit. Auf jedem dieser Gebiete sollen dem einzelnen Staatsbürger Rechte gewährleistet werden, in die niemals eine öffentliche Macht eingreifen darf. Diese Rechte nun erschienen ihren ersten und grundlegendsten Vertretern als natürliche Rechte, die mit dem Menschen geboren werden und die ihm nur durch Betrug oder Vergewaltigung genommen worden sein können. Das erhöhte den Eifer des Kampfes, denn für Naturrechte kann man blindlings streiten, aber im Grunde ist das die schwache Stelle der älteren Theorie. Natürliche Rechte sind nämlich diese Freiheiten gar nicht für den Menschen an sich. Es sind keine Rechte des Naturmenschen, sondern Rechte des Kulturmenschen, Rechte für Leute, die eine gewisse allgemeine Bildung erworben haben und infolgedessen imstande sind, die eben genannten Freiheiten auch zu benutzen. Man sage sich doch einmal ganz offen, welchen Wert die Preßfreiheit für Leute hat, die nicht lesen können, oder die Versammlungsfreiheit für solche Staatsbürger, die nicht imstande sind, eine längere zusammenhängende Rede zu verstehen! Welchen Wert hat die Gewerbefreiheit für Leute, die in ihrem ganzen Leben nichts anderes zu sehen und zu hören bekommen, als die altväterliche Art, den Boden zu bearbeiten, und welchen Wert hat die Freiheit des Handels für eine Bevölkerung, der selbst das einfache Rechnen noch Schwierigkeiten macht? Alle diese Fragen, die auf heutigem deutschen Boden als unnütze Theoretisirerei erscheinen, sind auf russischem Boden von unmittelbarer Eindringlichkeit. Dort kämpft man in der Tat um Freiheiten, für welche der größere Teil der Bevölkerung die Voraussetzungen noch nicht mitbringt.

Es scheint nun vielleicht, als sollte aus diesen Sätzen gefolgert werden, daß der Kampf um die bürgerlichen Freiheiten in Rußland ein völlig vergebliches Beginnen sei. Das aber ist nicht unsere Absicht, wir wollen nur zeigen, wo die tiefste Schwierigkeit liegt. Die eigentliche Schwierigkeit der russischen Revolution liegt darin, daß die Regierung des Zaren von sich aus die Bildungs-Voraussetzungen nicht herstellen will, auf Grund deren später liberale

Rechte auf eine gesunde Weise aufgebaut werden können. Man muß diese Regierung jetzt oder später stürzen oder gründlichst ändern, weil sie nicht willens ist, jene Volksbildung herbeizuführen, ohne die auch ein späterer Erwerb von Menschenrechten eine Illusion bleibt. Wenn also jetzt der Ruf nach negativem Liberalismus, d. h. nach freier Bewegung des einzelnen Menschen die russischen Gemüter beschäftigt, so ist dieses auch in unseren Augen ein politisch notwendiger Vorgang, aber das allerwichtigste, was überhaupt getan und beschlossen werden kann, sind nicht zunächst die geforderten Rechte, sondern ist die Hebung der Masse des Volkes bis dahin, wo sie für solche Rechte reif wird. Das russische Volk ist schon zu gebildet, um das Zarentum zu ertragen, aber noch nicht gebildet genug, es durch etwas anderes zu ersetzen. In Deutschland ist der geschichtliche Entwicklungsgang um vieles einfacher und sachgemäßer gewesen, weil bei uns der Schulzwang und damit eine gleichartige Durchschnittsbildung der Volksmenge um einige Menschenalter früher gekommen ist als die Einführung der liberalen parlamentarischen Politik. Bei uns hat der Beamten-Liberalismus längst vor dem Parteiliberalismus das große Werk vollbracht, die elementarsten Voraussetzungen für einen späteren Verfassungs-Liberalismus herbeizuführen. Im Jahre 1820 kann im jetzigen deutschen Reichsgebiet der Schulzwang als vollzogen gelten, während die Reichsverfassung 1866 und 1871 in Kraft trat.

Der zweite Gedankengang, der sich unter dem Worte „Menschenrechte" verbirgt, ist die Idee, daß jeder Staatsbürger einen Anteil haben soll an der Leitung der öffentlichen Geschäfte, insbesondere an der Gesetzgebung und an der Auswahl der Beamten. Die Bevölkerung im ganzen wird bei diesem Gedankengange als Subjekt des Staats-Organismus hingestellt. Auch dieser Gedankengang wurde von seinen ersten Vertretern als ein angeborenes Recht aller Menschen gedacht. Es handelt sich aber in diesem Falle, geradeso wie in dem vorher besprochenen, im Grunde nur um ein Recht des Menschen, der eine gewisse schulmäßige Bildung besitzt, denn alle Beteiligung am Staat und sei sie noch so einfach, setzt doch eine gewisses Maß von Kenntnissen voraus, welches ohne besondere Erziehung nicht gewonnen werden kann. Insbesondere ist das Wählen von Abgeordneten nicht ausführbar durch Leute, welche nicht imstande sind, das Programm des Abgeordneten einigermaßen zu verstehen und einen Wahlzettel entweder zu schreiben oder wenigstens zu lesen. Man wird zwar einwenden, daß schon auf den ältesten Volkstagungen der Germanen und anderer Völkerschaften Wahlhandlungen vorgenommen wurden, ohne daß es Volksschulen und Schulzwang gegeben hätte, aber jene alten Wahlhandlungen bestanden in der Hauptsache aus Akklamationen, d. h. aus einem großen zustimmenden Getöse zu dem Vorschlag, der von den vorhandenen Autoritäten gemacht wurde. Und außerdem waren die meisten Wahlen der alten Zeit auf einen kleinen Kreis von Menschen beschränkt, in dem der einzelne den einzelnen noch einigermaßen kannte. Ein Wahl-System aber, wo etwa auf 100000 Menschen ein Vertreter kommt, ist überhaupt nicht anders durch-

führbar als auf dem Hintergrund einer allgemeinen Elementar-Schulung. Dieses wird praktisch von den republikanischen Franzosen in Algier dadurch anerkannt, daß dort von den Eingeborenen nur diejenigen als wahlberechtigt gelten, welche ihren Namen selbständig in die öffentliche Liste einzuschreiben in der Lage sind. Es würde also eine Verleihung des allgemeinen Wahlrechtes im heutigen Rußland entweder an eine ähnliche Bedingung gebunden werden müssen, oder sie würde nur dazu führen, daß große Massen von Wahlzetteln ohne Verstand auf Befehl abgegeben würden. In diesem letzteren Falle aber wirkt das Wahlrecht genau das Gegenteil von dem, wozu es geschaffen worden ist, es erhöht die Korruption.

Wenn also durch diese allgemeinen Betrachtungen festgestellt ist, daß es sich bei den liberalen Rechten um Rechte von Menschen mit Minimalbildung handelt, so ist doch damit längst noch nicht der ganze Zusammenhang zwischen Bildung und Liberalismus aufgewiesen. Auch bei Vorhandensein von Schulzwang und dementsprechender Durchschnittsbildung steht es nämlich noch immer so, daß es von der Höhe dieser Durchschnittsbildung abhängt, in wieweit die liberalen Rechte und Einrichtungen, sowohl die negativen, wie die positiven in Wirksamkeit treten. Beispielsweise ist auch heute noch zu beobachten, daß das älteste der liberalen Rechte, die Religions- und Gewissensfreiheit überall dort sachlich unwirksam und fast unnötig ist, wo eine ganze Bevölkerung auf einem gleichmäßigen niedrigen Elementar-Durchschnitt der Bildung gehalten wird. Erst dort, wo für den Einzelnen die Möglichkeit besteht, sich über die Unterstufen der Bildung emporzuheben, erwachsen diejenigen einzelnen Menschen, die imstande sind, sich ihre eigene Weltanschauung für sich zu bauen, die Leute, die Gewissensfreiheit brauchen. Diese aber sind es auch allein, die den Gedanken vom Wert des Einzelnen für die Gesamtheit aus eigener Lebenserfahrung und mit innerer Wärme vertreten. Wenn wir es heute beklagen, daß wir so wenige Menschen haben, die von dem Wert des Einzelnen innerlichst überzeugt sind, so hängt das damit zusammen, daß unsere ganze Bildung einem gewissen Schematismus anheim gefallen ist, und ungefähr so behandelt wird wie die Einübung der Infanterie zu militärischen Leistungen. Das trifft am meisten den Betrieb der Volksschulen, ist aber auch einigermaßen wahr für die Art, wie die mittleren und höheren Schulen behandelt werden. Wenn der Liberalismus an seinen alten Satz wirklich glaubt, daß es in der ganzen Welt nichts Größeres und Wirksameres gibt, als die Kraft einzelner Menschen, die sich ihrer Selbständigkeit bewußt geworden sind, so muß er um seiner eigenen Selbsterhaltung willen darauf dringen, daß die Möglichkeit des Aufsteigens von Individualisten nicht erschwert sondern erleichtert wird. Das aber würde in der Praxis heißen, daß der Liberalismus in Stadtvertretungen und Landesvertretungen sich nicht damit begnügen darf, normale Minimal-Leistungen auf dem Bildungsgebiet herbeizuführen, sondern daß er neben der Herstellung einer steigenden elementaren Durchschnittsbildung die Möglichkeiten vermehren muß zur besonderen Personen-Bildung. Das führt aber, wenn man es weiter

durchdenkt zu einer viel größeren Gliederung unseres Erziehungs-Systems, nämlich dazu, daß für besondere Begabungen und Anlagen die Bildungsmittel vermehrt werden und daß eine freie Auswahl der Unterrichtsfächer schon in der Mitte des Kindesalters einsetzen kann und daß die gleichmäßige Einordnung aller einzelnen in ein Klassen-System, bei welchem der Fortschritt des einzelnen an den langsamen Schritt der übrigen gebunden ist, gelockert werden muß. Es sind ohne Zweifel nicht geringe Schwierigkeiten für die pädagogische Technik, die damit berührt werden und ich denke meinesteils nicht daran, den Pädagogen in ihr Handwerk einzugreifen und etwa genauer auszuführen, wie dieses von ihnen gemacht werden könnte. Mir liegt nur daran vom Standpunkt der liberalen Politik im allgemeinen die Bildungsforderung zu beleuchten, die gestellt werden muß, wenn man das Menschenmaterial herstellen will, ohne das die Bevölkerung notwendiger Weise in Bevormundung und Tradition bleibt.

Gerade jetzt, wo wir in Deutschland einen Kampf um die Einigung und Erneuerung des getrennten Liberalismus erleben, gehen die Gedanken vieler Staatsbürger rückwärts zu den Zeiten, in denen der Liberalismus eine große und lebendige Werbekraft auf die ganze deutsche Bevölkerung ausgeübt hat. Der alte Liberalismus von 1840 und 1860 war keineswegs nur eine wirtschaftspolitische Erscheinung. Sicherlich hatte er volkswirtschaftliche Beweggründe, er war die Bewegung des beginnenden Industrie-Zeitalters und gleichzeitig die Bewegung des sich vom Feudalsystem selbständig machenden Bauernstandes. Aber mit wirtschaftlichen Fragen allein hätte jener Liberalismus nie die glänzende Kraft bekommen, die noch heute einen gewissen Schimmer für die Nachfolger der alten Liberalen hinterlassen hat. Der Glanz und die magnetische Kraft des alten Liberalismus beruhten zu einem großen Teil darin, daß er eine geistige Bewegung war, die der Bevölkerung einen Fortschritt vom Massendasein zum Einzeldasein, von der Bevormundung zur Selbständigkeit versprach. Es wurde damals wirklich geglaubt, daß der Liberalismus die Aufklärung mit sich bringt. Mag auch in dem Wort „Aufklärung" sehr viel Phrasenhaftes enthalten gewesen sein, so enthält es doch andrerseits eine überaus große Sache, nämlich die Verwandlung eines Volkes von abhängigen Seelen in selbständige Individualisten. Darauf beruhte ein bedeutender Teil der politischen Kraft jenes Liberalismus, daß er grundsätzlich personenbildend auftrat und darum die natürliche Vertretung aller Begabungen übernahm. Und wenn wir heute uns überlegen, auf welche Weise der deutsche Liberalismus zu dem Quell seiner Kraft zurückkehren kann, so genügt es nicht, daß wir die Programm-Sätze der alten Zeit dem Volk von neuem vorlegen, sondern wir müssen die innere Triebkraft jener älteren Zeit wieder in Herz, Sinn und Gedanken aufnehmen und müssen jenen Bildungsenthusiasmus, durch den der frühere Liberalismus stark geworden ist, auf einer höheren Stufe von neuem wieder gewinnen.

Ein wesentlicher Teil der Anziehungskraft der Sozialdemokratie auf die

Masse des Volkes beruht darauf, daß es die Sozialdemokratie verstanden hat, sich zur Vertreterin des Bildungsdurstes der Bevölkerung zu machen. Oft haben die Liberalen überlegt, warum die Sozialdemokratie aus armen und einfachen Leuten heraus soviele rednerische Talente zu wecken vermocht hat, die sich der liberalen Agitation nicht erschlossen haben. Es waren und sind zwar oft keine Geisteshelden im höchsten Sinne des Wortes, aber sie können sprechen und haben einen Eifer, der viele Berge übersteigt. Prüft man die einzelnen Fälle, so kommt man immer wieder zu der einfachen Tatsache, daß ein junger Mensch, dem weder der Pastor noch der Lehrer etwas von Darwin gesagt haben (es sei denn, daß sie ihm schlechtes gesagt haben), durch die Sozialdemokraten die neue natürliche Schöpfungslehre erfahren hat und daß er von da an für die Leute schwärmt, die ihm eine solche Vermehrung seiner Weltkenntnis gebracht haben. Kommt nun hinzu, daß das sozialdemokratische Lokalblatt trotz seiner Dürftigkeit immer noch mehr wirklichen Bildungsstoff enthält, als das staatserhaltende Kreisblatt, so ist es ein ganz begreiflicher Vorgang, daß gerade diejenigen Elemente, die Stützen des Liberalismus werden konnten, wenn sie beim Liberalismus ihre Bildung gefunden hätten, nun auf die Sozialdemokratie schwören.

Das würde nun ganz in der Ordnung sein, wenn der Liberalismus in sich selber an Bildung ärmer wäre als die Sozialdemokratie. Das ist aber gar nicht der Fall. Er hat genug hochgebildete Mitglieder, die an Bildungskraft alles übertreffen, was andere Parteien und Richtungen besitzen, aber es ist verborgene und gebundene Kraft, kein leuchtendes Feuer für alles Volk, solange die liberalen Professoren, Doktoren, Direktoren nicht mit dem neuesten und besten, was sie selber wissen, zum Volke gehen. Der Liberalismus hat die Grundlagen der Volksbildung gelegt, aber nun denkt er, er habe nichts weiter zu tun. Wo sind die Männer, die dem Volke von Kant berichten, von Fichte, von Schleiermacher? Wer erzählt dem Volke vom alten deutschen Liberalismus? Kein Mensch. Man gehe in die Hütten und sehe sich an, was auf dem Bücherbrett liegt! Entweder der Priester oder der Marxist! Die großen Denker der bürgerlichen Freiheit sind gänzlich unvolkstümlich geworden. Man sagt, sie seien zu schwer. Schwerer aber als der heilige Augustin auf der einen Seite und Marx auf der anderen sind sie aber nicht, sobald man sie in Volkssprache übersetzt. Das ist es, was gefehlt hat. Der Liberalismus gab Schulen, aber keine Weltanschauung für die Masse. Wenn er sie nicht geben könnte, wäre das kein Vorwurf, aber er ist gar nicht so arm, wie er erscheint, wenn er nur arbeiten will.

Und das Gesamtergebnis? Nicht nur das liberale Staatssystem, nein auch das liberale Parteiwesen beruht auf unbedingter Bildungsfreudigkeit. Wo sie fehlt oder nachläßt stockt der ganze Liberalismus. Ein Liberalismus, der auch nur etwas Angst vor der Bildung der Masse hat, wird doppelt gestraft, indem die Klerikalen die Schulen und die Sozialdemokraten die Volksliteratur in ihre Hand nehmen.

Radikaler Reformkatholizismus.

So lautet der Titel eines Buches von Dr. Emil Jung (München 1906, Ernst Reinhardt. 328 S.). Das Werk ist ein erfreuliches Zeichen des in gebildeten Laienkreisen immer weiter um sich greifenden tiefen Interesses für die ewigen Fragen der Religion. Es bietet nicht mehr und nicht weniger als eine Art christlicher Religionsphilosophie. Dasein und Wesen Gottes, Zweck und Ende des menschlichen Lebens, Schöpfung und Offenbarung, Entstehung der Religion, Judentum und Buddhismus, dies und manch anderes wird im ersten Teil, so gut es auf den knappen Raum von 124 Seiten gehen will, behandelt. Der zweite Teil gilt dem Leben und Lehren Jesu und setzt sich in zum Teil eigenartiger und origineller Weise mit den Hauptproblemen der Leben-Jesu-Forschung auseinander (S. 125—245). Der dritte Teil endlich folgt der Entwicklung der christlichen Glaubenslehre, der Ausbildung und Fixierung des Dogmas, und entwirft schließlich eine knappe Charakteristik der Freimaurerei, des Protestantismus und Katholizismus (S. 247—328). Definitive Lösungen und stets befriedigende Aufschlüsse wird kein Verständiger von einem zusammenfassenden, populären Zwecken dienenden Werke erwarten; ohne mannigfache Anregung wird er es nicht aus der Hand legen.

Bei der Reichhaltigkeit der hierbesprochenen Probleme ist es unmöglich, sie im einzelnen durchzugehen; zur Kennzeichnung des eigentümlichen Standpunktes des Verfassers genüge es, seine Stellung zu einer so außerordentlich wichtigen historischen Frage, wie es die Auferstehung Christi ist, ins Auge zu fassen. Dr. Jung läßt die Auferstehung Christi nicht als geschichtliche Tatsache gelten. Die in den Evangelien enthaltenen Angaben über Jesu Erscheinungen an verschiedenen Orten und seine Himmelfahrt können auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen, da solche Vorkommnisse mit den Naturgesetzen unvereinbar sind; die biblischen Berichte von der Auferstehung und Himmelfahrt sind daher ins Bereich der frommen Sage zu verweisen. Ist nun aber Christus nicht auferstanden, wie erklärt sich dann der feste Glaube der Jünger an die Auferstehung? Jung meint, Joseph von Arithmatäa, ein angesehener Ratsherr, habe den Leichnam Jesu zunächst in seiner Felsengruft beigesetzt, dann aber aus Furcht, die Juden könnten ihm denselben, um ihre noch nicht völlig gestillte Rachgier zu befriedigen, entreißen, aus dieser Gruft wieder herausgenommen und noch in derselben Todesnacht an einem anderen, außer ihm niemanden bekannten Orte zur letzten Ruhe beigesetzt. Um aber einerseits das Verlangen der Juden nach dem Leichnam Jesu zu beschwichtigen, andererseits die Jünger im Glauben an die Lehre Jesu zu bestärken, habe Joseph die Nachricht ausgesprengt, Jesus sei aus dem Grabe hervorgegangen. Dieser Erklärungsversuch hat nicht den Vorzug, allzu neu zu sein. Er ist unter dem Namen der Betrugshypothese in der theologischen Welt längst bekannt und zurückgewiesen, und wird auch in dem Kleide, mit dem er von Jung ausstaffiert wird, keinen besseren Eindruck machen.

Ist nun Christus auch nicht im Sinne der evangelischen Berichte und des Kirchenglaubens auferstanden, so doch in einem anderen, höheren Sinne, in der Form nämlich, in welcher die Auferstehung jedem Menschen zuteil wird. Er ist auf jenem Himmelskörper zu neuem, ewigem Leben wiedergeboren worden, der von Unbeginn der Welt an zu diesem Zwecke auserkoren war. Auf naturwissenschaftlichem Wege allerdings vermögen wir vorläufig nur festzustellen, daß es außer unserer Erde noch andere Weltgebilde gibt, welche die

Möglichkeit eines organischen Lebens bieten. Die Religionsphilosophie dagegen weist uns geradezu mit mathematischer Sicherheit nach, daß es wenigstens einen Himmelskörper geben muß, der seiner Anlage nach dazu bestimmt und geeignet ist, die Menschen nach Ablauf ihrer irdischen Prüfungszeit aufzunehmen und mit dem ihren Verdiensten entsprechenden Anteil an den ewigen Glücksgütern auszustatten. So lebt denn der Mensch nicht einmal, sondern zweimal, und mit vollem Recht feiern wir Ostern als das Fest unserer Auferstehung.

Wir hoffen zu Gott, daß es mit unserer Auferstehung und jenseitigen Seligkeit eine bessere Bewandnis habe, als mit dem Weltkörper, den Jung für das Fortleben nach dem Tode in Aussicht nimmt. Denn dieser Stern schwebt leider nicht im Weltall, sondern nur in des Verfassers lebhafter Einbildungskraft und spendet ein Licht, das niemanden blenden und noch viel weniger erheben und trösten kann.

Da Jung seinem Buche den Titel „Radikaler Reformkatholizismus“ gab, also gerade jenen Ausführungen, die sich mit der Zukunft des Katholizismus beschäftigen, ganz besonderes Gewicht beizulegen scheint, so können wir nicht umhin, ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen. Der Verfasser geht von der Anschauung aus, die katholische Kirche habe ihre führende Rolle im geistigen Leben der gebildeten Kreise seit dem vatikanischen Konzil vollkommen eingebüßt; das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit habe aber auch die weitere Entwicklung der katholischen Kirche selbst auf eine Grundlage gestellt, die jede gedeihliche Fortbildung ganz unmöglich mache. Denn schon der Gedanke an sich, daß ein kirchlich festgelegter Glaubenssatz für alle Zeiten unabänderlich und im Gewissen verbindlich bleiben müsse, sei mit der Tatsache, daß auch die religiöse Erkenntnis so gut wie jede andere in unablässiger Entwicklung begriffen ist, rundweg unvereinbar. Diesem Grundfehler der heutigen katholischen Kirche will nun der Verfasser mit dem Vorschlage abhelfen, der Papst möge seine Unfehlbarkeit mittels einer kathedratischen Entscheidung in der Weise einschränken, daß einerseits durch einen einzelnen Akt der obersten kirchlichen Lehrgewalt die Möglichkeit des Irrtums zwar nicht ausgeschlossen werde, obschon der zu immer vollkommeneren Erkenntnis Gottes führende Weg im ganzen und großen nie verfehlt werden könne, daß aber andererseits jedes Dogma vom Papst durch ein anderes ersetzt werden könne, falls der jeweilige Stand der religiösen Erkenntnis dies als geboten erscheinen lasse. Nicht bloß eine reformatio in capite et membris ist es also, was der Verfasser fordert, sondern eine reformatio in radice; „nicht konservativer und nicht liberaler, sondern radikaler Reformkatholizismus“ ist daher seine Losung. Eine so tiefgreifende Umwälzung ist freilich nur möglich, wenn an Stelle des die katholische Kirche gegenwärtig beherrschenden römischen Geistes der dem wissenschaftlichen Denken näher stehende deutsche Geist zur Vorherrschaft gelangt. Gerade die beabsichtigte Errichtung einer freien katholischen Universität in Salzburg wäre dazu angetan, die Vorbedingungen zu einer solchen grundsätzlichen Umkehr zu schaffen. Zu dem Ende müßte die Hochschule mit dem Rechte freier wissenschaftlicher Forschung ausgestattet und in der Lage sein, durch ihre Lehrkräfte und ihren theologischen Nachwuchs einen entscheidenden Einfluß auf die kirchliche Lehrbildung auszuüben und so den römischen Geist durch den deutschen Geist zu verdrängen. Dieser geistige Umschwung müßte sich dann natürlich auch in der Besetzung der wichtigsten kirchlichen Aemter, der Bischofsstühle und des Kardinalskollegiums, bemerkbar machen. Nur so könnte eine deutschkatholische Weltkirche im besten Sinne des Wortes erstehen.

Der Verfasser scheint entweder noch sehr jung und mit den kirchlichen Verhältnissen völlig unvertraut oder alles Sinnes für das Mögliche gänzlich bar zu sein. Welch widersinniger Einfall, der Papst möge durch eine kathedratische, d. h. unfehlbare Entscheidung seine Fehlbarkeit aussprechen! Schon der leiseste Gedanke eines Zweifels an der päpstlichen Unfehlbarkeit ist das größte Verbrechen, das es für Rom geben kann. Die päpstliche Unfehlbarkeit bildet so sehr den Abschluß eines Jahrhunderte langen Entwicklungsprozesses, den krönenden Schlußstein einer das ganze Mittelalter hindurch zielbewußt vorbereiteten und mit zäher Beharrlichkeit durchgeführten Bewegung, daß die Kurie, ehe sie daran rühren ließe, wohl eher noch die Gottheit Christi preisgäbe. Und gar von einer Vorherrschaft des deutschen Geistes im Katholizismus träumen, ist barer Wahnwitz. Seit den Tagen des Briten Winfried, ihres dienstbeflissenen Werkzeuges, den man die Deutschen als ihren Apostel zu verehren gelehrt hat, arbeitet die römische Kurie planmäßig und erfolgreich an der Verwälschung der deutschen Kirche, und die Deutschen selbst, deutsche Bischöfe und deutsche Regierungen helfen getreulich dazu mit. Es ist gewiß noch niemals erhört worden, daß ein italienischer oder gar ein römischer Geistlicher nach Deutschland gekommen wäre, um hier seine Studien zu machen, obwohl auch ein römischer Theologe an deutschen Hochschulen so manches lernen könnte. Wohl aber ziehen unter den Augen der deutschen Regierungen und auf Wunsch deutscher Bischöfe Jahr für Jahr ganze Scharen deutscher Jünglinge über die Alpen, um sich in römischen Schulen mit einer rückständigen Wissenschaft und mit unversöhnlichem Haß gegen die Grundlagen des modernen Staatswesens, Gewissensfreiheit, Parität und Duldsamkeit gegen Andersgläubige erfüllen zu lassen, und kaum in die Heimat zurückgekehrt, werden sie von verblendeten Regierungen in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit als Professoren, Seminardirektoren, Domherren und Dignitäre mit den einflußreichsten Aemtern in Staat und Kirche betraut, und die Regierungen wundern sich dann außerordentlich, wenn es auf einmal zu Reibungen und Konflikten zwischen kirchlichen und staatlichen Behörden kommt und auf einen Wink von geistlicher Seite die „Volksseele" zu kochen beginnt! Mit welcher Anhänglichkeit und Wärme spricht der italienische, tschechische, amerikanische Geistliche von seinem Vaterlande; die Kurie hat daran nicht das geringste auszusetzen und findet es auch ganz an der Ordnung, daß der geringste französische Abbé trotz allem und allem mit überschwänglichen Worten seine grande nation rühmt; getrost darf man sagen, daß es keinen Geistlichen auf der Erde gibt, der seinem Vaterlande mit solcher Kälte gegenübersteht, wie der deutsche. Fühlt sich aber wirklich einmal ein deutscher Geistlicher als Deutscher, so macht er sich sofort eines unerträglichen Chauvinismus verdächtig, wie denn dem echten Römer nichts mehr zuwider ist, als Deutschtum und deutsches Wesen, ein Zug, der schon längst vor dem Ausbruch der Glaubensspaltung hervortritt, seit der Reformation aber nur noch schärfer ausgeprägt ist. Seither gilt der Kurie das Deutschtum als der Inbegriff aller Häresie und es wird ihr schwer, an die völlige Rechtgläubigkeit eines Deutschen zu glauben, obschon doch, genau besehen, selbst der fortgeschrittenste Protestant immer noch mehr wahres Christentum aufweist, als der süditalienische und sizilianische Durchschnittskatholik, dessen Katholizismus, wie jeder Kenner bestätigen wird, überhaupt nichts ist, als schwach überfirnißtes Heidentum. Geduldig läßt es sich der deutsche Michel seit Jahrhunderten einreden, daß der liebe Gott nur lateinisch verstehe und sich durch die plumpen Laute deutscher Gebete beleidigt fühlen könnte; bei Spendung der Sakramente, bei Verrichtung der wichtigsten, in das Leben der Gläubigen tief einschneidenden kirchlichen Amtshandlungen

wird alles lateinisch abgemacht; unter dem Gemurmel unverständlicher Worte werden die Toten beerdigt. Selbst ungebildete Klosterfrauen, die nicht eine Silbe lateinisch verstehen, müssen Tag für Tag ihr Chorgebet lateinisch verrichten, ein rein mechanischer Lippendienst, bei dem von einer Andacht keine Rede sein kann, und es fehlt nicht an Leuten, die keine Ruhe geben, bis auch noch das letzte deutsche Kirchenlied verklungen ist; — und dann kommt ein Mann wie Dr. Jung und ist so naiv, von einer Vorherrschaft des deutschen Geistes zu schwärmen, der doch gerade von seinen eigenen Söhnen immer wieder verkauft und verraten wird. Sogar auf die zu errichtende katholische Universität zu Salzburg setzt er Hoffnungen; er scheint zu schlafen, denn sonst sähe er, wie schon die bestehenden deutschen Universitäten mit ihren katholischen Fakultäten zu völliger Bedeutungslosigkeit verurteilt sind, da alle ihre hervorragenden Theologen wütendster ultramontaner Verfolgungssucht zum Opfer fallen, und die sich erledigenden Katheder von nachgiebigen Regierungen unter dem Drucke kirchenpolitischer und parlamentarischer Einflüsse fast systematisch ungenügend besetzt werden. Wie wird gar erst die Salzburger „Hochschule" versorgt werden!

Kurz, mit all den schönen Vorschlägen des Verfassers ist es nichts; sie schillern und zerfließen bei näherem Zusehen wie Seifenblasen. Und auch mit seinem radikalen Reformkatholizismus ist es nichts. Ein radikaler Reformkatholizismus, wie er ihn träumt, ist eben kein Katholizismus mehr. Der Katholizismus läßt überhaupt keine ernste Reform zu. Ueberzeugt, vom hl. Geiste geleitet zu sein, fühlt er sich über allen Irrtum erhaben; er weiß alles besser und hat alles besser als andere Menschen und gibt nicht zu, daß an ihm etwas zu reformieren sei, höchstens einzelne Gläubigen oder Priester sind mit Mängeln oder Schwächen behaftet, das ist das äußerste Zugeständnis, zu dem er sich bequemt. Noch ist in aller Erinnerung, wie ein edler, geistvoller Mann, vom reinsten Eifer für die Kirche erfüllt und besorgt, diese möchte durch starres Festhalten an einer längst veralteten Weltanschauung ihren Einfluß auf die führenden Geister verlieren, einen Ausgleich zwischen den Forderungen der Kirche und den Errungenschaften der Neuzeit anzubahnen versuchte; seine Mahnungen fielen auf steinigen Boden und sogar Jung glaubt ihn ablehnen zu müssen. Schell, der große geniale Theologe, der mit jeder Faser seines tiefgläubigen Herzens voll enthusiastischer Liebe an seiner Kirche hing, der es wagte, deutsch zu fühlen und deutsch zu schreiben und für den Genius deutscher Religiosität eine Heimstätte in der Kirche zu fordern, wurde solange verfolgt und gehetzt, bis dies Herz brach. Das Beispiel solcher Männer kann niemanden locken, sich einem hoffnungslosen Märtyrertum zu unterziehen. Warum auch der Kurie Reformen aufdrängen, die sie nicht nötig zu haben meint? Man überlasse sie ihrem Schicksale, sie hat nichts gelernt und wird nichts lernen. Schon fallen ganze Nationen von ihr ab, schon kann sie nicht mehr mit Völkern, nur mehr mit Individuen rechnen. Schon ächzt und stöhnt der wetterharte Bau in allen Fugen; was soll man an seiner Fassade herummodeln und die Schnörkel erneuern, wo die Grundfesten wanken? Das römische Kirchentum wurzelt mit seinen Grundlagen in fernster Vergangenheit, und die Forschung der Gegenwart ist daran, diese verdorrten Wurzeln auszugraben. Da braucht es keine Reformen, keinen konservativen, keinen liberalen und keinen radikalen Reformkatholizismus. Nur auf die wissenschaftliche Forschung und auf den wissenschaftlichen Fortschritt setzen wir unsere Hoffnung, die einzige Macht, die Rom fürchtet und zu fürchten hat!

München. Ludwig Sauer.

Thoreau.

Von Josef Hofmiller in München.

1.

Der Reisende, der vom Bostoner Nordbahnhof aus in den kanadischen Zug einsteigt, fährt zuerst an Waltham vorbei, dem Hauptorte der amerikanischen Taschenuhrenindustrie. Bald darauf erscheint rechts ein lieblicher, dunkler, waldumrandeter See: Walden Pond! Die Reisenden machen sich gegenseitig auf ihn aufmerksam, wie auf etwas besonderes, obgleich ganz Massachusetts überreich an hübschen Seen ist. Nun fährt der Zug in den kleinen Bahnhof von Concord ein. Dieses Concord, das noch heute nach amerikanischen Begriffen ein Dorf ist, — im Jahre 1900 hatte es noch nicht einmal sechstausend Einwohner — hat für Amerika eine ähnliche Bedeutung wie für Deutschland Weimar und für England Stratford. Hier haben Emerson, Hawthorne, die Alcotts und Thoreau gelebt. Emerson allein ist von ihnen weltbekannt geworden; er gehört zu den geistigen Mächten der Gegenwart und ist bestimmt, in Zukunft noch mehr in die Weite und Tiefe zu wirken. Hawthornes Romane werden leider weniger gelesen als sie verdienen. Der Name Alcott ist bei uns nur durch Louisa Alcott bekannt geworden, deren höchst liebenswürdiges und anmutig heiteres Mädchenbuch Little Women auch in Deutschland allmählich nach Gebühr geschätzt wird. Thoreau endlich ist in jenem Mittelstadium zwischen Berühmtheit und Unbekanntheit, das man eine Gemeinde heißt.

In der Nähe des kleinen Bahnhofes steht ein Hotel, das Thoreaus Namen auf seinem Schild führt. Rechts vom Bahnhof zweigt die Thoreau Street ab. Nach ein paar Minuten kommt man an dem weißen Hause Emersons vorbei; dann an Orchard House, wo die Alcotts hausten; dann an The Wayside mit dem Turmzimmer, wo Hawthorne seine Romane schrieb; Old Manse, wo Emerson seine Kinderjahre verlebte. Endlich gelangt der Spaziergänger an einen träumerisch stillen kleinen Friedhof: das Sleepy Hollow Cemetery. Dort unter dem mächtigen Block Rosenquarz, ruht Emerson. Jener kleine Hügel, den eine dichte Lebensbaumhecke umgibt, ist der Nathaniel Hawthornes. Etwas weiter weg, in der Nähe der Alcottschen Grabstätte, hat Thoreau seine Ruhe gefunden. Verbunden im Leben, vereint im Tode. Der Hauch der Unsterblichkeit wittert um die schönen alten Rüstern und Buchen. Denn du Concord, im Lande Massachusetts, bist wahrlich nicht die geringste unter den Städten Neu-Englands. Denn aus dir sind Gedanken der Ewigkeit ausgebraust über Land und Meere. . . .

2.

Der Mensch der großen Stadt bezahlt die Eigenart dieser Lebensform teuer: er verliert die Fühlung mit der Natur. Denn die Natur selbst wird in der Stadt verkünstlicht, zur gärtnerischen Anlage verniedlicht und erniedrigt, sie verliert ihre Unschuld. Die Gesamtheit von Lebensformen, Kunst, Luxus, die man als moderne Kultur bezeichnet, ist kompliziert und künstlich. Einfachheit und Natürlichkeit sind für den modernen Menschen wieder Ziele; noch nicht erreichte, durch unablässige Selbstzucht zu gewinnende Ziele, ein wieder zu erlangendes verlorenes Paradies. Er vergleicht sich mit zeitlich oder ständisch oder kulturell tieferstehenden Individuen, und findet in dem Menschen früherer Jahrhunderte, im Jäger, Bauern, Flößer, im Indianer oder Beduinen Wildheit, Mut, Unabhängigkeit, offene, wenn auch wortkarge Biederkeit, wahre Teilnahme, ruhiges Selbstvertrauen, gesunde, durch das fortwährende Leben mit der Natur geschärfte Sinne. Er erscheint sich selbst zahm, ja feige; unehrlich und verschlossen; in schiefem Verhältnisse zu Menschen und Dingen; Wesen und Grad der Teilnahme heuchelnd; unsicher; seine Sinne geschwächt, krank. Ist sein Wohlstand um soviel reicher, seine Kultur um soviel geistiger und innerlicher, sein Leben um soviel behaglicher, daß er solch hohen Preis ohne Reue bezahlt hat? Hat ihn nicht die Verbesserung des Kulturmechanismus zum Sklaven dieses Mechanismus gemacht? Narrt ihn nicht die Kultur, die, indem sie auf die Erzielung möglichst differenzierter Individuen hinzuarbeiten scheint, in der Tat eine fortschreitende Nivellierung und Schablonisierung alles öffentlichen und häuslichen, alles geistigen und körperlichen Lebens zur Folge hat? Anstatt der genügsamen und stolzen Unabhängigkeit des Wilden hat er tausend Arten vielfacher Abhängigkeit eingetauscht: das Gold der Freiheit für die Glasperlen der Handlungsreisenden der Zivilisation. Jeglichen Geschickes Knecht fühlt er sich. Er sucht die Natur wieder auf im Sport: doch voll Hohn wird er abgewiesen. Die Natur kennt, duldet, nimmt keine Surrogate. Die Kluft wird größer. Die Großstadt verdirbt alles: die Luft, das Wasser, das Licht der Sonne, die Natur, den Menschen. Sie vergiftet was sie behaucht: die Dichtung, die Musik, die Geselligkeit, die Liebe.

Da treten Prediger auf, die ihre Lehre leben. Muß man ein russischer Landedelmann sein wie Tolstoi, um sein eigenes Leben zu leben? Genügt es nicht, als ehrlicher Bursche ohne künstliche Bedürfnisse sich durch die Welt zu schlagen wie Thoreau?

3.

Thoreaus Großvater stammte aus Jersey und war 1772 nach Neu-England ausgewandert; er heiratete eine Schottin, war Kaufmann in Boston und starb 1801 in Concord (Massachusetts). Thoreaus Vater war gleichfalls Kaufmann, fallierte, verlor all sein Vermögen und wurde Bleistiftmacher: er wird als kleiner, ruhiger, fleißiger, verträglicher Mann geschildert, grundehrlich und verläßig, in seinem Geschäft aufgehend, aber hilfsbereit und

freundlich. Thoreaus Mutter war groß, schön, schlagfertig, frohsinnig und lebhaft; sie sang gut mit guter Stimme und plauderte gern bis zur Geschwätzigkeit. Ihr Bruder Charles war exzentrisch, führte ein merkwürdiges Vagabundenleben, kugelte von Stadt zu Stadt, und war ein landbekannter Schelm voll krauser Einfälle und Sprüche. Der am 12. Juli 1817 geborene Henry David Thoreau selbst, das drittgeborene Kind, erwies sich als eine glückliche Kombinierung der widersprechenden Eigenschaften von Vater- und Mutterseite her.

Sein Geburtsort Concord war eine ehemalige Indianerniederlassung, die von ihnen nach dem Flusse Musketaquid (Wiesenbach) benannt worden war; es hatte damals etwa 2000 Einwohner, die altmodisch in bescheidenem Wohlstande friedlich dahinlebten. Die Landschaft ist schön. Wasser in Menge. Der träge dahinrollende Musketaquid und der pfeilschnelle Assabet. Die ganze Gegend voll von reizenden Seen, worunter der Waldensee späterhin für Thoreau bedeutsam und durch ihn weltberühmt werden sollte. Wundervolle Wälder von alten Eichen, Föhren, Edelkastanien und Ahornen. Sanfte, abwechslungsreiche Hügel; trockener Sandboden, zum Gehen in jeder Jahreszeit einladend. Diese Landschaft ist der Schauplatz von Thoreaus Leben, der geistige Hintergrund all seiner Werke, und der unerschöpfliche Springquell seiner inneren Erlebnisse.

Seines Vaters Verhältnis zur Natur war verhaltene Innigkeit; er liebte es, wie es in Niels Lyhne heißt, „in vegetativer Ergriffenheit" sie zu betrachten. Die Mutter war eine so leidenschaftliche Spaziergängerin, daß eins ihrer Kinder beinahe auf dem ziemlich entfernten Lee's Hill zur Welt gekommen wäre. Als sechsjähriger Knabe führte Thoreau die väterliche Kuh auf die Weide, barfuß wie alle Dorfjungen. Als Zehnjähriger wußte er mit Vogelflinte und Angelrute umzugehen. Schon damals trieb er sich leidenschaftlich gern am Wasser herum; Baden und Rudern, das war sein Leben, nie mehr vom Waldensee fort müssen, sein Traum und seine Sehnsucht. Alljährlich kamen Reste alter Indianerstämme, errichteten Zelte auf den Wiesen, reihten Muschelperlen auf, flochten ihre Körbe und lehrten die Dorfjugend ein Canoe meistern. Der kleine Thoreau war ein furchtloses, selbständiges und ernstes Kind; sein Neckname war the judge. Wurde er ungerecht verklagt, so fiel es ihm nicht ein sich zu verteidigen; er sagte nur ruhig „Ich tat es nicht".

Mit sechzehn Jahren wurde er auf die Universität Harvard geschickt, wo er nicht auffiel. Mit zwanzig verließ er sie. Als Student hatte er Stunden gegeben; so wurde er Lehrer, zunächst im Heimatdorfe. Bezeichnend ist der Grund, weshalb er nach kurzer Zeit den biederen Concordern empört kündigte: sie beklagten sich, daß er die Kinder nicht auch gebührend prügle.

4.

Damals rührte sich in Neu-England eine neue geistige Macht. „Welcher Genosse jener Zeit", schreibt der große Kritiker James Russell Lowell in

seinem übrigens ziemlich ungerechten Aufsatze über Thoreau, „wer kann je das vergessen, was wir vor dreißig Jahren die transzendentalistische Bewegung hießen! Aufgerührt durch Carlyle's Aufsätze „Zeichen der Zeit“ und „Geschichte“, bekam sie ihren endgültigen und unmittelbaren Anstoß durch den Sartor Resartus... Der namenlose Adler der Weltesche schien endlich Ruhe zu finden, und jedes versuchte, dem geheimnisvollen Vogel das Wunderei unterzulegen, aus dem endlich die neue und schönere Weltenschöpfung ausgebrütet werden sollte. Redeunt Saturnia regna — das stand fest; in welcher Form und Art, darüber ließ sich streiten. Jede geistige und körperliche Dyspepsie brachte ihr Evangelium zu Tage ... Das Wort „transzendental“ war das Mädchen für Alles ... Man reagierte und rebellierte mit Carlyle gegen die Philister, und der alte Kampf begann wieder, den Erasmus und Reuchlin schon gekämpft hatten, den Lessing und Goethe weitergeführt, den, in engerem Umfange, Heine gefochten, und dessen Führer in England, jeder nach seiner Façon, Fielding, Sterne und Wordsworth gewesen waren. Es war einfach ein Kampf um frische Luft, und wenn die Fenster nicht geöffnet wurden, bestand Gefahr, daß man die Scheiben zertrümmerte, so schön sie mit Bildern von Heiligen und Blutzeugen bunt bemalt waren ... Nur ein Ding ist besser als Tradition: Leben! Das ursprüngliche, ewige Leben, dem alle Tradition erst ihren Ursprung dankt. Dies Leben forderten die Reformer, mehr oder weniger klar in Gedanke und Ausdruck: Leben in der Politik, Leben in der Literatur, Leben in der Religion!“ Der schottische Presbyterianismus und der spezifisch amerikanische Puritanismus waren tot. Der Protestantismus schien seine Rolle ausgespielt zu haben: da treten Carlyle in England und Emerson in Amerika auf. Nur daß Carlyle immer gereizter, schriller, krauser sprach, wogegen Emerson immer ruhiger, heiterer, feierlicher das ewige Gesetz der Schönheit und Gerechtigkeit verkündete. Die Welt des Schotten war ein schwärzliches Gewimmel mit einem einzigen Lichtschimmer. Bei Emerson ist alles hell, in strahlendem, gütigem Lichte schwebend, der Sonnenhymnus eines Seligen, der zum Leben Ja und Amen sagt, und über der Kraft nicht die Milde übersieht, noch über dem großen Individuum die gesellschaftlichen Mächte.

Thoreau trat zunächst aus der Kirche aus. Um sich zu ernähren, fing er an Bleistifte zu machen wie sein Vater. Daneben ging er möglichst viel spazieren, was ihm wieder als Landvermesser zu statten kam. Im April 1838 hielt er seine erste Vorlesung im Concorder Lyzeum über die Gesellschaft. Schon etwas früher hatte er begonnen zu dichten. Seit 1837 führte er genau Buch über seine Spaziergänge, seine Erlebnisse und Gedanken. 1839 machte er mit seinem Bruder den in einem Buche hinreißend geschilderten Ausflug auf dem Concord und Merrimac, auf selbst erbautem Boote. Von 1840 an war er regelmäßiger Mitarbeiter ohne Honorar an der Vierteljahrsschrift des Emersonschen Kreises, dem Dial (Sonnenuhr), dem auch Alcott, Hawthorne, Elisabeth Peabody, die beiden Schwestern Fuller und Elisabeth Hoar ange-

hörten. Er lebte sogar zwei Jahre unter Emersons Dach und machte sich nützlich in Haus und Garten. Die eigenartige Persönlichkeit des um fünfzehn Jahre älteren Emerson wirkte auf ihn so mächtig, daß er unwillkürlich viel von dessen Manieren und die Art seines Sprechens annahm. Aber Emerson verdankte dem Jünger dafür Anleitung zu schärferer Beobachtung der Natur und zu einfacherer, strengerer Lebensweise.

1841 fand Thoreau seinen lebenslänglichen Freund Ellery Channing. Das Jahr darauf verlor er seinen über alles geliebten Bruder John, dessen er noch nach Jahrzehnten nicht gedachte, ohne blaß zu werden vor Gram. Nun warf er sich ganz der Natur in die Arme.

Der Transzendentalismus stand damals auf seiner Höhe, zugleich schwärmte man für körperliche Arbeit und einfaches Leben. „Wir sind alle ein wenig wild vor lauter sozialen Reformprojekten" schrieb Emerson 1840 an Carlyle, „jeder hat die Skizze einer neuen Gemeinschaft in der Westentasche". Mehrere Versuche, die neue Gemeinschaft in die Praxis umzusetzen, scheiterten.

Es ist allzeit der Traum feiner und nachdenklicher Geister gewesen, das weltliche Kloster zu gründen. Aber das weltliche Kloster ist ein Widerspruch in sich selbst. Man träumt es in der Jugend, und da man erwacht, entdeckt man mit schmerzlichem Befremden, daß man nicht im Kloster, sondern verheiratet ist. Der Junggeselle ist schließlich der moderne Anarchoret, omnia sua secum portans, sogar sein Kloster, wie der Krebs seine Schale. Aber, sowie er den Versuch macht, eine Einsiedlergesellschaft mit beschränkter Haftung zu gründen, erfährt er den durchaus idealen und phantastischen Charakter des weltlichen Klosters. Vielleicht ist die ganze klösterliche Existenz zu sehr religiös begründet, um als weltliches Ideal in Betracht zu kommen. Vielleicht ist die einzige Möglichkeit das Leben in der thebäischen Wüste, genannt Welt. Sie machen sich Besuche, diese heiligen Einsiedler, wie es auf dem Wandbilde im Pisaner Campo Santo gemalt ist; einige fischen, andere hauen Holz, andere schnitzen ernsthaft Löffel, — das nennen sie dann ihre Lebensaufgabe; andere, ohne Zweifel die Klügeren, wenn auch vielleicht die minder Heiligen, führen auf Gazellen die Holzlöffel in die Stadt zum Verkaufe. Immer wieder bestattet Panunzius den Onofrius, der Freund den Freund. Immer wieder hält der tapfere Junggeselle die Hand ins Feuer, sich vor der Anfechtung der Ehe zu bewahren. Immer wieder sind es allerlei Drachen und Teufel, so den Heiligen umdräuen. Und immer wieder küßt Antonius des toten Paulus Hand, zum letzten Gruße, derweil zwei fromme Löwen ihm die Grube graben. Alle aber sind sie getrost, weil jeder die Klause weiß, in der er des Abends schlummern wird, *seine* einsame Klause.

Immer stärker wuchs in Thoreau die Sehnsucht seiner Knabenjahre: ganz allein am Waldensee zu leben. Sein Freund Stearns Wheeler hatte schon den Versuch gemacht, einige Monate am Flintssee zuzubringen. Um Weihnachtsfeste 1841 schrieb Thoreau in sein Tagebuch: „Ich möchte bald gehen fernab leben am See, wo ich nur den Wind im Röhricht säuseln höre. Erfolg

genug, wenn ich mich selbst zurücklasse. Aber meine Freunde fragen, was ich dort tun wolle. Als obs nicht Tätigkeit genug wäre, den Fortschritt der Jahreszeiten zu betrachten!" Ende März 1845, in seinem achtunzwanzigsten Jahre ging er zu Freund Alcott, nahm eine Axt zu leihen und fing an, Holz zu schlagen zum Bau seiner Hütte. Am 4. Juli, dem Unabhängigkeitsfeste, bezog er sein Heim, das ihn genau achtundzwanzig Dollar gekostet hatte. „Ich ging in diese Wälder", sagt er selbst, „weil ich mit Verstand (deliberately) leben wollte, nur den Grundtatsachen des Lebens ins Auge blicken. Ich wollte beim Sterben nicht etwa entdecken, daß ich überhaupt nicht gelebt hätte."

Der Waldensee ist etwa zwei Kilometer von Concord entfernt; dicht bewaldete Hügel umgeben ihn und spiegeln sich in dem grünlich-blauen Wasser, das so herrlich klar ist, daß man bis auf dreißig Fuß den Grund deutlich erkennt. Der von Thoreau zum Hausbau erwählte Grund hatte Emerson gehört, — war das nicht ein wenig symbolisch? Symbolisch, wie die entliehene Axt, die Thoreau dem Eigentümer schärfer und blinkender zurückgab? Die Einzelheiten des Hausbaues und der ersten Einrichtung werden in „Walden" ergötzlich genug erzählt. Thoreau, der sich zuerst ein Boot gezimmert, dann ein Zelt aufgerichtet hatte, besaß nun eine Hütte; es ist ein hübscher Zug, daß er so drei Existenzformen der Menschheit gewissermaßen im Auszuge nachgelebt hat: die des Fischers, des Nomaden, des seßhaften Landbebauers.

Die Frage des Hausrates machte ihm keine Schwierigkeit: „Hausrat!" rief er mitleidig, „Gottseidank brauch ich kein Möbelmagazin um stehen oder sitzen zu können." Seine Hütte enthielt nur das im strengsten Sinne unumgänglich nötige Gerät. Er hatte drei schöne Kalksteinstücke auf dem Tische liegen; als er entdeckte, daß er sie täglich abstäuben mußte, warf er sie zum Fenster hinaus. „Nur ein Gerät muß man täglich ab- und ausstäuben: dies Möbel ist der Geist!" Er stand zeitig auf und nahm andächtig im See sein Morgenbad, als eine religiöse Handlung. Dann pflanzte er seine Kartoffeln, Bohnen, Erbsen und Rüben und nahm ein zweites Bad als feierlichen Schluß seiner Arbeit. Den ganzen Nachmittag ging er spazieren, selig wie Robinson, immer auf neue Entdeckungen aus. „Manchmal, an einem Sommermorgen, wenn ich mein gewohntes Bad genommen hatte, blieb ich auf meiner sonnigen Schwelle sitzen von Sonnenaufgang bis gen Abend, im Traum entrückt, mitten unter den Föhren und Hickory- und Sumachbäumen, in ungestörter Einsamkeit und Stille, derweil die Vögel ringsum sangen oder lautlos durchs Haus schwebten, bis die Sonne in mein Westfenster fiel, oder das Knarren eines Wagens auf der fernen Landstraße mich an das Verrinnen der Zeit mahnte." In Mondnächten ging er auf dem zarten Sande des Ufers flötenspielend auf und ab und lauschte dem Echo, das von den schlummernden Wipfeln ihm süß zurückfloß.

Ein Grundgebot seiner Philosophie war, keinem atmenden Wesen das Leben zu nehmen; aber da waren die Murmeltiere, die ihm die Bohnen ver-

wüsteten. Thoreau bastelte eine Falle und bald fing er einen ehrwürdigen Murmeltiergreis. Zur Strafe beließ er ihn ein paar Stunden in der Falle, dann ließ er ihn laufen als einen sicherlich gewitzigten Attentäter. Weit gefehlt! Der alte Herr kehrte pünktlich zu seinen Bohnen zurück, bis ihn Thoreau wieder fing. Zufällig kamen drei alte Sonntagsfischer gerade recht zum Kriegsgericht. Thoreau brachte es nicht übers Herz, das gefällte Todesurteil zu vollstrecken; er nahm das Murmeltier in die Arme, trug es zwei Meilen über Land, hielt ihm eine scharfe Predigt, zog ihm ein paar tüchtige Hiebe über den feisten Hintern — und ließ es wieder laufen. Diesmal sah ers nicht wieder.

Sogar das Fischen machte ihm Gewissensskrupel; so oft er gefischt hatte, war er in seiner eigenen Achtung gesunken. Gastfreundlich empfing er Kinder und Eisenbahner, Holzsucher, Fischer, Jäger, auch Schwachsinnige aus dem Armenhause; aber Projektenmacher, Klatschbasen und hohle Philanthropen ekelte er vergnügt zum Teufel. Wenn Emerson und Alcott kamen, wars natürlich ein Fest.

Einmal kam der Steuereinnehmer. Aber Thoreau war durch seine Abscheu vor der staatlich konzessionierten Negersklaverei in einen so grimmigen Staatshaß geraten, daß er sich rundweg weigerte, irgendwelche Steuer zu entrichten. Die Strafe blieb nicht aus. Eines Nachmittags, als er eben einen kranken Schuh flicken lassen wollte, wurde er verhaftet und ins Gemeindegefängnis gesperrt. „Henry, weshalb sind Sie hier?" fragte ihn der bestürzt herbeieilende Emerson. „Emerson, weshalb sind Sie n i c h t hier?" gab Thoreau dem vorsichtigen Freunde zurück. Es gefiel ihm ausgezeichnet im Gefängnis, und als Mutter und Tanten die Steuer hinter seinem Rücken zahlten, war er „wild wie der Teufel."

Er war oft nächte-, ja wochenlang von seiner Hütte abwesend, aber nie sperrte er sie zu. Dennoch kam ihm kein Stück weg, außer einmal ein Band Homer. „Nie hat mich jemand belästigt, außer die als Vertreter des Staates kamen." Nichts ist falscher als sich Thoreau als menschenscheuen Einsiedler vorzustellen, oder aber ihn mit der Walden-Episode zu identifizieren. Er verlor nie die Fühlung mit der Gesellschaft, wenngleich sein Hauptstreben war, nie die Fühlung mit der Natur zu verlieren. Zwei Sommer und zwei Winter war er so am Waldensee gewesen, da trieb es ihn wieder mehr zu den Menschen. Am 6. September 1847 verließ er Walden; er hatte diese Existenz gründlich ausgekostet, seine Lehrzeit war abgeschlossen. Als Jüngling, rauh und burschikos, war er gekommen, als Mann entließ ihn seine geliebte Einsamkeit, reif, ernst und milde.

(Schluß folgt.)

Briefe an Freunde.

Von Michael Bernays.

Am 25. Februar 1907 werden zehn Jahre dahingegangen sein, seitdem Michael Bernays, der münchener Universitätslehrer, der karlsruher Schriftsteller, der umfassende Kenner der Weltliteratur und ihrer kritisch-philologischen Betrachtung, aus dem Leben geschieden ist. Von der individuellen Begabung und dem Wissensumfange des Mannes, den einer seiner treuesten Schüler treffend als den letzten großen Polyhistor der deutschen Literaturgeschichte bezeichnet hat, kurz zu sprechen, die machtvolle Persönlichkeit und ihre Einwirkung auf Freunde und Schüler in knapper Ausführung zu schildern, stellt strenge und eigenartige Anforderungen, deren nach allen Seiten hin befriedigende Erfüllung tatsächlich nicht möglich ist. Darum sei hier für denjenigen, der über die wissenschaftliche Stellung, über die Methode und Stilistik von Michael Bernays eingehende liebevoll gegebene Aufschlüsse sucht, hingewiesen auf die einleitenden Worte Georg Witkowskis vor dem dritten Bande der Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte (Berlin B. Behrs Verlag 1899).

Dem schon seit mehreren Jahren sich ständig wiederholenden Wunsche, aus den zahlreichen vorhandenen und soweit erreichbar sorgsam gesammelten Briefen, deren allgemeinen über den Kreis der philologisch-literarhistorischen Zunftgenossen hinausgehenden Wert Einzelne gelegentlich zu rühmen wußten, eine Reihe erlesener Beispiele zu erhalten, diesem Wunsche wird nunmehr, ein Jahrzehnt nach Bernays Tode, nachgegeben. Haben doch die vier Bände der Schriften gerade hier eine fühlbare, wenn auch damals, zur Zeit ihres Erscheinens aus persönlichen Gründen unvermeidliche Lücke gelassen! Mit der kindlichen, naiv-gütigen pathetischen Selbstironie, die nahe Freunde als treffliche Eigenschaft an Bernays gern erkannten und rühmten, während sie hämisch-verständnislose fremde Beobachter wohl als prahlsüchtige Eitelkeit auszulegen wagten, hat Bernays gar oft mit lächelnder Miene die großen engbeschriebenen Quartbogen vom Schreibtische aufgehoben mit den Worten: „Wer schreibt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch solche Briefe?“ Und ganz gewiß, seine Episteln erinnern weit eher an die inhaltsreichen Schreiben, welche die grands écrivains nach langer Ueberlegung zu versenden pflegten, Kinder einer Zeit, die noch für die Abfassung bedächtig-theoretischer oder geistreich-frivoler Abhandlungen an einen beliebigen Freund Sinn und Muße besaß, als an die flüchtigen Mitteilungen, an welche die bequemen Postverbindungen einer in dieser Hinsicht sicherlich ärmeren Gegenwart uns gewöhnt haben. Trotzdem ein gewaltiger, ein entscheidender Unterschied. Alle die Briefe, die Michael Bernays niedergeschrieben hat, sind mit dem untrüglichen Stempel seiner Persönlichkeit, im rein menschlichen Sinne gedacht, versehen. Sie sind bei aller Wissenschaftlichkeit, bei aller stilistischen Exaktheit, nichts anderes als stark persönlich gefärbte Erzeugnisse von Stimmungen, welche bald die Durchnahme eines schwer sich zusammenfassenden Stoffes für das große Kolleg, bald die Beschäftigung mit den politischen Ereignissen des Tages,

denen Bernays als aufmerksamer Beobachter folgte, bald der Verkehr mit den Freunden oder der Welt im Atelier und auf den Brettern auslösen mußten. Gerade diese subjektive Betrachtungsweise alles dessen, was einem Menschen und Gelehrten, wie Michael Bernays es war, betrachtens- und anmerkenswürdig erschien, gibt diesen Briefen ihre, man darf es ohne zu übertreiben schon jetzt sagen, ethische und kulturhistorische Werte vereinigende Bedeutung.

* * *

Aus dem überreich vorhandenen Material die richtige Auswahl zu treffen, war nicht leicht. Erst nach längerer Ueberlegung und Sichtung konnten die Grundsätze aufgestellt werden, welche für die Herausgabe maßgebend sein sollten. Der Gedanke, auf Grund der sowohl an Zahl, wie an Schönheit und allgemein anregendem Gehalt überragenden Briefe nicht streng fachwissenschaftlicher Art eine Sammlung zu erhalten, welche auch außerhalb des strengen Häufleins der literarhistorischen Freunde und Schüler zu wirken vermöchte, gewann sich endlich die entscheidende Macht. Es soll dabei gleich gesagt werden, daß außerdem persönliche Rücksicht und das Gebot schonungsvoller Achtung vor Lebenden die Veröffentlichung von Schriftstücken polemischen Inhaltes, sei er nun berechtigt oder nicht, prinzipiell ausgeschlossen haben. So reifte nach und nach der endgültige Entschluß, alle Briefe mit rein fachwissenschaftlichen Betrachtungen fortzulassen, und ihre Ausnutzung für eine noch in weiter Zukunft liegende große Publikation einem tüchtigen, im Sinne von Michael Bernays wirkenden literarhistorischen Forscher der kommenden Generation zu bewahren. Nur um als Beispiele zu gelten, sollen der erste Brief an Heinrich von Stein und die herzlichen Zeilen an Karl Sittl bereits hier gedruckt werden. Bei dem Reste, der, immer noch umfangreich genug, übrig blieb und dem Bemühen, denselben mit Erfolg noch zu ergänzen, mußte leider die Erfahrung gemacht werden, daß gerade die schönsten und wichtigsten Schreiben einer von Bernays über ein Vierteljahrhundert mit besonderer Freude geführten Korrespondenz vernichtet worden waren. Trotzdem ist es möglich geworden, eine entsprechende zeitlich ziemlich abgerundete Zahl zusammenzubringen. Im Jahre 1873 wurde Bernays nach München berufen, 1890 trat er von seinem Lehramt zurück. Fast ausnahmslos sind die hier abgedruckten Briefe dieser Zeit entnommen. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wurde, wohl mit Recht, auf alle diejenigen Stücke verwendet, welche, zugleich biographisch bedeutsam, imstande sind, Zeugnisse abzugeben für den klaren Blick, mit welchem Michael Bernays die Erscheinung und das Wirken des Genius, wie er in Richard Wagner, in Anselm Feuerbach sich offenbarte, vor anderen zu erkennen vermocht hat, und der ihm freudiger Anlaß ward, impulsiv und kraftvoll zugleich sich stets als seinen begeisterten Vermittler zu betätigen.

München. Hermann Uhde-Bernays.

* * *

An Heinrich von Treitschke.[1])

Hochgeehrter Herr!

Ich wage zu hoffen, daß der Inhalt der beiliegenden Schrift Ihnen einiges Interesse abgewinnen wird. Wenigstens halte ich mich überzeugt, daß Sie den Studien, deren Ergebnisse hier zum Teil niedergelegt sind, ihre Bedeutung nicht absprechen und die Zwecke, die ich bei der Veröffentlichung dieser Arbeit im Auge habe, billigen werden. Ich wollte vor allem auch dartun, wie viel sich durch folgerechte Anwendung der streng kritischen Methode, die bisher nur in der Behandlung der Alten gegolten hat, bei einem neuen Autor ebenfalls gewinnen und leisten läßt.

Noch bin ich Ihnen meinen Dank schuldig für die freundlichen, ja wahrhaft erfreuenden Worte, die Sie vor einigen Monaten an mich gerichtet haben. Der ehrenden Aufforderung, die sie enthalten, werde ich in allernächster Zeit endlich nachkommen dürfen. Die schwere Arbeitslast, die mich während dieses ganzen Jahres niederdrückte, ist zum guten Teil abgewälzt, meine schwer angegriffene Gesundheit hat sich in den letzten Wochen wieder etwas gestärkt, und ich darf nun zuverlässig hoffen, mich an den „Preußischen Jahrbüchern" tätig beteiligen zu können. Daß Sie meinen Arbeiten einige Aufmerksamkeit geschenkt, hatte ich in der Tat nicht gehofft; daß Sie ihnen Beifall geben, ist mir stärkend und ermutigend. Würden Sie es angemessen finden, wenn ich die Artikel rein kritischen Inhalts von den übrigen sonderte und sie etwa im Laufe des nächsten Jahres in einer Sammlung selbständig erscheinen ließe?

Mit welcher lebendigen Teilnahme ich Ihrem Wirken gefolgt bin und folge, das möchte ich Ihnen einmal mündlich aus vollem Herzen aussprechen. Wie sehr habe ich bedauert, daß bei Ihrem letzten Aufenthalte in Bonn mir eine Begegnung mit Ihnen nicht zuteil geworden. Möge allem, was Sie in Wort und Tat unternehmen, der glücklichste Erfolg beschieden sein. Glauben Sie mir, daß auch ich ganz erfüllt bin von der Größe der Zeit, in der wir stehen, daß auch mich die vaterländischen Hoffnungen beleben, an deren Verwirklichung Sie mit eingreifender Thätigkeit so kräftig mitarbeiten!

In aufrichtiger Hochachtung Ihr

Michael Bernays.

Bonn, hinter dem Münster 97.
2. Dezember 1866.

---

[1]) Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Bernays und Treitschke stammen aus den Jahren 1854/55, wo beide in Heidelberg studierten. Die erwähnte Schrift ist Bernays, Zur Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes.

An Otto Gildemeister.[1])

Bonn, 18. September 70.

Hochverehrter Herr und Freund!

Erst gestern bin ich von meiner Reise heimgekehrt, die mich den Rhein bis nach Mainz hinaufgeführt hat. Ihre lieben und guten Worte waren mir ein herzerfreuender Gruß zum Willkommen.

Daß Sie unseres Zusammenlebens gern und freundlich gedenken, das ist mir wahrlich eine gar angenehme Kunde. Was mir jene Tage gewesen sind, das brauche ich Ihnen nicht von neuem zu beteuern; sie haben nicht nur meinem Bremer Aufenthalt die gehaltreichste Bedeutung gegeben, sie haben mir auch den schönsten Nachgenuß zurückgelassen. Was mir an jenen unvergleichlichen Tagen zuteil geworden, rechne ich überhaupt zu dem wertvollsten und erfreulichsten, was mir das Leben, das sich nur allzu selten so freigebig zeigt, bisher beschieden hat. Doch Sie kennen meine Gesinnungen und es bedarf zwischen uns keiner Worte.

Freilich blickt man in jene Tage, da das Studium der Poesie uns eine so ernste Angelegenheit war, wie in eine Zeit zurück, die man auf nun versunkenen seligen Inseln ruhig hinlebte. Aber wer möchte jene glückliche Ruhe eintauschen für die gewaltig erschütternde Aufregung, die uns nun seit mehr als zwei Monaten beherrscht! Und wie übermäßig Großes hat sich nicht wieder begeben, seitdem Sie Ihre gewichtigen Worte an mich richteten! Die endlich aufleuchtende Sonne deutscher Herrlichkeit blendet fast zu sehr.

Vor der Erkenntnis, daß durch die Taten unseres Volkes, das seine lange verhüllte Größe vor aller Welt Augen offenbart, von nun an der Geschichte Europas neue Bahnen vorgeschrieben werden, daß die europäische Geschichte von jetzt an ihren Schwerpunkt in Deutschland finden wird — vor dieser Erkenntnis schwindet jede andere Betrachtung. Wer aber von den Wundern dieser Zeit in seinem Innersten ergriffen wird, wie vermag der seinen Geist abzuwenden von dem Augenblick, der die Keime einer so großen Zukunft in sich trägt?

Sie halten, verehrter Freund, bei mir einen Gleichmut für möglich, auf den ich nicht den geringsten Anspruch erheben kann. Seit den ersten Tagen des Juli — denn Grammonts Rede, die hier allgemein als rhetorische Spielerei aufgefaßt wird, verkündigte mir den unvermeidlichen Krieg — seit jenen verhängnisschweren Tagen ist auch bei mir an ein zusammenhängendes, folgerichtiges Arbeiten nicht zu denken gewesen. Ich war nicht gerade müßig, weil die Zeit, die man nicht den französischen und englischen Blättern widmet, doch ausgefüllt sein will; — mich beschäftigten aber einige nicht sehr anlockende Partien der Literaturgeschichte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; aber auch beim Sammeln und Exzerpieren wollte sich die

[1]) Der berühmte Bremer Uebersetzer und Dichter Otto Gildemeister war durch die von Bernays in Bremen gehaltenen Vorträge mit diesem befreundet.

Aufmerksamkeit nicht erzwingen lassen; der Geist sträubte sich ungeberdig; unsere heiligste Mutter Germania — jetzt ist es doch etwas mehr als ein Wort — reißt alle Gedanken gar zu gewaltsam an sich.

Wie Sie wissen, habe ich mich von jeher bestrebt, die deutsche Literaturgeschichte im engsten Zusammenhange mit der Entwicklungsgeschichte Deutschlands aufzufassen und so muß für mich, auch im Hinblick auf meine Studien, die Bedeutung dieser wunderreichen Zeit eine unermeßliche sein. Unser Jahrhundert vollbringt auf politischem Gebiet dasselbe, was das vorige durch seine geistigen Schöpfungen geleistet. Das deutsche Volk verliert den zweideutigen Titel der Dichter und Denker; indem unsere Literatur aufhört, das vornehmste Ruhmesdokument oder vielmehr der einzige Trost unseres Volkes zu sein, sehen wir ihre geschichtliche Bedeutung mächtig wachsen. Denn auch dem Blödsichtigen muß es einleuchten, daß an unserer Literatur, deren Entwicklung gleichzeitig ist mit der steigenden Größe Preußens, sich das Nationalgefühl wieder aufgebaut hat. Jetzt ließe sich wieder hübsch über Klopstock sprechen. Aus der strahlenden Gegenwart fällt das Licht zurück auf eine herrliche Vergangenheit, die sich uns schon zu verdunkeln drohte. Diese Zeit gibt nun das Wort der Lösung für das bisher so dunkle Rätsel der deutschen Geschichte.

Ich glaube in der „Weserzeitung" oft Ihre Worte erkannt zu haben, und Sie dürfen nicht sagen, daß Sie bei dem großen Kampfe müßiger Zuschauer gewesen. Ich wünschte sehnlichst, auf irgend einen Posten gestellt zu werden, auf dem ich etwas, und wenn auch noch so wenig, mit meiner Feder hätte nützen können. Aber ungeachtet meiner eifrigen Bemühungen und des guten Willens einiger hochstehender Freunde ließ sich kein Platz für mich ausfindig machen.

Auf meiner Fahrt den Rhein hinauf hatte ich außer dem Homer nur Milton und Shakespeare bei mir. Nur die größten und machtvollsten Poeten können der Wirklichkeit dieser Tage gegenüber standhalten. Mit großer Aufmerksamkeit und einer eigenen Art von Ergötzen las ich Troilus und Cressida — diese tragisch-parodische Umbildung des Antiken ins Mittelalterliche und Rittermäßige. Verschwenderischer hat sich Shakespeares Geist nirgends ergossen. Tiefsinnige, aber zweck- und erfolglose Weisheit prunkt hier neben einem glanzreichen, aber innerlich hohlen Rittertum, und zwischen die süßen und wilden Töne der Leidenschaft hindurch vernimmt man die grellen Laute eines rücksichtslos herben, mit grausamer Lust vernichtenden Gottes. Wenn einmal in ruhiger Zeit die Muse Ihnen wieder nahe tritt, muß sie Ihnen den guten Gedanken eingeben, auch dies Werk deutsch zu machen.

In Mainz verkehrte ich täglich mit dem Gouverneur der Festung, dem Prinzen Waldemar Holstein, der mich seit Jahren kennt und der mich manche Blicke in die militärischen Verhältnisse tun ließ. Es ist gewiß nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß diesen Verhältnissen durchaus der Charakter des Beispiellosen aufgeprägt ist. Mainz war förmlich eingenommen von

französischen Truppen. Die Offiziere prahlten meist mit einer so stumpfsinnigen Unbefangenheit, daß man glauben mußte, sie ständen in dem Wahne, die Weltgeschichte sei noch um acht Wochen jünger. Dagegen verrieten die höheren Kommandeurs ein deutlicheres Bewußtsein ihrer Lage. Als der General de Sailly sich dem Prinzen vorstellte, rang er vergebens nach Fassung; seine Worte wurden von konvulsivischem Schluchzen unterbrochen. — Ich könnte manches Anziehende berichten, was sich aber nur mündlich wiedergeben läßt.

Wie bringt Ihre holde Lissy die Kriegszeit hin? Ihrer Gemahlin, der ich das dankbarste Herz bewahre, wünsche ich den schönsten befriedigendsten Erfolg ihrer segensreichen Tätigkeit; Ihnen bleibe ich für alle Zeiten in Dankbarkeit und treuer Verehrung ergeben.

Michael Bernays.

Als die Nachricht von der Proklamation der Republik auf Wilhelmshöhe anlangte, wandte sich Napoleon an den General von Boyen mit den Worten: Eh bien, à présent nous avons l'ennemi en commun. So erzählte mir der General von Boyen.

* * *

Hochverehrter Herr und Freund!

Lassen Sie sich meinen Herzensgruß und Glückwunsch zum glorreich erstrittenen Frieden gefallen! Jetzt, nachdem das Ungeheure als ein Vollendetes vor uns liegt, wird man vielleicht allmählich die Ruhe und Weite des Blicks gewinnen, um das, was getan und erreicht wurde, einigermaßen abzuschätzen. Inzwischen wird die Arbeit im Innern, die Arbeit an uns selbst, nicht ruhen dürfen. Nach welcher Seite sie vornehmlich zu richten ist, darüber kann uns, wenigstens im Rheinland, das Ergebnis der Wahlen belehren. In der Tat, die Erfahrungen, die uns hier bei den letzten Wahlen, zum Landtag und zum Reichstag, aufgedrängt worden, sind vielleicht geeignet, unsere Sieges- und Friedensfreude etwas herabzustimmen. Es ist, als ob sich in dem neu erstandenen Deutschland gegen uns eine düstere Phalanx bildete, gegen die wir leider nicht unmittelbar unsere Heldenscharen entsenden können. Doch Luthers und Lessings Volk wird auch dieser dunklen Gewalten Herr werden.

Es ist eigentlich vermessen, in diesen Tagen von sich selbst zu sprechen; Sie werden aber meine Aeußerungen nicht mißdeuten. In ihrem letzten Briefe an mich, noch unter dem frischen Eindruck des Tages von Sedan geschrieben, erwähnten Sie Straßburgs. Seitdem ist auch manchem andern der Gedanke gekommen, ich würde dort vielleicht am Platze sein, und noch vor kurzem sprach Simrock sehr lebhaft den Wunsch aus, mich dorthin versetzt zu sehen. Ich weiß nun wohl, daß Sie unmittelbar für eine derartige Anstellung nicht wirken können; ist ja doch das Verhältnis des Elsaß zum Deutschen Reich noch nicht einmal fest bestimmt! Indes wollte ich es doch nicht unterlassen, Ihnen die Angelegenheit wieder in Erinnerung zu bringen. Aller Wahr-

scheinlichkeit nach wird man die Neubildung der Straßburger Universität nicht lange verzögern, und vielleicht findet sich bei Ihrem Aufenthalt in Berlin, jetzt oder später ein günstiger Anlaß, einige kräftige Worte für mich oder vielmehr für die Sache zu sprechen.

Meine persönlichen Wünsche würden sich nicht eben nach Straßburg richten. Für die auf streng philologischem Fundament begründete, wirklich geschichtliche Literaturgeschichte, wie ich sie zu lehren vorhabe, wird dort fürs erste wohl kaum der Boden zu finden sein. Aber ich glaube in der Tat, daß dort ein vaterländisches Werk zu vollbringen ist, dem ich mich mit Eifer und Freude hingebend widmen würde. Der Gedanke an eine dortige Wirksamkeit ist mir gerade in den letzten Wochen wieder näher und lebhafter geworden. Obgleich ich für diesen Winter den öffentlichen Vorträgen gänzlich entsagt hatte, so schien es mir doch nicht angemessen, einige dringende Aufforderungen aus Düsseldorf, Köln usw. abzulehnen, und da konnte ich mich wieder jeden Abend aufs neue von der tief eindringenden Macht des lebendigen Wortes überzeugen.

Von Ihrem Wintermärchen ist mir bisher nur die Ankündigung bekannt geworden. Wie wäre es, wenn Sie einmal Nachsuchung hielten, ob sich von Ihren Shakespeare-Uebersetzungen vielleicht ein überschüssiges Exemplar vorfindet? Von den Histories fehlt mir nur Richard der dritte; es wäre gar hübsch, wenn ich die übrigen Stücke unmittelbar von Ihnen als eine Gabe Ihrer Hand empfinge.

Ihrer verehrten Frau, in deren Andenken ich hoffentlich noch ein bescheidenes Plätzchen inne habe, ist nun doch auch endlich von ihren unablässigen vaterländischen Mühen zu ruhen vergönnt. Hat Lissy denn auch schon mithelfen können? Gerade in diesen Tagen schloß sich im vorigen Jahre mein Aufenthalt bei Ihnen ab, der mir einen besonders schönen Lebensabschnitt bildet. Wie oft war ich seitdem, und gerade an den bewegtesten Tagen dieses übergewaltigen Jahres, in Gedanken bei Ihnen! Ich bin zu allen Zeiten in Liebe und Anhänglichkeit

Ihr treuer

Bonn, 5. März 71. Michael Bernays.

An Heinrich von Stein.[8])

Hochgeehrter Herr!

Goethe hat *langen* geschrieben. Das beweist seine in Berlin aufbewahrte Handschrift; — er wollte auch nie anders geschrieben haben: das bezeugt jede Ausgabe, die als authentisch gelten kann. Erst nach des Dichters

[8]) Als Lehrer im Hause Richard Wagners hatte Stein Gelegenheit genommen, sich mit einer Anfrage an Bernays zu wenden. Späterhin wurden besonders nach einem Besuche bei Bernays in München mehrfach Briefe gewechselt. Die hohe Anerkennung, die Bernays den Arbeiten Steins zollte, hat letzteren (wie mir Prof. Poske gütigst mitteilte) stets besonders erhoben.

Tode konnte sich das falsche hangen in einige Ausgaben einschleichen; alsbald aber ward es von dem unrechtmäßig eingenommenen Platze verwiesen; schon seit mehr als 20 Jahren wird es in keiner Edition geduldet, der nur einige kritische Sorgfalt gewidmet wurde. Die erste Lesart ist durch äußere Zeugnisse so unerschütterlich fest beglaubigt, daß ich schon im Jahre 1866, als ich die Schrift über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes herausgab, es für unnötig erachtete, dieser Stelle zu gedenken. — Ein Freund vermutet, der Fehler habe durch den Text des Beethovenschen Liedes Verbreitung genommen, daher erklärt es sich auch vielleicht, daß gerade in musikalischen Kreisen die falsche Lesart noch immer so einseitige Beschützer findet.

Die äußeren Zeugnisse also lassen keinem Zweifel Raum. Und das innere Zeugnis? Das Zeugnis des Geistes? Dies ist so vernehmlich und stark, daß selbst beim Mangel äußerer Beglaubigung der rechten Lesart ich mich für „langen" entscheiden müßte. Es ist das Stammwort von verlangen = sich sehnen, sich hinsehnen, mit starkem sinnlichen Nachdruck, gleichsam mit ausgestreckten Armen den Gegenstand der Sehnsucht ergreifen und umfassen wollen. Sie wissen, der junge Goethe gibt, wo es der neuere Sprachsinn nur irgend gestatten will, dem einfachen Verbum den Vorzug vor dem präfixierten; im unverlängerten Stammwort soll die ursprüngliche Anschauung, der Urbegriff nackt und dadurch deutlicher, lebensvoller und zwingender hervortreten. Sagt er doch einmal gar: flohene Stunden statt „entflohene"! — Nun blicken Sie auf die Anordnung des Liedes! Sie gewahren drei Paare von Gegensätzen; diese drücken dieselbe Grundstimmung in immer höherer Steigerung aus; sie werden jedesmal aufgelöst in einer allgemeinen Stimmung, in welcher die Gegensätze gleichsam ihre peinigende Schärfe verlieren:

Freudvoll — leidvoll

gedankenvoll sein = hier ganz gleich dem englischen thoughtful, das fast in schwermütig, melancholisch übergeht.

langen — bangen

sehnsüchtig hinstreben   zagend zurückbeben

in schwebender Pein;

hierüber wird der einzig geliebte Meister herrlicher gesprochen haben, als irgend ein anderer Sterblicher oder Unsterblicher es vermag.

Himm. jauchz, — z. Tode betr.

Glück. all. ist d. S. d. l.

Der schärfste Gegensatz und die umfassendste allversöhnende Auflösung.

Verzeihen Sie, daß ich, gegen meine Art, ein Erzeugnis der Goetheschen Seelenlyrik, die „höher ist als alle Vernunft", so scholastisch zergliedere.

Die Sprache liebt übrigens die Verbindung von hangen und langen. Im Simplicissimus wird als „altfränkisches Sprüchwort" angeführt: „wer hangt, der langt"; wem ein Prozeß angehängt ist, der sehnt sich nach Hilfe, langt nach ihr.

Auch die Verbindung von Hangen und Bangen ist nicht ohne Beispiel. In Herders „Volksliedern" (1799; fälschlich „Stimmen der Völker" genannt) finden Sie ein aus dem Englischen übertragenes Gedicht „Wider das Liebes-schmachten"; da heißt es in der zweiten Strophe:

Er hangt nicht an jedem verlangenden Blick,
Und zieht sich dem Hangen und Bangen zurück.

Aber gerade diese Herdersche Anwendung des Doppelwortes zeigt, das Clärchen es unmöglich brauchen kann. —

Wissen Sie, daß Ihre lieben Zeilen mich gerade an meinem Geburtstage begrüßten? Es gelte mir als ein heilverkündendes Omen, daß ich an der Schwelle eines neuen Lebensjahres einen Gruß aus dem Hause empfing, zu dem fast täglich mein sehnsüchtiges Gedenken sich hinwendet. Mehr als zwei Jahre sind dahin gegangen, seitdem ich des Meisters Stimme vernahm, aber der Nachklang seiner Worte kann mir nicht verhallen. Die mit Wahnfrieds Herrin verlebten Stunden bleiben ein Besitztum für immer, ein κτῆμα ἐις ἀεί. Sehe ich jetzt die Christtage herankommen, so widerstehe ich nur schwer dem Verlangen, ihnen durch einen Besuch in Wahnfried die erwünschteste Weihe zu geben. Aber ich weiß ja, daß der Meister sich zu einer Fahrt nach dem Süden rüstet.

Seit unserer nur allzu flüchtigen Begegnung habe ich oft und lebhaft Ihrer gedacht. Ich darf wohl hinzufügen, daß der edle Sinn, der Ihr ganzes Tun und Wollen zu durchdringen scheint, meinen Sinn auf das lebendigste angesprochen hat. Ich wünschte, in einem längeren Beisammensein zu erfahren, wie nah unsere Denk- und Gefühlsweisen sich berühren und berühren können. Bis mir dies vergönnt wird, lassen Sie uns wenigstens in freundlichen Gesinnungen einander nahe sein.

Meine Vorlesungen scheinen während dieses Semesters noch in weitere Kreise als sonst zu wirken. Freilich bleibt es immer schwer, ja unmöglich, das eigentliche Maß solcher Wirkung abzuschätzen.

Ins Wasser wirf Deine Kuchen!
Wer weiß, wer sie genießt. —

Das muß der Wahr- und Trostspruch des echten akademischen Lehrers oder vielmehr eines jeden sein, der über den Tag hinaus wirken will.

Sein Sie hochachtungsvoll gegrüßt von Ihrem ergebenen

München, 8. Decbr. 1879. Bernays.

An Heinrich von Treitschke.

Darf ich Sie bitten, hochverehrter Mann, diese in frisch verjüngter Gestalt erscheinende älteste Vossische Odyssee als einen Neujahrsgruß von mir anzunehmen? Möchten Sie Muße finden, doch auch der Einleitung einen aufmerksamen Blick zu gönnen! Schon seit langem beschäftigt mich der Gedanke an eine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Homer, als Vertreter des hellenischen Genius, zu den leitenden Literaturen Europas steht. Manche

Vorarbeit ist schon getan, mein Lehramt aber nimmt mich so in Anspruch, daß fürs erste an die Ausführung eines solchen Unternehmens nicht zu denken ist. Wie in meiner Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare müßte auch dort die genaueste philologische Einzelforschung mit umfassender literarhistorischer Darstellung verbunden werden.

Sein Sie versichert, hochverehrter Mann, daß ich Ihrem großartigen Tun und Wirken mit Bewunderung folge. Es würde mich beglücken, zu erfahren, daß meine Person Ihrer Erinnerung nicht gänzlich entschwunden ist.

In stets gleicher Verehrung

Ihr treulich ergebener

München, Ludwigstraße 29 Bernays.

30. Dezbr. 1880.

An Joseph Lewinsky.[4])

Geliebter Freund, Du hast auch nach Deiner Entfernung unter uns fortgelebt. Du kannst fortan meinem häuslichen Kreise nicht mehr fremd werden. Dein Leben mit uns, der tägliche, unbefangene Verkehr war mir so erquicklich, daß seitdem immer wieder der Wunsch bei mir auftaucht, wir möchten uns für jedes Jahr eine gewisse Zeit des Beisammenseins sichern.

Du gefällst Dir darin, unser Verhältnis zu meinen Gunsten gar zu einseitig aufzufassen. Jeder von uns beiden gibt und empfängt gleichmäßig. Nur aus solcher lebendigen Wechselwirkung kann ein wahrhaft fruchtbares Verhältnis entspringen; welches das innere Leben bereichert und das äußere vermannigfaltigt. Dies ist auch die Signatur unseres Verhältnisses. Das Leben gewährt doch eigentlich nichts Gehaltvolleres als den Verkehr mit einem in Geist und Gemüt uns verbundenen und doch in voller geistiger Selbstständigkeit uns gegenüberstehenden Freunde. Alle Lust an dem, was sonst genußreich scheint, stirbt ab mit den Jahren, diese Lust aber wächst, und an diesem Genuß ersättigt man sich nie. Ich will Dir nicht darlegen, was ich Dir, dem Freunde und dem Künstler verdanke. Ich will es Dir weder darlegen, noch für mich selbst darüber nachdenken. Denn hier ist die Reflexion nicht am Platze. Was mich so lebendig berührt, das will ich nur empfinden und unbefangen genießen.

Wie schwer auch der Druck der Atmosphäre auf mir lastete, ich suchte dennoch auf dem Katheder meine geistige Freiheit und Frische zu behaupten. Warum konnte ich Dich nicht mehr unter meinen Zuhörern erblicken? In manchen Stunden habe ich Dich herbeigewünscht. Das Volksepos ward noch recht gründlich behandelt. Ich ließ die einzelnen Charaktere herauswachsen aus den mit der Geschichte des Volks sich wandelnden epischen Ueberlieferung. Aber sehr bestimmt wies ich auch auf die Kunst der vergegenwärtigenden

[4]) Der bekannte Hofburgschauspieler — wie aus dem Brief hervorgeht, von Bernays als Künstler und Freund besonders hochgehalten — zeigte sich seit den Vorträgen, die Bernays im Jahre 1880 in Wien hielt, als treuer Verehrer.

Darstellung hin, an welche der Dichter zivilisierter Zeiten so selten und eigentlich nur dann hinanreicht, wenn sein Geist in geheimer Verwandtschaft mit dem in unerforschten Tiefen schaffenden Volksgeiste steht. Ich möchte Dich wohl einmal an den Rand dieser Tiefe führen, soweit ich selbst ihn zu beschreiten vermag. Neben der Behandlung der Nibelungen tat sich noch die ausführliche Schilderung Wolframs hervor. Bei ihr verweilte ich mit besonderer Lust. Der Parzival gehört zu den Dichtungen, in denen ein großes Volk einen bestimmten Moment seiner Geistesgeschichte festhält.

Gerade an diesen mittelalterlichen Stoffen wollte ich einmal wieder erproben, was ich als Dozent etwa vermag. Einiges hat mich mehr befriedigt, als ich zu hoffen gewagt, bei manchem andern empfand ich mein Unvermögen. Vielleicht fühle ich die Mängel, die mit meiner ganzen Behandlungsweise notwendig verknüpft sind, zu stark. Über eins ist mir klar: was ich als Lehrer mit dem mündlichen Worte wirken kann, das habe ich gewirkt. Es ist nun an der Zeit, meine physischen und geistigen Kräfte zu einigen größeren Arbeiten zusammenzunehmen. Von den Früchten umfassender und gewissenhafter Studien sollen doch nicht bloß diejenigen zehren, die sich vor meinem Katheder versammeln. Ich möchte auch nicht, daß mein Andenken erlischt in dem Augenblicke, da mein Mund sich schließt. Der Gedanke, nach zwei bis drei Jahren dem Katheder zu entsagen, gewinnt bei mir stets größere Festigkeit. Doch nur Dir sei es und zwar im engsten Geheimnis anvertraut!

Wie manches hätte ich noch zu sagen, vor allem auch über das, was Du mir hier als Künstler geboten. Doch über die letzten und höchsten Forderungen der Kunst denken wir ja gleich, und was der eine sagt, könnte die Anschauung des andern nur bestätigen. Ich bin überzeugt, daß eine Kunst ergründender Menschendarstellung, wie Du sie meisterlich ausgebildet, jene Wunder wirken müßte, die man von der Schauspielkunst meist vergeblich erwartet.

Ich umarme Dich mit brüderlichen Gesinnungen,

Dein getreuer

München, 10. August 1881. Bernays.

An Jakob Baechtold.[5])

„Hat denn Baechtold Trauer?" fragte meine Frau, indem sie mir den schwarzgeränderten Brief überreichte, auf dem sie die wohlbekannten Züge Ihrer Hand wahrgenommen. Ich erschrak; der erste Blick auf Ihre lieben Zeilen bestätigte die bange Vorahnung. Es ist hart, den Bruder von der Seite gerissen zu sehen, den man zu einem künftigen Lebensgenossen neben sich heranwachsen sah; aber unerträglich schmerzensvoll sind die ersten Zeiten, in

[5]) Professor der Literaturgeschichte in Basel und Zürich, Verfasser der „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz". Zur Zeit als dieses Schreiben abgesandt ward, hatten Bernays und Baechtold sich noch nicht persönlich kennen gelernt.

denen man sich mutterlos fühlt. Nach meinen inneren Erfahrungen muß ich sagen: es ist eine Schmerzenswunde, die eigentlich nie vernarbt. Lange, nachdem uns der Verlust getroffen, kann uns noch in gewissen Stimmungen plötzlich ein Gefühl des Alleinseins überkommen, so tiefgreifend, so stechend, als ob wir von neuem zu einem vereinsamten Dasein verurteilt würden. In dem Verhältnis des erwachsenen Sohnes zur Mutter liegt ein Gefühlszauber geborgen, von dem kein anderes Verhältnis, selbst nicht das zu dem geliebtesten Weibe, verklärt sein kann. Nur der Mutter gegenüber haben wir auch in höheren Jahren noch das köstliche Recht, Kind zu sein. Es ergreift mich immer, wenn ich in der Genesis lese: „Da füret sie Isaac in die hütten seiner mutter Sara. Und nam die Rebeca und sie ward sein weib und gewan sie lieb. Also ward Isaac getröstet über seiner Mutter.“ In der Tat, wo gibt es andern Trost? Und doch ist auch dieser nicht vollkommen.

Aber preisen Sie sich dennoch glücklich! Im reifen Mannesalter haben Sie Ihrer Mutter noch so manches Jahr zur Seite bleiben können. Ich verlor die meinige, als ich eben aus dem Jünglingsalter herausgetreten war. Ich verlor sie zu einer Zeit, da ich, auf einem selbstgebahnten Wege mühevoll vorwärts schreitend, zum Kampfe mit den mich umgebenden Verhältnissen gezwungen, ihrer zärtlichen und doch einsichtsvollen Liebe mehr als je bedurfte. Denn sie war in meiner Familie die einzige, die mein Wollen und Streben verstand und billigte. Es klingt wie ein Märchen, wenn ich Ihnen sage, daß ich in meinem vierzehnten Jahr in ein Geschäftshaus eintreten sollte, ein Platz im Kontor war schon für mich bestimmt. Und doch war bereits in meinen Kinderjahren die Richtung meines ganzen Wesens sehr entschieden hervorgetreten. Mir ward später oft erzählt, daß meine älteren Schwestern schon vor dem neunjährigen Knaben den Vossischen Homer verstecken mußten, von dem ich mich oft noch in späten Abendstunden nicht losreißen konnte. Mit kindischem Trotze setzte ich es denn auch durch, daß man abstand von dem noch kindischeren Beginnen, einen gelderwerbenden Kaufmann aus mir herauszubilden. Als ich, nach glänzendem Examen, auf die Universität zog, mußte ich abermals in den Kampf, um die Rechte meiner Individualität zu wahren. Dem mittellosen Jüngling wollte man nicht gestatten, sich Studien zu widmen, die ein so kärgliches Brot verhießen. Der Jurisprudenz sollte ich mich ergeben. Ich brauche es nicht zu bereuen, daß ich bei Böcking noch Institutionen gehört, aber damit wollte ich mich doch der Advokatengilde um keinen Schritt genähert haben. Alle Mächte der Erde hätten mich nicht zur Abtrünnigkeit von mir selbst verleiten können.

In diesen ernsten Fährlichkeiten nun blieb meine Mutter mir stets treue Bundesgenossin. Sie besaß eine gesunde literarische Bildung, oder vielmehr einen feinen Sinn für das Dichterische, jede literarische Prätension war ihrem einfachen Wesen fremd, ja, ihr verdanke ich zum Teil meinen unüberwindlichen Widerwillen gegen Schriftstellerinnen. Früh hatte sie in mir die Freude an Poesie geweckt. Der Blick der mütterlichen Liebe war auch hier der Blick des

Verständnisses. Sie wußte, wohin ich mit meinem Tun zielte, und ihr Vertrauen auf mich benahm ihr auch jede erustere Bangigkeit, die sonst ein Blick in meine ungewisse Zukunft hätte hervorrufen können. Sie mußte von hinnen, ehe sie erlebt hatte, was vielleicht ihr Leben würde verlängert haben: die Freude, mich in einer Stellung zu sehen, in der ich nach den Bedingungen meiner Natur wirken kann. Wenn ich mich diesen Erinnerungen überlasse, teurer Freund, so erkennen Sie daraus, wie lebhaft die Kunde von ihrem Verlust mein Mitgefühl erweckt hat. Daß die tägliche Pflichtarbeit Ihnen oft recht schwer auflag, begreife ich nur zu wohl; und doch bietet die regelmäßig wiederkehrende Arbeit das einzige wirksame Gegenmittel bei Schmerzen, die, auf unabwendbare Schicksalsschläge folgend, den innersten Menschen treffen.

Ich höre gern, daß Ihr Kolleg Ihnen wissenschaftliches Behagen gewährt, daß Sie schon ernstlich an die große Aufgabe der schweizerischen Literaturgeschichte denken, und daß Sie zunächst neue Publikationen vorbereiten. Haben Sie die einzelnen Dramen schon endgültig ausgewählt?

Ich habe während dieses Semesters bisher das Mittelalter in weiten Umrissen mehr angedeutet als dargestellt. Doch trug ich überall dafür Sorge, daß aus der drängenden Fülle der Erscheinungen die Gestalten derer, die als Beherrscher oder Vertreter ihrer Zeit gelten müssen, sich kräftig beleuchtet heraushoben. Mein Ziel ist diesmal das sechzehnte Jahrhundert oder eigentlich Luther. Denn mit der eingehenden Schilderung dieses gewaltigsten Autors deutscher Nation will ich schließen, nachdem Erasmus und Hutten gleichfalls in ausführlicher Behandlung vorhergegangen. So denke ich in meiner Weise den Mann zu feiern, dem sein gebührender Platz in der deutschen Literaturgeschichte noch immer nicht erteilt worden. Wer kennt Luther? Gegen Döllinger äußerte ich mich über den gewaltigen Mann. Er sah mich an und sagte nachdenklich und nachdrücklich: „Luther ist der Mittelpunkt der neueren Weltgeschichte." — Mir bleibt es immer eine erhebende Erinnerung, daß ich schon im Sommer 75 hier im Kolleg über das sechzehnte Jahrhundert ihm etwa sechzehn Stunden gewidmet habe.

Meine bescheidene Feier auf dem Katheder wird von mir um so herzlicher begangen werden, da ich mit Schmerzen darauf verzichten mußte, am zehnten November selbständig hervorzutreten. Der erste Geistliche unserer Gemeinde forderte mich auf, in einem für die weitesten Kreise berechneten Vortrage Luther als Schriftsteller zu schildern. Man muß den hiesigen Verhältnissen sehr nahe stehen, um zu begreifen, daß ich, der sonst mit dem Bekenntnis seiner Gesinnungen offen herauszugehen pflegt, diesmal im Hinblick auf meine Stellung und die damit verbundene ungehemmte Wirksamkeit, einer so lockenden Aufforderung widerstand. Aber ich widerstand mit schwerem Herzen.

Ließen Sie denn Ihr Auge schon auf dem ersten Bande der neuen Ausgabe Luthers ruhen? Der deutsche Luther läßt sich in diesem stattlichen Volumen noch nicht mit seinen voll ausgebildeten Tönen vernehmen. Aber auch aus dem Latein mag man den werdenden und immer mächtiger an-

wachsenden Luther erkennen. Auch in seinem Latein redet Luther deutsch mit seinen Zeitgenossen und den nachkommenden Geschlechtern. Auch seine heroische Naivetät bewahrt er in der Sprache Latiums und der Kirche. Durchmustern Sie einmal den Kommentar zur Genesis, die Scholien zum Jesaias, das Werk über den Galaterbrief! Erstaunen werden Sie über die allerorten hier ausgebreitete Lebens- und Empfindungsfülle. Stellt man Luthers Latein neben das in seiner Art unvergleichliche des Erasmus, so erkennt man, was die alte Sprache unter den Händen oder vielmehr auf den Lippen eines unbezwinglichen deutschen Heros werden kann. Schwingt er nicht die Waffe des lateinischen Wortes auch da, wo er die ernstesten Kämpfe bestehen und seinen innersten Sinn an den Tag geben will? Wer die Schrift de captivitate babylonica oder den ehernen Tractat de servo arbitrio nicht kennt, der hat noch nicht in das tiefe, die Welt und sich selbst bezwingende Heldengemüt Luthers geblickt.

Aus Kellers neu und reich eröffnetem Dichtungsquell schöpfte ich mit Genuß und Bedacht. Jeder Tropfen, den man schlürft, will gründlich ausgekostet sein. Ich bin noch lange nicht fertig. Und wann wird man hier fertig? Keller gehört mir zu den reinsten und ursprünglichsten Dichternaturen, die ich überhaupt kenne, manche seiner Gestalten sind mir geistige Lebensbegleiter geworden.

Der Lessing unseres Erich hat auch mich nicht losgelassen. Den Reiz, mit dem er, wenigstens auf uns, wirken muß, haben Sie sehr treffend bezeichnet. Eine wahre Lebensluft, die nach allen Seiten hin erfrischend und verjüngend wirkt, geht und weht durch das Buch, in welchem eine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung zum hellen Ausdruck kommt.

Ich schreibe Ihnen in der letzten Stunde des scheidenden Jahres. Eben flammt, schimmert und glitzert es noch einmal von den großen und kleinen Tannenbäumen, die während dieser Tage unsere Zimmer schmückten und füllten. Möge ein heiterer Glückesschimmer Ihren Lebenspfad beleuchten im kommenden Jahre und in allen nachkommenden. Bleiben Sie mein Freund!

Treu und herzlich Ihr

Bernays.

München Fürstenstr. 13
31. Decbr. 1883 elf Uhr.

An Heinrich von Stein.

Hochgeehrter Herr!

Ihre freundlichen Worte begrüßen mich hier in Baden-Baden. Der liebliche Ort gewährte mir auch in diesem Herbst einige Wochen erquickender Ruhe; nun ruft mich die akademische Pflicht zurück. Ich freue mich darauf, Ihre Schrift in München vorzufinden; sie wird mir doppelt wert sein, da sie mir als Ihre Gabe zugleich als ein Wahrzeichen Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gelten kann. Sie dürfen auf mich, verehrter Kollege, nicht nur als

auf einen lebhaft teilnehmenden, sondern wahrscheinlich auch als auf einen zustimmenden Leser rechnen. Wenigstens erwecken Ihre Andeutungen in mir die Hoffnung, daß wir in den Grundanschauungen uns begegnen werden, und diese Hoffnung bestätigt sich, wenn ich mir so manches zurückrufe, was wir ehedem mündlich verhandelten. Um so gespannter bin ich nun auf die Ausführung des Einzelnen. Von Ihnen kann ich mir auf alle Fälle Förderung des eigenen Denkens, also die wahre Belehrung versprechen.

Wie gestaltet sich Ihre Wirksamkeit in Berlin? Ich hatte gehofft, erfreuliche Kunde darüber während der Ferien von Ihnen selbst zu vernehmen. Wären Sie, wie in früheren Jahren bei mir eingetreten, so hätten Sie mich im innigsten Geistesverkehr mit den Dichtungsmeistern des cinquecento angetroffen. Nach dem namenlos Entsetzlichen, was in München während des Sommers auf jeden Empfindenden eingestürmt, regte sich in mir das unabweisliche Bedürfnis, meinen Geist in Anschauung einer andern Welt erheiternd zu beleben. Ich wandte mich an den eigentlichen künstlerischen Wundermann der Renaissance: ich durchlas mit strenger Aufmerksamkeit in einem Zuge den ganzen Orlando Furioso, der Innamorato blieb dabei immer zur Seite. Dann ließ ich Tassos Gerusalemme und die wunderliebliche Aminta folgen. Der ganze ungeheure Gegensatz zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts offenbart sich an dem Gegensatze, der zwischen Ariosto und Tasso waltet. Beide sind ganz eigentlich durch eine Welt getrennt.

Lassen Sie mich Ihnen herzlich empfohlen sein als

Ihren treugesinnten

Bernays.

Baden-Baden, 27. Oktober 1886.

An Karl Sittl.[6])

Hier mein Teurer, ein Pröbchen meiner oratorischen Prosa, der es hoffentlich nicht ganz an Numerus gebricht! Die Rede [auf Scheffel] will in der Tat gesprochen und mit empfänglichem Ohre vernommen werden. Alles, bis auf die Bildung der längeren Sätze, die ich sonst vermeiden würde, ist auf den lebendigen Vortrag und sogar auf meine Vortragsweise berechnet. Die Leistung, zu der ich mich nur widerwillig entschlossen, ist mir vor Jahren ganz eigentlich abgezwungen worden; nur ungern habe ich jetzt endlich den Druck zugegeben. Indes gereicht es mir einigermaßen zur Genugtuung, daß ich die mir aufgedrungene Gelegenheit benutzte, wichtigere Fragen und ernstere Probleme wenigstens zu streifen.

Das ist nun freilich ein gar kümmerliches ἀντίδωρον gegen das mächtige,

[6]) Der leider allzufrüh verstorbene Professor der griechischen Literatur an der Universität Würzburg. Sittl war längere Zeit auch Schüler von Bernays, der sein in Anbetracht seiner Jugend ungeheures Wissen stets als fast beispiellos zu bezeichnen pflegte.

stoffgewaltige Werk, auf dem mein Auge mit dankender Bewunderung ruht. Es soll mir im Laufe der Zeit die vielfältigste Belehrung bieten und mich immer von neuem an die weitausgreifende Tätigkeit, an die unermüdliche Schaffenskraft des Freundes mahnen, dessen Bildungsgang ich einst mit Staunen begleitet und an dessen Wirken ich mich nun wahrhaftig erbaue. Die Vorrede, deren Ton mich sehr anspricht, läßt mich ahnen, welchen Schwierigkeiten der Autor hier die Stirn bieten mußte, welche Stoffmassen er zu bewältigen, und nicht nur sichtend zu ordnen, sondern auch mit neuem Geiste zu durchdringen hatte. Wirst Du imstande sein, den Atlas bald folgen zu lassen?

Ich weiß meinem Danke und den Empfindungen, mit denen ich Dir zugetan bin, keinen innigeren Ausdruck zu geben als durch den Wunsch, daß fortan das brüderliche Du zwischen uns walte. Du siehst, daß ich, Deiner Zustimmung sicher, es schon in diesen Zeilen anwende.

Dein meisterlicher Gruß in hellenischem Laut und Vers hat mich höchst erquicklich berührt und mit behaglicher Heiterkeit erfüllt. Bei den Meinen hat er hellen Jubel erregt. Ich suchte meine Frau, sowie Ulrich und Marie in den bedeutsamen Sinn dieser Musterverse einzuweihen. Möchte sichs doch bewahrheiten, daß ein Buch wie das meinige den Besten der Franzosen die Ueberzeugung beibringen oder bestätigen könne, wie wir freudig bereit sind, die Eigenart und die wirkliche Größe ihres Geistes und ihrer Kunst anzuerkennen.

Ich weiß, in welche Enge das Wissen und die Anschauung derer gebannt ist, die als meine Fachgenossen gelten müssen. Unter älteren und jüngeren kenne ich nur wenige, die das Gebiet literarhistorischer Studien mit einem umfassenden und zugleich philologisch geschärften Blick überschauen. Ich weiß daher auch, welchen unwillkürlichen und absichtlichen Mißverständnissen mein Buch begegnen wird. Dich darf ich zu den wenigen rechnen, die mich mit liebevoll eindringendem Verständnisse begleiten und, ohne Voreingenommenheit, hellen Sinnes mich beurteilen. Die kühn verschlungene Anlage der Arbeit über Mahomet wird Deinem Auge durchsichtig sein. Du wirst gewahren, daß ich beim Niederschreiben des ersten Satzes den letzten schon im Geiste trug. Dir wird auch nicht entgangen sein, wie die literarhistorische Betrachtung in die politisch-historische überleitet. Die Arbeit enthält gar manches, quod ostendat revisentibus. Aber nichts steht um sein selbst willen da; das einzelne dient nur dem Ganzen. Du kennst mich genug, um überzeugt zu sein, daß ich der Fülle des Einzelwissens nur dann eine Bedeutung beilege, wenn die Gesamtanschauung dadurch gefördert wird.

Hat sich Dir der römische Aufenthalt als ergiebig bewährt? Und konnte sich die liebe Mutter an den Wundern der ewigen Roma recht gründlich erfreuen?

Was erwartet ihr von Eurem neuen Kultusminister? Glaubst Du, daß er seine Aufgabe in höherem Sinne fassen wird? Glaubst Du, daß er die

tiefgreifende Bedeutung der Studien schätzen kann, die ich einst in München, allem schmählichen Widerstande zum Trotz, zu begründen strebte?

Meine Frau und ich verlangen darnach, Dich hier zu begrüßen, zu beherbergen und zu pflegen. Wann kommst Du?

Dankbar und herzlich
Dein
Bernays.

Karlsruhe i. B., Schirmerstraße 1.
24. Mai 1893.

An Joseph Lewinsky.

Hier, teurer verehrter Freund, ein oratorisches Wagestück, das ich Dir nicht ohne einiges Bangen vor Augen bringe! — Du wirst mir glauben, daß ich niemals lebhaftere Anmutungen spürte, in dem Scheffelschen Dichtungsbereiche länger zu verweilen. Die Rede ward mir mit freundlicher Gewalt ganz eigentlich abgezwungen. Ich zögerte denn auch fast drittehalb Jahre, bevor ich mich entschloß, sie endlich dem Drucke zu überlassen. Niemand kann sicherer als Du die Schwierigkeit der widerwillig übernommenen Aufgabe würdigen und ermessen. Der Grundton des éloge mußte festgehalten werden, und doch durfte mir kein Wort entfahren, das meiner inneren Ueberzeugung widersprochen und mein künstlerisches Gewissen verletzt oder beschwert hätte.

Du wirst sehen, es ist eine wirkliche Rede. Sie will gehört sein. Alles, bis auf einzelne lang gedehnte, voll ausrollende Sätze, ist für den lebendigen Vortrag berechnet. Du, der Meister, solltest diesen Worten das wahrhafte Leben schöpferisch verleihen! In Wien gedieh ja einst die Verehrung Scheffels zur höchsten Blüte. Und wahrlich, der Dichter bleibt der bewundernden Anerkennung in so mancher Hinsicht für immer wert.

Dein köstlicher Brief bleibt mir ein unschätzbares Zeugnis Deiner Freundschaft, ein wichtiges Denkmal Deiner Einsicht. In unübertrefflicher Klarheit hast Du mir vor Augen geführt, wonach ich bei der peinlichen Ausbildung meines Stils zuerst und zumeist trachte. Daß es erreicht werde, kann nur Dein freundschaftlicher Sinn behaupten. Doch will ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß es mir noch gelinge, die Darstellung des wissenschaftlich Erforschten zu größerer Anschaulichkeit zu erheben. Gruß und Umarmung von Deinem ewig getreuen

Karlsruhe, 30. März 1895. Bernays.

An Frau Luise Laistner.[7]

Hochverehrte Frau!

Längst hätten Sie ein herzliches Wort von mir vernehmen sollen. Daß ich Ihnen stumm geblieben, mag Ihnen beweisen, wie schwer es mir ge-

[7]) Dieser Brief hat sein Ziel nicht erreicht. Frau Laistner war ihrem Gatten gefolgt. Bernays hatte die Absicht, den Brief als Nekrolog drucken zu lassen. Laistner gehörte vor seiner Uebersiedlung nach Stuttgart zum münchener Freundeskreise.

worden, für mein schmerzliches Mitgefühl einen mich selbst befriedigenden Ausdruck zu finden. Mein Gemüt gerät in die schmerzlichste Bewegung, wenn ich mir vergegenwärtige, was Ihnen geraubt, was der vaterländischen Kunst und Wissenschaft durch das frühe Hinscheiden Ihres Gemahls entzogen worden.

Was Laistner dichterisch geschaffen, hat in weiteren Kreisen vielleicht niemals die gebührende Würdigung gefunden. Das wechselnde Gelärm des literarischen Tagesmarkts überschrie den kräftig edlen Grundton seiner Muse; und doch glaube ich, daß sie in aller Stille sich den Weg zum Innern mancher Herzen gebahnt hat. Wer aber möchte verkennen, daß sein dichterisches Vermögen seiner streng und folgerecht geübten wissenschaftlichen Tätigkeit aufs herrlichste zustatten gekommen? Die bewundernswerte Sicherheit seiner umfassenden philologisch-historischen Bildung gestattete ihm, in dem unübersehbar weit sich erstreckenden Bereiche der Sagen- und Mythenforschung, in dem selbst die gewandten Pfadfinder sich so leicht verirren, oder, wie auf einem schlüpfrigen Boden, ausgleiten, in voller Selbständigkeit festen Schrittes einherzugehen, so daß die ins Auge gefaßten Zielpunkte auch wirklich erreicht wurden. Sein geistvoller Scharfblick gewahrte in der dichtesten Umhüllung den ursprünglichen Lebenskeim, wie unter dem unscheinbaren Sinnbilde den wahren Lebensgehalt. Zwischen weit voneinander abgelegenen Geisteswelten entdeckte er tief verborgene aber unleugbare Beziehungen. Seine schaffende und nachschaffende Einbildungskraft, die doch von dem erwägenden Verstande meist im Zügel gehalten ward, verlieh auch dem Ungreifbaren eine anschauliche Gestalt und übertrug die Form kühn in das Gebiet des Formlosen.

Ich bin gar nicht imstande, den Wert seiner großen Leistungen im einzelnen abzuschätzen. Der Bezirk seiner Lieblingsstudien blieb mir immer zum Teil verschlossen. Das aber darf ich aussprechen, daß unter den wetteifernden Forschern unserer Zeit keiner erstanden ist, dessen Arbeiten von dem herrlichen Bunde zwischen Wissenschaft und Phantasie ein so unwidersprechliches Zeugnis ablegen. Und über allem, was er unternimmt und gibt, schwebt der geistige Adel seines Wesens.

Mit welcher Sicherheit ergriff er die neuen Aufgaben, die ihm in Stuttgart gestellt waren! Es ist schmerzlich zu beklagen, daß unsern großen Autoren, deren Werke er in seine Obhut genommen, seine edlen Dienste fortan entzogen bleiben. Sein prosaischer Stil hat mich stets besonders angemutet. Gediegen, schmiegsam und helltönend — so mahnt seine Prosa zuweilen an Heyseschen Zauber, ohne doch irgendwie ihre Eigenart zu verläugnen. — Doch was brauche ich Ihnen zu schildern, was ihn unter den Mitlebenden auszeichnete? Ich wollte Ihnen nur andeuten, wie ich die Gesamterscheinung seines Wesens aufgefaßt. So wird er mir auch in künftigen Tagen geistig nah bleiben. Mit Wehmut rufe ich mir zurück, welche gehaltvollen Stunden wir gerade vor drei Jahren miteinander verlebten.

Aufs Geratewohl sende ich diese Zeilen hinaus, ungewiß, ob und wo sie zu Ihnen gelangen.

Mit den freundschaftlichsten Gesinnungen
Ihr verehrungsvoll ergebener

Karlsruhe, 25. Oktober 1896. Bernays.

An Otto Gildemeister.

Eigentlich, Hochverehrter, sollte ich den Dank für Ihr Buch an Ihre Gemahlin richten. Dadurch gewänne ich mir die Freiheit, Sie recht unverschämt hinter Ihrem Rücken loben zu können.

Aber es ist bei weitem schicklicher, daß hier jedes Lob verstummt. Wer Sie zu lesen würdig ist, muß längst wissen, was Deutschland an Ihnen besitzt, er muß wünschen, daß die Kenntnis von Ihrem Sein und Tun, von Ihren künstlerisch-wissenschaftlichen Leistungen weit über Deutschland hinausdringe.

Unser Volk, in seinem geistigen Dasein durch so vielfache Schwankungen, durch so manches ziellose Bestreben erregt und beunruhigt, kann auf wenige unter den Mitlebenden mit so begründetem Stolze wie auf Sie hinblicken. Und zum Ruhme unserer Bildungszustände, die oft so bedenklichen Einflüssen preisgegeben sind, muß ich behaupten, daß eine Persönlichkeit wie die Ihrige doch nur unter uns zu voller Reife frei sich entfalten konnte.

So sein Sie denn als höchstes Ehrenmitglied der Steele-Addisonschen Gilde mit feierlicher Wärme begrüßt! — Doch ich vergleiche Sie mit niemandem. Sie sind — was man von Erasmus zur Zeit der Epistolae obscurorum virorum zu sagen pflegte — ein homo pro se.

Hier hat einmal die sonst so verrufene request of friends etwas höchst Löbliches bewirkt. Die Freunde seien dafür gepriesen, daß sie rüstig selbst Hand angelegt, um ihr Verlangen zu befriedigen: sie zeigen uns den Künstler, den wir im Geleite höchster oder mächtig wirkender Dichtergenien zu erblicken gewohnt waren — sie zeigen ihn uns als selbständigen Beobachter der Welt, die uns umgab und umgibt, wir sehen ihn, wie er als tiefdringender Herrscher den rege wechselnden Erscheinungen dieser Welt mit viel umfassenden Geiste gegenüber steht.

Nicht eigentlich ein Buch wird uns hier in die Hand gegeben. Diese kostbaren Blätter vermitteln uns vielmehr den geistigen Verkehr mit einem Manne, der, auf den hellen Höhen des Lebens und der Bildung heimisch, uns den Sinn weckt zur Erkenntnis des Weltgetriebes und die Wirnisse deutend auseinanderlegt, in denen die Gesellschaft sich bewußt und unbewußt umhertreibt. Es ist ein spectator ab extra, dessen Lebensklugheit sich oft zur Lebensweisheit steigert, aber wir empfinden, daß zu der strengen Klarheit seiner Betrachtung sich das Mitgefühl mit der Menschheit gesellt, deren Tun und Sinnen er so eindringend beleuchtet. Ein zu wundersamem Gleichmaß ausgebildeter Stil, in dem die Phrase gleich der Sünde wider den heiligen Geist

verpönt ist, läßt überall den freien Einklang zwischen Wort und Sinn vernehmen; und so wird denn auch der Geist des Lesers in Freiheit gesetzt, daß er sich des schreckenden Ernstes, mit dem so manche Weltverhältnisse auf ihn eindringen, erwehren und wiederum in dem anscheinend Geringfügigen die wahre Bedeutung entdecken kann. Der unablässig regsame Geist eines solchen Beobachters, der seine Witzfunken nach allen Seiten hin sprühen läßt — doch wozu weiter reden? Sie wissen nun, was dies Buch mir ist und bleiben muß.

Unter den mir noch unbekannten Aufsätzen haben die dem einzigen Pascal und dem großen Adam Smith gewidmeten mich mit am lebhaftesten beschäftigt. Diesen glaube ich einigermaßen zu kennen, jenen habe ich einst mit leidenschaftlicher Hingebung studiert.

Ich höre Sie in diesen Aufsätzen mit ganz deutlicher Stimme reden. Da ist es denn natürlich, daß mich das stärkste Verlangen ergreift, einmal wieder eine schöne gehaltvolle Zeit mit Ihnen zu verleben. Dürfte ich dann auch die „Dame meiner Wahl zur Tafel führen?" (S. 65.) In diesem Falle wäre sie eins mit der Hausfrau.

Ich bitte Ihre Gemahlin, übermorgen, am 27sten, meines Geburtstags im Stillen zu gedenken. Ich muß ihn auch diesmal ganz im Stillen begehen: denn ein hartnäckiger Katarrh untersagt mir jeden lebhafteren Verkehr mit den Freunden.

In alter stets gleicher Verehrung Ihr

Karlsruhe, Schirmerstr. 1, Bernays.

25. Novbr. 1896.

Vauvenargues.

Zum drittenmale ist in diesen Blättern von dem wertvollen und höchst eigenartigen Unternehmen die Rede, das der Verlag von R. Piper & Co. in München unter dem Gesamttitel „Die Fruchtschale“ herausgibt. (Südd. Monatsh. II, 12 und III, 12.) Es bringt als elften Band eine Auswahl aus Vauvenargues. Es ist kein Zufall, daß seit einiger Zeit die großen französischen Moralisten in Deutschland mehr gelesen werden. Nietzsche, der ihnen formell manches verdankt, hat ihnen dafür den Pfad geebnet. Der am 6. August 1715 zu Aix in der Provence geborene Luc de Vauvenargues ist der zuletzt gekommene, der am wenigsten berühmte, und der uns am nächsten stehende unter ihnen. Ein Autodidakt, der sich selbst erzog, war er der einzige der großen Moralisten, der keinen Buchstaben Latein oder Griechisch konnte, was ihn nicht hinderte, in seinen Reflexionen und Maximen Sätze von jener äußersten Geschliffenheit zu schreiben, die der gelehrte Bildungsdünkel als Monopol der sogenannten klassischen Bildung feiert. Wie wenig der wirkliche Erziehungswert der alten Welt mit dem zufälligen sprachlichen Ausdrucksmittel zu schaffen hat, zeigt der Umstand, daß eine zufällig entdeckte Uebersetzung Plutarchs den Sechzehnjährigen zum Denker machte. Als Edelmann machte er von dem Vorrechte Gebrauch, das ihm die Offizierslaufbahn im „Regiment des Königs“ freistellte, nahm unter Marschall Villars am lombardischen Feldzuge gegen die Kaiserlichen teil (1733), und lernte heimgekehrt den grauenvollen Stumpfsinn kleinstädtischer Garnisonsexistenz kennen. Doch fand er Zeit, zwischen zwei erotischen Abenteuern zu lesen, zu denken, einsam zu sein. Früh schon übte er, gleich dem ihm wesensverwandten Nietzsche, einen bändigenden Einfluß auf Kameraden, und früh genoß er die Wonne des Psychologen, der in der Erkenntnis des Menschen seine eigentliche Aufgabe und die Formel seines Glückes gefunden hat. In Dijon, Besançon, Verdun wiegte sich der machtsüchtige Jüngling in flammenden Träumen von höchster Steigerung der eigenen Persönlichkeit, bis ihn ein günstiger Zufall mit dem gleichalterigen Mirabeau (dem Vater des großen Redners) zusammenführte. Durch einen regen Briefwechsel mit ihm ward er zum Schriftsteller, und zum Ueberfluß bestürmte Mirabeau ihn mit jedem Briefe, doch das militärische Handwerk aufzugeben und in die république des lettres einzutreten. Aber der Schreiber glänzender Briefe träumte von Condé, Luxembourg, Turenne, Catinat, — kein Ruhm ohne Soldat zu sein! Zugleich wußte der unbemittelte provenzalische Junker, daß sich ihm in Paris nur eine Existenz bot, die er verachtete: die des Schmarotzers. Der österreichische Erbfolgekrieg machte dem Schwanken ein Ende, und in der kecken Erstürmung und trübseligen Räumung Prags, in all dem Elende des Rückzugs lernte Vauvenargues Ruhm und Unglück des militärischen Lebens kennen wie später der gleich ehrgeizige aber skeptischere Beyle. Heimgekehrt, fand er sich zu seinem bisherigen Berufe unnütz: die Schwären seiner erfrorenen Glieder brachen auf, er war fast erblindet, sein blutarmer Körper von Schmerzen durchwühlt; dabei war er erst 29 Jahre alt. Er hatte schon früher einmal, in einem dumpfen

Drange nach Seinesgleichen, Voltaire einen Brief geschrieben, den der große Menschenverächter sofort als Produkt eines außerordentlichen Kopfes erkannte und freundlich beantwortete, indem er zugleich all seine Werke beilegte. Auch hier drängt sich die Analogie mit Nietzsche geradezu auf. Voltaire éprouvait en Vauvenargues un sentiment que personne au monde ne sut lui inspirer et qui semblait même étranger à sa nature: le respect. (Ich entnehme das Zitat wie die vorangehenden Tatsachen der schönen Biographie, die Maurice Paléologue in der Sammlung Les grands écrivains français über V. veröffentlicht hat, und die als Ergänzung zu Ellen Keys Begleitwort zur deutschen Ausgabe empfohlen sei.) Nur daß sich der als eitel berüchtigte Voltaire im Falle Vauvenargues größer zeigte, als Richard Wagner im Falle Nietzsche: Ce siècle ne vous méritait pas (schrieb er ihm) mais enfin il vous possède et je bénis la nature. Marmontel bedauerte, viele Jahre nach Vauvenargues' Tode, daß Voltaire nicht gleich Platon oder Xenophon in einigen Dialogen die geradezu einzigen und unvergleichlichen Gespräche mit Vauvenargues festgehalten habe. Sainte-Beuve nennt Vauvenargues geradezu den guten Dämon Voltaires, ce bon ange terrestre: „Er starb, und Voltaire wurde immer ironischer, sein Hohn blutiger, seine Menschenverachtung fürchterlicher." — Vauvenargues wurde blatternkrank, entsagte dem Heeresdienst und degradierte sich zum Schriftsteller. Der Traum seiner Jugendbriefe ist erfüllt, er ist in Paris! Aber wie! In einem ärmlichen Zimmer jahrelang sterbend, immer einsam, außer wenn Voltaire oder Marmontel ihn aufsuchen, von Nahrungssorgen bedrängt horcht er anf die Stimme seiner Seele, und schreibt und veröffentlicht (anonym) sein Buch. Der „Mercure" ignorierte es, andere Blätter nahmen Notiz davon, Voltaire schrieb dem Verfasser einen wahrhaften Liebesbrief der Begeisterung. Derweil ging es mit dem Armen zu Ende: blind, voll eiternder Frostwunden, hungernd, frierend, verlassen, aber kein bitteres Wort, keine Anklage: er liebt das Leben, dieser Sterbende, er preist es, dieser Kranke, er segnet es, während sein fast erloschener Blick die kahlen Wände seines Zimmers entlang gleitet. Es ist leichter, gleich Chènier das Schafot hinanzusteigen, als in solch zeugenlosem Heldentum zu verenden. Am 28. Mai 1747 starb er.

Seine Philosophie ist die des Lebens, das er glühend liebt, selbst noch in seinen Schrecken und Schaudern. Ein Hymnus auf das Leben sind diese Aphorismen, die ein ungeheures Freiheitsgefühl durchbraust. Vornehm, klar und tief; enthusiastisch wie die Jugend; abgeklärt wie die Reife, denken sie vom Menschen höher als der verachtende La Rochefoucauld oder der kühl beobachtende und abstrakt zeichnende Labruyère. Sie preisen Herz und Natur auf Kosten des analysierenden Verstandes; sie sind milde ohne Schwäche, besonnen ohne Kaltsinn, vertrauensvoll ohne blinden Optimismus. Mit der frommen Heiterkeit eines edlen Stoikers blickt dieser Frühvollendete auf das Leben. Er verehrt Gesundheit und Kraft, und schätzt Leiden als Mittel seelischer Vertiefung. Er hat oft den klaren Tatsachenblick des Baltasar Gracian, oft die ruhevolle Weisheit des skeptischen Montaigne, immer aber den Mut, das auszusprechen, was er empfindet, und eine Seelengröße, die die Reihe seiner Aphorismen an einer wertvolleren Schnur aufreiht als ein System es jemals könnte: an einer großen Persönlichkeit, an der nichts Unbedeutendes noch Kleinliches ist.

J. H.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

1.

Als Napoleon Bonaparte nach der Schlacht bei Solferino an der Seite Viktor Emanuels in Mailand einzog, verjüngte ihn der Jubel des befreiten Volkes und das Bewußtsein, diesen ersehnten Augenblick herbeigeführt zu haben. In seinem Geiste rief er den Schatten Orsinis an und sagte zu ihm: „Gestehe, daß ich mehr für Italien getan habe, als du oder deinesgleichen. Wenn du deine Rache hättest nehmen und mich töten können, wer hätte das Joch von euren Nacken genommen?" Dann ließ er den Schatten dessen, der zu ihm gesagt hatte: Durch meine Hand trifft dich Rom! antworten: „Rom liegt in den alten Ketten, noch hast du nichts gesühnt!" und entgegnete nochmals: „Wollt ihr denn immer die Bittgänger Europas bleiben, die der Hilfreiche selbst mit Füßen tritt? Keiner lenkt euch die Hand, wenn es gilt, Bomben zu werfen oder den meuchlerischen Dolch zu führen, so lernt auch das Schwert gebrauchen, das euch frei macht. Seht mich an, ich war arm, verbannt, eingekerkert, hatte nichts als meinen Willen und meinen Genius; heute bin ich Kaiser der ersten Nation und der Retter Italiens. Ihr habt gejammert und geprahlt, euch aufgeblasen und groß gedünkt und müßt nun eure Unabhängigkeit von mir annehmen, dessen Namen ihr verflucht, dessen Blut ihr vergießen wolltet!" Darauf ließ er den Schatten Orsinis antworten: „Imperator, Heil dir!" und das hochmütige Räuberhaupt sich langsam vor ihm beugen.

Indessen am folgenden Tage wurde ihm der Taumel der feiernden Stadt zuwider und er zog sich nach Valeggio zurück, in einen Palast, den die Schönheit des umgebenden Parkes namhaft machte. Dort empfing er den General Fleury, der, wie die meisten in der Umgebung des Kaisers, dem italienischen Kriege nicht günstig war. Es lag eine gewisse unverschämte Zufriedenheit in seinen Mienen, während er über den Einlauf drohender Depeschen von verschiedenen Mächten berichtete, die das Eingreifen Napoleons in die italienischen Angelegenheiten vom Anfang an mit Unwillen begleitet hatten. Schon die zweite große Schlacht, sagte er, habe verdächtige Rüstungen in Preußen zur Folge gehabt; was nun geschehen werde? Wenn der Kaiser dies Land nicht bald verlasse, würde er unvermutet ein freies, einheitliches Italien à la Mazzini vor sich haben; die Siegesgöttin, die andere vergebens anriefen, laufe in seinem Schatten wie ein treuer Hund und werde mehr Hasen

als er vertilgen könne, zu seinen Füßen niederlegen; schon stehe Garibaldi mit seinen Freischaren bereit, um sich auf Venedig und die Romagna zu werfen.

Der Kaiser hörte unbeweglich geradeausblickend zu und sagte kurz: „Ich werde Halt rufen, wenn es Zeit ist"; aber die Erwähnung Garibaldi's, den er haßte, hatte ihn gereizt. Nachdem er eine lange Zeit mit dem General gearbeitet hatte, kam er darauf zurück, indem er sagte, es sei unleidlich, daß er sich mit dem Könige von Sardinien nicht einlassen könne, ohne daß zugleich Garibaldi wie der Teufel aus der Schachtel führe, er müsse ihm einmal den Deckel gründlich vernageln. Dann erkundigte er sich, ob der Entwurf eines Friedens mit dem Kaiser von Oesterreich fertig sei, und da dies der Fall war, gingen sie die einzelnen Punkte miteinander durch. Als jedoch der General sich erkundigte, ob die Akte nun dem Gesandten des österreichischen Kaisers vorzulegen wäre, bedachte sich Napoleon und sagte, es habe damit noch Zeit; noch sei er nicht entschlossen, Frieden zu machen, auch habe er sich verschiedene Bedingungen des Vertrages noch nicht reiflich genug überlegt.

Nachdem der General sich entfernt hatte, saß der Kaiser lange allein vor der Karte und betrachtete die Stellungen der Armeen; bis die Oesterreicher aus den Festungen, die sie noch inne hatten, vertrieben waren, konnte der Krieg keineswegs als beendigt betrachtet werden, wenn an den eigentlich bezweckten Ergebnissen festgehalten wurde. Er ließ den Marschall Vaillant rufen und besprach mit ihm, auf welche Weise der Krieg weitergeführt werden müsse. Er habe, sagte er im Laufe des Gesprächs zu diesem, dieselbe Politik verfolgt, die seit Jahrhunderten in Frankreich Ueberlieferung sei, nämlich den österreichischen Einfluß in Italien zu bekämpfen und durch den französischen zu ersetzen. Mehr liege nicht in Frankreichs und seinem Interesse. Ohne daß er in Italien einen gewissen Grad von Unabhängigkeit begünstige, sei das freilich in diesen Zeiten nicht mehr zu erreichen; auch sei das nicht schade, denn es sei jetzt wünschenswerter ein verhältnismäßig kräftiges und gedeihendes Land mit seinem Einfluß zu beherrschen, als für ein armes, widerspenstiges sorgen zu müssen. Es handle sich also darum, Oesterreich zwar zu besiegen, aber nicht so zu demütigen, daß Italien es gar nicht mehr zu fürchten habe.

Als Napoleon wieder allein war, versank er in eine mißmutige Stimmung. Wenn er jetzt mit Oesterreich Frieden schloß, was ihm wahrscheinlich vorkam, war ihm die nächste Begegnung mit seinem Verbündeten, Viktor Emanuel, überaus peinlich; denn dieser konnte nicht anders, als dadurch sehr überrascht und niedergeschlagen sein, ja er konnte ihm vorhalten, daß sie als Motto über diesen Krieg das Wort: Frei bis zur Adria! gesetzt hatten, daß demnach er, Napoleon, der übernommenen Verpflichtung nicht nachgekommen wäre, oder, wenn er dergleichen nicht äußerte, mußte er es denken. Noch mehr unangenehme Auftritte warteten seiner in Italien, wo die anfängliche Dankbarkeit sich in Entrüstung verkehren würde; er wünschte das Land des Unglücks nie betreten zu haben.

Eine Tochter des Hauses kam, um nach den Wünschen des Kaisers zu

fragen; sie verneigte sich tief vor ihm und beugte sich über seine Hand, um sie zu küssen, er richtete sie auf und berührte flüchtig ihre Wangen mit seinen Lippen. Während er einige gütige Worte an sie richtete, betrachtete er sie aus müden, halbgeschlossenen Augen und bemerkte an ihrem Gesicht sofort die Erregung, die sowohl dem Kaiser, wie dem Manne galt. Napoleon fand sie jugendlich hübsch, aber nicht mehr, ihr Wesen zugleich unerfahren und lüstern, sie reizte ihn durchaus nicht. Er hatte im Spiegel gesehen, daß sein Gesicht an diesem Tage gelb, gedunsen und schlaff war, sein Auge ohne Feuer, und es kam ihm verächtlich vor, daß das Mädchen trotzdem so schnell seiner Macht erlag. Nachdem er sie einen Augenblick durch einen langen, glimmenden Blick, der seinen väterlichen Worten widersprach, verwirrt hatte, entließ er sie mit einem unerträglichen Gefühl des Ueberdrusses. Ein Volk von Bettlern und Huren, dachte er, gierig, feige, feil und undankbar. Sie haben mich erst geschmäht, dann angebetet, und sie werden mir wieder fluchen, weil ich es müde bin, sie mit meinem Fleische zu mästen, bis sie voll sind. Was habe ich mit ihnen zu schaffen? Soll ich mir die stolzeste Krone Europas aufgesetzt haben, um eine glückliche Rolle in ihren Verschwörungen zu spielen? — Er begriff nicht, was ihn zu dieser rasenden Unternehmung so unwiderstehlich getrieben hatte; gab es etwas begehrenswerteres, fragte er sich, als Ruhe und Einsamkeit zwischen Büchern, die den feinsten Geschmack und Sinn vergangener Zeit aus Massen von Unrat rein aufgefangen haben?

Am Abend nahm er an einer kleinen Gesellschaft teil, genoß von den Speisen und Weinen, die unübertrefflich waren, und zeigte sich liebenswürdig gegen die Damen; doch ließ er früh merken, daß er allein zu sein wünsche. Er schrieb noch eine Weile bei offenem Fenster, durch das Mondschein und starke Blumengerüche eindrangen, dann ließ er alle Fenster verhängen und legte sich zu Bette. Nachdem er ein paar Stunden schwer geschlafen hatte, fühlte er mit Grauen, daß außer ihm etwas Lebendiges im Zimmer sei; es kam auf ihn zu, trübe verhüllt, setzte sich auf den Rand seines Bettes und beugte sich über ihn. Er wollte sich aufrichten und dem Diener rufen, der in einem Vorzimmer schlief oder nach dem Revolver greifen, der auf dem Nachttische lag; aber er konnte weder das eine noch das andere, obwohl er sich mit aller Kraft, so daß der Schweiß auf seine Schläfen trat, anstrengte. Da erst kam es in seinen Sinn, daß die Erscheinung etwas Lebendes nicht sein könne; durch einen Grabeszauber lähmte sie und lieferte ihn nicht geheuern Mächten aus. Er sah kein Gesicht, denn es schien, dessen Dasein er fühlte, ganz und gar mit einer schwarzen Maske bedeckt zu sein; dennoch empfand er den kalten Mordblick auf sich ruhen. Auf Augenblicke hatte er ein Gefühl davon, daß dies ein Alpdruck sei, der verschwinden müsse, sowie er ganz wach sein würde und sich bewegen könnte, trotzdem war seine Angst so groß, daß er sich den Tod wünschte, um sie nicht länger leiden zu müssen. Da plötzlich zog die Erscheinung einen Strick hervor und schickte sich an, denselben um seinen Hals zu schlingen; zugleich sah er durch die Maske hindurch

das Gesicht Orsinis dicht vor sich. Entsetzen erfüllte ihn, nicht so sehr über die Nähe seines Mörders, wie über das Dasein des Toten; es ist also so, dachte er, wie die Ammenmärchen sagen, unter der Erde glimmt der Geist weiter und läßt Begrabene wiederkommen. Ich bin Kaiser und kann den Tod verhängen, aber ich kann nicht vernichten, nicht ein Auge auslöschen, das mich haßt. Indem er sich krampfhaft des Gespenstes, das ihn würgen wollte, zu erwehren versuchte, erwachte er laut klopfenden Herzens. Obwohl er sofort begriff, daß ein Alpdruck diesen Traum verursacht hatte, zündete er das Licht an, das an seinem Bette stand und blickte scheu um sich; er hätte dem Diener geklingelt, wenn er nicht um einen Grund verlegen gewesen wäre. Nach einer Weile tat er es dennoch und ließ sich Papier und Bleistift bringen, da er nicht schlafen könne. Zu schreiben vermochte er indessen nicht und fürchtete wieder einzuschlafen in das Grauen der Träume zurück; darum entschloß er sich aufzustehen und seinen Adjutanten rufen zu lassen unter dem Vorwande, daß wichtige Angelegenheiten erledigt werden müßten. Es sollten schleunig Vorbereitungen zum Friedensschlusse mit Oesterreich getroffen werden, damit er mit dem Heere nach Frankreich zurückkehren könne.

Als der Morgen graute, entkleidete er sich wieder und schlief noch einige Stunden, ohne jedoch davon erquickt zu werden. Sind auch die Toten tot, dachte er, so bleiben doch die Lebendigen zu fürchten. Die Traumerscheinung soll nur eine Warnung vor den Dolchen italienischer Wüteriche sein, die ich enttäuschen muß.

Ueber eine kleine Hintertreppe, die nur der Dienerschaft und den vertrauten Freunden bekannt war, wurde der Messinese La Farina, einer der Getreuen des Grafen Cavour, vor Tagesanbruch in das Arbeitszimmer des Ministers geführt. Diese Vorsicht war in der Zeit vor dem Ausbruche des Krieges notwendig gewesen, damit von dem Verkehr Cavours mit dem ehemaligen Revolutionsmanne nichts in die Oeffentlichkeit dringe; denn La Farina hatte nach den unglücklichen Ereignissen des Jahres 1849 aus Sizilien fliehen müssen und gehörte zu jenen Emigranten, die durch den Anschluß an Sardinien und ein zu begründendes Italien ihr Vaterland von den Bourbonen zu befreien hofften; aber auch während des Krieges waren die Besuche in dieser Weise fortgesetzt worden. La Farina mußte fast eine Stunde warten, bis Cavour endlich mit hastigen Schritten ins Zimmer trat. Während er seine Brille abnahm, die Gläser rieb, und sie wieder aufsetzte, sagte er, sein langes Ausbleiben erklärend, er finde jetzt oft des Nachts keine Ruhe und schlafe erst gegen Morgen ein, wodurch es ihm dann schwerer als sonst werde, so früh aufzustehen. Es komme oft vor, daß er schreckenvoll aus dem Schlafe fahre mit dem Gedanken, es werde nichts aus dem Kriege werden. Freilich sei es dann schön, sich darauf zu besinnen, daß schon zwei große Schlachten geschlagen seien und die Lombardei so gut wie gewonnen sei. La Farina

bemerkte teilnehmend, daß der Graf allerdings blaß und angegriffen aussehe, und daß es kein Wunder sei, wenn die Aufregungen des letzten Jahres sich jetzt an seiner Gesundheit geltend machten. „Sie haben, Herr Graf", sagte er, „jahrelang das Geschick Italiens allein auf Ihren Schultern getragen, nun, am Ziele, sinken Sie erschöpft zusammen. Aber die Bewunderung und Dankbarkeit eines Königs und eines ganzen Volkes entschädigt Sie für die geopferten Kräfte und das gewagte Leben. Jetzt ist kein Redlicher und kein Verständiger mehr, der nicht einsähe, was Sie für uns alle getan haben; einzig die ewig Nörgelnden, die Friedensstörer, die sich Patrioten nennen und nur das Vaterland zerreißen, um sich selbst zu erhöhen, stehen grollend beiseite und zeugen eben dadurch für Ihre Größe." „Ich verzichte auf den Beifall des Propheten", sagte Cavour, auf Mazzini anspielend, „und kann ihn, denke ich, entbehren. Die glänzenden Erfolge der Unsrigen und der Franzosen müssen alle Parteien zum Schweigen bringen. Garibaldi hält sich wacker; ich bereue nicht, ihn herangezogen zu haben, da ich durch ihn die Demokratie und die Republik dem Könige unlöslich verbinde." La Farina rühmte Garibaldi, er sei zuverlässig und trotz der ungemeinen Verehrung, die er im Volke genieße, bescheiden; stets sei er bereit, die Verdienste anderer anzuerkennen, er bewundere das Genie Cavours; wenn er, La Farina, auf eine Tat stolz sei, so sei er es darauf, daß er Garibaldi für die Idee, Italien unter dem Szepter König Viktor Emanuels zu vereinigen, habe gewinnen können, oder wenigstens dazu beigetragen habe. Cavour stimmte ein; Garibaldis Name schrecke zwar viele ab, die Anhänger des Alten, die Päpstlichen, die Bedenklichen, aber mehr ziehe er an; es sei besser, ihn zum Freunde als zum Gegner zu haben; auch sei er ihm persönlich angenehm, es gehe eine gewisse Anziehungskraft von ihm aus, die das Gewöhnliche übersteige und nutzbar gemacht werden müsse. Was ihn anlange, fügte der Graf nach einer Pause hinzu, so werde die Dankbarkeit und Bewunderung, die man ihm jetzt allgemein zolle, wie La Farina gesagt habe, schnell verfliegen, sowie bekannt würde, daß er das neue Königreich nicht umsonst habe machen können, sondern dafür zahlen müsse. Aber daran liege nichts; wenn ihm um Beifall zu tun wäre, so wäre er Schuster oder Zeitungsschreiber geworden. Er war damit auf die Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich gekommen, die nach einem geheimen Vertrage als Entgelt für die geleistete Hilfe festgesetzt war, und sah während des Sprechens aus seinen kleinen Augen prüfend auf La Farina, um dessen innerste Gedanken zu erraten. Der sagte vorsichtig: „Savoyen anbelangend soll der König selbst gesagt haben, wenn er ein großes Bett bekomme, sei es billig, daß er die alte Wiege verschenke. Wer hätte dann das Recht zu klagen? Um Nizza, das ganz und gar italienisch ist, könnte es eher böses Blut geben, obwohl es nach meiner Ansicht durch die Erwerbung der Lombardei und Veneziens aufgewogen wird." „Nizza gebe ich nicht her"; sagte Cavour schnell, „dazu soll es nicht kommen, ich habe mich so verklausuliert, daß ich es halten kann", und betonte das mit heftigerem Nachdruck,

als sonst seine Art war, wenn er von Maßnahmen für die Zukunft sprach. La Farina, der sich jedes Wort, ja die Mienen des Grafen merkte, erging sich noch eine Weile in Beschimpfungen aller, die an der Abtretung Savoyens oder an irgend einer anderen Handlung des Grafen etwas auszusetzen finden würden, worauf Cavour, in besondere Gedanken vertieft, nicht achtete.

Als er allein war, stand er auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Das Neugeborene, dachte er, hängt an der Nabelschnur seiner Mutter, so trägt alles, was leben soll, seine Erdenspur. Es ist am Ende leicht, den Heiligen zu spielen und Kreuzzüge zu predigen und die schlechten Menschen dafür verantwortlich zu machen, daß Jerusalem in der Gewalt der Heiden bleibt; aber wenn man etwas erreichen will hienieden, muß man ein wenig mit dem Teufel paktieren, und das ist für einen, der immerhin kein Höllenbraten ist, eine heikelige Sache. Lieber wäre es mir gewesen, ich hätte Napoleon nicht gebraucht; aber gesetzt, die Revolution hätte helfen können, ihr ziehe ich ihn doch vor; ein weiser Mann, wenn er in Not ist, wird sich lieber von seinesgleichen eine Summe vorstrecken lassen, als von den Untergebenen seines Hauses. Seine Stimmung erheiterte sich allmählich; schließlich schalt er sich einen Toren, daß er sich mit Bedenken quäle, gerade wo sein mühevolles Werk der Vollendung nahe sei.

Bald darauf erhielt Cavour durch eine Depesche die Nachricht, daß Napoleon entschlossen sei, mit Oesterreich Frieden zu machen und daß Viktor Emanuel, wiewohl schmerzlich betroffen und enttäuscht, sich dem ausdrücklichen Wunsche seines kaiserlichen Verbündeten gefügt habe. Begleitet von einem jungen Diplomaten seiner Schule, der mit Liebe und Verehrung an ihm hing, begab sich der Minister unverzüglich nach Monzamboro, wo der König sich aufhielt. In der Erwartung, bald dem Zusammenbruch seines Lebenswerkes gegenüberzustehen, litt er auf der Reise sich fortwährend steigernde Qualen, die eine zähe Hoffnung, es könne doch nicht so sein, nur empfindlicher machte. Im Grunde schien es ihm eine unglaubliche Sache und fast lächerlich zu sein; denn weil das Schwanken des französischen Kaisers, ob er nun ein bestimmtes Ziel verfolgte und dies zu verschleiern suchte, oder ob er in Wirklichkeit bald hierhin, bald dahin tastete, und sich wechselnd von verschiedenen Personen und eigenen Launen bestimmen ließ, ihm seit langem wohl bekannt war und es ihm bisher auch stets geglückt war, es nach seinem Sinne zu befestigen, glaubte er auch dieser neuen Unwandlung Herr werden zu können. Erst eine Unterredung mit dem Könige, der das Geschehene bestätigte und für unabänderlich erklärte, gab ihm die Gewißheit, daß alles verloren war.

Der Graf gehörte nicht zu jenen, die eine Kränkung so reizt, daß sie heftig herausfahren, um sich auf der Stelle zu rächen, die um kleinerer oder größerer Widerwärtigkeiten willen sich geberden, als brennte Rom; aber wenn er den Kern seines Daseins feindlich angegriffen fühlte, konnte er durch und durch in ungestüme Wut geraten, die erbarmungslos denjenigen bedroht, den er für den Schuldigen hielt. An den Händen zitternd, die er heftig bewegte,

rief er mit ungemäßigter Stimme: „Das durfte nicht geschehen! Das darf nicht geschehen! Wir haben den Karren mit allzugroßen Worten in Bewegung gesetzt, als daß wir ihn jetzt unverrichteter Sache im Dreck könnten stecken lassen. Wir müssen weiter, wir müssen Venedig haben, und läßt uns der Napoleon im Stich, müssen wir es ohne ihn versuchen. Verlieren wir das Wagnis, so tun wir es doch mit Ehre." Der König maß Cavour, den er noch nie so unbeherrscht gesehen hatte, mit einem verwunderten Blick und sagte unmutig, ob der Graf meine, die Pille sei ihm nicht bitter zu schlucken gewesen? Doch habe er sich in seiner Rolle als konstitutioneller König daran gewöhnt, das Saure wie das Süße zu nehmen, ohne eine Miene zu verziehen. Er habe als Ehrenmann sich nicht mit dem Monarchen verfeinden können, der ihm den Erbfeind Oesterreich habe schlagen helfen.

„Der Friedensrichter oder Bürgermeister eines Dorfes darf so denken oder handeln" entgegnete Cavour, dunkelrot vor Zorn. „Wenn einer seinen Ruf als Biedermann nicht verscherzen will, soll er die Hand von der Politik lassen. Napoleon mag mit Ihrer Bundestreue zufrieden sein, das Volk wird es nicht mit Ihrer Königstreue sein."

Der König sagte mit erkämpfter Ruhe, er gestehe niemandem ein Urteil in Fragen zu, die seine Ehre angingen.

„Um meine Ehre handelt es sich", schrie Cavour außer sich, „um meine! Mich hat jahrelang der Hohn und Haß der Parteien getroffen, weil ich unsere Soldaten in die Ferne schickte, anstatt gegen den Feind in unserm Nacken; weil ich trotz ihrer Einsprache mit Napoleon unterhandelte; weil sie die Mittel nicht begriffen, durch die ich den Krieg ertrotzte, und schließlich, weil ich den Namen des Königs von Sardinien auf die Fahne des Krieges gesetzt habe. Ob mir der Ruhm des Gelingens zuteil geworden wäre, weiß ich nicht, aber die Schande trifft mich gewiß, wenn wir scheitern. Es hilft mir nichts, daß die Nachricht dieses Friedens mich wie mein Todesurteil traf; in den Augen Italiens bin ich es, der ihn gemacht hat, weil ich allein den Krieg gemacht habe."

Viktor Emanuel betrachtete den maßlos erregten Mann mit Widerwillen. Es ging ihm durch den Kopf, daß er nicht die Art eines Italieners habe, sondern einem deutschen Kaufmann oder Bankherrn gliche, der durch Geiz, Ausdauer und ähnliche Tugenden ungeheuren Reichtum erworben habe und sich dessen bediene, um was frei und adlig sei zu knechten. Sein Feuerauge funkelte, indem er auf den zornigen Erguß antwortete: „Eins Graf, werdet Ihr mir immerhin nicht streitig machen, daß ich der König bin." „Aber ich mache die Krone" stieß Cavour heroisch hervor, und der König ebenso schnell: „Und ich den Minister." Man sah den Grafen, dessen Gesicht von Zorn und Verzweiflung entstellt war, eilig, als ob er auf der Flucht wäre, die Gemächer des Königs verlassen und seine Wohnung aufsuchen.

Der Ingrimm gegen den König kochte in ihm weiter, sodaß er lange die Zähne aufeinandergebissen und die Fäuste geballt behielt; im Geiste packte

er den König und schüttelte ihn und sagte ihm laut ins Gesicht furchtbare, tötlich treffende Dinge. Als indessen dieser Zorn einer natürlichen Erschöpfung wich, fing er erst an, das Geschehene mit seinen Folgen im Einzelnen zu überblicken und seines ganzen Elends inne zu werden. Er hatte in den letzten Jahren oft gedacht und auch ausgesprochen, daß, wenn seine Berechnungen trügen und es nicht zum Kriege käme oder der Krieg unglücklich verliefe, er ein gelieferter Mann wäre und nach Amerika auswandern und Kartoffeln pflanzen müsse; nun, dachte er, wäre es so weit. Er erinnerte sich der Augenblicke, wo er gekämpft und gezweifelt hatte, von vielen Seiten angegriffen, verleumdet, unverstanden, wo das Glück ihn zu verlassen, alles zu wanken schien und seine Gewandtheit nicht mehr, nur noch eine unregierbare Wendung von außen helfen konnte, und es schien ihm, als wenn jene marternden Stunden eitel Genuß des Lebens gewesen wären mit der unabsehbaren Hoffnungslosigkeit verglichen, die ihn jetzt umgab.

Die vielerlei Anfeindungen, deren Ziel er gewesen war, hatten ihn nicht angefochten, oft sogar belustigt, solange er voraussah, daß er eines Tages sagen würde: Seht, dies war meine Meinung! Der Knoten ist entwirrt, Oesterreich vertrieben, der Boden bereitet, nun mag der Garten Italien sich entfalten; aber jetzt war er wehrlos. Er fühlte zum voraus, wie die giftigen Pfeile ihn durchbohrten. Jetzt möchte ich Mazzini sein, dachte er mit einem grimmigen und fast vergnügten Blinzeln in den Augen. Jetzt kann er sagen: „Hättet ihr mir geglaubt! Ich habe es euch vorausgesagt! Warum trautet ihr Königen und Königsknechten! Seht euren Viktor Emanuel an, euren Edelmann: er steckt die Lombardei ein und Italien wird mit leeren Taschen heimgeschickt." Verflucht, verflucht die neunmal Gescheiten, die der Haß hellsehend macht. Sie freuen sich unserer Niederlage, weil sie uns ihrer Ohnmacht gleichzustellen scheint.

Gegen seinen Willen kehrten seine Gedanken immer wieder zu Mazzini zurück. Es zwang ihn etwas, seinen jetzigen Sturz und seine Gebundenheit mit der großartigen Unbeugsamkeit des verhaßten Genuesen zu vergleichen, der sich mit Niederlagen zu nähren und zu kräftigen schien. Gott helfe mir, dachte er, ich habe jahrelang gearbeitet, um Italien diesem Manne zum Trotz nach meiner Weise zu ordnen, und habe nichts getan als der Revolution einen Triumph bereitet! Wir haben die Achtundvierziger verlacht und stehen nun selbst unter dem Fluche des Mißlingens. Ich hatte mir ein mäßiges Ziel gesteckt, keinen Babelturm in die Wolken errichten wollen, dem schönen Dienst der Volksbegeisterung nicht zu viel getraut; nichts hatte ich vernachlässigt, jede Vorsicht gebraucht, und es ist dennoch fehlgeschlagen. Derselbe König, der meine Pläne so oft mit Vorwitz und Abenteuersinn zu stören drohte, hat sie am Ende durch Kleinmut und Vorurteile zugrunde gerichtet.

Es verstand sich von selbst, daß Graf Cavour nunmehr von den Geschäften zurücktreten mußte; dies war nicht nur wegen des Zusammenbruchs seiner Politik, sondern auch wegen dessen notwendig, was zwischen ihm und

dem Könige vorgefallen war. Das Verschwinden des Mannes, in dessen Händen bisher die Zukunft gelegen hatte, der in allen Wirrungen und Aengsten die Stirn klar und den Kopf hoch behalten hatte, entmutigte die große Partei der monarchischen Liberalen vollends. Die Lage schien schlimmer als zuvor.

Die Alpenjäger, die Garibaldi anführte, standen nach siegreichem Marsche durch die Lombardei bei Bormio im Veltlin.

Als die Nachricht von dem bevorstehenden Friedensschlusse und der Befehl die kriegerischen Bewegungen einzustellen im Lager eintraf, verbreitete sich besonders unter denen, die aus Venedig und dem Friaul stammten, und Soldaten geworden waren, um ihre Heimat zu befreien, leidenschaftliche Entrüstung. Die aus den kleinen Herzogtümern, von Modena und Parma, die annehmen mußten, daß ihre vertriebenen Fürsten nun von Oesterreich würden zurückgeführt werden, die von Neapel und Sizilien, meist alte Freiheitskämpfer, die die Hoffnungen und Enttäuschungen des Jahres 1848 durchgemacht und jetzt fester als je auf irgend eine günstige Wendung gerechnet hatten, gerieten in die größte Bestürzung; aber die Venezianer hatten ihre Befreiung als Ziel und Bedingung des Krieges angesehen, und wie sie bis jetzt keinen Zweifel hatten in sich aufkommen lassen, konnten sie nun das aus scheinbar grausamer Willkür auf sie rückfallende Unglück nicht fassen. Auch die Lombarden, obschon weniger betroffen, da ihnen wenigstens die Kette abgestreift und der erwünschte Anschluß an Piemont gesichert war, beklagten und tadelten, daß das wunderbare Waffenglück und die seltene Einigkeit der italienschen Stämme unausgenützt gelassen werden sollte.

In einem kleinen Wirtshause, wo die Offiziere ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten, wurde der allgemeine Unmut laut. Ippolito Nievo, ein Furlaner venezianischer Abstammung, dem schriftstellerische Arbeiten einen berühmten Namen gemacht hatten, und der mit kindlicher Andacht an seiner Heimat hing, versuchte sich selbst und die anderen mit dem Gedanken an Garibaldis Macht und Hilfe zu vertrösten. Auf diesen Höhen, wo mitten in der Glut der nahen Sonne der starke Flügelschlag eines kühlen Windes wehte und die Zacken des Gebirges unerschütterlich im Getümmel der Lüfte standen, hatten sich Leib und Seele an dem Genuß der Freiheit gewöhnt, und es erschien nicht möglich, daß man wieder in die alte Gebundenheit zurückkehren sollte. Garibaldi, meinte er, würde sich den siegenden Arm nicht binden lassen, würde die verratenen Brüder nicht im Stiche lassen, bis er die Waffen nicht gestreckt hätte, wäre noch Raum getroffen. Andere schüttelten den Kopf. „Garibaldi", sagte Rosagutti von Mailand, der die Verteidigung Roms unter dem General mitgemacht hatte, „ist ein anderer, als er vor 10 Jahren war. Auch damals opferte er den eigenen Ehrgeiz und was er für das Wohl Italiens hielt, der Eintracht; denn seine Partei hätte ihm die Diktatur verschafft, die er brauchte, um Rom zu retten, wenn er sie nicht selbst zurückgehalten hätte, um den Bürgerkrieg zu vermeiden. Jetzt vollends, seit er die piemontesische Uniform trägt, wird er nichts eigenmächtiges unternehmen."

„Wer ihn damals nicht gesehen hat“, fügte der Maler Girolama Luduno hinzu, „kennt ihn nicht. In der roten Bluse und dem schwarzen Federhut, in dem weißen Mantel, der ihn wie ein ungeheueres Geheimnis verhüllte, war der Held aus anderen Welten, von dem man Wunder erwartet. Uns Mailänder befremdete die Tracht zuerst, jetzt nehme ich Anstoß an der Uniform, die den Einzigen zu Einem von Vielen macht.“ Ein anderer sagte: „Er hat sich einen Herrn gewählt als Beispiel für viele, und solange er diesem treu bleibt, können auch wir es tun. Wüßte ich nichts von Viktor Emanuel, als daß Garibaldi seinen Namen auf Italiens Fahne geschrieben hat, es genüge mir, ihm zu vertrauen.“

Es sei etwas eigenes, sagte Carlo Gorini, der in Rom einen Arm verloren hatte, mit wieviel Zutrauen man den Krieg begonnen hätte, anders als je zuvor. In den früheren Jahren hätte die flackernde Erregung der Revolution geherrscht, man hätte das Leben doppelt und dreifach gewagt, weit weniger die Gegner im Kriege, als die eigenen Regierungen gefürchtet, die im Falle des Unterliegens mit Kerker, Schaffott, unaussprechlichen Quälereien und Demütigungen gedroht hätten. An Sieg hätte man nur in Augenblicken geglaubt; man hätte gelebt wie Flammen, die, vom Sturm angeblasen, himmelhoch lodern, in der Windstille am Boden kriechen und erlöschen. Jetzt sei es anders gewesen: die Erwartungen wären auf ein großes Heer, einen mächtigen Bundesgenossen, die Erfolge der Diplomatie und das Zusammenwirken vieler Parteien gegründet gewesen und hätten sich nun dennoch nicht verwirklicht. So scheine es, daß die Könige ebenso unstandhaft und unverläßlich seien, wie das verrufene Volk.

Viele äußerten sich lebhaft, daß ihnen das Bündnis mit den Franzosen nie gefallen hätte. Viktor Emanuel sei gut, tapfer und ehrliebend, ein vortrefflicher König, aber kein Herrscher; man müsse es ihm anrechnen, daß er den dornenvollen Knoten der italienischen Frage in die Hand genommen habe, doch nichts Großes von ihm verlangen. Weil er viel zu verlieren habe, wage er nicht viel, er brauche Geländer und Schutzvorrichtungen, ohne die Franzosen werde er nichts unternehmen. Das Gespräch wurde lauter und heftiger; einige verteidigten die Politik Cavour's, die meisten fühlten sich verraten, umsomehr, als alle wußten, daß die Freiwilligen nur geduldet, ungenügend ausgerüstet und in ihren Bewegungen mißtrauisch behindert worden waren.

In dem Augenblick, als Garibaldi, von Bertani und Medici begleitet, in den heißen Qualm des niedrigen Zimmers trat, legte sich das Lärmen und alle Blicke richteten sich erwartend auf den General, dem diejenigen, die ihn besser kannten, die Erschütterung des Gemütes, wie ruhig auch seine Miene war, ansahen. Er sagte: „Meine Herren, der König hat, von Napoleon schmählich verlassen, sich zum Friedensschluße bequemen müssen. Er befiehlt mir, die Feindseligkeiten einzustellen, und es ist an mir zu gehorchen; aber ich tue es in dem Vertrauen, daß Viktor Emanuel, wenn er sich aus den

Schlingen der Diplomatie befreit hat, das erhabene Werk vollenden werde, dem er sein Leben gewidmet hat." Die jungen Leute verstummten und führten dann das Gespräch halblaut weiter, während Garibaldi und seine Begleiter sich an einen anderen Tisch setzten, um das Abendessen einzunehmen.

Garibaldi aß schweigend, Medici hingegen war zu erregt, um seinen Groll zu verstecken. Er schalt auf Cavour, auf das französische Bündnis, auf Napoleon, auf die Schwäche und Vertrauensseligkeit der Italiener. Keine Macht würde sie achten, bis sie sich selbst genügten und ihrer nicht mehr bedurften. Würde Napoleon einem andern Bundesgenossen so mitgespielt haben? Er wußte, daß sie sich alles gefallen ließen. Jene Worte, die im Jahre 1849 der französische Gesandte in Rom zu Mazzini gesprochen habe, die Italiener schlagen sich nicht, wären immer noch die Meinung des Auslandes.

Bertani erinnerte daran, wie sein Freund Carlo Cattoneo ihm wiederholt gesagt habe, er könne keinen anderen Rat in den italienischen Angelegenheiten haben als den einen: Werdet Soldaten! Macht euch stark! Das sei die Lösung. Cattoneo und Mazzini hätten nie an den Segen, der von Bonaparte kommen sollte, geglaubt. Auch er habe lange gezweifelt, dann habe die Lust zu hoffen ihn zu dem allgemeinen Glauben hingerissen. Es werde nicht wieder geschehen.

„Gibt es noch ein Land", rief Medici, „wo so viel Todesverachtung gedeiht? Wir brüsten uns mit unseren Schätzen und haben das beste nicht was die Erde hervorbringt: Männer, Männer, Männer gebrauchen wir, sonst nichts anderes."

„Sie haben alle, die Italien besitzt, mit Garibaldi in die Alpen geschickt", sagte Bertoni lächelnd.

Ippolito Nievo trennte sich früher als gewöhnlich von seinen Kameraden und suchte sich einen von der Straße abgelegenen Platz zwischen Gras und Felsblöcken. Durch die mondlose Nacht schifften Wolken, an den getürmten Gipfeln landend und wieder hinaus ins Weite fahrend; er fühlte sich allein inmitten der großen Geheimnisse des Raumes und der Zeit. Das Heimweh riß an seinem Herzen: er dachte an die dunklen Schlösser seiner heimischen Berge, das Land der Adler und der wilden Gesänge, der Einöden, Schluchten und lachenden Matten, wo er zu Hause war, und das er nicht mehr sehen sollte; denn die österreichischen Untertanen konnten nicht unter ihre offen bekämpfte Regierung zurückkehren. Er liebte ein Mädchen, das ihn bald durch demütige Zärtlichkeit beglückte, bald mit treuloser Kälte und koketter Grausamkeit quälte, immer aber durch die Süßigkeit des persönlichen Wesens unwiderstehlich anzog und ihn so die Zerrüttung des Wahnsinns hatte ahnen lassen: mit froher Sehnsucht hatte er in den Tagen der siegreichen Gefechte ihrer gedacht und zuversichtlich gehofft, daß er mit dem Vaterlande auch sie sich erkämpfen werde; nun fühlte er sich dem unberechenbaren Gange der Leidenschaft wie ein Bettler preisgegeben. Als er endlich

aufstand, um der Schwermut zu entfliehen, die ihn erdrückte, und des Lagers erfreuen wollte, traf er auf Garibaldi, der unweit des Wirtshauses; in dem alles still war, an eine Felswand angelehnt stand. Er wollte, da er sich nicht traute den General anzureden, mit einem Gruße vorübergehen, doch erkannte ihn dieser und nannte ihn bei Namen. „Liebt Ihr es auch", sagte er, „in den Schoß der alten Nacht unterzutauchen und ihrer Muttermilch Vergessenheit zu trinken?" „Ich habe Abschied genommen", sagte Ippolito Nievo mit schmerzlicher und fast vorwurfsvoller Betonung. Garibaldi antwortete gütig: „Ich verstehe Euch. Ihr hattet es anders gehofft. Aber es scheint, daß noch mehr Gräber über den Katakomben Italiens wachsen sollen, bis das Opfer voll ist. Jetzt müßt Ihr dem Vaterlande dienen, indem Ihr ohne zu grollen und ohne zu verzagen heimkehrt." Ippolito wiederholte das Wort mit Bitterkeit: „Heimkehrt? Ich habe keine Heimat mehr." Garibaldi schwieg eine Weile. „Ihr seid Venezianer", sagte er dann. „Die Verbannten sind es, die am meisten lieben, die Italien befreien müssen. Wartet ohne den Mut zu verlieren, bis ich einst rufe: ich will nicht sterben, eh' ich Venedig frei gesehen habe."

In seinem Innern zürnte Garibaldi dem Könige, daß er sich von der Diplomatie habe lähmen und mißbrauchen lassen; denn so faßte er es auf. Er hatte Augenblicke, wo er etwa so von ihm dachte: Die Geschichte hat ihn zum Könige der Vergangenheit gemacht und sein Herz zum Könige der Zukunft. Darum habe ich ihm das Schwert Italiens abgetreten, das ich in römischer Erde fand. Mein Blut rührte sich, als ich darüber hinging, ich hörte es in der Tiefe klirren, ich ergrub es mir. Wenn er untreu oder schwach wäre, so entreiße ich ihm die Waffe wieder, die mein ist. Es schützt ihn nicht, daß er König von Sardinien ist, ich habe mein Knie vor dem König von Italien gebeugt.

Nachdem der Frieden abgeschlossen war, verließen sämtliche Heerkörper ihre Stellungen, und die Freiwilligen kehrten zu ihrer bürgerlichen Tätigkeit zurück; aber die äußerliche Waffenruhe entsprach der Stimmung der Gemüter nicht. Nur zum Schein hantierten die Patrioten mit ihren alten Werkzeugen: sie horchten auf eine eherne Stimme, die das Zeichen gäbe, um das nah verborgene Schwert zu ergreifen und aufs neue in die Schlacht zu stürzen.

In der Zurückgezogenheit seines Landgutes ging dem Grafen Cavour die Erregtheit der Tage von Monzambano bald vorüber und machte einer leidlichen Gemütsruhe Platz, die tröstliche Erwägungen ermöglichte. Der Gedanke, der ihm in der Trübsal und Erniedrigung zuerst Erleichterung gebracht hatte, war der, daß Savoyen und Nizza nun unverloren seien, da Napoleon sich seinerseits nicht an den Vertrag gehalten hatte. In der Zukunft ließe sich Venedig vielleicht ohne Entgelt erwerben; er hielt es für ebenso weise dem Zufall etwas abzulauern wie mit eigenen Kräften das Glück zwingen zu

wollen. Schon zeigten sich allerlei Möglichkeiten, auf die man anfangs nicht gerechnet hatte: die Haltung der kleinen mittelitalienischen Herzogtümer, die Anstalt trafen, sich an Piemont zu schließen, eröffnete die Aussicht einer Ausbreitung nach Süden hin, was füglich für den Verlust Venedigs entschädigen konnte. Sogar in Florenz gingen hervorragende Männer mit dem Gedanken um, den Großherzog zu vertreiben oder zur Abdankung zu bewegen und die Toskana mit dem neuen Königreich Oberitalien zu vereinigen. Allerdings war es noch ungewiß, was die vertriebenen Fürsten aufbieten würden, um ihre Throne wieder aufzurichten, und wie Napoleon sich dazu stellen würde, an dessen Ehrgeiz, in Italien durch die Person eines Anverwandten selbst eine Herrschaft zu gründen, nicht zu zweifeln war; allein mit Geduld, Geschick und Glück glaubte er, daß sich etwas Befriedigendes würde erreichen lassen. In der ersten Zeit empfand er es, wie ein Genesender, als wohltätig, den Dingen zusehen zu können, ohne eingreifen zu müssen. Der neue Minister, Urbano Rattazzi, war ein kluger, geschmeidiger, äußerlich hübscher und zierlicher Mann, dem es weniger um die Sache zu tun war, als um die Rolle die er dabei spielen konnte. Diejenigen welche glaubten, man müsse es als Mut und Selbstverleugnung anerkennen, daß er in einem Augenblick an Cavours Stelle trat, wo nichts Größeres zu tun möglich schien, als Verunglücktes einzurenken oder schon errungene Früchte einzuheimsen, irrten sich nicht in Bezug auf den Mut, woran es Rattazzi nicht fehlte; übrigens dachte er nicht daran, sich mit so wenigem zu bescheiden, sondern glaubte, es würde sich schon eine Gelegenheit finden, Cavour zu übertrumpfen, sich an Geschick oder Gesinnung ihm überlegen zu zeigen. Da er die Gabe besaß, immer das sagen, ja empfinden zu können, was dem, mit dem er sprach, gemäß und angenehm war, und die edlen Gefühle, die den Menschen begeistern, sich auf eine liebenswürdige Art in ihm spiegelten, ohne ihn zu beeinflussen, konnte er auf Anhang zählen. Cavour hielt ihn nicht mit Unrecht für einen Gegner und mochte ihn nicht leiden, billigte aber die Unbedenklichkeit, mit der er in dieser Zeit an das Steuer gesprungen war und meinte, er passe gut an eine Stelle, wo die Geschichte gerade eine Pause mache.

Mazzini, der ein unerwünschtes Ende des Krieges vorausgesehen hatte, empfand wenigstens das als eine Genugtuung, daß das Bündnis mit Napoleon gelöst war; er wollte, daß der Kampf um Italien, eine reine Sache, von dem italienischen Volke selbst mit reinen Mitteln bestanden würde. Beim Beginne des Krieges hatte der König von Sardinien eine Amnestie für alle um der politischen Verirrungen willen Verbannten erlassen; nur Mazzini war davon ausgeschlossen. Doch konnte er sich ungehindert in Florenz aufhalten unter dem Mitwissen oder Schutze des Barons Bettino Ricasoli, der stolz darauf war gerecht zu sein und an Mazzini den strengen Idealismus, der seinem eigenen Geiste entsprach, bewunderte. Gemeinsam mit ihm arbeitete Mazzini an dem Anschluß Toskanas an Sardinien, insofern sie es als die Grundlage des einigen Italiens betrachteten.

Dort suchten Mazzini zwei Sizilianer auf, Freunde, die seit dem Jahre 1848 gemeinsam für die Befreiung ihres Vaterlandes tätig gewesen waren, Rosolino Pilo und Francesco Crispi. Rosolino Pilo war der jüngere Sohn eines adeligen, seit Jahrhunderten auf Sizilien ansässigen Geschlechtes; er war von zartester Gesundheit, doch schienen seine Kräfte desto ausgiebiger zu wirken, je mehr er sich Mühsalen und Entbehrungen aussetzte. Wenn er sich dem Schwersten unterzog, schien das weniger Mut und Tatkraft zu sein, als vollständig mangelndes Bewußtsein der Gefahr; er dachte nicht daran, daß ihm etwas zustoßen könne. Indessen, wie sehr er das Leben liebte, lebte er doch nicht in der Gegenwart, vielmehr war ihm diese immer nur etwas vorbereitendes, an sich wertloses, über das er hinwegeilte, irgend einem in weiter Ferne golden glänzenden Ziele zu, sei es der Vereinigung mit einem Mädchen, das er liebte, oder der Befreiung des Vaterlandes oder noch anderen Wundern, die ihm vorschweben mochten. Er kannte Mazzini seit langem und liebte ihn mit der verehrungsvollen Hingebung eines Sohnes; von Crispi hatte er ihm oft als von dem festesten Willen und Vermögen unter den sizilianischen Patrioten gesprochen. Crispi war damals 40 Jahre alt, Rosolino Pilo etwas jünger und erschien es noch mehr.

Die Absicht ihres geheimen Besuches war, Mazzini zu bereden, daß er sein ausschlaggebendes Wort einer schleunigen Unternehmung zu Gunsten Siziliens zugute kommen lassen möchte, wofür sie die Zeit gelegen hielten. Mazzini war im Gegensatz zu ihnen der Meinung, daß es besser sei, von den römischen Staaten, die zuerst zu erobern seien, also von der gesicherten Mitte aus nach Neapel und von dort aus nach Sizilien vorzuschreiten; wenn aber eine Expedition für Sizilien zustande komme, wolle er nicht dawider sein, sondern soviel an ihm sei, zum Gelingen beitragen. Garibaldi habe den Oberbefehl über ein Heer der vereinigten mittelitalienischen Staaten übernommen und liege an der Grenze des Kirchenstaates; er plane einen Einfall in die Marken, sowie er von dort aus eingeladen werde oder außergewöhnliche Bewegungen ihm den Vorwand geben. Er, Mazzini, fürchte allerdings, Garibaldi, der auf die geheime Unterstützung des Königs rechne, täusche sich, vielleicht werde man ihn nur hinhalten und schließlich am Handeln verhindern; allein man könne den Ereignissen nicht vorgreifen und das Gelingen dieses Planes sei nach seiner Meinung für jetzt das Wünschenswerteste.

Die Sizilianer fragten Mazzini, ob er glaube, daß Garibaldi eine Expedition für Sizilien anführen würde? Das Gesicht Mazzinis verdunkelte sich. „Wer kann es wissen?" sagte er. „Ich bin nicht in seinem Vertrauen. Als wir vor drei Jahren in ihn drangen: tue es! schien er zuerst geneigt; dann plötzlich erklärte er, es sei die rechte Zeit nicht, und keine Vorstellungen, kein Flehen brachten ihn von diesem unbegreiflichen Urteil zurück oder beugten seinen Willen. Der unglückliche Pisacone wagte es selbst und fand seinen Tod von den Händen des Volkes, das er befreien wollte." Auch jetzt, sagte Crispi, würden sich Männer genug finden, die sich an die Spitze eines Unter-

nehmens auf Sizilien stellen würden. Da sei La Masa, der ungeduldig warte, daß man ihn riefe; aber was ihn, Crispi, beträfe, so würde er seine Hand aus der Sache ziehen ohne Garibaldi. Rosolino fügte hinzu: „Es haben viele ebensoviel Opfermut, Tapferkeit und Umsicht wie Garibaldi, aber nur er hat den Stern.“ Mazzini nickte und sagte: „Ich warne euch, nichts ohne Garibaldi zu wagen. Er wird es nicht tun als unter der Fahne Viktor Emanuels, und wir müssen ihm dennoch folgen. Nichts soll uns bewegen, unsere Ueberzeugung zu opfern, die bleibt; aber den Stolz und das Glück, für unsere Idee nach unserem Sinne zu wirken, können wir Italien und unserem Volke opfern. Wenn dieser König Italien machen kann und mit dem Volke machen will, das sich ihm freiwillig ergiebt, sollen wir der Einigkeit, die wir sie lieben lehrten, nicht im Wege sein. Unsere Pflicht ist, jetzt zu helfen, und wenn das Werk vollendet ist, ohne Dank und Lohn beiseite zu treten.“

Crispi erwiderte: „Ich liebe Piemont nicht und die Monarchen noch weniger, ich bin Republikaner; aber die Bourbonen müssen aus Sizilien, und Garibaldi muß sie vertreiben. Will er sie durch Viktor Emanuel ersetzen, so müssen wir uns damit abfinden und aus dem Uebel das Beste machen.“ Sehr unzufrieden hingegen äußerte er sich über Garibaldis Anschlag auf die Marken. Erst die beiden Sizilien würden aus dem vergrößerten Sardinien Italien machen. Immer wäre der erste Hauch der Freiheit aus Süden, von Sizilien gekommen. Jetzt sei dort alles voll verborgener Glut, man dürfe nicht zu lange mehr warten. Durch Verzögerung seien zu oft schon die kostbarsten Kräfte erstickt worden.

Es sei so schlimm nicht, entgegnete Rosolino Polo. Schließlich komme es auf eins heraus, welcher Teil Italiens zuerst befreit würde, man soll nicht als Sizilianer, sondern als Italiener fühlen. Wenn Garibaldi die Gelegenheit ergreife, die sich ihm biete, müsse man ihm beistimmen, ihn unterstützen. Er wolle jedes andere Vorhaben hintansetzen, um hinzueilen und unter Garibaldi zu kämpfen, wenn dieser ihn verwenden könne.

Er zeigte, da ihm dieser Einfall einmal gekommen war, die lebhafteste Ungeduld, ihn auszuführen und überwand alle Bedenken Crispis spielend. Mazzini billigte seinen Entschluß und nahm mit mehrmaligen langen Umarmungen Abschied von ihm, indem er lächelnd sagte: „Eure Liebe muß mich für viel Haß entschädigen.“

Allein geblieben setzte sich Mazzini auf einen Stuhl, der am Fenster stand und stützte den Kopf in die Hand, die unmerklich zitterte; auch seine Kniee zitterten ein wenig. Er hatte Rosolino Pilo niemals ohne Bangigkeit scheiden sehen können, der für jedes Uebermaß des Lebens zu zart schien, und für den es nur Anstrengungen und Peinigungen gab; doch schien es ihm, als wäre es ihm noch nie so schwer geworden wie dieses Mal. Wenn er leicht fürchtete, war das keine Empfindsamkeit; viele, wie viele von denen, die er im Herzen getragen hatte, waren früh auf dem von ihm gewiesenen Weg zu Grunde gegangen; aber es wunderte ihn, daß er sich um diesen Sizilianer

mehr sorgte und ängstigte, als je um einen andern, während er doch viele ebenso lieb gehabt hatte. Er dachte an Jacopo Ruffini, seinen ersten Freund, den die Unmenschlichkeit seiner Kerkermeister und sein zartes Gewissen unter den furchtbarsten Umständen zum Selbstmorde getrieben hatten; was der ihm war, war ihm hernach keiner mehr gewesen. An ihn zu denken war ihm so schmerzvoll, daß er noch jetzt sich davor fürchtete, indem er sich danach sehnte. An einen anderen Jugendfreund dachte er, Carlo Bini, einen liebevollen, erwartungsvollen Menschen, der in frühen Jahren gestorben war; an Soffredo Mameli mit den Frauenaugen und dem kindlichen Durst nach Taten, an die schönen Delirien des Sterbenden unter dem Krachen der untergehenden Republik Rom. Dann dachte er an Pisacone, seinen Abschied von Genua, als er das Schiff bestieg, das ihn zum Tode trug, an seine Frau, die verzweifelte und nicht zu weinen wagte, an seine eigene böse Ahnung, an das qualvolle Hoffen und das Eintreffen der schauderhaften Kunde. Alle diese und andere Verluste hatte er, wenn nicht verschmerzt, doch überwunden; er hätte künftigen, so schien es ihm, gefaßter entgegensehen sollen.

Indem er darüber nachdachte, kam es ihm in den Sinn, daß er alt geworden sei. Er besann sich auf die Rasereien der Verzweiflung, auf die leidenschaftlichen Kämpfe mit Todesschmerzen, die er einst durchgemacht hatte, und von denen er wußte, daß sie nicht wieder kommen konnten; aber die Schwungkraft, die ihn beseelte, wenn die Stürme vorüber waren, kam ihm auch nicht wieder. Alt war er geworden, das war es, wenn er auch erst wenige Jahre über fünfzig war; erlebt hatte er mehr als hundert. Er zweifelte nicht daran, daß er noch viel würde tun, ja er hoffte, daß er noch Großes würde leisten können, nur das Leiden grub sich tiefer in seine Seele und war schwerer wegzuwischen, und in seiner Liebe lag die angstvolle Zärtlichkeit des Zukunftslosen. Er sah aus dem Fenster seines hochgelegenen Zimmers auf die Straße, in der die Menschen lärmend, lachend und gestikulierend durcheinanderwogten. Wie waren ihm alle diese gleichgültig gegen das vertraute Gesicht Rosolino Pilos mit der strahlenden Stirn, in die die braunen Locken fielen. Die Geschäftigkeit der Leute da unten hatte für ihn etwas abstoßendes, ohne daß er wußte warum, er konnte nicht zu der Empfindung gelangen, daß sie seine Landsleute waren und zu dem Volke gehörten, dem er sein Leben geopfert hatte. Mit quälenden Gedanken starrte er in die enge Straße, bis der Abend sie mit Schatten füllte.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Meyer:

In den Hoch-Anden von Ecuador.

Reisen und Studien.

Seinem schönen Werke über den Kilimandjaro, den auf drei Reisen von ihm untersuchten und bestiegenen, von Eis gekrönten Riesenvulkan (6010 m) des tropischen Afrika (Dietrich Reimer, Ernst Vohsen, Berlin 1900) hat Hans Meyer soeben im gleichen Verlage ein nach Form und Inhalt monumentales Werk über die Schnee- und Eisregionen des ecuadorianischen Hochgebirges im tropischen Südamerika folgen lassen. Es ist die Frucht einer im Sommer 1903 ausgeführten Reise, für welche der Münchener Maler Rudolf Reschreiter als Begleiter gewonnen worden war, während ein dafür engagierter Tiroler Bergführer wegen Erkrankung schon bei der Ausreise zurückgesandt werden mußte. In den schönsten, regenärmsten und kühlsten Monaten des ecuadorianischen Hochlands, Juni, Juli und August, dem sogenannten Verano, welcher von zwei wärmeren und regenreichen Perioden eingeschlossen ist, haben die Reisenden von den gewaltigen Vulkanen Ecuadors, die teilweise über 6000 m emporragen, den Chimborazo, Carihuairazo, Cerro Altar, Cotopaxi, Quilindana und Antisana begangen und untersucht, den Chimborazo (6310 m) sogar zweimal. Das ist eine sehr bemerkenswerte Leistung, welche von der frischen Energie, von der das Unternehmen getragen war, Kunde gibt. Daß es sich dabei nicht um flüchtige, rein sportliche Wanderungen handelte, lehrt die Fülle der mitgeteilten Beobachtungen und die gleichzeitige Darbietung eines Anschauungsmaterials von ungewöhnlichem Reichtum. Die Reise ist durch die früheren Arbeiten Hans Meyers am Kilimandjaro veranlaßt worden und hat für dieselbe wesentliche Ergänzungen gebracht. Bei jener war der vulkanischen Natur des Berges und seiner Gletscherentwicklung besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Es hatte sich gezeigt, daß unter dem Einfluß des Tropenklimas, namentlich seiner starken Sonnenwirkung, eigenartige Formen der Gletscheroberflächen entstehen, wie man sie auf den Gletschern höherer Breiten nicht findet, und ferner, daß die Gletscherentwicklung des Kilimandjaro früher eine erheblich größere gewesen ist, als heutzutage, und zwar in einer Zeit, welche der Eiszeit Europas entspricht. Dieses Ergebnis war von Bedeutung, weil es auf die Verbreitung des Eiszeitphänomens über die Erde ein neues Licht warf. So darf es als ein glücklicher Plan bezeichnet werden, den gleichen Erscheinungen noch in einem anderen Tropengebiet, dem südamerikanischen, nachzugehen und das, was auf der Osthemisphäre erkannt war, durch die Tatsachen der Westhemisphäre zu prüfen und zu erweitern. Auch für vulkanische Studien zum Vergleich mit denen am Kilimandjaro bot das Hochland von Ecuador die denkbar größte Gelegenheit dar.

Durch das vorliegende Werk ziehen sich sonach Betrachtungen über den Vulkanismus und die tropische Eiszeit, sowie über ihren Zusammenhang mit den gleichartigen Erscheinungen anderer Erdräume leitend hindurch. Doch sie

stehen keineswegs allein, sondern sind mit einer Fülle von Beobachtungen jeder anderen Art über das Reisen selbst, über wirtschaftliche Verhältnisse, über Instrumente, Bergkrankheit, Klima, Pflanzen- und Tierwelt in lebensvoller Weise durchmengt. Hans Meyer hat die Form des Reisebuches gewählt und schildert chronologisch. Wir begleiten ihn auf der Fahrt über den Ozean und die Landenge von Panama, auf der dornenvollen, mit deutschem Ingrimm ertragenen Fahrt des „Cruito" an der Westküste von Ecuador nach Guayaquil und dann hinauf nach Riobamba und zu den Vulkanriesen des Hochlands. Wir hören von allem, was den erfahrenen Reisenden auf seinen Wegen umgab. Die Darstellung ist erstaunlich vielseitig und von herzerfrischendem Freimut. Und in der Fülle dessen, was wir miterleben, folgen wir dem Beobachter gerne auch zu den Problemen, denen seine Vorliebe gilt, zu eindringenden Gedankenreihen über den Vulkanismus und die tropische Eiszeit. Die neuere Reiseliteratur Deutschlands ist an solchen Werken nicht reich; meistens werden die Erlebnisse und die wissenschaftlichen Ergebnisse in der Darstellung von einander getrennt. Hier sind sie in glücklichster Weise vereint.

Ein Vorzug des Werkes sind auch Einleitungen und Zusammenfassungen, welche den einzelnen Abschnitten gewidmet sind. In ihnen liegt ein eindringendes Studium der früheren Literatur, die in einem durch eigene Erlebnisse geschärften Urteil zur Verwendung kommt. Besonders fesselnd ist z. B. das einleitende Kapitel über den Charakter und die Geschichte Ecuadors, wobei die Unterscheidung zwischen andiner und alpiner Landschaft Beachtung verdient. Doch auch Klima, Bevölkerung, Wirtschaft, Verwaltung und Geschichte des Landes sind in kurzen Zügen geschildert.

Ecuador ist ein klassischer Boden deutscher Forschung, die mit Alexander von Humboldt 1802/03 begann und siebzig Jahre später durch die großen Reisen von Wilhelm Reiß, Alphons Stübel und Theodor Wolf „der deutschen Wissenschaft für immer erobert ist". Von hier sind die vulkanologischen Anschauungen ausgegangen, welche gerade heute wieder im Vordergrunde der Erörterungen über das Wesen des Vulkanismus stehen. Pietätvoll werden die Forschungen der großen Vorgänger benutzt und geprüft. Hans Meyer steht auf dem Boden der Stübelschen Vulkantheorie, welche den Sitz der vulkanischen Kraft nicht in einem Zentralherd des Erdinnern, sondern in peripherischen Herden erblickt, aus denen Magma durch eigene Kraft, nämlich infolge der Ausdehnung, die im Moment der Erstarrung einzelner Teile eintritt, wie beim Erstarren des Wassers zu Eis, zum Ausfließen kommt. Der Vulkanismus ist hiernach eine Erkaltungserscheinung der glutflüssigen Materie, und die Vulkane sind der durch Ausdehnung des erkaltenden Teils zum Ausfluß gedrängten flüssigen Materie aufgebaut. Die heutige äußere Form der Vulkane beruht jedoch auf anderen Agenzien, nämlich nach Hans Meyer in einem gewissen Gegensatz zu Stübel, der auch diese durch aufbauende vulkanische Kräfte entstehen läßt und dafür eine Formenreihe aufstellt, wesentlich auf der abtragenden Tätigkeit des strömenden Eises.

Die Mitteilungen über die Vereisung Ecuadors in ihrer heutigen Erscheinung und Wirkung, sowie in ihrer früheren Verbreitung und in ihrem Einfluß auf die Landschaft sind zahlreich und besonders gut durch Bilder belegt. Sie finden sich in dem Werke verteilt und außerdem auch in einem Schlußkapitel zusammengefaßt. Hans Meyer wiederholt dort seinen schon im Kilimandjarowerk gemachten Vorschlag, einen besonderen „tropischen Gletschertypus" von anderen Gletschertypen zu unterscheiden. Die Merkmale dieses findet er in dem vereinigten Auftreten von sog. Karren- und Penitentesformen auf den

Eis- bezw. Firnoberflächen und den Firngletschern, d. h. in den unteren Lagen aus Eis, in den höheren aus Firn bestehenden Zungen der Firnfelder im Gegensatz zu den eigentlichen Gletschern, die ganz aus Eis bestehende Zungen von Firnfeldern sind. Der Begriff des Firngletschers dürfte für Charakteristik des tropischen Gletschertypus nicht verwendbar sein, während die anderen beiden Merkmale, Karren- und Penitentesformen in ihrer durch Beschreibung und Bild vorgeführten Ausbildung allerdings sehr charakteristisch sind.

Eine scharfe Unterscheidung zwischen Karren- und Penitentesformen findet in dem vorliegenden Werk zum erstenmal statt. Unter Eiskarren versteht der Verfasser durch lösende Wirkung von Schmelzwassern entstandene Furchen oder Vertiefungen (Dolien) auf Eisoberflächen, zwischen denen Rippen, Spitzen oder Schneiden erhalten geblieben sind. Die Richtung der Furchen folgt der Neigung der Eisoberflächen. Penitentes sind dagegen ausgezackte Kegel, Pyramiden, Säulen, wohl auch Kämme im Firn, die den Aufragungen zwischen den Karrenfurchen des Eises entsprechen würden. Der Name rührt von P. Güßfeldt her und lautet eigentlich „Nieve de los penitentes“, d. h. „Büßerschnee“, weil die Figuren von fern betrachtet einem Chor stehender oder knieender, in weiße Schleier gehüllter Frauengestalten gleichen. Hans Meyer schlägt jetzt dafür die Bezeichnung „Zackenfirn“ oder „Pyramidenfirn“ vor, doch möchte man ungern den schönen früheren und auch schon eingebürgerten Namen entbehren. Im Gegensatz zu den Karren des Eises liegen die Penitentesreihen im Firn und folgen nicht der Neigung der Oberfläche; sie entstehen durch Ausschmelzung vorhandener langgestreckter Schneestreifen von dichterer Struktur, wie sie durch Wind und auch durch andere Vorgänge gebildet werden. Ihre Ausschmelzung bringen Sonnenstrahlen oder warme, feuchte Winde, wonach der Verfasser Sonnen- und Wind-Penitentis unterscheidet. Diese Oberflächenformen sind in erschöpfender Weise behandelt worden.

Es würde zu weit führen, auf fernere Einzelheiten einzugehen. Jeder Vulkan und jeder Gletscher wird mit allen Begleiterscheinungen fesselnd geschildert, sodaß man nicht allein das Urteil und die Erklärungen des Autors versteht, sondern auch ein eigenes Urteil zu bilden vermag. Von allgemeiner Bedeutung ist der Nachweis, daß auch in Ecuador zwei Eiszeiten bestanden haben, die durch eine Interglazialzeit mit Steppenklima getrennt waren, sowie ihre Identifikation mit den beiden letzten Eiszeiten Europas und mit Klimaschwankungen, die auch über andere Erdräume verfolgt werden. Schon die Sammlung und Sichtung der Tatsachen, welche diesen Schluß begründen, ist von hohem Wert, wertvoller noch ihre Prüfung an den eigenen Beobachtungen.

In einem Anhang werden die Höhenmessungen, sowie floristische und faunistische Sammlungen von anderen Verfassern dargestellt. Sie sprechen für sich selbst, doch das mitgeteilte Anschauungsmaterial bedarf noch einiger Worte.

Der Textband enthält 119 Abbildungen anf 37 Tafeln, die auf besonders geeignetem Papier in den Text eingeschaltet sind. Der ergänzende Bilderatlas enthält 24 Tafeln in farbiger Lithographie (Format 34 × 40 cm) und 20 Tafeln mit 40 Bildern in Lichtdruck (Format 13 × 20 cm). Zu dem Atlas gehören kurz erläuternde Textblätter. Die Bilder sind nach Photographien von Hans Meyer und anderen nach den Zeichnungen und Bildern von Rudolf Reschreiter, sowie nach der großartigen Bildersammlung A. Stübels, die sich jetzt im Grassimuseum zu Leipzig befindet, hergestellt worden. Von dem Reichtum des Gebotenen erhält man einen Begriff aus der Tatsache, daß

z. B. dem Chimborazo und seinen Einzelheiten nicht weniger als 46 Bilder gelten. Geben die farbigen Lithographien nach den prachtvollen Bildern Reschreiters und in technisch vollendeter Reproduktion den Eindruck des Gesamtcharakters, so kann man auf den Lichtdrucken und Textillustrationen die Einzelheiten klar verfolgen, wie Moränen, Stufen und Strukturen des Eises. Mehrfach ist das gleiche Objekt in verschiedener Herstellungsweise geboten, mehrfach auch nach verschiedenen Autoren, was überaus lehrreiche Vergleiche gibt und die Naturtreue der Zeichnungen beurteilen läßt. So besitzen wir in dem Werke Hans Meyers über die Hoch-Anden Ecuadors ein Anschauungsmaterial, wie es in ähnlichen Fällen sonst noch nicht geboten worden ist und wie es nicht allein für Studien in der Heimat, sondern auch für fernere Forschung immerdar nun eine Grundlage bleibt. Die im Texte mitgeteilte Fülle von Beobachtungen erfährt durch die Bilder eine ebenso schöne und eindrucksvolle, wie vielseitige Ergänzung.

München. Erich von Drygalski.

Die Schicksale der roten Blutkörperchen.

Von Eugen Albrecht in Frankfurt a./M.

In der letzten Generation waren viele Biologen der Hoffnung, daß die immer reicher sich darbietende Welt der Mikroskopie die Rätsel des Lebens einer endgültigen Lösung zuführen würde. Inzwischen haben unzählige Untersuchungen ein ungeheures Material von neuen Tatsachen gebracht; überall, wo vor 50 Jahren vielleicht eine Frage oder noch nicht einmal eine Frage stand, steht uns jetzt eine Masse von Kenntnissen sowohl im Großen wie im Kleinen zur Verfügung.

Trotzdem können wir, wenn wir an die letzten biologischen Fragen denken, dieses unseres Reichtums nicht froh werden; denn je weiter wir vordringen, je klarer zeigt sich uns, daß jeder neue Fund zu den vorhandenen Zweifeln und Fragen für sich wieder neue setzt, so daß mit jeder scheinbaren Lösung uns eine Menge von neuen Aufgaben erwächst und wir dem Ziele anscheinend eher ferner als näher kommen.

Einer der sprechendsten Belege für diese pessimistische Anschauung ist die Wandlung unserer Kenntnisse von der Zusammensetzung und Bedeutung des Blutes und seiner Bestandteile. — Da, wo die Alten einen roten Saft sahen, der gerinnen konnte, und dabei ähnlich wie die Milch einen festen Kuchen von einem wässerigen Teile abschied, hat schon die beginnende mikroskopische Untersuchung eine Unzahl von Gebilden kennen gelehrt, die heutzutage auch den meisten Laien, wenigstens dem Namen nach, bekannt sind: die roten[1]) und die weißen Blutkörperchen, daneben die sogen. Blutplättchen und kleinere Gebilde.

Inzwischen haben aber weitere Untersuchungen gezeigt, daß auch hier wieder z. B. unter den weißen Blutkörperchen ziemlich beträchtliche Unterschiede in der feineren Zusammensetzung obwalten; und auch sonst ist in chemischer und physiologischer Hinsicht eine außerordentlich große Zahl von ganz eigenartigen Vorgängen an den geformten und ungeformten Bestandteilen des Blutes aufgefunden worden.

Da, wo in den 90er Jahren unsere Kenntnisse anscheinend abgerundet und fertig erschienen, z. B. in Hinsicht auf die Gerinnung des Blutes, auf die Aufgaben und Fähigkeiten der roten Blutkörperchen, ist jetzt ein ganzes Heer von Tatsachen und Fragen aufgetaucht, die in ihrer Bedeutung und Tragweite gegenwärtig noch niemand überschaut.

---

[1]) Entdeckt von Malpighi 1665.

Ich wähle für heute nur ein kleines Gebiet, und aus diesem Gebiete nur die wesentlichsten Tatsachen, wenn ich einen Versuch mache, die Schicksale der roten Blutkörperchen in unserem eigenen Körper von deren Entstehen bis zu ihrem Wiederverschwinden zu skizzieren.

Wenn wir überlegen, daß im gegenwärtigen Augenblick, ebenso wie in allen anderen unseres Lebens durch sämtliche Bezirke unseres Körpers in Massen rote Blutkörperchen durch unzählbare enge Röhren sich windend an den Zellen unserer Organe vorüberschwimmen, oder von der Saug- und Druckpumpe des Herzens wechselnd angesogen und ausgetrieben durch die großen Gefäßschläuche in dicken Stromfäden hinfahren; wenn wir bedenken, daß ohne dieses Zirkulieren der roten Blutkörperchen, welche den Organen Sauerstoff zuführen und ihnen Kohlensäure abnehmen, keine einzige unserer Tätigkeiten möglich wäre; daß auch für jeden der Gedanken, ja schon für jede Empfindung eine gewisse minimale Menge von roten Blutkörperchen durch unser Herz, unsere Lunge, unser Gehirn dauernd passieren muß, so werden wir vielleicht mit einem beinahe persönlichen Interesse die Schicksale der winzig kleinen Körperchen verfolgen.

Im gesamten Kreislauf befinden sich durchschnittlich beim Erwachsenen 20—25 Billionen rote Blutkörperchen, beim Manne etwas mehr, beim Weibe weniger. Da wir durchschnittlich $4^1/_2$ l Blut auf den menschlichen Körper von 67 kg rechnen, so trifft auf 1 cmm 5 Millionen, auf 1 ccm, also etwa 1 g 5 Milliarden, auf 1 cdm, d. h. 1 l 5 Billionen.

Jedes dieser Körperchen stellt eine flache, an den Rändern wulstig verdickte, im Zentrum eingezogene etwa münzenförmige Scheibe dar, deren größter Durchmesser $^7/_{1000}$ mm, deren Dickendurchmesser am Rande nicht ganz $^1/_{500}$ mm beträgt.

In dicken Schichten übereinandergelagert, bringen sie die rote Farbe des Blutes hervor, im durchfallenden Lichte einzeln oder in dünnen Schichten besehen, zeigen sie sich grünlich, bezw. grünlich-gelb gefärbt. In dieser Färbung, vielmehr in dem ihr zugrunde liegenden Gehalt an einem Farbstoff liegt die wesentlichste Besonderheit der roten Blutkörperchen.

Dieser Farbstoff, das Hämoglobin, hat nämlich die Fähigkeit, mit gewissen Gasen lockerere oder festere Verbindungen einzugehen, sie an sich vorübergehend zu fesseln, vor allem die zwei Gase, welche für alle Lebensprozesse von größter Wichtigkeit sind: den Sauerstoff, welcher für die Verbrennungsprozesse im Körper notwendig ist, die Kohlensäure, welche das wichtigste gasförmige Produkt dieser Verbrennung darstellt. Der Sauerstoff muß dauernd zugeführt werden, wenn nicht Ersticken durch Sauerstoffmangel eintreten soll, die Kohlensäure muß dauernd abgeführt werden, wenn nicht Vergiftung des Körpers mit Kohlensäure stattfinden soll. Der Ort, wo diese Gasaufnahme und Gasabgabe in der Hauptsache stattfindet, sind, wie bekannt, die Lungen, genauer gesagt, die Haargefäße, welche an der Innenfläche der Lungenbläschen in dichten Netzen ausgebreitet liegen, und durch deren Wände

Gase ein- und austreten können; und in diesen Haargefäßen wieder sind es die roten Blutkörperchen, welche mit Hilfe des Hämoglobins diese Gase an sich reißen bezw. abgeben.

Wir können hier nicht auf die Gesetzmäßigkeiten genauer eingehen, nach welchen diese Aufnahme und Abgabe geschieht; nur das Grundgesetz kann erwähnt werden. Dies besteht darin, daß immer dort, wo ein größerer Teildruck des betr. Gases existiert, als in den roten Blutkörperchen, das Gas in dieselben eindringt und locker gebunden wird, während an den Orten, wo das betreffende Gas in geringerer Menge vorhanden ist als in den roten Blutkörperchen, es ihnen wieder entrissen wird. Die Atmungsluft ist reich an Sauerstoff, arm an Kohlensäure; die mit Kohlensäure von den Organen her schwerbeladenen roten Blutkörperchen geben deswegen bei ihrer Durchspülung durch die Lunge dieselbe in größter Eile ab, und beladen sich dafür mit Sauerstoff-Fracht aus der durch den Atemzug in die Lunge gebrachten Luftmenge. Umgekehrt findet sich in allen Organen, in den kleinen Werkstätten der Zellen, wo dauernd Stoffe verbrannt, Kräfte umgesetzt werden, überall ein Reichtum an Kohlensäure und Sauerstoff-Hunger vor, und viel schneller als dies auf irgend einer Bahnstation geschieht, werden die roten Blutkörperchen in den Organen wieder von ihrem Sauerstoff-Reichtum erleichtert und bekommen Kohlensäure aufgeladen. So wandeln sie denn dauernd durch den Körper mit einer Geschwindigkeit, welche die Hälfte von ihnen in durchschnittlich 27 Sekunden von der linken Kammer her durch die Hauptschlagader und deren Aeste durch alle Haargefäße der Organe in geschlossenem Röhrensystem hindurch in die Blutadern und bis zurück zur rechten Kammer gelangen läßt, bezw. in eben dieser Zeit die andere Hälfte durch die Lungen und den linken Vorhof im sog. kleinen Kreislauf wieder in die linke Kammer treibt.

Während dieser Wanderung bleibt nun das kleine Scheibchen auch für unsere Betrachtung nicht ganz unverändert. Während es nämlich in den Organen sich mit Kohlensäure anfüllt, wird es etwas mehr rund und nähert sich der Kugelform, umgekehrt kehrt es in der Lunge wieder zur Scheibenform zurück.

Es verhält sich also ungefähr so, wie ein Gummiball, den man von beiden Seiten her eindrückt, nur daß diese eingedrückte Form die ursprüngliche, die runde Form beim Blutkörperchen die sekundäre und vorübergehende ist.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Aufnahme von Kohlensäure es sei, welche das Blutkörperchen zur Umwandlung seiner Form bringt. Es verhält sich das Blutkörperchen hierin ähnlich wie etwa ein von einer tierischen Membran gebildetes Bläschen, in welchem sich eine Salzlösung befindet und welches in Wasser gebracht wird; bekanntlich dringt durch solche Blasen das Wasser nach innen und füllt sie prall an; umgekehrt würde, wenn ursprünglich Wasser in der gefüllten Blase sich befände und außen eine Salzlösung, durch Abgabe von Wasser die Blase zusammenschrumpfen.

Diesen Vorgang nennt man „Osmose", und er stellt einen der wichtigsten

physikalischen Vorgänge in unserm Körper dar. — Es liegt deshalb nahe, zu denken, daß das Eintreten der Kohlensäure in das rote Blutkörperchen ein derartiger osmotischer Vorgang sei, und daß sowohl die Sauerstoffaufnahme als wie die Kohlensäureabgabe ebenso durch Osmose zu Wege kommen, wie etwa zwischen zwei durch eine Membran getrennten Gefäßen, deren eines Sauerstoff, deren anderes Kohlensäure enthält, die Gase zu einander durchtreten würden, so lange, bis in den beiden Gefäßen die gleichen Mengen von jedem Gase vorhanden wären.

Lassen wir, nachdem wir uns so über die wesentlichsten Funktionen der fertigen roten Blutkörperchen ein ungefähres und vorläufiges Bild gemacht, diese jetzt etwas zur Seite, und orientieren wir uns vorerst über ihre Herkunft.

Bei der Untersuchung der Entwicklung des Hühnchens lassen sich schon am zweiten Tage die Anfänge der Blutbildung wahrnehmen, in Form von kleinen Bläschen, in denen in primitiven Röhren haemoglobinhaltige Körperchen schwimmen. Zu dieser Zeit sind weiße Blutkörperchen überhaupt noch nicht zu finden. Auch beim Säugetier und Menschen treten die roten Blutkörperchen frühzeitig in ähnlicher Weise auf. Diese roten Blutkörperchen aber sehen von den vorhin geschilderten durchaus verschieden aus. Sie sind größer, mehr oval und enthalten sämtliche ein rundliches, gut abgegrenztes Gebilde, den sogenannten Kern, welcher bei allen vollausgebildeten Zellen des Körpers einen charakteristischen und für Leben und Tätigkeit höchst wichtigen Teil bildet und sich auch chemisch von dem umgebenden Reste der Zelle, dem sog. Zell-Leib unterscheidet. Im allgemeinen sind es im Körper nur untergehende oder untergegangene Zellen, in welchen dieser Kern vermißt wird, wie etwa die äußersten Schüppchen der Oberhaut, die sich dauernd abstoßen. So werden wir denn auf einmal gewahr, daß das rote Blutkörperchen, welches so wichtig und erfolgreich im Körper tätig ist, nicht die sämtlichen Bestandteile einer Zelle enthält. Das ist schon früh den Untersuchern aufgefallen, und man hat namentlich auch im Hinblicke darauf, daß bei Fischen, Amphibien, Reptilien und Vögeln auch im Blute des erwachsenen Tieres die fertigen roten Blutkörperchen noch Kerne enthalten, den Versuch gemacht, solche Kerne auch in den fertigen Blutkörperchen der Säugetiere wieder zu finden. Keiner dieser Versuche hat indes der Kritik standhalten können, und wir müssen das fertige rote Blutkörperchen der Säugetiere und des Menschen in der Tat in dieser Hinsicht als eine unvollständige Zelle ansehen.

Nun wissen wir, daß die Vermehrung von Zellen einhergeht mit besonderen Veränderungen des Zellenkernes und daß in allen uns bekannten Fällen eine Neuentstehung von Zellen nur aus vollständigen, mit Kern und Zell-Leib ausgestatteten Ganz-Zellen erfolgt. Darnach erscheint die Folgerung gegeben, daß die kernlosen roten Blutkörperchen, welche ja doch sicher bei den groben mechanischen Schädigungen, welchen sie ausgesetzt, auch vielfach

zugrunde gehen, nicht selbst wieder Nachkommen liefern können. Es hat sich nun in Wirklichkeit gezeigt, daß jene kernhaltigen roten Blutkörperchen, welche wir beim Embryo zuerst auftreten sehen, in einer etwas veränderten Form auch durch alle späteren Zeiten des Lebens hindurch neugebildet werden, und daß mit ihnen stets von neuem kernlos werdende rote Blutkörperchen in den großen Blutstrom gebracht werden. Nur sind als Bildungsstellen zu wechselnden Zeiten der Entwicklung verschiedene, und allmählich immer weniger Organe in Verwendung.

Während in der allerersten Zeit sowohl innerhalb, als wie außerhalb des Embryo an den verschiedensten Stellen sich die genannten kleinen Röhren und in ihnen kernhaltige rote Blutkörperchen bildeten, werden in einer späteren embryonalen Zeit die Leber, Milz, das große Netz und das Knochenmark Hauptbildungsorte der Blutkörperchen. Späterhin verlieren auch Leber und Milz diese Fähigkeit, und vom Neugeborenen an liegt die einzige wesentliche Bildungsstelle der roten Blutkörperchen in dem sog. roten Mark der Knochen. Auch hier ist ihnen in jungen Jahren ein viel größerer Bezirk reserviert als später; während in der Jugend die langen Schäfte unserer Extremitätenknochen, die Höhlen in unseren Fingern, die sämtlichen kurzen und platten, von schwammiger Knochensubstanz durchsetzten Knochen des Körpers, besonders die Wirbel und Rippen zur Blutbildung verwendet werden, füllen sich allmählich beim Erwachsenen die Röhrenknochen mehr und mehr mit Fett an, und nur die obersten und untersten Enden der langen Knochen, die Wirbel- und Rippenknochen bleiben dauernde Bildungsstellen roter Blutkörperchen. Sie sind durchsetzt von äußerst reichlichen weiten Haargefäßen und kleinen Blutadern; die ersteren münden in weite Räume, in welchen in dichten Massen wie in Vorratskammern eben die Vorstufen der roten Blutkörperchen lagern, und so kann dauernd durch das vorbeiströmende Blut aus allen Bildungsstätten der roten Blutkörperchen Material weggespült werden.

Wir stehen also nunmehr vor der Frage: Wie macht es das rote Blutkörperchen, seinen Kern los zu werden? — und vor der zweiten: Was mag dieser eigenartige Vorgang für eine Bedeutung haben?

Das erste ist leicht beschrieben, nicht so leicht verstanden. Der Kern wird nämlich in der Vorstufe des roten Blutkörperchens, nachdem dieses in sich eine gewisse Menge von Blutfarbstoff gebildet hat, immer kleiner und kleiner, offenbar durch Abgabe von Stoffen, welche der Zelleib irgendwie verwendet. Dabei gelangt der Kern immer mehr an die Oberfläche, und schließlich wird der sehr klein gewordene Kern in die umgebende Flüssigkeit ausgestoßen, in welcher er rasch zur Auflösung gelangt. Hierzu ist noch nachzuholen, daß auch das Ganze des roten Blutkörperchens während dieser Vorgänge eine wesentliche Umänderung seiner Form erfahren hat. Zuerst war es nämlich ungefähr kugelig, ähnlich jenen Zellen des Embryo; nachdem s den Kern ausgestoßen hat, nimmt es auf ganz kurze Zeit die Form einer G ocke an, um dann rasch in seine definitive Münzen- oder Dellenform über-

zugehen. Diese gesamte Umbildung vollzieht sich in der Regel innerhalb des Knochenmarkes, so daß im kreisenden Blute in der Regel nur ganz wenige kernhaltige rote Blutkörperchen angetroffen wurden.

Wir können uns darnach ungefähr vorstellen, welch ein reger Betrieb in den Blutbildungsorganen herrscht, welch tiefgreifende Veränderungen das rote Blutkörperchen schon erfahren hat, ehe es nur auf den Schauplatz seines eigentlichen Lebens, seiner eigentlichen Tätigkeit gelangt.

Welche Bedeutung mag diese Ausstoßung des Kernes haben?

Wir könnten zunächst denken, daß der Kern, nachdem er wesentliche Bestandteile an den Zelleib abgegeben habe, als überflüssiger und wertloser Ballast abgestoßen wird. Die Tatsache, daß wir bei den Nichtsäugern noch einen sehr kleinen und anscheinend degenerierenden Kern in den roten Blutkörperchen vorfinden, macht diese Annahme wahrscheinlich; denn wir können selbstverständlich einen Fortschritt darin sehen, wenn ein unnötiger Zellteil abgestoßen wird. Freilich muß man mit derartigen Folgerungen vorsichtig sein, denn schließlich wissen wir nicht, ob nicht der Kern in den roten Blutkörperchen jener Tiere auch seine besondere Bedeutung hat, auf welche nur beim Säugetier zugunsten eines wesentlichen Vorzuges verzichtet wird. Daß die Formverschiedenheit zwischen den roten Blutkörperchen der Säugetiere und jenen der übrigen Wirbeltiere nicht die Ursache für den Verlust des Kernes ist, geht daraus hervor, daß z. B. das Lama und das Kamel ebenso wie die Nichtsäuger ovale Blutkörperchen besitzen, trotzdem aber keine Kerne in den roten Blutkörperchen haben. Jedenfalls verstehen wir die Kernausstoßung am besten, wenn wir in ihr einen Vorgang sehen, der einen nicht mehr wesentlichen Bestandteil zu gunsten möglichster funktioneller Ausnützung des Restes abstößt. Denn, wenn die Bedeutung des roten Blutkörperchens darin liegt, möglichst viel Sauerstoff oder Kohlensäure binden und tragen und wieder abgeben zu können, so ist die Voraussetzung, daß es so viel wie möglich Raum für diese Gase und natürlich auch für die diese bindende Substanz, das Hämoglobin, habe; und hier ist auch ein geringer Zuwachs an „arbeitender Masse" sicher nicht belanglos.

Wir können also direkt sagen, daß die Kernausstoßung, von der Oekonomie des Ganzen aus betrachtet, eine Art von aufopfernder Tat der roten Blutzelle darstellt, durch welches sie sich eines der wichtigsten Zellencharaktere entäußert, zugunsten der Hauptaufgabe, welcher sie ihr ganzes Dasein widmet.

Wir kommen damit dazu, uns das rote Blutkörperchen wieder und nun genauer anzusehen, und zwar mit der Frage, wie sein Bau und seine Leistung zusammenstimmen.

Schon bei den Fischen und durch die ganze Wirbeltier-Reihe herauf finden wir immer, daß die Blutkörperchen der erwachsenen Tiere flache Scheibchen darstellen. Wir brauchen uns bloß vorzustellen, wie etwa ein kugeliges, rundes Blutkörperchen im Verhältnis zum scheibenförmigen seiner Aufgabe genügen

würde, um die Bedeutung dieser seiner unscheinbaren Form einzusehen. Die Kugel ist diejenige Gestalt, bei welcher die Oberfläche im Verhältnis zum Inhalt am geringsten ist. Beim roten Blutkörperchen kommt, entsprechend seiner Aufgabe, alles darauf an, eine möglichst große Oberfläche zur Gasaufnahme und -Abgabe zu besitzen, und zugleich nur so viel Masse, daß beim raschen Durchpassieren durch die Lungen- oder Körperhaargefäße es möglichst vollständig sich mit Sauerstoff, bezw. Kohlensäure zu durchtränken vermöge. Dementsprechend sehen wir, daß seine Oberfläche maximal, seine Dicke außerordentlich gering ist. Ein solches Körperchen wird in der Tat imstande sein, im Nu von der einen oder von der anderen Seite her sich vollzusaugen und ebenso schnell wieder seinen gesamten Vorrat abzugeben. Wir erkennen demgemäß gerade in seiner Form wieder eine ganz wunderbare Anpassung an seine eigenartige Aufgabe.

Vermögen wir auch für die Wulstung des Randes eine besondere Bedeutung aufzuzeigen? Soweit ich mich zum Interpreten der Natur machen darf, glaube ich auch hierin eine ebenso einfache als sinnreiche Einrichtung sehen zu dürfen: denn wir müssen bedenken, daß die roten Blutkörperchen ja dauernd in der wildesten Weise durcheinander gewirbelt, an die Wände der Gefäße gepreßt, hier und dorthin gerissen werden, und da ist es, da sie sich ziemlich stark ausdehnen lassen, ein besonderer Vorzug, daß sie mit ihren breiten Rändern doch eine höhere Resistenz gegenüber den mechanischen Schädigungen darbieten, als wenn sie nur gleichmäßig dünne Plättchen darstellen würden.

Wir werden gleich sehen, daß mit dem bisher Gesagten die zweckmäßigen Einrichtungen in den roten Blutkörperchen noch bei weitem nicht erschöpft sind.

Bei Erwärmung auf etwa 45—50°, also über die höchsten Temperaturen, die im Körper vorkommen, sieht man, daß sich von den roten Blutkörperchen in größerer oder kleinerer Menge kleine und kleinste glänzende Plättchen und Kügelchen abtrennen, welche zunächst lebhaft tanzen und sich dann eventuell in größeren Massen aneinanderlegen. Man kann sie als Blutplättchen bezeichnen.

In allen diesen Fällen geben also die roten Blutkörperchen Substanz an die Umgebung ab, gleichzeitig wandelt sich hiebei die Gestalt des rückbleibenden hämoglobinhaltigen Restes in eine kugelige um.

Es kommt ferner auch gar nicht selten vor, daß sich die roten Blutkörperchen bei diesen Vorgängen in zwei ungleich große Teile zerschnüren, welche beide dann als hämoglobinhaltige Kugeln weiter existieren, oder daß kleinere Teile sich abschnüren, welche noch hämoglobinhaltig sind und so ein Mittelding zwischen den Plättchen und dem abgeschnürten halben Blutkörperchen darstellen.

Ehe wir Folgerungen aus diesem merkwürdigen Verhalten ziehen, müssen wir noch ein paar Tatsachen kennen lernen. Wenn wir zu den roten Blutkörperchen in ganz geringer Menge Kalilauge zusetzen, so kann man sehen, daß von der Oberfläche sich kleine Buckel und Fortsätze hervorstrecken, welche

eventuell sich abschnüren, meist aber rasch unsichtbar werden; gleichzeitig wird das Blutkörperchen kugelig, in einem gegebenen Augenblicke zeigt es sich als eine reine Kugel, und im nächsten Augenblicke wird es unsichtbar. Wenn wir ferner die Plättchen, welche bei der Erhitzung erhalten werden, mit Kalilauge behandeln, so lösen sich dieselben nur sehr allmählich auf; dagegen sind sie in Aether und Alkohol gut löslich. Aus diesem Verhalten gegen chemische Reagentien läßt sich der Wahrscheinlichkeitsschluß ziehen, daß diese Plättchen eine fettähnliche Substanz darstellen müssen. Es gelingt denn auch in der Tat, zu zeigen, und ist zum Teil lange bekannt, daß aus dem Blute große Mengen fettähnlicher Substanz gewonnen werden können, und aus Gründen, die ich hier nicht weiter ausführen kann, hätte es sich längst mit ziemlicher Sicherheit voraussagen lassen, daß diese fettartige Substanz irgendwo in den roten Blutkörperchen gebunden sein müsse.

Selbstverständlich war mit dem Nachweis der fettartigen Natur der von der Oberfläche der roten Blutkörperchen abgeschnürten Plättchen auch der Nachweis erbracht, daß diese fettartigen Substanzen wenigstens zum Teil in der Oberfläche der roten Blutkörperchen lokalisiert sein müssen. Wenn dies der Fall ist, so lassen sich nun sowohl die beschriebenen Umformungen der roten Blutkörperchen in Kalilauge, wie auch andere Veränderungen leicht verstehen. Wenn es sich um eine fettartige Substanz handelt, die in der Oberfläche der roten Blutkörperchen gelegen ist, so wird die Lauge diese Substanz schneller oder langsamer verseifen müssen; wenn dabei gleichzeitig die Form des roten Blutkörperchens sich ändert, so weist dies darauf hin, daß die fettartige Schicht in der Oberfläche an der ursprünglichen Form des roten Blutkörperchens einen wesentlichen Anteil hatte.

Ehe wir noch weitere Folgerungen ziehen, müssen wir zu der vorhin erwähnten Zerschnürung von ganzen roten Blutkörperchen in der Wärme zurückkehren.

Stellen wir uns vor, das rote Blutkörperchen hätte eine feste, oberflächliche Membran, so würde, wenn diese durch irgendwelche Einflüsse zerteilt würde, sie entweder klaffen oder zusammenfallen müssen; wenn sie etwa elastisch wäre, müßte sie ihren Inhalt hervorpressen. Keinesfalls aber könnte beim Zerreißen eines solchen roten Blutkörperchens eine doppelte Kugel entstehen.

Anders dagegen, wenn wir uns denken, daß das rote Blutkörperchen in der Hitze ganz oder in seiner Oberfläche flüssig sei; dann verhält es sich ungefähr ebenso beim Zerschnüren wie ein Fettropfen, den wir zerteilen: er zieht sich an der Durchschnürungsstelle zunächst in die Länge, reißt durch, beide Stücke runden sich wieder zu vollkommenen Kugeln ab.

Aus diesem einfachen Beispiel läßt sich also mit Sicherheit folgern, daß die Oberfläche der roten Blutkörperchen in den Fällen, wo derartige Zerschnürungen eintreten, flüssig ist. Und da bei diesen Zerschnürungen, gleichviel ob sie nur einen kleineren oder größeren Teil der Blutkörperchen abtrennen,

immer wieder zwei Tropfen sich herstellen, niemals irgendwelche Fädchen oder Risse sich zeigen, so läßt sich daraus folgern, daß unter diesen Umständen das ganze rote Blutkörperchen flüssig sei.

Wir sehen, das rote Blutkörperchen hat sich jetzt seltsam umgewandelt; vorher war es ein Scheibchen, das Hämoglobin enthielt; jetzt soll es ein Flüssigkeitstropfen sein, dessen Oberfläche von einer fettartigen Substanz gebildet wird, und dessen gefärbter Inhalt verschwindet, sobald diese Hülle verloren geht, welcher ferner seine Form ändert, je nachdem von dieser Hülle mehr oder weniger vorhanden ist. Es wäre gewiß seltsam, wenn ein Tropfen eine derartig eigentümliche Gestalt hätte, wie die gewöhnlichen roten Blutkörperchen; aber wir sagten ja auch nur, daß in dem Falle, wo die Blutkörperchen sich zerschnüren, die Oberfläche flüssig sein müsse; und wir wissen, daß z. B. unsere bekannten Fette bei bestimmten Temperaturen fest, bei anderen flüssig sind. Es läßt sich nun leicht zeigen, daß auch die Hülle der roten Blutkörperchen bei niedrigen Temperaturen, und zwar schon bei der Körpertemperatur nicht mehr leicht flüssig ist, sondern sich wie eine zähe Flüssigkeit oder etwa wie Wachs verhält. Zerpreßt man nämlich z. B. erwärmte rote Blutkörperchen, so geben sie die mannigfaltigsten Zerschnürungsformen; läßt man das Präparat rasch wieder erkalten, so bleiben diese Formen, die in der Wärme sich zu Kugeln wieder abgerundet haben würden, erhalten; ein Zeichen, daß jetzt die Substanzen nicht mehr flüssig sind.

Damit ist die Schwierigkeit für das Verständnis der eigenartigen Form im Prinzip gehoben; denn wir kennen in der Tat fettartige Substanzen, welche eine besondere Vorliebe haben, gerade solche Dellen- und Schüsselchenformen mit Randanschwellungen wie die der roten Blutkörperchen zu bilden. Das Nervenmark verhält sich z. B. so.

Wir können also sagen: Die roten Blutkörperchen besitzen eine Hülle fettähnlichen Substanz in einem sehr zähen, wachsartigen Zustande, welche der sie erfüllenden Flüssigkeit die charakteristische Form aufzwingt. Wenn die Oberflächen-Schichte verschwindet, sei es dadurch, daß das in der Hitze leichter flüssige Fett in Tröpfchen sich ablöst, oder daß es verseift wird, so nimmt die Innenflüssigkeit diejenige Form an, welche jede Flüssigkeit anzunehmen versucht, wenn sie in einer Umgebung enthalten ist, die sich mit ihr nicht mischt: ebenso wie ein Fett-Tropfen sich im Wasser immer wieder abrundet, ebenso sucht der flüssige Inhalt des roten Blutkörperchens, je dünner die oberflächliche Hülle wird, mit umsomehr Erfolg die ihm zusagende Form anzunehmen, nämlich die des vollkommen runden Tropfens. Wenn die Hülle auf eine ganz dünne Schichte reduziert ist, ist die Kugelgestalt des Blutkörperchens eine vollkommene; aber im nächsten Augenblicke kann die Hülle ganz schwinden, und da fast der ganze Inhalt des roten Blutkörperchens mit der umgebenden Blutflüssigkeit mischbar ist, so schwimmt im selben Augenblicke das Hämoglobin und der größte Teil der enthaltenen Salze hinaus.

In dem letzteren Vorgang haben wir ein Phänomen kennen gelernt, das

in den letzten Jahren auf das eingehendste studiert worden ist, nämlich dasjenige der sog. Auflösung der roten Blutkörperchen, oder Hämolyse. Wir werden davon gleich weiter hören; zunächst wollen wir wieder prüfen, inwieweit die jetzt gefundenen Besonderheiten der roten Blutkörperchen für ihre Funktion von Bedeutung sind. Wir sehen leicht, daß die Wichtigkeit dieser Befunde eine sehr große ist. Wir haben jetzt im Blut kleine Scheibchen, deren Oberfläche ähnlich wie Wachs von den Substanzen des Blutes nicht oder kaum angegriffen wird, durch welche aber sowohl Gase als Flüssigkeiten leicht hindurchtreten können, ohne diese Hülle zu verändern.

Es versteht sich von selbst, daß gerade eine solche zähe, an der Grenze von flüssig und fest stehende Oberflächen-Schichte für die so grob von der Blutströmung mißhandelten roten Blutkörperchen die passendste ist, die man sich nur denken könnte: erstens wird sie nicht so leicht zerrissen wie etwa eine starre, feste Hülle, noch auch zerrinnt sie so leicht, wie eine dünnflüssige Hülle das tun müßte. Andrerseits kann auch leicht einmal ein kleines Stückchen verloren gehen, hängen bleiben, ohne daß deswegen das Blutkörperchen schon zugrunde gehen müßte. Der Inhalt wird außerdem endlich vor der Einwirkung der umgebenden Blutflüssigkeit aufs beste geschützt.

Die Blutkörperchen verhalten sich in Hinsicht auf diese Hülle ähnlich wie die Wand der Lungenbläschen; für diese konnte ich nämlich gleichfalls nachweisen, daß in ihr fettartige Substanz in einem wachsähnlichen Zustande sich vorfindet, welche also in der gleichen Weise den leichten Durchtritt der Gase in die Lungengefäße und aus diesen ermöglicht.

Und nicht bloß dies: es ist nachgewiesen worden, daß durch derartige fettgetränkte Wände der Sauerstoff besonders leicht passiert; wahrscheinlich liegt also in der Wahl gerade einer fettartigen Substanz für diese Wände auch in dieser Richtung ein besonders glücklicher „Griff der Natur".

Betrachten wir nun noch ein wenig die Bedeutung der fettartigen Hülle in Hinsicht auf die erwähnten Plättchenbildungen. Von den Blutplättchen, die allerdings zum Teil auch aus anderen Quellen stammen, weiß man seit langem, daß sie mit der Blutgerinnung in Zusammenhang stehen. Das genauere des Gerinnungsvorgangs ist noch immer nicht bekannt und tut auch hier nichts zur Sache. Sichergestellt ist, daß die Plättchen bei der Gerinnung eine Rolle spielen und wir sehen wieder, welch' wundervolle Nebenaufgabe nunmehr dieser fettartigen Hülle zufällt, sobald irgendwo die Notwendigkeit gegeben ist, einen Riß in einem Gefäße durch Gerinnung zu verstopfen. Die Blutkörperchen tragen in ihrer Hülle gewissermaßen jedes ein Stück Verbandzeug mit sich; wenn sie aus irgend einem Gefäße hervorquellen, gehen sie rasch zu Grunde, aus ihrer Hülle werden Plättchen frei, an diese schießen die Faserstofffäden an, und es erfolgt die Bildung des natürlichen Notverbandes an der Stelle der Verletzung. So tragen die Blutkörperchen nicht bloß ihre Friedens-, sondern auch ihre Kriegsausrüstung dauernd mit sich.

Wir gehen nun etwas auf den Vorgang der Hämolyse ein. Wenn wir einem Tiere oder einem Menschen Blut einer fremden Tierart in die Gefäße bringen, so kann plötzliche Auflösung der fremden oder der eigenen Blutkörperchen erfolgen. Wodurch das geschieht, ist vorläufig nicht klar; wie der Vorgang denkbar ist, wird uns das vorher angeführte Beispiel der Auflösung durch Kalilauge gezeigt haben. Wenn in der einen oder der andern Blutflüssigkeit Substanzen enthalten sind, welche die fettartige Hüllenschichte lösen, so wird, da der Blutfarbstoff und die übrigen Stoffe im Innern des Blutkörperchens sich im Plasma lösen, Entfärbung, Auflösung der roten Blutkörperchen die sofortige Folge sein müssen. Man wußte seit langer Zeit, daß das Blutserum gewisser Tierarten auf die Blutkörperchen gewisser anderer auflösend wirkt; aber erst durch die Untersuchungen von Buchner, Bordet und namentlich Ehrlich ist festgestellt worden, daß das Blutserum eines jeden Tieres auf die Blutkörperchen einer anderen Art diese auflösende Eigenschaft erlangen kann, wenn die betreffende Blutart ihm in die Säfte eingespritzt worden ist. Gibt man z. B. einem Kaninchen Meerschweinchenblut wiederholt in die Bauchhöhle, so erlangt das Blutserum dieses Kaninchens die Fähigkeit, Meerschweinchen-Blutkörperchen aufzulösen.

Aus diesem eigentümlichen Verhalten erklärt sich unter anderem eine merkwürdige und höchst traurige Beobachtung, welche vor langen Jahren oftmals gemacht wurde, aber damals nicht erklärbar war. Wenn man nämlich bei plötzlichen starken Blutverlusten dem Menschen Lammblut in die Gefäße brachte, um dem Verblutungstode vorzubeugen, so hatte man davon häufig den gewünschten Erfolg; gab es sich nun, daß z. B. wegen wiederholter Blutungen diese Injektionen wiederholt gemacht werden mußten, so stellte sich unter Umständen sehr rascher Tod im Anschluß an die Injektionen ein. Als Ursache ergab sich ausgedehnte Auflösung roter Blutkörperchen. Der Vorgang ist uns heute ohne weiteres verständlich: das menschliche Blutserum bildete Stoffe, welche die roten Blutkörperchen des Lammes aufzulösen vermochten; bei Wiederholung der Injektion wurde dann mit einem Schlage die ganze Menge des eingebrachten Blutes zerstört und bewirkte ausgedehnte Gerinnungen, Schädigungen der Niere usw., die zum Tode führten.

Es hat sich nun, um nur einiges noch anzuführen, gezeigt, daß diese Auflösung der roten Blutkörperchen ganz eigenartigen Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Wenn nämlich das oben erwähnte Kaninchenserum vor der Einwirkung auf die roten Blutkörperchen des Meerschweinchens auf 56° erhitzt wird, so tritt beim Hinzufügen der Blutkörperchen keine Auflösung ein; dieselbe erfolgt aber sofort, wenn nur ein Tropfen normalen Blutserums, also eines Serums, das an sich die Blutkörperchen nicht auflösen würde, noch hinzugefügt wird. Es muß also sich um zweierlei Substanzen handeln, welche in dem auflösenden Serum zusammen die Auflösung des roten Blutkörperchens bewirken. Die eine ist wärmebeständig, die andere geht bei 56° entweder zu Grunde oder in eine unwirksame Form über; beide zusammen erst bewirken die Lösung. Da das

normale nicht erhitzte Blutserum für sich die Auflösung nicht bewirkt, so muß in dem auflösenden Blutserum eine Substanz (eben jene wärmebeständige) neugebildet sein, welche beim Vorhandensein einer in jedem Serum enthaltenen zweiten Substanz die Lösung bewirkt. Diese erste Substanz ist es, welche Ehrlich, der in diesem Forschungsgebiet bahnbrechend gewirkt hat, als Immunkörper bezeichnet hat; die andere, weil sie gewissermaßen ergänzend hinzutritt, heißt Komplement.

Es ist nun ferner gezeigt worden, daß nicht bloß die Blutkörperchen des betreffenden Tieres, gegen welches ein anderes, wie man sagt, immunisiert worden ist, von dem Serum des letzteren aufgelöst werden, sondern die Blutkörperchen aller Tiere der betreffenden Art, und für manche auch der nahe verwandten Arten. Dadurch ist, wie man sieht, ein Mittel gegeben, um den so vagen Begriff der „Blutsverwandtschaft" wenigstens in einer Hinsicht präziser zu formulieren, und ich will nur ein Beispiel anführen, welches sowohl hiefür illustrierend als auch an sich von Interesse ist. Wenn man nämlich Kaninchen gegen Menschenblut immunisiert, so löst deren Serum Menschenblutkörperchen auf; es löst aber ebenso die Blutkörperchen von Gorilla und Schimpanse auf, während die Blutkörperchen der Halbaffen nicht verändert werden. Daraus geht also eine nahe Blutsverwandtschaft zwischen den menschenähnlichen Affen und dem Menschen hervor.

Im Anschluß daran möchte ich bloß noch eine andere Reaktion anführen, von der man gelegentlich in den Zeitungen lesen kann. Man hat nämlich gefunden, daß nicht bloß gegen die roten Blutkörperchen, sondern gegen sehr viele ins Blut gebrachte Substanzen der Körper Gegenstoffe bildet, welche hier die Fähigkeit haben, mit Lösungen der betreffenden Stoffe Fällungen, Niederschläge zu bilden. Injizieren wir z. B. einem Tiere menschliches Blutserum ohne Blutkörperchen, so bildet sich in dem Blute des betreffenden Tieres eine Substanz, welche es bewirkt, daß, wenn wir das Serum vom Menschen und von dem Tiere vorsichtig aufeinanderschichten, an der Grenzfläche ein Trübungsring entsteht. Wir bemerken, daß auf diese Weise es möglich sein muß, auch eingetrocknete Flecken von Blut, z. B. in Fällen von Mordverdacht auf ihre Herkunft von Mensch oder Tier zu bestimmen. Man löst den betreffenden verdächtigen Fleck in einer sogen. physiologischen (0,9 %) Kochsalzlösnng auf, bringt die Lösung mit dem Serum eines mit Menschenblut vorher behandelten Kaninchens zusammen und erhält, wenn es sich um Menschenblut handelt, einen Niederschlag. Allerdings ist diese Reaktion, so fein sie ist, doch nicht vollkommen sicher, da namentlich bei nicht entsprechender Verdünnung auch das Serum anderer Tierarten solche Fällungen herbeiführen kann.

Sehen wir nun noch ein wenig zu, wie solch ein Blutkörperchen den Rest seiner Tage verbringt und wohin es schließlich verschwindet. Denn es ist ja beinahe selbstverständlich, daß wir das Blut unserer Jugend ebenso wie viele andere Zellen unseres Körpers verschiedenemale, wenn auch nicht auf einmal,

so doch langsam verändern und erneuern, und daß in der Tat in den Adern des Greises ein ganz anderes Blut rollt, als in denjenigen des Kindes.

Die roten Blutkörperchen also sterben nach einer bestimmten Zeit ab und müssen entsprechend durch neue ersetzt werden. Wie lange sie durchschnittlich leben, ist nicht bekannt; wahrscheinlich beträgt diese Durchschnittslebensdauer 1—2 Monate.

Wohin gelangen die roten Blutkörperchen, wenn sie zugrunde gehen? Ein Teil wird aufgefressen, und zwar vor allem in der Milz; dort sind weite Bluträume, an deren Wänden freßlustige Zellen die vorüberfahrenden Blutkörperchen wie Wegelagerer aufpacken und sie kurzerhand verzehren. Man sieht dabei, daß in den Zellen noch Bruchstücke der roten Blutkörperchen, dann bloß mehr Reste des umgewandelten Farbstoffes, der offenbar etwas schwerer verdaulich ist, liegen bleiben; aus diesem Stoff wird zunächst wieder das Eisen gelöst, und der Rest geht dann gleichfalls in den Stoffwechsel der Zellen über. Vermutlich ist damit durchaus noch nicht die Verwendung der Stoffe, die einst das rote Blutkörperchen zusammensetzten, beendet; wahrscheinlich wird namentlich das Eisen im Körper wieder aus diesen Zellen forttransportiert und gelangt entweder in andere Zellen, die es bedürfen, oder vielleicht auch wieder ins Knochenmark, sodaß möglicherweise solch ein unendlich kleines Quantitätchen Eisen seinen Lauf durch eine ganze Reihe von Blutkörper-Generationen machen kann.

Daß etwas derartiges in der Tat stattfindet, beweist uns auch die Betrachtung derjenigen Vorgänge, die bei der Blutkörperzerstörung an einem zweiten Orte fortwährend ablaufen, nämlich in der Leber. In der Leber werden durch Zellen, welche in den Wänden der Haargefäße stecken, gleichfalls Blutkörperchen aufgenommen und ganz oder teilweise zerstört; von ihnen gelangt, wir wissen nicht in welcher Umsetzung, der Blutfarbstoff in die Leberzellen und von diesen wird unter Zurückhaltung und wahrscheinlich Wiederablieferung des Eisens an den Kreislauf aus dem Blutfarbstoff der sog. Gallefarbstoff gebildet. In Fällen hochgradiger Blutzerstörung, z. B. bei der Einwirkung der sog. Blutgifte genügen Leber und Milz nicht mehr zur Wegschaffung und Verarbeitung der roten Blutkörperchen. Dann können auch Lymphdrüsen und Knochenmark Blutkörperchen aufnehmen und den aus ihnen stammenden Farbstoff mehr oder weniger lange Zeit aufspeichern und eventuell wieder abgeben.

Wenn an irgend einer Stelle durch Zerreißung von Gefäßen ein Austritt von Blut ins Gewebe, eine Blutung entsteht, wie das z. B. bei einem heftigen Schlage, Sturz oder auch bei einer durch einen Schlag hervorgebrachten Blutung im Gehirn zutrifft, so verlieren die roten Blutkörperchen allmählich, jedenfalls auch nach Verlust ihrer Hülle den Farbstoff und dieser bildet je nachdem kleine braune Körnchen oder zierliche orangenfarbige Krystalle, sogenanntes Hämatoidin; dies letztere bewirkt die gelbbräunliche Farbe, welche wir als Ueberrest von Blutungen z. B. in der Haut häufig noch längere Zeit sehen.

Wenn im Körper aus irgend einem Grunde, z. B. ungenügender Herztätigkeit, das Blut sich staut, so können aus den erweiterten Haargefäßen Blutkörperchen herausgepreßt werden; diese bleiben eine Zeitlang liegen, zerfallen, werden auch von Zellen aufgenommen und in Form von Farbstoffstücken von diesen wieder weitertransportiert.

So kann es z. B. bei Stauungen im kleinen, d. h. im Lungenkreislauf vorkommen, daß solche braungelbe Zellen im Auswurfe erscheinen und diesem eine gelbbraune oder braune Farbe verleihen, die sog. Herzfehlerzellen; diese Zellen sind Wandzellen der Lungenbläschen, welche von dem ihnen sich darbietenden Blutfarbstoff größere Mengen in sich aufnahmen, dann aber nicht mehr an der Wand festzuhaften vermochten, zum Teil wegen ihrer Anschwellung, zum Teil wegen des häufig vorhandenen Katarrhs der Lungen, und so unfreiwillig an die Außenwelt gelangten. Das ist einer der seltenen Fälle, wo die Natur die Ueberreste von roten Blutkörperchen aus dem Körper nach außen gelangen läßt; in der Regel, wie wir sehen, spart sie den wertvollsten Bestandteil der roten Blutkörperchen, das Eisen, mit einer ganz auffallenden Zähigkeit auf. Der Sinn dieser Eisensparsamkeit scheint darin zu liegen, daß die Aufnahme des Eisens aus der Nahrung und die Umwandlung in die für den Körper brauchbaren, hoch zusammengesetzten eisenhaltigen Eiweißkörper besonderen Schwierigkeiten begegnet.

So hat das rote Blutkörperchen auch in seinem Grabe noch keine Ruhe, sondern wird, sobald es seinen Dienst getan hat, ohne weiteres zerwirkt, wieder eingekocht und zu neuen Aufgaben im Körper verwendet. Auch dieser allerletzte Akt seines kleinen Schicksals verläuft wie sein ganzes Dasein nach den Gesetzen jener ungeheuer fein organisierten Oekonomie, nach welcher wir im Kleinen wie im Großen alle Vorgänge des Organismus sich abspielen sehen. Wahrscheinlich ist es nur die besondere Ausbildung für eine bestimmte, uns bekannte Aufgabe und die dadurch bedingte Vereinfachung und Vereinseitigung des Baues, welche uns schon heute eine ziemlich abgerundete Vorstellung von den Beziehungen zwischen seiner Funktion und seiner Zusammensetzung zu gewinnen ermöglichen.

Unzählige weitere und tiefere Probleme harren der Erforschung in all den übrigen größtenteils komplizierter gebauten vollwertigen Zellen des tierischen Körpers: nur eines können wir als Ergebnis dieser Forschung mit Gewißheit vorwegnehmen, daß sie an allen Orten, wie hier für die roten Blutkörperchen, uns die Wahrheit des alten Satzes bestätigen wird:

In minimis natura maxima.

Aphorismen.

Wie dumm wäre man, wenn man der Natur als einziger Betrachter gegenüberstünde, ohne andere die noch dümmer sind.

•

Wenn auch alle Ideale Irrtümer wären, so käme es doch sehr darauf an, wie einer sich irrt.

•

Wenn man die anderen nicht versteht, hat man leicht selbständig sein.

•

Weder Tier noch Mensch ändern ihre Natur; aber das Vorrecht des Menschen ist es, sagen zu können: am nächsten Ersten fange ich ein neues Leben an.

•

So merkwürdig es klingt: es gibt untreue Hunde und treue Menschen.

•

Wer immer das Schlechtere glaubt, der wird in den meisten Fällen recht behalten; aber die Fälle, in denen er nicht recht behält, das sind diejenigen, auf die es ankommt.

•

Dazu einen Diamanten zu erkennen, gehört ein anderer.

P. N. C.

Bergfahrt.

Von Eugen Albrecht.

Ich bin allein: o wundervolle Stunde!
's ist Festtagmorgen heut: ich bin allein.
Die Menschen, die hier eilends um mich rennen,
Sind mir nicht näher als die fernen Wolken;
Die Worte, die sie hastig schwatzend tauschen,
Sie klingen wie gestaltlos Blätterraunen,
Wie Wassertropfenfall und Mückensummen:

Frei bist du, Seele! Eingefangen nur
In eignen Grenzen und im weiten Reich
Der Allnatur, die deine Schöpfung ward,
Da dich sie schuf; durch alle Räume eilst du,
Durch alle Zeit, beflügelter Gedanke —
Dir selbst entfliegst du, siehst mit leichtem Lächeln,
Wie du allsonst in Jahren, Tagen, Stunden,
In Stadt und Zimmern ängstlich eingefriedet,
Um kleine Schritte Ungeheures keuchtest,
Anfang und Ende, End' und Anfang fügtest,
Mit klugem Tand und Spielzeug dich begnügtest —

Wie schön ist's heut! Auf Bergeshöhen stehst du
Und schaust befreit, in sonnig klarer Ruhe,
Die weite Flut, auf der dein Nachen trieb,
Auf der dein Schiff von gestern und von morgen
Mit eingezognen Segeln deiner harrt — —
O Glück: ich hab dich oft um viel gebeten —
Um Raum zu rechten Taten, um die Freiheit,
Um Weibes Liebe und um Freundes Treue,
Um Wahrheit, Schönheit, hundert andre Träume:
Um alles dieses fleh' ich dir nicht mehr,
Seit ich es finden, nehmen, geben lernte,
Und wiederum verlieren, wann die Zeit ist:

Nur Eines bitt' ich, Schicksal: gib zuweilen
Aus meiner Tage flüchtigem Enteilen
Auch fürderhin mir eine dieser Stunden,
Wo meine Seele ihrem Zwang entfliegt,
Wo Leben mir vom Leben darf gesunden,
Wo freies Lächeln jeden Gram besiegt,
Und freiem Blick in heil'gen Feierstunden
Des Daseins Fernsicht ausgebreitet liegt.

Der Zahnarzt.

Roman van Kurt Aram.

1.

Franz Ferdinand war Zahnarzt und Dichter. Er wußte selbst am besten, wie schlecht das zusammenstimme, sich nach allgemeinem Urteil sogar ausschließe, aber er konnte es nicht ändern. Zahnarzt mußte er bleiben, weil er kein Vermögen hatte, wohl aber Weib und Kind. Dem Dichten konnte er nicht entsagen, weil es schon von kleinauf in ihm lag, und er diesem Drang bis heute nicht los wurde, obwohl er schon fünfunddreißig Jahre zählte. Vor den Zahnärzten mußte er sein Dichten verbergen, weil die meisten unter ihnen ihn ausgelacht hätten. Mit Dichtern war er bis vor kurzem allerdings nicht zusammengekommen, obwohl all sein Verlangen danach stand. Aber es lag in diesem Verlangen zugleich die geheime Sorge, daß er vor ihnen wieder seinen zahnärztlichen Beruf werde verbergen müssen. Ein Dichter kann unmöglich Zahnarzt sein. Sie würden ihn gewiß nicht als Kollegen anerkennen.

Franz Ferdinand legte das Gebiß bei Seite, an dem er gerade arbeitete und seufzte.

So eine Dummheit, Zahnarzt zu werden!

Aber daran, daß er Zahnarzt geworden, war sozusagen gerade seine poetische Ader schuld, sein dichterisches Temperament.

Er stammte aus gutem, bürgerlichem Haus. Wie die meisten modernen Dichter. Er hätte es gar nicht nötig gehabt, gerade Zahnarzt zu werden, wenn auch kein Vermögen da war. Aber als Primaner verlobte er sich heimlich. Germanist wollte er werden und ging frisch von der Schule gleich nach Berlin. Aber er hatte sich die Germanistik mehr als eine Vorbereitung zum Dichten, denn als eine oft recht trockene, philologische Wissenschaft vorgestellt.

Und was sollte er als Germanist werden? Etwa Gymnasiallehrer? Ihn schauderte. Universitätsprofessor? Warum nicht. Wenn nur die Mittel so weit gereicht hätten. Aber wer wußte, wie lange er sich kümmerlich als Privatdozent würde durchschlagen müssen. An Heiraten war da noch lange nicht zu denken. Und heiraten wollte er sobald wie möglich, denn er liebte seine heimliche Braut sehr. So sehr, daß er vor allen Versuchungen Berlins gefeit war.

Wie lange hätten sie wohl warten müssen, wenn er Germanist geblieben wäre?

Franz Ferdinand starrte auf das Gebiß, das neben ihm lag, und zählte unwillkürlich an den Zähnen die Jahre ab, die sie hätten warten müssen. Zehn Jahre mindestens. Oder fiel ihm die Zahl nur ein, weil das Gebiß zehn Zähne hatte? O nein, es stimmte schon. Aber zehn Jahre konnte er nicht warten, nie und nimmer!

So suchte er denn nach einem andern Studium. Theologie vielleicht? Nein, das ging schon gar nicht. Nicht einmal poetisch war dies Studium heutzutage noch. Zufällig hörte er von einem jungen Mediziner, dessen Eltern plötzlich gestorben waren. Er hatte kurz entschlossen umgesattelt und Zahnkunde studiert, um bald zu Brot zu kommen.

Franz Ferdinand tat sich näher nach diesem Berufe um und fand, daß er da schon nach vier bis fünf Jahren werde heiraten können. Also sattelte er um. Gab das ein Entsetzen zuhause! Der juristische Vater, die Leutnants in der Verwandtschaft, alles war außer sich. Es war doch unmöglich, einfach undenkbar, daß einer ihrer Familie Zähne zog. Was fiel dem Jungen ein? Absonderlich war er ja immer gewesen und ohne rechte Freude an allem, was seinen Altersgenossen meist das größte Vergnügen bereitete. Aber daß er so absonderlich sein sollte? Unmöglich!

Auch die heimliche Braut, die ebenfalls aus einer höheren, unbemittelten Beamtenfamilie stammte, entsetzte sich zuerst über seine Absicht. Als er ihr aber erklärte, sie würden dann schon in vier Jahren heiraten können, war sie durchaus einverstanden, die einzige, die wenigstens insgeheim zu ihm hielt.

Je energischer der Widerstand gegen seine eigenmächtige Berufswahl wurde, umso zäher hielt er an ihr fest. Wäre er nicht das einzige Kind gewesen, so hätten sich seine Eltern gewiß von ihm losgesagt. Unter diesen Umständen aber duldeten sie ihn weiter in ihrem Hause, wenn auch von besonderer Herzlichkeit keine Rede mehr sein konnte. Sie mußten sich über den ungeratenen Sohn mit der allgemeinen Teilnahme ihrer Standesgenossen trösten, die viel freundlicher waren als früher, kam doch jetzt Franz Ferdinand als Konkurrent ihrer eigenen Söhne nicht mehr in Betracht, und der Vater konnte seine ganze schöne Stellung für den Sohn nicht mehr nutzbar machen. Amtliche oder gesellschaftliche Beziehungen zu Zahnärzten besaß er ebenso wenig wie jeder andre seines Kreises.

Franz Ferdinand sah nach der Uhr. Die Sprechstunde war immer noch nicht zu Ende, immer noch mußte er warten, ob nicht doch ein Patient käme, wenn es auch wenig wahrscheinlich war, da er erst seit einem halben Jahr hier wohnte. So schnell ging es mit Patienten denn doch nicht. Glücklicherweise war er nicht früher aus dem kleinen Nest in die Großstadt gezogen, als bis er so viel zurückgelegt hatte, daß er es zur Not auch ohne Patienten wenigstens ein Jahr lang aushalten konnte. Viel länger allerdings nicht.

Franz Ferdinand erhob sich und lief ungeduldig durchs Zimmer. In einer Stunde wollte er mit seinen neuen Freunden, lauter Schriftstellern und Künstlern, zusammenkommen, die ihn zu einer Bowle eingeladen hatten.

Sein Blick fiel auf das Bild seiner Frau über der Chaiselongue. Er trat hinzu, sah es lange an. Zehn Jahre waren sie nun verheiratet. Wie viel hatte sie mit ihm getragen. Und immer blieb sie guten Muts. Ihre Eltern hatten sich natürlich auch gesträubt, die Tochter einem Zahnarzt zu geben. Aber sie hielt tapfer zu ihm, und so gaben die Eltern schließlich nach.

In einem kleinen Nest im Gebirg hatte er sich zuerst niedergelassen, denn dort brauchte man einen Zahnarzt. Einen älteren fand man so leicht nicht, weil der Ort gar so sehr aus der Welt lag. Drei Stunden mußte man laufen bis zur nächsten Kleinbahnstation. Und unter den Honoratioren stand an erster Stelle der Forstassessor. Aber sein Auskommen würde Franz Ferdinand hier finden. Vor allem durfte er mit einer großen Landkundschaft rechnen, denn die Bauern von heute hatten um nichts bessere Zähne als die Städter. Auch eine Folge der alles nivellierenden Zeit.

Wie glücklich waren sie die ersten Jahre in diesem Neste gewesen. Auf die Dauer wurde es allerdings schrecklich. Immer diese heulenden Bauernmädchen und die geizigen alten Landleute, die gar nicht mehr vom Stuhl fortkamen, wenn sie erst einmal saßen. Und so gar keine Anregung! Nicht einen Menschen gab es, der auch nur leidlich Schach spielte. Immer nur Skat und immer dieselben Gespräche. Es war nicht zum Aushalten! Allerdings befand sich ein Schloß in der Nähe mit einer schönen Baronin, die er kennen lernte, als sie sich einen Augenzahn plombieren lassen mußte. Er verliebte sich in sie, die Baronin in ihn. Es gab für sie ja gar keine Auswahl in dieser Gegend. Sie schenkte ihm sogar ein Strumpfband von sich, das er sorgfältig aufbewahrte. Auch in dieser Zeit hatte sich seine Frau sehr tapfer gehalten, trotzdem er ihr das Leben sauer machte, da er haben wollte, sie solle gerade so gekleidet gehn, wie die Baronin. Und dazu war doch kein Geld da.

Allmählich wurde ihm die etwas romantische Baronin zu anspruchsvoll. Durchbrennen wollte sie mit ihm, der Weib und Kind hatte. So wuchs denn in dem jungen Ehepaar das Verlangen: nur fort von hier in eine große Stadt, wo man Anregung hat, etwas sieht und hört, wo man wieder frisch und lebendig wird.

Neun Jahre mußten sie aushalten. Dann endlich konnten sie ihre Sachen packen und in die Stadt ziehen.

Franz Ferdinand seufzte wieder und starrte immer noch auf das Bild seiner Frau. Neun Jahre! Sie war immer noch hübsch und zuversichtlich. Nicht tot zu kriegen war sie, die tapfere Frau. Ihm wurde ganz elend, wenn er daran dachte, wie sie sich hatten plagen müssen. Aber sie? Immer voll Hoffnung für ihn und seine Zukunft, immer ein tapferer Kamerad.

Er wandte sich ab und setzte sich zu seinem Gebiß. Nicht einmal dem Bild seiner Frau mochte er zeigen, wie er sie verehrte, was sie ihm war. Ein sentimentaler Zahnarzt, das fehlte gerade noch.

Aber arbeiten mochte er auch nicht mehr. Es ekelte ihn wieder einmal

vor all den Zangen und Knochen, vor dem Kautschuk und all den übel duftenden Flüssigkeiten ringsum, zwischen denen er zu leben verurteilt war. Er dachte an die Bowle und die Schriftsteller.

Er hatte entschieden wohl daran getan, sich hier niederzulassen. Endlich fand er einen Kreis, der seine literarischen Neigungen teilte, und der sich augenscheinlich gar nichts daraus machte, daß Franz Ferdinard Zahnarzt war. Vorurteilslose Leute. Und wie einfach er zu ihrer Bekanntschaft gekommen war.

Er aß häufiger mit seiner Frau in einem Restaurant zu Abend, das ihn besonders angenehm berührte, weil es so behaglich und doch vornehm war. Mit der Zeit fiel es beiden auf, wie an einem Tisch in der Nähe, an dem fast immer dieselben Leute saßen, fast nur über Literatur und Kunst geredet wurde.

Bald wollte es ihm scheinen, als habe er das Bild des einen der Herren schon in der ‚Woche' gesehen. Sollte das nicht Dr. Friedrich, der bekannte Dramatiker sein? Er erkundigte sich bei der Kellnerin und erfuhr, daß es in der Tat Dr. Friedrich war. Auch die andern waren mehr oder weniger bekannte Künstler und Schriftsteller.

„So gehe doch hin und stelle dich vor", meinte Frau Ilse.

Aber Franz Ferdinand fand nicht gleich den Mut dazu. So viel auch seine Frau von ihm hielt, er selbst war sich seines literarischen Wertes nicht mehr so sicher wie früher.

Er ging öfter in dies Restaurant. Auch ohne seine Frau. Scheinbar eifrig in eine Zeitung vertieft, achtete er nur darauf, was am Nebentisch vorging. Da kam ja auch der Direktor des modernen Theaters. Und war das nicht die Schauspielerin, die so ausgezeichnet das Hannele darstellte? Wie lustig die Leute waren, wie zwanglos sie mit einander verkehrten. Gar gerne hätte er bei ihnen gesessen.

„Nun, wie wars? Hast du dich dem Dr. Friedrich vorgestellt?" fragte seine Frau, wenn er nach Hause kam und ihr gute Nacht wünschte, denn sie schlief mit Klein-Nore zusammen, während er sein besonderes Schlafzimmer hatte.

„Was glaubst du eigentlich? Ich dränge mich doch nicht auf!" erwiderte Franz.

„Ich war ganz wo anders, in einem kleinen Bierlokal, wo es billig ist."

Endlich faßte er aber doch Mut und stellte sich den Herren unter seinem Schriftstellernamen vor, den einige unter ihnen sogar kannten. Man war sehr freundlich, namentlich Dr. Friedrich, und eh er sich dessen versah, saß er unter ihnen und fühlte sich bald ganz heimisch in dem Kreis. Auch seine Frau führte er ein. Da sie hübsch aussah, war sie willkommen.

Franz Ferdinand sprang wieder auf von seinem Stuhl. Hätte er doch schon vor zehn Jahren mit diesen Leuten verkehrt. Wie anders stände er jetzt da. Ganz ohne literarische Beziehungen hatte er sich durchschlagen müssen. Er wußte am besten, was das heutzutage hieß. Wie schwer war es, einen Verleger zu finden. Die Leute hier hatten die angesehensten Verleger einfach an der Hand. Nur einmal war bisher ein Stück von ihm aufgeführt worden.

Von einer literarischen Vereinigung. Wie viel schneller wäre er vorwärts gekommen, hätte er schon früher zu dieser Gruppe Beziehungen unterhalten. Kaum hatte ihn — es war erst wenige Tage her — der Direktor des modernen Theaters kennen gelernt, so fragte er auch schon, ob er nicht ein Stück für ihn habe. Leider mußte er verneinen . . . Aber früher, wo er so viele dramatische Pläne hatte! . . . Wie anders hätte alles kommen können . . . Jetzt freilich kam er sich zuweilen schon so alt vor, so verbraucht, als könne er garnichts rechtes mehr produzieren . . . Das kommt davon, wenn man so lange hat versauern müssen, und um das bißchen tägliche Brot sich plagen. Das macht müde und stumpft ab. Auch wird man mit den Jahren kritischer gegen sich selbst. Das fördert die Produktion auch nicht gerade.

Da gab es an dem Tisch der „Unsoliden" wie sie sich nannten, ganz junge Kerlchen, die hatten schon ihre vier, fünf Premieren hinter sich. Allzu viel war ja nicht an ihnen. Aber was profitierten sie alles für ihre Kunst, wenn sie ihre Sachen auf dem Theater sahen. Was wäre wohl aus Gerhart Hauptmann geworden, wenn er nicht jederzeit das Deutsche Theater zur Verfügung gehabt hätte? Wie soll man ein tüchtiger Theaterschriftsteller werden, wenn man seine Dramen nie zu sehen bekommt? So viel Talent wie manchem unter den neuen Bekannten traute er sich auch noch zu. Nur waren sie meist noch jung, unkritisch, von sich eingenommen oder schon erfolgreich. Er war keins von alledem.

Einen Namen unter seinen neuen Freunden hatte allerdings eigentlich nur Dr. Friedrich. Man las von ihm, wenn er ein neues Werk vorhatte, man nannte ihn unter den Leuten, die eine Berühmtheit zum siebzigsten Geburtstag beglückwünschten oder der Witwe einer solchen ihr Beileid aussprachen. Jeden Aufruf in Sachen der Kunst mußte er mitunterzeichnen. Es stand in allen Zeitungen, wenn er nach Italien oder Paris fuhr. Es war ihm ein leichtes, auch ohne Trinkgeld, ein besonderes „Abteil" im Schnellzug zu erhalten, da der Betriebsdirektor seine Werke schätzte und auf die Bequemlichkeit des Dichters bedacht war. Von Dr. Friedrich fiel ein Glanz auf den gesamten Kreis, den jeder naiv, aber geschickt für seine Pläne und Absichten nutzbar zu machen suchte.

Gelungene Menschen gab es unter ihnen. Da war Herr Kessel. Früher Schmierenkomödiant, und zwar meist in Galizien, jetzt Essayist, der mit Hilfe Wundtscher Theorien dem Rhythmus hinter alle Schliche zu kommen gedachte und ihn mit all seinen Aeußerungen und Wirkungen wie der Vivisektor ein Kaninchenhirn bloßzulegen vorhatte. Sonst interessierte er sich eigentlich nur noch für pornographische Sachen und Oskar Wilde. Da war Karl Wilmer, früher Karikaturenzeichner, jetzt Dramaturg des modernen Theaters und Athlet aus Neigung. Ferner Baron Kingler, der sich für alle Künste interessierte, wie früher, als er noch reich gewesen, für Pferde. Dann der Maler Lippert, ein Hesse, der vor Mitternacht den Mund nicht auftat, dann aber um so gesprächiger wurde und unausgesetzt von „de Alte" schwärmte, wor-

unter er die Künstler Griechenlands, der Renaissance und Goethe verstand. Weiter der Kritiker Federlein, der sich körperlich recht unbedeutend ausnahm, dafür aber mit dem ganzen Gewicht seiner Zeitung dasaß, die in dieser Stadt die größte Verbreitung, also auch den meisten Einfluß hatte, einen Einfluß, den sich der kleine Federlein persönlich zuzuschreiben schien. Schließlich noch der unheimliche Fritz Weber, der so sinnliche und anarchistische Gedichte machte, daß sie nicht einmal auf dem Wolzogenschen Ueberbrettl hatten vorgetragen werden können. Dies war der Stamm der „Unsoliden", an den sich alle möglichen Leute, die irgendwie mit Kunst zu tun hatten, stets aufs neue, immer wechselnd, angliederten. Und wenn irgend ein fremder Literat die Stadt passierte, versäumte er nie, wenigstens einen Abend in dieser Runde zu verbringen. Eine Welt für sich, die nichts mit der bürgerlichen Welt ringsum gemein hatte, die sich fast nur für Kunst und Weiber interessierte, eine lustige Welt; wie es Franz Ferdinand vorkam, seine Welt, in die er von jeher gehörte. Wo dichten keine Schande war, sondern ganz natürlich und selbstverständlich.

Wie wohl das Franz Ferdinand tat! Besonders wenn er an sein Elternhaus dachte, wo man nicht wußte, wessen man sich mehr zu schämen hatte, daß der Sohn Franz Zahnarzt war, oder daß er moderne Bücher schrieb.

Franz Ferdinand sah wieder auf die Uhr und zog dann eilig seinen Gehrock aus, mit dem er jeden Tag auch den Zahnarzt an den Nagel hing. Er blickte vorsichtig in das Vorzimmer und lauschte, ob nicht doch noch jemand käme. Aber es kam Gott sei Dank niemand.

Unbenutzt lagen die Bände der „Fliegenden Blätter", des „Kladderadatsch", der „Woche" auf dem Tisch. Unberührt auch die Hefte der „Gesellschaft" und der „Neuen deutschen Rundschau", die Franz Ferdinand als ein moderner Dichter immer zugleich auflegte. Nach diesen Heften hatte übrigens noch nie ein Patient gegriffen. Am wenigsten, wenn er wirklich litt.

Erleichtert drehte Franz Ferdinand zweimal den Schlüssel hinter seinem Zahnatelier um, das einen Stock höher lag als die Privatwohnung, in der er durch nichts an sein Metier erinnert werden wollte.

Seine Frau sang leise vor sich hin und stopfte. Als er kam, sprang sie sogleich auf, umarmte und küßte ihn.

Daß sie immer guter Dinge sein kann. Beneidenswerte Frau! dachte Franz Ferdinand und setzte sich zu ihr.

„Jetzt bist du doch vergnügt, Franz? Du hast so einen hübschen Abend vor dir, und du sollst einmal sehen, wie ganz anders du jetzt vorwärts kommst literarisch."

„Das ist doch nicht so sicher, Ilse."

„Aber gewiß ist es sicher."

Er lächelte dünn. „Wenn das Publikum wäre wie du . . ."

„Daß du auch nie zufrieden sein kannst, Franz."

„Es ist drollig, immer erwartest du etwas Angenehmes vom Leben."

„Einer von uns beiden muß das doch."

„Wer sagt dir denn, daß man überhaupt etwas erwarten darf? Das Leben ist doch keine Person, der man zu Leibe rücken, von der man etwas erzwingen kann?"

„Doch. Man muß nur ernstlich wollen."

„Ich verstehe das nicht."

„Haben wir nicht die ganzen zehn Jahre versucht, das Glück zu zwingen?

„Versucht schon. Aber ist es gelungen?"

„Aber Mann! Sahen wir nicht beide das größte Glück in unserm Zusammenleben? Haben wir uns dies Glück nicht erkämpft?"

„Freilich."

„Nun, so kämpfen wir jetzt eben für deine literarischen Erfolge. Einmal werden sie schon kommen."

„Weiß der Himmel! Und wenn sie kommen? Ich habe so das Gefühl, als sei es dann auch damit nicht viel."

„Auch?"

„Du mußt die Worte nicht auf die Goldwage legen."

„Ist dir denn garnichts schönes geblieben an unserm Zusammenleben?"

„Freilich, natürlich, dreh' nicht immer alles gleich verkehrt."

„Aber ich verdrehe doch nichts. Du selbst hast ja eben gesagt. . . ."

„Was?

„Daß hinter allem am Ende nicht mehr ist als hinter unserer Ehe."

„Das habe ich nicht gesagt."

„Aber gedacht."

„Mit dir ist nicht zu reden."

Franz sprang ärgerlich auf und wollte das Zimmer verlassen, aber Ilse hing sich an ihn. „Du weißt, Franz, ich will deinem Glück wahrhaftig nicht im Wege stehn?

„Tust du auch garnicht."

„Wenn du lieber ohne mich weiterleben willst . . ."

„Will ich ja garnicht."

„Warum sprichst du denn so?"

„Ins drei Teufels Namen, du mußt doch versteh'n, daß man nach zehn Jahren Ehe sich nicht mehr ausdrückt wie ein neugebackener Bräutigam."

„Ich empfinde nicht so."

„Ich bin eben ein Mann. Frauen mögen auch nach so langer Zeit empfinden können wie am Hochzeitstag".

„Wie arm du bist." Frau Ilse traten Tränen in die Augen.

„Schatz so beruhige dich doch."

Frau Ilse trocknete rasch die Thränen und lächelte wieder.

„Ich glaube, Franz, du hast Hunger, deshalb bist du so. Ich will dir lieber etwas zu essen holen."

„O, diese ewigen Realisten, diese Weiber!" sagte Franz Ferdinand. Als er aber gegessen hatte, ging er befriedigt zur Bowle.

Lange Zeit saß er etwas verdrießlich allein an dem Stammtisch, denn seine neuen Freunde waren nicht pünktlich, was er immer wieder vergaß.

Endlich stellten sie sich ein, und sofort gab es eine erregte Debatte. Dr. Friedrich, Baron Kingler und Federlein kamen aus dem modernen Theater, wo sie wieder einmal den Durchfall eines modernen Stückes miterlebt hatten Dr. Friedrich, der selbst schon ähnliches erfahren, war etwas wehmütig, zugleich aber auch nicht unfroh gestimmt, daß er wieder einen Leidensgefährten erhalten, wenn auch nur einen ganz jungen, einen Anfänger, der überhaupt noch nicht auf Erfolge zurückblicken konnte wie Dr. Friedrich. Baron Kingler, der sich aus jedem Vorgang seinen besonderen Honig zu saugen verstand, hielt nicht mit Bemerkungen über das durchgefallene Stück zurück, die scheinbar nicht ohne Mitleid mit dem Betroffenen waren, in Wirklichkeit aber von kleinen, feinen Bosheiten wimmelten. Federlein lauschte unentwegt, um etwas für seine Kritik zu profitieren.

Das alles ärgerte Fritz Weber, der dazu kam und in diesem Winter eine eigene Premiere zu erwarten hatte, seine erste. Und da er überhaupt mit Vorliebe das Gegenteil von dem behauptete, was die andern sagten, behauptete er jetzt, nicht das Stück, sondern das Publikum sei durchgefallen. Das Stück sei sehr gut.

Baron Kingler lächelte maliziös, denn aus dem Widerspruch Webers klang gar zu deutlich die Sorge um das eigene Stück. Weber merkte das wohl und bestand nur noch eigensinniger auf seiner Behauptung. Dr. Friedrich aber, der keinen Sinn für den kleinen Humor der Situation hatte, ereiferte sich immer heftiger gegen das Stück. Er wurde bald sogar sackgrob gegen Weber, dessen hämischer und hinterhältliger Art er nicht auf dieselbe Weise beikommen mochte oder konnte. Federlein saß mit gespitzten Ohren und sah aus, als notiere er sich im Geist alle Bemerkungen, die ihm besonders geistreich erschienen. Zugleich aber blickte er etwas unentschlossen drein. Was Weber für das Stück geltend machte, war garnicht so übel. Das brachte Federlein etwas aus dem Konzept. Wie sollte er eigentlich schreiben? . . . Aber bald wich seine Unentschlossenheit, und er nahm sich vor, im Sinne Dr. Friedrichs zu kritisieren. Erstens war er als Dichter weit mehr anerkannt als Weber, zweitens tadelte Federlein überhaupt lieber, denn er war neidisch auf alle, die produzierten, weil er selbst es nicht konnte. Und schließlich hatte ja auch das Publikum gegen das Stück entschieden. Das war Federlein zwar nicht immer maßgebend, aber angenehm war es doch, das Publikum für sich zu haben.

Franz Ferdinand horchte und wunderte sich. In dieser Beleuchtung hatte er die Leute noch nicht gesehen. Was für einen perfiden Ausdruck das schwammige, glattrasierte Gesicht Webers bekam. Wie töricht ernst Dr. Friedrich die Sache nahm. Merkte er denn nicht, wie ihn Weber zum Narren hielt

nur deshalb reizte, um ihn immer wütender zu machen, was ihn sehr schlecht kleidete? Baron Kingler aber amüsierte sich mindestens so gut wie im Theater. Drohte das Gespräch vom Thema abzukommen, verstand er es meisterlich, es durch eine Zwischenbemerkung wieder auf das alte Thema zurückzubringen.

Kessel, der Essayist, erschien.

„Waren Sie auch im Theater?" fragte Federlein und machte neben sich Platz.

„Natürlich", erwiderte Kessel und gähnte leicht.

„Wie gefiel es Ihnen, wie finden Sie's? begann Federlein wieder, denn er hielt sehr viel von dem Essayisten und behauptete, Kessel sei der einzige moderne Schriftsteller, der Stil habe.

Kessel schaute blasiert drein, wischte sich über den blonden Spitzbart und tat, als habe er Federleins Fragen überhaupt nicht gehört.

„Er ist sehr talentiert, nicht wahr?" sagte Weber, blinzelte Kessel zu und sah dann spöttisch auf Friedrich.

„Mein Gott", murmelte Kessel und griff zur Speisekarte.

„Ein miserables Stück!" rief Friedrich.

„Du lieber Himmel, halt ein Stück". Kessel zuckte die Achseln. „Geschmacklos, geistlos, ganz uninteressant, aber nicht schlechter als viele andre". Er gähnte wieder und blickte zerstreut auf Dr. Friedrich, der ja schon wieder einen roten Kopf hatte. Der regte sich aber auch wirklich über alles auf. Eine unglaublich rustikale, robuste Natur, dieser Friedrich. Hätte sich Kessel überhaupt noch über etwas gewundert, so würde er sich über Friedrich immer wieder zu wundern haben. Wo dieser Mensch nur all das Interesse hernahm? Das alles war ja doch so gräßlich gleichgültig und langweilig.

Nun erschienen auch Karl Wilmer und Maler Lippert.

Karl Wilmer setzte sich zu Fritz Weber, dem er zur Zeit besonders gut war, weil er fand, Weber sei doch wenigstens Bohémien, die andern alle, nachgerade durch Erfolge verdorben, Bourgeois geworden.

Maler Lippert jammerte über das moderne Theater. Sowas könne man ja gar nicht mehr sehen, das sei einfach greulich. Mit Kunst habe das garnichts mehr zu tun. Was wohl Goethe sagen würde, wenn er soetwas sehen müßte? Lippert schüttelte sich, so grauste ihn bei dem bloßen Gedanken daran.

Karl Wilmer nahm für Fritz Weber Partei, Maler Lippert in diesem Fall für Dr. Friedrich, und so fing das Gestreite wieder an, ohne daß irgend etwas Wertvolles dabei herausgekommen wäre. Man erhitzte sich nur und ärgerte sich, redete sich immer mehr in Wut und Zorn.

Der Besitzer des Restaurants ging schmunzelnd vorüber. Er freute sich stets, wenn es an diesem Tisch recht laut wurde. Dann trank man viel und endete regelmäßig mit Sekt.

„Wo bleibt denn der Dichter des Abends?" fragte Baron Kingler, denn

es war Brauch geworden, daß jeder, der hier eine Premiere hatte, sich nachher bei den Unsoliden einfand. War es ein Erfolg gewesen, mußte er Sekt bezahlen. Nach einem Durchfall genoß zunächst jeder auf eigene Kosten Bier und Kirschwasser. Oft genug merkte der Autor daran allein, wie es um sein Stück stand, denn es muß schon sehr wild hergehn, bis ein Dichter selbst den Durchfall seines Dramas erkennt. Der Direktor aber und die Unsoliden verfuhren mit dem Opfer, solange es zugegen war, so schonend, daß jeder Autor immer noch zum wenigsten an einen Achtungserfolg glauben konnte. Bis ihn am andern Morgen die Zeitungen über seine ganze Talentlosigkeit belehrten.

„Wo der Dichter ist?" Karl Wilmer lächelte verächtlich. „Natürlich mit dem Direktor zusammen. Der läßt sich ja selbst von einem, der durchfällt, freihalten."

„Mir scheint, es ist ein ganz anständiger Mensch", meinte Franz Ferdinand.

„Ein anständiger Mensch? der?" Karl Wilmer traute seinen Ohren nicht und machte eine Bewegung, als wolle er sich die Aermel zum Ringkampf mit Herrn Ferdinand aufkrempeln. „Dieser Galizier ein anständiger Mensch?" Wilmer lachte laut. Nein, so etwas konnte er unmöglich ernst nehmen. Es lohnte sich wirklich nicht, um einer so dummen Behauptung willen die Arme in Bewegung zu setzen.

„Da sind Sie an den richtigen gekommen, Ferdinand", sagte Friedrich lächelnd. „Wilmer wird ihnen beweisen, daß es überhaupt nichts talentloseres und schuftigeres gibt als diesen Theaterdirektor."

„Aber ein weiches Herz hat er", warf Kingler hin.

„Jawohl, weich wie Igelspeie!" schrie Wilmer.

„Hat er nicht in seinem Salon eine Sektflasche stehen mit der Inschrift: Diese Flasche leerte meine liebe Frau während der Geburt unseres einzigen Söhnchens Siegfried!" sagte Baron Kingler.

Friedrich lachte laut. „Ganz Kingler!"

„Weich", schnob Wilmer, „weich wie.. wie.."

„Lassen Sie nur, wir wissen schon", wehrte Kingler.

„Geschmacklos", murmelte Kessel und bestellte einen Hummer.

„Wie meinten Sie?" fragte Wilmer zornig.

„Ich meine es ist geschmacklos, eine Sektflasche in den Salon zu stellen. Und es ist noch geschmackloser, so etwas darauf zu schreiben."

Wilmer war befriedigt.

„Ich finde es aber auch ganz uninteressant", fuhr Kessel fort, „über einen so inferioren Menschen sich zu unterhalten."

„Reden wir also von Oscar Wilde", meinte Fritz Weber.

Maler Lippert stöhnte: „Was wohl der Goethe zu dem gesagt habe würd?"

„Und wenn schon", meinte Kingler. „Oder halten Sie Wilde für untalentiert?"

Lippert stöhnte wieder: „Warum soll er kei Talent habe? Talent hat jeder heut."

„Sie auch?" fragte Weber teilnehmend.

„Ich auch", behauptete Lippert. „Was is denn des, Talent? En großer, reicher Mensch muß mer sein, e Persönlichkeit soll mer werde, an sich erziehn un bilde muß mer, das is die Sach! Aber das könne mir all nit mer, die Grieche . . ."

„Nu hörn Sie aber auf!" fuhr Weber dazwischen.

Lippert seufzte leise.

Baron Kingler sah lächelnd auf die Uhr. „Es ist noch nicht zwölf, Herr Lippert."

Herr Lippert schwieg.

Man sprach weiter über den Direktor und Wilmer konnte recht zufrieden sein, denn außer Dr. Friedrich ließ keiner ein gutes Haar an ihm. Jeder der Anwesenden fühlte sich selbst oder in einem Dramen schreibenden Freund von dem Direktor beleidigt und gekränkt. Wie vielen hatte er schon Stücke abgelehnt. Oder wenn er sie wirklich angenommen, zu einer schlechten Zeit herausgebracht. Oder wenn in der besten Zeit herausgebracht, dann durch seine Regie verpfuscht oder wenigstens um das Beste betrogen.

Wenn aber Dr. Friedrich den Direktor in Schutz nahm, lachte Fritz Weber so höhnisch, als wollte er sagen: natürlich, der nimmt ihn in Schutz, das ist im Grunde grade so einer. Wenn er nicht mit allen Theaterdirektoren ewig unter einer Decke steckte, hätte er es nie zu Erfolgen und Geld gebracht.

„Ich finde, es ist etwas ungemütlich heute", meinte Franz Ferdinand leise zu Baron Kingler, neben dem er saß.

Kingler lächelte. „Finden Sie? Daran werden Sie sich bald gewöhnen. Es geht hier fast immer so temperamentvoll zu. Bös gemeint ist es eigentlich nie . . . . Nicht wahr, Künstler? . .!

Man hörte erst auf, den Direktor zu schelten und sich über ihn lustig zu machen, als er selbst erschien, zu seiner Rechten den durchgefallenen Autor, einen blutjungen, blonden, etwas schläfrigen und recht schüchtern dreinsehenden Menschen.

„Aha, er berappt nicht mehr für den Direktor, deshalb kommen sie hierher", sagte Wilmer, stand auf und stellte den Autor vor, der sich errötend neben dem Direktor niederließ.

„Ich gratuliere Ihnen übrigens, Herr Schuster, Ihr Stück hat mir sehr gefallen", sagte Fritz Weber ernst und machte ein feierliches Gesicht.

Herr Schuster verbeugte sich jählings und errötete noch heftiger. Wie ein Primaner im Examen sah er aus.

„Wie der arme Kerl noch immer transpiriert", flüsterte Kingler Ferdinand zu.

„Ja, hm, allerdings . . ." begann Friedrich etwas stockend, würgend. Schuster sah ihn an, als hinge seine Seligkeit an den nächsten Worten.

Friedrich lächelte halb verlegen, halb liebenswürdig. „Sie sind ja noch jung, Herr Schuster, nicht wahr?"

Der Autor nickte.

„Na, sehn Sie . . ."

„Anna, bringen Sie mir einen Kirsch", rief Kingler der Kellnerin zu. „Wollen Sie nicht auch einen, Herr Schuster?"

„Ich bitte darum", wandte sich der junge Mann an die Kellnerin.

„Man muß dem Kerlchen helfen", flüsterte Kingler Ferdinand zu. „Er fließt uns sonst noch unter den Tisch."

„Namentlich der erste Akt gefiel mir ausgezeichnet", begann Weber wieder.

„Gewiß, ja, recht nett, nur etwas dünn und mager", meinte Dr. Friedrich gereizt zu Weber. Herr Schuster wurde ganz blaß.

„Sie dürfen sich das nicht übermäßig zu Herzen nehmen", tröstete Friedrich. „Wenn man erst mehr Premieren hinter sich hat, wird man fabelhaft ruhig."

„Du doch wahrhaftig nicht!" fiel Weber ein.

„Anna, geben Sie mir ein Bockchen", bat Kingler, als die Kellnerin mit dem Kirschwasser erschien. „Wünschen Sie vielleicht auch eins, Herr Schuster?"

„Worum handelt es sich, wenn ich fragen darf?"

„Um eine kleine Bockzigarre", erklärte Wilmer geringschätzig, denn er rauchte nur Virginia, möglichst schwarz. Er fand, daß durch den Baron ein protziger und falscher Ton in den ganzen Kreis kam.

„Ich bitte darum", sagte Schuster wieder und ließ sich eine kleine Bock geben, obwohl er fast nie rauchte, woran er aber im Augenblick nicht dachte.

„Gedenken Sie länger bei uns zu bleiben?" fragte Friedrich.

Herr Schuster blickte besorgt auf den Direktor, als hinge die Antwort von ihm ab.

„Er will sich offenbar auch noch die Wiederholung seines Stückes ansehn", flüsterte Kingler. „Er kann scheints nicht genug davon kriegen. Nun, eine dritte Aufführung wird es wohl überhaupt nicht erleben."

„Glauben Sie, daß es ein arger Durchfall war?" fragte Herr Schuster verlegen den Direktor und sah zugleich hilfesuchend auf die andern.

Der Direktor geriet ganz außer sich über die Frage, denn Durchfälle gab es in seinem Theater überhaupt nicht. „Wo denken Sie hin, lieber Herr Schuster! Wie kann man so pessimistisch sein. Glauben Sie, ich nähme ein Stück, das durchfallen kann? Es war ein recht hübscher Erfolg, für den Anfang ein sehr hübscher Erfolg sogar. Finden Sie nicht auch, Herr Federlein?"

Federlein betrachtete den Direktor recht unwirsch. Wollte der ihn vielleicht bestechen? Das war ja noch schöner. „Darauf kann ich Ihnen wirklich keine Antwort geben, Herr Direktor. Gedulden Sie sich nur noch einige Stunden, dann werden Sie's ja in allen Zeitungen lesen."

„Aber ich bitte Sie, Herr Federlein, ich wollte Sie doch nicht beleidigen. Die Herrn sind alle Zeugen, daß ich Sie nicht beleidigen wollte!" Der Direktor blickte beschwörend von einem zum andern.

„Das glauben wir schon, daß Sie niemand bestechen wollen, Herr Direktor", erklärte Karl Wilmer.

„Da sehen Sies!" wandte sich der Direktor stolz an Federlein.

„Das würde ja Geld kosten, nicht wahr?" fuhr Wilmer spöttisch fort.

Der Direktor wehrte mit Händen und Füßen und lachte laut. „Wie Sie wieder reden, Wilmer!" Er wagte nicht, mehr gegen seinen Dramaturgen zu sagen, denn er fürchtete den Athleten in ihm. Der Direktor seufzte leise und blickte vorwurfsvoll auf Dr. Friedrich, der leicht schmunzelte. Hatte er ihm doch Wilmer empfohlen. Sein Lebtag würde er keinen Dramaturgen wieder angagieren, der zugleich Athlet war. Man hatte ja nicht einmal im eigenen Theater die Herrschaft und war nie vor Tätlichkeiten ganz sicher.

„Der Hummer war wirklich gut, ich kann ihn empfehlen", wandte sich Kessel, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, an Herrn Schuster.

„Ich danke sehr, aber ich vertrage ihn schlecht."

„Was? So jung sind Sie und schon einen kranken Magen?!" Karl Wilmer maß den Autor von oben bis unten.

„Das gerade nicht. Aber ich habe die letzten Nächte schlecht geschlafen, fühle mich überhaupt etwas nervös . . ."

Karl Wilmer lachte brutal. „Natürlich, nervös! Warum nur alle modernen Dichter nervös sein müssen? Gehört das so unbedingt mit zu dem Handwerk?"

„Erlaube mal, ich bin doch wahrhaftig nicht nervös", warf Friedrich ein.

„Aber ein wenig kurzatmig", meinte Weber besorgt, denn er wußte, daß Friedrich Angst hatte, ein Schlaganfall könnte ihn einmal ereilen.

„Laß dir nichts vorreden, Friedrich", sagte Baron Kingler. „Du kennst doch Weber."

„Woher soll er mich kennen?"

„Meinen Sie vielleicht, Sie seien so schwer zu erkennen?" fragte Kingler.

„Er gilt doch als eine der kompliziertesten modernen Naturen", erklärte Wilmer ruhig und überzeugt.

Kingler lächelte. „Allerdings. Bei jungen Damen und so . . . Pardon, Weber, ich will Sie natürlich nicht kränken . . ."

„Das können Sie auch gar nicht, Herr Baron."

„Kinder! So seid doch gemütlich!" fiel Friedrich ein.

„Gestatten Sie, daß ich mich empfehle." Schuster stand auf, die Zigarre, die er schon wieder hatte ausgehen lassen, weil ihm übel wurde, ängstlich zwischen zwei Fingern.

„Bitte, hier ist der Aschenbecher." Baron Kingler hielt ihn freundlich hin.

„Ich danke sehr. Ich fühle mich wirklich angegriffen." Herr Schuster ging. Als er zehn Schritte fort war, wandte er sich nochmals um, sah bittend von einem zum andern und stammelte: „Denken Sie nicht zu schlecht von mir."

„Aber warum denn?" Wilmer tat ganz erstaunt. „Stücke schreiben ist doch kein Verbrechen? . . . Wovon sollte unsereins dann leben?"

„Vom Zirkus", meinte Weber.

Wilmer lachte laut und schlug seinem Freund kräftig auf den Rücken.

„Ein ganz nettes Kerlchen, nicht wahr Kingler?" meinte Friedrich.

„Das mein ich doch auch!" rief der Direktor.

„Gewiß", sagte Kingler. „Noch etwas grün im Halm. Aber das wird sich mit der Zeit ja auswachsen."

„Viel netter als sein Stück", fand Lippert.

„Das ist bei talentlosen Autoren immer so. Bei talentvollen meist umgekehrt", erklärte Kessel und bestellte einen Brie, aber durch und auf Eis.

„Ich finde das Stück einfach scheußlich!" rief Weber.

Alle lachten. Nun verteidigte Friedrich das Stück, und Weber griff es an.

„Sind sie nicht köstlich?" wandte sich der Direktor an Ferdinand, der ihn nicht gleich verstand.

„Lauter Künstler! Echte Künstler!" Der Direktor blickte schmunzelnd um sich. Im Blick zugleich etwas von einem zufriedenen Menageriebesitzer, dem seine Tiere nicht viel kosten, aber reichlich einbringen.

„Ich finde, wir könnten das Fachsimpeln endlich sein lassen und zum Sekt übergehen", warf Wilmer ein, der seinen Direktor unausgesetzt zornig musterte.

„Ich empfehle mich, meine Herrn, habe die Ehre!" Der Direktor ging.

„Na endlich!" Wilmer atmete auf. „Wußte ichs doch, wenn es ans Sekttrinken geht, kneift er aus, voll Angst vor dem Bezahlen."

Während sich Friedrich und Weber wieder in das durchgefallene Drama verbissen, wandte Kingler die Aufmerksamkeit der andern auf Anna, die Kellnerin, die wenig erfreut schien, daß wieder Sekt getrunken wurde, denn sie wußte, daß sie dann vor drei, vier Uhr nicht ins Bett kam.

„Nach Zwölf, und wenn es Sekt gibt, müssen wir ihr immer ein wenig den Hof machen", erklärte Kingler Ferdinand. „Wir haben das Frauenzimmer unglaublich verwöhnt. Nach Zwölf können wir sie nur durch kleine Unanständigkeiten wach und fidel erhalten. Sonst brummt sie und drängt, daß wir fortkommen. Nicht wahr Anna?"

Anna kam bereitwillig näher und ließ sich den „Hof machen". Den Baron hatte sie als Kurmacher besonders gern, denn er wurde nie roh und ordinär, dafür aber in gewählten Worten umso ungenierter. Das hatte sie sehr gern bei ihren Künstlern, auf die sie nichts kommen ließ, deren Arbeiten sie genau kannte. Die meisten hatten ihr sogar ihre Bücher, mit Widmungen versehen, geschenkt. An allem, was ihre Künstler bewegte, nahm Anna teil. Hatte einer von ihnen eine Premiere, war sie womöglich noch aufgeregter als der Autor. Wenn es sich irgend ermöglichen ließ, ging sie in die Premiere, wo sie dann zu den zuverlässigsten Klatschern gehörte. Schon deshalb erhielt

sie fast zu jeder Premiere ein Freibillet. Gab einer ein neues Buch heraus, war sie gewiß eine der ersten, die es lasen. Erhielt sie es einmal nicht geschenkt, kaufte sie das Buch sogar. Seitdem ihre Künstler das wußten, waren sie nicht mehr so splendid mit Freiexemplaren. Anna verstand das sehr gut und kaufte. So hatten sie wenigstens einen sicheren Abnehmer. Sie dichtete sogar selbst zuweilen. Aus all diesen Gründen mußte man sie entsprechend ästimieren und nicht wie eine gewöhnliche Kellnerin nur zum Getränke und Speisen herbeischaffen benutzen. Ihr größter Kummer war, daß sie nicht wenigstens einen ihrer Künstler zum Liebhaber hatte. Da sie seit Jahren mit einem Mediziner lebte, ging es nicht gut, denn er hatte ihr tausend Mark versprochen, wenn sie ihm treu blieb, bis er sein Staatsexamen gemacht. Da er dicht vor dem Staatsexamen stand, mochte sie die tausend Mark nicht jetzt noch aufs Spiel setzen. Große Trinkgelder begehrte sie nicht von ihren Künstlern. Die meisten der Leute waren ja nicht vermögender als sie selbst. Nur Dr. Friedrich und der Baron durften in der Beziehung nicht knausern. Aber für Spaß und Unterhaltung mußten die anderen sorgen. Eine Unterhaltung, wie sie ihrer Meinung nach nur Künstlern ansteht, eine saftige, gepfefferte Unterhaltung, daß man aus dem rotwerden und lachen garnicht herauskam.

Kingler legte los, die andern sekundierten. Auch Ferdinand tat mit. Es war ihm zwar etwas ungewohnt, denn er hatte sich nie viel aus solchen Unterhaltungen gemacht, aber er war ja auch Künstler und mußte das doch der allen so wichtigen Anna auf die ihr geläufige Weise zeigen, wie er sich selbst nicht ohne Ironie gestand.

Er gab sich redlich Mühe und erreichte, daß seine neuen Freunde ihn zum erstenmal, wie er wohl merkte, mit wirklicher Achtung und Kameraderie behandelten, denn bisher war er ihnen reichlich ledern und minderwertig vorgekommen. Vor allem aber machte Anna große Augen und beschloß sofort, seine Werke zu kaufen. Dieser Herr Ferdinand schien wirklich Talent zu haben, der verstand sich auf eine gebildete, literarische Unterhaltung. Anna bekam Respekt vor Ferdinand und schenkte ihm fast so gut ein wie dem Baron.

„Kommst du morgen zum Frühstück in die Bodega?“ fragte Federlein Fritz Weber.

„Nein!“ Es klang sehr schroff.

„Aber du fehlst doch sonst nicht?“

„Es paßt mir morgen nicht.“

„Weshalb denn nicht?“

„Zum Donnerwetter, weil du da bist!“

Alle horchten auf, denn alle wußten, daß es meist recht spaßhaft wurde, wenn Weber die Laune ankam, Federlein aufzuziehen oder gegen ihn grob zu werden. Federlein war so stolz auf diese Duzfreundschaft, daß er sich ihr zulieb gar manches gefallen ließ, zumal er ja immer sagen konnte, Weber sei überhaupt nicht ernst zu nehmen, wenn er seine Launen habe.

„Man sollte mit Zeitungsschreibern grundsätzlich nicht verkehren. Am wenigsten mit Kritikern“, sagte Weber, da Federlein schwieg und Weber das Bedürfnis hatte, den andern zu reizen.

„Ich meine, du am wenigsten hättest ein Recht, gegen die Kritik zu sprechen“, sagte Federlein.

„Ich? Wieso? Das ist mir neu.“

„Weil dich bis jetzt nur die Kritik anerkennt“, erwiderte Federlein nicht ohne Bosheit.

„Auf eine solche Anerkennung pfeif ich!“

„Hör mal, lieber Fritz“, warf Friedrich ein, „das würde ich an deiner Stelle nicht tun.“

„Ich tue, was mir beliebt, nicht wahr? . . . Lieber verkehre ich noch mit einem bürgerlich anständigen Normalmenschen, obwohl das weiß Gott kein Genuß ist, als mit Kritikern, diesen gewerbsmäßigen Unratsschnüfflern.“

Federlein wurde rot, bezwang sich aber und fragte nur: „Willst du dich vielleicht nicht etwas deutlicher erklären?“

„Ich rede mit Kritikern überhaupt nicht mehr.“

„Das ist allerdings das bequemste und feig obendrein. Verleumden und dann die Rechtfertigung verweigern!“ Federleins Stimme bebte leicht.

„Was tut ihr denn anders als Unrat zusammenscharren und in Druck geben? . . . Wie der arme Schuster morgen früh aussehen wird! . . . Ich bin wirklich neugierig . . . Er hat sich bisher wahrscheinlich für einen leidlich honetten Menschen gehalten. Von morgen an wird er sich fühlen, als hätte er mindestens silberne Löffel gestohlen. Von sich selbst wird er kein Stück Brot mehr nehmen wollen. Und warum das alles? Weil ihr Kritiker unproduktive Naturen seid. Wie die Parasiten nur vom Blut und von der Arbeit andrer leben könnt.“

„Na, na, nur kommod! Menagiere dich!“ warf Friedrich ein.

„So neidisch brauchst du nun nicht gerade zu sein, Fritz, du machst dich nur lächerlich damit“, sagte Friedrich.

„Wie die Laus im Pelz leben diese Kritiker von der Literatur. Können tun sie nichts. Aber alles besser wissen. Für zehn Pfennig die Zeile.“

„Das wird sich ja finden, das wird sich ja zeigen, wenn deine Premiere ist“, erklärte Federlein.

„Das war ungeschickt, Herr Federlein, sehr ungeschickt und sehr jugendlich“, suchte Kingler zu besänftigen. „Damit geben Sie Weber recht.“

„Es wird sich ja finden!“ schrie Federlein. Daß man ihn so antastete, beleidigte ihn sehr.

„Nun? Hab' ich nicht recht?“ Weber strahlte über das ganze Gesicht.

„Ich begreife wirklich nicht recht, was uns alle, die wir uns fortgesetzt Grobheiten sagen heute Abend, eigentlich zusammenhält“, flüsterte Ferdinand.

„Der Pump und die Kunst“, erklärte Klingler lächelnd. Als ihn Ferdinand verwundert ansah, fuhr er fort: „Jeder hilft dem andern, und keiner kann

den andern längere Zeit entbehren. Auch wären wir alle todunglücklich, wenn wir uns nicht jeden Tag mindestens einmal zanken könnten."

„Also, Sie kommen morgen in die Bodega?" wandte sich Kessel an Weber.

„Selbstverständlich. Wenn ich Lust habe. Trotz Federlein."

„Ich komme auch", erklärte Wilmer." Hübsche Frauen sieht man da vorübergeh'n."

„Jawohl, vorübergeh'n!" Weber lachte bitter. „Vorübergeh'n seh'n, das ist unser Los."

„Alles Schöne vorübergeh'n sehen! Was Gottes und Rechts wegen gerade uns gehören müßte."

„Haben Sie so starken Appetit?" fragte Kingler.

„Das ist ganz egal. Aber eine Gemeinheit und Niederträchtigkeit bleibt es, daß gerade wir von allem Schönen ausgeschlossen sind. Das haben Bankdirektoren, Großkaufleute, Uniformierte und ähnliches Volk, das Geld hat oder buntes Tuch auf dem Leibe."

„Du denkst natürlich nur an Weiber?" warf Friedrich ein.

„Und wenn schon? um mit Kingler zu reden. Was sollen die schönen Frauen in all den Händen, die nichts damit anzufangen wissen? Für wen ist denn ihre Schönheit auf der Welt, wenn nicht für uns?"

„Für wen, pardon?" fragte Kingler.

„Für die Künstler."

„Und erst ihre schönen Seelen", meinte Kessel.

„Die gehören erst recht uns."

„Würden Sie darauf wirklich solchen Wert legen?" fragte Kingler.

„Den allergrößten!"

Alle lachten.

„Je ernsthafter ich rede, um so mehr lacht man."

„Das ist eben deine Tragödie, lieber Fritz", entgegnete Friedrich.

„Die neue Nuance, die Sie unserer Literatur geben", meinte Kessel.

„Jawohl, je ernsthafter ich es meine, um so weniger glaubt mans", wiederholte Weber grimmig.

„Früher nannte man eine ganz ähnliche Sache romantische Ironie", erklärte Kessel.

„Erlauben Sie, das war doch etwas anderes." Kingler sah erstaunt um sich.

„Im Grunde ganz dasselbe", beharrte Kessel. „Nur daß die Romantiker absichtlich taten, was Weber unabsichtlich zustößt. Meist sogar direkt gegen seinen Willen. Daher war es bei den Romantikern Kunst. Bei Weber ist es Zufall, ein Naturspiel."

„Bei Weber weiß eben keiner mehr, wo der Scherz aufhört und der Ernst anfängt", meinte Friedrich.

„Ich finde, das ist ein sehr guter Trik", erklärte Kessel. „Wenn man ihn offenlegte, würde er allerdings nicht mehr so wirken."

Federlein überlegte immer noch, ob er nicht eigentlich diesen Tisch, an dem er so beleidigt worden war, schon längst hätte verlassen müssen. Was würde wohl sein Verleger sagen, wenn er erführe, wie man ihn behandelte.

„Ich schenke Ihnen meine Behauptung von dem Trick, Federlein", sagte Kessel.

„Ich danke sehr. Aber ich habe keine Verwendung für abgelegte Sachen". Federlein entfernte sich, stolz darauf, sich seiner Meinung nach einen guten Abgang verschafft zu haben.

„Wer öffnet denn den Frauen die Augen dafür, daß sie schön sind?" begann Weber wieder. „Wir. Und wo leben denn die schönsten aller schönen Frauen? In unsern Gedichten und Bildern. So schön wie da sind sie überhaupt nicht. Wir erst haben die Schönheit erfunden! Ohne uns könnte niemand einer schönen Frau sagen, daß sie schön ist. Die Zunge haben wir der Bande gelöst, die Ohren geöffnet, die Augen. Wir, die Künstler und Poeten haben das erste Anrecht an die Schönheit. Von unsern Gnaden ist sie. In Wirklichkeit aber, wie ist es da?" Weber schäumte vor Wut. „In Wirklichkeit haben wir das Nachsehen."

Alle waren im Grunde einverstanden mit diesen Worten, alle empfanden, daß manches richtige an ihnen war und schwiegen. Das war Weber sehr ungewohnt und unangenehm, es kam ihm vor, als hätte er etwas sehr dummes gesagt, weil ihm nicht widersprochen wurde. Er machte sich schon bereit, gegen seine eigene Behauptung zu polemisieren, als ein Herr, der schon längere Zeit mit einer Dame einige Tische weiter fort saß, sich erhob und auf Dr. Friedrich zuging, weil er ihn endlich wieder erkannte.

Dr. Friedrich stellte den Herrn als Natanael Lodski, Journalist aus Budapest vor und fragte, ob er nicht bei ihnen Platz nehmen wolle?

„Schon wider so ein Galizier!" stöhnte Wilmer.

„Der Friedrich kennt aber auch jeden Zeitungsschmierer", flüsterte Fritz Weber nicht ohne Neid.

Herr Lodski bedauerte, sich nicht hersetzen zu können. Es sei für ihn leider zu spät, zumal er sich in Damengesellschaft befinde, und die Dame nach Hause begehre.

Eine Dame? Aller Blicke suchten nach ihr, die nicht allzu weit fortsaß und augenscheinlich recht interessiert herübersah.

„Was ist das für eine Dame?" fragte Weber.

„Eine Kousine von mir."

„Eine Kousine? . . Hören Sie, Lodski, für eine Kousine ist die Dame entschieden zu schön."

Lodski lächelte geschmeichelt.

„Oder haben Sie gar ehrliche Absichten?" fragte Friedrich.

„Die allerehrlichsten, Herr Doktor."

„Da kann man also gratulieren?"

Lodski lächelte vielsagend.

„Da haben wirs“, brummte Weber. „Wieder eine, die uns weggeschnappt wird.“

„Könnten Sie die Dame nicht herüberbitten?“

„Verzeihen Sie . . . Aber wir sind gerade im Aufbruch begriffen . . . Könnten wir nicht vielleicht morgen oder übermorgen mit den Herren zusammen sein? Auch meine Kousine würde sich sehr freuen. Namentlich Sie kennen zu lernen, Herr Doktor.“

Friedrich lächelte geschmeichelt. „Was meinst du, Kingler?“

„Treffen wir uns also morgen hier.“

„Vielleicht bringen die Herren ihre Damen auch mit? Soweit sie verheiratet sind, meine ich natürlich“, sagte Herr Losdki.

„Muß das sein?“ fragte Wilmer.

„Also schön, abgemacht, bringen wir unsere Damen mit. Morgen Abend eine Sitzung mit Damen. Hier, an demselben Tisch“, schlug Friedrich vor.

„Und um welche Zeit?“

„So zwischen zehn und elf, denke ich“, meinte Friedrich.

„So spät?“ entfuhr es Lodski.

„Aber Sie wissen doch noch von Budapest her, daß man früher überhaupt nicht Mensch wird“, erklärte Friedrich.

Lodski war einverstanden und ging wieder zu seiner Kousine, die sich sofort erhob und mit dem Vetter das Restaurant verließ, nicht ohne noch einmal sich interessiert nach dem Tisch der Unsoliden umgesehen zu haben.

„Donnerwetter!“ entfuhr es Kessel. Er schämte sich aber sofort und meinte blasiert: „Einen recht netten Gang hat sie. Ungarisch!“

„Nett?“ Schön! Wunderbar schön!“ Weber war ganz Feuer und Flamme.

„Echt slavische Rasse“, bemerkte Kingler.

„Das finde ich garnicht.“ Karl Wilmer war entrüstet, denn er haßte alles Slavische aus Prinzip.

Franz Ferdinand ergriff seinen Hut und ging eiligst.

„Den hat's!“ Kessel lächelte mitleidig.

Weshalb sah sie gerade mich an? fragte sich Ferdinand, während er dem Paar nachstrebte, das bald nur noch wenige Schritte vor ihm ging . . . Und was sie für Augen machte! . . . Und wie sie gewachsen ist! . . . Fast so groß wie ich . . . Und vorzüglich angezogen.

Das Paar machte halt, unschlüssig, wie es weiter zu gehen hatte und sah sich um, ob nicht jemand in der Nähe wäre, den man fragen könnte.

Sofort eilte Ferdinand herbei und erbot sich, das Paar zu begleiten, da er ja doch, wie er log, denselben Weg habe. Das wurde dankbar angenommen, da ihn Lodski sofort wiedererkannte, obwohl sie vorhin kein Wort miteinander gesprochen hatten. Er stellte seine Kousine, Fräulein Wladacek vor.

„Gnädiges Fräulein sind Ungarin?“

„Geboren bin ich in Budapest, erzogen in Deutschland und wohnhaft in New-York.“

Was für eine wohlklingende Stimme sie hatte, als sie zu dieser steckbriefartigen Auskunft lachte.

„Meine Kousine befaßt sich mit Malerei“, erklärte Lodski.

„Ich liebe die Deutschen so“, sagte Fräulein Wladacek. „Und ich liebe diese Stadt ganz besonders und habe lange mit Mama kämpfen müssen, bis sie mich allein hierher ließ, denn Mama findet es sehr unpassend, ein junges Mädchen allein reisen zu lassen. Darin ist sie mehr Ungarin als Amerikanerin. Finden Sie das auch unpassend? In Deutschland ist man ja meist auch ängstlich.“

„Ich? Aber gar nicht! Weshalb soll ein junges Mädchen nicht gerade so gut Freiheit haben können wie zum Beispiel ein Student? Sie mißbraucht sie doch gewiß weniger.“

„O ja, Freiheit!“ Wie ungeniert sie die Arme reckte. „Einmal nicht im goldenen Käfig sitzen, einmal leben, wie man will, und nur tun, wozu man Lust hat, und nicht nur von einem Sofa auf das andre, ins Bett, aus dem Bett und wieder ins Bett, das ist alles, die ganze Arbeit in dem goldenen Käfig.“

„Sie malen also, sind Künstlerin?“

„O schweigen Sie! Ich will kein Malweibchen sein, wie hier so viele sind. Schmutzig und häßlich und immer nur von Farben reden! . . .“

„Meine Kousine lebt bei alten Bekannten ihrer Mutter“, berichtete Lodski, dem die allzu freie Art seiner Verwandten garnicht sympathisch zu sein schien.

„Leider“, sagte Fräulein Wladacek, wandte sich wieder an Ferdinand und fragte lächelnd: „Was dachten Sie eigentlich, als ich Sie vorhin so ansah? War es sehr unartig?“

Ferdinand lächelte. „Im Gegenteil, es war mir sehr angenehm.“

„O jetzt machen Sie Komplimente!“ sagte Fräulein Wladacek enttäuscht. „Das müssen Sie nicht tun, das ist dumm!“

„Ich mache keine, gar keine Komplimente, ich sage nur die Wahrheit.“

„Wissen Sie auch, warum ich Sie ansah?“

Ferdinand errötete leicht. Diese New-Yorker Dame schien sehr offen zu sein.

„Ich hielt Sie für den Doktor Friedrich, für den wir drüben gerade so schwärmen wie die jungen Mädchen hier.“

Franz Ferdinand war über diese Auskunft nicht entzückt.

„Sie waren der größte von den Herren, so blond, so deutsch, gerade wie wir uns Doktor Friedrich vorstellen“, fuhr Fräulein Wladacek fort.

Ferdinand schwieg.

Fräulein Wladacek lachte. „Und nun ist er ganz anders, wie wir drüben denken. So rund und dick und schwarzhaarig und einen Kneifer im Gesicht.“

„Aber Erzsi, wie kannst du so reden!" Lodski war entschieden ärgerlich. Seine Kousine kehrte sich nicht daran und fragte: „Sind Sie mir sehr böse?"

„Warum sollte ich Ihnen böse sein?"

„Ich denke, einem Mann ist es nicht angenehmer als einer Frau, wenn er eine Aufmerksamkeit auf sich bezog und dann merkt, sie galt jemand anders. Oder sind Männer da wirklich unempfindlicher?"

„Ich glaube nicht. Aber schließlich, wie sagten Sie doch? So groß, so blond, so deutsch!"

„O jetzt will er, ich soll ihm noch mehr Komplimente machen!"

„Aber Erzsi! . . . Sie dürfen das meiner Kousine nicht übelnehmen", entschuldigte Lodski. „Deutsch zu sprechen ist ihr so ungewohnt."

„O gar nicht ungewohnt", entgegnete Erzsi Wladacek.

Der Vetter ließ sich nicht beirren und fuhr fort: „Auch ist sie noch nicht wieder lange genug in Deutschland, um den Ton, den wir hier gewöhnt sind, zu beherrschen."

„O, le bon ton!" Fräulein Erzsi machte ein spöttisches Gesicht und spitzte den Mund, als wollte sie den guten Ton in alle Winde blasen.

„Sind Sie schon lange hier?"

„O nein. Noch nicht viele Wochen."

„Merkwürdig, daß ich Ihnen nie begegnet bin."

„Meine Kousine geht wenig aus. Morgens zu ihrem Lehrer malen. . .

„Da schlafen Sie noch", warf Fräulein Wladacek ein.

„Sehr wahrscheinlich", meinte Ferdinand.

„Mittags hole ich sie ab von ihrem Lehrer. Und nachmittags machen wir meist Ausflüge in die Umgebung."

„Das ist nicht richtig", behauptete Fräulein Wladacek. „Ich gehe viel mehr aus, als mein Vetter meint. Ohne ihn, ohne daß er es weiß."

„Das finde ich sehr unvorsichtig." Lodski sah beunruhigt drein.

„Es ist hier gar nicht unvorsichtig für junge Damen", behauptete die Kousine. „So wenig wie in Amerika. Nur anders. In Budapest kann ein junges Mädchen nicht allein auf die Straße. Da sind die Männer so zudringlich. Aber hier?" Sie lachte.

„Was hast du denn, Erzsi?"

„Ich finde das hier nur komisch. Man begegnet einem Herrn, dem man gefällt. Gut. Er geht hinter mir her. Man sieht sich einmal zufällig um, und er zieht den Hut und sagt: Mein Fräulein, darf ich Sie begleiten. Man antwortet: Nein. Er zieht wieder höflich den Hut und geht. Ist das nicht nett?"

„Ich finde es unverantwortlich, daß du dich so belästigen läßt."

„Ich bitte Sie", fiel Ferdinand ein. „Ich würde es nicht anders machen, wenn ich Ihrer Kousine begegnete."

„Und auch den Hut ziehn und gehn?"

„Gehn? Darauf kann ich nicht schwören."

„Wie häßlich von Ihnen!"

„Du benimmst dich wie . . wie . ."

„Wie ein junges Pferd, nicht wahr?"

„Laß doch so burschikose Ausdrücke. Was soll Herr Ferdinand von dir denken!"

„Das ist mir doch ganz egal, mein Lieber." Sie wandte sich wieder zu Ferdinand: „Dabei bin ich nicht einmal mehr jung. Schon vierundzwanzig Jahre. Ein altes Mädchen!"

Lodski stieß sie ärgerlich an.

„Er kann es nicht leiden, wenn ich mein Alter sage. Er will, ich soll lügen und mich jünger machen."

„Jünger? . . Elf Jahre jünger als ich." Ferdinand seufzte kläglich.

„Wie Sie das sagen! . . . Wie ein Papa! . ."

„Ich könnte ja auch fast Ihr Papa sein."

„Erlauben Sie, ein Mann mit fünfunddreißig ist immer noch ein junger Mann. Ein Mädchen von vierundzwanzig aber . . . Halt, Sie sollen mir kein Kompliment machen!"

„Aber Sie haben mir eben eins gemacht."

„Ich sagte nur die Wahrheit."

„Genau wie ich vor wenigen Minuten."

„So, hier sind wir an Ort und Stelle", sagte Lodski sichtlich erleichtert.

„Schon? Das ging schnell." Sie reichte Ferdinand die Hand. „Also auf Wiedersehn morgen Abend, nicht wahr? Ich interessiere mich so für Künstler."

„Aber dann bist du ernster wie heute. Sonst nehme ich dich nicht mit", erklärte Lodski.

„Schau ihn an! Sind wir verheiratet, mein Lieber? Sei artig, Vetter!" Sie öffnete eilig die Haustür und verschwand.

„Sie wohnen nicht hier?" fragte Ferdinand, was ganz überflüssig war, da Lodski ja noch bei ihm stand und die Haustür längst wieder ins Schloß gefallen war.

„Ich wohne im Englischen Hof."

Franz Ferdinand verabschiedete sich eilig, trotzdem sein nächster Weg an diesem Hotel vorbeiführte. Er hatte keine Lust, länger mit Lodski zusammen zu sein, der ihm mißfiel. Wie geschniegelt er aussah! Wie gesittet er tat. Aber sein funkelndes, unruhiges Auge, überhaupt ein gewisses Etwas in seiner hastigen, scheu-dreisten Art widersprach dem vollkommen. Man brauchte gewiß nur ganz wenig zu kratzen, und der rohe, streberhafte Balkanjournalist schlechtester Sorte kam durch die Politur. Er ist wie ein Buch, das seinen schlechten Inhalt hinter einem Saloneinband versteckt, dachte Ferdinand. Und so etwas sollte dies frische, gescheite Mädchen lieben, heiraten wollen? Es schien ihm ganz unmöglich. Dahinter mußte etwas Besonderes stecken, das ging nicht mit rechten Dingen zu. . . . . Dabei ist sie sogar viel größer als

er. Wie schlecht sie sich nebeneinander ausnahmen. . . Ein schlankes Füllen in gleichem Geschirr mit einem geduckten Fuchs.

Franz Ferdinand lächelte. Gut, daß man meine Gedanken nicht sieht. Jeder würde am Ende behaupten, ich sei ernsthaft verliebt.

Langsam schlenderte er heimwärts. Sein Verhältnis zur Baronin kam ihm plötzlich wieder in den Sinn. Er schüttelte energisch den Kopf. Ich danke dafür, mich wieder zu verlieben. Das wird mir nachgerade zu anstrengend und aufregend. . Aber es würde angenehm sein, mit dieser Ungarin aus Amerika zu plaudern. Auch für seine Frau. Sie fühlte sich doch ein wenig einsam hier. Die Frauen seiner neuen Freunde interessierten sich entweder nur für Toiletten oder waren grade so an die Gewohnheiten ihrer Männer gebunden wie seine Frau.

Er pfiff leise vor sich hin. Es ist doch ein Genuß, wieder einmal ein schönes Geschöpf kennen zu lernen, das noch allen Glanz auf den Flügeln hat, sich noch nicht am Alltag und dergleichen beschmutzt und abgenutzt. . . Sehr hübsch wäre es, wenn sie öfter zu ihnen käme. Immer nur mit dem Vetter umgehn und immer nur malen, das ging auf die Dauer doch nicht. Auch hört man mit dem Malen ja auf, wenn es Abend wird.

Als Franz Ferdinand nachhause kam, erzählte er seiner Frau ausführlich von der neuen Bekanntschaft und drang in sie, morgen mitzukommen, um das Mädchen kennen zu lernen.

Frau Ilse betrachtete ihn aufmerksam und lächelte. „Bist wohl verliebt, Franz?"

„Das kann ich gar nicht mehr." Er seufzte leicht. „Man spürt doch, wie alt man ist. . Denke ich an früher. . . Feuer und Flamme wäre ich gewesen!"

„Auch jetzt ist es nicht sehr weit davon, wie mir scheint."

„Du bist natürlich eifersüchtig?"

„Hätte ich Grund?"

„Keine Spur! Ich bitte dich! Schlaf wohl, Schatz!" Er ging in sein Zimmer.

„Mutterle!"

„Aber, Nore, bist du wach?"

„Klein-Nore richtete sich in ihrem Bett auf und fragte: „Darf ich einen Augenblick zu dir kommen? Nur einen ganz kleinen Augenblick!"

„Aber wirklich nur einen Augenblick, Nore. Mutter ist müde und möchte schlafen." Das Kind kam vorsichtig in der Mutter Bett, schmiegte sich an sie, küßte sie und seufzte laut.

Frau Ilse lachte. „Du seufzt ja, was ist denn?"

Nore preßte sich fester an die Mutter. „Ich bin so schrecklich glücklich!"

„Und deshalb seufzt du?"

Nore nickte. „Und der Vater ist auch so guter Laune. Bleibt er jetzt immer so guter Laune?"

„Das wollen wir hoffen, Kind. Und jetzt mach, daß du wieder in dein Bett kommst, denn morgen müssen wir früh auf, denk an die Schule!"

Das Kind blickte die Mutter prüfend an. Als es merkte, daß es der Mutter Ernst war, kroch es leise, eilig in sein Bett zurück und schlief bald wieder.

Frau Ilse lag noch lange wach. Sie lauschte dem Atem ihres Kindes und ihren Gedanken, die nicht ganz so ruhig waren, wie sie sich selbst einredete. Sie kannte ihren Mann lange genug, um zu wissen, wie blind er sein konnte, wenn er sich wirklich ernsthaft verliebte. Jedenfalls würde sie morgen Abend mitgehn, um das Mädchen kennen zu lernen. Einer mußte doch offene Augen behalten.

(Fortsetzung folgt.)

Bildende Kunst.

Ueber wechselnde Ausstellungen in unseren Museen.

Adolf Hildebrand hat in Bürkels Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst einen Aufsatz über die „Museumsfrage" geschrieben, der außerordentlich beziehungsreich gehalten, vieles zwischen den Zeilen verbirgt, was vielleicht zur offenen Diskussion gestellt werden sollte und dadurch den sehr glücklichen Hauptgedanken etwas unter den Arabesken versteckt, die über das Ganze weggesponnen sind und in launigen Mustern vieles von dem leidigen Gegensatz zwischen den Künstlern und Kunsthistorikern zeigen.

Hildebrand wünscht, wie das in den Museumsartikeln der Münchener Neuesten Nachrichten auch schon geschehen war, unserer Galerie, d. h. wohl unserer Alten Pinakothek einen eigenen Saal, über dessen Verwendung er sich an verschieden Stellen verschieden ausdrückt und über die er sich vielleicht noch nicht ganz klar geworden ist.

Hildebrand scheint, wenn ich ihn recht verstehe, ein Anhänger des Tribunasystems zu sein, das in früherer Zeit vielfach angewendet wurde und die besten oder berühmtesten Kunstwerke einer Sammlung in einem einzigen Raum vereinigt. Den Gegnern des Systems, sagt er, daß sie nicht den Beweis dafür erbracht haben, daß sich überhaupt keine Bilder vertragen, die nicht aus einer Schule und Zeit stammen. Er selbst sucht einen — allerdings nur theoretisch geführten — Beweis für die Möglichkeit des Nebeneinanderstellens ganz heterogener Kunstwerke zu erbringen, indem er sagt: Man bedachte nicht, daß zwischen den großen Meistern der verschiedensten Zeiten und Ländern immer noch ein größerer, lebendigerer Zusammenhang besteht als zwischen jedem einzelnen von ihnen und den Mittelmäßigen seiner Zeit, wenn man vom künstlerischen und nicht vom kunsthistorischen Standpunkt ihre Werke ansieht. Man bedachte nicht, daß es künstlerisch wichtiger ist, gerade diesen Zusammenhang vor Augen zu führen, als die Gegensätze des zeitlichen und nationalen Gewandes in den Vordergrund zu stellen.

Der Gedanke, den Hildebrand hier ausspricht, ist wahrhaft groß; er ist echt künstlerisch, aber zugleich auch — und das hat nun Hildebrand offenbar nicht bedacht — ein Hauptgrundsatz kunsthistorischer Forscher großen Stils. Es ist ja wohl nicht zu vermeiden, daß auch die Kunstwissenschaft, eben weil sie nun einmal Wissenschaft ist, eine Menge gelehrter Kleinarbeiten leisten muß, die in der Regel nur für den Gelehrten oder für die Praxis Bedeutung haben; aber diese Feinarbeit, die uns jeden der großen Meister im nahen Zusammenhang auch mit den kleinen Verhältnissen des sozialen und künstlerischen Lebens seiner Zeit zeigt, ist nur ein Gebiet der kunsthistorischen Forschung. Eine andere Aufgabe, die sich gerade die größten Kunstgelehrten — nebenbeibemerkt ein abscheuliches Wort — zwar von jeher gestellt haben, aber heute mehr als jemals stellen, ist die Aufdeckung jenes gewaltigen, energischen Zuges, der die großen Meister aller Zeiten miteinander so verbindet, als ob die kleinen Künstler überhaupt nicht existiert hätten. Was Hildebrand als nicht

bedacht und gewissermaßen erst neu ersonnen hinstellt, ist ein alter Fundamentalsatz. Wo immer er beachtet wurde, da haben sich auch immer Künstler und Kunsthistoriker freundlich miteinander vertragen, einander in die Hände gearbeitet und gemeinsam in gesegneter Eintracht an jener Aufgabe gearbeitet, die Hildebrand mit den schönen Worten bezeichnet: daß die Kunst die Seele durch die Sinne ernähren soll. Fast will es mir als schwer zu erklärende Vergeßlichkeit erscheinen, daß der Verfasser des Problems der Form in der bildenden Kunst diese Einmütigkeit zwischen den schaffenden Künstlern und den erklärenden Kunsthistorikern übersieht, nachdem die begeisterte Aufnahme, die gerade sein oben genanntes Buch bei den Kunstgelehrten gefunden hat, der beste Beweis dafür ist, wie leicht das Einverständnis zwischen den beiden Disziplinen, zwischen der Kunst und der Kunstgeschichte herzustellen ist.

Es ist nun eine Tatsache, daß jene Anschauung, die aus den vielen hunderttausenden von Künstlern, die im Laufe der Jahrhunderte tätig gewesen sind, nur einige Dutzend als die eigentlichen Heroen heraushebt und als gleichberechtigt nebeneinanderstellt, und diese sogar als die einzigen interessanten behandelt, wohl sehr großherzig, aber nur in dem einzigen Sinn einer exklusiven, raffinierten Kunstbetrachtung berechtigt ist. Sie hat bei aller Feinheit doch das Starre der Theorie und des Prinzips an sich. Sie entbehrt der belebenden Kraft, die nur der wirklichen Wahrheit eigen ist. So ist es trotz des Widerspruches vonseiten mancher Künstler wahr, daß die oben erwähnte große Auffassung der Kunstgeschichte notwendig der Korrektur bedarf, die das Studium der einzelnen Epochen und Erscheinungen als der Produkte des jeweils herrschenden so komplizierten, von vielen Zufälligkeiten erfüllten Lebens geben muß. Man versteht Goethe doch nicht recht, wenn man ihn nur mit Aeschylos und Shakespeare vergleicht. Er muß im Zusammenhang mit der damaligen deutschen Kultur, im besonderen mit den Weimaraner Verhältnissen aufgefaßt werden, um erst das warme, verständliche Leben zu bekommen. Darum darf die Erforschung der Details, die im großen Zusammenhang freilich kaum zu sehen sind, nicht vernachlässigt und auch nicht geschwächt werden. Erst wenn beides sich vereinigt, die geniale Erkenntnis des großen Zusammenhangs und die feine Aufspürung der materiellen Grundlagen, dann wird das wirkliche tiefe Verständnis für die einzelnen, auch für die großen Meister gewonnen und dann stellt sich endlich jene Gerechtigkeit der Beurteilung, jene Vorurteilslosigkeit der Anschauung ein, die, wenn auch auf gelehrter Forschung beruhend, die allein künstlerische ist. Da zeigt sich dann wieder, was Hildebrand nicht bedacht zu haben scheint, daß Wissenschaft und Kunst sich nicht etwa feindlich gegenüberstehen, sondern in ihrem innersten Wesen eins sind und sich nur in ihren Hilfsmitteln und Ausdrucksformen unterscheiden.

Es kann wohl keine Frage sein, daß aus der Art des Studiums, das einen Meister oder eine Epoche in allen speziellen Einzelheiten verfolgt, sich eine warme Intimität ergibt. Der Forscher, der diese Methode mit Geist, nicht bloß äußerlich und statistisch anwendet, wird mit seinem Stoff gewissermaßen zusammenwachsen. Darin liegt nun der Schwerpunkt der ganzen Frage, die uns hier beschäftigt. Jeder Stil dankt seine Eigenart einer besonderen Stimmung, und wer diese Stimmung recht nachempfindet, wer sie ganz gut versteht, wer sozusagen warm bei ihr wird, der wird doch in dem Augenblick, wo er ihr unterliegt, sich nicht in die Stimmung eines anderen Stils versetzen lassen können und er wird, wenn er ein feines Empfinden besitzt, sich in die andere Stimmung auch nicht versetzen lassen wollen. Darauf beruht es, daß obschon Dürer, Holbein, Tizian, Rubens, Rembrandt und Velasquez die größten

Porträtisten des 16. und 17. Jahrhunderts sind, und sie im Sinne des alten Tribunasystems eine geschlossene Einheit bilden, es ganz unmöglich ist, ihre Werke so nebeneinander in einem Raum unterzubringen, daß sie sich nicht schaden. Wenn es erlaubt ist, aus der Alten Pinakothek zwei Bilder zum Vergleich heranzuziehen, so wird man sagen dürfen, daß das gewiß außerordentlich gute Bildnis des Oswolt Krell von Albrecht Dürer für die Allgemeinheit um alle Bedeutung und künstlerische Wirkung gebracht würde, wenn man es neben das ebenfalls außerordentlich gute Bildnis des früher sogenannten Aretino von Tizian hängen wollte. Damit würde ferner nicht nur Dürer ein großes bitteres Unrecht geschehen, sondern es würde gerade das nicht erreicht werden, was Hildebrand verlangt, daß die Museen künstlerischen Genuß gewähren, den Zusammenhang zwischen den Großen aufzeigen und die Gegensätze nicht zum Worte kommen lassen. Das Beispiel mag vielleicht kraß gewählt sein, aber es ist doch nur auf gut Glück aus den Beständen unserer Sammlung genommen. Man mache nur einmal den Versuch und gebe zwei ausgesprochen charakteristische und gute Porträts von Rubens und Rembrandt nebeneinander, die sich doch beide schließlich viel näher stehen als Dürer und Tizian, man stelle Rubens Münchener Bildnis der jungen Helene Fourment mit dem Pelzhandschuh neben Rembrandts Porträt der Saskia mit dem roten Hut in der Kasseler Galerie und man wird sofort spüren, daß sich die zwei Bilder durchaus nicht miteinander vertragen. Hildebrand sagt, daß uns ja auch in einem einzigen Konzert moderne Musik neben der von Bach und Beethoven vorgesetzt wird. Das ist kein glücklicher Vergleich oder zum mindesten ist der Ausdruck unglücklich. Wir hören nicht die Musik von Richard Strauß neben der von Bach, sondern vor oder nach der von Bach und obendrein von ihr durch die Pause und das schreckliche Beifallsklatschen getrennt. Im selben Moment, wo wir sie — nach dem Muster der Jahrmarktmusik — wirklich nebeneinander hören würden, würde aller Genuß unmöglich sein. Die Ohren sind fein genug gebildet, um eine derartige Zumutung einfach abzulehnen. Die Augen aber der meisten jetzigen Menschen sind noch nicht so fein gebildet, um eine gleichwertige Störung übel zu vermerken; aber wenn auch noch sehr viele Leute gegen solche Beleidigungen des Auges unempfindlich sind, so ist es doch wahr, daß sehr viele sich bereits aus rein künstlerischen und ästhetischen Gründen — nicht etwa aus kunsthistorischem Vorurteil — dagegen sträuben und zweitens ist es wahr, daß unsere Museen pädagogische Aufgaben haben. Sie sollen die Seele durch die Sinne ernähren, aber sie sollen die Sinne nicht stumpf machen. Es wird sich Dürers Porträt des Oswolt Krell in dem allgemeinen Akkord der deutschen Maler jener Zeit entschieden besser machen, selbst wenn die übrigen Werke wesentlich geringeren Wert besitzen, als in der Nachbarschaft der schönsten Tizian und Velasquez. Die Stimmungseinheit eines Saales muß unter allen Umständen gewahrt werden und daher — nicht der historischen Belehrung wegen — ist die Forderung nach strenger Aufrechterhaltung der Ordnung nach Schulen und Zeiten ein Erfordernis für jede ästhetisch gute Aufstellung von Kunstwerken. Daher kommt es endlich, daß die Tribuna in Florenz und der Salon carré in Paris so unkünstlerisch wirken und daß man sie heute aufzulösen beginnt. Sie haben sich nicht bewährt.

Wenn ich nun Hildebrand richtig verstehe, so kommt es ihm doch weniger darauf an, daß wir in der Alten Pinakothek eine Tribuna einrichten, als darauf, daß ein Saal geschaffen wird, wo man abwechselnde Ausstellungen veranstalten kann. Diese Forderung hat etwas so Ueberraschendes an sich, daß sie,

obschon sie sehr modern ist und auch schon in den Museumsartikeln der Münchener Neuesten Nachrichten gestellt wurde, vielen nicht einleuchten wird.

Ich muß sogar bekennen, daß, als ich sie seinerzeit in den M. N. N. las, ich sie für einen rein utopischen Wunsch hielt, der bei den Raumverhältnissen der Alten Pinakothek kaum jemals zu erfüllen sein wird. Aber auf einigen kleineren Studienreisen wurde ich in diesem Sommer doch bekehrt und ich weiß Hildebrand großen Dank dafür, daß er dem Gedanken des Anonymus der M. N. N. seine Unterstützung leiht. Allerdings ist bei den Raumverhältnissen der Pinakothek zur Zeit ein solcher Saal nicht zu schaffen.

Unsere Museen müssen in der Tat mehr als bis jetzt geschehen ist, für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden. Das geschieht aber nicht durch die unbegrenzte Oeffnung der Sammlungen, die man sogar an den Abendstunden dem Publikum zur Verfügung stellen wollte. Schon aus Gründen der Konservierung der Kunstwerke empfiehlt es sich nicht, den Stundenkreis noch mehr zu erweitern. Der unendliche Staub, der täglich an die Bilder hingewirbelt und dann immer wieder von ihnen abgewischt wird, schleift sie in sehr bedrohlicher Weise ab. Dagegen kann man schließlich durch Verglasung helfen; aber diese stört beim Betrachten so abscheulich, daß die verglasten Bilder dem Genuß und Studium entzogen sind. Dazu kommt noch, daß es auch sehr unsicher ist, ob die Verglasung nicht die Bilder dadurch schädigt, daß sie sie allzusehr von dem Verkehr mit der Luft abschließt. Wenn sich also eine Vermehrung der Besuchsstunden im Interesse der guten Erhaltung der Bilder kaum empfiehlt, so wären die Museen doch nach Hildebrands Vorschlag leicht besser für die Kultur auszunützen, wenn man sie durch wechselnde Ausstellungen immer wieder in ein neues Licht rücken würde.

Wirklich ließen sich selbst in einer so wenig mehr zu Vergrößerung bestimmten Galerie wie die Alte Pinakothek ist, jedes Jahr mehrere Ausstellungen arrangieren, die den Vorzug hätten, zu gleicher Zeit zu erfreuen, zu beleben und das Interesse der eingeborenen Münchener auf die Sammlung zu lenken. Gerade das am Schluß erwähnte Moment ist von sehr großer Bedeutung. Der Witz des Simplicissimus über den sterbenden Münchener, der gelobt, auch einmal in die Pinakothek zu gehen, wenn er am Leben bleibt, ist leider sehr berechtigt. Es ist unglaublich, wie selten man in den Räumen der Galerie einmal einen sogenannten guten Bekannten trifft. Dieses Vergnügen habe ich wenigstens alle Jahre höchstens zwei-, dreimal, wenn ich diejenigen ausnehme, die durch den Beruf dahingeführt werden.

Was in den Ausstellungen gezeigt werden könnte, ist sehr vielgestaltig. Hildebrand spricht zunächst von Versuchen, alte und neue Kunst gelegentlich nebeneinander zu stellen. Das hat sicherlich großen Wert und ein bedeutendes Interesse nicht nur für den Künstler, sondern auch für die Laien. Aber man könnte die Aufgaben viel reicher gestalten. Es wäre leicht, eine Ausstellung von Porträts der verschiedenen Jahrhunderte zu machen, eine Entwickelung der Akt-, Tier- und der Landschaftsmalerei zu geben; man könnte in ausgewählten Stücken die Geschichte der Zeichnung, des Kolorits, der Komposition veranschaulichen und gerade an sogenannten ausgefallenen Beispielen, z. B. in der Vorführung von besonderen Einzelheiten, wie in den einzelnen Jahrhunderten ein bestimmtes Tier, sagen wir mal die Eidechse gezeichnet und gemalt wurde, äußerst interessante Veranstaltungen machen. Auch hier möchte ich ausdrücklich betonen, daß sich all das durchführen ließe, ohne daß man die Wissenschaftlichkeit als solche betont oder in den Vordergrund treten läßt. Es wird ja zur richtigen Vorbereitung gerade hier der Kunsthistoriker allein der geeignete

Mann sein, wenn auch bei den rein dekorativen Fragen des Arrangements die Mithilfe der Künstler nicht ausgeschlossen werden braucht. Aber in der Hauptsache sind die bis jetzt erwähnten Themen alle nur gedacht als Illustration von speziell künstlerischen Tatsachen und Fragen.

Sowie man aber der Kunstwissenschaft als solcher das Recht gibt, auch von der Gelegenheit derartiger Ausstellungen Nutzen zu ziehen, dann wird der Nutzen der von Hildebrand geforderten Einrichtung noch besonders klar. Wie oft werden uns in die Pinakothek berühmte, auf dem Lande verborgene Altäre zur Restauration gebracht; es sei nur an den Sterzinger Altar von Multscher, an den Tiefenbronner von Lucas Moser oder auch an den Feuchtwangener Altar von Wolgemut erinnert, der allerdings in Augsburg restauriert und dort ausgestellt wurde. Diese Werke werden alle jedem Besucher, der weiß, daß sie gerade in München sind, mit großer Liberalität zur Verfügung gestellt, aber wie wenige wissen davon, und wie groß ist die Arbeitsverhinderung des Restaurators, der immer wieder den Cicerone machen muß: das heißt mit viel Plage wird wenig Nutzen geleistet. Werden aber diese Werke mit solchen, die ihnen stilistisch verwandt sind, in einem Saal ausgestellt, würde gar die Photographie zu Hilfe genommen, dann wäre jede solche Restaurierung eine ausgezeichnete Gelegenheit, auf weitere Kreise zu wirken und zu gleicher Zeit die wissenschaftliche Bearbeitung unserer Sammlungen zu fördern. So ist die Wolgemutfrage noch immer höchst schwierig; sie ist auch sehr brennend. Welch ein Nutzen wäre es nun gewesen, wenn der urkundlich gesicherte Feuchtwangener Altar nicht nur in Augsburg, sondern auch in München ausgestellt und neben unsere reiche Sammlung altnürnberger Gemälde gekommen wäre.

So muß ich auch hier wieder sagen, daß die Ausführung des Gedankens, den Hildebrand zunächst wohl nur aus rein künstlerischen Erwägungen unterstützt, auch der Kunstgeschichte sehr erwünscht kommen würde, und das ist schließlich immer der Fall, wenn sich die beiden Parteien, die sich nur in einem künstlich aufrecht gehaltenen Gegensatz zu einander befinden, ihre Aufgabe ohne Rücksicht auf Fragen der Macht und des Gelderwerbs ganz unbefangen lösen wollen.

München. Karl Voll.

Theater und Musik.

Das Theater in Berlin.

Man braucht in Berlin nicht alt zu werden, um Entwicklungen zu erleben, zu denen man in anderen Großstädten vielleicht Jahrhunderte gebraucht hat. Als ich klein war, ging man ins Schauspielhaus, wenn man sich bilden, und ins Wallnertheater, wenn man sich amüsieren wollte, und unsere Väter waren damit sehr glücklich. So einfach können wir uns das Leben nicht mehr machen. Der Theaterbetrieb beginnt sich ungeheuerlich auszuwachsen, und es vergeht selten ein Monat, daß wir nicht durch die Kunde von irgend einem neuen Unternehmen aufgeregt werden, wofern uns diese Aufregungen nicht bis zu einer Gleichgültigkeit abstumpfen, die auch einmal einem ernsten und legitimen künstlerischen Interesse gefährlich werden könnte. Es wäre dann zu fürchten, daß die besseren Menschen, die sich vor der Aera Brahm und Reinhardt selten ins Theater wagten, dem ganzen Spektakel wieder den Rücken kehren, und daß die nicht zu unterschätzende Wirksamkeit ihrer ästhetischen Kontrolle verloren geht. Vor allem müßte sich die Presse anders verhalten, gleichgültig abfertigend gegen den Wust von Sensatiönchen, Geschäftchen und Reklamchen, damit sich, mit vermehrtem Respekt behandelt, die wenigen Ereignisse herausheben können, die mit der Kunst noch irgend welche Beziehungen unterhalten. Daß man übrigens auch ohne Inanspruchnahme der Kritik, im Stande der Nichtbeachtung und Nichtachtung ein recht bequemes Leben führen kann, hat das Glück von Herrn Ferdinand Bonn bewiesen, von dem man allerdings nicht weiß, ob man ihn für alle seine direktorialen Taten verantwortlich machen darf. Ich weiß nicht, ob der erfolgreiche Bearbeiter des Sherlock Holmes die Kritik boykottiert hat, oder ob er von ihr boykottiert worden ist, jedenfalls findet zwischen den beiden Parteien kein Verkehr mehr statt: das einzig schickliche Verhältnis gegenüber einem so niedrigen und brutal dummen Unternehmen, zu dem das auch früher nicht hochstehende Berliner Theater in einem Jahre herabgesunken ist. Es ist Herrn Bonn gelungen, mit mehreren hundert Vorstellungen seiner Detektivpossen eine breite Schicht des Publikums zu amerikanisieren, und man kennt den Ausspruch des Kaisers, daß er nur noch „Amerikaner" brauchen könnte. Der fast ausgehungerte Direktor, dessen Eingang man sehnsüchtig erwartete, ist durch den kaiserlichen Besuch wieder fett geworden, er hat entgegen dem Sprichwort höchst erfolgreich für den roi de Prusse gearbeitet. Und so hat auch die Sonne kaiserlicher Gunst die finsteren Schatten vertrieben, die sich auf das Neue Theater des Landwehrleutnants Schmieden legen wollten, hat aus dem berechtigten Mißerfolg der „Condottieri" eine Attraktion für die loyalen Leute gemacht, die nicht alle werden. Es gibt heute kaum noch einen Menschen, der so gering von sich denkt, um sich nicht für einen geborenen Direktor oder Regisseur zu halten. Herr Schmieden hat sein Theater mit einem Molière-Abend eröffnet, den jede Dilettantenvereinigung „Urania" oder „Friedrich von Schiller" besser machen würde, er hat unmögliche Stücke bezogen von einem Nachahmer Sudermanns,

der das Geschäft noch gar nicht versteht, von dem merkwürdigen Herrn Georg Engel, der augenblicklich für die Branche Heimatskunst reist, und mit einigen Invaliden und hoffnungslosen Rekruten der Schauspielkunst glaubt nun der Landwehrleutnant ein Theater zu führen. Andere Direktoren drohen aus der Ferne, sie gehen in der Presse um mit Reklamenotizen, sie begegnen uns leibhaftig bei den Premieren. Als alter Theaterbesucher kenne ich da ungefähr alle Physiognomien. Wenn mir eine unbekannte Erscheinung durch besondere Eleganz, feierlichen Schwung des Gehrocks auffällt, durch eine zusammengehaltene Würde, die sich noch nicht zu vollem Glanze entfalten will, wenn diese unbekannte Erscheinung sich von der respektvollen Aufmerksamkeit der Dienstfertigen und Händedrücker umworben zeigt, so kann man auf einen Mann schließen, der mit der Behörde um die Konzession ringt, der schon der Polizei das Zeugnis seiner Unbescholtenheit stolz vorgewiesen hat. Ueber diese neuen Unternehmen, die „Künstlerische“, „Intime“, „Aesthetische“ und sonstige Theater versprochen haben, laufen immer nur zwei Arten von Urteil herum. Entweder: er hat das Geld selbst; oder: er hat es so gut wie sicher. Der Theaterkritiker sagt dazu wie der alte Ekdal: ich fürchte mich nicht. Nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit können so viel neue Bühnen überhaupt nicht leben, und er tröstet sich mit schauerlich apokalyptischen Vorstellungen von Pest, Hungersnot und großem Sterben.

Größeren Respekt flößt mir das „Neue Schauspielhaus“ am Nollendorfplatz ein, zu einem riesigen Industriegebäude gehörig, in dem außer Theater auch Musik, Bier und Wein verschenkt wird. Ob die Direktion Halm, die im Berliner Theater den Uebergang von Lindau zu Bonn vermittelte, nun floriert oder nicht, von irgend jemand wird in dieser festen Burg immer Komödie gespielt werden. Darauf hat man sich einzurichten. Ein Mann, der sich aufs Geschäft versteht, hat es mir vorgerechnet: so viel Millionen kostet das Haus, so viel Hunderttausende bringen allein Musiksaal und Garderobe, Wein- und Bierrestaurant. Auch wenn das Theater gar nicht geht, verzinst sich das Kapital immer noch, und angesichts der glänzenden Lage an einem Bahnhof der Hochbahn, mitten in einem Spinngewebe von elektrischen Bahnen, wird sich für jeden Direktor, den man hinauswirft, ein Dutzend anderer bereit finden, die ihr Geld oder ihre Talente da hineinwerfen. Die größte Baufirma Berlins hat uns mit diesem Palast beschenkt, der die neue Gründerperiode in unserem Theaterleben einleitet. Die überladene Fassade ist im ganzen nicht so schlecht wie andere Produkte derselben Firma, die ihre Architekten zu verschweigen beliebt und sie zu namenlosen Kommis herunterdrückt. Dagegen strotzt die innere Ausschmückung von einem barbarischen Ungeschmack, an dem alle modernen Bestrebungen, die auf einfache Sachlichkeit dringen, in weiter Ferne vorüber gegangen sind. Besser als die Architekten wurden die Herren von der Feder behandelt. Bei der Weihe des Hauses gab man den Journalisten zu essen und zu trinken, wobei ich bemerken möchte, daß die wirklichen Kritiker im allgemeinen vorziehen, ihr Abendbrot wo anders selbst zu zahlen, und daß auch die anderen, wenn es dazu kommt, sich selten so dankbar zeigen, wie ihr Appetit den splendiden Spekulanten vermuten ließ. Die Baufirma schien dem Direktor, dem sie das Theater verpachtet hat, eine Marschroute gegeben zu haben: Sie werden mit einem großen Erfolg beginnen, Sie wissen, was das Publikum will. Da ist der Reinhardt, der die schönen Dekorationen macht. Das machen Sie alles noch schöner, großartiger, erstklassiger, mit Musik, Ballet und so mit dem ganzen Zimmet und Klimbim. Kosten spielen vorläufig keine Rolle. — Man machte

also Shakespeares „Sturm" zu einer Feerie, zu einer Ausstattungsorgie ungefähr im Stil der Reise um die Welt in achtzig Tagen. Das Schiff wiegte sich im Sturm wie eine russische Schaukel, die Wolken rannten den Horizont entlang, das Meer spie triefende Ungeheuer aus, aus dem Zauberwalde krabbelten so viel Elfen, wie selbst der „Sommernachtstraum" nicht auf die Tanzbeinchen gebracht hatte. Und somit war schon nach wenigen Vorstellungen die Bühne stärker belebt als der Zuschauerraum. Shakespeare hatte sich nicht bewährt, die Firma wandte sich also an einen modernen Dichter, für den Max Dreyer angesehen wurde, ungefähr mit folgender Ordre: Ihre großen Erfolge auf den verschiedensten Gebieten der dramatischen Branche geben uns Veranlassung, uns mit einer größeren Bestellung vertrauensvoll an Ihre gesch. Firma zu wenden. Die in den letzten Saisons von der Konkurrenz auf den Markt gebrachten Produkte lassen uns vermuten, daß zur Zeit am hiesigen Platz eine hervorragende Konjunktur besteht für Ausstattungsstücke, für Versdramen, für Pariser Schwänke. Liefern Sie gefl. per November ein abendfüllendes Stück, das alle die genannten Genres zugleich enthält. — So ungefähr kann es sich zugetragen haben, es sei denn, daß Max Dreyer in richtiger Erkenntnis der augenblicklich herrschenden Nachfrage die Offerte selbst gemacht hat. Jedenfalls schrieb er ein unanständiges Stück im Renaissancekostüm und in Versen, die die Hindernisse einer fürstlichen Hochzeitsnacht im 17. Jahrhundert bis zum „Endlich allein" mit liebevoller Sachlichkeit erzählen. In der Frivolität ging er so weit, daß der Bürger gekitzelt wiehern konnte, und wieder nicht so weit, daß offenbare Anstößigkeit das Erscheinen des Hofes, auf das jetzt jeder Direktor rechnet, ausschließen mußte. Er kam aber nicht und so bestellte man Philippis „Helfer", den trotz oder wegen seiner Provinzerfolge noch kein Berliner Theater anzubieten gewagt hatte.

Wir eilen zu den beiden großen Ringkämpfern Reinhardt und Brahm; es liegt noch keiner unten. Reinhardt begann mit dem „Wintermärchen" und erstritt sich wieder einen Regieerfolg. Anerkennen muß man sein Streben nach Vereinfachung, das sich nicht mehr um eine restlose Herstellung augenfälliger Illusion bemüht, sondern um einen symbolistisch wirksamen Stil, der die Phantasie in Tätigkeit bringt. Zwischen zwei Ecktürmen spannten sich Vorhänge, die wenigstens den Szenen im Palast einen allein aus der Farbe Stimmung erwirkenden Hintergrund gaben. Man bemühte sich nicht mehr, in die Architektur die Schwere des echten Materials hineinzutäuschen, sondern man begnügte sich mit Flächen, die mit einem leichten und improvisierten Charakter ungefähr wie Bilder der Erinnerung oder des Traumes auftraten. Allerdings wurde die Natur nicht mit derselben Entschiedenheit wie die Architektur behandelt. Wenn ich statt eines Palastes ein Bild hinstelle, das durch suggestiven Reiz die märchenhaft primitive Vorstellung eines solchen erzwingt, darf ich nicht die Natur in ihrer realen Ausdehnung und in ihrem plastischen Wuchs so genau nachahmen, daß ich in den Naturalismus zurückfalle, den ich auf der anderen Seite eben verleugnet habe. Jedenfalls hat Shakespeare immer die Mühen vergolten, die Reinhardt ihm gewidmet hat. Weniger zuverlässig erwiesen sich seine modernen Autoren im Deutschen Theater. Wenn Leo Greiner, eigentlich Lyriker von Geburt, später etwas Klareres, Zweckmäßigeres, Kräftigeres schreibt als den „Liebeskönig", will ich auch in dieser schwankenden Versflut, die sich nie zur Gestaltung ballt, schon Talent erkennen. Jedenfalls gehört er zu den Kandidaten, und man wird ihn am gerechtesten behandeln, wenn man sich seinen Namen merkt und sein Stück vergißt. Da-

gegen Hermann Bahr, der Patriarch aller deutschen und österreichischen Snobs. Nicht gedacht soll seiner werden! Dieses „Ringelspiel“ war ein ekles Ragout aus allen möglichen Abfällen der internationalen Küche von Sardou bis Donnay, von Ibsen bis Shaw, von Schnitzler bis Hofmannsthal oder auch Blumenthal. Bahr macht sogar Sudermann ehrlich und den grüblerischen Oscar vertrauenswürdig. Wer sich nicht schämen kann, soll sich wenigstens genieren. Dieser eine Fehltritt, für den man Brahm geköpft hätte, dürfte Reinhardts Deutsches Theater ein beträchtliches Stück von seiner Respektabilität gekostet haben. Man wandelt nicht ungestraft in Badehöschen, auch nicht, wenn der Lido unter Gitarrenbegleitung im Hintergrund blaut, und der neue Regisseur Hermann Bahr scheint wirklich nicht so viel wert zu sein, daß man sich diese Bettlermahlzeit im Sack davongetragener Ueberreste servieren lassen mußte. Wenn Reinhardt auch zur Genugtuung der besseren Menschen, für die er doch immer etwas tut, die „Kammerspiele“ begründet hat, er sollte sich hüten, eine Bühne von großer Vergangenheit mit dem verpflichtenden Namen des „Deutschen Theaters“ mit verringerter Achtung zu behandeln.

— Aber das neue Haus wird da sein und als künstlerisches, stimmungsvolles Interieur so stilisiert, daß die Aufführung ganz banaler Schmarren in solchem Rahmen sich von vornherein verbietet. Es soll sich durch seinen Charakter von anderen Theatern unterscheiden, und das scheint mir das Wesentliche; denn — man halte mich für einen Idioten oder für einen Vielfraß — wir haben nicht genug Theater. D. h. wir haben eigentlich zu viel, aber wir haben nicht genug Arten von Theatern, und es wird Zeit, daß sie sich differenzieren. Daß man für Kammermusik einen kleineren Saal braucht als für Symphoniekonzerte, wissen wir längst; daß man aber nicht jedes Stück in dem Normalraum für anderthalb Tausend Personen geben kann, werden wir noch einsehen müssen. Es gibt Dramatiker, die auch mit leisem Organ geistreich und liebenswürdig sein können. So vieles, selbst an einem kernhaften Dramatiker wie Ibsen, kommt immer vergröbert heraus, weil die Schauspieler laut sprechen, wo sie nur flüstern sollten. Wir gehen heute in ein Theater wie in das andere, wir erwarten bessere oder schlechtere Stücke, stärkere oder schwächere Schauspieler zu sehen, aber wir machen nur Unterschiede des Grades und nicht der Art. Und wir geben keine Gelegenheit zu intimer Kleinkunst. Man gründe ein zierliches Miniaturtheater, nur eins, wie es in Paris ein Dutzend gibt, und wir wollen sehen, ob es nicht einige Leute von Geist gibt, die uns mit einer Plauderei, einer Satire, einer Caprice zu unterhalten imstande sind. Diese kleinen Bühnen sind in Paris Vorschulen für junge Dramatiker, die gehen und stehen lernen, während sie bei uns, ohne bühnentechnische Erfahrung, gleich mit einem Vierakter zu siegen oder zu fallen gezwungen sind. Es scheint mir also gut, wenn in einer großen Stadt die Bühnen sich nach Umfang, Aussehen, Art und Zweck differenzieren, individualisieren. Mehr als sie durch ihren Charakter ausschließen, werden sie durch anregende Eigentümlichkeit erwecken. Die Gelegenheit macht auch Künstler. —

So ungefähr schrieb ich vor sieben Jahren, als der mittlerweile zum behaglichen Inhaber eines Lustspielhäuschens avancierte Herr Zickel seine Sezessionsbühne eröffnen wollte. Meine jugendlichen Illusionen von damals sind nun durch Reinhardt mehr als erfüllt worden. Er hat das reizendste Theater gebaut, das die Welt gesehen hat, er hat einen ruhigeren, vornehmeren, behaglicheren, zweckmäßigeren Raum geschaffen, als je fürstlicher Wille und Geschmack erstehen ließ. Aber die Illusionen über die jungen

Dramatiker, die nun im kleinen Reiche das Herrschen lernen sollen, sind mir unterdessen abhanden gekommen. Unsere Bühnenschriftsteller wollen das Handwerk nicht lernen, sie begnügen sich mit Genie, sie haben keine Fähigkeit und Neigung zum kleinen, versuchenden Genre; sie ziehen es vor, groß anzufangen und klein zu enden. Für die Produktion hoffe ich also von dieser Bühne nichts und auch kaum für die Erziehung des Berliner Publikums, das dort Hören und Sehen lernen könnte. Die Schauspieler würden profitieren, wenn man sie der Kontrolle aussetzte, die der kleine schon von einem Flüstern erfüllte Raum zuläßt. Reinhardt begann mit den „Gespenstern", und wir mußten ihm zugeben, daß diese Tragödie, wenn Brahm sie auch besser besetzen konnte, mit ihren leisesten Winken, mit ihren zurückhaltendsten Andeutungen uns nicht nur räumlich, sondern auch seelisch noch nie so nahe gekommen war. Man machte etwas viel Stimmung durch übermäßige Dehnung des stummen Spiels, aber dafür ging auch kein Augenzwinkern verloren, und die Atmosphäre des Alvingschen Hauses drang fast sinnlich wahrnehmbar in die letzte Ecke des Saales. Die zweite Tat geschah für Wedekinds Kindertragödie „Frühlings Erwachen". Dieses inkalkulable Werk, wie der alte Goethe sagen würde, fand sich wohl eingebettet in die Dezenz eines Raumes, der viel eher eine zusammengehörige Gesellschaft, als eine Menge zu empfangen scheint. Ich gehöre nicht zu der Wedekind-Gemeinde, die jedesmal brünstig girrt, wenn der Satanspriester die schwarze Messe zelebriert. Aber dieses sein Erstlingsstück hat eine Seele, geboren aus des Frühlings trauriger Lust, und Frühlings Erwachen ist das Leitmotiv, das über eine fast zufällige Folge von Miniaturtragödien, Schulburlesken, Backfischgeplauder, von Interieur- und Waldstimmungen gebietet. Ausgezeichnet vertrug sich die Aufführung mit dem Stück im Verhältnis zu der kleinen, nahen Bühne, die man nicht vollpacken darf. Man sollte eine große Bühne auch nicht anders behandeln. Durch primitiv gemalte Frühlingsstimmungen, die ganz in der Fläche der Prospekte blieben, nahm die Regie allen Bildern und Vorgängen die schwere Brutalität der Wirklichkeit. Die Dekoration wollte farbig, nicht körperlich sein, und Hauptakteur blieb immer der Frühling. Hinterher spielte man einen anspruchsvollen, langweiligen Shaw, gegen den man sich überhaupt eine wählende Vorsicht angewöhnen sollte. Der Meister der „Candida" ist ja deutlich sein eigener, selbstverliebter Hörer geworden, und die Geschichten die er sich erzählt, scheinen nicht immer so amüsant, daß auch andere einen ganzen Abend ihre Ohren spitzen. Das Kleine Theater, das Herr Barnowski als Nachfolger Reinhardts mit mehr Würde als Anmut lenkt, lebt fast nur von Shaw, daneben von Wilde, wenn es nicht einmal den Verfall oder die Ueberschätzung des Dramatikers Gorki demonstriert. Diese englisch-russische Verbrüderung hat Deutschland isoliert, aber woher die Stücke nehmen, solange eine anerkennenswerte literarische Ambition den Busgang zu unseren Schwanklieferanten verbietet?

Brahm geht still seinen Weg, wenn es einer ist. Sein Theater beunruhigt uns nicht, höchstens durch die Verluste an Künstlern, die ihm drohen, aber wenn auch einige Spitzen abbröckeln sollten, seine Bühne ist durch die redliche Arbeit vieler Jahre zu fest fundamentiert, um dadurch ins Wanken zu kommen. Die Lücken, die Tod und Desertion in sein Ensemble gerissen haben, sind im allgemeinen nur mäßig ersetzt worden, dafür genießt er die Früchte früheren Strebens, da die Leute sich jetzt in die Ibsen-Vorstellungen drängen, die sie damals viel vollkommener, inniger, geklärter nicht haben wollten. Nach „Rosmersholm" wurde auch „Hedda Gabler" ein Erfolg. Frau Irene Triesch ist jetzt die Künstlerin für alle dämonischen Naturen von

der Rebekka bis zur Irene. Sie hat Intelligenz und Temperament, sie führt den Blitz auf der Zunge, aber ihre Rasse treibt fast alle Frauengestalten Ibsens um einige Breitengrade nach Süden. Vielleicht sind sie dadurch dem Publikum näher gekommen. Die große Lehmann, die angeblich zu Reinhardt übergeht, und der erdentsprossene Rittner, der die Gaukelei ganz aufgeben will, um den väterlichen Acker zu pflügen und daneben wohl Dramen zu schreiben, stehen ziemlich unbeschäftigt bei Seite; denn von dem wieder erschienenen Fuhrmann Henschel, höchst denkwürdig durch dieses Künstlerpaar von elementarer Naturgewalt, wollten die Leute nicht viel wissen. Und bei Sudermann und Fulda finden diese beiden Kraftmenschen keine Erde. Anders Bassermann, der Vielseitige, unermüdlich Wandelbare, der viel mehr Theaterblut hat, der, wo er nicht wurzeln kann, noch zu balancieren weiß, der als der wahre Schauspieler in jede Rolle schlüpft, und in das schlechteste Kleid einen wahren Menschen steckt, eine phantasievolle, zeugende Intelligenz. Der bevorstehende Ibsen-Zyklus wird ihm angemessene Aufgaben bringen. Die Mache von Sudermanns „Blumenboot" ist in diesen Blättern schon durch Ihren Hofmiller kurzweilig aufgedeckt worden. Ludwig Fulda kann ich wegen seines „Heimlichen Königs" nicht böse sein. Seine Satire wirft nichts um, aber seine Erfindung ist lustig, und wenn man einen überflüssigen, verlegenen Schlußakt fortdenkt, er hat saubere Arbeit geliefert. Mit der Jugend hat Brahm diesmal wieder kein Glück gehabt; durch eine plötzliche Mißstimmung des Publikums, das sich durch eine der platten Realität allzu angeglichene Begräbnisszene verletzt fühlte, wurde Herbert Eulenbergs „Ritter Blaubart" nach anfänglich freundlicher Begrüßung hinweggerafft. Boshafte Leute behaupten, daß Brahm seinem Publikum absichtlich einen jungen Dichter zum Fressen ausgeliefert habe, um es zu überzeugen, daß die dramatischen „Neutöner" nicht schmecken. Solche Perfidie ist Brahm natürlich nicht zuzutrauen, und ich sage mit Multatuli: Dieser Mann ist zäh. Eulenberg ist nun durch einen Durchfall vorgestellt, er wird mit ihm wiederkommen und vielleicht Recht behalten. Vielleicht. Dieses Drama des Sadismus, das den blutigen Ehemann des alten Märchens psychopathologisch zerlegt, ohne ihn wieder zusammenzusetzen, hat mich von Eulenbergs Gestaltungskraft noch nicht überzeugt. Vorläufig vertrat er die Sache der neudeutsch-symbolistisch-romantischen Richtung als geschundener Märtyrer, aber daß er auch ihr Messias sein wird, muß ich bezweifeln. Jedenfalls ein ernster Mann, der von innen heraus dichtet.

Bleibt noch das Königliche Schauspielhaus, ein Institut, von dem man nichts sagen sollte, um seine geistige Anspruchslosigkeit nicht zu verletzen, um seine fast wieder naiv gewordene Senilität nicht zu erschrecken. Dem Kaiser, der es hält, hat das „Glashaus" des lustigen Oskar gefallen. Herr von Hülsen, der Intendant, hält sich für literarisch zurechnungsfähig, Herr Barnay, der Direktor, hält sich für einen Regisseur wie früher für einen Künstler, in dem Kunst und Natur eines war. Man muß seine Inszenierung des Hamlet gesehen haben: der königlich dänische Palast so einladend bis aufs Kleinste ausgestattet, als ob sich da die vergnügteste Komödie abspielen sollte. Fortinbras wurde als ganz überflüssig umgebracht, dagegen erschien der Geist des Vaters zu gleicher Zeit zweimal, ein feiner Regiescherz, der das Publikum vor einer kleinen Anstrengung der Phantasie behütete. Daß der Text zum großen Teil falsch verstanden wurde, will ich als liebenswürdige Eigenheit der Hofbühne von Blumenthal und Kadelburg hingehen lassen. Shakespeare kann es aushalten. Viel schlimmer ist die Verwirrung, in die solche unfähige Leitung einen Mann wie Matkowsky stürzt, den letzten Ueberlebenden aus dem Ge-

schlechte der Heroen. Hamletsche Gedankenblässe und Tatenarmut liegt in dieser dämonischen, höchst aktiven Natur nicht, die in ihrer Kraftfülle zu schmelzen scheint, wenn sie nicht explodieren darf. Man hätte ihm also sagen müssen, daß Hamlets Taten seine Gedanken sind, daß die Auffassung von einem Manne, der sich nur verstellt, der abwechselnd Wahnsinn und Vernunft redet, der immer bei Seite zu verstehen gibt, daß er eigentlich ein braver Junge sei, nur einem Sekundaner zukommt. Man hätte ihm sagen müssen, daß Hamlets Wahnsinn sehr vernünftig ist, weil seine Vernunft wahnsinnig wird, und man hätte ihm die falschen Betonungen, die unsinnigen Abgänge, die gönnerhaften Shakespeare-Verbesserungen erspart. Das Schauspielhaus führt schon längst nicht mehr, aber jetzt steht es so fern von allem Lebendigen, wahrhaft Volksmäßigen, wahrhaft Deutschen in der Kunst, wie die Siegesallee von einer wirklichen Renaissance fern steht.

Berlin. Arthur Eloesser.

Aus den Münchner Konzertsälen.

Auch heuer haben wir in München ein weiteres Anwachsen der vielberufenen „Konzertflut" zu verzeichnen. Ja, es scheint, als ob der Strom nicht bloß im Verhältnis der letztvergangenen Jahre angeschwollen, sondern daß unvermittelt ein ganz plötzliches Emporschnellen eingetreten sei. Jedenfalls sind wir von Berliner Verhältnissen nicht mehr allzuweit entfernt und relativ, in Rücksicht auf die Einwohnerzahl genommen, können wir uns sogar rühmen, der Reichshauptstadt „über" zu sein. Man hat sich daran gewöhnt, diese Entwicklung zu beklagen, man jammert, wohin das noch führen solle, und zeigt sich mehr oder minder ernstlich beflissen, auf Mittel und Wege der Abhilfe zu sinnen. Daß von all dem eine Wendung zum angeblich Besseren irgendwie zu erwarten wäre, wird niemand behaupten wollen. Aber ich glaube, daß das Klagen nicht nur zwecklos, sondern zu einem großen Teile auch unberechtigt ist. Denn, wer hat eigentlich, genau besehen, einen Schaden von der Konzerthochflut? Es leiden darunter die konzertierenden Künstler selbst, denen es immer schwerer gemacht wird, durchzudringen, ja nur sich Beachtung zu verschaffen, es leiden ferner die Zeitungen und ihre Referenten, insofern sie sich gezwungen sehen, mit der Berichterstattung dem ins Ungemessene anwachsenden Strome zu folgen, es leidet das Publikum, aber doch nur darum, weil es in erhöhtem Maße die Qual der Wahl zu erdulden hat und der Gefahr ausgesetzt ist, in der Ueberfülle des sich Darbietenden auch Interessantes, ja Bedeutendes zu übersehen. Fragen wir dagegen nach dem Einfluß, den die steigende Ausdehnung des Konzertbetriebs auf die durchschnittliche Qualität des öffentlichen Musizierens ausübt, so muß gesagt werden: wie jede Verschärfung der Konkurrenz hat auch auf dem Gebiete des Konzertwesens die „Ueberproduktion", alles in allem genommen, insofern wohltätig gewirkt, als sie das Durchschnittsniveau des Dargebotenen wesentlich gehoben hat, ja die andere, rein wirtschaftliche Folge erhöhten Angebotes, die Verbilligung der „Ware" macht sich in gewissen Erscheinungen

(man denke z. B. an Volks-Symphoniekonzerte und andere Veranstaltungen mit wohlfeilen Eintrittspreisen) schon geltend, wenn auch nicht in dem Maße, wie es der Fall sein müßte, wenn die Mehrzahl der Konzertveranstalter als geschäftliche Unternehmer im eigentlichen Sinne des Wortes angesehen werden könnten. Ich weiß nicht, ob es anderswo ebenso stark in die Erscheinung getreten ist. Aber in München haben sich innerhalb des letzten Jahrzehnts in demselben Maße, wie das Konzertleben extensiv immer mehr anwuchs, die Gelegenheiten, aus allen Gebieten der Tonkunst wirklich Hervorragendes im Konzertsaal zu hören, in einer Weise vermehrt, und der Kreis derer, denen dies zugute kommt, hat sich so sehr erweitert, daß man sich dieser Entwicklung offen und ehrlich freuen darf.

Eines muß man gewiß bedauern: neben dem Theater ist der Konzertsaal heute eigentlich der einzige Ort, wo künstlerisch ernst zu nehmende Musik gemacht wird, die Musik als vornehme Kunst hat sich aus dem Leben, aus dem Hause, ja fast auch schon aus der Kirche gänzlich zurückgezogen, und statt wie vordem das Dasein des einzelnen wie der Gemeinschaften, die Geselligkeit, den Kult in edelster Weise zu schmücken, ist sie in einem Maße „absolute" Kunst geworden, wie es im Interesse ihrer gesunden Fortentwicklung kaum erwünscht sein kann. Daß das Konzert (wie auf dem Gebiete der bildenden Kunst die analogen Institutionen des Museums und der Ausstellung) sich gewissermaßen ein musikalisches Monopol usurpiert hat, daß man gerade Konzerte besuchen muß, wenn man sich an edler Musik erfreuen will, ja daß es so etwas wie Konzerte überhaupt gibt, das mag man mit Recht beklagen. Aber wenn man sich mit dieser unglückseligen Form musikalischer Darbietung erst einmal soweit abgefunden hat, daß man von ihrer Unentbehrlichkeit — sowie die Dinge nun einmal liegen — überzeugt ist, hat man, glaube ich, keinen Grund, mit der riesigen Steigerung des Konzertbetriebs, wie ihn die letzten Jahre gebracht haben, eigentlich unzufrieden zu sein. Unser Musikleben ist, wie unser ganzes Leben, hastiger, rastloser und „ungemütlicher", ganz gewiß aber nicht ärmer geworden.

Der knappe Ueberblick über die erste Hälfte des Münchner Konzertwinters, den ich an dieser Stelle nur geben kann, muß sich darauf beschränken, das Markanteste und Bedeutsamste herauszuheben. Da fällt es denn zunächst auf — auch mit eine der erfreulichen Folgen der „Hochflut" —, daß die zeitgenössische Produktion auf den Programmen unserer Konzerte einen Raum einnimmt, wie man es noch vor wenigen Jahren kaum zu hoffen wagte. Und daß diese erhöhte Berücksichtigung der lebenden Komponisten unter allen Umständen einen Segen bedeutet, muß ein jeder billigerweise zugeben, wie er nun auch persönlich zur „modernen" Musik sich stellen möge. Kein Zweifel kann ja wohl darüber bleiben, daß in Sachen des Urteils über die Musik unserer Tage tatsächlich eine weitverbreitete „Konfusion" eingerissen ist, wenn auch nicht gerade in dem Sinne wie es Felix Draeseke in seinem vieldiskutierten Aufsatz in der „Neuen Musikzeitung" gemeint hat. Diese Konfusion zeigt sich namentlich in unglaublicher Urteilslosigkeit in bezug auf das Wesentliche, den Kern einer künstlerischen Erscheinung, einer Urteilslosigkeit, die besonders darum so gefährlich erscheint, weil sie bei den zum Urteilen Berufenen, den Kritikern, am bedenklichsten grassiert. Es gibt Dinge, über die man verschiedener Meinung sein kann und die darum mehr oder minder lange Zeit, wenn nicht immer kontrovers bleiben müssen. Daß zu ihnen Gustav Mahler als Komponist nicht gehört, darüber darf einer, der nur eine Ahnung von dem hat, worauf es bei der Beurteilung eines Kunstwerks vor allem an-

kommt, keinen Augenblick im Zweifel sein. Diesen virtuosen Techniker und strebsamen Eklektiker als Künstler, ich meine als schöpferische Potenz im höheren Sinne des Wortes ernst zu nehmen, das ist allerdings ein Symptom von „Konfusion". Und wenn man noch halbwegs begreifen konnte, wie das Publikum durch ein Werk wie die C-moll-Symphonie sich verblüffen und niederwerfen ließ, so steht man vor einer baren Unbegreiflichkeit, wenn etwa die „sechste", die wir hier zweimal — und zwar das erstemal unter der faszinierenden Leitung des Komponisten — zu hören Gelegenheit hatten, zum Gegenstand ernsthafter ästhetischer Diskussionen gemacht wird. Das ist ganz einfach das, was die Franzosen „niaiserie" nennen; „niaiserie allemande" würde Nietzsche sagen, — ein ganz gewöhnliches „Hereinfallen" und Sich-dumm-machen-lassen, wobei die vielerörterte Frage, ob Mahlers künstlerisches Wollen selbst als ein subjektiv ernst gemeintes anzusehen sei oder nicht, zunächst noch ganz aus dem Spiele bleiben kann. Objektiv betrachtet, ist das alles jedenfalls in demselben Sinne „Spaßmusik", wie Schopenhauer von Spaßphilosophie geredet hat.

Man hat Mahler häufig mit Anton Bruckner verglichen, ja den Wiener Hofoperndirektor wohl gar als die Vollendung und „Erfüllung" der fragmentarisch und unfertig gebliebenen Kunst Bruckners gepriesen. Wir haben die F-moll-Messe des großen österreichischen Meisters in einer sehr dankenswerten und in der Hauptsache auch wohlgelungenen Aufführung der Musikalischen Akademie unter Felix Mottl gehört. Beide Aufführungen, die der Mahlerschen Symphonie und die der Brucknerschen Messe, lagen zeitlich so nahe beieinander, daß man unwillkürlich an jene Zusammenstellung erinnert werden mußte. Nun, wer da nicht das ganz bestimmte Gefühl hatte, in dem einen Falle einer überströmenden Fülle, in dem andern einem absoluten Nichts gegenüberzustehen, der mag ein guter und braver Mensch sein, aber über Musik sollte er nicht mitreden. Diese Messe ist nicht für den Konzertsaal geschrieben. Sie gehört in die Kirche und kann nur an diesem Orte so wirken, wie sie eigentlich gemeint ist. Und doch, welch mächtigen Eindruck machte auch die Konzertaufführung. Wie überwältigend drängte sich einem die Empfindung auf, daß man einen ganz Echten und ganz Großen vor sich habe, daß es die Sprache des Genies sei, die man da vernehme.

Diesen Eindruck einer wahrhaft genialen Begabung macht mir unter den lebenden Komponisten einzig und allein Hans Pfitzner. Seine Musik zu Kleists „Käthchen von Heilbronn", die er in einem Akademiekonzert vorführte, hat mich in meiner Ueberzeugung von der abgesonderten Stellung, die er unter den Zeitgenossen einnimmt, von neuem bestärkt. Welchen Rang man dieser Musik innerhalb des Pfitznerschen Gesamtschaffens anweisen möge, ist zunächst von nebensächlicher Bedeutung. Und auch die Konstatierung faktischer Mängel (z. B. gewisser formaler Schwächen der Ouverture) könnte der Bedeutung dieser Musik keinen wesentlichen Abbruch tun. Denn nicht das negative Verdienst der Fehlerlosigkeit ist es, was die Werke des Genies auszeichnet, sondern das Vorhandensein solcher positiver Vorzüge, deren sich das bloße Talent niemals rühmen kann. Und diese Vorzüge höchster Eigenart besitzt Pfitzner wie kein andrer von denen, die neben ihm um die Palme der Unsterblichkeit ringen.

Verhältnismäßig wenig sind unsere Münchener Komponisten bis jetzt mit neuen Werken hervorgetreten. Max Regers Serenade in G-dur op. 95 wurde mit Spannung erwartet, erregte aber bei weitem nicht das Aufsehen seiner Sinfonietta. Begreiflicherweise: denn sie ist in allem und jedem das

gerade Gegenteil dieses wilden symphonischen Erstlings. Maßvoll und „zahm", angenehm und lieblich, aber ohne hervorstechende Originalität, klangvoll instrumentiert, aber ganz und gar ohne alles Aufregende, bietet sie kaum Gelegenheit, daß man sich allzu sehr dafür oder dagegen erhitze. Das Bedeutsamste an ihr scheint mir das zu sein, daß sie von neuem in sehr deutlicher Weise das Dilemma zeigt, aus dem Reger anscheinend nicht herauszukommen vermag, das Dilemma eines nur formal (das allerdings in ganz phänomenaler Weise) begabten Musikers, der den Anschein der Eigenart nur dadurch erwecken kann, daß er sich toll, barock und abstrus geberdet, sofort aber unoriginell wird, wenn er „vernünftig" sein will. Auch im Einfachen originell zu sein, — daran scheitert Reger geradeso wie (freilich in ganz anderer Weise) Richard Strauß, der, so angesehen, innerhalb desselben Typus den extremen Gegenpol zu Reger repräsentieren würde.

Von Max Schillings brachten die „Münchner" eine von erstaunlicher Frühreife zeugende, interessante Jugendarbeit, das 1887 komponierte Streichquartett in E-moll. Außerdem wäre noch das orchestrale Zwischenspiel: „Don Quijotes und Sancho Pansas Ritt durch die schwarzen Berge" aus der Tragikomödie „Don Quijote" von dem vielleicht nicht sehr tief, aber entschieden begabten Anton Beer-Wallbrunn zu nennen, das Gustav Drechsel in einem sonst gänzlich unergiebigen Novitätenabend vorführte. Ebensowenig vermochten die Novitäten (von K. Smulders und A. Diepenbrock) zu interessieren, mit denen der als Dirigent talentierte junge Holländer Jan Ingenboom uns bekannt machte. Während die Akademiekonzerte manches erfreuliche Aeltere — zu dem Beethovens „Schlacht bei Vittoria" allerdings nicht zu rechnen ist —, aber außer der Regerschen Serenade noch keine weitere Neuheiten brachten, hörte man bei Kaim unter dem als Interpreten „exotischer" und neuerer deutscher Musik sich wohl bewährenden Georg Schnéevoigt die (Gottlob!) selten gespielte Manfred-Symphonie von Tschaikowsky und einem symphonischen Prolog zu Spittelers „Olympischem Frühling" von dem jungen Schweizer Walter Courvoisier, der von tüchtigem Können Zeugnis ablegte, aber über die schöpferische Begabung des Komponisten kaum schon ein Urteil zuließ.

Von größeren Choraufführungen habe ich die der Brucknerschen Messe, zu der der Lehrergesangverein und Lehrinnensingchor den imposanten Chor stellte, schon genannt. Eine Aufführung J. S. Bachscher Kantaten unter Mottl (mit dem Porgesschen Chorverein und dem Orchester und Chor des Orchestervereins) wirkte trotz trefflicher Solisten alles in allem mehr durch das, was man hörte, als dadurch wie man es hörte. Temperament, Feuer und Begeisterung des Dirigenten sind schöne und gewiß unersetzliche Dinge. Aber sie allein tuns so wenig wie das Wasser bei der Taufe. Schließlich darf ein Abend des Chorschulvereins nicht unerwähnt bleiben, an dem der unermüdliche E. Wöhrle Werke von Palestrina in sehr würdiger Weise zu Gehör brachte.

Auf keinem anderen Gebiete ist es hier in München so deutlich zutage getreten, daß die quantitative Vermehrung der Konzertdarbietungen auch eine Verbesserung der Qualität des Dargebotenen zur Folge hat, wie auf dem der Kammermusik. Während wir hier (nach der Auflösung des Walterschen Quartetts) gar keine wirklich erstklassige Kammermusikvereinigung hatten, erfreuen wir uns jetzt nicht nur des rüstig und erfolgreich der Vollendung entgegenstrebenden Münchner Streichquartetts (Kilian, Knauer, Vollnhals, Kiefer), sondern auch immer häufigerer Gastspiele auswärtiger Vereinigungen, von

denen die „Böhmen“, die für den ausgeschiedenen Nedbal einen als künstlerische Persönlichkeit weniger stark hervortretenden, aber eben darum im Interesse der Erzielung eines möglichst gleichmäßigen Ensembles sehr glücklichen Ersatz gefunden haben, die in virtuosem Zusammenspiel wohl unerreichten „Brüsseler“ (Schörg und Genossen), sowie das bei nahezu gleichen technischen Vorzügen musikalisch höherstehende Pariser Streichquartett von Hayot besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Die „Deutsche Vereinigung für alte Musik“ (Dr. E. Bodenstein), die heuer auch Orchesterkonzerte (unter Leitung Stavenhagens) veranstalten will, ist bis jetzt nur mit einem Kammermusikabend hervorgetreten. Das Unternehmen ist gewiß verdienstlich, schon weil es etwas Besonderes bietet. Man kann da vieles historisch Interessante hören, manchmal auch etwas, was rein musikalisch fesselt. Die Ausführung ist lobenswert, nur darf man freilich nicht Darbietungen, wie etwa die der Pariser Société des instruments anciens zum Vergleich heranziehen, die in ihrer Art schlechthin Vollendetes leistet, was man von der „Deutschen Vereinigung“ zur Zeit noch nicht behaupten kann.

München. Rudolf Louis.

Politische Rundschau.

Die Reichstagsauflösung.

Die Reichsverfassung gibt dem Bundesrat „unter Zustimmung des Kaisers" das Recht, den Reichstag aufzulösen. Die Verfassung bindet dieses Recht an keinen besonderen Fall; aber es liegt auf der Hand, daß dieses Recht, wenn anders als bei wichtigen Fragen des gesamten Staatslebens angewendet, seine Wirkung verlieren würde. In Bismarcks Hand war die Auflösung des Reichstages eine gewaltige Waffe — zweimal, 1878 und 1887, hat er sich gefügige Mehrheiten damit verschafft. Auch zu Caprivis Zeiten hat das letzte Mittel noch seine Wirkung getan. Bismarcks Auflösungsparole: „Gegen die Reichsfeinde" ging wie ein Sturm durchs Land; Caprivis schwächerer Appell an das nationale Gewissen zugunsten einer neuen Militärvorlage fand immerhin noch ein starkes Echo. Im Grunde ist es heute noch dieselbe Lage wie damals: gegen die ehemaligen „Reichsfeinde" ist aufgelöst worden, und der Unterschied ist nur, daß der gesamte bürgerliche Liberalismus auf seiten der Regierung steht. Aber klar ist freilich die Sachlage nicht.

Der äußere Anlaß der Auflösung liegt klar: der Versuch des Zentrums, seinen Willen durchzudrücken, hat zu einer „Auflehnung" der Regierung gegen das Zentrum geführt. Daß es sich dabei um eine Kolonialfrage handelte, ist im Grunde nebensächlich. Im Kolonialamt war zufällig ein Mann eingezogen, der sich die Mitregierung frommer Zentrumsmänner nicht gefallen lassen wollte. Sicher aber ist, daß j e d e r preußische Minister und jeder Reichsstaatssekretär das gleiche schon längst hätte tun können und tun müssen, wenn auch nicht jeder vielleicht sein Amt so uneigennützig mit den schwarzen Freunden teilte wie Herr von Studt, der offenbar nur um seiner hervorragenden Opferwilligkeit willen an die Spitze des preußischen Kultusministeriums gestellt worden ist — denn andere Gründe würden schwer dafür anzugeben sein. Wollte Herr Studt von seinen Verwaltungserinnerungen dem Reichstag à la Dernburg etwas erzählen, so würde er in seiner Gewissenhaftigkeit weit mehr noch und weit Interessanteres berichten können, besonders wenn ihn Herr Althoff dabei unterstützte. Der „schäbige Börsenjobber"

Dernburg war merkwürdigerweise der einzige unter den Männern altpreußischer Tradition und Tapferkeit, der sein noch unbeflecktes Ministergewissen rein erhalten wollte. So kam es zum Konflikt — sicherlich nur zufällig —, auch wenn der Reichskanzler dem neuen Manne alle Vollmacht dazu gegeben hatte.

Bülow selber freilich will uns jetzt eines anderen belehren. In seinem Sylvesterbrief an — Herrn von Liebert erklärt er, daß er schon im Frühjahr die Absicht gehabt, sich gegen das Zentrum zu wenden, denn er habe in einigen Kolonialfragen gemerkt, daß das Zentrum doch nicht recht zuverlässig sei. Vorher habe er mit dem Zentrum „ohne Preisgabe staatlicher Hoheitsrechte" usw. eine Weile ganz gut regiert. Die Erklärung Bülows gewinnt ihre rechte Bedeutung (oder auch Bedeutungslosigkeit) durch das im weiteren entwickelte Programm. Wir würden uns nicht weiter wundern, wenn er um dieser neuen „Tat" willen den Herzogstitel erhielte. Bülow liebäugelt in seinem Schreiben unzweifelhaft mit dem Liberalismus — er will ihn stärker zur Regierung heranziehen (was in allen konservativen Kreisen des Nordostens eitel Freude erregen wird). Und er empfiehlt ihm ein Zusammengehen mit den Konservativen, damit eine Mehrheit von Fall zu Fall zustande komme. Er stellt dem Liberalismus das doppelte Ziel, gegen das Zentrum und gegen die Sozialdemokratie gemeinsam mit der Regierung zu kämpfen, und während er schreibt, wird unter seiner Feder die Sozialdemokratie der bei weitem schlimmere Feind und das Zentrum nur ein zeitweise in Ungehorsam verfallenes Kind, auf dessen Besserung man hoffen darf.

Man fragt sich: Was will der Kanzler eigentlich? Er löst den Reichstag auf, um die Vorherrschaft des Zentrums zu brechen, und die offiziöse Presse macht auch wirklich zögernd gegen den alten Freund mobil. Dann proklamiert Bülow die Sozialdemokratie als den schlimmeren Feind, empfiehlt dem Liberalismus Verständigung mit den Konservativen und stellt ihm größeren Einfluß in der Regierung in Aussicht. Im günstigsten Falle könnte man nur sagen, daß Bülow auf einen Augenblickserfolg hinarbeitet. Es ist möglich (obwohl wir's nicht recht glauben), daß Bülow eine schwache Mehrheit seines Sinnes im neuen Reichstag erhielte. Ist dadurch irgend etwas von der schweren Tatsache beseitigt, daß Zentrum und Sozialdemokratie die stärksten Parteien im Reiche sind, zum mindesten nach der Stimmenzahl? Jede bloße Kartellierung aller anderen Parteien gegen diese Mehrheit ist ein Versuch ohne dauernden Erfolg. Sollte nicht ein deutscher Staatsmann die Aufgabe haben, das Reich vor solcher Mehrheit dauernd sicher zu stellen? Der Weg zu diesem Ziele liegt genau da, wo der Kanzler geflissentlich ihn als nicht vorhanden erklärt. Wodurch sind Zentrum und Sozialdemokratie zu ihren

großen Stimmenzahlen gekommen? Das Zentrum ist gewachsen mit der konservativen Stimmung, die seit den 70er Jahren wieder über Deutschland gekommen ist. Es dankt sein Wachstum wohl auch dem Kulturkampf, aber stärker doch der Reaktion gegen den herrschenden Liberalismus. Das machte in katholischen Gegenden die Wähler wieder klerikaler, in protestantischen konservativer. Mit dieser konservativ-klerikalen Strömung der Zeit ist die Regierung gegangen, sie dadurch noch stärkend. Wenn Bülow im Frühjahr merkte, daß das Zentrum nicht recht zuverlässig sei, so hätte er doch weit früher merken können, daß er selber und sein kaiserlicher Herr in Schul- und Kirchenpolitik aus freier Wahl dieselben Wege wandlen wie das Zentrum. Auf der andern Seite hat diese reaktionäre Politik, gegen die sich der Liberalismus nicht im ganzen mit voller Kraft wehrte, die Reihen der Sozialdemokratie von Jahr zu Jahr verstärkt. Und dann sagt Bernhard Bülow, daß im Reiche von einer Reaktion keine Rede sei und daß man lediglich das zeitweilig ungehorsame Zentrum und die dauernd unheilbare Sozialdemokratie einmal ducken müsse. Schlimmer kann nicht verschleiert werden, um was es sich eigentlich handelt! Will Bülow einen stärkeren Liberalismus, so muß er ihm stärkere Betonung liberaler Gedanken anraten, damit dadurch die Sozialdemokratie geschwächt werde. Dann gibt er dem Liberalismus die Frontstellung gegen Rechts. Indem er dem Liberalismus aber ein Bündnis mit den Konservativen anrät, um Zentrum und Sozialdemokratie zugleich zu bekämpfen, gibt er einen Rat, der auf die weitere Zersetzung des Liberalismus und auf Stärkung der beiden Gegner hinauskommt. Die Reichstagswahlen werden gen, daß dieses Rezept in Deutschland nicht mehr verfängt. Und daß der Kanzler sein politisches Programm in einem Schreiben an den „Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie" ausspricht, zeigt das Verfahrene dieser ganzen Politik am deutlichsten: ein Staatsmann, der sich mit dem Politiker v. Liebert abgibt und der im „Reichsverband" ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie sieht, kann nicht verlangen, daß der deutsche Liberalismus ihm zujubelt — wir müßten denn uns wonnetrunken hinrichten lassen wollen.

Der deutsche Liberalismus hat vielmehr gegenüber dieser unklaren Regierungspolitik bei diesem Wahlkampf die einzige Pflicht, an sich selber zu denken. Er muß danach streben, so geschlossen wie möglich in den Wahlkampf einzutreten — es liegt im Interesse des entschiedenen Liberalismus, die Nationalliberalen, soweit es nur irgend möglich ist, mit hineinzuziehen in dieses Bündnis. Aber darüber hinaus gibt es keine Möglichkeit eines Bündnisses. Zwei Seelen in seiner Brust tragen wollen, hat den Liberalismus

tief genug hinuntergeführt. Wenn er wieder aufsteigen will, muß er über den Augenblick hinaus die größere Aufgabe erkennen, die ihm im Kampfe um sein Dasein gestellt ist: Die linke Seite des Reichstags zu sein in Gegensatz zur rechten. Wir können uns mit dem besten Willen sonst keine Möglichkeit denken, wie man Zentrum und Sozialdemokratie in Deutschland wirklich schwächen will.

Tübingen. Walther Goetz.

Notizen.

Berichtigung.

Es ist ein sehr sinnstörender Druckfehler in meinem vorigen Artikel stehen geblieben. Seite 647, 8. Zeile von unten ist gedruckt Kenneranschauung, und ich habe geschrieben: Raumanschauung.

Karlsruhe 18. XII. 1906.

Hans Thoma.

Zu unserer Notenbeilage.

Die Komposition des „Gesanges der Barden" ist als Bestandteil einer Theatervorstellung des Kleistschen Dramas gedacht und darf nur als solcher zur Aufführung gelangen. Bühnen, welche bei einer Aufführung der „Herrmannsschlacht" sich meiner Komposition bedienen wollen, erhalten diese kostenlos von den Süddeutschen Monatsheften G. m. b. H. in München. Das Bühnenaufführungsrecht wird erworben durch genaue Erfüllung folgender Bedingungen: Die Besetzung der Instrumente muß sein wie vorgeschrieben, auf keinen Fall schwächer, eher stärker, namenlich die der Celli und Bratschen, zumal wenn die Plazierung der Instrumente (z. B. an großen Bühnen) sehr weit hinten stattfindet. Dasselbe gilt von der Anzahl der Sänger, welche nicht kleiner sein darf als zwölf: 6 Bässe und 6 Tenöre zum mindesten. Die Stelle von den „süßen Alten" bei Kleist braucht insofern nicht wörtlich genommen zu werden, als einige der Barden auch jugendliche Masken haben können, etwa die Tenöre. Die wirklichen Instrumente sind natürlich dem Publikum unsichtbar, in der Kulisse mitsamt dem Dirigenten untergebracht, der erhöht gestellt ist und derart, daß er den auf der Bühne befindlichen Sängern ebenfalls sichtbar ist. Die Sänger müssen schon beim Aufgehen des Vorhanges auf einem mit Fackeln bestellten Hügel im Hintergrunde sichtbar sein, genau entsprechend der Kleistschen Angabe: „Dort auf dem Hügel, wo die Fackeln schimmern." In den Armen halten sie Harfen, die sie bei dem Pizzicato der Celli und Harfen scheinbar spielen, ebenso werden die betreffenden Hörnerstellen scheinbar auf der Bühne geblasen, von Stierhornbläsern, die sich auf dem Hügel bei den Barden befinden. Unter der Feldherrngruppe im Vordergrund sind auch einige taktfeste Herren vom Chor zu postieren, die die fünf Schlußtakte mitsingen, damit der Eindruck erreicht wird, daß das ganze Cheruskerheer den Schluß des Bardengesangs aufnimmt und in Kriegsgeschrei übergeht. Diese Wirkung wird freilich am vollkommensten erzielt werden, wenn alle in dieser Szene auf der Bühne befindlichen Darsteller in die Schlußtakte und das Kriegsgeschrei einfallen. In den letzten, von den Singstimmen ausgehaltenen Akkord nach dem zweiten Vers mischen sich schon die fernen Hornrufe Marbods: am besten weit hinten aufgestellte Posaunen; (die etwa die Töne C und G nacheinander blasen, lang ausgehalten).

Berlin, 1. I. 1907.

Hans Pfitzner.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München.

HANS PFITZNER

Schwer, wuchtig

a 2 (Alle 6 Hörner durchweg *die Stürze hoch*, und *ff*)

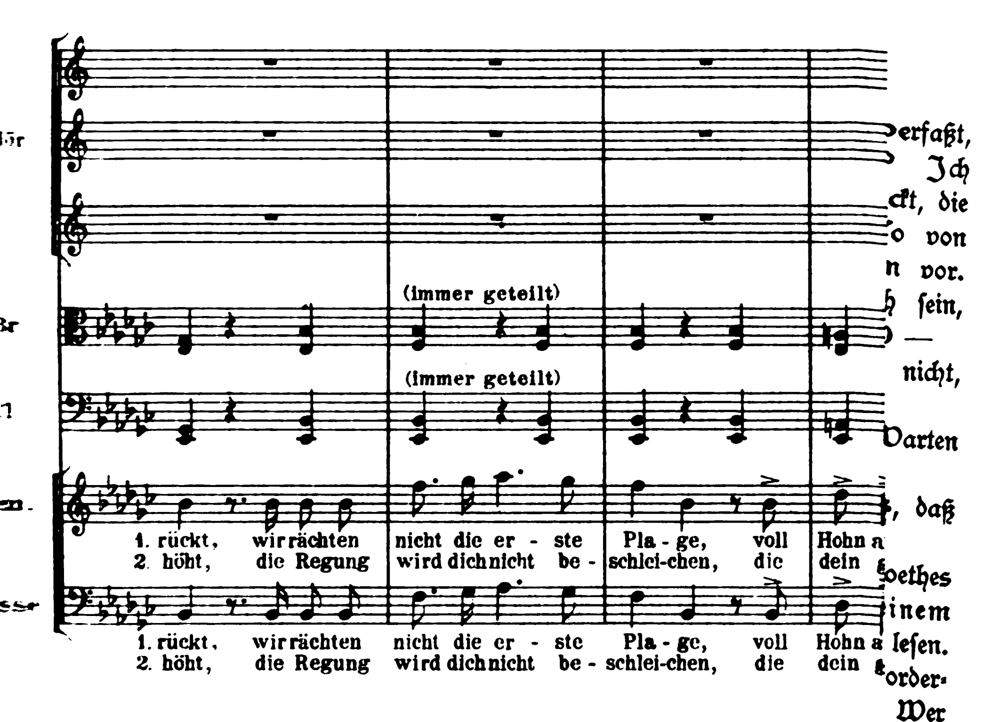
Hörner in Es I. II. III. IV. V. VI.

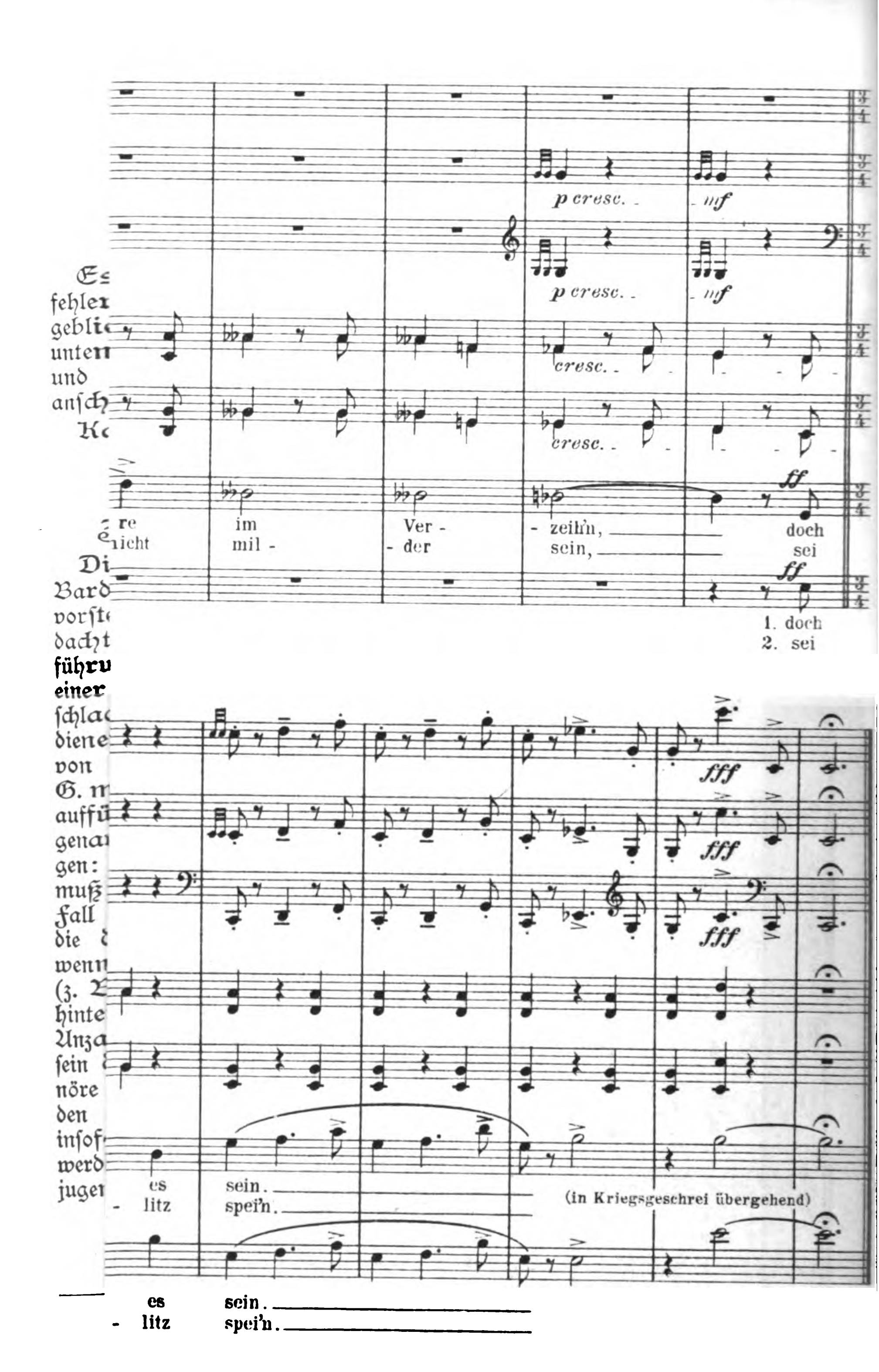
Bratschen

4 Celli

6 Tenöre (mindestens)

6 Bässe (mindestens)





p cresc. - - mf
p cresc. - - mf
cresc.
cresc.
re
icht
im
mil -
Ver -
- der
- zeih'n,
sein,
ff
doch
sei
ff
1. doch
2. sei
fff
fff
fff
es
litz
sein.
spei'n.
(in Kriegsgeschrei übergehend)
es
litz
sein.
spei'n.

Mein Bildungsbankrott.

Von Hermann Losch in Stuttgart.

„Was ist denn das, ‚Bildungsbankrott‘?“

Das werden Sie sofort hören!

„Da bin ich wirklich neugierig.“

Kennen Sie Goethe?

„Sie meinen Wolfgang Goethe? Jeder gebildete Deutsche kennt ihn.“

Schön. Also — Wolfgang Goethe war ein deutscher Dichter, ein deutscher Prosaiker, ein Mann auch der Wissenschaft, ein Mann, der viele und gute Briefe geschrieben hat. Noch mehr! Er hat auch viele weise Unterredungen mit Männern und Frauen gehabt und viele dieser Gespräche mit Goethe sind gedruckt worden —

„Was wollen Sie mir eigentlich damit sagen?“

Das sollen Sie sogleich erfahren.

„Schießen Sie immerhin los!“

Wie hoch schätzen Sie das, was von Wolfgang Goethe selbst verfaßt, gedruckt vorliegt? Das heißt, ich meine: auf wieviel an Umfang? Ich schätze es auf etwa 10 Bände zu je 500 Druckseiten, gut lesbar gedruckt, die Druckseite zu je 40 Zeilen, die Zeile zu je 15 Silben. Es liegen also von Wolfgang Goethe mindestes $10 \times 500 \times 40 \times 15 = 3\,000\,000$ Silben vor. Zum Lesen einer Silbe dürfte durchschnittlich $^1/_5$ Sekunde erforderlich sein, demnach braucht man eine Minute zu 300 Silben, eine Stunde zu 18 000 —

„Halt! einen Augenblick. Entschuldigen Sie — ich weiß wirklich nicht, sind Sie übergeschnappt oder — ich.“

Ich jedenfalls nicht. Sie lassen mich ja gar nicht ausreden. Warten Sie doch nur, was ich Ihnen allen Ernstes zu sagen habe.

„Na — machen Sie weiter — aber Sie erlauben doch wenigstens, daß ich mich setze?“

Mit Vergnügen. Also — — wer sämtliche Werke Wolfgang Goethes lesen will, hat dazu $\frac{3\,000\,000}{18\,000} = 186$ Stunden nötig. Niemand kann an einem Tage ununterbrochen oder unterbrochen länger als 6 Stunden richtig lesen. Theoretisch sind demnach $\frac{186}{6} =$ mindestens 31 volle Lesearbeitstage erforderlich, um Goethes Werke zu lesen. Praktisch möglich ist dies aber nicht. Wer es fertig bringen wollte, müßte gewissermaßen schon von Anfang an ein ge-

lernter Goetheleser sein. Wir dürfen somit ganz getrost 50 % zuschlagen, dann kommen wir auf mindestens 46 Lesearbeitstage. Nein — schütteln Sie nicht den Kopf —

„Ich habe mich gar nicht gerührt."

Das war nur die Einleitung!

Vor dem 12. Jahr kann an eine Lesung Goethes nicht herangetreten werden. Andrerseits ist ein deutscher Mensch, welcher 40 Jahre alt wird, ohne Goethe zu kennen — absolut ungebildet. Die Zeit vom 13. bis 40. Lebensjahr umfaßt 28 Jahre zu je 365 1/4 Tagen, tut 10227 Tage. Für Krankheiten, Familienfeste u. s. w. rechnen wir 1227 Tage ab, es bleiben also noch 9000 Tage und zwar allerhöchstens, — eher weniger. Mit diesen 9000 Tagen haben wir zu rechnen.

„Rechnen wir also."

Ja! rechnen wir also. Wolfgang Goethe: 46 Lesearbeitstage für einmaliges Durchlesen. Sind wir damit „goethe-gebildet"? Sie schütteln das Haupt und werden schon ernster: ich auch! Kein Theaterstück Goethes ist gehört, kein Faust zweimal gelesen, kein Werk „über" Goethe ist gelesen. Wir müssen also die 46 Tage mindestens verdoppeln, keine Frage: sagen wir also ruhig das Doppelte, etwa 100 Tage.

Wie steht es nun mit Friedrich Schiller?

„Soeben ist sein 100jähriger Todestag gefeiert worden!"

Das weiß ich, und das wollte ich nicht hören. Ich meine natürlich die — Lesearbeitstage.

Sie zucken mit den Achseln. Natürlich. Na — machen wir es kurz mit ihm: Setzen wir Schiller = 1/2 Goethe. Sind Sie einverstanden? ja? — also gleich halb Goethe, das sind 50 Lesetage. Kennen Sie einen gewissen Gotthold Ephraim Lessing? Setzen wir ihn = 1/4 Goethe = 1/2 Schiller, also 25 Tage, gewiß sehr mäßig gerechnet, denn Sie wissen, der Laokoon und einiges andere mit den vielen Fremdwörtern hält beim Lesen sehr auf.

Aber halt — da fällt mir eben ein, daß wir ganz „unhistorisch" zu Werk gegangen sind. Kehren wir also um und sehen wir die Sache so, wie sie wirklich sich entwickelt. Unser Volk ist ein christliches Volk. Der katholische Teil hat Legenden allerart, der evangelische hat diejenigen heiligen Schriften zu lesen, welche man Bibel nennt. Die Apocrypha, so der heiligen Schrift nicht gleich zu achten, aber doch nützlich zu lesen sind, berechnen wir nur halb. Obschon nun bereits vor dem 12. Lebensjahr offen und heimlich in der Bibel gelesen wird, so müssen doch vom 13. bis 40. Jahre mindestens 200 Lesearbeitstage aufgewendet werden, wenn man sie auch nur einigermaßen kennen will.

Gleichzeitig aber treten mit unausweichlicher Sicherheit folgende Männer mit ihren Werken in den Lesehorizont: Cornelius Nepos, Titus Livius, Marcus Tullius Cicero, Julius Caesar, Sallustius, Vergilius, Horatius, Ovidius,

Tacitus, dann Homer, Herodot, Xenophon, Thukydides, Demosthenes, Lysias, Platon, Aeschylos, Sophocles, Euripides, Alkaios und die anderen griechischen Lyriker — — kurz, wenn wir sie alle, welche gewissermaßen den Thermopyläischen Engpaß für alle Bildungsvormärsche darstellen, auch nur auf 320 Tage einschätzen, bleiben wir sicher in ganz bescheidenen Grenzen.

Halten wir einen Augenblick inne: bis jetzt haben wir die Bibel, einige griechische und einige römische Klassiker, dann Goethe, Schiller, Lessing. Ja, sind wir denn damit gebildet? Du lieber Gott! Es hat doch auch einen Dante und Boccaccio, einen Shakespeare und Byron, einen Molière und Rousseau, einen Cervantes und noch einige andere gegeben. Man nennt sie Größen oder Klassiker der Weltliteratur. Ihre Hauptwerke muß man einfach kennen, wenn man auch nur halbwegs auf Bildung Anspruch zu erheben wagt. Die Bewältigung ihrer Hauptwerke — ich nehme bestens gedruckte Uebersetzungen mit nur vorzüglichen, möglichst knapp gehaltenen Erläuterungen an — können wir ohne Uebertreibung auf etwa 500 Lesearbeitstage veranschlagen.

Damit hätten wir denn die unteren Treppen zum Vorhofe der allgemeinen menschlichen Bildung erstiegen.

Jetzt erst übersehen wir so recht, welch weiterer fast unabsehbarer Lesearbeitsfrondienst sich vor uns auftut, wenn wir in die deutsche Halle zuerst eintreten. Sofort treten uns Namen entgegen wie Klopstock, ein Schlegel hier, ein andrer dort, Tieck, Jean Paul, Wieland, Herder, Bürger, Schubart, Voß, Chamisso, Heine, Eichendorff, Mörike, Claudius, Freiligrath, Uhland, Hauff, Lenau, Gerok, Walter von der Vogelweide, Kerner, Körner, Geibel, Nibelungenlied, Kleist, Kinkel, Geibel, Grabbe, Keller, Hebbel, Scheffel, Grillparzer, Fischer, Vischer . . . . und noch viele andere! Mindestens die Hauptwerke sollte man gelesen haben. Oder nicht? Das sind nun aber alles längst verstorbene Dichter. Beinahe noch wichtiger für die allgemeine Bildung ist es, die Hervorragenderen unter den Neueren zu „kennen". Ich führe auch hier nur ein paar Namen auf, welche mir gerade einfallen, in zwangloser Aufeinanderfolge, nämlich: Björnson, Ibsen, Gorki, Tolstoi, Jokai, Rosegger, Hauptmann, Sudermann, Maupassant, Rostand, Viebig, Ebner-Eschenbach, Frenssen, Böhlau, Raabe, Hartleben, Busch, Dehmel, Fontane, Liliencron, Ebers, Dahn, Ada Negri, Marc Twain, Heyse, Briefe die ihn nicht erreichten, Tagebuch einer Verlorenen und so weiter und so weiter. Dabei sind jüngst verstorbene Größen der Weltliteratur wie Emil Zola, Victor Hugo und so fort, deutsche Dialektdichter wie Reuter und Groth, Hebel und Stoltze noch nicht einmal berührt, ferner bloße Prosaiker oder annähernd bloße Prosaiker, wie Freytag, Moltke, Bismarck u. s. w. noch ungelesen, ebensowenig Größen ersten bis zweiten Ranges der Weltliteratur wie Shelley und Burns, Milton und Dickens, Dostojewski und Turgenjew und so weiter.

Wenn wir auch von allen diesen in ihrer Art gewiß hervorragenden Personen — ich nenne nur den Prosaiker Otto Bismarck-Schönhausen mit

4 Werken: Gedanken und Erinnerungen, Briefe an seine Braut, Briefe aus dem deutsch-französischen Kriege an seine Frau, Auswahl seiner gesamten Reden — nur die wichtigeren zur allgemeinen Bildung unbedingt erforderlichen Standard-Werke leserisch durchfliegen wollen, so dürfte die hierzu erforderlichen Lesearbeitszeit auf nicht unter 8000 Arbeitstage zu beziffern sein.

Wir sind am Schlusse und haben die Bilanz zu ziehen. Hier ist sie:

Bildungsbilanz unseres literaturhistorischen Zeitalters.

Soll	Tage	Haben	Tage
Die Bibel	200		9000
Die klassischen Klassiker	320		
Die drei deutschen Klassiker	175		
Außerdeutsche und außerklassische Weltklassiker	500		
Vorklassiker, Nebenklassiker, Nachklassiker, Zeitgenössische	8000	„Buch"schuld	195
	9195		9195
Saldovortrag 195 Tage.			

Als ich diese Bilanz zum ersten Male zog, erschrak ich so furchtbar, daß mich beinahe ein Hirnschlag traf. Es mußte mir irgendwo ein Rechenfehler passiert sein. Ich rechnete einmal, zweimal, dreimal. Immer wieder kam das unglückselige Bildungsdefizit von 195 Tagen heraus. Ich schlief ein paar mal darüber, machte einen kleinen Ausflug und versuchte es dann wieder. Aber da kam noch Entsetzlicheres zutag. Ich hatte Männer wie Hegel und Kant, Schopenhauer und Nietzsche, die Frau von Staël und Anna Ritter, Humboldts Kosmos und Lotzes Mikrokosmos, die römische Geschichte von Theodor Mommsen und die deutsche Geschichte von Heinrich von Treitschke, das Epos Dreizehnlinden u. s. w. noch nicht einmal in Rechnung gestellt. Ich verwünschte die statistische Methode, die mich zu dieser unsinnigen, nein blödsinnigen Rechnerei verleitet hatte. Ich begann, menschenscheu zu werden, denn überallhin begleitete mich das Bewußtsein dieser vernichtenden Unterbilanz. Ich war einfach bildungsbankrott und fühlte das auch ganz deutlich. Einen Augenblick ging ich mit dem Gedanken um, mich brieflich an einen der berühmtesten Literaturhistoriker oder Schriftsteller, etwa an Herrn Erich Schmidt in Berlin oder Paul Heyse in München zu wenden und von ihnen ein Heilmittel für meinen verzweifelten Zustand zu erbitten. Aber ich verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Ich hätte ja auch nur ihren Spott und unter Umständen sogar ihre Verachtung herausgefordert. Der Literaturhistoriker jedenfalls hätte mich umgehend als einen ungebildeten Menschen vor dem ganzen deutschen Vaterland entlarvt und ich war doch gerade 40 Jahre alt geworden.

Als ich endlich noch an die großen Musiker dachte, die man „einfach" gehört haben muß, an die großen Maler, deren Bilder man unbedingt gesehen haben muß, wurde mir unheimlich und schwül zu Mut. Kaltes Entsetzen aber schüttelte mich, als mir dann urplötzlich wieder der Gedanke durch den Kopf schoß, daß ich ganz abgesehen von dem bisherigen Allem nicht einmal klar anzugeben wußte, auf welche Weise ein elektrischer Straßenbahnwagen in Bewegung gesetzt wird, wie eine Photographie zustande kommt, aus was gutes Trinkwasser in einer Großstadt bestehen sollte, wie man ohne Draht telegraphiert und was ein Jacquardstuhl ist, — — auch das Bewußtsein verließ mich jetzt, nachdem das Selbstbewußtsein längst geflohen war, ich wurde — es ist eine Schwäche, aber ich sage es offen — ohnmächtig. — Ich verfiel in einen bewußtlosen Zustand. — —

Ich war tot — oder glaubte es zu sein, als aus weiter Ferne eine Art von Engel erschien, doch war er ohne jeden Flügel. Es schien ein männlicher, ein moderner, naumann-artiger Engel zu sein. Als er mich sah, hielt er an und lächelte mit unaussprechlicher Milde, so wie ich nie einen Menschen lächeln sah. Endlich strich er mir mit wundersam weicher Hand über meinen schon ziemlich haarlosen Schädel und sagte mit einer Stimme, welche bis auf den heutigen Tag wie Orgelton und Glockenklang in meinen Ohren nachzittert

„Sei getrost', mein Sohn. Deine Bilanz ist vollkommen richtig. Da hilft kein Widerstreben: Du bist halt nicht gebildet!

Allein — sei abermals getrost. Das tut gar nix! Dein ganzes Zeitalter ist es auch nicht: es tut nur so, als ob es gebildet wäre. Wirklich gebildet ist heute nicht der — nicht die — nicht einmal — das — Konversationslexikon!"

Wohnungsreform.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es gibt auf Grund der letzten Volkszählung in Deutschland 41 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, oder anders ausgesprochen, es gibt mehr als 10 Millionen Menschen, welche bereits jetzt in eigentlichen Großstädten wohnen, und es gehört wenig Prophetengabe dazu, um zu sagen, daß wir im nächsten Jahrzehnt noch beträchtlich mehr Großstädte und großstädtische Menschen bekommen werden. Während wir bis vor kurzem England für das eigentliche Normalland des Großstadtwesens angesehen haben, und auch glauben konnten, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine schnellere Großstadtentwicklung aufweisen würden, wie unsere deutsche Heimat, so scheint es jetzt außer Frage, daß wir in Zukunft dasjenige Land sein werden, welches sich mit dem Problem des großstädtischen Lebens am allerstärksten wird beschäftigen müssen.

* * *

Es liegt im Worte „Großstadt" eine Fülle von Glanz, Arbeitskraft und Bewegung. Alle Talente der Bevölkerung werden vom Lichte der Großstädte angezogen. Wir sprechen von unseren Großstädten mit einem Stolz, als hätten wir alle sie gebaut und vergleichen ihren Geist, ihre Architektur und ihren allgemeinen Charakter mit den Vorzügen der Weltstädte des Auslandes und der Vergangenheit. Was man von den Großstädten sieht, ist den hell beleuchteten Fenstern vergleichbar, hinter denen die Waren für die Käufer in bunter Mannigfaltigkeit ausgeboten werden. Alles aber, was im Hintergrund der Schaufenster ist, wird nicht gesehen. Insbesondere wird nicht gesehen, wie kleinstädtisch und eng im Grunde das Leben der meisten Menschen ist, die wir als Großstädter bezeichnen. Die überwiegende Menge derer, die in Berlin oder München oder Mannheim wohnen, haben nur einen geringen Anteil an der stark flutenden Bewegung ihrer Stadt. Zahllose Einzelmenschen sitzen in engen Räumen und haben eine sehr gleichförmige Tätigkeit und nur von Zeit zu Zeit fühlen auch sie sich einmal hineingezogen in den Strudel, sei es der Politik, sei es der Bildung, sei es des Vergnügens, der das Großstadtwesen ausmacht. Der durchschnittliche Großstädter hat über die Verwaltung seiner Gemeinde sehr viel weniger mitzureden, als der Mensch,

der irgend wo draußen auf dem Dorf oder in der Kleinstadt lebt, und es ist kein Geheimnis, daß es in den großen Städten im Grunde mehr einsame Menschen gibt, als in den kleinen Orten, wo jeder einen jeden kennt und wo kein Kind geboren wird und kein Mensch stirbt, ohne daß die Nachbarschaft ihren Anteil an diesen Erlebnissen nimmt. Die Kleinheit des Einzellebens innerhalb der Großstadt tritt in nichts so deutlich zutage, als in der Engigkeit des Raumes, den die größere Menge der Bevölkerung für sich zu verwenden in der Lage ist. Eine Großstadt gleicht in gewissem Sinne einem Auswandererschiff, bei welchem der größte Raum der Maschine gehört und bei dem die Reisenden der ersten und zweiten Klasse sich in gemächlicher Breite ergehen können, während das Zwischendeck voll besetzt ist mit Menschen, deren Bewegung beständig durch ihre übergroße Nähe und Dichtigkeit gehemmt ist. Die Raumfrage, die Frage der Raumverteilung in den großen Städten ist geradezu die Frage des Charakters der kommenden Bevölkerung. Machen wir uns doch klar, daß die meisten jetzigen Großstadtmenschen noch nicht in dieser Engigkeit aufgewachsen sind, sondern daß sie vielleicht in schlechteren Wohnungen, aber mit weit mehr Platz eine Jugend verlebt haben, in der es noch nicht als das höchste Ideal der Erziehung galt, sich sozusagen zu einem raumlosen Wesen zusammendrängen zu lassen. Jetzt erst beginnt die Erziehung zur Raumlosigkeit. Bei den Millionen von Kindern, die keinen Garten und keine Wiese besitzen, auf der sie sich tummeln können und deren häuslicher Spielraum das Gegenteil von dem ist, was man mit dem Worte „Spielraum" eigentlich bezeichnen möchte, diese ganze Jugend wird notgedrungener Weise von ihren Müttern darauf hinerzogen, nicht im Wege zu stehen und mit dem geringsten Platz auskommen zu können. Uns will scheinen, als ob diese seelische Folge des großstädtischen Raummangels noch weitergehend sei, als die andern oft dargestellten ungünstigen Wirkungen der engen Wohnungen. Es ist zweifellos, daß alle Verhandlungen über den Mißbrauch des Alkohols oder über die Sittenlosigkeit der Jugend irgendwie bei der Wohnungsfrage anlangen, und es ist ebenso sicher, daß alle Untersuchungen über Krankheit und Sterblichkeit in den Großstädten die Wohnungsverhältnisse zur Erkärung ungünstiger Ziffern heranziehen muß. Aber es sind keineswegs nur die moralischen und körperlichen Krankheitserscheinungen, die hier in Betracht kommen, sondern es ist der Zustand der menschlichen Durchschnittsseele selber, der in Frage steht. Die Seele des großstädtischen Kindes aus kleinen Verhältnissen kann sich bei heutiger Sachlage nicht dahin ausweiten, einen eigenen und freien Charakter zu bekommen. Es entsteht eine Masse von geduldiger Willenlosigkeit. Ob diese Masse schließlich einer radikalen Partei folgt, oder einer reaktionären Strömung untertänig wird, macht im Grunde wenig aus, sobald man daran festhält, daß das größte Besitztum der Völker nicht in dem Programm der Parteien besteht, sondern in der Anzahl tüchtiger und leistungsfähiger einzelner Personen.

* * *

Es ist die Frage, ob wir unsere Großstädte daran hindern können, ins Unabsehbare weiter zu wachsen. Wenn man die Reden der Agrarier hört, so scheint es so, als brauche man nur die Preise der landwirtschaftlichen Produkte zu erhöhen, um ganz von selbst die Bevölkerung auf dem Lande zu erhalten. Wir werden ja die Probe auf dieses Exempel in den nächsten Jahren machen können. Die gewünschte Steigerung der Preise ist vorhanden und wird voraussichtlich trotz kleinerer Schwankungen sich in den nächsten Jahren erhalten. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß durch die höheren Geldeinnahmen der Landwirtschaft die Abwanderung in die Großstadt merkbar gehemmt wird, weil nämlich die Preiserhöhung im allgemeinen denjenigen zugute kommt, die so wie so nicht daran denken, das Land zu verlassen, für alle diejenigen aber, die auf dem Sprunge stehen, sich den Städten zuzuwenden, keine Erleichterung, sondern eine Neubelastung ihres Haushaltes bedeuten. Wenn höhere Getreidepreise gezahlt werden, so folgt daraus noch gar nicht, daß mehr Arbeitskräfte zur Herstellung von Getreide verwendet werden, und auch die erhöhten Viehpreise haben nur eine geringe Einwirkung auf die Vermehrung des landwirtschaftlichen Personals. Weit gründlicher als durch Zoll- und Grenzsperrungen könnte man die Bevölkerung auf dem Lande erhalten, wenn man den Durst nach Landbesitz bei ihr zu befriedigen verstände. Wer ein Stück Land besitzt, pflegt nicht in die Stadt zu wandern. Deshalb sind ja die Rittergutsgebiete im Osten Deutschlands so starke Abvölkerungsgebiete, weil in ihnen die Zahl landbesitzender Menschen äußerst gering ist. Je teilbarer der Boden ist, desto seßhafter ist die Bevölkerung. Es würde also das eigentlich gründliche Mittel gegen ein Ueberwuchern der Großstadt in der rücksichtslosen Ausdehnung des französischen Erbrechts auf dem Ackerboden des ganzen deutschen Reiches, gefunden werden können. Wie weit wir aber von einer derartigen Maßregel entfernt sind, braucht nicht besonders dargelegt zu werden, da ja noch in neuester Zeit die Gründung landwirtschaftlicher Fideikommisse durch die preußische Gesetzgebung gefördert worden ist und da ja auch in Bayern und anderen süddeutschen Staaten Sitze im Reichsrat und andere Vorteile denen geboten werden, die es verstehen, große Bodenflächen in wenige Hände zu bringen.

Aber selbst angenommen, wir könnten das französische Erbrecht auf deutschem Boden allgemein machen und könnten alles, was an Volkssitte diesen westeuropäischen Rechten entgegensteht, überwinden, so würde damit die Frage des Großstadtwachstums an sich noch nicht erledigt sein. Denn selbst in Frankreich gibt es eine Abwanderung vom Lande in die Stadt. Die Erwerbsmöglichkeiten der großen Stadt sind nun einmal größer als die Aussichten, die irgend ein Dorf der strebsamen Jugend bietet. Es scheint, als ob wir dem weiteren Anwachsen im Grunde wehrlos gegenüberstehen.

* * *

Will man den Landhunger der Dorfbewohner nicht wecken und an der landwirtschaftlichen Bodenverteilung nichts grundsätzliches ändern, so gibt es nur eine zweite Möglichkeit die Bevölkerung auf der deutschen Bodenfläche zu dezentralisieren, nämlich die Möglichkeit, die industriellen Anlagen aus dem Bereich der Großstädte hinauszuschieben und besondere Industriestraßen über das Land hinzulegen, an denen sich die Fabrikation in dorfartiger Weise ansetzen kann. Dieser Vorschlag enthält einen sehr gesunden Kern. Es fehlt aber bis heute innerhalb der Staatsverwaltung diejenige Stelle, die zu seiner Verwirklichung beitragen kann. Es fehlt das Ansiedlungsamt, welches alle Angelegenheiten der Ortswahl und der Raumausdehnung berufsmäßig zu bearbeiten hat. Heute gibt es keine amtliche Stelle, die sich darum kümmert, nach welchem System die Bevölkerungsverteilung vor sich geht. Angenommen, wir besäßen eine derartige Stelle, so müßte sie den Landtagen der deutschen Einzelstaaten Ansiedlungsvorschläge machen, bei denen durch Vorteile von Wasserstraßen, Eisenbahnen, Gütertarifen und Steuererleichterungen die industriellen Unternehmer angelockt werden, sich mit ihren Arbeiterschaften aus dem Gewühl der Großstädte hinaus auf die freie Fläche zu begeben. Das würde zunächst eine Erhöhung staatlicher Ausgaben bedeuten, würde aber vermutlich für die Lebenserhaltung der deutschen Nation im ganzen von allergrößter Bedeutung sein können. Nur vergesse man nicht, daß auch dieser Vorschlag seine Kehrseite hat. Wenn es nämlich wirklich gelingen sollte, die großen und leistungsfähigen Industrien mehr als bisher aus dem Bannkreis der großen Städte herauszuziehen, so würden damit die Großstädte nicht aus der Welt geschafft sein, sondern nur noch mehr als heute zu Plätzen von kleingewerblichen Tätigkeiten werden. Schon jetzt sind die großen Städte voll von allerlei Hausindustrie und Heimatarbeit. Zur Engigkeit der Wohnungen gesellt sich bei ihnen sehr häufig eine kleine und rückständige Form des Betriebes. Mehr als bei den deutschen Großstädten, läßt sich dieses bei den älteren Großstädten Paris und Wien beobachten. Man ist fast verwundert, daß diese beiden Städte in den Händen einer handwerklichen und antisemitischen Bewegung sind. Man würde sich aber darüber weniger wundern, wenn man genauer vertraut wäre mit ihrer Berufszusammensetzung. Großstadt und Kleingewerbe gehören heute schon vielfach zusammen, und wir müssen leider ganz offen sagen, daß wir auch für die Zukunft nichts anderes kommen sehen, als eine zunehmende Vergrößerung kleingewerblicher Form in den Plätzen der größten Menschenanhäufungen.

* * *

Es bleibt also nach allem, was wir gesagt und angedeutet haben noch immer das Problem selber in seiner ganzen Größe bestehen: Wie macht man den durchschnittlichen Großstadtmenschen zu einem Menschen mit dem nötigen Spielraum seines Daseins! Der Ausgangspunkt dabei bleibt die Wohnungs-

frage. Mit jedem Quadratmeter, den man dem Durchschnittswohnraum des Großstadtmenschen hinzufügen kann, verbessert um etwas die Seele der Großstadt. Ob es aber möglich ist, den Quadratmeter Raum für den einzelnen Kopf zu erobern, das ist die Schwierigkeit, vor die uns die Wohnungsreformer und Bodenreformer immer von neuem stellen. Es liegt nicht in unserer Absicht, heute die Einzelheiten der Wohnungsfrage zu erörtern. Wir wollen nur wieder einmal von neuem den Hintergrund gezeigt haben, von dem aus die Bestrebungen der Wohnungs- und Bodenreformer als eine geschichtlich notwendige Selbsterhaltungs-Bewegung des deutschen Volks erscheinen. Den besonderen Anlaß dazu geben uns die neuesten Veröffentlichungen des deutschen Vereins für Wohnungsreform in Frankfurt a. M. Wir nehmen an, daß dieser Verein, der früher den Namen Reichswohnungsgesetz führte, unseren Lesern nicht unbekannt ist. Er ist es gewesen, der vor reichlich zwei Jahren den ersten deutschen Wohnungskongreß nach Frankfurt a. M. berufen hat. Als dieser Kongreß zu Ende gegangen war, hatten viele Teilnehmer desselben eine etwas pessimistische Auffassung der Sachlage. Unter dem Eindruck längerer, zahlreicher und vielleicht sachlich unnötiger Debatten, stellte sich die Ansicht ein, es sei überhaupt nicht möglich, eine einheitliche deutsche Wohnungsreform-Bewegung herzustellen. Diese pessimistische Stimmung wurde damals insbesondere durch Professor Brentano und durch die „Frankfurter Zeitung“ ausgesprochen. Aber ich leugne gar nicht, daß auch ich und andere Teilnehmer jener Beratungen keineswegs sehr hoffnungsfreudig von Frankfurt nachhause gefahren sind. Aber wenn man jetzt nach dem Verlauf von zwei weiteren Jahren auf jene Versammlung zurückblickt, so erscheint sie um vieles sachlicher und bedeutsamer, als wir es damals glauben wollten, denn trotz des nicht ganz erwünschten Verlaufs der Vorträge und Debatten, ist der Frankfurter Kongreß die Grundlage geworden, zur Herstellung eines einheitlichen deutschen Wohnungsprogramms. Es wurden nämlich im März dieses Jahres die Hauptvertreter aller in Betracht kommenden Bestrebungen und Richtungen nochmals im engeren Kreise in Frankfurt versammelt und es gelang mit Einmütigkeit, Grundlinien der Wohnungsreform aufzustellen, die heute als das einheitliche Programm der Reform des deutschen Großstadtwesens gelten können. Wer diese Grundlinien kennen lernen will, mag sie sich von der Geschäftsstelle des deutschen Vereins für Wohnungsreform, Frankfurt a. M., Hochstraße 23/II kommen lassen. Selbstverständlich zergliedert sich die einheitliche Frage nach der Wohnung des großstädtischen Volkes in zahlreiche Einzelaufgaben, sobald man ihr näher tritt. Es sind drei Hauptgesichtspunkte: 1. Die Wohnungsinspektion muß darauf eingehen, einen Mindestraum für den einzelnen Kopf der Bevölkerung festzustellen und die Gemeindeverwaltungen müssen es für ihre Pflicht anerkennen, der ärmeren Bevölkerung diesen Mindestraum zu beschaffen. 2. Neben die private Wohnungs-Industrie der Grundstückspekulanten und Bauunternehmer muß eine Herstellung von Wohnungen durch Gemeinden, Vereine und Genossenschaften treten. Diese Herstellung muß

in ähnlicher Weise einheitlich geleitet werden, wie es bei den landwirtschaftlichen Genossenschaften der Fall ist. Die bisherigen Wohnungsgenossenschaften sind vielfach noch kranke Versuche, weil ihnen eine Zentralisation der Erfahrungen, eine gemeinsame Bank und ein gemeinsames Revisoren-System, fehlt. 3. Der Kernpunkt der Angelegenheit ist aber die Steigerung der städtischen Bodenwerte an sich. Da man diese Steigerung nicht aus der Welt schaffen kann, so ist es nötig, den Gemeinden eine gewisse Beteiligung an der steigenden Bodenrente zu sichern. Das ist der Zweck der Besteuerung des Bodens nach dem gemeinen Wert, der Zuwachssteuer und des Systems des Häuserbaues auf städtischem Boden nach Erbbaurecht.

Alles das sind nichts anderes als knappe Hinweise darauf, was in viel größerer Ausführlichkeit und Sachlichkeit der Frankfurter Verein für Wohnungsreform zu bieten bereit ist. Es wird jetzt darauf ankommen, diesen Verein lebensfähig zu machen und alle unsere Leser können dazu mithelfen, wenn sie sich an der obengenannten Stelle zur Mitgliedschaft melden. Es ist ja zweifellos, daß fast jeder von unseren Lesern schon sehr vielfältig für Dinge des öffentlichen Lebens in Anspruch genommen ist, aber, das große Interesse, das in diesem Falle vorliegt, berechtigt doch noch einmal die Anfrage an jeden Einzelnen zu stellen, ob er nicht imstande sein möchte, auch hier znm Bau einer besseren Zukunft erfolgreich beizutragen.

Ein Streik im achtzehnten Jahrhundert.

(Nach bisher noch nicht veröffentlichten urkundlichen Aufzeichnungen und Berichten aus dem oberbayrischen Kreisarchiv zu München.)

Von Carl von Tyszka in München.

Die kleine Episode aus dem Leben der Münchener Gesellen, die hier berichtet wird, trug sich im November und Dezember des Jahres 1794 zu.

Ein Schlossermeister, namens Scherg, hatte zwei Gesellen angeblich wegen Liederlichkeit aus der Arbeit entlassen und ihnen die Auszahlung des beanspruchten Wochenlohnes mit der Motivierung, daß sie die Woche hindurch doch nichts gearbeitet hätten, verweigert. Die Zunftführer, deren Entscheidung von beiden Seiten zunächst angerufen wurde, stellten sich auf die Seite des Meisters und sprachen ihn von der Bezahlung des Lohnes frei. In der als zweite Instanz einberufenen Handwerkszusammenkunft, dem sogen. „Handwerkhalten", — diesem letzten Rest des ehemaligen mächtigen Zunftgerichtes, — an welchem sämtliche Meister und von jeder Werkstatt der älteste Geselle teil zu nehmen hatten, wurde ebenfalls, durch Ueberstimmung der Gesellen, zu gunsten des Meisters erkannt. Die Gesellen bestanden jedoch trotzdem weiterhin auf ihrer Forderung, und als der Schlossermeister Scherg, der Erkenntnis des Handwerks gemäß, sich weigerte, den ausbedungenen Wochenlohn zu zahlen, traten sämtliche 59 Gesellen des Handwerks in den Ausstand mit dem Vorsatz, die Arbeit nicht eher wieder aufzunehmen, bis den beiden nach ihrer Meinung zu Unrecht entlassenen Gesellen der Wochenlohn ausgezahlt sei. Das war am 26. November 1794.

Als nach zwei Tagen die Gesellen die Arbeit noch nicht wieder aufgenommen hatten, „sondern in der Stadt und außer denen Thoren herumirrten", auch von den Gesellen die Erklärung öffentlich gemacht wurde, „daß sie schon mehrere Zünfte wüßten, die ihnen beystehen, und ihr Unternehmen fördern würden", sah sich der Magistrat, durch das Bußamt von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt, veranlaßt, „schleunigst Maßregeln zu ergreifen, wodurch sowohl die dermal aufgestandenen Schlossergesellen in ihre Arbeit getrieben, als auch denen übrigen die Lust zu dergleichen für die Bürgerschaft und das Publikum höchst schädlichen Auftritten benohmen würde." „Wir ließen dahero", — berichtete der Magistrat unter dem 3. Dezember d. J. an den Kurfürsten, — „sogleich alle Gesellen, so sich auf der Hörberg abends befanden, durch Unser Bußamth auf das Rathhaus berufen, um sie zu bedeuten,

daß die Sache wegen dem wöchentlichen Lohn von Seithe Unserer am künftigen Rathtstage entschieden werden würd, bis dahin sollten sie aber sogleich an ihre Arbeit sich verfügen, und ruhig verhalten, widrigenfalls man diejenigen, so sich weigern, sohin auf ihre Hartnäckigkeit beharren, und dem von Eur. Churf. Durchlaucht Obrigkeit aufgetragenen Befehl nicht nachkommen würden, ohn weiteres als Aufwiekler und Stöhrer der öffentlichen Ruhe ad militiam abgeben würde.

„Die von Seithe des Bußamts gemachte Eröffnung, dann all mögliche Vorstellungen konnten, solang alle Gesellen in dem Commissionszimmer waren, keine Wirkung hervorbringen, sondern die Aeußerung der Gesellen gieng immer dahin, daß sie nicht eher arbeiten werden, bis nicht der Magistrat entschieden haben würd, daß den beeden Gesellen unmittelbar der Lohn gegeben werden muß.

„Bei diesen Umständen fand man für nöthig, jeden insbesondere mit seiner Aeßeurung ad protocollum zu vernehmen, wo sodann unter der Zahl von 59 Gesellen 50 zu arbeiten sich erklärten, die übrigen 9 aber folgten blindlings der allgemeinen Stimme, so vorhero unter allen herrschte, und beharrten auf den Satz, nicht eher zu arbeiten, bis nicht ihr Wille von seithen Unser wirdt gemacht seyn. Diese 9 wurden demnach, auch zur Strafe ihrer Widersetzlichkeit, und als Verächter obrigkeitlichen Befehls nach der ihnen vorhero gemachten Commination ad militiam anderen zum warnend Beyspiel sogleich abgegeben."

Doch dem Vorgehen des Magistrates nach dem Grundsatze „divide et impera" war nur ein kurzer Augenblickserfolg beschieden. Die Abführung der neun ihrer Ueberzeugung treu und standhaft gebliebenen Gesellen ruft unter der gesamten Gesellenschaft Münchens große Entrüstung und Bestürzung hervor. Einmütig treten die Gesellen fast sämtlicher Zünfte für ihre gemaßregelten Kameraden ein. Noch am Abend desselben Tages halten sie eine Zusammenkunft in der Herberge der Schlosser ab; eine Abordnung von 30 Gesellen aus 21 Zünften*) wird erwählt, die sich am nächsten Tage auf das Rathaus begeben soll, um die Freilassung der zum Militär gegebenen Gesellen zu erwirken.

Am 2. Dezember begaben sich die 30 Gesellen auf das Rathaus und ließen melden, daß sie etwas anzubringen hätten. Sie wurden sofort vorgelassen und ihr Anliegen wie folgt protokolliert:

„Nachdem im Rath gemeldet wurde, daß die Altgesellen von ver-„schiedenen Zünften und Hanthierungen auf dem Rathhause sich ein-„gefunden haben, und die unterthänigste Bitte stellen, daß eine Anord-

*) Diese 21 Zünfte waren: Hafner, Spengler, Wagner, Uhrmacher, Schleifer, Gürtler, Drechsler, Geschmeidmacher, Kürschner, Messerschmiede, Weber, Schuhmacher, Bäcker, Metzger, Kistler, Schäffler, Strumpfstricker, Hutmacher, Lederer, Schneider und Schmiede.

„nung gemacht werden möchte, um ihr Anbringen ad protocollum „geben zu können, so wurde dem Bußamth die Weisung ertheillt, die „Anwesenden ad protocollum zu vernehmen. Man hat auch von „Commissionswegen sich sogleich zu denen Anwesenden verfügt, und „selbe befragt, was Sie dem Magistrat zu hinterbringen hätten? Dem„nach erklärten sich selbe, daß sie im Nahmen der Laaden abgeordnet „seyen, den Magistrat zu bitten, daß die ad militiam abgegebenen „Schlossergesellen wieder befreyet werden möchten, damit es ihnen, wenn „sie nicht bloße Sclaven ihrer Meister seyn wollen, nicht ebenfahls so „ergehen möchte."

Die Antwort des Magistrates ging dahin, daß er „selber keine weitere Entschließung ertheillen" könne, da der „gestellten Bitte zu willfahren nicht mehr in Unseren Mächten stehet, sondern bloß von S. Churf. Durchlaucht höchsten Gnade abhänget, ob Höchstdieselben dieser Bitte gnädigst Gehör schenken"; es könnte daher der Magistrat nichts weiter tun, als die „ad protocollum gegebene Bitte zu S. Churf. Durchl. höchsten Gnaden Thron übermachen und um gnädigste Entschließung bitten".

Unter dem 3. Dezember d. J. ergeht denn auch ein diesbezüglicher eingehender Bericht seitens des Magistrates an den Kurfürsten mit der Bitte um eine gnädige Entschließung unter Beifügung des erwähnten Protokolls.

Das einmütige Zusammenstehen der Gesellen hatte aber noch einen anderen nicht minder beachtenswerten Erfolg: nämlich einen vollständigen Umschwung in der Gesinnung der Schlossermeister herbeigeführt. Die trüben Aussichten auf einen langdauernden Streik, der dem Gewerbe schweren Schaden zufügen würde, ließ die zuerst so unbeugsamen Meister plötzlich anderen Sinnes werden. Drei angesehene Schlossermeister, darunter der Hofschlosser und der Landschaftsschlosser, stellen sich in einer Eingabe an den Kurfürsten durchaus auf den Standpunkt der Gesellen und bitten um Entlassung der neun zu Unrecht Inhaftierten.

„Der mit den allhisigen Schlossergesellen unnöthig veranlaßte Auf„stand, — heißt es in der Eingabe, — wird Eu. Churf. Durchl. schon „hinterbracht worden seyn; noch scheint sich derselbe nicht zu legen, und „die Ablieferung mehrerer Gesellen unter das Militair dürfte diesen von „neuen anfachen. Wenn wir unsere mindeste Meynung ohngesetzlich „vortragen dürfen, so wär das Benehmen der Gesellen handwerks„artikelmäßig, nicht aber jenes des Schlossermeisters. Anheut waren „einige Gesellen bey uns, und erklärten sich, daß alle bereit seyen, bis zur „näheren Austragung der Hauptsachen, ihre Arbeiten wie vor fortzusetzen, „wenn auch diejenigen zu ihren Werkstätten nachhaus gelassen würden, „welche bereits in die Casernen angewiesen worden, außerdem aber „müssen sie alle Feyerabend machen. Gnädigster Herr! Niemand ist „mehr als wir Meister selbst bestrafet, wenn die Werkstätten noch länger „leer stehen, die Gesellen kommen weit umher, München wird verschrieen,

„und die Gesellen werden noch härter als bisher zu überkommen seyn,
„kein Meister von uns kann aber für sich die Arbeiten befördern."

Sie schließen mit der Bitte, der Kurfürst möge anbefehlen, die ausgehobenen Gesellen wieder zu ihren Werkstätten zu entlassen.

Diese Eingabe ist in der Tat denkwürdig. Sie ist ein Beweis für die große Macht, die das feste und zähe Zusammenhalten der Gesellen diesen verlieh, denn diese drei Meister hatten noch vor wenigen Tagen bei der Handwerkszusammenkunft zweifellos gegen die Gesellen und zu Gunsten ihres Mitmeisters gestimmt.

Eine Reihe von Tagen verlief nun ruhig und ohne Störung, aber ohne einen Entscheid vom Kurfürsten zu bringen, und auch ohne daß die Schlossergesellen die Arbeit wieder aufgenommen hätten. Da ließ sich am 14. Dezember abends gegen 9 Uhr ein zugereister Kaufmann aus Amberg bei der Hauptkommandantschaft dem Generalmajor und Stadtkommandanten melden. Er wurde vorgelassen und „brachte vor, wie daß es eines jeden Pflicht seye, Meldungen zu machen, wenn er glaube, daß die Sicherheit der Stadt hierunter begriffen seye. Zufolge dessen wollte er also anzeigen, daß gestern Nachmittag beim Filserbräu Handwerkspurschen versammelt gewesen wären, welche sich in einem Zimmer befunden hätten, und sich wechselweis Beystandsleistung mittels Schwörung juramenter zugesichert hätten; auch sich unterredet, daß sie diese Nacht durch in einem Wirtshaus in der Sendlingergassen versammeln, und bey Ankunft der Patrouillen sich derselben förmlich widersetzen wollten". (Aus dem Bericht der Hauptkommandantschaft an die Obere Landesregierung vom 15. Dezember.)

Da der Stadtkommandant befürchtete, daß das Vorgehen der „Ausschaffungspatrouillen, (deren Aufgabe es war, die Einhaltung der Polizeistunde in den Lokalen zu überwachen und etwaige Uebertreter hinauszuweisen), „das Signal zu einem allgemeinen Aufstand" sein könne, ließ er vorsichtigerweise die Patrouillengänge in der Sendlingerstraße überhaupt einstellen, beauftragte hingegen einen Stadthauptmann „ohne Aufsehen zu erregen" nach dem Rechten zu sehen. „Gedachter Herr Hauptmann hat wahrgenommen, daß beym Gilgenrainerbräu alles voll wär, und daß immer einige zu- und abgiengen, so zwar, daß es immer drey und vier miteinand waren, sonsten aber war in diesem Haus sowohl, als auch in der ganzen Sendlingergassen in soweit allens ruhig; heute aber ist beym Eberlbräu sowohl, als auch beym Gilgenrainer alles voll, und auch auf der Straßen siehet man Handwerkspurschen in starker Anzahl gehen". (Bericht der Hauptkommandantschaft wie oben.) Der Kommandant frägt zum Schluß an, in welcher Weise die Obere Landesregierung vorzugehen beabsichtigte mit dem Bemerken, „daß man Commandantschaftsseyths zu all möglicher Assistenz in voller Bereitschaft ist".

Der Bereitschaft der Kommandantschaft bedurfte es jedoch nicht. Es kam zu keinem Aufstande; man hatte viel zu schwarz gesehen.

Freilich eine ernste Sache war es, die die Gesellen von sämtlichen

34 Zünften Münchens hatte zusammenkommen lassen. Die lange Zeit, die seit ihrer Bitte um Freilassung der 9 Gesellen verstrichen war, ohne daß eine Entscheidung gefallen war, hatte die Gesellen, die die obrigkeitlicherseits oft geübte Verschleppungstaktik sehr wohl kannten, unruhig gemacht, und sie hatten sich versammelt, um ihrer Forderung noch einmal energisch Ausdruck zu leihen. An einen gewaltsamen Aufstand dachten sie zwar nicht; ihnen standen andere wirksamere Mittel zu Gebote: Die Niederlegung der Arbeit und als letztes wirksamstes: die Entfernung aus der Stadt, die infolge des in jener Zeit herrschenden Mangels an Arbeitskräften durchaus keine leere Drohung war, sondern für Meisterschaft wie Obrigkeit recht empfindlich werden konnte. Einmütig beschlossen daher die Gesellen, noch ein letztes Mal bei der Regierung wie bei der gesamten Meisterschaft vorstellig zu werden, jedoch mit der Androhung, daß, falls man ihnen kein Gehör schenke, sie nicht nur alle die Arbeit niederlegen, sondern „München gänzlich verlassen und nach anderen Städten wandern" würden. Ein Rundschreiben an die Führer sämtlicher Zünfte kündigte der Meisterschaft diese geplante „Secessio plebis" wie folgt an:

> „Das übereilte Urtheil und die Strafe der 9 unglücklichen Schlosser-„gesellen hat uns hisige sämbtliche Gesellen aufmerksam gemacht; wir „versammelten uns derowegen, wie bekannt, und beschlossen auf das „Rathhaus zu gehen, uns zu Protocoll nehmen zu lassen, und S. Chur. „Durchl. gehorsamst zu bitten, die ganze Sache näher zu untersuchen, „und um die Loßlassung der 9 unglücklichen Menschen zu bitten. Zwölf „Tage sind nun verflossen, und wir können garnicht einmal etwas „erfahren. Da hisige sämbtliche Handwerksgesellen alles wohl über-„leget, und gute Gründe haben, sich von hier zu entfernen, so wollen „wir demnach ehe wir dieses unternehmen, uns an die gesambte „Meisterschaft wenden, sie aufrufen, uns in unserer gerechten Bitte zu „unterstützen, im Weigerungsfahl geben die Meister zu erkennen, wie „unächt sie ihre Gesellen schätzen, und wir werden gezwungen werden, „sämbliche unsere Abschiedskundschafften zu fordern, und das Andenken „dieser so traurigen Begebenheit in das Ausland zu nehmen. Die „Folgen hievon werden sie ohn unsere Erinnerung von selbsten einsehen. „Gegeben im Nahmen aller Handwerksgesellen und Professionen, so „sich um unseretwillen angenohmen haben. Es wird allen Zünften „und Oberführern eigehändiget und bekannt gemacht werden, daß sie „es denen anderen Mitmeistern vortragen sollen."

Die Ereignisse der letzten Tage hatten ihren Eindruck an den maßgebenden Stellen nicht verfehlt. Bereits am 15. Dezember erschien ein kurfürstliches Mandat an die Obere Landesregierung, worin der Kurfürst zwar sein „Mißfallen" mit dem „gewagten Aufstand der hisigen Schlossergesellen, und nicht minder die Erstreckung solcher Ausschweiffungen auf die Gesellen der übrigen Zünften allhisiger Residenzstadt" zum Ausdruck bringt, jedoch, wenn

die „aus den Werkstätten und Arbeit getrettenen Gesellen vorhersamst ihre wiederspenstigen Gesinnungen ablegen, und in ihre Werkstätten rücktretten, und sohin alldort sich ruhig und arbeitsam betragen", eine gnädigste Entschließung in Aussicht stellt.

Noch am selben Tage werden die Altgesellen sämtlicher 34 Zünfte auf das Rathaus berufen und ihnen die Entschließung des Kurfürsten bekannt gegeben. Ein Protokoll des Inhalts, daß sie alle bereit wären, dem Befehle des Kurfürsten nachzukommen und die Arbeit wieder aufzunehmen, wird gefertigt und ihnen zur Unterzeichnung als Zustimmung zu demselben vorgelegt. Doch die Altgesellen weigern sich das Protokoll zu unterzeichnen, bevor sie von dem Inhalt desselben die übrigen Gesellen in Kenntnis gesetzt und sich mit ihnen über die weiteren Schritte beraten hätten. Diese Erlaubnis wird ihnen mit dem Auftrag, mit ihrer Aeußerung sogleich wieder zurückzukehren, erteilt.

Nachdem sich die Altgesellen mit den übrigen ins Benehmen gesetzt hatten, kamen sie zurück und erklärten vor der Kommission, „daß sie, weil ihnen einige Meister selbst zugesagt hatten, S. Churf. Durchl. unterthänigst aufzuwarten, sich alle in die Arbeit bis auf die Altgesellen verfügen wollen. Die Altgesellen aber werden sämtliche auf der Hörberg verbleiben, bis gleichwohl von denen zu S. Churf. Durchl. sich verfügenden Meistern und Altgesellen die gnädigste Willensmeynung zurückgebracht werden wird, damit sie sodann das behörige sogleich denen übrigen Gesellen hinterbringen können. Sollte aber die höchste Entschließung nicht erfolgen, so seyen sämbtliche Gesellen wiederumb bereit, aus der Arbeit zu tretten, und sodann ganz ruhig sich von hier wegzubegeben."

Diese letzten Vorstellungen seitens der Meister, der Gesellen und des Magistrats bei dem Kürfürsten hatten Erfolg. Unter dem 17. Dezember 1794 erging der kurfürstliche Befehl: „Seine Churfürstliche Durchlaucht haben sich durch das wiederholte unterthänigste Ansuchen und auf hoher Fürsprache der verwittibten Frauen Churfürstin, dann in Zuversicht künftig mehrer Bescheidenheit und Ordnung zu beschließen bewogen gefunden, daß die wegen Widersezlichkeit theills ad militiam condemniert, theills inhaftiert gewesenen Schlossergesellen wiederum freygegeben werden sollen."

So endete dank der Einmütigkeit der Gesellen der Streik der Schlossergesellen zu München mit deren vollständigem Siege.

Die zoologische Station zu Neapel.

Von Hans Spemann in Würzburg.

Wem das Glück zu Teil wurde, an einem Frühlingstage in den Golf von Neapel einzufahren, über die weite, im Morgenwind spielende Wasserfläche hin der aufgehenden Sonne entgegen, der gewahrt, wenn die Einzelheiten der aus dem Duft auftauchenden Stadt nach und nach deutlich werden, unter dunklen Bäumen am Ufer ein langes weißes Haus von schönen Formen. Es ist Anton Dohrn's zoologische Station. Seit nunmehr 35 Jahren steht sie da; und wie die deutschen Schiffe, welche uns an die blühenden Gestade tragen, von Jahr zu Jahr größer und schöner wurden, ein Wahrzeichen der stolz aufstrebenden Kraft unseres Volkes, so ist auch diese Schöpfung der Umsicht und Tatkraft eines deutschen Mannes ständig an Umfang und Bedeutung gewachsen. Im Jahre 1872 ein einzelnes Gebäude von mittlerer Größe, wurde die Station im Jahre 1886 um einen Anbau erheblich erweitert; und jetzt nach abermals 21 Jahren ist ihr Umfang aufs Neue annähernd verdoppelt; zu einem stolzen Palast der biologischen Forschung, zu einer kleinen Universität hat sie sich entwickelt. Da ist es wohl an der Zeit, daß wieder einmal ein Wort über sie geredet wird. Und nachdem der Gründer und Leiter der Station die Welt der deutschen Gebildeten zu wiederholten Malen in seine Absichten und Erfolge eingeweiht hat, will jetzt ein Forscher von den Räumen erzählen, in denen er, wie so viele seiner Berufsgenossen, schönste Stunden freudiger Arbeit verlebt hat. Auch über diese Arbeit selbst, über die Aufgaben, welche die moderne Biologie sich stellt, wird der Leser vielleicht gerne etwas Näheres erfahren.

1.

Zu ebener Erde treten wir ein ins Aquarium, wo ein unvergeßlicher Eindruck unser wartet. Es ist, als würden wir plötzlich aus dem Lärm, dem Staub, dem blendenden Licht der Straße auf den kühlen Grund des Meeres versetzt, in einen stillen, dämmerigen Märchenpalast, zu dessen Fenstern die seltsamen Wesen der Tiefe neugierig hereinschauen: die silberglänzenden Fische mit dem schönen Rhythmus ihrer Bewegungen, die herumkletternden Krebse, die schillernden Quallen, die unheimlich sich reckenden und blähenden Polypen, und dann alle die fremdartigen Formen, an deren tierische Natur wohl kein Laie glauben würde, wenn er nicht sähe, wie sie sich bewegen. In aller Bequemlichkeit, in vollem Behagen können wir an der Hand eines vortrefflichen gedruckten Führers die Tiere in ihren Lebensäußerungen belauschen, wie sie schwimmen, umherkriechen, sich im Sande verstecken, oder festsitzend ihr traumhaftes Dasein fortspinnen. Und dieser Reiz stumpft sich nicht ab; im Gegenteil: je tiefer man in den Bau der Tiere und ihre Lebensfunktionen im einzelnen eindringt, um so größeres Interesse bietet es, sie wieder in ihrer natürlichen Umgebung zu beobachten. Und so bringt dieses Aquarium nicht nur als ein Schaustück ersten Ranges dem Besucher reichen Genuß, der Station eine ständig fließende, wichtige Einnahme: es ist vielmehr auch ein rein wissenschaftliches Anregungs- und Bildungsmittel allerersten Ranges, für den fortgeschrittenen Forscher wohl noch mehr wie für den Anfänger. Da viel-

leicht der eine oder andere nicht geneigt sein möchte, einem Aquarium eine so ernste Bedeutung zuzuerkennen, möge meine Ansicht mit einigen Worten näher begründet werden.

Bei jeder Arbeit, die sich über einen langen Zeitraum erstreckt, — und wenn irgend eine, so ist die von Generation zu Generation sich forterbende wissenschaftliche Arbeit eine solche, — ist es gut, ja nötig, sich manchmal wieder an den Punkt zu stellen, von dem aus man das Ziel zuerst ins Auge faßte, und den Weg zum Ziel abmaß. Denn die vielen Reize des Wegs locken zum Verweilen, seine Mühsale zehren die Kräfte auf; man vergißt schließlich, warum man aufgebrochen ist. Für den Forscher, der aus innerem Beruf sich mit der Wissenschaft vom tierischen Leben beschäftigt, ist der Ausgangspunkt das lebende Tier. Fast jedes Kind ist in diesem Sinn ein angehender Zoologe, und stellt oft schon erstaunlich früh die letzten und schwersten Fragen, deren Lösung der gereifte Mann, wenn er nicht ganz auf sie verzichtet, in ferner Zukunft erhofft. Nach und nach stumpft sich in der Regel das junge Interesse ab, oder gewinnen andere Bestrebungen die Oberhand. Aber selbst die wenigen Glücklichen, bei denen die erste Neigung so stark lebendig bleibt, daß sie den Beruf, die Lebensgestaltung beherrscht, selbst sie stehen in Gefahr, im Vorwärtsschreiten zu erlahmen. Der Laie macht sich nicht leicht eine Vorstellung davon, in welchem Maß die wissenschaftliche Arbeit ins Detail geht, welcher Aufwand von Mühe und Zeit nötig ist, um selbst eine geringfügig erscheinende Tatsache mit genügender Sicherheit festzustellen. Da ist es denn für jeden Forscher, er mag eine Richtung pflegen, welche er will, ein Erfrischungsmittel von großem Wert, immer einmal wieder, und sei es nur für Stunden, zur einfachen, naiven, ich möchte sagen kindlichen Beobachtung des lebenden Tiers zurückzukehren, sein Streben daran neu zu orientieren.

Diese allgemeine Förderung haben wohl die meisten in Neapel arbeitenden Zoologen mehr oder weniger bewußt erfahren, und es zeugte von mangeldem Verständnis für die feine geistige Atmosphäre, in welcher echt wissenschaftliche Produktion so gut wie die künstlerische vor sich geht, wenn das Aquarium als ein das Budget der Station belastender Luxus betrachtet und bezeichnet wurde. Wer jene Bedingtheiten kennt, wird nicht leicht in diesen Fehler verfallen. Um so überraschender ist es, daß die hier in unvergleichlicher Weise gebotene Gelegenheit, die Lebensweise der Seetiere im Detail und streng wissenschaftlich zu studieren, nicht in höherem Maß ausgenützt wird. Dem Laien wird das doppelt sonderbar erscheinen, denn auf ihn macht wohl gerade das den größten Eindruck, wie genau und wie bequem man die Tiere bei der guten Beleuchtung hinter den ebenen Glasscheiben beobachten kann. Er denkt wohl nicht daran, daß die wissenschaftliche Forschung wie alles Menschliche von Zeitströmungen beherrscht wird; daß große Entdeckungen, die auf irgend einem Gebiet gemacht werden, das Interesse, die Arbeit, die Anerkennung auf die Punkte, wo der Fortschritt erzielt wurde, konzentrieren und den andern Gebieten die geistigen und materiellen Nahrungssäfte so lange entziehen, bis wieder ein origineller Kopf auf dem lange Zeit für weniger vornehm gehaltenen Gebiet einen wichtigen Fund tut. Von Anfang an hat Anton Dohrn sich als ein Organisator der wissenschaftlichen Arbeit von überlegenem Weitblick dadurch gezeigt, daß er sämtliche Richtungen der Zoologie, auch die, welche seinen eigenen Bestrebungen ferner lagen, in ihrer Bedeutung erkannte und sie gleichmäßig förderte.

Das Aquarium nimmt fast die ganze Länge und Breite des mittleren

Gebäudes ein. Die großen Seewasserbassins der drei Außenwände — an der Eingangswand sind keine angebracht — erhalten ihr Licht durch Fenster von außen; die Doppelreihe der mittleren Bassins dagegen von oben, durch einen langen schmalen Lichthof, der wie ein Schacht durch die ganze Höhe des Gebäudes geht. Von all dem sieht man nichts, wenn man vor den glänzenden Schaukästen steht, sie scheinen von innerem Licht zu leuchten.

Wir verlassen nun das dämmerige Gewölbe durch eine kleine Hintertür, gehen einen engen Gang und eine enge Treppe hinauf und befinden uns im hellen nüchternen Tageslicht. Wieder öffnen wir eine kleine Tür, — das stolze Gebäude mit der schönen Loggia hat im Innern viele solche enge Gänge und kleine Türen, nichts ist hier auf den Schein berechnet, alles auf den praktischen Gebrauch — und nun stehen wir auf einmal über den Seewasserbassins der einen Seite. Eine schmale hölzerne Brücke und quer gelegte Bretter machen den Raum zugänglich. Wir sehen jetzt von oben auf die ganze Herrlichkeit herab; die tiefe Perspektive der Felsen und Höhlen, in der sich der Blick verlor, ist aufgelöst in ein verständliches Nebeneinander, das Licht, welches die Bassins so magisch durchleuchtete, fällt sehr alltäglich zum Fenster herein. Ein dickes Bleirohr läuft der Länge nach über die Bassins; kleine Zweigrohre gehen von ihm ab, aus denen Seewasser mit Luft vermischt in starkem Strahl herab schießt. So wird die unentbehrliche Durchlüftung des Wassers besorgt. Im Aquarium sahen wir diesen Strom von Luftperlen vom silberglänzenden Wasserspiegel herab kommen, aber seinen Ursprung konnten wir nicht sehen, und ebensowenig sehen wir jetzt hier oben etwas von den Menschen, die vielleicht gerade bewundernd unten vor den Scheiben stehen; die spiegelnde Oberfläche des Wassers trennt uns so sicher wie eiserne Wände. Zuerst kommen uns die Bassins fast leer vor, erst nach und nach erkennen wir unsere alten Bekannten wieder, und auch sie scheinen uns zu bemerken; wohl gewohnt, Futter zu bekommen, wenn solch eine dunkle Masse über ihnen erscheint, wenden sie sich nach der Oberfläche. Wir sehen die großen Muränen in ihren Tonröhren liegen, die mächtigen Tintenfische auf ihren Steinen sich blähen. Daß wir zuerst so wenig von ihnen bemerkten, wie man ja auch am felsigen Strand lange ins Wasser hinab sehen kann, ohne ein Tier zu entdecken, kommt von der Schutzfärbung der Tiere her; von der Rückenfläche betrachtet, heben sie sich fast gar nicht vom Grund ab. Eine rätselhafte Tatsache; jetzt mag sie uns die tröstliche Ueberzeugung verschaffen, daß die nüchterne Forschung keinen schönen Schein zerstört, ohne ein schöneres Rätsel für den Verstand an seine Stelle zu setzen.

Trotz der beständigen Zirkulation des Seewassers, die es frisch und respirabel erhält, dauern manche der zarten Tiere nur wenige Tage lang in den Aquarien aus, sie müssen beständig durch neue ersetzt werden. Die Versorgung des Aquariums mit lebenden Tieren und der Laboratorien mit Studienmaterial geschieht in umfassender Weise durch die Fischerbevölkerung Neapels, welche allmählich dazu erzogen ist, vor allem aber durch die eigenen Fischer und Seeleute der Station. Auf zwei kleinen Dampfschiffen, dem „Johannes Müller“ und dem „Balfour“, und einer Flottile kleiner Ruderboote ziehen sie aus, sowie nur das Wetter es irgend erlaubt, um die nie endenden Bedürfnisse von Aquarium und Arbeitstisch zu befriedigen.

Nun setzen wir unsern Rundgang fort, gelangen auf einer engen Treppe in den ersten Stock des mittleren Gebäudes. Er enthält vor allem die Bibliothek und das große Laboratorium. Die Räume liegen zu beiden Seiten des schon erwähnten Lichthofes und sind von ihm aus zugänglich, über eine ziem-

lich schmale eiserne Brücke hinweg, deren durchbrochener Boden das von oben einfallende Licht fast ungehindert zu den tief unter uns liegenden mittleren Bassins des Aquariums hinabläßt. Das Laboratorium liegt nach der Stadt zu und hat Nordlicht; von der Bibliothek aus sieht man durch die Bogen der sonnigen Loggia aufs blaue Meer.

Beide Räume sind einzig in ihrer Art. In dem gemeinsamen Arbeitsraum finden 12 Forscher Platz. Nach dem Eingang zu stehen die langen Aquarien, aus Glas und Eisen, zwei übereinander; aus einem langen Reservoir darüber läuft das frische Seewasser zu, rieselt durch Heber in tiefer stehende kleine Aquarien, Gläser und Teller, und fließt dann unten ab. Hier werden die Tiere gehalten, die entweder lebend beobachtet oder nach und nach frisch oder konserviert verarbeitet werden sollen. Die Arbeitstische, die Licht benötigen, sind an den Fenstern der Außenwand, in zwei Stockwerken übereinander, durch Regale von einander getrennt, mit all den vielen Arbeitsutensilien, deren wir bedürfen, reich versehen. Ich kenne keinen Raum, der solche Arbeitslust atmet, wie dieses Laboratorium: alle die fleißigen Forscher in denselben vier Wänden, und doch jeder für sich, dazu wie eine ständige Aufmunterung das ununterbrochene Rieseln und Klingen des Wassers.

Auf der andern Seite des Mittelgangs gelangt man in die Bibliothek, den künstlerisch schönsten Raum im ganzen Haus, hoch, hell und luftig, mit Ausgang auf die Loggia und freiem Blick aufs Meer. Das Geheimnis seiner architektonischen Wirkung liegt darin, daß die Bücherregale an den Wänden nur bis etwa 1/3 der Höhe hinauf reichen; der freie Raum darüber ist von den bekannten schönen Fresken Marées' eingenommen, sonnen- und farbenfreudigen Schilderungen südlichen Lebens. So ist dieser Bücher- und Leseraum keine Höhle der Gelehrsamkeit, sondern eine Halle freien, schöpferischen Nachdenkens, und seine beiden Genien, die Kolossalbüsten von Ch. Darwin und K. E. v. Bär, können sich wohl fühlen in ihrer Umgebung. Aber der Leser möge mich nicht mißverstehen; diese Bibliothek, die so wenig Buchweisheit prätendiert, sie sucht ihresgleichen, was Reichhaltigkeit des Inhalts und Bequemlichkeit in der Benützung anlangt. Sie zählt im Augenblick ca. 11000 Bände, darunter 280 fortlaufende Zeitschriften, in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Und diese Schätze werden in liberalster Weise verwaltet. Jeder, der dem Regal ein Buch entnimmt, stellt einen Karton an den leeren Platz mit einer ihm zugeteilten Nummer; so weiß man, wo es zu finden; mit Ausfüllen von Bestellscheinen und Quittungen wird keine Zeit verloren. Die Kontrolle geschieht durch von Zeit zu Zeit vorgenommene Revisionen. Dieses, für Verwaltung wie Benützung der Bibliothek gleich bequeme Verfahren, das sich gründet auf das Vertrauen in das Anstandsgefühl der Benützer, hat sich durchaus bewährt; verloren gingen der Bibliothek in den 35 Jahren ihres Bestehens 20 Bücher, eine Zahl, die wohl gegen die großen Vorteile nicht in Betracht kommt.

Außer diesen beiden großen Räumen enthält das erste Stockwerk noch die Zimmer des Leiters der Station und mehrerer ihrer Beamten. Da sie viel weniger hoch sind als Bibliothek und Laboratorium, so haben über ihnen noch einige kleinere Zimmer Platz, die man auf zwei luftigen eisernen Treppen vom Lichthof aus erreicht. Auf diese Räume war bis vor kurzem die Physiologie beschränkt; sie sind zu knapp geworden und wären es schon viel früher, wenn diese Seite der Erforschung der Meerestiere sich heute schon der Pflege erfreute, die sie verdient. In dem jüngsten großen Anbau, mit dessen Einrichtung man bei meinem letzten Aufenthalt an der Station im Frühjahr 1906

eben begonnen hatte, ist der vergleichenden Physiologie ein neues prächtiges Heim erstanden; möge sie rasch hineinwachsen. Aber noch sind wir im alten Mittelbau nicht zu Ende; ein letztes Stück der eisernen Treppe führt uns unters Dach, wo in hellen etwas niederen und im Sommer wohl auch etwas warmen Räumen auf der Südseite ein Teil der Zeitschriften und Bücher untergebracht worden ist, als die Bibliothek zu eng wurde; auf der Nordseite sind noch einige Arbeitsplätze.

Vierzehn Jahre lang kam man mit diesen Räumen aus; dann wurde die erste Erweiterung vorgenommen, es entstand der kleinere westliche Neubau. Er enthält zu ebener Erde gewissermaßen Küche und Keller des zoologischen Haushalts. Hier wird das von den Fischern eingebrachte lebende Material in Empfang genommen, sortiert, zum Teil an Aquarium und Forscher weitergegeben, zum Teil gleich in kunstvoller Weise konserviert, um die Unterrichts- und Schausammlungen der ganzen Welt zu versorgen. Die oberen Stockwerke sind in einzelne Zimmer eingeteilt, teils für Beamte der Station, teils für ältere Forscher, mit wesentlich derselben Ausstattung wie die Arbeitsplätze im großen Laboratorium, nur alles geräumiger und speziellen Zwecken anpaßbar. Auf den Visitenkarten, welche die Türen bezeichnen, finden wir Namen aus aller Herren Länder.

Im ganzen haben bereits ca. anderthalb tausend Forscher in den Laboratorien der Station Aufnahme gefunden, Jahr für Jahr sind es jetzt an Hundert; und in den Frühjahrsmonaten kann man gleichzeitig sechzig und mehr Gelehrte an der Arbeit sehen.

Man sieht, die großartigen Einrichtungen werden voll ausgenützt, der Gründer der Station hat sich nicht verrechnet, als er den Grundriß des Baues absteckte.

2.

Was tun nun alle diese pazzi forestieri, die oft von weit her kommen, um hier zu arbeiten? Worin besteht überhaupt die Arbeit der modernen Zoologie? Auf welchen Wegen sucht sie sich ihrem Ziel, dem Verständnis des tierischen Lebens und seiner Rolle in der Natur, zu nähern?

Um das zu beantworten, wollen wir uns nicht in eine strenge erkenntniskritische Untersuchung darüber einlassen, in welche Unterdisziplinen man die Wissenschaft vom Leben, speziell vom tierischen Leben, nach unseren heutigen Kenntnissen am besten einteilen würde, vielmehr wollen wir uns die übliche Einteilung der Zoologie in Anatomie, Embryologie, vergleichende Anatomie, Systematik, Physiologie, Entwickelungsphysiologie, Oecologie an einem konkreten Beispiel anschaulich und durch Zurückführung auf bestimmte Kategorien von Fragen verständlich machen. Denn wirklich streng genommen sind jene Betrachtungsweisen überhaupt nicht von einander zu trennen; sie setzen jedoch so verschiedene Fähigkeiten in uns in Bewegung, verlangen so verschiedene Begabungen, die selten in einer Person bei einander sind, daß die einheitliche Wissenschaft vom Leben sehr rasch in einzelne Disziplinen auseinander ging, sowie einmal der Umfang des Gebietes eine Arbeitsteilung zweckdienlich erscheinen ließ.

Zunächst interessiert uns am lebenden Naturobjekt seine Form im weitesten Sinn; von der äußeren Gestalt, der Zusammensetzung aus Organsystemen, dem Aufbau aus Zellen und Zellprodukten bis herab zu den chemischen Verbindungen, aus denen der Körper sich aufbaut. Aus diesem Interesse entsteht die deskriptive Anatomie. Sie abstrahiert von den sichtbaren und unsichtbaren Veränderungen, welche die Form ununterbrochen erleidet. Aus vielen

Gründen tut sie das; die tiefsten bestehen in Eigentümlichkeiten unseres Auffassungs- und Denkvermögens, mehr äußerliche, aber praktisch nicht weniger wichtige, in technischen Untersuchungsbedingungen. Es wird den Leser vielleicht interessiren, über diese Technik etwas näheres zu erfahren, denn ihre raffinierte Ausbildung ist zweifellos die stärkste Seite der modernen Zoologie, aber auch eine gefährliche Klippe für den Forscher. Sie ermöglicht die spielende Beobachtung von Tatsachen, die früher nur den begabtesten und geduldigsten Untersuchern zugänglich waren, und läßt uns immer weiter ins Reich des Unsichtbaren vordringen; sie wird aber auch bei der Schwierigkeit ihrer Ausübung gar zu leicht zum Selbstzweck, läßt uns über der Freude am endlichen Erfolg die allgemein wichtigen philosophischen Fragen vergessen, denen zu Liebe wir ursprünglich die ganze Mühe auf uns nahmen. Und doch liegt viel Geist, wenn auch nicht in der Ausübung, so doch in der Erfindung dieser Methoden. Es handelt sich vor allem um die mikroskopische Untersuchung der Objekte; in der Zergliederung mit Messer und Schere, ohne oder mit ganz schwacher Lupenvergrößerung, haben wir wohl keine Fortschritte gegen frühere Zeiten aufzuweisen; im Gegenteil, man begreift oft kaum die Handgeschicklichkeit, welche jene alten Untersucher gehabt haben müssen. Erst in neuester Zeit, nach Einführung vorzüglicher optischer Instrumente, traut man sich wieder etwas mehr in dieser Richtung zu, erinnert man sich wieder, daß ein einziger geschickter Griff oft dasselbe vor Augen führen kann wie die langwierigste Untersuchung umständlich vorbereiteter Objekte. Aber freilich, die unermeßliche wissenschaftliche Bedeutung der modernen mikroskopischen Technik wird dadurch nicht berührt. Darüber nun ein paar Worte.

Die technisch folgenreichste Eigentümlichkeit der mikroskopischen Untersuchung besteht vielleicht darin, daß sie bei durchfallendem Licht vorgenommen wird, indem man das Objekt mittels eines am Mikroskop befestigten Spiegels von unten her beleuchtet. Wir sehen den zu untersuchenden Gegenstand also nicht wie ein plastisches Kunstwerk bei auffallendem und reflektiertem Licht, sondern wie ein Kirchenfenster gegen den hellen Himmel. Eine Reihe von Gründen nötigen zu diesem Verfahren: bei stärkerer Vergrößerung muß die Linse dem Objekte so sehr genähert werden, daß die Beleuchtung von oben schwierig, wo nicht unmöglich ist; vom durchfallenden Licht geht bei geeigneter Vorbehandlung des Objekts viel weniger verloren als vom reflektierten Licht, so daß man ein helleres Bild erhält; mit reflektiertem Licht kann man nur die Oberfläche betrachten, man möchte aber das Objekt durch und durch sehen. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß sich zur eingehenden mikroskopischen Analyse nur durchsichtige Objekte eignen. So also ohne weitere Vorbehandlung die meisten jener winzig kleinen Lebewesen des Meeres und des süßen Wassers. Man braucht sie bloß in einem Tropfen ihres Elements auf eine Glasplatte, den Objektträger, zu bringen, und zur Verhütung der Verdunstung des Wassers und um die störenden Lichtreflexe an der runden Tropfenoberfläche zu vermeiden, mit einem zweiten, dünnen Gläschen, dem Deckgläschen, zu bedecken, und das mikroskopische Präparat ist fertig. Es gibt auch größere Tiere, namentlich im Meer, welche durchsichtig genug wären, um ohne weiteres mikroskopisch untersucht zu werden; aber ein im Innern gelegenes Organ, auf welches man scharf einstellt, wird immer undeutlich erscheinen, weil man die darüber und darunter gelegenen Teile verschwommen mitsieht. Die meisten größeren Objekte sind aber überhaupt mehr oder weniger undurchsichtig. Man ist daher darauf angewiesen, solche Objekte zu zerzupfen, oder noch besser, sie in feine Schnitte zu zerlegen, die man einzeln studiert, um sich hernach aus ihnen das Ganze wieder aufzubauen. Die Bo-

taniker untersuchen so grüne, nicht weiter vorbereitete Pflanzenteile, an Schnitten, die sie aus freier Hand mit einem gewöhnlichen Rasiermesser anfertigen. Die tierischen Gewebe besitzen selten die zu dieser einfachen Methode nötige Konsistenz; meist muß man sie zum mindesten gefrieren lassen. In der Regel aber werden die Objekte vor dem Schneiden durch Behandlung mit bestimmten Flüssigkeiten gehärtet. Und selbst so kann man nur ziemlich dicke Schnitte herstellen, nicht jene feinen von wenigen Tausendsteln eines Millimeters Dicke, auf denen die meisten unserer modernen Untersuchungen basieren. Das wird nun durch einen höchst sinnreichen Kunstgriff ermöglicht. Jeder weiß, daß man von einem Paraffinlicht sehr feine Späne abschaben kann. Mit diesem Stoff durchtränkt man nun die Objekte, die man schneiden will, in einer Temperatur, bei der das Paraffin flüssig ist. Das geht nicht ohne weiteres, weil das Objekt zu einem großen Teil aus Wasser besteht, das sich mit dem Paraffin nicht mischt und ihm daher den Eintritt verwehrt. Deshalb entzieht man dem Objekt zuerst jede Spur von Wasser, indem man es nach und nach in reinen Alkohol überträgt, und ersetzt dann diesen letzteren durch eine zweite Flüssigkeit, die sowohl mit ihm als auch dem Paraffin mischbar ist, z. B. Chloroform. An dessen Stelle endlich läßt man in einem Wärmeschrank flüssiges Paraffin treten. Ist das nach einigen Stunden geschehen, so gießt man Paraffin und Objekt in eine Form und läßt sie erkalten und fest werden. Nun kann man beide zusammen in jene äußerst dünnen und regelmäßigen Schnitte zerlegen; freilich nicht mit der Hand, sondern mit einem besonderen Instrument, dem Mikrotom, deren es eine ganze Anzahl von Modellen gibt. Am sinnreichsten scheint mir eines der einfachsten zu sein, das Schlittenmikrotom. Objekt und Messer sind auf zwei Metallklötzen befestigt, sogenannten Schlitten, welche in zwei nebeneinander liegenden Gleitbahnen hin und her bewegt werden können. Die Bahn des Objektschlittens steigt nach hinten ganz wenig an, so daß das Objekt durch jedes Vorwärtsrücken des Schlittens in dieser Richtung, das durch eine Mikrometerschraube in sehr genauer Abmessung bewirkt werden kann, um einen noch bedeutend kleineren Betrag gehoben wird, dem in horizontaler Bahn hin und her gleitenden Messer entgegen. Die abgenommenen Schnitte durch das Objekt werden nun auf einen Objektträger aufgeklebt, durch ein Lösungsmittel vom Paraffin befreit, in ein durchsichtiges, nach und nach erhärtendes Harz eingeschlossen und durch ein aufgelegtes Deckgläschen geschützt. Aber selbst damit können wir uns in den seltensten Fällen begnügen; man würde nicht viel an solchen Schnitten sehen, weil sie zu gleichartig in sich sind. Da hat man nun die folgenreiche Beobachtung gemacht, daß die verschiedenen Gewebe und namentlich die einzelnen Bestandteile der Zelle sich gegen gewisse Farbstoffe verschieden verhalten. So färben wir die Objekte vor der mikroskopischen Untersuchung. Eine unendlich verzweigte Färbetechnik hat sich auf Grund dieser Entdeckung nach und nach entwickelt, von unberechenbarer theoretischer und praktischer Wichtigkeit; so gäbe es keine Kernmorphologie mit ihrer Bedeutung für die Vererbungslehre, es gäbe keine Bakteriologie im heutigen Umfang, wäre jener einzige glückliche Griff nicht getan worden.

Doch möchte ich hier nicht weiter ins Detail gehen; ich glaube schon jetzt meinen Zweck erreicht zu haben, den verehrten Leser ein wenig zu langweilen, und damit an Empfindungen teilnehmen zu lassen, die uns selbst bei diesen Arbeiten nicht fremd bleiben.

Durch solche von Jahr zu Jahr mehr ins einzelne vordringende Forschungsarbeit werden die grundlegenden Tatsachen ans Licht gefördert; dann nimmt sie der denkende Geist in weitere Bearbeitung. Bei der Vergleichung der zer-

gliederten Tierformen stellt sich heraus, daß sie gruppenweise zusammen gehören, aber oft wesentlich anders als es auf den ersten Blick hätte scheinen können. Will man sich das recht drastisch vor Augen führen, so studiere man im Aquarium das Bassin mit den Stachelhäutern, das erste links vom Eingang, eines der reizvollsten im ganzen Raum. Tiere von sehr verschiedenem Aussehen sind hier beisammen, die plumpsten, die man sich denken kann, denn sie sind beinahe kugelrund, die stachelbewehrten Seeigel; und im größten Gegensatz dazu die Haarsterne, die fast nur aus schlanken, selbst wieder gefiederten Armen bestehen. Während der Seeigel seinen unbeweglichen Körper auf den langen Stacheln wie auf Stelzen weiter hebelt, und sich mit zahllosen zarten Saugfüßchen, die ausgestreckt, angeheftet und wieder verkürzt werden, über den Boden wegschleppt oder an Wänden emporzieht, machen die Haarsterne mit ihren Armen Bewegungen, die man halb dem Schreiten einer Spinne, halb dem Flügelschlag eines Vogels vergleichen möchte, und schweben mit entzückender Leichtigkelt dahin. Ziemlich anders wieder ist der allgemeine äußere Habitus und die Art der Bewegung bei den übrigen Bewohnern dieses Beckens, den Seesternen, Schlangensternen und Seegurken. Alle diese Tiere sind nun nicht zufällig oder aus ästhetischen Gründen in dem Bassin vereinigt, auch nicht, weil sie zusammen besonders gut gedeihen oder gar aufeinander angewiesen sind — diese Erscheinung, die man Symbiose nennt, kann man schön an dem Bassin mit den Krebsen beobachten — sondern weil sie nach ihrem Körperbau, so verschieden er auch auf den ersten Blick erscheinen mag, zusammen gehören, eine große Gruppe des Tierreichs, die der Echinodermata oder Stachelhäuter, bilden. Die Wissenschaft, welche durch Vergleichung der anatomischen Einzelbefunde die große Fülle der Tiere in einzelne Gruppen von ähnlichem Bau gliedert, nennt man vergleichende Anatomie; das Produkt ihrer Arbeit ist das natürliche System der Tiere. Ein solches System ist nötig, um die unübersehbare Menge der verschiedenen Formen geistig zu beherrschen, die schon bekannten rasch und leicht wieder zu finden, neu entdeckte sinngemäß einzureihen. Das ist die mehr praktische Seite des Systems, die spezielle Aufgabe der Systematik. Aber daran denkt man nicht zunächst, wenn man von der vergleichenden Anatomie spricht; das würde ihr noch kein über das Fach hinausgehendes Interesse sichern. Die ungeheure Tragweite des natürlichen Systems der Tiere besteht vielmehr darin, daß die zunächst rein ideell gefaßten Verwandtschaften mit die stärksten Stützen für die Abstammungslehre liefern, für die Theorie einer wirklichen Blutsverwandtschaft der Tiere. Es lassen sich innerhalb gewisser Grenzen fast lückenlose Reihen aufstellen, die mit einfachen Formen beginnend zu immer komplizierteren hinaufführen. Und am Ende einer solchen Reihe stehen wir selbst: kein Wunder, daß diese Lehre bei ihrem ersten Auftreten die Gemüter aufs heftigste erregt hat und daß immer wieder im Geistesleben jedes Einzelnen das erste Aufdämmern und das volle Klarwerden dieser Einsicht Epoche macht wie kaum eine andere Erkenntnis.

Der Gedanke einer Entwicklung der fertigen Formen auseinander wäre wohl nie gefaßt worden, wenn der Begriff der Entwicklung nicht schon bereit gelegen hätte, abgeleitet aus der jedermann von klein auf geläufigen Tatsache der gesetzmäßigen Wandlungen, welche jedes tierische und pflanzliche Einzelwesen im Lauf seines Lebens durchmacht. Hier haben wir auch Reihen, die mit einfachen Formen beginnen und zu immer komplizierteren hinaufführen, wir können sie auch, gerade wie jene der vergleichenden Anatomie, aus konserviertem Material zusammenstellen, das wir etwa dem Uterus eines trächtigen Tieres entnommen oder auf gut Glück im Meere gefischt haben; außer-

dem aber können wir die Bahn, deren einzelne Punkte wir durch die erstarrten Zustände verschiedener Tiere bestimmten, auch von einem und demselben lebenden Keime durchlaufen sehen, und können uns durch die Beobachtung überzeugen, daß jene Formen tatsächlich aus einander hervorgehen, sich aus einander entwickeln. Man bezeichnet die biologische Disziplin, welche die einzelnen Entwicklungsgänge festzustellen sucht, als deskriptive Embryologie und stellt sie damit scheinbar auf die gleiche Stufe wie die deskriptive Anatomie. Sie schmiegt sich aber dem Gegenstand der Biologie, dem lebenden Organismus doch schon um einen Grad genauer an, indem sie nur zum Zweck der Untersuchung einzelne Momente des Geschehens herausgreift, dabei aber nicht stehen bleibt, sondern aus den einzelnen Punkten wieder die Kurve zusammensetzt. So leitet sie schon hinüber zu den physiologischen Disziplinen, welche die einzelnen Prozesse des Lebens als solche zum Gegenstand haben, sie aber nicht nur am Faden der zeitlichen Aufeinanderfolge aufreihen, sondern ihre gesetzmäßigen Verkettungen aufzudecken suchen.

So können wir bei unseren Seeigeln z. B. die Frage stellen, durch welche der Einrichtungen im Körperbau, die uns die deskriptive Anatomie kennen gelehrt hat, es ermöglicht wird, daß sich die Saugfüßchen alle in derselben Richtung ausstrecken, sodaß durch ihre Anheftung und Zusammenziehung der Körper nach einer Seite hin geschleppt wird; von solch einer einfachen Frage, die sich aus der Beobachtung des lebenden Tiers von selbst ergibt, können wir ausgehen, und dann immer weiter ins Detail forschen, bis wir auf letzte einfachste Vorgänge stoßen, die wir nicht weiter aufzulösen vermögen. Es ist das die Aufgabe der Physiologie im engern Sinn, der Physiologie des Erwachsenen. Seit einigen Jahrzehnten legt man sich aber noch kühnere Fragen vor; man sucht zu erfahren, in welche einfacheren Vorgänge sich die Entwicklung zerlegen läßt, die vom Ei zum fertigen Tier führt, und welche Gesetzlichkeiten diese Vorgänge beherrschen. Dieser jetzt in voller Blüte stehende Zweig der Wissenschaft ist die Entwicklungsphysiologie. Der Name der zoologischen Station zu Neapel ist für alle Zeiten aufs engste mit ihrem Aufsteigen verknüpft. Die Beziehungen nun, in denen die werdenden und die fertigen Tiere mit ihren Bedürfnissen, welche uns die Physiologie kennen gelehrt hat, zu ihrer lebenden und toten Umgebung stehen, sie sind Gegenstand der sogenannten Oekologie; mit ihr hängt aufs engste zusammen die Tiergeographie, die Lehre von der Verbreitung der Tiere im Wasser und auf dem festen Land.

3.

In all diesen Richtungen ist die Zoologie durch Gründung der zoologischen Station zu Neapel mächtig gefördert worden, mehr vielleicht als durch irgend ein anderes wissenschaftliches Institut der Welt. Und das hauptsächlich deshalb, weil ihr Gründer sie an die richtige Stelle setzte, ans Meer.

Es läßt sich unschwer einsehen, daß die Tierwelt des Wassers und speziell die des Meeres dem Forscher ganz andere Erscheinungen darbietet als die des festen Landes. Die wenigsten Tiere sind imstande, abwechselnd in der Luft und im Wasser zu leben, weil die wichtigsten Lebensfunktionen, ja mehr oder weniger alle, in beiden Elementen ganz verschiedene Einrichtungen nötig machen. Man denke nur an die Regulierung des Wassergehalts. Die lebende Substanz, das Protoplasma, ist von zähflüssiger Konsistenz; es muß in der Luft durch besondere Hüllen vor dem Eintrocknen geschützt werden, die im Wasser natürlich dafür unnötig sind. Auch in unserem eigenen Körper ist das eigentlich Lebendige etwa in derselben Lage, wie Menschen es wären, die sich mitten in der Wüste angesiedelt hätten, ihren Wasserbedarf von auswärts zugeleitet

bekämen und aufs sparsamste mit jedem Tropfen des kostbaren Stoffes umgingen. Oder man nehme die technischen Aufgaben, welche das Bedürfnis der Ortsbewegung an den Organismus stellt. Daß diese im Wasser anders und leichter zu lösen sind als auf dem Lande, zeigt schon im menschlichen Verkehr die Bedeutung der Wasserstraßen. Und so ließen sich noch viele Verschiedenheiten anführen, die zum großen Teil darauf beruhen, daß das Wasser ein notwendiger Bestandteil des Protoplasmas und das spezifische Gewicht beider nicht gar zu verschieden ist. Im allgemeinen liegen die Verhältnisse im Wasser einfacher für den Organismus, wie er nun einmal auf der Erde ist, als in der Luft auf dem festen Land; im Wasser haben wir also die Ursprungsstätte des Organischen zu suchen. Und in der Tat finden wir hier die einfachsten Vertreter aller Hauptgruppen des Tierreiches, und wir sind überzeugt, daß es eine Zeit gab, wo Landtiere noch völlig fehlten, daß also unsere Vergangenheit im Wasser liegt. Und zwar nicht in den Binnengewässern, sondern im Meer. Denn alle Gewässer des Festlands, die Quellen, Bäche und Ströme, die kleinsten Tümpel und die größten Seen werden gespeist durch die atmosphärischen Niederschläge, die keine Organismen enthalten, und sind entstanden an Stellen, wo infolge des beständigen Wechsels im Relief der Erdoberfläche früher trockenes Land war. Auch die ältesten von ihnen blicken wohl auf eine nur kurze ununterbrochene Vergangenheit zurück im Vergleich zum erdumspannenden Meere. Im Meer also müssen die ältesten, einfachsten Organismen gelebt haben, von ihm aus haben sie das Land und die süßen Gewässer besiedelt. Wir hoffen aber da am ehesten Erkenntnis zu finden, wo wir den Ursprüngen am nächsten stehen. Und so zogen denn schon in den Anfängen der modernen biologischen Wissenschaft die Forscher ans Meer; Johannes Müller, der große Anatom und Physiologe, brach hier die Bahn, seine Schüler folgten. Aber mit welchen zeit-, geld- und kraftraubenden Hindernissen hatten sie dabei zu kämpfen! Einer von ihnen schildert namentlich die letzteren in anschaulicher Weise.

„Wer hätte nicht schon erfahren, welche Schwierigkeiten es bietet, in der eigenen Heimat eine hinreichende Menge von gewissen Tieren, — falls es sich um Anatomie, — oder deren Eiern, falls es sich um Entwicklungsgeschichte handelt, zu erhalten, um daran eine längere Untersuchung ausführen zu können. Und doch kennt man die Lokalitäten, die Fauna und Flora ziemlich gut, man kennt die Menschen und weiß sich an die richtige Quelle zu wenden, und schließlich lebt man in seinen gewohnten Umgebungen, in denen man zur Not Ersatz für fehlgeschlagene Bemühungen findet, ja auch wohl Fachgenossen, die mit Rat und Tat zur Hand gehen. Das Alles wird doppelt und dreifach schwierig, sobald man im fremden Lande weilt, in dem Alles anders, Alles neu und fremdartig ist, in dem Natur und Menschen erst eine Akklimatisation und Umformung der Gewohnheiten fordern, ehe auch nur die alltägliche Arbeitskraft und Objektivität zu gewinnen ist, in dem besonders die eigentlichen Aufgaben des Reisenden nicht eher zu bewältigen sind, als bis Wochen vergangen sind, die ihn propädeutisch vorgebildet haben und nach vielem Suchen und Mühen endlich die gewünschte Gelegenheit bieten, seine Untersuchungen mit Erfolg aufzunehmen. Das Wohnungssuchen, die nötige Bedienung, Essen, Trinken und Schlafen vernünftig einzurichten, — Alles selbstverständliche Dinge zu Hause, werden im fremden Lande, vor allem in Städten wie Neapel und Messina, wichtige und schwierige Angelegenheiten, die oft zur Unbehaglichkeit, nicht selten zur wesentlichen Beeinträchtigung der gehofften Arbeitsresultate führen. Und wer nun nicht das Glück hat, sofort das gewünschte Arbeitsobjekt zu erhalten, wer vielleicht versäumt hat, sich

bei Zeiten über sein Vorkommen und die Art, seiner habhaft zu werden, zu unterrichten, — der wird fühlen, wie übel es ist, im fremden Lande auf sich selbst angewiesen, mit Unmut und Widerwärtigkeiten zu kämpfen zu haben."

Ich habe Anton Dohrn — denn von ihm stammt diese Schilderung — selbst reden lassen, weil mir die eigene Anschauung dieser Schwierigkeiten fehlt. Wie bequem haben wir es heute! Man richtet einfach an den Senat einer Universität, an das Unterrichtsministerium eines deutschen Staates, ein Gesuch um Ueberlassung eines „Tisches" an der zoologischen Station zu Neapel; nach 2—3 tägiger Fahrt per Bahn oder zu Schiff ist man an Ort und Stelle; mitzunehmen hat man seine anatomischen und optischen Instrumente; Gläser, Reagentien und was man sonst noch braucht, liefert die Station und es kann gar nicht genug gerühmt werden, mit welcher Liberalität auch die speziellsten und unerwartetsten Wünsche befriedigt werden. Bücher braucht man nicht mitzubringen, im Gegenteil hat sich schon mancher allein der Bibliothek wegen an der Station aufgehalten. Auch sonst findet man jede nur denkbare Erleichterung; und wie manche piccola difficoltà, die den nordischen Neuling außer Fassung bringt, wird von den erfahrenen und unermüdlich liebenswürdigen Beamten der Station ohne viel Aufhebens aus dem Wege geräumt. Was früher nach Aufwand an Zeit, Geld und Kraft eine wissenschaftliche Expedition war, das läßt sich jetzt im Rahmen einer Ferienreise erledigen.

Man braucht nicht Fachmann zu sein, um einzusehen, daß manche Zweige der Wissenschaft dadurch um Jahrzehnte in ihrer Entwicklung beschleunigt, einige geradezu erst ermöglicht wurden. Jene primitive Art, sich all sein Material mit Hilfe von einheimischen Fischern selbst zu verschaffen, hat ja sicher außer einem eigenen Reiz auch ihre unleugbaren Vorteile, dieselben Vorteile, die jede eigenhändige Beschäftigung mit irgend einem Gegenstand bietet. Aber wie es nicht zu bedauern ist, daß sich nicht mehr jeder sein Korn selbst sät, sein Brot selbst bäckt, — so manches auch jene Zeiten, wo dies noch der Fall war, an Unmittelbarkeit der Lebensauffassung vor uns voraus hatten — so wenig kann der ungeheure Vorteil für den Fortschritt der Wissenschaft, der durch die Benützung der Vorarbeit anderer erreicht wird, dadurch beeinträchtigt werden, daß man nicht in jedem Fall selbst mit Hand anlegt, wenn die Tiere, die man untersuchen will, gefangen werden. Denn es handelt sich ja um die Arbeit von Zoologen, welche die Elemente ihrer Wissenschaft bereits hinter sich haben, nicht um die Erziehung von ganz jungen Leuten zu Forschern. Für diese letzteren ist freilich die intensivste Berührung mit allen Seiten ihres Gegenstandes wünschenswert, und sind vergebliche Versuche kein Zeitverlust. Und so mag sich immerhin der angehende Forscher mit Vorteil auch einmal an irgend ein unwirtliches Gestade setzen und sehen, wie viel er ohne fremde Hilfe zustande bringt. Auch wer das eine oder andere seltene Tier sucht, welches in Neapel nicht zu finden oder nicht so häufig ist wie vielleicht an anderen Punkten, mag auf eigene Faust sein Glück an anderen Stellen versuchen. Aber abgesehen von solchen Fällen muß man schon „ein Narr auf eigne Hand" sein wollen, wenn man die Wege nicht benützt, die einem hier geebnet sind.

Niemand weiß besser die Dienste zu schätzen, die ein solches wohl eingerichtetes Laboratorium der Wissenschaft leisten kann, als der Forscher, der experimentell arbeitet, ob er nun die allgemeinen Lebensfunktionen der Tiere studiert, oder die Gesetzlichkeiten der Entwicklung festzustellen strebt. Während sich Fang und Konservierung der anatomisch zu verarbeitenden Tiere, ja selbst ihre Zergliederung und mikroskopische Untersuchung zur Not auch in einem einfachen Fischerdorf, in einem gemieteten Zimmer oder aufgeschlagenen Zelt

ausführen lassen, erfordert die physiologische Untersuchung einerseits so mannigfache und oft komplizierte und teure Apparate, und ist andererseits vielfach so minutiös und anstrengend, daß eine gewisse Reichlichkeit der Mittel an einem festen Standort, und auch eine gewisse Bequemlichkeit der Existenz unentbehrlich sind. Voll ausgenützt sind die Hilfsquellen, welche in dieser Beziehung die zoologische Station der Wissenschaft eröffnet hat, bisher nur von einem Zweig physiologischer Forschung, der Entwicklungsphysiologie. Denn während die ersten grundlegenden Experimente W. Roux's, welche dieser Forschungsrichtung zum Durchbruch verhalfen, an Tieren des Binnenlandes, an Amphibien, angestellt wurden, ist die weitere Förderung dieser Wissenschaft zu einem großen Teil durch Experimente erfolgt, zu denen Eier und Embryonen von Seetieren dienten. Namentlich die Seeigel des Golfes von Neapel haben ihre besten Tage gesehen, seitdem sich ihre kleinen, durchsichtigen, stets erhältlichen Eier als außerordentlich geeignet für viele Experimente erwiesen. Ein ähnlicher Aufschwung ist für die vergleichend physiologische Forschung nicht zu verzeichnen, obwohl auch hier gerade an der zoologischen Station Arbeiten entstanden, welche der Originalität ihrer Fragestellung nach recht gut als grundlegende bezeichnet werden können. Es ist ein Hauptzweck dieser Zeilen, darauf hinzuweisen, daß die Station die reichsten Hilfsmittel zur Hebung der hier vorliegenden Schätze bereit gestellt hat.

* * *

Aber noch etwas anderes als Zoologie kann namentlich der junge deutsche Zoologe in Neapel lernen, was für ihn nicht weniger wertvoll ist. Für einen Gelehrten, der täglich kleine und große Organismen vors Messer und unters Mikroskop bekommt, ist es sehr anziehend und sicher nicht ohne Nutzen, zur Abwechslung einmal selbst eine Zeitlang in einem Organismus zu leben, dessen Eigenart ihm durch seine Berufsarbeit verständlich ist und namentlich, dessen Grenzen er übersehen kann. Denn Glieder von überpersönlichen Organismen sind wir ja alle und stets, nur fehlt meist die unmittelbare, elementare Freude daran, welche frühere Geschlechter zur höchsten Anspannung aller Kräfte trieb. Die organisierten Einheiten sind zu groß geworden, um noch vom Einzelnen überschaut zu werden; der Große fühlt sich darin beengt durch die Masse, der Kleine einem Zwang unterworfen, dessen Sinn und Vernunft er nicht einsieht. Der moderne Mensch, und namentlich der Deutsche bedarf darum der Schulung durch kleinere übersichtliche Organisationen, um zum anschaulichen Verständnis des Lebensmöglichen erzogen zu werden; dann wird er sich auch politisch vernünftig in der größeren Welt bewegen lernen, deren Grenzen er nicht mehr übersieht. Wer offene Sinne hat, kann da an der Station viel lernen, was ihm sonst auf seinem gelehrten Lebenswege vielleicht nicht entgegengetreten wäre. Und daß die Station im Ausland liegt, bedeutet einen Vorteil mehr für ihn; die draußen auf Vorposten sehen manches in der Heimat anders an als wir es gewohnt sind. Und frische Augen für die Aufgaben, welche unser Land uns stellt, das ist doch das beste, was wir uns in der Fremde holen können. —

Und so möge denn die Zoologische Station zu Neapel von Generation zu Generation blühen und gedeihen, eine deutsche Pflegestätte der internationalen Wissenschaft. Sie wird es, denn sie befriedigt in vorbildlicher Weise ein ideales Bedürfnis, das in ständigem Wachsen begriffen ist.

Dem Mann aber, dem wir das alles verdanken, möge beschieden sein, sich noch lange in Gesundheit seines Werkes zu freuen.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

2.

Auf der grünen Ebene, die sich durch das mittlere Italien bis an das Adriatische Meer zieht, reiften unter goldenem Himmel der Mais und die Trauben. Die balsamische Luft trug die Chorgesänge der Weinleser von Hof zu Hof; den halbnackten Kindern troff der Saft von den Händen, in denen sie den Ueberfluß der Beeren zerquetschten.

Nachdem die Romagna, die Herzogtümer Modena und Parma sich mit Toskana verbunden hatten, bildeten die vier Staaten eine Liga mit eigener Regierung und einem eigenen Heer, um ihre Selbständigkeit zu wahren, bis die Vereinigung mit Sardinien zu einem Königreich Oberitalien ins Werk gesetzt werden könnte. Garibaldi war darauf bedacht, das Heer zu ordnen, dessen Oberbefehl Baron Ricasoli ihm angeboten hatte, nachdem der durch die Verteidigung Venedigs berühmt gewordene General Ulloa in den Verdacht gekommen war, den eben vertriebenen Großherzog durch einen napoleonischen Prinzen ersetzen zu wollen, und deshalb seine Entlassung hatte nehmen müssen. Er versammelte seine getreuen Offiziere um sich, die zum Teil ihm von Amerika gefolgt waren, Medici, Sacchi, Nino Bixio, den Ungarn Türr und andere, von denen er wußte, daß sie zu einem Angriffe auf die päpstlichen Staaten bereit sein würden; denn zu diesem Zwecke hatte er den Befehl übernommen. Sein Gemüt war unruhvoller als sonst: der Aufenthalt in Rimini, an jener Küste, wo er vor 10 Jahren den schrecklichen Untergang überlebt hatte, weckte verhängnisvolle Erinnerungen in ihm auf. Er sah den Pater Verità wieder, den Priester, der ihm zu seiner Flucht hülfereiche Hand gegeben hatte, und der kein Maß in seiner Rührung und Freude fand, das geliebte Haupt voll Hoffnung und Ehre wiederzusehen, das damals der Tod berührte. Nichts schien natürlicher, als daß er dem Lande, das noch von seinem Ruhm und Unglück voll war, die endliche Befreiung bringen sollte, irgend ein übriggebliebenes Denkmal seines Geschickes schien seiner dort zu harren und ihn dahin zu ziehen.

Daß es nach des Königs Sinn sei, wenn er die Marken und Umbrien eroberte, um von dort aus den Süden zu befreien, bezweifelte er nicht, Viktor Emanuel kannte seine Gesinnung und Absichten und würde ihn nicht ermuntert

haben, an diese Stelle zu treten, wenn er ihm damit nicht den Weg hätte freimachen wollen. Allerdings lag das Oberkommando der Armeen der Liga nicht in seiner Hand, sondern in der des Generals Manfredo Fanti, dessen rühmliche Vergangenheit, Tapferkeit und Patriotismus jedoch Garibaldi dafür bürgten, daß er ihm nicht entgegenarbeiten, vielmehr helfen würde. Manfredo Fanti war ein stolzer und stattlicher Mann, in seinen Anfängen revolutionär, doch von einer angeborenen Richtung nach Ordnung, Besitz und legitimen Gütern allmählich zu hohen Stellen getragen. Aus Spanien zurückkehrend, wo er sich in den Kriegen großes Ansehen erworben hatte und durch Familie heimisch zu fühlen begann, war er in die sardinische Armee eingetreten und in der Politik ein Anhänger Cavours geworden, der ihn hochschätzte. Indessen war er trotz aller Erfolge, die seinen innersten Erwartungen nie entsprachen, und seiner Anlage nach nicht glücklich. Er ließ Garibaldi gelten, da er ihm untergeordnet war, und weil er es für wichtig hielt, daß man sich der Talente eines jeden bediene, besonders in kriegerischen oder gewissermaßen revolutionären Zeiten.

Die Diktatur der Herzogtümer hatte Luigi Carlo Farini übernommen, aus der Provinz Ravenna gebürtig, ein Politiker von gemäßigter Gesinnung, der das Heil in dem König von Sardinien, hauptsächlich aber in Cavour sah. Er betrieb den Anschluß der von ihm regierten Staaten an Piemont mit einer Energie, die Garibaldi für ihn einnahm, ohne sich dadurch stören zu lassen, daß die Regierung selbst, nämlich der neue Minister Rattazzi, diesem Vorgehen mit ebensoviel Angst und Schrecken wie Genugtuung zusah und aus Furcht vor Napoleon die dargebotenen Provinzen anzunehmen zögerte.

Im Oktober speiste Garibaldi zusammen mit dem General Fanti bei dem Diktator, der im herzoglichen Palast von Modena residierte. In seiner fürstlichen Stellung glich Farini einem Schauspieler, der zum ersten Male die Rolle erhalten hat, die seinen Gaben entspricht: sein fleischiges Gesicht strahlte Erhabenheit und Gnade, er bewegte sich mit breitgeschwungenen Gesten und hielt sich, wenn es darauf ankam, als trüge er den Pomp eines asiatischen Satrapen am Leibe. Dazu standen ihm treffende Sätze, sowohl edle wie witzige, jederzeit zu Gebot, die sich wie römische Inschriften in Marmor gehauen anhörten. Er empfing seine Gäste mit fröhlicher und glanzvoller Würde. Während des Essens, das von behenden Dienern aufgetragen wurde, zog er eine Silbermünze aus der Tasche und sagte mit bedeutsamem Lächeln: „Dies, meine Herren, sind fünf Lire, womit ich den Herzog von Modena bankrott zu machen gedenke" und zeigte den frischgeprägten Kopf Viktor Emanuels auf der Bildseite. „Bravo!" rief Garibaldi, das Stück erfreut in der Hand drehend, „wir leben in einer Zeit, wo aus gemeinem Gelde selbst Waffen werden, die Schlachten gewinnen können." „Er ist ein Patriot", sagte Farini behaglich, indem er die Münze streichelte, „denn jedermann wird ihn gern einstecken." Fanti meinte mit einer liebenswürdigen Wendung gegen den Diktator: „Das Blatt hat sich gewendet, jetzt sitzen die Patrioten auf alten Fürstenthronen

und regieren.“ „Einige Stunden weit“, sagte Garibaldi trocken, „lägen sie noch in den Kerkern und faulten.“ „Ja“, erwiderte Farini seufzend, „es müssen noch viele Piaster, Unzen, Gregorini und Carlini begraben und mit neuem Antlitz erstanden sein, bis jedermann in Italien ein Vaterland hat und es lieben darf. Was mich betrifft, so denke ich, wenn meine Arbeit getan ist, zu zeigen, daß ich dem Gesetz, das ich verkündigt habe, auch als schlichter Bürger gehorchen kann!“

Jetzt brachten die Diener den Kaffee und verließen den Saal, worauf das Gespräch sich freier ergehen konnte. „Ich glaube“, sagte Garibaldi, „Eure Arbeit beginnt erst, und Ihr habt Eure Tüchtigkeit zu sehr merken lassen, als daß man Euch Ruhe gönnen dürfte“, und kam damit auf den Gegenstand, der ihm am Herzen lag. Er sprach von der unchristlichen Rache, mit der Pius IX. seine Untertanen, die sich wie Bologna von seiner unleidlichen Herrschaft hatten losreißen wollen, durch barbarische Söldner gestraft habe, von der Sehnsucht, mit der die wiederum Unterjochten auf ihre glücklicheren Brüder blickten, und daß er es für seine Pflicht erachte, ihnen in der Not beizuspringen. An ihm solle es nicht fehlen, sagte Fanti, wenn der Aufstand dort beginne und die Hülfe der Liga angerufen werde, und Farini fügte hinzu: „Wir wollen den Felsen Petri, wenn er zu wackeln anfängt, nicht stützen, und die sich an uns klammern und unsern Schutz suchen, wollen wir nicht zurückstoßen.“

Während dieses Gespräches kam La Farina, dessen Besuch, da er schon öfters wichtige Botschaften Cavours überbracht hatte, Farini nicht überraschte. Er horchte gespannt auf, denn er wußte von den Plänen Garibaldis nur ungenauen Bescheid, und sagte, es sei wohl eher zu wünschen, daß man sich jetzt ruhig verhalte, wo nicht einmal der Erwerb Toskanas und der Herzogtümer gesichert sei, und wo ein zu gewagter Schachzug, Frankreich und Oesterreich in die Schranken rufen könne. Er habe die Hülfe Napoleons nie gewünscht, sagte Garibaldi ungeduldig, und fürchte jetzt seinen Zorn nicht. Farini sagte mit Bewußtsein: „Der Emilia bin ich sicher und Ricasoli dürfte es Toskanas sein. Uns kann nichts mehr von Piemont als der Wille des Königs trennen.“ „Es wäre Frevel, an dem Willen und Mut Viktor Emanuels zu zweifeln“, fuhr Garibaldi fort, „eben jetzt, wo er das Schreiben des treulosen Mannes, nämlich Napoleons, mit Königsworten erwidert hat.“ Er führte einige Sätze aus dem Antwortsschreiben des Königs an Napoleon an, von dem man wußte, daß er es zwar nicht selbst verfaßt, aber seinen Inhalt und Ton bestimmt habe. Dies Herz dürfe man nicht verkennen, Viktor Emanuel würde kein Stück Italien verläugnen, das seinen Namen anriefe. Wenn er, Garibaldi, die Grenze des Kirchenstaates mit seinen Truppen überschreiten werde, so tue er es in der festen Ueberzeugung, dem Könige damit einen erwünschten Dienst zu leisten.

Die Herren verstanden, daß eine mitwissende Teilnahme des Königs an seinem Unternehmen aus Garibaldis Worten zu schließen sei, von der man

nicht deutlicher sprechen wollte, um die geheiligte Person zu decken, und nickten schweigend. Es war bekannt, daß er vor einigen Tagen in Turin gewesen war und mit dem Könige eine Unterredung gehabt hatte. Immerhin, meinte La Farina, würde es gut sein, die Gefahren in Betracht zu ziehen, die vom Auslande drohten; wer nichts damit zu tun habe, unterschätze gewöhnlich die Bedeutung der Diplomatie.

„Was mich betrifft", sagte Garibaldi, „so weiß ich, wie viel sie verderben kann. Den Grafen Cavour, den ich hochschätze, schätze ich so viel wie er mehr als Diplomat ist. Er hat gewiß den Krieg nicht angefangen, damit in Zukunft die Lombarden und Florentiner sich Piemontesen nennen. Wäre er am Steuer, würden wir schon jenseits der Grenze sein."

Um Abend traf Garibaldi in einem kleinen Gasthof mit Bertani zusammen, der wegen der Leitung der Ambulanz von Fanti berufen war. Garibaldi erzählte von seinem Gespräch mit dem Könige, den zu loben er nicht müde wurde; er habe ihn zum Einfall in die Marken ermächtigt, sowie eine entscheidende Bewegung dort vorfiele, die den Anlaß geben könnte. Bertani entgegnete, es möge sein, daß er keinen Fehler habe außer dem, König zu sein. Gewiß wünsche er ein mutiges Eingreifen; aber er müsse auch darauf bedacht sein, mit reinen und ganzen Handschuhen auf dem Throne zu erscheinen. Er selbst habe den Irrtum begangen, zu viel auf ihn zu bauen; seit Viktor Emanuel den Frieden von Villafranka geschlossen habe, sei er zu der Einsicht gekommen, daß er die große Revolution, Europa zum Trotz Italien zu machen, allein nicht vollführen könne. Die Schuld, von Frankreich Hilfe angenommen zu haben, würde mit Savoyen und Nizza bezahlt werden; die Patrioten müßten schnell handeln, damit nicht noch mehr italienische Provinzen verkauft würden, um Italien ganz zu machen.

Garibaldi wurde zornig. Das mit Savoyen und Nizza, sagte er, sei von Mazzini erfunden, um die Monarchie verhaßt zu machen. Er wolle nichts mehr davon hören. Bertani verteidigte Mazzini. „Ihr werdet es erleben müssen", sagte er, „daß Mazzini Recht hat. Ihr solltet Euch, das ist meine Meinung, gerade jetzt nicht von Mazzini trennen, wo ihr beide dasselbe wollt. Er will den Einfall ins römische Gebiet und sendet seine Anhänger in Euer Lager, obwohl ihn die Sizilianer bedrängen, etwas für sie zu tun. Er vertröstet sie darauf, daß Ihr durch den Kirchenstaat nach Neapel vordringen werdet, und daß sie sich dort unten mit Euch vereinigen können."

Garibaldi dachte eine Weile nach. Er habe in diesen Tagen, sagte er, einen Brief von Messina erhalten, daß eine Insurrektion in Vorbereitung sei. Wenn er Hilfe verspräche und mit seinen Freiwilligen nach Sizilien käme, würden sie Sorge tragen, daß die Revolution ausbreche. Er habe geantwortet, daß er mit ihnen sei, wenn sie aufständen, um die Bourbonen zu verjagen und sich Italien unter Viktor Emanuel einzuverleiben. Eher würde er nicht kommen, als bis sie durch die Tat ihren festen Willen angezeigt hätten. Sein Zutrauen, fügte er hinzu, zu diesen sizilianischen Umtrieben sei nicht unbe-

dingt. Er sei nicht sicher, ein wie großer Teil des Volkes dabei beteiligt sei. Geschehen müsse etwas; aber er wolle sich nicht, wie andere, irreführen lassen.

Bertani, der Crispi und Rosolino Pilo in Genua gesehen hatte, sagte, es scheine jetzt ernst zu sein. Crispi sei nach Sizilien zurückgekehrt, um unter fremden Namen, mit Gefahr des Lebens das Feuer zu schüren; bis zum Frühling, habe er gesagt, müsse alles in Flammen stehen. Garibaldi nickte; bis dahin könne er unten sein, den Weg von Rom nach Neapel habe er schon einmal gemacht und werde ihn nicht verfehlen.

Dem Grafen Cavour wurde die Untätigkeit, zu der er sich selbst verurteilt hatte, von Tag zu Tage unerträglicher. Er war mit der Lage, wie sie sich jetzt herausgebildet hatte, außerordentlich zufrieden und urteilte, daß er sich zur Zeit des Friedensschlusses unweise vom Zorn habe übereilen lassen. Wenn auch ein zeitweiliges Verschwinden vom Schauplatze der politischen Umtriebe sein Gutes gehabt hätte, so fand er, daß es doch allmählich notwendig werde, wieder hervorzutreten. Daß Rattazzi immer noch zögerte, die Annexion der mittelitalienischen Staaten auszuführen, machte ihn ungeduldig; er war dafür, Napoleon nicht zu reizen, aber die allzugroße Unterwürfigkeit erschien ihm unwürdig und namentlich unnötig. Noch war die Lockspeise, mit der er den Kaiser früher abzufertigen gedacht hatte, Savoyen und Nizza, nicht vergeben, und sie konnte seiner Meinung nach wieder dazu dienen, ihm im Falle der Not den Mund zu schließen. Er kam zuweilen nach Turin und regierte, so gut es gehen wollte, in den Lauf der Dinge hinein, was dazu beitrug, seinen Drang, die augenblickliche Regierung über den Haufen zu werfen, erheblich zu steigern. Bereits war es ihm gelungen, sich mit dem beleidigten König wieder in Verbindung zu setzen, der seiner aber noch nicht zu bedürfen schien; es galt, ihn von seiner Unentbehrlichkeit zu überzeugen. Um so unlieber war ihm ein neuer Konflikt, der jetzt zu entstehen schien.

Der Graf erfuhr nämlich von der Absicht Garibaldis, in die Marken einzufallen und daß der König dem General Fanti einen Brief geschrieben habe, in dem er ihn ersuchte, das Kommando der alliirten Armee niederzulegen, damit Garibaldi allein an der Grenze bliebe und, was immer vorfiele die Verantwortung zu tragen hätte, welches Schreiben offenbar dazu dienen sollte, Garibaldi jeden Widerstand aus dem Wege zu räumen und zugleich den Namen des Königs, der vor der Oeffentlichkeit durch Fanti vertreten wurde, aus dem Spiele zu bringen. Es stand dem Grafen fest, daß er das tollkühne Unternehmen, das einen Krieg mit Frankreich zur unvermeidlichen Folge haben würde, um jeden Preis hintertreiben müsse; er war wütend auf Garibaldi und noch mehr auf den König.

Cavour schätzte den politischen Verstand des Königs nicht übermäßig hoch ein, aber er war der Ansicht, daß ein Monarchist es nehmen müsse, wie Gott es gebe, und daß die Zuverläßigkeit und der fürstliche Stolz

Viktor Emanuels für viele Mängel entschädigen könne; im Grunde hatte er hauptsächlich das an ihm auszusetzen, daß er nicht leicht lenkbar, ja eigentlich eigensinnig sei und mehr als zu seinem Berufe passe, eigene Gefühlsneigungen hervorkehre. Er fängt jetzt an, sich mit Garibaldi zu verschwören wie wenn er ein verlottertes Genie oder ein Tagedieb und Habenichts wäre. Wären wir um dreißig Jahre zurück, so würde er vielleicht Mitglied von Mazzinis Jungem Italien werden. Solche Passionen kann ich ihm nicht erlauben, dachte er, nein, ich kann sie ihm nicht erlauben.

Garibaldi, sagte er sich, ist eine Macht, nicht etwa durch Verstand, wovon er soviel hat wie irgend ein tüchtiger Schiffskapitän, und auch nicht durch Ideen; denn die hat er nicht mehr als ein Kranich mit seinem alljährlichen Einfall, sein Volk übers Meer zu führen, oder die Henne, die plötzlich vom Triebe zu unentwegtem Brüten befallen wird. Sind diese Leute weitsichtiger, die glauben, Italien zu machen, wenn sie gehörig mit dem Kopfe wider die Mauer rennen? Gibt der Schädel endlich nach und läuft das Gehirn aus, so ist der Märtyrer Italiens fertig. Garibaldi jedoch gehört nicht zu ihnen; er hat Instinkt gesunden Lebens, den ich an ihm schätze und der mit zu der rätselhaften Macht gehört, die er ausübt. Es kommt darauf an, diesen Mann vernünftig zu benützen: der König könnte sich von ihm mitreißen lassen, und das wäre verderblich. Der König hat von seinem Vater einen Keim des Verschwörers und Revolutionärs im Geblüt, dazu besitzt er Mut und Standhaftigkeit, die jener nicht hatte. Er ist ein praktischer Mann, in dem eine einzige Phantasie, die der italienischen Krone, festgewachsen ist: das ist mir eine Gewähr und eine Gefahr zugleich. An diesem Punkte berührt und bewegt ihn der maßlose Geist Garibaldis, und stark muß er sein, daß der treue Sohn der Kirche sein Wort zu einem bewaffneten Einbruch in päpstliches Gebiet gibt.

Cavour bedurfte keiner Ueberredungskunst, um den General Fanti und den Diktator Farini auf seine Seite zu ziehen. Sie verehrten in ihm den Schöpfer der Politik, die den Grund zur Befreiung des nördlichen Italiens gelegt hatte, und fanden es billig und bequem, sich seinen Anordnungen anzuschließen; abgesehen davon, neigten sie beide mehr dazu, innerhalb eines gesicherten oder wenigstens durch gewichtige Meinung geschützten Bezirkes energisch tätig zu sein, als sich zu einem Wagnis mit ungewissen Aussichten mitreißen zu lassen. Nachdem er von ihnen das Versprechen erhalten hatte, daß sie das ihrige tun würden, um einen unzeitigen Streich Garibaldis zu verhindern, wurde er ruhiger.

Auch ich bin eine Macht, sagte er sich, eine, die sich berechnen und mit Namen nennen läßt. Wenn Gott die Vernunft ist, muß es mir gelingen, Garibaldi auszustechen, unschädlich zu machen und zugleich zu benützen. Es war eine heikle Sache, dem Könige in so wichtigen Dingen entgegenzutreten, dessen Empfindlichkeit er noch nicht überwunden hatte, und er war nicht frei von Sorgen; aber es gab für ihn weder die Möglichkeit, überhaupt die Hand

von der Politik zu lassen, noch die, eine andere Politik als bisher zu verfolgen. Er wäre nicht mehr Cavour gewesen, wenn er noch lange fortgefahren hätte, Untersuchungen über den besten Dünger anzustellen, und ebensowenig, wenn er um unsicherer und gefährlicher Erwerbungen willen einen gewissen Gewinn aufs Spiel gesetzt hätte. Er nahm eine Landkarte und verfolgte langsam und zärtlich mit dem Bleistift den Umriß um das neue Königreich Oberitalien: das sollte ihm keiner antasten, Napoleon nicht, doch auch sein König nicht. Wie ein Vater für sein Kind wollte er sein Leben daran wagen.

Mit Genugtuung dachte er an den praktischen Sinn des Königs, der ihn einsehen lassen würde, daß viele Wege nach Rom führen, und daß die von Mazzini gelehrte kürzeste Linie durch die Luft gehe, daß aber auf der Erde mit ihren Gebirgen und Schluchten ein Umweg oft eher zum Ziele bringe; und an sein rechtschaffenes Herz, das, wie sehr ihn auch die Eigenwilligkeit seines Ministers kränkte, ihm die geleisteten Dienste trotzdem nicht vergessen würde. Wenn ich ihm verspreche, dachte er, ihn binnen eines Jahres in Florenz zu krönen, wird er darauf verzichten, sich von Garibaldi und Mazzini, nach der vorausgegangenen Flucht des Papstes, auf das Kapitol führen zu lassen, denn ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

In der Mitte des November, als Garibaldi aus Bologna kommend, wo er eine Unterredung mit Fanti und Farini gehabt hatte, wieder in Rimini eintraf, empfing ihn Medici mit der Nachricht, in Imola seien Unruhen ausgebrochen, ob die Befehle zum Abmarsch der Truppen sollten ausgegeben werden. Garibaldi, dem in Bologna die Lauheit der beiden Männer, auf deren Mitwirkung er gerechnet hatte, aufgefallen und der dadurch verstimmt war, fragte, woher die Nachricht komme, ob sie verbürgt oder ob es nur ein Gerücht sei. Ein Gerücht immerhin, erwiderte Medici, doch scheine es aus guter Quelle zu kommen, denn Schiffer, die Antonio Elia angestellt habe, hätten es selbst aus Imola gebracht. Elia erwarte ihn schon seit einer Stunde und werde den Bericht vervollständigen.

Antonio Elia war der Sohn eines Schiffers von Ankona, der im Jahre 1849 als Anhänger der Republik durch die Franzosen erschossen worden war, den Garibaldi persönlich gekannt hatte und an den er sich als einen Mann von kraftvoller Schönheit und leidenschaftlichem Temperament gern erinnerte. Sein ältester Sohn Antonio war Seemann geworden und erhielt Mutter und Geschwister. Beim Ausbruche des Krieges war er als Freiwilliger zu Garibaldi gegangen und betete ihn an, seit er ihn gesehen hatte; dieser behandelte ihn wie einen Sohn und liebte es, ihn um sich zu haben; so wie Antonio, einfach in seinen Gewohnheiten, bescheiden in seinen Ansprüchen, voll Ehrgeiz wenn es galt, sein Können anzuwenden, furchtlos, immer bereit, sein Leben an etwas Großes zu wagen, geschickt zu jeder Tätig-

keit, von edlem Körperbau, braun von der Sonne, sollte nach seiner Meinung der italienische Mann aus dem Volke sein. Er hatte ihm den Befehl über ein Schiff anvertraut, das bestimmt war, von der See aus in die kriegerische Bewegung einzugreifen, und versprach sich viel von der genauen Kenntnis des Landes und seiner Verhältnisse, die der aus den Marken gebürtige haben mußte. Elia erzählte was er wußte: daß ein ihm wohl bekannter, zuverlässiger Mann mit einigen Leitern des Insurrektions-Comités von Imola gesprochen habe, daß diese versichert hätten, ein Angriff auf den Palast des Legaten werde am folgenden Tage stattfinden, die Waffen, die in einem Warenmagazin aufbewahrt gewesen wären, seien bereits unter die Eingeweihten verteilt, der Ausbruch des Kampfes werde zugleich ein Zeichen für Ankona sein, daß es Zeit sei. Die schwarzen Augen Antonios ruhten mit strahlender Bitte auf Garibaldis Gesicht, sein schöner Mund lächelte ihm unbewußt vor Ungeduld und Freude. Nachdem Garibaldi sich nach verschiedenen Einzelheiten noch erkundigt hatte, sagte er: „Es ist gut, gehen wir nach Ankona und setzen wir einen Denkstein auf die Gebeine deines Vaters in freier Erde." Das Sonnenlicht ging wieder in seinem Antlitz auf und verzehrte in einem Augenblick den Unmut und die Besorgnis, die es vorher getrübt hatten. Er versammelte seinen Stab und schickte Befehle an alle Truppenteile, sich sofort in Bewegung zu setzen, um auf verschiedenen Straßen die Grenzen zu erreichen. Elia sollte zu Schiff nach Imola fahren und die Aufständischen durch die Nachricht von herannahender Hülfe ermutigen. An Fanti schickte er eine Depesche mit der Meldung des in Imola ausgebrochenen Aufstandes, und daß er sich anschicke, den kämpfenden Brüdern beizuspringen. Die Zeit, die ihm noch übrig blieb, benutzte er, um eine kleine Schar von Freiwilligen zu organisieren, die sich für den Fall eines Zusammenstoßes mit den päpstlichen Truppen bei Rimini aufhielten.

Der Tag war feucht und warm gewesen, spät am Abend erhob sich ein Scirocco und trieb die schwarze Brandung mit dumpfen Schlägen gegen die Hafenmauer. Garibaldi, zum Aufbruch bereit, sah prüfend in das Wetter, ob der Wind vielleicht Antonios Fahrt verzögern könne. Dicht über dem Meere lief ein einziger schmaler weißer Streifen am Horizonte, sonst, und wenn man nicht das Bäumen der Wellen unter dem Sturme gesehen hätte, wären Himmel und Meer nicht zu unterscheiden gewesen. Auch die Cypressen auf dem Platze, die sich unaufhörlich mit einem singendem Laut auf und nieder bogen, fluteten in die Dunkelheit, so daß sie ungeheuer in Form und Größe erschienen. Garibaldi war im Begriff, mit mehreren Offizieren in einen Gasthof einzutreten, um vor dem langen Ritt, den sie vor sich hatten, in Eile etwas zu essen, als sie den schnellen Trab eines Pferdes durch die Hauptstraße widerhallen hörten, worauf sie stehen blieben, um den Reiter zu erwarten. Es zeigte sich, daß es eine Ordonnanz des Divisionsobersten Mezzocapo war, der Garibaldi zu melden hatte, daß ihn, den Obersten, als er mit seiner Division schon in der Nähe der päpstlichen Grenze angelangt gewesen wäre,

ein eilender Bote des Generals Fanti erreicht hätte mit dem Befehle, nicht weiter vorzurücken; handle er dawider, so tue er es auf eigene Gefahr und lade die Strafe der Empörung auf sich; er müsse dem Befehl des Obergenerals der Armee gehorchen und bitte den General Garibaldi, ihn zu entschuldigen.

Garibaldi entließ den Boten mit einer Handbewegung, rief seinen Begleitern ein paar Worte zu, zog den Hut tiefer ins Gesicht, sprang aufs Pferd und ritt unvorzüglich die Via Emilia entlang nach Bologna zu.

Am Vormittage traf er dort ein; der Regen strömte und der Wind blies. Er eilte in den Palast, der den Namen des Königs Enzio trägt, den Farini bewohnte, und fand ihn mit Fanti im Gespräch über das Vorgefallene. Sie schienen auf seine Ankunft gefaßt zu sein und empfingen ihn mit vorwurfsvoller Miene und in gemessener Weise. Garibaldi fragte, ohne darauf zu achten, mit welchem Rechte sie ihn verhindert hätten, zum Wohle des Vaterlandes zu handeln; jetzt wäre der Augenblick verpaßt, vielleicht das Versäumte nicht wieder einzubringen; der Dienst löse sich auf, wenn die Befehle der Offiziere hinterrücks von andern widerrufen und hintertrieben würden. In Fantis Gesicht trat ein Ausdruck hochmütiger Verachtung; er habe, sagte er, die Verantwortung für alles, was in der Armee geschehe, also das Recht und die Pflicht zu hintertreiben, was er für unrichtig halte. Er glaube dem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben. Jetzt trat atemlos La Farina ein und mischte sich in das Gespräch, indem er Garibaldi vorwarf, sein gegebenes Versprechen, daß er sich nicht rühren wolle, bevor in den Marken beginnende Unruhen den Anlaß gäben, gebrochen zu haben. Garibaldi berief sich auf den in Imola vorbereiteten Aufstand, Fanti entgegnete, niemand wisse etwas davon, Gerüchte liefen täglich ein, man brauche Tatsachen, und La Farina deutete an, daß die Gerüchte von Garibaldis eigenen Anhängern könnten verbreitet sein. Farini sagte, langsam und majestätisch wie gewöhnlich sprechend, da er Diktator sei, behalte er sich vor, in so wichtigen Fragen zu entscheiden, was getan oder unterlassen werden solle. „Es liegt in meinem Willen, wer hier Diktator ist“, rief Garibaldi drohend. La Farina erbleichte, Fanti legte die Hand an den Degen. Farini trat einen Schritt zurück und sagte, die Augenbrauen hochziehend: „Das klingt wie Revolution“. „Immerhin“, rief Garibaldi. „Ich habe diese Uniform nicht angelegt, um blinder Knecht zu werden. Wenn ich nichts als ein piemontesischer General wäre, so wäret Ihr im Rechte; aber ich bin der Anführer der freien Männer, die das Schwert ergriffen haben, um Italien zu befreien. Ich bin die Revolution!“ Seine Augen blitzten, in seiner Stimme, die von den Wänden des geräumigen Saales widerhallte, war die eherne Glut, mit der die Riesenglocke des alten Turmes das Volk zu Sturm und Aufruhr zu läuten pflegte. La Farini wendete sich beschwörend von einem zum andern und sprach von der Einigkeit und der Not des Vaterlandes, ohne daß man auf ihn hörte. Farini machte eine beschwichtende Handbewegung gegen ihn und sagte mit Gelassenheit zu Gari-

baldi, der wie einer, der zum Aeußersten bereit ist, vor ihm stand: „Ihr könnt mich zu diesem Fenster auf den Platz hinunter werfen lassen, aber nicht mich zwingen, ein Unternehmen gutzuheißen, das ich für Empörung halte." Garibaldi blieb noch einen Augenblick stehen, ohne etwas zu erwidern, und verließ dann den Saal.

Als sein Schritt verhallt war, ließen die Zurückbleibenden ihre Entrüstung ungehindert hervorbrechen. „Ich schätze Garibaldi hoch", sagte Farini; „aber ich bin zufrieden ihm gezeigt zu haben, daß er allein nicht der Wille Italiens ist." La Farini meinte, Garibaldi würde sich schwerlich schon für besiegt halten, wahrscheinlich würde er sich an das Volk wenden, um die Diktatur an sich zu reißen, nach der er eigentlich strebe. „Er solle es versuchen", erwiderte Farini lächelnd. „Er wird finden, daß ich fester auf meinem Stuhle sitze als die Legaten und Herzoge auf ihren Thronen." Darauf dürfe man es nicht ankommen lassen, sagte La Farini. Er wolle es auf sich nehmen, Garibaldi entgegenzuwirken. Es sei ihm stets, wenn er es versucht habe, geglückt, das Volk zur Einsicht des Guten zu bringen; ohne ein großer Redner zu sein, dürfe er seinem Worte einen großen Einfluß auf die Menge zuschreiben. Von Farini und Fanti beglückwünscht, traf er schleunigst Vorbereitungen, um Menschen zu versammeln und Ansprachen zu halten.

Allerdings dachten einige Offiziere Garibaldis, die ihm gefolgt waren, daß man noch ein Aeußerstes versuchen könne, um den hintertriebenen Plan doch noch ins Werk setzen zu können, ja der Ungar Türr hatte bereits ein Häufchen um sich gesammelt, aus dem der Ruf: Es lebe Garibaldi Diktator! hervorging; aber Garibaldi begriff immer deutlicher, daß Farini und Fanti sich auf den Willen des Königs stützen müßten, den Ränke seiner Feinde oder der Einfluß der Diplomatie von der mit ihm getroffenen Vereinbarung zurückgebracht hätten, und beschloß, keine Umwälzungen in Bologna zu veranlassen. Er verließ die Stadt und sein Lager so schnell wie möglich und begab sich nach Turin, um aus dem Munde des Königs selbst zu erfahren, ob und warum er ihn preisgegeben habe.

Die aufrichtige Herzlichkeit des Königs und die bescheidene Ehrlichkeit, mit der er was Garibaldi durch seine Schuld widerfahren war, beklagte, entwaffnete den Zorn des Beleidigten gegen seine Person, nicht aber seinen Unmut über die von ihm befolgte Politik, der zu Liebe er sein neuestes Werk hatte aufgeben müssen. Als der König ihm eine Stelle in der sardischen Armee anbot, lehnte er ab, indem er sagte, er glaube als freier Mann dem Könige besser dienen zu können. Viktor Emanuel stimmte bei und äußerte die Hoffnung, daß dieser Zeitpunkt in nicht zu ferner Zukunft liege. Nach dieser Besprechung nahm Garibaldi seine Entlassung und mit ihm die namhaftesten seiner Offiziere, unter ihnen Giacomo Medici, Nino Bixio und Türr.

Vor einigen Jahren hatte Garibaldi mittels der kleinen Erbschaft eines verstorbenen Bruders die im Süden Sardiniens gelegene Insel Caprera ge-

kauft, von weitem gesehen, ein wilder Fels aus dem Meere gewachsen, die aber doch einige Talsenkungen ausdauernden Besiedlern zur Kultur darbot. Er hatte sich dort mit Hilfe ergebener Freunde und immer selbst Hand anlegend ein einfaches, fast unwirtliches Haus gebaut; dorthin ging er jetzt. Es war bewohnt von seiner Tochter Teresita, seinen Söhnen Menotti und Riciotti, und einer ihm seit Jahren befreundeten Familie, bei der seine Kinder seit dem Tode seiner Frau und seiner Mutter aufgewachsen waren. Zu ihnen gesellten sich häufig junge Verehrer des Generals, die zugleich Freunde des ältesten Sohnes waren, auch Antonio Elia hatte glückselig die Einladung des angebeteten Mannes, ihn zu begleiten, angenommen, im stillen hoffend, daß die unwillig aufgegebene Eroberung seiner Heimat bald von neuem werde versucht werden.

Um diese Jahreszeit war die Ernte schon vorüber, die Felder waren bestellt, auch der Wein, von dem Garibaldi selbst selten trank, war gemacht. Es gab auf Caprera wilde Rinder, Ziegen und Kaninchen, Habichte und andere Raubvögel, auf die die Männer Jagd machten, die zwischen den zerrissenen Felsen der Insel nicht ohne Schwierigkeit, ja nicht ohne Gefahren war, und Garibaldi eben deshalb Vergnügen machte. Auch fehlte es sonst nicht an Arbeit, die dem Geschmack des Generals entsprach: er hatte den Bau einer Straße unternommen, die am Meere entlang zu seinem Hause führen und von Cypressen begleitet sein sollte, und wobei er selbst anordnen und häufig mit zugreifen mußte; doch konnte er seiner tiefen Verstimmung nicht Herr werden und suchte häufig die Einsamkeit.

Wenn es Abend wurde, setzte er sich an eine Stelle des Strandes, die er vorzüglich liebte, wo das Auge über das Meer hinaus nach Norden blickte, und wo er nicht gestört wurde. Er saß dort wie auf einem verankerten Schiff inmitten der Wellen, die zu seiner Klippe hinaufschlugen und seine Füße beschäumten. Der Herbstwind jagte mit starkem Schwung und stolzem Frohlocken hoch über ihm zwischen Sternen und Sternen, kaum bewegten einige Weiden und Akazien, die oberhalb des Platzes wo er saß, im Schutze eines Felsens standen, die nackten Kronen. Selten kam ein Segel von Fischern vorüber; aber Möven waren in großer Zahl da, wiegten sich auf der schwankenden Luft und schossen wie silberne Strahlen durch die springenden Wellen. Garibaldi wurde nicht müde ihrem Fluge zuzusehen: sie schienen ihm etwas innig Verstandenes, Befreundetes zu sein. Es war ihm manchmal, als ginge ihre Gegenwart ihn an, als müßten sie Antwort geben, wenn er sie fragte: Wer seid ihr? Seid ihr Geister, die gekämpft und gelitten haben wie ich? Es kam ihm in den Sinn, diese Vögel könnten das Unsterbliche der Helden Italiens sein, die unermüdlich das feuchte Dunkel durchblitzend, dem Sturm ihrer Liebe Genüge täten, und es war ihm süß in dieser Vorstellung zu verharren. Ja, ihr seid es, dachte er, während er ihnen zusah, ihr Teuren, die um des großen Gedankens Italiens willen wehrlos den eisernen Waffen niebesiegter Tyrannen entgegentratet. Du bist es Antonio Oroboni, der in der Finsternis des Kerkers

zwanzigjährig hinsiechte, dessen Gebeine ungesondert bei den Resten barbarischer Verbrecher liegen. Du, Jacopo Ruffini, der sich seiner Mutter und seinen Brüdern tötete, um sich durch die Folter der Inquisitoren kein Wort entwinden zu lassen, das sie zur Anklage gegen seine Freunde nützen könnten. Du, Ciro Menotti, klug und verwegen, der den Tyrannen zum Verbündeten der Revolution machte, den der Feige flüchtend wie ein Kleinod mit sich schleppte, um ihn seiner Mordlust zu schlachten. Du, edler Priester Giuseppe Andreoli, der das schuldlose Haupt sanft wie zum Schlafe auf den Richtblock legte. Ihr Zahllosen, die Henkershand erwürgte, die der Kerker erstickte, die dem Gram und Hunger in der Verbannung erlagen, ohne daß ein Morgenrot über ihren Träumen dämmerte. Ihr, deren Namen keine Lippe mehr nennt, aus deren Blut doch Italien sich verjüngt und verherrlicht hat. Und ihr, mein Aghiar, mein Montaldi, Luciano Manara, die der Tod ohne Lebewohl von meiner Seite riß, meine Freunde! Mein Ugo Bassi, Gesegneter, dem heuchlerische Pfaffen das heilige Gewand unter Fluchen vom Leibe zogen, bevor sie ihn dem Tode überlieferten! Unglücklicher Angelo Brunetti, treuer Mann, dessen Herz das Sterben der Söhne erleiden mußte, ehe die Kugeln es zerrissen! Ihr Mütter, die im verödeten Hause alt wurdet, deren Hand, als ihr starbet, der Sohn nicht halten konnte, deren Namen mit euch begraben wurde, ihr Dulderinnen! Nun habt ihr euch weggewendet von der Heimat, um die ihr littet, von Feinden und Brüdern, zürnend und verachtungsvoll, vielleicht ihrer lange vergessen. Schrecklich waren die Qualen, die eure Feinde euch zufügten; aber von ihnen empfinget ihr Haß für Haß und erfuhret nichts Unnatürliches. Bitterer war es, den Hohn und die Kälte und die Treulosigkeit und Ohnmacht derer zu erleben, für die ihr kämpftet, und die euch Helfer und Genossen hätten sein sollen. Jetzt ist eure Marter vorüber, ihr großen Herzen, ihr seid in ewiger Glorie, eingegangen in die himmlischen Gesetze durchstrahlt ihr frei eine reine Natur.

Vielleicht, dachte er, suchten die Geister seinen Strand auf, weil Caprera fast niemals von Menschen bewohnt gewesen war. Auf Sardinien und den meisten Inseln des Jonischen Meeres fanden sich uralte Felsengräber, unbehauene Blöcke voll dunkler Zeichen, unter denen kulturlose Völker ihre Toten bestattet haben mochten; nicht so auf Caprera. Auch von späteren Ansiedelungen fanden sich keine Spuren, da die Einöde von Granit den Bebauer abschreckte; nur vorübergehend hatten sich Leute niedergelassen, um das Gras zu gewinnen oder um zu fischen, und noch lebte in einer rohen Hütte der Sohn eines Räubers, der aus Corsika verbannt mit den Seinen auf der verlassenen Insel das Leben gefristet hatte. Garibaldi hatte das angezogen. Er liebte die flinken Ziegen, die ihn aus wilden und scheuen Augen ansahen, den grausamen Schrei der Raubvögel, die Erde, die noch keine Frucht getragen hatte, bevor er sie umgrub. Sein Herz wurde hier so still und weit, wie wenn er in Amerika durch die Steppen geritten wäre und die Herden wilder Pferde, herrlich wie die Genossen heidnischer Götter, an ihm vorüberbrausten. Zu-

weilen dachte er, es würde etwas Wundervolles sein, wenn einmal die Brandung so hoch um seine Insel stände, daß kein Schiff in die Häfen mehr einlaufen und ihm Nachricht von der Welt und seinem unglücklichen Vaterlande bringen könnte.

Ein fremder Ton, der über das Wasser kam, verscheuchte die Sturmvögel; denn auf einer Klippe, die wie der versteinerte Riesenstamm eines Hahnes aus dem Meere starrte, saß die Liebe und sang sich Lieder. Bald dehnte sie sich träumerisch und lallte ihre Fabeln in die tobende Luft, bald bog sie ihren schimmernden Leib vor, daß er steil wie die Agave emporwuchs, und schrie durch die zur Trompete gerundete Hand gellende Töne ins Weite. Die Wellen liefen von fernher wie hungernde Tiere auf die Zauberin zu, strebten zu ihr hinauf, rosig und lila von ihr wiederscheinend, und spritzten Schaum an ihre Brust. Die Geier und Habichte, die zwischen den Granitfelsen der Inseln nisteten, die wilden Ziegen, die das spärliche Gras von den Kanten rauften, schauderten vor Lust, wenn die verwehte Stimme der Sirene an den steinernen Wänden hallte. Auch Garibaldi hörte sie und kam auf neue Gedanken.

In dieser Zeit erhielt der General einen Brief des Marchese Raimondi, in welchem er eine mündliche Einladung seiner Tochter bestätigte und dringend wiederholte. Gabriele, die Tochter des Marchese, war ein junges Weib von Temperament und Phantasie, die sich gern in abenteuerlichen Vorstellungen erging und es liebte, sich selbst in flackernder Beleuchtung zu sehen. Sie hatte Kühnheit genug, beschwerliche Ritte auszuführen und war eine gute Jägerin, aber es gelüstete sie nur nach Wagestücken, wenn sie dadurch die Bewunderung von Zuschauern erregen konnte. Aus Neugierde Garibaldi zu sehen, von dessen Taten und Herrlichkeit alle Zungen übergingen, und um zugleich ihm selbst merkwürdig in die Augen zu fallen, benützte sie während des Krieges den Umstand, daß ihrem Vater gewisse Einzelheiten über die Pläne der Oesterreicher bekannt geworden waren, die für den General wertvoll sein konnten, und überbrachte sie ihm selbst, da es bedenklich gewesen wäre, so bedeutende Tatsachen einem Dritten anzuvertrauen. Garibaldi empfing und behandelte sie mit der herzlichen Verehrung, die von ihm dem weiblichen Geschlechte überhaupt gemeint war, von ihr aber auf sich einzig bezogen werde. Er war es seit dem rühmlichen Beginn seiner Kriegerlaufbahn gewohnt, daß die Frauen ihn, wo er sich zeigte, begrüßten und ihm huldigten, und es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß ihre Herzen ihm zustrebten; aber er sah darin nicht viel mehr als die weiche, innig fühlende Art der Frauenseele und hielt sie zartester und ritterlichster Behandlung für desto würdiger.

Da er aus der erneuerten Einladung auf eine dauernde Zuneigung für ihn schließen zu sollen glaubte, kamen ihm kleine Züge ihres Benehmens wieder in Erinnerung und gewannen liebliche Bedeutung: zum Beispiel wie sie ihm

anmutig prahlerisch von ihren Abenteuern auf der Jagd und zu Wasser vorgeredet hatte, und wie sie plötzlich, da es ihr einfiel, wie klein und unbedeutend ihm alles das erscheinen müsse, erschrocken innegehalten und ihn in nicht gewohnter Beschämung errötend angesehen hatte; ihre Augen flehten fast um Hilfe, und die Gefallsucht, die trotz allem mit der bewiesenen Torheit nicht unzufrieden war, funkelte verschüchtert aus den Winkeln hervor. Zuerst war sie ihm wie eine vornehme Dame vorgekommen, jetzt wie ein Kind, rührend heilig. Dennoch hätte er vielleicht das lockende und verheißende Bild vergessen, wenn er sie nicht zu Pferde, im schlanken Reitkleid, Federn auf dem Hut gesehen hätte; das kam ihm nicht so bald aus dem Sinn.

Wie einer, der lange mitten in der Unruhe des Marktes oder im einsamen Zimmer arbeitete und, mit ganzer Seele tätig nichts außer seiner Arbeit in sich aufnahm, der plötzlich eine fern irrende Hirtenflöte oder den Chorgesang glücklicher Wandernder oder die Mandoline des Verliebten vernimmt, aufhorcht, staunt und sinnt und dann sehnsüchtig die Stirn in die Hände sinken läßt, so lauschte Garibaldi auf den Ton der Liebe. Er hatte nicht mehr gewußt, wie tausendfach süß ihre Weise für den ist, der sie kennt, und dessen melodienschwere Seele mittönend erzittert. Wo er war fühlte er eine gläubige Hand in der seinen, eine weiche Wange an seiner Wange. Er sah eine biegsame Gestalt neben sich auf springendem Pferde, fühlte den Blick liebender Augen auf sich ruhen mitten im Kampfe und erbebte, wenn die Huldigung der siegreichen Truppen sie mit ihm umjubelte, die ihre Gefahren geteilt und mit holdseliger Gegenwart ihre Leiden getröstet hatte. Nachts würde sie in seinen Armen ruhen, wenn er erwachte, würde ihre Brust sich heben und ihr dunkles Auge ihm aufgehen wie eine Sonne in einem Reiche der Liebe.

Indem er auf die Jahre, die hinter ihm lagen, zurückblickte, erschrack er darüber, wie sehr er allein gewesen sei. Es hatte es niemand anders gewußt, als daß seine Gedanken, seine Sehnsucht, sein Leben dem Vaterland gehörten, ob er für sich selbst glücklich oder elend sei, danach hatte keiner gefragt.

Als ihm auf dem Ozean ein Traumgesicht das Sterben seiner geliebten Mutter angezeigt hatte, war er in der Gesellschaft von Seeleuten gewesen, die sein Kindesherz nicht kannten; niemand hatte seinen Schmerz gesehen. Was war er für alle die, in deren Mitte er seine Tage verbrachte, für die Soldaten, die Offiziere, den König? Sie wollten alle seine Kraft, seinen Einfluß und seinen Namen ausnützen oder, wie Kinder, sich zu großen Abenteuern und großer Beute von ihm führen lassen; sie waren ihm treu solange sie ihn brauchten, aber sie dachten nicht, daß er um etwas anderes traurig oder glücklich sein könne, als um Sieg oder Niederlage.

Eine gab es, die nichts wollte als bei ihm sein, die sich selbst ihm geben wollte und nichts von ihm verlangte, als daß seine Augen sie freundlich ansähen und sein Herz ihr gewogen sei. Sie würde neben ihm auf Steinen schlafen, für ihn hungern und dürsten, für ihn die junge Brust dem Eisen preisgeben, alles nicht um des Ruhmes und auch nicht um des Vaterlandes

willen, sondern um seinetwillen. Er würde ihr Gefährte, ihr Bruder, ihr König und alles sein, sie würde nicht an ihm zweifeln und noch wenn er das Schwert auf ihr Herz setzte, um sie zu töten, ihn anlächeln. Er errötete vor Beschämung, indem er daran dachte, daß er sie warten ließe, vielleicht ungewiß und in Bangen; jetzt war er mit sich einig, daß er unverzüglich zu ihr hinreisen und ihr seine Hand und seine Treue anbieten wollte.

Die junge Gräfin, die schon vor einigen Jahren ein Verlöbnis eingegangen war, das die Billigung ihres Vaters nicht hatte und darum von ihr geheim gehalten wurde, erschrak über die Werbung des Generals ebenso wie sie ihrem Stolze schmeichelte. Zwar waren ihr die Aufregungen, die das doppelte Verhältnis und die Nähe des entscheidenden Schicksals mit sich brachten, nicht unerwünscht, doch da sie keineswegs bösartig war, wollte sie weder ihren Verlobten, in den sie verliebt war, verlassen, noch Garibaldi ernstlich kränken. Ihre Absicht war, dem General die Wahrheit zu gestehen und ihn um Verzeihung zu bitten, fand sie sich aber ihm gegenüber, so wagte sie es nicht, weil sie sich sowohl vor seinem Schmerz wie vor seinen Vorwürfen und seiner Verachtung fürchtete. Die Zaghaftigkeit, mit der sie sich gegen ihn betrug, und ihre oft verweinten Augen machten sie reizender und wunderbarer, als sie vorher gewesen war, und ließen sie ihm so erscheinen, wie er sie sich geträumt hatte. Mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde, die sie das Geständnis herausschob, fühlte sie sich durch die ausgeübte Lüge und Verstellung fester gebunden; sie wäre an sich selbst verzweifelt, wenn sie nicht angefangen hätte, sich für ein Opfer ihres Vaters zu halten, der, indem er ihr den Geliebten genommen, sie so weit getrieben habe. Ihren Verlobten, der an ihrer Stelle den General aufklären und seine Verzeihung erbitten wollte, beschwor sie, davon abzustehen, damit sie nicht bloßgestellt werde, und hielt ihn davon durch das feste Versprechen zurück, es zur Hochzeit nicht kommen zu lassen, sollte sie auch vor dem Altare noch das bindende Wort verweigern. Auch glaubte sie wirklich, daß eine gelegene Minute kommen würde, die ihr den Mut stärkte und das Wort erleichterte, bis es über dem Zögern schließlich zum gültigen Abschluß der Ehe kam. Garibaldi, dem der Müßiggang des geselligen Lebens während seines Besuches bald unerträglich wurde drängte die Hochzeit zu beschleunigen, womit der Marchese, der keinen Grund zum Aufschub sah, einverstanden war; das Mädchen erhoffte von der entscheidenden Handlung die Lösung, die herbeizuführen ihr dann doch der Mut fehlte.

Außer sich vor Schmerz und Eifersucht, setzte der junge Mann, den Gabriele liebte, den General sogleich nach der Hochzeit von seiner geheimen Beziehung zu ihr in Kenntnis; der, da er sich von der Wahrheit der Angabe überzeugt halten mußte, nach kürzester Ueberlegung die Villa des Marchese und seine junge Frau im Brautkleide, ohne sie nach der Eröffnung noch einmal gesehen zu haben, verließ.

Um die Mitte des Dezember kehrte Francesco Crispi aus Sizilien zurück und landete, nach einem kurzen Aufenthalt auf Malta, wo er sich mit Nicola Fabrizi besprach, in Genua. Im Hause des Bertani traf er Medici und Bixio, die mit Unruhe auf eine Lösung der Dinge harrten, ohne Rat zu wissen, was zu machen sei. Crispi, der die einzige Rettung Italiens in einer schnellen Befreiung Siziliens sah, fragte sogleich nach Garibaldi; er sei mit der Absicht gekommen, sagte er, ihn in Caprera aufzusuchen. Dort sei er nicht mehr, sagte Medici mürrisch, und wo er sei, wisse man nicht, er gehe auf Freiersfüßen. Amor für Roma, fügte Bertani hinzu, das Flüchtige für das Ewige. Crispi meinte, das sei so schlimm nicht, er würde sich nicht wie Herkules von irgend einer Omphale in Weiberkleidung stecken und den Nerv zu Taten lähmen lassen. Ohnehin, sagte Bertani, sei Garibaldi zu den Vorbereitungen eines Unternehmens nicht notwendig; wenn einmal alles vereinbart sei und es sich nur noch um die Entscheidung handle, könne man ihn rufen, dann werde er auch vom Hochzeitsbette weg in die Schlacht stürzen, das sei gewiß. Medici schüttelte verdrossen den Kopf; es gäbe keine Gewißheit um Garibaldi, er sei wie ein Tier, das plötzlich irgend eine Fährte rieche und vom Weg ab dieser nach müsse, da möge man stehen und rufen und die Hände ringen, es nütze nichts. Er für seinen Teil sei jetzt des Wartens und Zögerns und Plänemachens müde, am liebsten würde er Italien einstweilen den Rücken kehren. Bixio fragte neckend, ob er einen Kohlenhandel anfangen oder eine Frau nehmen wolle? Seiner Ansicht nach, wäre die Lage nicht so verzweifelt. Er bürge dafür, daß Garibaldi sie nach Sizilien führen würde, wenn es möglich und an der Zeit sei, und erinnerte daran, daß der General erst kürzlich den Aufruf zum Erwerb einer Million Gewehre erlassen habe, welche dienen sollten die erste italienische Landschaft zu befreien, die sich selbst erheben würde. Man wußte, daß Garibaldi selbst als erster 6000 Franken gezeichnet hatte; auf derselben Liste standen neben seinem Namen die Namen Viktor Emanuels und Mazzinis mit ihren Beiträgen.

Um zu beweisen, daß eine Expedition nach Sizilien jetzt möglich und an der Zeit sei, erzählte Crispi von den Erfahrungen, die er auf seiner letzten Reise durch die Insel gemacht hatte. In Palermo, Messina, Catania und allen größeren Städte seien viele aus der Aristokratie und dem Volke einig, das Joch je eher, desto lieber abzuschütteln; die größte Gefahr sei, daß einzelne kleine Revolten vorzeitig zum Ausbruch kämen und eine Verstärkung des Druckes durch die Regierung hervorriefen; doch sei der Zusammenhang und die Ordnung der Verschworenen in allen Städten so sicher, daß dergleichen kaum zu fürchten sei, und schließlich würde auch das die Kraft der Revolution nicht brechen. Die Hoffnung auf Garibaldis Hilfe erhöhe den Mut; noch nie sei so viel Aussicht auf Erfolg gewesen. Durch den Aufruf Garibaldis sei nun schon für Waffen gesorgt, freilich brauche man noch Geld, was aus Privatmitteln allein nicht verschafft werden könne. Er wolle beim Minister anklopfen und erkunden, was für Förderung oder Widerstand von der Regierung zu erwarten sei.

Man dachte an das bedeutende Vermögen der Nationalgesellschaft, das La Farnia verwaltete, und das möglicherweise für Sizilien erhältlich sei; allein Garibaldi war seit den Ereignissen in Bologna, Crispi schon seit dem Jahre 1849 mit diesem verfeindet. Er werde ihm nie verzeihen, sagte Crispi, aber, wenn es sein müßte, würde er sich seiner für Sizilien bedienen. Viel wäre seines Dafürhaltens von den sizilianischen Emigranten, deren eine große Unzahl in Turin und Genua lebten, überhaupt nicht zu erwarten, sie wären verbittert, engherzig, stolz und gleichgültig. Einmütiges Handeln würde nicht von ihnen zu erreichen sein.

Urbano Rattazzi, den Crispi in Turin aufsuchte, zeigte sich über Erwarten entgegenkommend und war der Ansicht, daß bald etwas geschehen müsse, so lange der patriotische Aufschwung noch hoch gehe, das ganze Volk zu Opfern bereit sei, und das Ausland, durch das Schauspiel ergriffen, die Erhebung der Nation beifällig begrüße. Er werde einer Expedition zu Gunsten Siziliens nichts in den Weg legen, sie womöglich unterstützen; doch empfehle er zunächst dringend Vorsicht und Geheimhaltung. Da hierdurch nichts Tatsächliches gewonnen war, setzte sich Crispi mit La Farina ins Vernehmen: er müsse, ließ er ihm sagen, in Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes mit ihm reden; er, Crispi, werde des Vergangenen nicht erwähnen und mit ihm, als wäre er ein Fremder, verkehren, ob La Farina bereit sei, auf dieser Grundlage mit ihm zu verkehren. Es seien bittere, unverzeihliche Worte zwischen ihnen gefallen, antwortete La Farina, doch da Crispi das gemeinsame Vaterland anrufe, wolle er um dessentwillen sich darüber hinwegsetzen.

Bei der Begegnung, die stattfand, war Crispi ruhig und sicher, La Farina dagegen konnte seine wechselnden Erregungen nicht bemeistern. In der Nähe des alten Gegners rührte sich auch in ihm die Vergangenheit, die Erinnerung der großen Revolution, in der er ein Anführer, ein hoffnungsvoller und vorübergehend auch ein siegreicher gewesen war; aber zugleich blieb ihm bewußt, was inzwischen sein Streben geworden war. Er wußte wohl, daß Cavour wünschte, die Lage der beiden Sizilien zunächst, von einigen Reformen abgesehen, im Bestehenden zu erhalten, bis einmal der Süden durch Verträge und allmählichen Ausgleich sich dem Norden genähert hätte und dann vielleicht eine Gelegenheit zu engerer Verbindung sich darböte. Die Anwesenheit Crispis in Genua und Turin und sein hartnäckiges Betreiben der sizilianischen Expedition würden ihm zweifelsohne höchst unerwünscht sein. Da nun La Farina sich verpflichtet fühlte und auch die Neigung hatte, Cavour in allen Dingen zu vertreten, begann er damit die Vorschläge Crispis abzulehnen. Er kenne Sizilien so gut wie jener, sagte er, und seine Erfahrungen hätten ihn vorsichtiger gemacht. Sie wollten nichts als Unabhängigkeit, am liebsten möchte jede kleine Gemeinde einen Erdteil für sich bilden, italienisch empfänden sie nun und nimmermehr. Warum habe Ruggiero Settimo, den alle Patrioten wie einen Vater verehrten, es nicht gemacht wie die Herzogtümer und Florenz und seinen Namen für den Anschluß an Piemont in die Wagschale gelegt?

Selbst ein so erleuchteter Mann, früher Haupt der Revolution, ziehe die verruchte Dynastie der Bourbonen und das Leben in der Verbannung dem einen Italien unter Viktor Emanuel vor.

Wer lahm gehe, glaube nicht, daß andere laufen könnten, sagte Crispi, und wer gern im Winkel sitzt, predige Ruhe. Auch pflege jeder, der lange von der Heimat fort sei, zu glauben, seit dem Tage seines Abschieds sei die Uhr stehengeblieben. Die Stimmung sei anders in Sizilien als vor 10 Jahren. Ob La Farina je wieder dort gewesen sei? La Farina verneinte es. Crispi sagte: „Ich war fast jedes Jahr dort unter einem falschen Namen, viele erkannten mich, aber niemand hat mich verraten." Nur vor vier Wochen sei er in Messina gewesen, aus dessen verborgenem Feuer unter den wachsamen und bösartigen Blicken der bourbonischen Besatzung fortwährend Funken in die Luft steigen. La Farina, der aus Messina war, schwieg und wartete, ob Crispi mehr erzählen würde.

Er habe dort, fuhr Crispi fort, den Bruder Clemente, einen Barnabiten, der die Revolution predigte und sich allen Nachstellungen der Regierung habe entziehen können, in einer Kirche reden hören. Er habe von David gesprochen, der, ein schlanker Knabe, mit einer Schleuder den Riesen erlegt und Saul, als er ein Tyrann geworden sei, gestürzt habe; dann von dem herrlichsten Sproß aus Davids Stamme, Christus, der, das Schwert im Auge, das Lächeln auf den Lippen, den Cäsar von Rom, den Herrn des Weltkreises, vernichtet habe; der gekreuzigt, doch nicht gestorben sei, sondern wieder kommen werde, um die Despoten in den Staub zu treten; denn er wolle die Menschen edel und frei. In welcher Gestalt er erscheine, ob er von Norden oder Süden komme, das Volk solle ihn nicht verleugnen. — Drei Schergen seien schon unterwegs gewesen, um den Mönch, wenn er die Kirche verlasse, zu fangen und in den Kerker zu werfen, doch sei er zeitig gewarnt und im Wagen einer Gräfin Ottino gerettet worden, die ihn bei sich verborgen hatte. In dem letzten Aufstand, der in Messina noch angedauert habe, nachdem er in Palermo schon niedergeschlagen gewesen sei, sei dieser Gräfin Sohn, der junge Graf Ottoviono auf der Flucht im Gebirge durch einen unglücklichen Sturz umgekommen. Die Verfolger hätten den Leichnam schändlich zerstückelt; aber eine seiner Hände habe ein junger Hirt, der erfahren habe, wessen die Reste seien, der Mutter gebracht. Die Gräfin habe die Hand geküßt und geschworen, die Trauer nicht abzulegen, bis die Bourbonen aus Sizilien vertrieben seien; sie wolle es sich ihr Schloß, ihren Park, ihre ganze Habe bis auf die Kleider, die sie am Leibe trage, kosten lassen, Sizilien zu befreien, wenn ihr nur ein Stück Erde bleibe, in der die Hand ihres Kindes ruhen könne. Sie habe die Hand in ihrem Park begraben und verrichte dort täglich ihr Gebet und erneuere ihr Gelübde. Sie habe bereits große Summen ausgegeben, um die Menge der eigenen Leute zu bewaffnen. Auch mit anderen reichen und vornehmen Messineser Familien stehe er wegen der Revolution in Verbindung; sie würden sich alle mit einer piemontesischen Regierung befreunden, wenn sie

sich nur selbst verwalten könnten. Würde wirksame Hülfe aus dem freien Italien zugesichert, könne die Insel mit einem Schlage in Flammen stehen. Wer jetzt an jener Küste lande, werde nicht wie Pisacane von tollen Bauern als ein gottloser Räuber erschlagen, sondern als ein Erlöser auf den Knieen begrüßt werden.

Crispi sprach sachlich und kaltblütig; aber sein leidenschaftliches Auge, das er nicht von La Farina wegwendete, schien in sein innerstes Herz eindringen und es entzünden zu können. La Farina fragte, in welcher Kirche Bruder Clemente gepredigt habe. „In der Kirche Santa Maddalena", antwortete Crispi, „vor der im Jahre 1848 die Unsrigen mit den bourbonischen Söldnern kämpften. Die Frauen bekränzen noch jetzt die Stelle in einer Seitenkapelle, wo ein alter Mann, dessen Söhne schon gefallen waren, schwerverwundet unter den Bajonetten der Schweizer verblutete." „Dorthin", sagte La Farina, „führten mich, als ich ein Knabe war, meine frommen Tanten, um ein altes, schwarzes Marienbild anzubeten, das vor Jahrhunderten von Engeln dorthin getragen sein sollte, und ich erinnere mich, daß ich betete, um sie nicht zu kränken, daß ich aber an das Märchen nicht glaubte, und daß mein Gemüt sich sträubte, der häßlichen Tafel Verehrung zu bezeugen." „Das Bild", sagte Crispi, „hängt noch in der Kirche, durch einen kleinen Mantel aus rotem Damast mit goldenen Quasten verdeckt, den die Kirchendiener, wenn es verlangt wird, zurückziehen, um es zu zeigen."

Nach einer Pause sagte La Farina: „Einmal muß Sizilien eine Provinz des neuen Königreiches Italien werden, das leidet mir keinen Zweifel. Und daß der Zeitpunkt, jetzt etwas zu versuchen, günstig sei, habe ich schon gedacht und im vertrauten Kreise geäußert. Aber bedenke man auch die übermenschlichen Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellen, und was auf dem Spiele steht! Die Regierung kann sich mit einem so heikeln Unternehmnn nicht befassen, und ohne die Regierung fehlt uns die Macht, deren wir bedürfen. Ich bin ein Freund des Volkes, das werdet Ihr nicht bezweifeln; aber werden wir nicht durch eine gewaltsame Befreiung das namenlose und staatsfeindliche Gesindel an die Oberfläche ziehen und mit Ansprüchen und Kräften ausrüsten, die schließlich verderblicher werden als die Bourbonen selbst?"

„Wer etwas Großes will", sagte Crispi, „muß vorbedacht, doch nicht allzuweise sein. Dies muß und wird gemacht werden. Habe ich Garibaldis Wort, daß er uns anführt, so fürchte ich nichts mehr; aber die Mittel müssen beraten werden, ehe wir ihn rufen."

La Farina blieb in peinvoller Erregung zurück; er zweifelte, ob er Cavour etwas von dieser Sache mitteilen oder sie verschweigen sollte, damit er nicht durch eine ablehnende Willensäußerung des Grafen gezwungen werden könnte, ganz davon zu lassen oder gar das Unternehmen zu vereiteln. Er konnte sich nicht verhehlen, wie sehr es ihn lockte, auch deshalb, weil das Schiff, das die Eroberer trug, ihm den Weg in die Heimat bahnen würde. Ganz unleidlich war ihm der Gedanke, daß, wenn etwas zur Befreiung Siziliens geschähe, er

nicht dabei gewesen sein, nicht als der namhafteste Beförderer der Tat genannt werden sollte. In seiner Ratlosigkeit kam ihm der Einfall, die angesehensten Sizilianer, die, aus der Heimat flüchtig, in Turin sich aufhielten, zu versammeln und ihre Ansichten in bezug auf das Vaterland zu erforschen.

Carlo Poerio, ein strenger und stolzer älterer Mann, den endloses, ohne Klage ertragenes Unglück, Verlust eines geliebten Sohnes, lange Gefangenschaft und Verbannung hart gemacht hatten, und Silvio Spaventa, aus den Abruzzen stammend, ein Mann von unbeugsamen Grundsätzen, Unerschrockenheit und verblendender Leidenschaft, der gleichfalls jahrelang im Kerker gelegen hatte, waren schon wegen der um ihre Ueberzeugungen willen ausgestandenen Leiden die bekanntesten unter ihnen; sie galten viel bei Cavour, der sie bei allen den Süden betreffenden Angelegenheiten um ihre Meinung befragte. Sie verachteten die Unitarier, wie man die Vorkämpfer der Einheit Italiens nannte, als Schwärmer und wollten nichts anderes als eine Verfassung, die dem Lande eine anständige, nach ihrer Ansicht zeitgemäße Freiheit gewährleistet. Nach dem Tode des alten Königs, der in nicht zu ferner Zeit eintreten mußte, schien es ihnen wohl möglich, mit dem jungen, noch unbefleckten, sich irgendwie zu vertragen. Wie sie dachten Pisanelli, Raffaele Conforti, Antonio Sicaloja und Filippo Cordova.

Einige andere wünschten die bourbonische Dynastie, der sie nun einmal mißtrauten, und deren Namen niemals in Neapel und Sizilien heimisch werden könnte, ganz zu entfernen, und durch einen König aus dem Geschlecht des Joachim Murat auf den Thron zu setzen; denn dieser schöne, mutige und phantasievolle Mann hatte ein legendenhaft umkränztes Andenken hinterlassen, das ihn fast wie einen Märtyrer Italiens erscheinen ließ und das für seine Nachkommen empfänglich machte. Poerio sagte, es sei lächerlich, eine fremde Dynastie durch eine ebenfalls fremde ersetzen zu wollen und davon etwas zu erhoffen. Zwischen den Murat und den Bourbonen seien die letzteren vorzuziehen, weil sie einmal da seien. Eine Revolution zu machen, um einen Joachim statt eines Franz oder Ferdinand zu bekommen, sei ebenso gewissenlos wie albern. Auf die Gesetze komme es an.

Wenige schlugen vor, Sizilien nach der Losreißung von Neapel unter die Regierung eines Verwandten des Königs Viktor Emanuel zu bringen. La Farina gab Poerio Recht; immerhin, meinte er, sei zu bezweifeln, ob die Verfassung und die Konförderation mit den übrigen italienischen Staaten und namentlich mit Sardinien, die doch ein jeder wünsche, unter den Bourbonen möglich sei. Das müsse man abwarten, sagte Poerio. Alle wußten, daß La Farina für die nähere und fernere Zukunft die vollständige Vereinigung Siziliens mit Oberitalien anstrebte, stellten sich aber, als sei es ihnen unbekannt.

Das einzige Ergebnis der Zusammenkunft war, daß eine Erklärung verfaßt wurde, nach der die Wiederaufrichtung der Dynastie Murat auf Sizilien zu bekämpfen sei, die von den meisten unterschrieben wurde. Eine Expedition

zum Sturze der Bourbonen, wovon La Farina ein Wort fallen ließ, bezeichneten alle als ein rebellisches und rasendes Wagnis, abenteuernder Piraten würdig, ohne Aussicht und ohne Recht auf Erfolg.

Der letzte Dezembersonntag des Jahres 1859 in Palermo war hell und schwül, ein warmer Wind blies zuweilen in kurzen Stößen, wie Trompeten eine große Ankunft verkündigen. Die Berge, die die Stadt im Halbkreis umringen, standen schimmernd wie Gerüstete gegen den Himmel. Die engen Straßen waren voll süßlich fauliger Gerüche, auch auf dem Domplatz war die Luft an diesem Tage nicht frisch. Vor der steinernen Balustrade, die die Zugänge zum Dom abschloß, saßen alte Frauen, die Orangen, Mandelgepäck und andere volkstümliche Süßigkeiten verkauften, daneben Rosenkränze, Kerzen und allerlei Gegenstände aus Wachs, wie die Kirchgänger sie gebrauchen. Schon in der Frühe waren die Stände von Kindern und Erwachsenen umdrängt, die ein wenig kauften und schwatzten. Um die Zeit als das Hochamt gefeiert werden sollte, füllte sich der Platz: es kamen Damen mit ihren Dienerinnen und viele Karossen fuhren vor, aus denen vornehme Herrschaften stiegen.

Auf den Stufen am Eingange des Domes hockten einige Bettler, die dort seit Jahren ihren Sitz hatten und jedermann kannten, der ein- und ausging. Einer unter ihnen war ein starker, knochiger Mann mit einem Stelzfuß, der es trotz dieses Gebrechens mit jedem aufnehmen konnte, und sein durch lange Ausübung erhärtetes Herrenrecht auf den besten Platz tyrannisch behauptete. Er war königstreu und duldete keine andere Gesinnung unter den anderen. Vor einigen Wochen hatte er einem ganz alten Mann einen Platz eingeräumt, obwohl er ihm von Anfang an mißtraute, weil er ihm einen guten Wochenpreis zu zahlen versprochen hatte und auch zahlte. Der Platz war freilich an einer Ecke, wo die Kirchenbesucher nicht vorbeikamen, so daß sie eigens zu ihm hingehen mußten, um ihm ein Almosen zu reichen; aber das geschah häufig, da er durch sein hohes Alter, das seine Gestalt zusammengebeugt und klein wie die eines Kindes gemacht hatten, durch sein schimmerndes Haar, seine funkelnden Augen und die Lebhaftigkeit seines Mienenspiels auffiel und Teilnahme erregte. Er konnte nicht lange bleiben, ohne zu sprechen und hatte immer Zuhörer, da er viel gesehen und erlebt hatte, sogar in Rom und mit dem General Pepe in Venedig gewesen war und anschaulich erzählte. Hätte er sparen und regelmäßig leben können, so hätte er nicht zu betteln brauchen; aber er war ein unruhiges Blut gewesen, hatte es nie lange an einem Fleck und bei der gleichen Beschäftigung ausgehalten, doch fühlte er sich jetzt am wohlsten, wenn er an einem warmen Plätzchen sitzen und abwechselnd plaudern und schlafen konnte. Er war in einem Gebirgsdorf Siziliens geboren und hielt seine Insel für das schönste Land der Welt, das auch das glücklichste sein würde, wenn es unabhängig wäre und eine gute Regierung hätte; Neapel und die Bourbonen haßte er und verriet seine Gesinnung oft durch mutwillige Reden. Die Verkäuferinnen vor der Balustrade

hielten es mit ihm, weil er ihnen freigebig Waren abkaufte, kurzweilig die Zeit vertrieb, und weil er klein und hilflos war; sie nannten ihn das Häslein. Auch waren diese Frauen meistens von patriotischer Gesinnung und liebten es, dem Stelzfuß zu zeigen, daß er ihnen nichts zu sagen habe, und daß sie ihn nicht fürchteten. Sogar unter den Bettlern waren einige, die dem Kleinen wohlwollten und stolz genug waren, ihn dem Stelzfuß gegenüber zu verteidigen.

Als die Kirchgänger kamen fingen die Bettler an, ihre Gebete zu murmeln und die Mienen der Klage und frommen Ergebung anzunehmen; der Kleine jedoch machte über alle Bemerkungen, die, von seinem Mienenspiel begleitet, so komisch waren, daß diejenigen, die sie verstanden, das Lachen nicht unterdrücken konnten. Der Stelzfuß verwies es ihm, er selbst sprach nur, um Eintretenden leise eine Verwünschung nachzudrohen oder um etwa Schmähliches von ihnen zu sagen, wenn er sie aus irgend einem Grunde nicht leiden konnte.

Aus der Kirche tönte schon der Chorgesang der schneidend klaren Knabenstimmen, als der Polizeiminister Maniscalco durch die Ballustrade trat, seine Frau am Arme führend, der eine halb erwachsene Tochter sich anschloß. Die vielen Menschen, die sich eilig zur Kirche drängten, machten dem verhaßtesten Vertreter des dummen und rohen bourbonischen Despotismus Platz, sodaß die Gruppe fast allein über die Treppe ging. Maniscalco war groß und elegant gewachsen, sein Gesicht zeigte Verstand und war nicht unschön; er trug den Kopf hoch und lächelte, während er von Zeit zu Zeit hastig beobachtende Blicke um sich warf. Als er vorbeigegangen war, sagte eine alte halbblinde Bettlerin zu dem Kleinen, der sei freigebig, es gebe keiner so viel wie er, er habe einen eigenen Sack im Gewande voll Münzen, in den er nur hineingreife um auszuteilen. „Das glaube ich“ sagte der Kleine, „er wird sogar zwei haben, und in dem einen werden die guten, in dem andern die falschen sein, und uns wird er nicht gerade mit den guten bedienen“. Damit redete er ihr zu, sie solle ihm zeigen was sie empfangen habe, damit er prüfe, ob es eine gültige Münze sei, wozu sie sich nicht entschließen mochte, unsicher ob er ihr das Geldstück wieder zurückgeben würde. Andere mischten sich ein, und der Stelzfuß fing an zu schimpfen, da ein solches Lärmen vor der Kirchentüre, wenn der Gesang schon begonnen habe, unanständig sei.

Inzwischen war Maniscalco mit seiner Familie durch das Portal getreten; im selben Augenblick aber als er die Finger in das Weihwasser tauchen wollte, traf ihn ein Dolchstoß von der Hand eines Verborgenen, der ihn, hinter der Türe stehend, erwartet haben mochte. Der Verwundete verspürte einen feinen Schmerz und fuhr mit der Hand an die Stelle, mit der anderen wehrte er die Frau und die Tochter ab, die aufschreiend sich an ihn zu klammern suchten. Es entstand ein Gewühl um ihn herum: einige eilten aus der Kirche, um dem Täter nachzulaufen, andere, die eben mit beschleunigtem Schritt hatten eintreten wollen, zögerten, als sie den Auflauf bemerkten. Maniscalco befahl mit scharfer Stimme Ruhe; er sei nur leicht verletzt, der Verbrecher habe seinen Zweck nicht erreicht und werde seiner Strafe nicht ent-

gehen, niemand solle die Kirche verlassen. Plötzlich raffte eine Frau einen Dolch und einen kleinen Umhang vom Boden auf: es war ein mit einer Kapuze versehener Kragen, wie solche in der Mode waren, den der Täter wahrscheinlich, sowie er gestochen hatte, von sich geworfen hatte, um nicht mehr kenntlich zu sein. Jetzt gaben mehrere an, einen Mann mit tief ins Gesicht gezogener Kapuze gesehen zu haben, dessen Gesicht und Gestalt sie aber eben aus diesem Grunde nicht wieder erkennen würden. Maniscalco wütete halblaut über das Volk, das mit dem Mörder zusammenstecke; er sah fahl im Gesicht aus, vielleicht ebensosehr vor Wut wie infolge des Blutverlustes, allein trotz der inständigen Bitten seiner Frau blieb er dabei, daß er sich wohl fühle und dem Gottesdienst bis zum Ende beiwohnen wolle. Er sah mit bösen Blicken auf die, welche vor den verschiedenen Altären auf den Knieen lagen und beteten; denn er argwöhnte, daß sie nicht für seine Errettung, sondern für die des Attentäters dankten, worin er sich nicht ganz täuschte; die meisten waren froh, daß es dem Kühnen gelungen war, unentdeckt zu bleiben. Viele glaubten, daß er sich noch in der Kirche aufhalte und schauten neugierig und erregt umher, ob sie das geheimnisvolle Antlitz errieten; aber niemand wagte es, seine Gedanken merken zu lassen. Es hatte sich vor einiger Zeit ereignet, daß Maniscalco mit der Peitsche in der Hand in ein Café getreten war, in dem sich die Patrioten zu treffen pflegten, um es, wie er sich ausgedrückt hatte, zu säubern, und man erzählte sich, daß ein junger Mann, den ein Peitschenhieb getroffen hatte, den Schwur getan habe, sein Gesicht mit einer Maske zu verhüllen, bis er sich gerächt habe; die davon wußten, glaubten fest, daß dieser die Tat getan habe und billigten sie.

Draußen waren die Bettler in Aufregung geraten und äußerten Vermutungen über das Attentat. Der Stelzfuß hielt es für ausgemacht, daß ein gewisser Herzog Marrana der Schuldige sei, der lange Zeit wegen politischer Umtriebe in Haft gewesen und kürzlich freigelassen war, sei es infolge der Bemühungen einflußreicher Verwandten oder Mangels an Beweisen. Diesen verfluchte er in den lasterhaftesten Ausdrücken; das sei der Dank dafür, sagte er, daß Maniscalco ihn nicht aufgehängt habe, wie es recht gewesen sei, man sehe nun, wie unangebracht Milde gegen die Verräter und Ketzer sei. Der Kleine entgegnete spottend, der Stelzfuß möge sich um eine Stelle als Henker bemühen, die Beine brauche er ja nicht dazu; er werde in dem Berufe mehr Arbeit als jetzt, dafür aber auch mehr Einnahmen haben; Henker zu sein sei übrigens in Sizilien das beste Mittel, nm nicht selbst aufgeknüpft zu werden. Rot vor Wut stand der Stelzfuß schwerfällig auf, indem er sagte, er habe Lust, dem Kleinen zu zeigen, wieviel seine Arme noch vermöchten. Das Häslein duckte sich erschrocken und sagte, aus den funkelnden Äeuglein zu dem drohenden Krüppel hinüberblinzelnd, er glaube es ohne weiteres, außerdem stehe hinter ihm schon der beste Scharfrichter auf Erden mit erhobener Sense, er brauche sich seinetwegen keine Mühe zu geben, ihm seien alle Händel der Welt gleichgültig, da er es mit dem Himmel zu tun habe, möge auf Erden

Papst, Kaiser oder König herrschen. Diese Begütigungen vermochten nichts mehr über den Stelzfuß, dessen Rauflust einmal gereizt war; er hatte sich mit ein paar Schritten genähert und hielt dem Kleinen die schwere Faust unter die Nase. Dieser fuhr mit zitternden Händen in die Tasche, um den Tyrannen durch Geld zu beschwichtigen, bereits aber sauste die Faust auf seinen Rücken und Schultern herunter, so daß die alte Frau, neben der er saß, in Angstgeschrei ausbrach. Dem Kleinen belebte die Entrüstung den Mut und die Widerstandskraft: er sprang auf, fast ohne Schmerzen zu empfinden, und setzte sich mit blitzenden Augen zur Wehr. „Die Katze krümmt den Buckel und faucht", höhnte der Stelzfuß, „ich will ihr die Zähne zusammenschlagen, daß sie mich nicht beißen kann." Dabei holte er zu einem neuen Schlage aus, empfing aber gleichzeitig von der halbblinden Nachbarin des Kleinen eine Ohrfeige, was ihn veranlaßte, sich vor Wut brüllend gegen diese zu wenden. Die Schlacht wurde nun allgemein, und die Parteien waren fast gleich; auch die Obstverkäuferinnen näherten sich mit augenscheinlicher Lust einzugreifen und ermutigten einstweilen das Häslein, sich tapfer zu verteidigen. Der Kleine kämpfte wirklich so gut es mit seinen schwachen Armen gehen wollte, zwischen durch, wenn er Atem genug hatte, seinen Gegner mit übermütigen Witzen neckend; plötzlich aber erhielt er einen Faustschlag in die Schläfe, der ihn zu Boden streckte.

Die Polizeisoldaten, die sogleich nach dem Attentat den Platz vor dem Dom besetzt und dem Krawall der Bettler lachend zugesehen hatten, hielten es jetzt für an der Zeit, einzuschreiten, da offenbar ein Totschlag vorgekommen war. Sie machten drohende Gesichter und traten mit groben Worten unter die Kämpfenden, die erschrocken auseinanderfuhren. Ein paar Weiber tasteten und horchten an dem alten Männlein und fingen heulend zu beten an, als sie sahen, daß er sterbend war. Inzwischen machte sich der Stelzfuß an den Höchsten unter den Polizeisoldaten und sagte, er sei ein ehrlicher Mann, beileibe kein Mörder, jener sei ein Liberaler, ein Carbonaro gewesen und habe den König gelästert, daß er eine Bestie und kein Christ sei, dafür habe er ihn bestrafen wollen, er sei bereit vor Gott zu beschwören, daß es sich so zugetragen habe. Er schob, während er dies sagte, dem Manne vorsichtig mehrere Geldstücke in die Tasche, der sich anstellte, als ob er es nicht bemerke. Mit noch immer strenger Miene wendete er sich mit Fragen zu den anderen Bettlern, von denen einige furchtsam schwiegen, andere bestätigten, was der Stelzfuß gesagt hatte. Da man gerade aus dem Innern des Domes die singende Stimme des Geistlichen hörte, der für den König und seine Familie betete, die Feier also bald beendet sein mußte, befahl der oberste Polizeibeamte den anderen, den Leichnam schnell beiseite zu schaffen, damit er den Herrschaften, die vom Gottesdienste kämen, kein Aergernis gäbe, den Bettlern, an ihre Plätze zu gehen und sich ruhig zu verhalten. Einige Minuten später trat Maniscalco aus der Tür, winkte seinem Wagen und verteilte, indem er die Stufen hinunterschritt, Almosen unter die Bettler, die mit lautem Geschrei seine

Errettung aus Lebensgefahr feierten und die Rache Gottes auf das Haupt des Mörders riefen.

Der Marchese Giorgio Pallavicino, den man den Märtyrer vom Spielberg nannte, weil er Jahre lang in diesem berüchtigten Festungskerker gefangen gesessen hatte, besuchte am letzten Dezembertage den Grafen Cavour in Turin. „Ich hatte die Absicht", sagte er, „Euch in Leri aufzusuchen, um über eine gewisse Art der Bewirtschaftung, die ich auf meinen Gütern einführen möchte, mit Euch zu sprechen; da hörte ich, daß Ihr hier seid." Er habe sich, antwortete Cavour, in der letzten Zeit nicht wohl gefühlt, und der Arzt habe ihm eine Luftveränderung verordnet. „Vielleicht", meinte Pallavicino schmunzelnd, „leidet Ihr an dem Fieber, das die Sterne vor ihrem Aufgehen zu befallen pflegt; in diesem Falle würde ich mich Eurer Krankheit freuen." Cavour lachte herzhaft und sagte: „Ich glaube, mein Aufgehen macht anderen Leuten mehr Fieber als mir. Einstweilen lasse ich noch die andern regieren und steuere mein Scherflein wie irgend ein frommer Unitarier." Er wies dabei auf die Listen der von Garibaldi eingeleiteten Sammlung zum Ankauf einer Million Gewehre, die auf seinem Schreibtische lagen. Pallavicino blätterte in den Bogen und sagte: „Die Namen unseres Königs, Garibaldis und Mazzinis verbunden zum Werke der Einigung Italiens! Hätten wir das geahnt, als wir in Ketten gegen die schwarzen Wände unseres Kerkers seufzten! Dieses Dokument wird unseren Enkeln wie kein anderes weisen, in was für einer Zeit wir lebten."

„Ich hoffe, Ihr seid mit mir zufrieden", sagte der Graf, „wenn ich den Ertrag der Sammlung Eurer Lombardei zuwende. Dort mögen die gefährlichen Waffen einstweilen unter guter Bewachung feiern." Pallavicino sah den Grafen mit großen Augen an. „Das ist Garibaldis Meinung nicht gewesen", rief er aus. „Es ist meine Auslegung", sagte Cavour, „auf die ich stolz bin, und die mir nicht wenig Mühe gekostet hat. Ihr kennt, mein verehrter Freund, die Fabel von dem Hunde, der sich an seinem Knochen nicht genügen lassen wollte und nach dem Spiegelbilde schnappte, worüber ihm der wirkliche ins Wasser fiel. Wir haben jetzt die Lombardei, die Herzogtümer und Florenz, das ist eine schöne Grundlage für ein künftiges Italien. Vor einem Jahre hätte kein Vernünftiger zu hoffen gewagt, daß sich so viel verwirklichen ließe; jetzt scheint es wenig. Ich will nichts von Rom und Sizilien hören. Ich will unseren Knochen in Sicherheit bringen, damit wir am Ende nicht Hungers sterben." Er hatte sich im Sprechen erregt und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen, von Zeit zu Zeit mit einer nervösen Bewegung an seiner Brille rückend.

„Herr Graf", sagte Pallavicino, „Ihr seid ein großer Staatsmann und ich nur ein Patriot; aber glaubt Ihr, daß diejenigen, die mit Begeisterung der Fahne des Königs folgten, es taten, um in ihrem Schutze auszuruhen?"

„Ich glaube", sagte Cavour, „daß viele dachten, wenn Garibaldi die

Hand ausstreckte, würde sie sich von selbst füllen. Ich halte es für meine Pflicht, Gewaltsamkeiten zu verhindern, die uns dem Auslande verdächtig machen, und im Innern uns der Revolution ausliefern."

Der alte Marchese sagte: „Ich war auch Revolutionär und schäme mich dessen nicht."

„Wie solltet Ihr Euch Eurer Lorbeeren schämen!" erwiderte Cavour schnell. Es gebe Zeiten, fuhr er fort, wo Widersetzlichkeit am Platze sei. Auf die Umstände komme alles an. Damals, als der Marchese jung gewesen sei, habe es keinen gesetzlichen Widerstand gegen die österreichische Herrschaft gegeben, die Mutigsten und Edelsten hätten das Mittel heimlicher Verschwörung ergriffen, um der fremden Gewalt nicht dienen zu müssen. Jetzt sei eine Macht da, die den offenen Kampf um Italien eröffnet habe, ihr müsse man sich vertrauend anschließen. Wenn der König selbst Revolution mache, solle das Volk sich still verhalten.

Der Alte wiegte nachdenklich den Kopf; so gewiß man dem Könige und seiner Politik vertrauen müsse, meinte er, müsse man auch Garibaldi und seinen Eingebungen vertrauen. Was er unternehme, könne nie gegen den König gerichtet sein; er baue fest auf ihn, nur Garibaldi selbst könne ihn an ihm irre machen.

Cavour regte sich mehr und mehr auf. Da predigten sie Italiens Einheit, sagte er; aber sie meinten es anders. Ein jeder wollte im Grunde nur die eigene Herrschaft. Es habe keinen Sinn, die alten Könige zu verjagen, wenn man neue dafür einsetze. Der Erzherzog Maximilian, der Großherzog von Toskana und die Herzoge von Parma und Modena seien schließlich nicht schlechter gewesen als Viktor Emanuel und Mazzini und Garibaldi.

„Und Cavour nicht zu vergessen", sagte Pallavicino lachend. Der Graf runzelte die Brauen ein wenig, zog es aber doch vor, mitzulachen. „Ich wäre der Papst", sagte er, „Wenn ich mich auch nicht so prophetisch zu geberden weiß wie Mazzini, so könnte ich doch mit einem Pfaffenbäuchlein und einer Tonsur dienen." „Ich weiß nicht", meinte Pallavicino, „ob die frommen Damen Euch den Handkuß so gern darbrächten wie Pius dem Neunten oder dem schönen Genuesen." Cavour lächelte im Andenken an manches galante Erlebnis, das ihm den langwierigen Weg zur Größe geschmückt und verkürzt hatte; das Gespräch nahm hernach keine ernste Wendung mehr.

Als der alte Herr fortgegangen war, dachte Cavour: In Irland gedeihen die Kartoffeln, in England die Gesetze, in Deutschland die Philosophie und in Italien das Herz; letzteres ist für das Volkswohl ebenso gefährlich wie die Kartoffel und die Philosophie.

Nach einer Weile kam La Farina um den Grafen zu fragen, ob er schon wisse, daß Rattazzi gesagt habe, er getraue sich Savoyen und Nizza, sicherlich wenigstens Nizza für Italien zu erhalten, wenn Cavour und sein Anhang ihn unterstützen; er wolle Cavour darum ansprechen. Cavour fragte La Farina, wie er darüber denke. Er denke, sagte dieser, daß Rattazzi damit

nur einen neuen Versuch mache, Cavour auszustechen und sich eine Partei zu bilden, die ihn gegen Cavour halten würde. „Ja", sagte Cavour mit Heftigkeit, „wer redlich ist, muß einsehen, daß wir etwas opfern müssen. Sollen wir für alle Zeit den Gläubiger vor der Türe haben? Oder war einer so töricht zu glauben, daß Napoleon uns umsonst helfen würde, nur dürfe? Fertigen wir ihn einmal ab, daß wir wieder Herren im Hause sind. Rattazzi weiß das so gut wie ich, aber er hat den Mut nicht, das Odium des Volkes auf sich zu nehmen. Ich fürchte mich davon nicht, es ist der Dünger auf die Saat des Nachruhms."

In dieser Weise schalt und ärgerte sich der Graf, bis er allmählich über Gedanken und Entwürfen, die ihm kamen, still wurde. La Farina unterbrach das Stillschweigen nach graumer Zeit, um von dem im Dome zu Palermo auf Maniscalco unternommenen Attentat zu sprechen; denn er wollte Cavour über seine Ansicht in Bezug auf Sizilien aushorchen. Der Graf fuhr aus den Gedanken in die er vertieft war auf und sagt ärgerlich wegwerfend: „Ja, ja, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!" fügte jedoch gutmütig hinzu: „Ich will Ihre Landsleute nicht kränken, La Farina. Ich meine, solche Theaterauftritte, womit das Volk sich selbst unterhält, sind nicht sonderlich ernst zu nehmen, und es wäre schade, wenn sich hierzulande Leute durch ein Blendwerk den Kopf verrücken ließen." La Farina sagte, auch er beklage den Vorfall, weil er nutzlos sei, halte ihn aber doch für das Symptom einer drohenden Revolution. Die Revolution sei latent in Sizilien, davon überzeuge er sich mehr und mehr, und werde vielleicht schon demnächst zum Ausbruch kommen. Das solle und müsse verhindert werden, rief Cavour entschieden. Er könne jetzt eine Revolution in Sizilien nicht brauchen, sie müßten warten. La Farina entgegnete, er habe es an Mahnungen nicht fehlen lassen, mehrmals schon seien vorbereitete Bewegungen durch die gemäßigte Partei, die er beeinfluße, hintertrieben; aber die Unzufriedenheit sei zu groß, er fürchte, man könne sie nicht länger bändigen. Woher er diese Nachrichten habe? fragte Cavour. Auch ihm sei etwas zu Ohren gekommen von einer Expedition zu Gunsten Siziliens. Ein neuer Pisacane! Das möchte angehen, wenn einer nur sich selbst damit an den Galgen oder unter das Messer brächte, aber jetzt handle es sich um Italien. Er werde der Sache schon auf die Spur kommen, nötigenfalls die Rädelsführer einsperren, wenn sie Märtyrer sein wollten, könnten sie billiger dazu kommen. Es entging ihm nicht, daß La Farina nicht einstimmte, wie er sonst zu tun pflegte, sondern empfindlich und sorgenvoll aussah, aber er ließ sich mit Absicht nicht dadurch stören. Ob Garibaldi die Hand im Spiele habe? fuhr er fort. Oder La Masa, der Gottbegeisterte, der wie ein blinder Stier ins Messer renne, und deshalb mutig heiße? Die guten Sizilianer, Poerio, Spaventa, Cordova und ihre Freunde würden sich gewiß von solchen Ausgeburten fernhalten.

La Farina konnte schließlich nicht umhin den Namen Crispis zu nennen als des eigentlichen Antreibers der sizilianischen Dinge. Er habe von dem

Manne schon gehört, sagte Cavour, daß er ein feuerschnaubender Republikaner und Anhänger Mazzinis sei. Nun, meinte er, die Revolutionen Mazzinis seien noch nie zu hohen Tagen gekommen, und er könne sich auch einmal auf seinen Unstern verlassen. Dennoch trug diese Angelegenheit dazu bei, ihn zu beunruhigen. Jeder Tag konnte neue Verwickelungen bringen, an jedem Tage, der verstrich, ohne daß er am Steuer stand, lenkte und wachte, konnten neue Dummheiten begangen werden. Das Hinziehen, Tasten und Schwanken, dachte er, sei zu seiner Zeit gut gewesen, jetzt seien die Früchte reif und müßten geerntet werden. Rattazzi müsse fort, der geckenhafte Gärtner, der immer noch an der Hecke herumschleiche, bis die Früchte verfault oder von Wespen oder Spatzen gefressen sein würden.

Mit diesen Vorstellungen peinigte er sich so sehr, daß er sich endlich erschöpft fühlte. Warum eigentlich, fragte er sich, diese Aufregung, die meine Galle erregt, meine Laune verbittert, mein Leben aufzehrt? Ich könnte mich auf mein Landgut zurückziehen und Geflügel züchten; jetzt werden meine Hühner wieder legen, bald fangen sie zu brüten an. Ich könnte Ochsen mästen und Aepfel und Birnen am Spalier ziehen und auf den Ausstellungen ehrend erwähnt werden. Die Zeitungen brauchte ich nicht zu lesen oder ich könnte zusehen, wie die andern es machen und mich über ihre Torheit belustigen. Warum sollen sie es besser haben als sie wollen?

Indessen am folgenden Tage machte er sich auf den Weg zu Rattazzi, indem er dachte: ich werde einmal auf Mazzinis gerader Linie gehen; ich will nicht der Pedant sein, sie zu mißachten, wenn sie gangbar ist. Dem überraschten Minister, der ihn mit ausgesuchter Höflichkeit empfing, teilte er mit, daß er seine Politik nicht unterstützen könne, sondern nach seiner Ueberzeugung bekämpfen müsse. Nachdem er diese Kriegserklärung gemacht hatte und sich wieder auf der Straße befand, gab er sich den heitersten Gedanken hin. Vielleicht ließe sich aus diesen oberitalienischen Provinzen doch ein Reich der Ordnung und Gesetze machen, in dem ein arbeitsames Volk sich ernähren könnte, und die Menschen der neuen Zeit gerne lebten; aber das Bewußtsein solchen Zuständen den Boden bereitet zu haben, war mehr wert als sie zu genießen.

Einige Wochen später war Cavour nach dem Rücktritte Rattazzis wieder Minister, von den Patrioten, die von seiner Hand die Vollendung Italiens oder die Sicherung der neuen Provinzen oder Schutz gegen die Revolution erwarteten, mit Jubel begrüßt. Auch die Anhänger Garibaldis freuten sich, daß die tatenlose Politik Rattazzis jetzt ein Ende habe; mit Cavours Namen war der Gedanke an den Krieg und die große Hoffnung des vergangenen Jahres verbunden. Bertani veranlaßte Nino Bixio und Giacomo Medici, als die Freunde und angesehensten Offiziere Garibaldis, sich Cavour vorzustellen und mit ihm ins Vernehmen zu setzen, da es von höchster Wichtigkeit sei, daß die beiden Mächte, Cavour und Garibaldi, vereinigt dem gleichen Ziele zustrebten.

(Fortsetzung folgt.)

Thoreau.

Von Josef Hofmiller in München.

(Schluß.)

5.

„Walden" ist ein wunderliches Buch. Wer es in der Hoffnung läse, viele zitierbare Einzelaphorismen zu finden (in welche man z. B. Emersons Essays zerlegen kann), wäre bald enttäuscht. Der Geist des Buches steckt mehr im ganzen, als daß er sich in der konkreten Sentenz äußert. Wenn er sich einigermaßen sentenziös kristallisiert, hat man allerdings den ganzen Thoreau:

„An den Pyramiden erregt nichts so sehr das Erstaunen wie die Tatsache, daß sich so viele Menschen fanden, verkommen genug, ihr Leben zur Erbauung eines Grabes für irgend einen ehrgeizigen Hanswursten herzugeben. Besser und männlicher wäre es gewesen, man hätte den Tölpel in den Nil und seinen Leichnam hernach vor die Hunde geworfen."

„Ein Mensch ist umso reicher, je mehr Dinge er unbeschadet am Wege liegen lassen kann."

„Die Mehrzahl der Menschen verbringt ihr Leben in stiller Verzweiflung. Sie fürchten den Hungertod, bevor sie hungrig sind."

„Die kostbarsten Eigenschaften unseres Wesens können, wie der Flaum der Früchte, nur durch die zarteste Behandlung erhalten bleiben. Doch wir behandeln weder uns selbst noch die andern so zartfühlend. Es ist hart einem südlichen, härter einem nördlichen Sklavenaufseher zu unterstehen. Am schlimmsten ist es um den bestellt, der sein eigener Sklaventreiber ist. Die Menschen sind nicht so sehr die Herren ihrer Herden, als die Herden die Herren der Menschen. Wir fahren nicht auf der Eisenbahn, sie fährt auf uns."

„Es ist eine interessante Frage, bis zu welchem Grad die Menschen ihren jeweiligen Rang behalten würden, wenn sie sich ihrer Kleider entledigt hätten. Bekleide eine Vogelscheuche mit deinem neuesten Anzug und stelle dich nackend neben sie — wer würde da nicht zuerst die Vogelscheuche grüßen?"

„Jedermann hat die Verpflichtung, sein Leben auch in Einzelheiten so zu gestalten, daß es selbst in seiner feierlichsten und kritischsten Stunde als der Betrachtung würdig sich erweist."

Was an diesen Sätzen auffällt, ist die Abwesenheit des Esprit. Man braucht sich nur eines Satzes von Wilde oder Shaw zu erinnern, und man hat den Gegenpol. Thoreaus Denken und die Art, es zu äußern, hat jenen unschuldigen Ernst, den das von Erwachsenen unbelästigte Kind beim Spiel

zeigt. Seine Bücher sind ohne Hinschielen auf eine lesende und zu überredende Mitwelt entstanden.

So gering der aphoristische, so groß ist der rein menschliche und persönliche Ertrag des Buches. Es bringt jenen frischen kühlen Duft mit sich, der an unsern Mänteln hängt, wenn wir uns drei Stunden lang vom Wind haben tüchtig an- und ausblasen lassen. Leg' es auf deinen Schreibtisch, und es erfüllt das Gemach mit Frische: Wie muffig riecht nicht dies vergrämte Stubendrama daneben! Wie parfümiert jener um jeden Preis schlichte Roman! Dieses Walden ist ein unabsichtlich kritisches Buch ....

Ein „selbstangestellter Inspektor der Schneestürme und Regenschauer", notiert Thoreau sein Leben am Waldensee. Erzählt er gut? Ich weiß es nicht. Wenn „gut" soviel ist, wie geordnet, so ist seine Art des Berichtes nicht sehr gut. Ist „gut" soviel wie fesselnd, so ist sie ausgezeichnet. Nichts schenkt er uns; sogar daß sein ganzer Palazzo 28 Dollar und 12½ Cents gekostet hat, rechnet er uns Posten für Posten vor. Er gibt uns sein vollständiges Inventar an, wieviel er zum Leben braucht, wieviel er verdient und wie: Schnapper-Arndt hätte seine Freude daran gehabt. Er schränkt das Accidentelle des Lebens auf ein Mindestes ein, um das Substanzielle auszukosten, in tiefen, tiefen Zügen. „Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so herzhaft und spartanisch leben, daß alles was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen würde. Ich wollte mit großen Zügen knapp am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und es auf die einfachste Formel bringen. Und sollte es sich gemein erweisen, nun dann wollte ich seine ganze, unverfälschte Gemeinheit auskosten, um sie der Welt zu künden. War es jedoch rein, so wollte ich dies aus eigener Anschauung erkennen."*) Nur in solcher Einsamkeit genießt man die Morgenschönheit eines unsterblichen Buchs, meint Thoreau; kein Schwätzer drängt sich zwischen das Werk und deine Seele. Bis du, satt des Genusses, das Buch weglegst, um nur den Tönen deiner Einsamkeit zu lauschen: dem Spatzen, der vor deinem Blockhaus zwitschert, dem Schrei des Habichts, dem Gurren der Wildtaube, dem verwehenden Rollen des fernen Bahnzuges, dem Rauschen des Schilfs und der Riedmeisen und Rohrdommeln, die darüber fliegen, dem Pfeifen der Lokomotive, blöckenden Kälbern und muhenden Kühen, dem schwachen Gerassel des Lastwagens auf der Landstraße, den sonntäglichen Glocken, dem Summen der Tagschläfer, dem Klagerufe der Knarreulen, dem nächtlichen Trompetenkonzerte der Ochsenfrösche — Töne, Laute, Geräusche ohne Ende, ohne Ende: wie sich die Seele beruhigt bei all dieser Musik der Jahreszeiten! Wie wunsch-

*) Die Uebersetzung, nach welcher „Walden" hier zum Teile zitiert ist, stammt von Wilhelm Nobbe und ist, geschmückt mit einem Bilde Thoreaus und vom Uebersetzer, durch eine bedeutende Charakteristik des Waldeneinsiedlers eingeleitet, in vortrefflicher Ausstattung bei Diederichs erschienen (Jena und Leipzig 1905). Eine gut zugängliche englische Ausgabe ist um billigen Preis in der Scott Library zu haben. (Drei Bände: Walden, Essays, A Week on the Concord.)

los sie wird! „Der Vögel Gefieder und Gesang harmoniert mit den Blumen. Doch welcher Jüngling, welches Mädchen versenkt sich mit Inbrunst in die wilde, wonnige Schönheit der Natur? Sie blüht meistens im Verborgenen, fern von den Städten, wo die Menschen wohnen. Schwätzt vom Himmel! Ihr entweiht die Erde!"

Walden war das Experiment, das Thoreau einmal machen mußte. Sein Genius trieb ihn zu einer bestimmten Zeit seines Lebens, genau diese Form des Lebens auszukosten. Aber Thoreau fordert die Menschen nicht auf, ihm nachzuahmen; es steht jedem frei, ihn als einen verrückten Kanadier zu verspotten und sich selbst für sehr zivilisiert zu halten. Wie ein Heimweh nach dem verlorenen Paradies lebt die Sehnsucht nach einfacherer Art des Lebens in uns, oft unter seltsamen Formen. Wir alle opfern in unsern besten Stunden jenem edlen Heimweh nach Natur, nach rauherer und reinerer Luft. Wir alle dürsten einen Augenblick nach den Quellen und Bächen des Lebens, weg, weg von der großen Stadt! Einen Augenblick lang sehen wir klar: „Meine ganze Lebensweise ist Sklaverei!" Dann flüstert unser Versucher uns zu: „Glaube das nicht, nur in Kunst und Dichtung gibt es dies Leben, das du ersehnst." Und wir senken mutlos das Haupt. Auch zu Thoreau sprach der Versucher also. Thoreau aber, mit seiner trotzigen Lust am Experiment, gebot der holden Vision, Wirklichkeit zu werden, und siehe, sie ward wirklich.

Der Weise aber weiß, daß Kürze aller Schönheit geheime Würze ist. Sein Liebesverhältnis mit der Einsamkeit entartet nicht zur Ehe. Der Einsiedler kehrt zur Gesellschaft zurück. Nicht als ein Unterlegener oder nach Menschen Verlangender, sondern als Einer, dem ein jahrlanger Traum sich verwirklicht hat: Ich habe die Hoheit der Erfüllung ertragen, ich war nicht kleiner als meiner Seele Sehnsucht, ich segne dich, du meine geliebte Einsamkeit, überallhin nehme ich dich mit mir, ich wärme mich an dir wie an einem Feuer, ich hülle mich in dich ein wie in einen weichen Mantel ....

6.

Zunächst zog Thoreau wieder bei Emerson ein und machte seinen Gärtner, während der Hausherr die bekannte europäische Reise vollführte. Nach dessen Rückkehr ging er ins Vaterhaus zurück und lebte sein stilles, ereignisloses Leben weiter. Sein Studierzimmer — soweit er ein Studierzimmer brauchte — war der Dachboden; dort stapelte er seine Schätze auf: Vogeleier, Pflanzen, Indianerfunde; dort schrieb er, zunächst nur für sich, seine wunderlichen Bücher. Ein zärtlicher Sohn und Bruder, erregte er doch manchmal das beinahe unwillige Erstaunen der Seinen. So, wenn er seinen Zucker aus Ahornhonig raffinierte, statt ihn um ein paar Cents beim Krämer zu kaufen. Dann fuhr ihn wohl der Vater an, er solle sich nicht durch solche Allotria von seinen Studien abhalten lassen, worauf der Sohn gelassen erwiderte, solche Allotria gerade seien sein Studium.

1849 ließ er sein erstes Buch A Week on the Concord and Merrimac Rivers auf seine Kosten bei Munroe in Boston drucken. Es wurde günstig besprochen, aber nicht gekauft, und der Verfasser fing wieder an, Bleistifte zu machen und Land zu vermessen. 1853 erhielt er ein mächtiges Paket: es waren die unverkauften Exemplare: „Ich besitze nun eine Bibliothek von fast neunhundert Bänden, von denen ich über siebenhundert selbst geschrieben habe", tröstete er sich mit Humor. Mehr Erfolg hatten die Beschreibungen seiner kleinen Wanderungen in verschiedenen Monatsheften. Bewunderer und Freunde hätten ihn gerne auf ihre Kosten um die Welt reisen lassen, doch er lehnte ab: ein Sumpffalke in der Concorder Aue sei ihm viel interessanter als der Einzug der Verbündeten in Paris.

1854 erschien Walden und hatte Erfolg, obgleich die New-Yorker Zeitung The Knickerbocker versicherte, ein solcher Schwindel sei seit Barnums Autobiographie unerhört. 1856 traf Thoreau mit Walt Whitman zusammen und empfing einen bleibenden Eindruck von dem Verkünder des neuen, demokratischen Amerika. Für ihn von noch größerer persönlicher Bedeutung war der Besuch des damals sechzigjährigen John Brown, der als Einzelner der staatlich sanktionierten Negersklaverei den Krieg erklärt hatte. Schon früher hatte Thoreau flüchtige Sklaven beherbergt, ihre geschwollenen Füße gebadet, und ihnen versichert, daß sie in seinem Hause so sicher wären wie in Abrahams Schoß. Das war kein leeres Wort, denn daß er Manns genug sei, Schutzbedürftige zu schützen, bewies er eines Abends, wo er zwei Strolche, die es auf ein Frauenzimmer abgesehen hatten, kurz entschlossen am Kragen packte und im Dorf ablieferte.

7.

Hier ist vielleicht der Ort, über Thoreaus Stellung zum Staate und zur Negerfrage etwas zu sagen.

Es ist kein Zufall, daß Thoreau die Sklaverei fanatisch bekämpfte. Der freie Mensch war sein Alles, der Staat schien ihm ein natürlicher Gegner des freien Menschen. In einem Aufsatze Civil Disobedience hatte er schon 1849 versucht, sich über seine Stellung zum Staate klar zu werden: Hier sind die Grundgedanken: Am besten ist die Regierung, die überhaupt nicht regiert. Ein stehender Staat ist so überflüssig und schädlich wie ein stehendes Heer. Hätten nicht Handel und Industrie eine gummiartige Elastizität, sie kämen nie über die Hindernisse weg, die der Staat ihnen in den Weg legt. Die Gesetzgeber sind ihrer Wirkung nach nicht verschieden von den Leuten, die Hindernisse über die Schienen legen. Wenn eine Regierung irgend wen unschuldig einsperrt, gibt es nur einen passenden Platz für einen anständigen Mann: das Gefängnis. Ich treffe diese amerikanische Regierung, oder vielmehr die Regierung von Massachusetts einmal im Jahr von Angesicht zu Angesicht; nicht öfter: in der Person ihres Steuereintreibers. Wenn tausend Menschen dieses Jahr ihre Steuer verweigerten, so wäre das keine gewalttätige oder blutige

Maßregel, während die Bezahlung der Steuer dem Staate die Möglichkeit gibt, Gewalttat zu begehen und unschuldiges Blut zu vergießen. „Was soll aber denn ich tun?" fragt der Steuereintreiber. „Wenn es dir ernstlich darum zu tun ist, etwas zu tun, so lege dein Amt nieder!"

Es gibt Worte, die einmal gesprochen, für alle Ewigkeit gesprochen sind. Sie haben einmal geblüht und gefruchtet, dann kam der Sand und bedeckte sie. Nach tausend Jahren haucht ein Wind über den Sand, und Wasser des Himmels netzt die dürre Wurzel, und wieder blüht und fruchtet dies einmalig-ewige Wort, um wieder einzudorren und des Windes und Regens zu harren. Solch ein Wort ward einst zum reichen Jüngling gesprochen. Thoreau hegt für die heiligen Bücher der Inder bedeutend mehr Sympathie als für das neue Testament, und doch ist sein Verhalten zum Staate eine Konsequenz des unbeugsamen Gewissens, das einst zum reichen Jüngling sprach: „Verkaufe was du hast, und gibs den Armen, und folge mir nach!"

„Da ich die Steuer verweigerte", fährt Thoreau fort, „steckten sie mich ins Gefängnis. Törichte Einrichtung! Als wär' ich nur Fleisch und Blut und Knochen, die man so mir nichts dir nichts einsperren **kann**. Die Ratlosen wußten nicht, was sie mit mir anfangen sollten, daher benahmen sie sich wie sich eben Leute ohne Erziehung benehmen. Da sie mein Selbst nicht erreichen konnten, straften sie meinen Körper; wie Knaben einen Hund quälen, dessen Herrn sie nicht beikommen können. Der Staat schien mir schwachsinnig und feig wie eine alleinstehende Frau mit ihren silbernen Löffeln: ich verlor den letzten Respekt vor ihm; er tat mir leid . . . Der Staat sagt zu mir: Geld oder Leben! Als hätte ich daran Interesse ob die soziale Maschine geschmiert ist! . . . Wir haben den Fortschritt von der absoluten zur beschränkten Monarchie gemacht; den von dieser zur Demokratie. Immer mehr Respekt vor dem Individuum! Sollte es über die Demokratie hinaus keine Verbesserung mehr geben? Keinen weitern Schritt zur Anerkennung und Organisation der Menschenrechte?"

Ohne Zweifel ließe sich gegen Thoreaus Ansichten vieles einwenden. Vielleicht ließe sich sogar gegen diese Einwände manches einwenden. Doch ist hier nicht der Ort, gegen Thoreau zu polemisieren, sondern ihn zu Worte kommen lassen. Höchstens ist eine Vermutung über die Quelle dieser Energie gestattet. Forschungen der letzten Jahre haben wahrscheinlich gemacht, daß die Droits de l'Homme wie überhaupt die Themen der französischen Revolutionsliteratur nichts andres sind, als ihrer spezifisch religiösen Färbung entkleidete Grundanschauungen amerikanischer Separatisten. Auf der „Maiblume" kam mit den Pilgervätern eine ganz bestimmte Ladung religiöser Energie nach Neuengland, die, treulich bewahrt und ernstlich geübt, dem ganzen Leben Schwungkraft und Straffheit gab. Bei der nahen Verbindung politischer und religiöser Fragen mußte der Tag kommen, wo das ungestüme Freiheitsempfinden aus Mangel an religiösen Hemmungen gegen staatliche Hemmungen sich wandte, und so die gesamte Energie auf ein neues Gebiet

geleitet wurde. Auch Thoreaus Energie war bei seinen Vorvätern vermutlich noch religiöse Energie gewesen, ein Bach von jenem Berge in Galiläa, auf dem einst gepredigt wurde.

Als Massachusetts sich auf die Seite der Sklavenhalter stellte, verweigerte Thoreau sofort die Steuer. Er hielt Vorlesungen, schrieb Aufsätze gegen die Sklavenhalterei — beides war nicht opportun, nicht einmal ungefährlich: aber was kümmerte ihn Gefahr! Er half sogar schwarzen Deserteuren über die kanadische Grenze.*) Als einmal ein flüchtiger Sklave aufgegriffen und von der Regierung seinem Herrn überliefert wurde, forderte Thoreau seine Mitbürger auf, das städtische Freiheitsdenkmal schwarz anzustreichen. Knabenhafter Zorn, nicht wahr? Aber es gehörte verdammt viel Mut dazu, bei der damaligen Stimmung als Einzelner zu solchem Knabenstreiche aufzustacheln. War nicht auch der Bostoner Teesturm, die Versenkung des Tees der Ostindischen Kompanie durch einige Jünglinge, die sich noch dazu als Indianer maskiert hatten, ein Knabenstreich? Und doch ist dieser Knabenstreich der kecke Auftakt zur amerikanischen Revolution, dem bald die metallene Wucht der Unabhängigkeitserklärung dröhnend folgt: When a long train of abuses and usurpations evinces a design to reduce a people under absolute despotism, it is its right, it is its duty to throw off such government . . .

Als am 16. Oktober 1859 der Agitator der Emanzipation, John Brown, gefangen wurde und sechs Wochen lang auf ungerechten Prozeß und heuchlerischen Justizmord warten mußte, war Thoreau der erste, der entschlossen für den „verrückten Niggerapostel" eintrat. Er kündigte an, daß er im Rathause für John Brown sprechen werde. Als sogar Freunde der Befreiung, überzeugte Abolutionisten, ihn baten, doch nicht gerade jetzt Oel ins Feuer zu gießen, antwortete er, er habe sie nicht um ihren Rat gebeten, sondern um Verbreitung seiner Absicht, für John Brown zu sprechen.

Als A Plea for Captain John Brown ist die berühmte Rede in seine Werke aufgenommen. Sie ist ein klassisches Beispiel zu Thoreaus Theorie des Redners: „Sprich die Wahrheit! Das ist die erste Regel, und die zweite, und die dritte." Sie beginnt ganz schlicht von John Browns bisherigem Leben, wie es allen Zuhörern bekannt ist; wie er sieben Söhne zeugte, alle tapfer wie er; wie er der Schrecken aller Grenzstrolche war; sie preist seine Wahrhaftigkeit, seine Gottesfurcht, seine Kühnheit. Dann wird sie allmählich angreifender: „Sicher bekommt ihr auf euren Märkten mehr für ein Quart Milch als für ein Quart Blut; aber Helden tragen ihr Blut auch nicht auf den Markt!" Er verspottet die Christlichkeit, die feige der Ungerechtigkeit zusieht: „Der moderne Christ ist ein Mensch, der sich verpflichtet hat, alle vorgeschriebenen Gebete herzusagen, wenn man ihn nur gleich darauf ins Bett gehen und in Ruhe schlafen läßt." Er verhöhnt die durch die Zeitungen

*) Für diese, wie für alle biographischen Einzelzüge ist meine Quelle die Biographie Thoreaus, die Henry S. Salt geschrieben hat (London, Walter Scott, Great Writers).

verkörperte öffentliche Meinung: „Ich kenne keinen Herausgeber im ganzen Lande, der mit Wissen und Willen etwas drucken würde, was die Zahl seiner Abonnenten auf die Dauer reduzierte." Manche Stellen lesen sich wie eine Vorahnung von Ibsens Volksfeind: „Ist es nicht möglich, daß ein Individuum recht hat und eine Regierung unrecht?" Diese Frage klingt von Anfang an durch die Rede, immer wuchtiger wird der Gegensatz zwischen dem Mann von Mut und Gewissen, und zwischen geldgierigen Machthabern herausgearbeitet, bis zu dem kühnen Schlusse: „Ich sehe die Zeit voraus, da der Maler diese Szene (John Browns Tod) malen wird, der Dichter sie besingen, der Geschichtsschreiber sie feiern; neben der Landung der Pilgerväter und der Unabhängigkeitserklärung wird sie die Zierde unsrer zukünftigen Nationalgalerie sein, wann wenigstens die gegenwärtige Form der Sklaverei abgeschafft sein wird. Dann werden wir weinen dürfen um John Brown." Wenn man bedenkt, daß diese Rede zugunsten eines von der verhetzten Volksmeinung zum Verbrecher gestempelten Freischärlers gehalten wurde, wird man ihren Mut würdigen. Vielleicht ist die Zeit nicht ferne, da man auf unseren Schulen die Apologie für John Brown lesen wird, anstatt die Rede des Lykurg gegen Leokrates und ähnliche Antiquitäten, deren Verfasser, Gegenstand und frostige Stilistik für uns tot sind.

Auf einem Acker bei Charleston ward am 2. Dezember 1859 John Brown gehenkt, seines Zeichens Lohgerber, Wollmakler, Farmer, Brecher des Landfriedens, Puritaner und Sklavenerlöser. „Wie schön sind doch diese Kornfelder!" waren seine letzten Worte. Auf die Kunde seines Todes läuteten in Neuengland die Glocken, von den Kanzeln predigte man Rache. So rasch stellte sich die öffentliche Meinung dahin, wo Thoreau ein Monat zuvor allein zu stehen gewagt hatte.

8.

Schon 1855 hatten sich bei Thoreau die ersten Zeichen der Lungenschwindsucht gemeldet, zu der er durch Vererbung neigte und die durch eine Erkältung im November 1860 beschleunigt wurde. Er erlebte noch den Ausbruch des Kriegs zwischen Nord- und Südstaaten, und war „krank vor Gram" über die anfänglichen Mißerfolge der Sklavenfreunde. Bald ging es gegen das Ende. Aufgefordert, sich mit seinem Gott zu versöhnen, antwortete er gelassen, er habe sich nie mit ihm gezankt. Musik war die Labung des Kranken, ein Drehorgelspieler auf der Straße rührte ihn zu Tränen. Am 6. Mai 1862, morgens um 8 Uhr, saugte er noch glücklich den Duft übersandter Hyazinthen ein; dann bat er, man solle ihn im Bette aufrichten, atmete schwächer, flüsterte noch etwas von Elken und Indianern, und starb. „Ich könnte die Erde küssen vor Freude. Ich freue mich dereinst in ihr begraben zu werden", hatte er vor Jahren geschrieben. Emerson hielt ihm die Grabrede. Ein Pyramide aus Kieselsteinen bezeichnet den Fleck am Waldensee, wo einst sein Blockhaus stand: jeder Besucher legt seinen Stein zu den

— —

andern. Ganz Concord ist sein Denkmal: wie ein gütiger Hausgeist schwebt er über der Gegend, die er im Leben liebte.

9.

„Von Natur war er klein", berichtet Moncure Conway, „wohlgebaut, so wie ich mir Cäsar vorstelle. Jede Bewegung elastisch und ruhig; der Klang seiner Stimme wie der der Wahrheit selbst; sein Auge rein hellblau wie der Himmel Neuenglands, sein Haar flachshell wie Sonnenschein. Er hatte eine ausgeprägte Adlernase von römischer Form."

„Wer sein Gesicht einmal sah", sagte Ellery Channing, „konnte es nicht mehr vergessen . . . Es trug ganz den Ausdruck tätigen Ernstes, als hätte er keinen Moment zu vergeuden. Sogar im Boot hatte er ein bedachtsames, entrücktes Wesen, vielleicht erspähte er gerade eine Ente oder Schildkröte oder Otter."

Das Porträt, das der schönen Diederichsschen Ausgabe beigegeben ist, zeigt ihn als schmalschultrig, den Kopf ein wenig vorgebeugt, das tiefliegende Auge weit und aufmerksam geöffnet, die Brauen schön gewölbt und direkt an die Nase anschließend, eine scharfe Falte zieht von den feinen Nasenflügeln zum Munde, von dem man des dichten Bartes wegen nur die wie zum Sprechen bewegte untere Lippe sieht. Obgleich das Bild aus dem August 1861 stammt, sind keine Spuren der Krankheit zu bemerken. Seine Kleidung war so einfach, daß man ihn manchmal für einen Hausierer, einen wandernden Schirmmacher oder Matrosen, einmal sogar für einen Bankräuber hielt.

Er reiste am liebsten zu Fuße, ohne Gepäck, übernachtete bei Farmern und Fischern, setzte sich an ihr Herdfeuer, half ihnen beim Heuen und lebte mit den einfachen Leuten als einer von ihnen. Ein alter Rock war ihm ein Freund, von dem er sich äußerst schwer trennte. Er war gleich gewandt als Fußgänger, Schwimmer, Schnelläufer und Ruderer, maß jede verlangte Entfernung oder Höhe mit bewundernswerter Richtigkeit, und schätzte jedes Gewicht mit der Hand.

1847 wurde er aufgefordert, für eine Festschrift der Harwarder Abiturienten von 1837 autobiographische Angaben zu liefern. Als Antwort schrieb er diesen Brief: „Bin unverheiratet. Weiß nicht, ob ich einen Beruf oder Geschäft habe . . . Ich bin Schullehrer, Erzieher, Geometer, Gärtner, Farmer, Anstreicher, Zimmermann, Maurer, Taglöhner, Bleistiftfabrikant, Rostpapiermacher, Schriftsteller und manchmal Dichterling . . . Ich ersuche meine Mitschüler, in mir nicht etwa ein Objekt ihrer Barmherzigkeit zu sehen. Im Gegenteil, wenn einer Hilfe braucht, soll er michs nur wissen lassen: ich geb' ihm dann einen Rat, der mehr wert ist als Geld."

Er aß und trank spartanisch einfach. Ihn berauschten Farben, Töne, Düfte; seine Sinne waren so scharf und unverbraucht, daß ihm die Jahreszeiten ein unaufhörliches Bankett, eine Oper ohne Ende waren. In Gesellschaft fühlte er sich unbehaglich und setzte ihrer heuchlerischen Liebenswürdig-

keit scharfe Reden oder ein vernichtendes Schweigen entgegen. Ein richtiger Concorder Bauer, ein knorriger Holzfäller, ein wetterharter Fischer, ein betrunkener Holländer, ein lustiger alter Austernhändler: das waren die Leute, in deren Gesellschaft er aufgeräumt wurde; dann schmolz sein Ernst, und er lachte daß alles dröhnte. Am liebsten hatte er die Kinder; alljährlich beim Heidelbeersuchen war er ihr Anführer: „wenn ein Kind strauchelte und fiel, und sein sorglich gepflückter Beerenvorrat verrollte, kniete er sich zu dem kleinen Unglückswurm, und erklärte ihm und den andern, das habe die Natur weislich so eingerichtet; denn wo käme die nächstjährige Ernte her, gäbs nicht kleine Jungen, die über eine Baumwurzel stolpern und so Heidelbeersamen verstreuen?"

Er haßte Niedrigkeit der Gesinnung, Heuchelei, Unehrlichkeit; wenn er auf Unaufrichtigkeit stieß, dann war er wieder the judge, „der schreckliche Thoreau". Man hat ihn als Yankee-Stoiker definiert. In der Tat ist etwas durchaus Uneuropäisches an ihm. Die Reaktion gegen Europa lag damals in der Luft. Der politischen sollte die geistige Unabhängigkeit folgen. Die gesamte schriftstellerische Tätigkeit Emersons läßt sich nur von diesem Punkt aus verstehen. Von dem 1836 veröffentlichten, gleichsam mit Zungen redenden Essay Nature an durchzieht der Gedanke all seine Schriften: „Ich bin ein Suchender, und die Vergangenheit geht mich gar nichts an." Als Produzent von Gedanken wird Thoreau von dem mächtigen Freunde ganz erdrückt. In der Forderung der Unabhängigkeit aber trifft die allgemeine Zeitströmung und der Einfluß Emersons mit Thoreaus besonderem Temperament zusammen. Unabhängigkeit ist das letzte Wort seiner Philosophie.

Ist Thoreau ein Philosoph? Jedenfalls nicht einmal in dem Sinne wie Emerson, der doch seinerseits auch nichts weniger als ein zünftiger Philosoph war. Er ist mehr ein nachdenklicher Sonderling, der die schwierige Kunst des Lebens meistert. Für Metaphysik hat er kein Organ, Erkenntnistheorie, Aesthetik, Ethik — was kümmert ihn das Alles? Was an Thoreau so anziehend ist, das ist der Mensch: daß ein solcher Mann auf solch unabhängige, hochgesinnte Art sich durchs Leben geschlagen hat; daß er über seine Existenz gewissenhaft Buch geführt hat, — das macht uns den Yankee-Stoiker zum willkommenen Genossen unserer einsamen Stunden. Sein Leben ist schöner, ausdrucksvoller, tiefsinniger, als seine Schriften; der Schriftsteller Thoreau ist nur eine Aeußerungsform des Individuums, allerdings wie all seine Aeußerungen von großer Wahrhaftigkeit. Er hat sich die leidige Schriftstellerei nie näher als fünf Schritt kommen lassen. Wenn ihn die Laune ergreift, verabschiedet er jene und stürmt in die Wälder. Er ist das Gegenteil jeglicher bookishness, und doch las er viel: Bhagavatgita, die Gesetze des Manu, Saadi, die griechischen Tragiker, die Anthologie, Homer, Vergil, Aristoteles, Aelian, Theophrast, Cato, Varro, Plinius. Er vergrub sich in alte Historiker und Chronisten wie Froissart; an Reisebüchern las er was ihm in die Hände kam; die alten Balladen, Chaucer, Ossian, Milton kannte er gründlich. Von Neueren las

er Goethe, Wordsworth, Coleridge, Ruskin und Carlyle. Daneben waren die Berichte der Jesuitenmissionäre über die Indianer sein Studium. Der Indianer war ihm der Vertreter der alten, rauhen, tapferen Zeit. Die drei Menschen, die er am stärksten bewunderte, waren John Brown, Walt Whitman und der indianische Führer Joe Polis. Er selbst besaß indianische Sinnesschärfe. Seine Witterung war wie die eines Jagdhundes, sein Gehör erstaunlich fein. „Wie machen Sie es denn, diese kleinen indianischen Pfeilspitzen zu finden?" fragte ihn ein Begleiter auf einem seiner täglichen meilenweiten Spaziergänge. „Da liegt eine", antwortete Thoreau, hob sie auf und reichte sie dem überraschten Manne. Er liebte es, von seinen roten Freunden zu erzählen, so ausdrucksvoll und märchenhaft gegenwärtig, daß es den Zuhörenden gruselte.

Er liebte die Tiere, und die Tiere liebten ihn. Er fuhr oft rasch mit der Hand in den Fluß und wie durch Zauberei lag ein großer glitzernder Fisch ruhig in seiner Hand. Ein Eichkätzchen, das er einst mit nachhause genommen hatte, ließ sich nicht wieder in Freiheit setzen, sondern kletterte ihm zutraulich aufs Knie, setzte sich auf seine Hand und versteckte schließlich das Köpfchen in den Falten seiner Weste. Es hatte den guten Einsiedler erkannt. Kaum ist irgend ein Schriftsteller der Natur inniger gegenübergestanden als er. Es sind glänzendere Naturschilderungen geschrieben worden, aber über den seinen ruht der köstliche Duft der Stunde und der zarte Flaum des Augenblicks. Sie sind nicht überlegt, sondern erlegt, ertappt. Wie das Reh in der Schlinge sind sie warm und lebendig und schauen uns mit samtnen braunen Augen rührend an. Er lebt in der Natur nicht, um in ihr das Echo seiner pathetischen Deklamationen zu finden, sondern weil er sich, gleich Franz von Assisi, als aller Gestirne und Bäume, als des Wassers und der Erde Bruder fühlt. Es ist etwas vom Karlsbader Goethe in ihm, der sich frohgemut als Verehrer von Saint-Fainéant bekennt, aber sein Daseinsgefühl ist gespannt wie das der indianischen Jäger, die vor ihm in den Wäldern gegangen waren, rastlos, genügsam, stolz und schweigend wie er. Die Liebe spielt keine Rolle bei ihm. Aus seinen Werken würde man kaum erfahren, daß es so etwas wie Frauen in der Welt gibt. Eine inkomplette Natur, zugegeben. Einseitig, ein Ausnahmemensch, ein Sonderling. Aber er hat sein eigentümliches Wesen so rein und stark entwickelt, daß es in seiner Art etwas Ganzes und Komplettes geworden ist. Was aber an ihm das Beste ist, sagt er selbst: „Ein wirklich gutes Buch lehrt mich etwas Besseres, als es zu lesen. Ich muß es bald weglegen und versuchen, nach seinen Winken zu leben. Es macht mich so reich, daß ich es niederlege mit dem geringsten Bedauern. Was ich lesend begann, muß ich handelnd vollenden."

Aus Briefen an Dr. Hermann Uhde und Frau.

Von Michael Bernays.

Den Briefen an Freunde, welche unlängst an dieser Stelle veröffentlicht worden sind, soll nunmehr auch aus der Korrespondenz zwischen Michael Bernays und Dr. Hermann Uhde und Frau ein kleiner, menschlich besonders charakteristischer Teil folgen. Hermann Uhde (1845—1879) hatte sich schon in jungen Jahren einen ehrenvollen, heute noch anerkannten Namen in der Forschung zur Geschichte des deutschen Theaters erworben. Ein schweres Lungenleiden war die Ursache, daß es dem Frühverstorbenen unmöglich war, in Deutschland zu bleiben. Seit 1874 verbrachte er, bis zum letzten Atemzuge schriftstellerisch tätig, den Winter in Montreux, den Sommer auf einer kleinen Besitzung am Vierwaldstätter-See. Von der Schweiz aus unterhielt Uhde, teilweise eigenhändig, teilweise mit Hilfe seiner Gattin lebhafte schriftliche Beziehungen mit geistig Gleichgesinnten, die veranlaßt wurden, auch persönlich diese Beziehungen zu festigen. Zu diesem Kreise gehörte seit 1876 auch Michael Bernays. Uebereinstimmung in den wichtigen Fachfragen nicht nur, sondern vornehmlich in der politischen Gesinnung und in künstlerischen Dingen führte zunächst zu einem sehr lebhaften Briefwechsel, und, nachdem Bernays zum Zwecke persönlicher Bekanntschaft in die Schweiz gereist war, zu einer seltenen treuen Freundschaft, die nach dem Tode Hermann Uhdes, der Bernays Veranlassung gab, des dahingeschiedenen Freundes mit erhebender Treue in einem umfangreichen Nachruf zu gedenken, auf dessen Gattin und den Sohn sich übertragen hat.

* * *

1.

Wie seltsam fügen sich doch oft, im Großen wie im Kleinen, die menschlichen Dinge, so daß man versucht wird, den Zufall als eine wichtige positive Macht im Leben gelten zu lassen! Am gestrigen Abend, als ich nach löblichem Herkommen, traulich an der Seite der Frau v. Thiersch sitzend, das Gespräch auf die klassische Vergangenheit des literarischen Deutschlands lenkte, ward alsbald Ihrer, verehrter Herr und Freund, lebhaft und teilnehmend gedacht. Ihr Brief hatte Frau v. Schaden, die treffliche Tochter der herrlichen Aeltermutter, die selbst schon in großmütterlichen Würden prangt, sogleich veranlaßt, aus dem reichen Schatze der Familienpapiere einige Stücke für Sie herauszuheben, die Sie unverzüglich empfangen sollten. Schon längst hatte ich gewünscht, mein unfreiwilliges nur durch den mächtigen Drang der täglichen Arbeit entschuldbares Versäumnis wieder gut zu machen und Ihnen ein Wort

des Dankes und der freundlichen Teilnahme zu senden. An einem dieser Ferientage sollte es geschehen. Nun kommt mir eben, von Ihnen gesandt, das Blättchen in die Hände, auf dem Sie meinen Namen erglänzen ließen; und ich zögere nicht, das gedruckte Wort mit einem schriftlichen zu erwidern.

Um den jungen Goethe habe ich gerade so viel und nicht mehr Verdienst, als auf S. LXII der Einleitung angegeben ist. Am liebsten hätte ich meinen Namen nicht auf das Titelblatt und nur unter die Einleitung gesetzt. Denn diese freilich gehört nicht nur mir allein, sondern ihr Inhalt ist auch eins mit meinen innersten Ueberzeugungen. Wenigstens enthält sie einen Teil meines Credo über Goethe, wie es sich im Laufe der Jahre, bei immer erweitertem Studium der europäischen Literatur und im ununterbrochenen Geistesverkehr mit dem Gewaltigen, bei mir festgesetzt hat. Manches von dem, was hier bald ausführlich begründet, bald nur leise angedeutet wird, ist gewiß schon von vielen mehr oder minder klar empfunden, hie und da auch öffentlich ausgesprochen worden; so zusammenhängend und folgerichtig wie hier ward es jedoch — wenn anders die Vorliebe für die eigene Arbeit mich nicht täuscht — noch nicht dargelegt. Ich lebe der sicheren Hoffnung, daß in zehn bis fünfzehn Jahren die Grundanschauung, die mich leitete, die herrschende sein wird. Schon jetzt erfreue ich mich der Beistimmung vieler, deren Urteil mir vorzüglich wert sein muß. Aber gerade diese Urteilsfähigsten sind selten bereit, ihre Kritik im gedruckten Worte verlauten zu lassen. Und was ist von den zünftigen Kritikern des Tages zu erwarten? Solchen ist ein selbständiges Denken, wie es diese Abhandlung von ihren Lesern verlangt, die beschwerlichste aller Aufgaben, denen sich ein Mensch immer unterziehen kann. Sogar ein aufmerksames Lesen dürfen sie sich nicht zumuten, und die niedrigste Parteigesinnung verleiht ihnen die wenig beneidenswerte Kühnheit, das zu verschreien, was ihnen unverstanden geblieben.

Im verflossenen arbeitsreichen Wintersemester, das auf einen gleichfalls sehr arbeitsschweren Sommer folgte, habe ich mich mit der großen Masse der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts befassen müssen. Im kommenden Sommer gedenke ich über Lessing, im nächstfolgenden Winter über die Jahre 1794—1805 zu lesen. Diesen Hauptvorlesungen zur Seite gehen die Uebungen eines werdenden literarischen Seminars und kleinere Kollegien über Shakespeare und über die Franzosen des 17ten Jahrhunderts. Meine Lehrtätigkeit ist eine sehr anstrengende, aber der Lohn um so erwünschter und wertvoller. Nicht nur, daß meine Vorlesungen den zahlreichsten Besuch und die regste innere Teilnahme dauernd finden; die herrliche Disziplin der philologisch behandelten Literaturgeschichte wird hoffentlich hier für die Zukunft fest begründet sein. Sie, der Sie so deutlich erkennen, was auf diesem Gebiete vor allem nottut, werden das nicht ohne Anteil vernehmen. Das Bewußtsein, so auch an meinem Teile ins Große und Ganze der vaterländischen geistigen Entwicklung einzugreifen, hebt mich freudig empor über das Getriebe des Tages und die täglich sich erneuernde Tätigkeit gibt einem innern Leben Kraft und Nahrung.

Auch Sie, Verehrtester, müssen sich Ihrer schönen beharrlich folgerechten und rasch um sich greifenden Tätigkeit mit ungeschmälertem Genusse erfreuen, wenn auch der Körper dem Geiste manchmal Stillstand gebieten sollte. Wie gern möchte ich mich Ihnen einmal auf Schweizer Boden persönlich nähern und mündlich über manches mit Ihnen verhandeln, was uns beiden im wissenschaftlichen Sinn gleich wichtig ist. Inzwischen erhalten Sie mir Ihre freundschaftlichen Gesinnungen und lassen mich bald ein schriftliches Zeichen derselben sehen!

Ihr wahrhaft ergebener

Michael Bernays.

München, 20. März 1876.

2.

Schon, mein teurer Freund, ist der umfangreiche süße Gruß, den Sie mir gesandt, gänzlich aufgezehrt, und noch habe ich ihn durch kein Wort des Dankes erwidern können. Die arbeitsvollen Tage drängen sich hart aneinander; sie lassen keine Muße zu erfreulichem Rückblick auf die jüngste Vergangenheit, noch weniger zu schriftlicher Fortsetzung des geistigen Verkehrs. Seit dem vierzehnten Oktober bin ich täglich von neun bis sieben Uhr an den Richtertisch gefesselt, an dem mir gegenüber ängstliche Kandidaten erscheinen, deren Wissen oder Nichtwissen ich durch weise Prüfung ans Licht bringen muß. Nach Beendigung einer solchen täglichen Forschungsarbeit, deren Ertrag oft recht kärglich ausfällt, sind Geist und Körper zur Ruhe gezwungen. Man begibt sich auf einen bequemen Platz im Parkett des Hoftheaters, hört gute oder mittelmäßige Musik, sieht alte oder neue Dramen, denkt über die Geschichte des Deutschen Theaters nach und bedauert, den gründlichsten Kenner derselben nicht an der Seite zu haben. „Des Meeres und der Liebe Wellen" rauschten vor einigen Abenden an uns vorüber, ich saß zusammen mit dem Heyseschen Ehepaar am geschützten Ufer. Heyse und ich gehören zu den entschiedensten Bewunderern des mit dem Reize seelenvoller Lyrik so mannigfach ausgestatteten Gedichtes; Fräulein Bland hatte Gelegenheit, ihre innere Poesie an den Tag zu geben und darzutun, daß ich nicht umsonst so manche Stunde ihr gewidmet, und doch trat in der Darstellung — eben dadurch ward sie mir lehrreich — so manche kindische Zutat, so manche gezwungene Tändelei, besonders in den beiden ersten Akten hervor, daß man an die Region, in welche das Schicksal den Dichter nun einmal gewiesen, nur allzu deutlich erinnert ward.

Den Beginn der Vorlesungen sehe ich nun nahe vor mir, früher noch beginnen die sorgfältig vorbereiteten Darstellungen Schillerscher Werke, an durchreisenden Fremden ist kein Mangel und manche erfreuliche Erscheinung zeigt sich unter ihnen; der Verkehr mit Heyse und den andern Freunden ist erquicklich wie immer — kurz ich bin aus der holden Einsamkeit, die ich mit Ihnen teilte, in die regste Bewegung des innern und äußern Lebens versetzt

worden. Aber dennoch lebe ich mit Ihnen aus der Ferne fort, und der schöne Erdwinkel, wo unsere Freundschaft sich begründete, zieht oft genug meine Gedanken und Erinnerungen an sich. Möchte sich alles so fügen und schicken, daß ich zu Weihnachten bei Ihnen sein kann, wenn der Mond wieder über den Wellen des Genfer Sees leuchtet.

Für immer meine teuren Freunde, Ihr getreuer

Michael Bernays.

München, 26. Oktober 1876.

3.

Zu allererst, meine teuren Freunde, muß ich Ihnen danken für die so herzlich ausgesprochenen Gesinnungen, mit denen Sie die Wiederkehr eines Tages begrüßten, der wenigstens mir selbst nicht ganz gleichgültig sein kann. Ob ich etwas getan, um ihn auch andern einigermaßen wert zu machen, darüber pflege ich gerade an eben dem Tage am wenigsten nachzudenken. Zum Nachdenken war auch wenig Muße gegönnt. Die täglichen Pflichten des Amtes mußten auch an diesem Tage geübt werden, und jede einzelne Vorlesung ist in diesem Semester eine bestimmte und neue Aufgabe. An Aeußerungen freundschaftlicher Teilnahme hat es nicht gefehlt, auch ein Hirzelscher Gruß erfreute mich. Der mannigfach bewegte Tag ward erst um Mitternacht beschlossen und zwar mit einem der erhabensten Quartette Beethovens, das Freund Levi von den ersten Künstlern unseres Orchesters bei sich aufführen ließ.

Ueber alles, was sich etwa noch schreiben ließe, wird sich viel ergötzlicher und erbaulicher reden lassen. Ich sehe mit Heiterkeit den Tagen entgegen, die uns gemeinsam beschieden sein werden, und hoffe, daß Sie diese heitere Erwartung mit mir teilen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Michael Bernays.

München, 4. Dezember 1876.

4.

Freitag Morgen.

Indem ich den lieben Freunden, von denen ich so ungern schied, meine glückliche Heimkehr melde, kann ich zugleich über den glücklichen Wiederbeginn meiner amtlichen Tätigkeit berichten. Ihre guten Wünsche für mich müssen diesmal in die Ferne gewirkt haben. Als ich meinen schön gefüllten Hörsaal betrat und das Auge über die Kommilitonen schweifen ließ, die sich so bald nach dem Feste schon wieder so zahlreich versammelt hatten, da schwand jede Ermüdung, die noch etwa von der Reise zurückgeblieben war, ich fühlte mich auf das frischeste angeregt und begab mich gleich mit stolzem Behagen auf die hohe See der Weltliteraturgeschichte. Dies kühne Wort ist wohl erlaubt da, wo es sich um Hermann und Dorothea handelt. Meiner Methode gemäß lehnte ich die eigentlich ästhetische Betrachtung ab und suchte nur zu erklären, wie

das fertige Werk auf die ersten der Zeitgenossen, vor allen auf Schiller, den befugtesten und strengsten Richter, wirkte und wirken mußte. Darnach begann ich, das Werk vor den Zuhörern erstehen zu lassen, indem ich die geschichtlichen Bedingungen vorführte, unter denen es sich bildete . . . . .

Dieser Brief mag Ihnen, lieber Freund, auf das deutlichste beurkunden, daß ich in der Ferne mit Ihnen weiter lebe und unsere Gespräche im Geiste fortführe.

Für immer der Ihrige Bernays.

München, 5. Januar 1877.

5.

In dunkler Morgenfrühe erhasche ich mir die Zeit zu einem schriftlichen Gruße an die teuren Freunde, zu denen die unaufgeschriebenen Gedanken so oft sich wenden. Der schöne Bericht über Ihr häusliches Sein und Leben gibt mir die Versicherung, daß die Nachwirkung meines Aufenthaltes bei Ihnen eine freundliche ist, und so kann ich auch von mir sagen, daß unser Beisammensein sich mir noch in der Folge als wohltätig erweist.

Seit ich Ihnen schrieb, blieben Hermann und Dorothea, samt ihrem Schöpfer der lebendige mich und die Zuhörer gleichmäßig belebende Mittelpunkt der Vorlesungen. Sieben Stunden habe ich im ganzen diesem Wunderwerk gewidmet, das bei jeder erneuter Betrachtung ungeahnte Abgründe der Kunst eröffnet. Doch habe ich die eigentlich ethische Betrachtungsweise standhaft abgelehnt und mich überall entschieden nur als darstellender und entwickelnder Historiker verhalten. Das Wesen der homerischen Epik, die von den Neueren gepflegte Idylle, Vossens Luise, der Charakter des deutschen Hexameters, Goethes epische Sprache, die nicht durch Glanz und Wucht der einzelnen Wörter wirkt, sondern durch die scheinbar einfache, in Wahrheit aber wunderbar kühne und nur von der anschauenden Phantasie bestimmte Satzbildung ihr dichterisches Gepräge empfängt — das alles ward im regen Flusse historischer Darstellung vorgeführt und durch eine reiche Fülle von Beispielen dem Geiste gleichsam in sinnlicher Wirklichkeit entgegengebracht. Dann ward noch die Art untersucht, wie der Dichter, ohne irgendwo zu schildern, seine Gestalten zu unverkennbarer plastischer Deutlichkeit ausbildet, so daß wir sie ganz eigentlich mit Augen sehen.

Am Sonnabend haben die Studien Shakespeares gleichfalls wieder begonnen; im Seminar beschäftigen uns jetzt die in freien Rhythmen gehaltenen Jugendgedichte Goethes. Im großen Kolleg lasse ich nun dem Hermann die Balladen Goethes und Schillers aus dem Jahre 97 folgen; dann rüste ich mich zur Entstehungsgeschichte Wallensteins. Ich muß meinen Geist in fortwährender Anspannung halten, um den Anforderungen, die der Tag bringt, einigermaßen zu genügen; dabei erhebt mich jedoch immer von neuem die Empfindung des Glücks, die ich wohl schon einmal gegen Sie aussprach — des Glücks, daß meine Pflichterfüllung zugleich die Befriedigung meiner

innersten, unwiderstehlichen Neigungen ist. Meine Pflicht legt mir nur das auf, was ich auch tun würde, wollte ich einzig und allein dem gebieterischen Drange meiner Natur folgen. Allerdings habe ich dieses Glück mit dem Opfer eines halben Lebens und durch Verzichtleistung auf so manches, worin andere das Glück des Daseins sehen, erkämpfen müssen. Dadurch kommt nun aber auch jetzt eine Einheit und Ganzheit in mein Wesen und Tun, die so viele weit reicher angelegte Naturen entbehren müssen . . . . .

Die Reichstagswahlen haben uns aufgeregt und die ernstesten Betrachtungen wachgerufen, die in lebhaften Gesprächen ausgetauscht werden. Der Karneval hat begonnen und alles tanzt. Selbst Heyse, der morgen den nächsten Freunden seine neue Tragödie vortragen wollte, muß, wie er mir eben schreibt, Tanzvater sein. Ich habe für diesen Winter Bälle und größere Gesellschaften ein- für allemal beseitigt, aber dennoch ist das Leben bewegt und mannigfaltig genug . . . . .

Dringend werde ich zum Schluß gemahnt. Der Tag ist schon weit vorgeschritten und macht mir ein ernstes Gesicht. Lassen Sie mein Andenken bei sich frisch bleiben, lieber Freund, bis wir uns wieder beisammen finden und wenden Sie Ihre Gedanken so oft zu mir, wie ich die meinigen zu Ihnen.

München, 16. Januar 1877. Michael Bernays.

6.

Gestern war der ganze Tag so in Beschlag genommen, daß ich auch nicht die Feder anzusetzen vermochte, um an die teuren Freunde ein Wort in die Ferne zu richten, und auch heute findet sich kaum Muße zu einigen Zeilen. Gegen den Schluß des Semesters ballt sich immer so manches Geschäftliche zusammen und diesmal scheinen sich noch Abhaltungen besonderer Art dazwischen drängen zu wollen. Ich lebe in diesem Winter besonders in dieser zweiten Hälfte desselben zurückgezogener, als ich es seit langer Zeit mochte. Vor allem, was Gesellschaft genannt werden kann, halte ich mich durchaus fern, nur hie und da verlange ich einige Mittags- oder Abendstunden im kleinen Kreise solcher, denen ich wirklich näher befreundet bin. So hatten wir gestern einen schönen und anregenden Mittag und Nachmittag beim Kapellmeister Wüllner. Heyse war zu geistreichem Scherz aufgelegt, Wüllner spielte opus 90 von Beethoven (die kleine, aber bei aller Anmut gewichtige Sonate in zwei Sätzen) und Frau v. Knigge, die ehemalige Sophie Stehle, sang Lieder von Schumann, und, auf meine besondere Bitte, das tief schmerzliche und doch schmerzverklärende Lied von Brahms: „Muß es eine Trennung geben?" aus der Magelone. Mir wird die Musik immer mehr Bedürfnis. Die Töne umspülen mir den Geist wie sänftigende Wellen; er läßt sich gelind von ihnen forttragen und doch ist es keineswegs nur ein wollüstiges Nichtstun, dem er sich hingibt. Denn ich verstehe von der Musik gerade so viel, um der Entwickelung der musikalischen Gedanken folgen zu können, aber nicht genug, um mir überall von den Mitteln der Ausführung Rechenschaft zu geben. So

finde ich erquickende Beschwichtigung und zugleich eine Anregung, die den Geist beschäftigt, ohne ihn zu eigentlicher Tätigkeit zu spannen. Keiner Kunst gegenüber ist mein Urteil, oder vielmehr meine Empfindung, so streng als bei dieser. Diese Strenge gilt aber nicht dem Vortrag, sondern dem Gehalte des Vorgetragenen. Eben weil ich von der Technik der musikalischen Behandlung, die ja dem Kenner schon an und für sich ein Interesse abgewinnen kann, zu wenig verstehe, so kann mich nur der lebendige Gedanken- und Empfindungsgehalt, der die Formen erfüllt, berühren und ergreifen. Hier habe ich das Recht, wirklich nur mit dem Trefflichsten vorlieb zu nehmen. Und in welcher Kunst ist das Treffliche so reichlich ausgesäet, wie in dieser? Hier läßt sich gar kein Grund erdenken, warum man das Mittelmäßige sollte gelten lassen . . .

Die einfachen Worte weltgeschichtlichen Inhalts, die unser Kaiser sprach, haben auch mich bewegt und erfreut. In seiner ganzen Persönlichkeit, in allem seinem Tun und Reden verkörpert sich der Geist, der seit zwei Jahrhunderten in den besten Elementen Preußens waltet, der Deutschland erstarken, und, wenigstens in äußerer Verbindung, einig werden ließ. Wichtiger als die orientalische Frage, die allerdings den Brennstoff zu einem Weltkriege enthält, ist für uns in der nächsten Zeit die Entwicklung der sozialen Bestrebungen; diese wühlen den innersten Grund der Gesellschaft auf. Die Frage nach Recht und Besitz nimmt eine greifbare, furchtbar drohende Gestalt an. Doch vertraue ich fest auf den endlichen Sieg der erhaltenden Kräfte; denn in den Massen der Gegner ist offenbar nur ein sinnliches Verlangen, aber keine lebengebende Idee mächtig.

Bald bedarf es nun keines geschriebenen Wortes mehr zwischen uns. Wenn ich den Tag der Reise genau bestimmen kann, erfahren Sie es unverzüglich. M. B.

München, 27. Februar 1877.

7.

Hiermit kündige ich an, daß gestern Huttens Leben und Thun zum Schluß gebracht worden und wir uns jetzt dem teuren Mann Gottes, Luther zuwenden.

Erasmus hat vier, Hutten sechs ganze Stunden in Anspruch genommen. Manche wollen in Erasmus den Urvater eines gesinnungslosen und erwerbsüchtigen Literatentums erblicken, in ihm nur einen hohlen Wortkünstler sehen. Ein Voltairescher Zug geht durch seine Natur. Sein Blick war weiter und umfassender als der Luthers, aber nicht so tiefdringend, und es war ihm leicht, umfassend zu sein, weil seine Tatkraft sich immer nur im Gebieten des Theoretischen hielt. Vom praktischen Heldentum Luthers hatte er keine Ader, ja, er begriff es nicht. So hätte Voltaire die Revolution sicher nicht gewollt, obgleich er sie, wie kein anderer, vorbereitet hatte. Den Witz des Erasmus muß man sich förmlich ins französische übersetzen, um ihn ganz zu fassen, Erasmus wußte nichts von den Mark und Bein durchschütternden Kämpfen, in denen Luther seinem Heiland die Verheißung der Rechtfertigung durch den

Glauben abgerungen hatte. Er wußte nichts von dem naiven Gemütsverkehr, in welchem Luther mit dem lebendigen Sohn Gottes stand. Erasmus Bildung ruht naturgemäß auf dem früheren Humanismus, in dem der Schein so oft das Wesen vertreten mußte. Luther steigt in die Tiefe der Menschennatur, nach Wesen und Wahrheit suchend. Voller Gegensatz zum Humanismus, Rechtfertigung durch den Glauben. Dort die Wirklichkeit in Schein aufgelöst, hier Realität des Glaubens. In Erasmus finden wir die für ganz Europa gleich geltende Humanistenbildung, welche auch auf die Theologie reinigend wirken soll und wirkt, in Hutten den mit dem ritterlichen Standesbewußtsein vereinigten Humanismus, der von einem heldenmäßigen patriotischen Sinn getragen wird: dieser Heldensinn wendet sich gegen Rom, nicht sowohl weil Rom eine falsche Lehre verkündigt, sondern weil der romanische Geist den germanischen in schmählichem Banne hält. In Luther bricht nun die Macht des deutschen religiösen Gewissens ungezügelt hervor, die höchste geistige Thatkraft vereint sich mit dem reichsten schriftstellerischen Vermögen, um die Welt in schütternde Bewegung zu bringen. Es ist schwer, würdig über Luther vor Solchen zu reden, die nicht unmittelbar mit ihm verkehrt haben. Ich werde in den Vorlesungen natürlich meist nur den Schriftsteller heraustreten lassen, wenigstens soll der Sturmwind seines Wortes mächtiglich einherfahren.

Ich hoffe, daß die Tage den Freunden leidlich dahingehen. Ich halte mich fort und fort in strengster Zurückgezogenheit, die mir in jedem Sinne wohltut. Nach eingehender Forschung meines Kalenders ergibt sich, daß ich am Dienstag den 26. März, Abends, zur herkömmlichen Stunde bei Ihnen eintreffen werde. Am Tage Emmauel würde ich Sie dann, nach Gottes Fügung, wieder begrüßen und der erste der wieder gemeinsam gefeierten Sonntage würde der Sonntag Lätare sein. Und so komme ich denn auch wirklich mit F r e u d e n.

Wohl hat man Ursache, in diesen Tagen seines Protestantismus froh zu sein. Im Jahre 1520 sprach Luther sein die Welt durchschütterndes Wort an den c h r i s t l i c h e n A d e l d e u t s c h e r N a t i o n. Diese Schrift bleibt ein wunderbares Zeugnis für die Gewalt des Lutherschen Wortes. Sie gehört aber nicht vornehmlich zu den Schriften, welche die ganze Tiefe des Lutherschen Sinns offenbaren und ihn in seinem religiösen Herrentum zeigen. Er hob hier den character indelebilis der Priester auf, riß die Scheidewand nieder zwischen geistlichem und weltlichem Stand und brachte so die Grundfesten ins Wanken, die dem Gebäude der römischen Hierarchie unterlegt waren. Noch immer setzt sich der römische Bischof, als Herr aller Herren, die dreifache Krone auf, das Gebiet der römischen Kirche dehnt sich stets weiter über den Erdboden — und doch ist seit Luthers Taten die Herrschaft des Geistes, der endlich auch die Materie zwingt, von Rom gewichen.

Die besten Wünsche für alles Gute!

München, M. B.

1. März 1878 abends.

8.

Verehrte Freundin, wie ich versprach, gebe ich kurze Nachricht von mir und im ganzen eine gute. Wäre ich nur über des Freundes Gesundheit einigermaßen beruhigt!

Alle Gedanken und Empfindungen werden verschlungen durch den Eindruck, mit dem die namenlose Greueltat in Berlin uns überwältigt. Verstehen Sie jetzt, was ich neulich sagte, die Gesetzgebung müsse reformiert werden? Aber wahre Hilfe kann bei der entsetzlichen Verwirrung der Vorstellungen nur ein geistig wieder geborenes Christentum bringen. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich diese Tat und ihre Beweggründe nur im Zusammenhange mit dem ganzen politisch-sozialen Zustande des Jahrhunderts betrachten kann. Ein weltgeschichtlicher Gegenschlag gegen die französische Revolution und ihre Prinzipien, oder eine gewaltsame Fortbildung derselben bereitet sich vor.

Lassen Sie mich bald hören, daß Sie und die Ihren auf dem Krämerstein glücklich angelangt sind.

Freundschaft und Treue!

M. B.

München, 4. Juni 1878.

9.

Es ist schwer, mein teurer Freund, in diesen Tagen etwas zu denken oder zu reden, was nicht auf die vaterländischen Zustände Bezug hätte. Gegenüber den großen Angelegenheiten, die jeden beschäftigen müssen, der sich dem Vaterlande verbunden fühlt, erscheint alles kleinlich, was sonst als Gegenstand und Ziel eines ernsten Strebens dem Einzelnen würdig und bedeutend erschien. Ich weiß, ich äußere dieses Gefühl gegen einen Freund, der es mit mir teilt. Sie haben in unmittelbarer Nähe die Kriegstaten geschaut, welche die Begründung des neuen Reiches möglich machten. Hätten Sie damals geahnt, daß man schon nach sieben Jahren an dem, unter dem Jubel der Nation errichteten Gebäude so verbrecherisch rütteln würde?

Ohne mir das zweifelhafte Recht eines politischen Propheten anmaßen zu wollen, spreche ich die Ueberzeugung aus, daß wir an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt gelangt sind. Es muß sich in den nächsten Jahren entscheiden, ob Europa noch imstande ist, sich von der dumpfen Despotie zu befreien, mit welcher seit der französischen Revolution der Kodex des Liberalismus es beherrscht hat, und zwar schamloser und rücksichtsloser es beherrscht hat, als es irgend eine andere Tyrannei, die der römischen Kirche ausgenommen, je vermochte. Für Deutschland insbesondere scheint mir die Aufhebung der Gesetze von 1869 eine unerbittliche Notwendigkeit.

Die beiden Untaten, die uns rasch nacheinander erschütterten, zählen zu dem grauenvollsten, was die an Taten des Grauens so reiche Weltgeschichte aufzuweisen hat. Sicherlich würden sie uns aber nicht so maßlos erschüttern

wenn wir nicht alle mehr oder weniger deutlich empfänden, daß sie im unlösbaren Zusammenhange stehen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich, zur Schande des jungen Deutschlands, während dieses Jahrzehnts entwickelt haben. Ohne Scheu durfte man vor den sehenden Augen des Staates die Grundfesten des Staates untergraben, die deutsche Wissenschaft, der es hier einmal wieder an dem einfachen gesunden Menschensinn gefehlt, hat sich in harmloser Dummheit an diesem Verbrechen beteiligt (ich kenne die Kathedersozialisten); die von der Feigheit der liberalen Partei dem Staate aufgedrängte selbstmörderische Nachsicht straft sich; furchtbare Gesetze, die man aus ruhiger Erkenntnis des Rechten und Notwendigen mit Ruhe längst hätte geben sollen, muß man sich jetzt durch die Furcht vor Wiederholung der schaudervollsten Greuel gewaltsam entreißen lassen.

Die Stimmung, die uns jetzt umfängt, wird vorübergehen, wenn auch die Folgen des eben Erlebten in unabsehbare Fernen reichen. Bis jetzt habe ich diese Stimmung noch nicht bemeistern können. Selbst auf dem Katheder, wo ich mich sonst über alles Drückende des Augenblicks hinweghebe, vermag ich sie nicht zu scheuchen.

Es war schön, lieber Freund, daß Sie mir wieder einmal unmittelbar ein Wort sagten. Wenn nur die Mühsal des Umzugs schon vorüber wäre! Meine immer gleich herzlichen Freundeswünsche sind, Sie wissen es, jederzeit bei Ihnen.

Ich umarme Sie, mein Teurer, in Freundschaft und Liebe

M. B.

München, 8. Juni 1878.

10.

Welch ein schöner lieber Bericht, teurer Freund! Er gelangte am Sonntag um die Mittagszeit zu mir, er erheiterte mir den stillen Nachmittag, und gern hätte ich schon ein Wort freudigen Dankes dafür gesagt. Aber mancherlei Arbeit häuft sich in diesen Tagen zusammen.

Bekennen muß ich übrigens, daß es mir nur auf dem Katheder und im Kreise meiner Schüler gelingt, den Druck, mit dem mich das Leid dieser, dem Vaterland so furchtbaren Tage belastet, einigermaßen zu überwinden. Sie haben Recht und drücken ganz und gar mein Empfinden aus. Wie nichtig kommt uns alles vor, was uns selbst angeht, wenn die höchsten Interessen, vor denen die eigenen verschwinden müssen, gefährdet erscheinen! Und wie abgrundtief ist die Gefahr! Es ist wirklich nicht allein das Schreckliche des Augenblicks, was mich so tief bedrückt. Ich blicke weiter. Es mag einer, zu ihrem und unserm Heil energisch eingreifenden Regierung gelingen, die Mächte des Verderbens abzuwehren, und das Gefühl äußerer Sicherheit wieder herzustellen. Aber dem Verderben im Innern unmittelbar zu steuern, das übersteigt das Vermögen auch der kraftvollsten und weisesten Regierung. Und gerade im Innern wuchert das Verderben. Die Phrase des landläufigen Liberalismus hat alles angefressen. Man mag sich jetzt vor der ausschwei-

fenden Demokratie fürchten, aber der Mann, der für liberal gelten will, wird noch auf lange Zeit hinaus glauben, er müsse diesen seinen edlen Charakter dadurch betätigen, daß er im Namen des sogenannten Volkes der Regierung als solcher — das heißt, aber nur weil es die Regierung ist — hindernd entgegentritt. Wir sehen es jetzt schon. Kaum bringt es die Regierung den Zuchtlosen zum Bewußtsein, daß es noch eine staatliche Ordnung gibt, an der nicht jeder Einzelne nach Belieben mit Wort und Tat frech herumzerren darf, so wird auch schon das verträumte Schreckbild einer Reaktion heraufbeschworen und der ehrsame Bürger, der eben noch Mord und Brand von der sozialdemokratischen Rotte fürchtete, beginnt für seine „Freiheiten" liberal zu zittern. Im Gefühle der eigenen Unfähigkeit verlangt man von der Regierung, sie soll nur Sicherheit gewähren, rüstet sie sich aber dazu, und will in die rechten Bahnen einlenken, so fällt man ihr in die Zügel.

Und selbst das, worauf ich hier deute, ist noch nicht das Schlimmste. Wir sind das genußsüchtigste Volk Europas. Im Essen und Trinken, oder vielmehr im langen Verweilen bei diesen Genüssen tun wir es allen andern Völkern zuvor. Das von Rauch und Bierduft angefüllte Wirtshaus ist für die niederen Klassen unseres Volkes, und leider nicht allein für diese, die eigentliche Heimatsstätte geworden. Daher der schmähliche Verfall unserer Industrie. Aber dies ist ein altes Nationallaster, wir werden es nie ausrotten, wir müssen mit ihm, als einem bestehenden Uebel rechnen. Neu hingegen ist die Entfernung von allem, was dem Leben religiöse Weihe verleihen kann. Wie furchtbar dies Uebel an den lautersten Kräften des deutschen Geistes schon gezehrt hat, läßt sich nicht berechnen. Je edler dieser Geist seiner Art nach ist, um so entartender wirkt auf ihn die Mischung mit diesen giftigsten Elementen. Nicht nur die justitia ebenso sicher die religio bildet das fundamentum regnorum. Das Verderben und das Verbrechen geht hier von einer, dieses Namens unwürdigen Wissenschaft aus, die mit wahrhaft zelotischem Dogmatismus gegen die edelsten Gefühle einer, ihrer höheren Bestimmung bewußten Menschheit den abscheulichsten aller Kriege, leider nicht sieglos, geführt hat.

Wie innig man mit dem Vaterlande verbunden ist, fühlt man in solchen Tagen doch am überzeugendsten. Mein ganzes Dasein ist mit allen Fibern in das deutsche Geistesleben verwoben. Ich rede jetzt häufiger als sonst auch mit jüngeren Leuten über die deutschen Zustände. Man kann bei solchen Anlässen erfahren, wie weit und tief die Ansteckung durch die liberale Phrase greift. Sieht man dann wieder eine Prozession, wie sie sich eben vor meinen Fenstern vorüberbewegt, so erblickt man die äußersten Gegensätze, zwischen denen die Zeit schwankt.

Ihre lieben Worte vom Montag unterbrechen mich in diesen Betrachtungen. Ich mag mir gern denken, daß alle zur Einrichtung des köstlichen Wohnsitzes nötigen Arbeiten nun abgetan sind.

Gruß und treue Freundschaft!

19. Juni 1878. M. B.

11.

Es wir schwer, meine Bewegung zurückzuhalten, da ich eben von dem Ergebnis der Wahlen Nachricht empfange. Es wird in beiden Bezirken Münchens eine neue Wahl nötig. Stauffenberg ist nicht durchgedrungen, die Ultramontanen treten viel kraftvoller hervor, als es ihnen seit dem französischen Kriege wenigstens im ersten Bezirke, möglich gewesen; die Sozialdemokraten aber erschienen in erschreckender Weise vermehrt; diese Partei ist von Wahl zu Wahl in ununterbrochener Zunahme begriffen.

Solchen Erscheinungen gegenüber bedarf es eines festen Glaubens an die innere Lebenskraft des Reichs, an die sittliche Tatkraft der Deutschen und an ihren Verstand.

Gestern hatte ich noch ein längeres Gespräch mit Holtzendorff. „Diese Wahlen werden viele Ueberraschungen bringen", sagte er „selbst Lasker kann unterliegen." Über eine Niederlage Stauffenbergs ward garnicht in Betracht gezogen.

Eins werden diese Wahlen lehren: Der vulgäre, despotische, aller tieferen Lebensauffassung abgewandte Liberalismus verdient nicht nur seit langem den Untergang; er ist jetzt auch vollkommen unfähig, ihn abzuwehren.

Mit Wonne lese ich Homer und Vergil. Es macht mich jedesmal jung im Geiste, wenn ich wieder einige Tage mit den Alten verkehren kann; ich komme mir in dieser Gesellschaft sehr vornehm vor. Die Alten geleiten den Geist aus dem neblichten Wirrwarr des modernen Bildungslebens zu den heiteren Höhen, wo alles in bestimmten lichtumflossenen Formen erscheint. Sainte Beuves Buch über Vergil, das ich zum Teil schon in den fünfziger Jahren, da ich es in einzelnen Bruchstücken kennen lernte, aufmerksam und nicht ohne fruchtbare Anregung studierte, hat mir jetzt bei rascher Lektüre abermals einen recht gefälligen Eindruck gemacht. Von den Franzosen muß man lernen, wie man die Hof- und Nationaldichtung aufzufassen hat, die in Vergil ihren Triumph feiert. Ist ja doch Vergil eigentlich schon ein moderner romanischer Poet, durchs ganze Mittelalter hindurch ist er der einzige, der lebendig bleibt, der nie aufhört, gelesen zu werden und als höchstes Muster zu gelten. Jedes Wort des Vergil hat in der Poesie der Romanen sein hundertfältiges Echo gefunden. Geradezu gesetzgebend wirkt er durch seine Auffassung der weiblichen Natur. Seine Dido bleibt das Urbild passionierter Frauen für alle Dichter, die sich an der römischen Poesie inspirieren. Ich glaube, daß ich einen richtigen Sinn für Vergil besitze. Im allgemeinen wird es jetzt dem Deutschen sehr schwer, ihn zu genießen. Wir haben eben kein siècle Louis XIV. gehabt, das uns Licht über diese Art von Kunstpoesie geben könnte.

Um Homer habe ich mein gründliches Entzücken, wann und wo ich ihn aufschlage, er ist noch immer meine alte und neue Wonne.

Alles Gute, Herzliche, Schöne von dem getreuen

M. B.

München 3. August 1878.

12.

Der Sieg der vereinigten Parteien, der Ultramontanen und der Sozialdemokraten ist gestern für München entschieden worden. Die Stadt sendet also zwei Vertreter des modern-römischen Deutschlands in den deutschen Reichstag. Sie haben die Jahre 70 und 71 nicht untätig mit durchlebt, teurer Freund; wenn Sie auch mit Recht aller hohlen politischen Rederei abhold sind, so muß doch der Prozeß der Selbstzerfleischung, in welchem das Volk Goethes und Kants einmal wieder begriffen ist, Ihre schmerzliche Teilnahme erregen. Die Mächte, die diesem Prozeß Stillstand gebieten könnten, zeigen sich noch nicht. Nicht die Gefahr, so furchtbar ernst sie auch erscheint, ist das eigentlich Gefährliche, daß man unfähig ist, ihre ganze schreckliche Bedeutung zu erkennen, das ist das entscheidende Unheil.

Der vulgäre Liberalismus wird von dem Lohn seiner Sünden früher heimgesucht als er selbst, und wir mit ihm, erwarten konnten, aber unter den Folgen dieser Buße leidet die ganze Nation.

Wenn ich jemals den Drang nach politischem Wirken und Einwirken gespürt habe, so ist es jetzt. Nur die feste Ueberzeugung, für das Gebiet nicht bestimmt zu sein, hält mich zurück. Sonst — wer sollte sich nicht aufgerufen fühlen, gegen die wiederbeginnende Selbstzerfleischung Deutschlands zu reden oder zu handeln! Welche Zerfahrenheit der Gesinnungen! Welche Umnachtung der Geister! Das ist noch immer dasselbe Volk, das den dreißigjährigen Krieg erzeugte! Aber ein Volk, das sich aus dem Elend dieses selbstmörderischen Krieges wieder hervorgearbeitet, wird doch noch die Kraft besitzen und betätigen, die in den Tiefen eines entarteten Lebens wühlenden Mächte des Verderbens zu überwinden, es wird gegen ihren verbrecherisch frechen Ansturm die Güter sicher stellen, durch die unser Dasein erst Wert erlangt.

Ich muß mich ordentlich in eine geistige Kur nehmen, um die Eindrücke des Tages zu überwinden. Wissen Sie, wenn ich, außer den Alten, noch herbeigerufen habe? Keinen geringeren als den Meister. Ich nahm ein Klavier in meine Wohnung; ein unvergleichlicher Spieler, der mit bedauerlicher Einseitigkeit ausschließend in und von Wagner lebt, kommt, so oft ich will, zu mir und trägt mir die großen Werke so treu und großartig vor, daß keine noch so oft wiederholte Darstellung sie mit gleichem Nachdruck mir einprägen könnte. Auf diese Weise habe ich Tristan, Rheingold, Walküre, Siegfried schon ganz gehört. Heute Nachmittag wollen wir mit der Götterdämmerung beginnen. Tristan und der dritte Akt des Siegfried bleibt das Gewaltigste von allem. Hier haben wir abwechselnd Sonnenglut und Gewitter. Möchten Ihnen nur heilsame Lüfte wehen!

M. B.

München, 9. August 1878.

13.

Meine Gedanken treffen hoffentlich mit der Wirklichkeit zusammen, wenn ich annehme, daß die Zustände bei Ihnen sich mit jedem Tag bessern. Ruht der Sonnenschein auf dem See? Und kommt der Sonnenschein auch in die Gemüter?

Sonntag hatten wir die Walküre. Die Gesamtherrlichkeit des Werkes und die reiche Fülle des Einzelnen kam mir wieder zum Bewußtsein und zur Anschauung. Die Aufführung jedoch überzeugte mich abermals, daß es eigentlich ein Vergehen gegen den Meister ist, seine Werke auf eine Bühne, wie auf ein Schaffot zu schleppen. Sie verlangen unter allen Umständen ihren eigenen Schauplatz. Und doch war diese Vorstellung wahrscheinlich die beste, die dem Werke jetzt in Deutschland zu Teil werden kann.

Die Verhandlungen des Reichstags drehen sich im engsten Kreise. Aus dem magischen Unglückszirkel der Partei vermag kein einziger herauszutreten. Nur für Bismarck gibt es ein Reich und ein Vaterland. Ein auffallendes Zeichen ist auch die Gemeinheit des Tones, in welchen manche Redner so leicht und gern versinken.

Haben Sie eigentlich in jüngster Zeit Goethes Gespräche mit Eckermann einmal aufmerksam durchgenommen? Nach der Bibel möchte es wenige Bücher geben, die uns so für jede Stimmung das Richtige und Erwünschte, das Aufhellende und Erhebende darbieten. Es ist eben deshalb unerschöpflich wie alle Bücher, die nicht literarischen Ursprungs sind, sondern unmittelbar aus dem Leben hervorgehen und dasselbe in seinen unendlichen Manifestationen zum Ausdruck bringen.

Gestern nahm Fiedler von mir Abschied. Er bleibt den größten Teil des Winters in Italien.

Alles Gute aus teurem Herzen!

München, 17. Dzbr. 1878. M. B.

14.

Sonntag Nachmittag.

Aus unsäglicher Hitze heraus der verehrten Freundin wenigstens einen Gruß. Die Studierenden haben sich meist schon fortgewandt, dennoch gab es heute morgen allerlei Besuch, so daß ich von 9 bis 1 Uhr nicht einen Augenblick allein war. Trotzdem fühle ich mich nicht angegriffen und trage mich sogar mit dem barbarisch edlen Gedanken, heut Abend, bei dieser tyrannischen Glutgewalt, den Siegfried zu hören.

Montag Morgen.

In der Tat, das war eine warme Huldigung, die ich dem Meister allein unter allen lebenden Künstlern darzubringen geneigt bin, und selbst unter den großen Toten dürften nur Mozart und Beethoven ein Gleiches verlangen. Doch machte sich mir eigentlich nur während des ersten Aktes der Druck der

Atmosphäre schwer fühlbar. Diesem ersten Akt nämlich muß man die Stimmung entgegenbringen, um seiner eigenartigen Trefflichkeit ganz froh zu werden. Die beiden folgenden erzwingen die Stimmung. Die Erweckung Brünhildens, die das Ganze krönt, ist gewiß das Größte, was seit dem zweiten Teil des Faust in Deutschland an Kunst überhaupt geschaffen worden. Obgleich ich mich sonst durchweg der Musik gegenüber naiv verhalte, — das heißt, mich vertrauensvoll ohne weiteres Prüfen meiner Empfindung überlasse — so habe ich mich bei diesem größten Moment der Trilogie doch schon mehrfach untersucht, ob sich irgend etwas Fremdartiges, Unberechtigtes in den Eindruck mische, und ich habe diesen stets ganz rein erfunden. Das einfach Menschliche kommt hier in vergöttlichendem Mythus zum höchsten Ausdruck, das Element der Musik, in dem das Ganze schwebt, vergeistigt und verdeutlicht zugleich den Vorgang im Innern des Gemütslebens. Die Werke des Meisters sind nicht nur selbst außerordentlich, sie veranlassen auch das Außerordentliche.

Dieser Tage kam ein Brief von Delius, zuerst entzifferte ich wie gewöhnlich nichts als „Lieber Bernays!" und hoffte, daß Gott zur Enträtselung des Uebrigen allmählich Erleuchtung senden werde. Diese blieb denn auch nicht aus. Ich entdeckte zu meiner herzlichen Freude, daß er sich mir für die Zeit um den zwanzigsten August ankündigte.

Die Kunstausstellung enthält zu meiner Freude den ganzen Kunstjammer der Zeit. Sie wissen, daß für den wahren Künstler, so bald er schafft, kein Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus vorhanden ist. Es gibt kein echtes Kunstwerk, in dem sich beide nicht durchdringen. Gerade die am meisten vergeistigten Kunstwerke ruhen am sichersten auf dem Boden der Natur oder entspringen aus den Tiefen der ewigen Wahrheit. Beide Wörter mit den Halbbegriffen, die sich daran knüpfen, können das schlimmste Unheil stiften, wenn sie von ungebildeten Künstlern zu Parteibezeichnungen erniedrigt werden. So bestrebt sich denn die jetzige Kunst, die jede Ahnung vom Ursprung und Wesen aller Kunst eingebüßt hat, auf das einseitigste oder — ich will das rechte Wort brauchen auf das frechste, realistisch zu sein. Sie verschwistert sich gleichsam mit allen, die Menschennatur und vor allem die deutsche Geistesart herabwürdigenden Bestrebungen. Wer von dem Treiben und dem Bildungszustande der meisten sogenannten Künstler einige Kenntnis hat, darf sich freilich nicht verwundern über die anwidernde Erbärmlichkeit dessen, was nun aus solchen Köpfen und Phantasien heraus ans Tageslicht tritt. Diese Maler haben keine Vorstellung von dem, was im besten Teile der Nation sich regt und lebendig ist. Die echte Kunst muß neben allem andern, was sie ist, auch die echte Repräsentantin ihrer Zeit sein, aber nach dieser Kunst unsere Zeit zu beurteilen, das wäre eben so töricht, als etwa nach den Lustspielen von Rosen und Moser das Bild unseres gesellschaftlichen Lebens entwerfen zu wollen. Der Eindruck, den diese Sammlung neuester Kunsterzeugnisse bei vielen hervorbringt, ist glücklicherweise ein solcher, daß man hoffen darf, von dieser Ausstellung könne eine Wendung zum Bessern beginnen, wenn auch nicht in

der Produktion, so doch im Urteil. Lesen Sie doch in der Allgemeinen Zeitung die Aufsätze von Pecht. Dieser Kritiker, der seine Urteile sonst nicht eben aus den reinsten Quellen zu schöpfen pflegt, spricht hier mit einer freimütigen Entschiedenheit, die ihm um so höher anzurechnen ist, da seine persönlichen Verhältnisse ihn nicht in nächste Beziehung zu den Künstlerkreisen bringen. Es gibt doch in Deutschland eine Art von öffentlicher Gesinnung, die sich dem Gemeinen widersetzt. Möglich, daß Feuerbachs edler Genius jetzt zu einer Anerkennung gelangt, auf die man bisher nicht hoffen durfte. Ich pflegte immer zu scherzen, wenn er nur Geduld hat, so alt zu werden, wie der Meister, so kann er seinen Ruhm noch erleben."

Nun muß aber dieser buchartige Brief zu Ihnen eilen und Ihnen meine Grüße überbringen. Allezeit getreu und ergeben

München, 7. August 1879. B.

15.

Seit zwei und einhalb Tagen also wieder in meinen Räumen, verehrte Freundin —

Mittwoch Morgen.

Da ward ich gestern unterbrochen und im Verlaufe des Tages wollte sich die Muße zu fortgesetztem Gespräche nicht finden. Ueber den Aufenthalt in Frankfurt läßt sich nur in Bausch und Bogen berichten, daß er für Geist und Gemüt gleich anregend und ergiebig war. Ich verkehrte zumeist und zwar auf das intimste mit Devrients, Stockhausens, meinem lieben Ehlers und sah außerdem noch vierzig bis fünfzig Menschen, obgleich ich jeder größeren Gesellschaft auswich und selbst die Besuche bei den alten Frankfurter Familien unterließ, in deren Kreisen ich früher so heimisch gewesen. Ich sah und beobachtete viel und tat mancherlei Blicke in das städtische Leben des modernsten Frankfurt. Anziehend war besonders ein Zusammensein mit den vornehmen Vertretern des alten reichsstädtischen aber deutsch gesinnten Frankfurt. Sie sind gleichsam die letzten Pfeiler des früheren städtischen Gemeinwesens, sie bekennen sich mit einer Art von vornehmem Stolz zur einflußlosen Minorität. Bei Frau Schumann war ich einen Abend. Welch ein jugendlicher Geist lebt noch in dieser mehr als sechzigjährigen Frau, auf deren Haupte doch die Hand des Schicksals oft so schwer geruht. Mit der heitern Naivität eines jungen Mädchens freut sie sich auf jede Theatervorstellung. Und welche edle Vornehmheit ist dabei über ihr ganzes Wesen ergossen. Wie unverletzt hat sie sich durch die Trübsal des Lebens hindurch die einfach ideale Gesinnung bewahrt, von welcher das Leben erst seinen Wert empfängt.

Stockhausen nahm mich mit offenen Armen und seine Frau mit offenem Gemüte auf. Auch dort traf ich auf eine Krisis. In der Tat, wenn ich in so vielen Kreisen des Lebens beobachte, wie schwer es selbst den vortrefflichsten Menschen wird, einen Platz zu gewinnen, den sie dauernd behaupten können und wollen, so gewinnt meine akademische Stellung in meinen Augen einen

doppelten Wert, und ich söhne mich gern mit allem aus, was in ihr und an ihr minder befriedigend sein mag. Wie Stockhausen den Ausfall seines Gehalts ersetzen will, das vermögen seine Freunde noch nicht abzusehen; und auch er wüßte wohl kaum Rechenschaft davon zu geben. Für jetzt erfreut er sich nur an der Aussicht an die wieder zu erlangende Freiheit, und so fand ich ihn in der empfänglichsten und mitteilsamsten Stimmung. Zum erstenmal seit fast drei Wochen drang wieder Musik an Ohr und Herz. Zwei Schülerinnen sangen; auch ihn selbst wußte ich zum Singen zu bewegen. Von seiner Stimme ist freilich kaum noch ein voller Klang übrig geblieben; man vernimmt nur Anklänge; aber selbst mit diesen Trümmern des kostbaren Materials beweist er, daß er der erste, ja der einzige Sänger unter den Lebenden ist. Den inneren Zusammenhang und den äußeren Zusammenklang von Ton und Wort — dies Geheimnis hat niemand so ergründet wie er; die Beseelung des Wortstoffes ist hier vollbracht. Ergötzlich ist sein Verhältnis zu Wagner, theoretisierend hat er mancherlei an ihm auszusetzen; ja, er sucht an den Grundfesten der Wagnerschen Kunst zu rütteln; sobald er aber zwei Zeilen von ihm gesungen hat, läßt er nur Ausrufe des Entzückens hören: „Das ist wirklich einzig! wunderbar!" Gerade an den scheinbar trockensten Stellen, z. B. an der Erzählung Wotans im zweiten Akt der Walküre bewährt er seine Kunst und sein Verständnis. Brächte er es wirklich dazu, eine große Schule zu errichten, die etwa ein Jahrzehnt hindurch ununterbrochen bestände, so könnten aus ihr die Sänger hervorgehen, die der Meister bisher vergebens gesucht; er selbst gibt zu, daß Wagnerische Werke im Wagnerischen Sinne vorgeführt, auf jeden ohne Ausnahme überwältigend wirken müßten.

Der Abend bei Stockhausen war der letzte in Frankfurt. Am andern Morgen begleitete mich Devrient treulich zur Bahn, die bei schlimmem Wetter höchst unbehagliche Reise ward leidlich überstanden. Während der kurzen Zeit meiner Abwesenheit hatte sich doch viel angesammelt, das ich erst in den folgenden Tagen mit Muße durchsah. Von Fiedler fand sich ein Brief über meinen „kleinen Goethe". Man sieht daraus, was er für ein Denker ist. Mit vollkommener Klarheit spricht er aus, was jeder Biograph eines Dichters oder Künstlers, ja, eines schöpferischen Menschen, mag dieser der Kunst, der Wissenschaft oder dem praktischen Leben angehören, sich zur Aufgabe setzen muß. Jedes Wort dieses Briefes hat mich wohltuend berührt; ich sehe aber und abermals, daß ich bei meinem ganzen Tun und Arbeiten immer nur an die Besten denken muß.

Gruß in Treuen!

München, 26. Oktober 1879. B.

16.

Verehrte Freundin! Also auch auf Sie drückt die Kälte? Sie übt in der Tat eine drückende und bezwingende Gewalt, wie sie sonst nur von der höchsten Sonnenhitze ausgeht.

In Berlin freilich konnten meine Gedanken Sie nicht aufsuchen. Haben Sie nicht Gelegenheit die Gräfin Schleinitz zu Gesicht zu bekommen und wird sich eine Berührung mit Fiedlers ergeben? Er gehört einer der reichsten deutschen Familien an. Niemals hegte er die Absicht, irgend eine amtliche Stellung anzunehmen. Nachdem er auf umfassenden Reisen die Welt der Kunst und der Wirklichkeit kennengelernt, bereitet er ein großes kunstphilosophisches Werk vor. Die Schrift, die vor etwa zwei Jahren bei Hirzel erschien, und von manchen, z. B. von Hillebrand so überaus hochtönig gepriesen ward, deutet auf die leitenden Gedanken desselben hin. Seine Frau sehnte sich immer zurück nach ihrem heimatlichen München, er hat keinen Grund, diesem Verlangen zu widerstreben, denn gerade ihm, der die ganze Welt kennt, bietet Berlin nur wenig; er wünscht sich geistige Ruhe und etwa noch den Verkehr mit einigen Gleichgesinnten. Er ist eine durch und durch vornehme Natur, die sich andern etwas schwer mitteilt. Gegen Künstler übt er, ganz im Stillen, eine oft großartige Wohltätigkeit. Freilich sind seine Anschauungen vom Wesen und von den Aufgaben der Kunst denen, die jetzt offiziell gelten, schnurstracks entgegengesetzt. Aber das Echte muß ja, einem großen Naturgesetze zufolge, stets in der Minorität sein. Fiedler gehörte zu der kleinen, ganz kleinen Schar derer, die Feuerbach nach dem ganzen Maße seiner Bedeutung anerkannten. Er besitzt von seinen großen Werken die Iphigenie, über die ich vor vielen Jahren im Morgenblatte eine Rhapsodie drucken ließ.

Ueber Feuerbachs Tod schrieb ich nicht, weil mich das Ereignis zu mächtig erschütterte. Mir erscheint es als eine Art von Pflicht gegen mich und mein Amt, den trüben niederdrückenden Empfindungen, die auf mich eindringen, so wenig wie möglich Herrschaft über mich zu vergönnen. Ich habe zu schwer mein Leben durchgekämpft, mir ist zu wenig von dem geworden, was man Freude nennt, ich muß jetzt, wenn meine Kräfte nicht allzu früh erlahmen sollen, ernstlich darauf bedacht sein, alles Zerstörende und Beklemmende abzuwehren, ja, ich muß umsomehr darauf bedacht sein, je tiefer mein Gemüt von Schmerz und Mitgefühl getroffen wird. Aber auch gegen Sie, liebe Freundin, erwähne ich so ungern etwas Schmerzliches. Und in diesem Falle wußte ich selbst gar nicht einmal, ob der Künstler, von dem ja kaum mehr als den Namen kennt, Ihnen Teilnahme und Bewunderung abgewonnen habe. Ich erinnerte mich nur, daß Uhde ihn nach Verdienst zu schätzen wußte. — Dieser Tod ist einer von jenen Schicksalschlägen, über die nachzudenken gefährlich werden kann. Angefeindet und verhöhnt von der Masse derjenigen, die sich für seine Kunstgenossen hielten, von der landläufigen Kritik so lange wie irgend möglich verkannt, von den reichen Liebhabern, die nur nach Namen laufen, fast gänzlich unbeachtet — so ging er mühselig durchs Dasein, das Mysterium heiliger Kunst in seinem Geiste bergend; und verborgen blieb er der Masse auch dann, wenn er es in seinen Werken glorreich verkündete. An ihm ist einmal wieder die Gemeinheit des gewöhnlichen Menschentreibens offenbar geworden. Ideenlose Techniker oder einseitige Vir-

tuosen, deren Ideal nicht über das Ideal der Massen hinausreicht, Männer wie Makart oder Knaus, werden mit einem Goldregen überschüttet; Feuerbach ermangelte oft des nötigen Geldes für die Leinwand, die seine erhabenen Gebilde aufnehmen sollte. Ich sagte oft scherzend zu Allgeyer, der nur für ihn und in ihm lebte: „Hat Feuerbach nur Geduld so alt zu werden wie Wagner, so wird er seines Triumphes über das Gemeine noch froh werden. Aber er mochte nicht so lange warten, und verzichtete auf den schnöden Dank der Welt; vier Jahr älter als der Schiller, so ist er hingegangen.

Das eigentlich Betrübende aber bleibt, daß die Welt aus dem Leben und Sterben dieses Kunstmärtyrers, den man jetzt mit Vorliebe den „genialen" nennt, nichts, aber auch garnichts lernen wird. Mag nur ein vom Geiste wahrer Kunst erfüllter Meister wieder auferstehen, der, unbekümmert um die gemeine Tagesmode, seinem geweihten Ziele entgegenwandelt. Er wird es gleichfalls erleben, daß die Zunftgenossen ihn beiseite drängen, daß die Kritik ihn höhnend zurechtweist, daß der erbärmliche Reiche, der vor Kunstwerken nur verdauen will, an seinen Schöpfungen mit Achselzucken vorübergeht.

Unter den Fürsten Deutschlands war unser König der einzige, der tätig bewies, daß er Feuerbachs Geist anerkannte. Er hat auch vor kurzem die Medea, die volle zehn Jahre lang unverkauft geblieben, der hiesigen neuen Pinakothek geschenkt. Wie durch seine Anerkennung Wagners hat er auch hier bewiesen, daß ihm der Sinn für das Große angeboren ist. —

Der Karneval geht vorüber, ohne mich auch nur im mindesten zu berühren. Ich bin froh, wenn ich in dieser schlimmen Zeit meine Vorlesungen nicht zu unterbrechen brauche. Unter den Kollegen herrscht Krankheit die Fülle.

Mit Heyse gehts frischer und besser. Letzthin als er bei mir war, hatten wir eine lange lebhafte Unterredung über meinen Homer, der mir natürlich durch die Ausgabe der Odyssee wieder sehr nahe gerückt ist. Heyse hat eine ganz andere Vorstellung von dem Buche als ich. Er meint, es müsse heißen: Homer in der Weltliteratur. Das klingt mir aber gar zu gewaltig vornehm. Indes, wie auch Name und Beschaffenheit des Buches sein mag, so viel ist sicher: ich kann es nicht schreiben, wenn ich in der bisherigen Weise zu dozieren fortfahre.

Mein Sehnen und Trachten geht einzig darnach, noch etwas Ordentliches aus mir zu machen. Ich will meinen Weg gehen, weder um Lob noch um Scheltrede mich kümmern und meine Eigenart herausbilden. Denn nur wer sich selbst nach den Gesetzen seiner Natur frei und streng ausgebildet hat, vermag auf andere bildend zu wirken.

Mich Ihnen in Treue empfehlend

B.

München, 28. Januar 1880.

Der Zahnarzt.

Roman von Kurt Aram.

2.

Franz Ferdinand saß wieder mißmutig, unzufrieden hinter dem Gebiß, dem er den elften Zahn einsetzte. Der „Abend mit Damen" war gestern ganz anders verlaufen, als er erwartet hatte. Langweilig, uninteressant war es gewesen. Garnicht, wie man es sich vorstellt, wenn Künstler mit ihren Damen zusammen sind. Viel anders hätte das auch nicht in einer Kleinstadt unter steifen Spießbürgern vor sich gehen können. Und er hatte doch vor der Ungarin mit seinem Umgang renommieren wollen!

Als Franz Ferdinand mit seiner Frau in das Restaurant kam, waren seine neuen Freunde mit ihren Damen merkwürdigerweise schon alle versammelt. Zunächst ließ es sich ja ganz nett an, oder wenigstens nicht anders als gewöhnlich. Dr. Friedrich hatte die neuesten Zeitungen vor sich ausgebreitet und las die letzten Theaternachrichten vor, die dann alle eifrig glossierten. Dabei wurde manche hübsche Anekdote erzählt. Von Theaterdirektoren, Schauspielern und Schauspielerinnen. Auch fiel ab und zu einmal ein ganz gescheites Wort über eine künstlerische Frage, zu der die Zeitungsnotizen gerade anregten. Schließlich muß man ja auch noch sehr jung sein und nichts zu tun haben, um immer wieder das Bedürfnis zu fühlen, abends am Biertisch stets von neuem die Welträtsel zu lösen und sich in alle Tiefen des Kosmos hineinzugraben. Auch die Frauen redeten mit, denn sie nahmen starken Anteil an den Interessen ihren Männer, schon weil sie wirtschaftlich viel fühlbarer davon abhingen wie die meisten andern Ehefrauen. Ein solches Gespräch nahm sich allerdings anders aus als die Gespräche in bürgerlichen Kreisen, wo sich die Frauen weniger um die Berufsfragen ihrer Männer kümmern. Freilich ist es auch viel schwerer, bei solchen Fragen mitzureden, als wenn sich die Unterhaltung um Theater und Kunstdinge dreht. Darüber weiß am Ende jeder etwas zu sagen. Weshalb also nicht auch die Schriftstellerfrauen? Sie ging es doch besonders an.

Auch war es immer interessant zuzuhören, wenn eine solche Gelegenheit den Anlaß gab, daß Dr. Friedrich, Karl Wilmer oder sonst einer von seinen ersten Kampfesjahren erzählte, wo es jedem von ihnen pekuniär jämmerlich schlecht ergangen war. Da nahm keiner ein Blatt vor den Mund, niemand genierte sich vor dem andern. Da spürte man wirklich etwas von einem

freieren Standpunkt. Gerade Gelddingen gegenüber ist man in der guten Gesellschaft sonst ja meist sehr engherzig. Und sprach gar Frau Dr. Friedrich über all die kleinen Leiden ihrer ersten Ehejahre, da sie noch in einem Hinterhaus und in einem einzigen Zimmer hausen mußten, so gab es stets etwas zum lachen. In der Erinnerung kam jedem diese schwere Anfangszeit sehr lustig vor. Ferner hatte es viel von echter Künstlernaivität, wenn diese selben Leute dann recht deutlich zeigten, wie wohl sie sich jetzt fühlten, wo es ihnen besser ging, wo die Männer Geld zu Sekt hatten und die Frauen schöne Wohnungen, moderne Hüte und Kleider.

So plauderte man denn dies und das, wie es gerade kam, und wartete auf Lodski und seine Dame, die diesmal unpünktlich waren.

„Wie sieht eure Ungarin denn aus?“ fragte Frau Dr. Friedrich. „Ihr könnt es ja gar nicht abwarten, bis sie kommt.“

„Ein sehr langes Gesicht hat sie und viel zu vorstehende Augen“, erklärte Karl Wilmer, denn er war der Meinung, die Höflichkeit gegen die anwesenden Damen gebiete, daß man die Fremde nicht allzuschön fand.

„Schwarzhaarig ist sie“, sagte Lippert.

„Warum sagen Sie das so geringschätzig?“ fragte Frau Friedrich etwas indigniert, denn sie besaß auch dunkle Haare.

„Warum? Sehr einfach. Schwarze Haare sind so farblos, daß man sie nicht einmal malen kann, geschweige denn aushauen.“

„Na, na!“ warf Dr. Friedrich ein.

„Ein Bildhauer kann jedenfalls nur Blondinen gebrauchen. Stellt euch doch nur einmal eine Schwarzhaarige in Stein oder Marmor vor! Wie sieht sie dann aus? Jedenfalls ganz anders als in Wirklichkeit. Das ist garnicht mehr dieselbe Person, das geht einfach nicht.“

„Ich danke auch schön“, erwiderte Frau Friedrich ärgerlich.

Alle lachten, und da Frau Friedrich gutmütig war, lachte sie mit.

„Wie heißt eigentlich die Dame?“ wandte sich Frau Kessel etwas spöttisch an Ferdinand. Ihr Mann hatte ihr erzählt, wie er gestern hinter der Ungarin her gewesen, was sie kränkte, denn Ferdinand gehörte seit einer Weile zu ihren Hofmachern.

„Erzsie Wladacek heißt sie“, erwiderte Ferdinand.

„Erzsie? Ein großartiger Name!“ Fritz Weber war entzückt und schrieb den fremdartigen Namen für sein nächstes Stück eilig ins Notizbuch.

„Ein ganz uninteressanter Name“, erklärte Kessel und zuckte die Achseln. „Es ist ungarisch und heißt auf deutsch nichts anderes als Elisabeth. Gewiß nicht besonders merkwürdig. In Ungarn aber heißt sogar jedes zweite Mädchen so. Von der verstorbenen ungarischen Königin her. Etwa so wie bei uns vor zwanzig Jahren jeder Knabe Wilhelm hieß.“

Franz Ferdinand stellte lächelnd das Gebiß beiseite. Wie sie alle sich Mühe gaben, die Fremde herabzusetzen. Und wie wenig Eindruck das Mädchen auf sie gemacht hatte.

Endlich erschien Lodski mit seiner Dame. Wie steif man sich bei der Vorstellung benahm. Wie lange sie dauerte, wie unbeholfen sie vor sich ging. Wie unter Kleinbürgern. Und als man glücklich wieder saß, wovon sprach man? Wahrhaftig vom Wetter. Und dann davon, wie den Herrschaften die Stadt gefalle. Das sollte nun eine Künstlerunterhaltung sein. Ferdinand schämte sich direkt. Und als man diese Themen erledigt hatte? Da trat eine verlegene Pause ein, die Unterhaltung stockte. Etwa wie wenn sich ein Fremder plötzlich zu Bauern an denselben Tisch setzte. Darauf wandte sich jeder an seinen Nachbarn und sprach leise mit ihm, ohne sich noch um Lodski und seine Kousine zu kümmern. Ein Glück, daß Baron Kingler da war. Er und Franz Ferdinand nahmen sich der Fremden an und führten mit ihr das Gespräch wenigstens so weiter, wie es der Brauch der guten Gesellschaft von ihren Mitgliedern erwartet. Und dann wurde Frau Ilse wärmer und wandte sich der Ungarin zu, die sie offenbar interessierte.

Franz Ferdinand beugte sich wieder über das Gebiß, um ihm den zwölften Zahn einzusetzen.

Er wußte nicht recht, ob er sich darüber freuen sollte, daß seine Frau solches Interesse für die Fremde zeigte. Am klügsten war es aber doch wohl, sich einfach zu freuen, denn nun würde er schwerlich auf Widerstand stoßen, wenn er Fräulein Wladacek zu sich ins Haus lud, wie er vorhatte.

Wie taktvoll und gewandt sich die Fremde gestern benommen hatte. Als sie kam, sah man ihr an, daß sie sich namentlich auf ein Gespräch mit Dr. Friedrich freute, neben dem sie auch sofort Platz nahm, von dem sie recht viel über seine Produktion und seine Pläne wissen wollte.

Dr. Friedrich stieg eine sanfte Röte ins Gesicht. Es freute ihn, daß eine Amerikanerin so viel Verehrung für ihn zeigte, er mochte es auch gern, wenn man sich über ihn und seine Dichtungen unterhielt, wenigstens ging er einem solchen Gespräch nicht aus dem Weg. Aber der Ton, in dem die Amerikanerin sprach, war ihm offenbar ungewohnt und gefiel ihm nicht sonderlich. Sie sprach so gleich zu gleich mit ihm, zeigte zwar Enthusiasmus, schmeichelte aber nicht. Ja, er wußte sogar nicht immer, ob nicht manches ihrer Worte ironisch statt ernst gemeint war. Doch das konnte ja auch an dem Ungeschick liegen, mit dem sie, seiner Meinung nach, die deutsche Sprache handhabte. Jedenfalls wurde ihm bald unbehaglich neben dem Gast. Er sehnte sich nach der gewohnten Unterhaltung an seinen Tisch.

Fräulein Wladacek merkte es und benutzte die erste Gelegenheit, um ihren Platz zu wechseln. Sie kam neben Baron Kingler zu sitzen, mit dem sie sich augenscheinlich recht gut unterhielt, wie Ferdinand feststellte, der nur eingriff, wenn das Gespräch mit der Ungarin zu stocken drohte. Er beteiligte sich überhaupt wenig an der Unterhaltung, wenn ein größerer Kreis Menschen durcheinander redete.

Franz Ferdinand lauschte. Kam da nicht jemand die Treppe herauf? Ein Patient? Womöglich einer mit verbundenen Backen und tränenden Augen?

Vorsichtig schlich er ins Vorzimmer, abzuschließen, damit ihn niemand störe. Aber er kam zu spät. Gerade als er nach dem Schlüssel griff, öffnete sich die Tür, und vor ihm stand Herr Lodski, der sich vielmals entschuldigte, daß er ihn so unaufgefordert besuche, aber er habe eine Bitte an ihn, die keinen Aufschub vertrage.

Ferdinand bat Platz zu nehmen und ließ sich ebenfalls nieder.. Ihn in sein Zahnatelier zu führen, verspürte er keine Neigung. Es war ja nicht unbedingt nötig, daß man es dem Mann unter die Nase rieb, welchem Gewerbe er außer der Schriftstellerei huldigte. Am wenigsten mochte er es dem Vetter der Ungarin sagen. Oder wußte er es schon? Hatte er unten das Schild gelesen? Doch darauf stand ja sein bürgerlicher Name und Lodski kannte nur Ferdinands Schriftstellernamen. Ja, aber wie kam er dann überhaupt hierher?

Herr Lodski begann: „Ich bitte nochmals tausendmal um Entschuldigung, ich komme nämlich von Herrn Dr. Friedrich, der die Freundlichkeit hatte, mir Ihre Adresse zu geben . . . Aber pardon, Herr . . . Herr . . . Wie soll ich Sie eigentlich nennen? Auf Ihrem Schild steht Ferdinand, vorgestellt wurden Sie mir unter einem ganz anderen, mir übrigens sehr geläufigen, von mir sehr verehrten Namen . . . Und wenn Sie einmal etwas für meine Budapester Zeitung schreiben wollten, wären wir Ihnen sehr verbunden."

Saukerl! dachte Ferdinand. Laut aber erwiderte er „Ferdinand ist mein bürgerlicher Name. Den andern führe ich nur als Schriftsteller. Nennen Sie mich also getrost, wie Sie wollen."

„Also sehen Sie, Herr Ferdinand, die Sache ist nämlich die: Unser ungarischer Journalismus ist zwar, namentlich im Feuilleton sehr gut, aber ich habe große Pläne, wissen Sie . . ."

„Was für Pläne?" fragte Ferdinand höflich, wenn es ihn auch garnicht interessierte.

„Bitte, haben Sie die Liebenswürdigkeit, lassen Sie mich nur ausreden, Sie werden sofort erfahren. Ich will nämlich eine völlig unabhängige deutsche Zeitung größten Stils gründen, ein ganz großes Blatt, das vor allem, wie es der Entwicklung entspricht, mit Telegrammen arbeitet. Ein Blatt nach deutschem Muster sozusagen. Aber noch größeren Stils als die Frankfurter oder die Kölnische Zeitung."

„Das mag ja sehr interessant sein, Herr Lodski, aber ich weiß nicht.."

„Bitte, bitte, gleich, sofort, nur noch einen Augenblick gestatten Sie. Eine Million Gulden — Gulden bitte! — habe ich so gut wie sicher, denn Ungarn lechzt nach einer großen, deutschen, durchaus unabhängigen freiheitlichen Zeitung. Die neue freie Presse genügt uns lange nicht mehr." Lodski zwinkerte mit den Augen. „Sie haben ja keine Ahnung, wie es bei uns um die Presse, um den Journalismus steht. Halbasien, wissen Sie, in moralischer Beziehung nämlich. Unglaubliche Zustände! Ich konnte das nicht länger mehr mitansehen, Sie begreifen. Und habe es mir zur Lebensaufgabe gemacht . . .

„Ich begreife nur wirklich nicht . . .?"

„Bitte, noch eine Minute, nur noch eine Sekunde . . . Sehen Sie, ich glaube, die Zeit ist wieder da, wo man mit Ehrlichkeit auch die besten Geschäfte macht." Lodski lachte herzhaft. „Oder glauben Sie nicht?"

„Wohl möglich." Mehr wagte Ferdinand nicht zu erwidern. Er würde sonst ja doch wieder gleich durch ein: bitte, noch einen Augenblick, nur noch eine Sekunde, zur Ruhe gewiesen werden.

„Ich suche also auch Korrespondenten. Nur erste Kräfte. Geld spielt keine Rolle."

„Ich schreibe höchst selten für Zeitungen, verstehe mich darauf nicht..."

„Aber Herr Ferdinand! Gestatten Sie, Sie mißverstehen mich, es ist etwas ganz anderes, worum ich Sie bitten möchte, wenn es uns freilich auch eine Ehre wäre, Sie als unsern Mitarbeiter begrüßen zu dürfen. Herr Dr. Friedrich nämlich, mein alter Freund, hat mir einige Empfehlungen nach Berlin mitgegeben, wo ich mich vor allem nach Korrespondenten umtun möchte. Unser gemeinsamer Freund erzählte mir, daß Sie auch einige Beziehungen dorthin haben, auf die ich großen Wert lege, den allergrößten Wert sogar. Das ist es also, worum ich bitten wollte."

„Ich? Beziehungen? Daß ich nicht wüßte! Dr. Friedrich irrt sich."

„Nun, Sie haben zum Beispiel in Berlin Ihren Verleger. Ich besitze zwar schon von einem andern Freund eine Empfehlung an ihn, aber es macht sich immer besser, wenn man gleich mit mehreren Empfehlungen aufwarten kann."

„Ich kenne Sie ja aber gar nicht, Herr Lodski."

„Ich bitte Sie, ich bin doch ein Freund Dr. Friedrichs!"

„Der kann sich auch täuschen." Ferdinand wurde immer zugeknöpfter und unhöflicher, denn dieser Ungar mißfiel ihm immer mehr.

„Sie stellen sich so eine empfehlende Zeile offenbar anders vor als sie ist. Sie braucht ja nichts weiter zu enthalten als die Bemerkung, daß Sie mich kennen gelernt und Ihren Verleger bitten, mir freundlich entgegenzukommen. Das kann Ihr Gewissen unmöglich belasten."

„Was hat das dann noch für einen Zweck!"

„Gestatten Sie, es öffnet die Tür, der Herr ist zu Hause. Mehr brauche ich garnicht. Für das weitere sorge ich dann schon selbst."

„Meinetwegen also", entgegnete Ferdinand und kam sich doch recht wichtig vor, als er die paar Zeilen niederschrieb.

„Ich danke bestens." Lodski steckte eilig den Brief ein. Er hatte eine dicke Tasche voll ähnlicher Schreiben bei sich.

„Sie sehen sich gut vor", meinte Ferdinand.

„Man tut, was man kann. Es ist heutzutage nicht leicht, etwas zu erreichen. Und gerade in Berlin sind sie so eingebildet und abweisend, wenn einer von dort unten zu ihnen kommt."

„Das wundert mich eigentlich, denn die großen Leute Ihrer Branche stammen doch wohl auch in Berlin zum guten Teil aus Ihrer Gegend."

„Vielleicht sind sie gerade deshalb mißtrauisch.“ Lodski lachte wieder laut und herzlich. „Aber nun will ich Sie nicht länger aufhalten. Sie erwarten gewiß Patienten?“

„Nein.“

„Wie ist es denn, Herr Ferdinand? Haben Sie nicht vielleicht gerade einen Roman unter der Feder? Etwas spannendes und doch zugleich litterarisches? Wir zahlen die höchsten Preise.“

„Spannend und literarisch? Das findet sich selten zusammen.“

„Da haben Sie leider nur zu recht. Namentlich für Deutschland, wo die Schriftsteller immer noch zum großen Teil so unpraktisch sind. Aber haben Sie nicht vielleicht etwas? Wenn es schon nicht spannend ist wie ein amerikanischer Detektivroman, so doch vielleicht sarkastisch oder humoristisch? Satirisch wäre mir besonders lieb. Es liegt Ihnen entschieden auch am besten.“

„Bedaure, ich habe nichts fertig.“

„O, das würde garnichts machen, durchaus nicht. Ich kaufe solche Sachen ganz gerne schon auf dem Halm. Und wenn Sie wollen, steht Ihnen auch ein Vorschuß zur Verfügung. Bis zur halben Höhe des Honorars, das Sie verlangen würden.“

„Und wenn ich nicht rechtzeitig fertig werde?“

„Mein Gott, dann zahlen Sie uns gelegentlich den Vorschuß zurück. Das würde ja auch geschehen, wenn wir den Roman, was ich aber für ausgeschlossen halte, nicht akzeptieren könnten.“

„Verfahren Sie so freigebig bei allen Schriftstellern?“

„Wo denken Sie hin! Ich sehe mir meine Leute an, und ich kenne meine Leute.“ Lodski verbeugte sich verbindlich gegen Herrn Ferdinand. „Vielleicht machen wir auch bald einen Romanverlag auf. Damit läßt sich viel verdienen, wenn man es ein bischen geschickt anfängt.“

„So? Da bin ich neugierig.“

„Vor allen Dingen gibt man einige hundert Exemplare, bevor das Buch herauskommt, an bekannte Schriftsteller mit der Bitte um eine Aeußerung über das Werk, da man gerade auf sie besonderen Wert lege. Dann fällt sie nämlich immer günstig aus. Trifft das einmal nicht zu, so enthält die Antwort doch immer noch zwei, drei freundliche Worte, die sich nutzen lassen. Darauf annonciert man das Buch in allen großen Zeitungen mit den Ausschnitten aus solchen Briefen,“

„Das dürfte nicht billig sein.“

„Tut nichts. Eine geschickte Reklame bringt alle Ausgaben wieder mit Zinseszins herein. Vor allem kommt man so der Kritik zuvor, die es ja für ihren Beruf hält, immer zu tadeln und zu mäkeln und so das beste Geschäft verdirbt.“

„Recht schlau.“

Lodski lächelte geschmeichelt. „Auf solche Weise kann man jeden Roman hochbringen. Man muß es mit den Büchern nur machen wie mit andern

Waren. Reklame! Reklame! Nehmen wir an, ich gebe zwanzigtausend Mark dafür aus. Das Buch kostet drei Mark, alle Unkosten, Honorar eingerechnet, sollen eine Mark achtzig machen. Ich setze in anderthalb Jahren garantiert fünfzigtausend Exemplare ab. Was habe ich verdient? Immer noch über dreißigtausend Mark."

„Und wenn der Roman schlecht ist?"

„Das ist doch ganz egal. Gute Ware bringt immer nur mäßigen Gewinn."

„Wann gedenken Sie zu reisen?" fragte Ferdinand, dem der Mensch immer unsympathischer wurde.

Lodski seufzte ein klein wenig. „Leider muß ich schon in zwei, drei Tagen nach Berlin."

„Es ist Ihnen wohl nicht ganz angenehm, Ihre Kousine allein hier zu wissen!"

„Allerdings nicht. Aber ich kann es nicht ändern . . . Geschäft, nicht wahr? . . ."

„Und wenn Sie mit Ihrer großen Zeitung so weit sind?" . . . Bis wann wird das Ihrer Berechnung nach übrigens sein können?"

„In wenigen Wochen schon, wie ich hoffe."

„Schon so bald?"

„Es eilt!" Lodski rieb sich die Hände. „Sonst macht am Ende ein andrer das Geschäft mit der Ehrlichkeit."

„Dann werden Sie wohl auch bald heiraten?"

Lodski musterte Ferdinand einen Augenblick mißtrauisch. „Merkwürdig, wie Ehemänner sich immer dafür interessieren."

„In diesem Fall trifft das für mich zu, denn für Ihre Kousine interessiere ich mich in der Tat."

„Sehr schmeichelhaft für uns!" Lodski lächelte wieder. „Ich weiß allerdings noch nicht, wie das wird. Sagen Sie selbst, wenn man eine Lebensaufgabe vor sich hat wie diese, kann man da so etwas auf Wochen voraussagen, bestimmen?

„Gewiß nicht."

„Also, ich empfehle mich, mein verehrter Herr Ferdinand, ich habe die Ehre. Und vergessen Sie nicht an den Roman . . . Das heißt, wie wäre es? Könnten wir nicht doch noch schnell einen Kontrakt aufsetzen?"

„Ich danke sehr. Ich kann mich darauf leider nicht einlassen."

„Das bedaure ich sehr. Aber vielleicht überlegen Sie es sich doch noch? Für alle Fälle lasse ich Ihnen meine Berliner Adresse da." Er reichte Ferdinand seine Visitenkarte. Sie schreiben so sehr gut. Interessant und immer vornehm. Das ist die Hauptsache. Einen Stil haben Sie! Fast einen französischen Stil!"

„Sagen Sie, Herr Lodski, machen Sie immer solche Komplimente?"

Lodski lachte behaglich. „O, vor jedem Schriftsteller liege ich auf dem

Bauch, platt auf dem Bauch, wissen Sie. Man erreicht so am meisten. Manche denken zwar einen Augenblick: was der Lodski lügt. Aber gefallen tut es ihnen doch. Ein Schriftsteller bedarf der Anerkennung, der Aufmunterung. Niemand in der Welt kann so viel Lob vertragen wie er . . . Wenn Sie meine Briefe erst sähen! Wie ich schriftlich erst auf dem Bauch liege! Ich sage Ihnen, Herr Ferdinand, das Schreibfräulein wird rot und will es nicht abschreiben. Aber ich zwinge sie. Schreiben Sie nur, sage ich, und wenn Ihnen ein noch stärkerer Ausdruck einfällt, fügen Sie's ein. Aber der Herr oder die Dame wird es sich nicht gefallen lassen, wird beleidigt sein, behauptet das Mädel, wenn es noch nicht lange bei mir ist . . . Nun, raten Sie einmal, wie viele der Herren Schriftsteller sich schon beschwert haben über meinen Ton? Noch keiner, nicht ein einziger. Da sehen Sie, ob ich recht habe."

Lodski grüßte und ging. Kaum war er draußen, erschien er schon wieder. „Pardon, nur noch einen Augenblick, bitte. Ich hätte es fast vergessen, meine Kousine läßt nämlich Ihre Frau Gemahlin fragen, ob sie gegen Abend einmal auf einen Augenblick zu ihr kommen dürfe? Sie müssen das meiner Kousine nicht übelnehmen, aber Sie wissen ja, wie temperamentvoll sie ist, und sie schwärmt für Ihre Frau Gemahlin. Fast so sehr wie ich."

„Wir werden uns sehr freuen, wenn Fräulein Wladacek kommt."

Lodski wartete, ob man ihn nicht auch auffordern würde, zu kommen. Aber Ferdinand tat, als bemerke er des andern Zögern nicht. Da verschwand der Journalist endlich.

Der verstehts, um dessen Zukunft braucht niemand bange zu sein, dachte Ferdinand und riß beide Fenster auf, denn nach Parfüm roch Herr Lodski natürlich auch. Der und Fräulein Wladaceck? Ferdinand schüttelte immer energischer den Kopf. Oder war sie am Ende auch nur eine Hochstaplerin? Nein, das konnte er nicht glauben, das war völlig ausgeschlossen. Seine Frau hätte das sicher bemerkt, denn sie besaß ein sicheres Auge für alles Unechte.

Jedenfalls würde er bei erster Gelegenheit mit der Ungarin reden, wenn es nötig war, ihr die Augen öffnen . . .

Ob sie wohl schon wußte, daß er nicht von der Schriftstellerei lebte? Lodski würde ihr sicher brühwarm erzählen, daß er Zahnarzt war. Er hörte ihn ordentlich. Es wurde ihm sehr unbehaglich bei diesem Gedanken. Er verschloß sein Atelier, wo er alles liegen und stehen ließ, und ging in seine Privatwohnung.

Frau Ilse war mit Klein-Nore im Eßzimmer und suchte sie zu trösten, die heftig weinte.

„Aber, Nore, was ist denn? hat dir einer was getan?"

Das Kind blickte ängstlich auf den Vater. Nore wußte, daß er es nicht leiden konnte, wenn sie weinte. Aber ihr Kummer war gar zu groß. Nun floßen erst recht die Tränen, obwohl sie den Kopf schüttelte und selbst energisch gegen die Tränen protestierte, damit der Vater ja nicht böse würde.

Frau Ilse nahm die Kleine in den Arm und trug sie in die Küche zum

Mädchen. Als sich das Kind ein wenig beruhigt hatte und wieder Interesse zeigte für die Scherze des Dienstmädchens, kam Frau Ilse ins Wohnzimmer.

„Was war denn, Ilse?"

„Nichts besonderes. Nore hat sich nur über etwas Häßliches, das sie heute in der Schule erlebte, aufgeregt. Sprechen wir nicht davon."

„Aber ich möchte doch auch Bescheid wissen."

Frau Ilse setzte sich, sah aber ihren Mann nicht an, während sie sprach.

„Der Schulinspektor war in Nores Klasse und hat die Kinder nach ihren Eltern gefragt. Unter andern auch die kleine Becker, Nores Freundin. Als der Inspektor sie nach der Mutter fragte, hat die Kleine geantwortet, die sei fortgelaufen.

Der Inspektor hat sich offenbar nicht gleich fassen können und recht dumm weiter gefragt: weshalb denn? Weil sie uns nicht mehr gemocht hat. Dr. Becker hat seiner Kleinen wohl mancherlei Häßliches von der Mutter erzählt, damit das Kind nicht mehr nach ihr frage, sie vergesse, verachte . ."

„Nun? Und?"

„Nun, Nore hat sich entsetzlich aufgeregt, daß eine Mutter auch fortlaufen kann. Als die kleine Becker mit Nore nach Hause ging, hat sie noch sehr auf die Mutter geschimpft, und, wie Kinder sind, vielleicht aus Mißgunst zu Nore gesagt, auch ihre Mutter würde eines Tags fortlaufen.

„So ein dummes Zeug!"

„Gewiß. Aber Nore hat jetzt Angst und bittet immer wieder flehentlich, ich möchte doch ja nicht auch fortlaufen."

„Hast du ihr denn nicht klar gemacht . . ."

„Was denn, Franz?"

„Es ist allerdings schwer . . . für ein Kind . ."

„Sie begreift natürlich nicht, daß so etwas besondre Gründe hat, und deshalb fürchtet sie, ich könne jeden Augenblick, ganz aus heiterm Himmel sozusagen, fortlaufen. So wie plötzlich ein Gewitter kommt, oder jetzt Regen ist und auf einmal wieder Sonnenschein.

Franz nickte.

„Ich habe ihr schließlich gesagt, daß die Mutter der kleinen Becker fortgegangen sei, weil sie einen andern Mann lieber gehabt habe als den Papa ihrer Freundin und ihr Kind."

„Hat sie das verstanden?"

„Ich glaube wohl, denn sie meinte gleich: Nicht wahr, du hast doch niemand so lieb, wie mich und den Vater?"

Die beiden sahen sich an, senkten aber gleichzeitig den Blick und schwiegen.

Plötzlich umschlang Frau Ilse ihren Mann und sagte leise: „Mein lieber Mann!"

Franz erhob sich eilig und ging ins Nebenzimmer.

Wie es wohl Fräulein Wladacek gefallen würde, wenn sie nachher kam?

„Was schaust du dich denn so interessiert um, Mann? Grade als sähst Du mein Zimmer zum erstenmal.“

„Fräulein Wladacek kommt vielleicht noch heute auf einen Sprung zu dir, und da dachte ich unwillkürlich, wie es ihr hier wohl gefallen wird.“

Frau Ilse schwieg.

„Ich finde es wirklich recht hübsch und behaglich.“

„Das freut mich.“

„Könnten wir sie vielleicht zum Abendessen dabehalten? Das heißt natürlich nur, wenn es dir paßt.“

„Weshalb nicht? Besondere Ansprüche wird sie ja nicht machen.“

Franz Ferdinand rückte einen Stuhl bequemer zurecht, legte dort ein Buch anders und trat sogar zur Lampe, nachzusehen, ob sie auch gefüllt sei.

Nach einer Weile hing sich Frau Ilse an seinem Arm, was ihm aber gar nicht besonders angenehm zu sein schien, denn sie fühlte deutlich, wie der Arm abwehrend zuckte. Aber sie ließ sich nichts merken.

„Franz!“

„Ja?“

„Muß ich sehr deutlich werden?“

„Ist nicht nötig. Ich kann mir ungefähr denken, was du sagen willst!“

„Setze dem Mädchen nichts in den Kopf.“

„Du scheinst mich immer noch für sehr verführerisch zu halten?“

„Ich glaube allerdings, du kannst es sein, wenn du dir Mühe gibst.“

„Ich gebe mir keine Mühe.“

„Denk an Nore!“

Aergerlich befreite Franz seinen Arm. „Ich weiß gar nicht, was du willst! Muß man denn immer was Erotisches im Sinn haben, wenn einem ein Frauenzimmer zusagt? Gibts denn gar keine andern Empfindungen dabei?“

Frau Ilse setzte sich und winkte müde mit der Hand. „Also lassen wirs.“

„Ist mir auch am liebsten.“

Er ging in sein Arbeitszimmer, das er sich mit viel Liebe hergerichtet hatte, und machte ein wenig Ordnung, worauf er sonst keinen großen Wert legte.

Er nahm ein Buch und versuchte zu lesen. Aber er merkte gar nicht auf das, was er las.

Er ging durchs Zimmer. Immer möglichst auf dem Teppich, denn seine Frau brauchte das nicht zu hören. Sonst bildete sie sich natürlich ein, daß er wegen der Ungarin so herumlaufe.

Er lauschte. Ihm schien, als lausche nebenan seine Frau ebenfalls. Aergerlich setzte er sich und zündete eine Zigarette an.

Es wurde dunkel. Ihm fiel auf, wie lange es her war, daß er so gesessen und in die Dämmerung geblickt. Als er verlobt gewesen, liebte er das. Seit er verheiratet war, schon lange nicht mehr. Da wurde gleich Licht gemacht und etwas gearbeitet.

Eigentlich nicht recht von mir, dachte er, denn er wußte, wie gern seine

Frau die Dämmerstunde hatte, wie gern sie dann in sein Zimmer kam, mit ihm zu plaudern.

„Ilse, willst du nicht ein bischen hereinkommen?"

„Sehr gerne." Frau Ilse zog sich einen bequemen Sessel näher.

„Weißt du noch, Franz? Das ist ja fast wie in unsrer Verlobungszeit. Da mochten wir auch nicht die Lampe anzünden. Bis dann meine Mutter kam, weil sie es unpassend fand, ein Brautpaar so sitzen zu lassen."

„Was man nicht alles unpassend findet."

„Wie schön wir uns damals in den Dämmerstunden die Zukunft ausmalten! Und es ist auch schön geworden, nicht wahr?"

„Natürlich."

Frau Ilse griff nach seiner Rechten und streichelte sie.

„Weißt du noch — es war auch so eine Dämmerstunde — wie erstaunt du warst, daß ich gar kein Kind haben wollte. Wie du das gar nicht begreifen konntest?"

„Allerdings."

„Ich fürchtete doch nur, es könnte mir etwas von deiner Liebe nehmen."

„Ach Gott ja . . . Wie anders dann alles kommt."

„Manchmal war ich übrigens wirklich schon eifersüchtig auf die Kleine."

„Es wird nicht so schlimm gewesen sein, Ilse. Außerdem, du weißt ja, wie abscheulich, kleinlich, widerwärtig ich Eifersucht finde."

Frau Ilse lächelte. „Ich weiß, ich weiß. Lästig bin ich dir damit ja auch nie geworden."

„Na! . . Oder meinst du, ich hätte keine Augen im Kopf?"

„Aber Franz!"

„Erinnere dich nur an die Baronin!"

„Da hatte ich aber auch allen Grund zur Eifersucht."

„Wenn man gar keinen Grund hat . . . Dann freilich!" Franz lächelte spöttisch.

„Komm, wir wollen uns nicht den Abend verderben."

„Ich will das wahrhaftig nicht!"

Franz erhob sich und zündete die Lampe an.

„Willst du arbeiten?"

„Ich denke. Nur eine Kleinigkeit."

„Da will ich nicht stören." Frau Ilse ging zögernd zur Tür. Als ihr Mann aber nichts mehr sagte, verließ sie das Zimmer.

Franz saß eine Weile regungslos und starrte in das Licht. Schlechter Laune war er nun schon wieder. Weshalb eigentlich?

Er erhob sich, blies die Lampe aus und rückte seinen Stuhl in die Nähe des Fensters.

Wie ruhig es draußen wurde. Die Kinder, die sonst auf der Straße spielten und lärmten, waren verschwunden. Kein Wagen fuhr, kein Vogelgeräusch, nicht einmal ein Hund, der bellte.

Im Haus gegenüber wurde Licht gemacht. Man konnte grade auf einen Tisch sehn, der voller Akten lag. Eine ältere Frau stellte die Lampe auf diesen Tisch, ihr Mann erschien, reckte sich und ließ sich dann bei den Akten nieder, in denen er eifrig blätterte. Seine Frau setzte sich auf einen Stuhl am andern Ende des Zimmers und strickte. Wie friedlich das aussah. Ein Familienidyll. Am Ende wohl auch das Ideal von Frau Ilse. Beruhigend wirkten die beiden alten Menschen da drüben entschieden. Man konnte wohl neidisch auf sie werden, wenn man grade in der Stimmung war. Es mußte schon recht angenehm sein: Akten aufarbeiten, stricken, essen, schlafen, und im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein lassen, der für das andere sorgt, was noch bleibt. Konflikte hatte ein solches Leben schwerlich noch. L'homme machine. Und wenn man starb, bekam man ein Kreuz mit der Aufschrift: Hier ruht in Frieden. Als wenn man vorher in Unruhe und Kampf gelebt hätte. Solche Leute wie die da drüben gingen doch nur von einem Frieden in den andern. . . Herrgott mußte das gesund sein! Keine Migräne, keine Galle, nichts, gar nichts, nur ein behagliches Dahinleben, weil man einmal da war. . .

Langweilig mußte es auf die Dauer sein, schauderhaft langweilig! Nein, so würde er denn doch nicht leben wollen. Noch bei klopfenden Pulsen schon unter dem Zeichen: Hier ruht in Frieden . . .

Franz Ferdinand machte wieder Licht. Da er aber viel zu unruhig war, um irgend etwas zu lesen, legte er sich ins Fenster und sah auf die Straße.

Er fuhr zurück, denn seine Frau tat nebenan dasselbe. Auch ihr Kopf fuhr zurück, wie bei einem Unrecht ertappt.

Ach was, Torheit! sagte sich Franz und streckte wieder den Kopf aus dem Fenster. Seine Frau mochte dasselbe denken, denn sie schaute auch wieder heraus.

„Ein schöner Abend heute“, meinte sie nach einer Weile.

„Sehr ruhig und friedlich.“ Franz blickte unwillkürlich nach dem Ehepaar vis-à-vis. Jetzt sahen er und seine Frau um nichts weniger friedlich aus als die da drüben.

„Ich finde, sie läßt lange auf sich warten“, bemerkte Frau Ilse.

„Das finde ich auch. Ich glaube fast, es ist am besten, wir schließen die Fenster wieder, denn wenn sie wirklich noch kommt, sähe es doch recht sonderbar aus, wenn wir ihr so neugierig entgegenblickten.“

Er schloß das Fenster. Seine Frau nebenan ebenfalls. Er kramte in den Gefächern seines Schreibtisches, in denen ein wildes Durcheinander herrschte, da er alles, was ihm in die Quere kam, ohne erst lange hinzusehn, in die Schubladen stopfte.

Er stieß auf einen alten Deckel, wie man ihn auf der Schule zum Schonen der Schreibhefte benutzt. Kürzlich war er ihm im Zimmer seiner Frau aufgefallen. Er hatte ihn an sich genommen, denn Frau Ilse hob zwischen den beiden Deckeln die Gedichte auf, die er ihr einst als ganz junger

Mensch, da alles noch gegen ihre Verlobung sich zur Wehr setzte, tagtäglich gemacht und gebracht hatte. Eilig hatte er das Heft in seinen Schreibtisch geworfen, denn seine Frau wäre imstande gewesen, diese schlechten Gedichte zu veröffentlichen, wenn er einmal tot war. Und das wollte er unter allen Umständen verhindern.

Franz Ferdinand lächelte sarkastisch, während er in die Blätter sah. Wie eitel und eingebildet man immer noch ist. Als wenn sich die Literatur um ihn kümmern würde, wenn er erst tot war, und nach seinen Schnitzeln suchen, als ginge es um einen neuen Goethe.

Wie er seine Empfindungen in diesen Gedichten aufgebauscht hatte! Wenigstens kam es ihm jetzt so vor, während er wieder einmal in ihnen las. Schrecklich! Und das hatte seine Frau alles für bare Münze genommen, tat es am Ende heute noch. . . Das heißt, vor vielen Jahren hatte er selbst es auch getan. . .

Wie sich da alles um die Eine drehte, wie von ihrer Liebe, ihrem Besitz damals tatsächlich alles für ihn abhing. Jung, kindisch jung war es gewesen. Er schämte sich ordentlich solch jugendlichen Ueberschwangs, dem er so ganz fremd geworden war. Ein Glück, daß niemand von diesen Gedichten wußte, nie davon erfahren würde. . . . Uebrigens, eigentlich merkwürdig, seine Frau hatte noch gar nicht bemerkt, daß er ihr diese Verse entwendet. Also las auch sie nicht mehr in ihnen, empfand wohl auch sie ihren Ueberschwang jetzt auch komisch, kindisch.

Hm, dies eine da war allerdings nicht schlecht, gar nicht schlecht sogar. . . Ob er jetzt wohl noch lyrische Gedichte machen könnte? Er glaubte kaum. Sein rhythmisches Gefühl war wie eingerostet.

Da fand er sogar noch ein leeres Blatt. Gelb, mürbe war es geworden vom langen Liegen. Er griff nach einem Bleistift und malte mit vielen Schnörkeln einen Namen auf das gelbe, mürbe Papier. Ein Gedicht wollte er darunter schreiben. Aber es ging nicht. Alles in ihm war so tot und schwer. . . Nur der Name, und darunter leerer Raum. Das charakterisierte seine Verfassung, das war das zutreffendste Gedicht.

Es schellte. Hastig schob er das gelbe Blatt unter die andern und verschloß die Mappe.

Er lauschte. Aha, das war die Ungarin. Wie lebhaft sie schon draußen auf dem Flur redete. . . Jetzt kam seine Frau und führte sie in ihr Zimmer. . . Ob man ihn wohl rufen würde? . . Da war er wirklich neugierig.

Er saß und lauschte.

Jedenfalls dauerte es lange, bis man ihn rief. Er wurde ungeduldig. Aber wenn man ihn nicht holte, nicht nach ihm begehrte, war es ihm auch recht. Von selbst erschien er jedenfalls nicht. Da konnte die Ungarin lange warten.

Endlich hörte er seine Frau nach ihm rufen. Er erhob sich, ging aber dann hastig, leise in sein Schlafzimmer. Wenn es seiner Frau und der Ungarin

ernst damit war, ihn bei sich zu haben, würde man ihn ja wohl auch hier finden. Nachlaufen tat er niemandem!

Die Tür seines Schlafzimmers ließ er offen und lauschte. Seine Frau rief nicht mehr. Aha, man brauchte ihn gar nicht. Er hatte es doch gewußt.

In was für eine lächerliche Situation er sich gebracht hatte. Wenn das Dienstmädchen kam, um für die Nacht Ordnung zu machen, würde sie sich nicht wenig wundern. Oder wenn Nore erschien? Die würde natürlich sofort zur Mutter laufen und erzählen: der Vater sitzt auf dem Bett und dreht die Daumen. Da kam sie ja schon über den Gang. Das würde er ihnen nicht vergessen, daß sie ihn in diese Situation gebracht.

„Nore, hast du den Vater nicht gesehn?" hörte er seine Frau fragen. In das Zimmer zu sprach sie: „Ich begreife gar nicht, wo er ist. Eben war er noch an seinem Schreibtisch."

Franz dachte: du Heuchlerin! Als wenn es dir nicht am liebsten wäre, ich käme überhaupt nicht zum Vorschein.

Hm, wie sollte er sich bemerkbar machen, ohne komisch zu wirken? Ueber den Gang zurück in sein Zimmer konnte er nicht, weil Nore gleich gerufen hätte, da kommt der Vater aus seinem Schlafzimmer. Daß dabei an sich gar nichts Komisches war, daran dachte er im Augenblick nicht. Er trat zum Waschtisch und spülte sich den Mund aus. So laut, daß man ihn hören mußte.

„Franz, bist du im Schlafzimmer?"

Franz gurgelte lauter.

Frau Ilse erschien. „Aber Mann, was ist denn mit dir? Wir erwarten dich schon die ganze Zeit."

„So? Ist die Ungarin da? Ich habe sie gar nicht kommen hören. . Ein Zahn schmerzt mich, deshalb gurgle ich."

„Da darf man den Zahnarzt natürlich nicht stören?"

„Willst du schweigen! Du weißt doch, ich mag nicht, daß man davon spricht."

„Also du kommst gleich. Es sähe doch gar zu unfreundlich aus, wenn du den Besuch noch länger warten ließest."

„Ja doch, ja doch, ich komme schon. Solche Eile hats wohl auch nicht!" Er gurgelte immer noch. Dann putzte er sich umständlich den Mund ab und ging endlich in das Zimmer seiner Frau.

„O, nun habe ich Sie gestört in der Arbeit. Ich wollte garnicht stören. Aber ihre Frau rief immer wieder nach Ihnen. Sie behauptete, Sie kämen sicher. Sie sollen sich nicht durch mich stören lassen, das versprechen Sie mir. Sonst muß ich sofort wieder gehen."

„Sie stören mich durchaus nicht." Er setzte sich zu den Damen.

„Wo sind denn die schönen Rosen her?" fragte er.

„Die hat mir Fräulein Wladacek mitgebracht."

„So?"

Die Ungarin lachte. „Sie sind aber garnicht galant heute!"

„Bin ich das denn sonst?"

„Sehr galant sogar."

„Das weiß ich garnicht."

„Ich habe es sehr gerne, wenn man galant ist."

„Ich werde mir Mühe geben."

„O, das ist nicht das richtige!" Wie sie ihn anblitzte. Ungarisch!

„Nicht wahr, Sie bleiben zu Tisch bei uns?" bat Frau Ilse.

„Sehr gerne, wenn ich darf, und wenn keine Umstände gemacht werden."

„Wir machen nie Umstände", erklärte Franz ernsthaft.

„O, das ist gut. In den deutschen Familien werden immer so viel Umstände gemacht. Es ist einfach schrecklich. Man weiß nie, kommt man recht oder nicht."

„Ich glaube nicht, daß das auf wirklich gebildete deutsche Familien zutrifft."

„Jetzt werden Sie grob, Herr Ferdinand. Das steht Ihnen garnicht zu Gesicht. . . Ich habe Sie doch gestört in Ihrer Arbeit."

„Garnicht haben Sie mich gestört."

„Seid Ihr nun bald fertig?" fragte Frau Ilse lächelnd.

„Ich glaube, Sie verwöhnen Ihren Mann zu sehr, gnädige Frau."

„Na, hören Sie, gnädiges Fräulein, Sie wollen wohl auch grob werden!?"

„Das ist doch nicht grob, das ist ein Kompliment für Frau Ilse."

„Wieso?"

„Daß sie sehr gut ist und gescheit."

„Gut? Das halte ich nie für ein Kompliment."

„Ein sehr großes Kompliment! Gut sein ist doch das schönste und este."

„Und wie hängt das mit gescheit zusammen?"

„Es ist immer gescheit, die Männer zu verwöhnen. Dann sind sie artiger."

„Ich dachte garnicht, daß Sie darin Erfahrung haben."

„Habe ich auch nicht, aber Theorie, viel Theorie. Wenn man zwei verheiratete Schwestern hat! .. Ich würde einen Mann nicht verwöhnen, nie!"

„Angenehme Aussichten für den Zukünftigen."

„Ich kann es nicht. Ich bin zu dumm dazu."

„Das lernt sich alles mit der Zeit", meinte Frau Ilse.

„Glauben Sie? . . . O, meine älteste Schwester ist so schön! Wunderschön, sage ich Ihnen, eine berühmte Schönheit. Lenbach hat sie zweimal gemalt. Und mein Schwager? Denken Sie, was tut er, der Schlingel? Ich habe ihn erwischt, wie er das Dienstmädchen ansah!"

Das Ehepaar lachte.

„Sie lachen? Wissen Sie, wie er das Dienstmädchen ansah? So!"

Das Ehepaar lachte erst recht. Was sie für feurige Augen machte!

„Ich ging sofort zu meiner Schwester und verlangte, daß sie sich scheiden ließe. Auf der Stelle!"

„Um Himmels willen!" Franz Ferdinand war ganz entsetzt.

„Wo kämen wir da hin!" Frau Ilse mußte wieder lachen.

Fräulein Wladacek sagte ganz entrüstet: „Ausgelacht hat mich meine Schwester, wie Sie mich auslachen. Gefragt hat sie mich, ob ich verrückt wäre?"

„Sie sind wirklich köstlich, Fräulein Erzsi!" erklärte Frau Ilse.

„Was braucht er nach einer anderen zu sehen, wenn er eine so schöne Frau hat? Ist das nicht schändlich? . . . Aber solange ich zuhause bin, tut er es nicht mehr. Da passe ich gut auf! Wehe ihm, wenn er nach einer andern schaut! Aber meine Schwester? Sie lacht und ist zufrieden und verwöhnt ihren Mann weiter."

„Sie zu heiraten muß nicht sehr angenehm sein. Donnerwetter!" meinte Franz.

„O, ich bin riesig eifersüchtig. Wenn mich einmal einer gern hat, darf er nach gar niemand anders sehen. Deshalb habe ich meine Verehrer auch nicht lange. Sie werden es bald müde, immer nur auf mich zu achten. O, diese Männer! Sie sind gar so bequem. Finden Sie nicht auch, Frau Ilse?"

Ilse lächelte. „Sie haben schon recht . . . Mädchenillusionen!"

„Da bin ich ja in eine angenehme Unterhaltung geraten!"

„Und Ihre andere Schwester?" fragte Frau Ilse.

„O, sie ist auch schön. Aber ganz anders. Klein und zart und so viel Seele."

„Und ihr Mann?" fragte Frau Ilse neugierig.

„Ein so gemeiner Kerl! Er ist der Herr, sie die Sklavin, die alles muß, was er will. Ist das nicht schrecklich? Dabei liebt sie ihn garnicht, sondern einen andern, der kein Vermögen hat."

„Warum hat sie ihn dann geheiratet?"

„Wie so ein Mädchen, das von nichts weiß, heiratet. Es ist eine gute Partie, nimm ihn, hat man gesagt. Er ist ein schöner Mann. Sie hat alles geglaubt. Die Mama hat so gebeten, daß sie ihn nähme, weil sie dann ruhig sterben könne. Da hat sie es getan. Als sie ein Jahr verheiratet war — ich glaube, sie hätte sich sogar von ihrem Mann schlagen lassen — da sagte ich zu ihr, daß es so nicht mehr weiter gehe. Ich hatte schon mit dem andern, der sie liebte, gesprochen. Er sollte sie entführen. Aber sie hatte nicht den Mut, als es drauf und dran ging."

„Hat Sie diese Schwester auch ausgelacht?" fragte Frau Ilse.

„O nein, geweint hat sie, sie besitzt so viel Seele, geweint hat sie, daß sie so unglücklich wäre. Aber fortlaufen konnte sie nicht. Den Kummer wollte sie der Mama nicht bereiten. Und auch ihrem Mann nicht. Denken Sie! Dabei hat sie nicht einmal Kinder!"

„Wenn Sie selbst erst verheiratet sind“, meinte Frau Ilse.

Fräulein Wladacek wehrte mit beiden Händen. „Nie, nie, ich danke!“

„Na hören Sie!“ Franz war sehr entrüstet.

„Wenn man das alles zweimal ganz von vorne miterlebt hat, genügt es vollständig. Da kommt so ein junger, wohlhabender Mann wiederholt ins Haus. Aha, heißt es, er hat ernste Absichten. Mama ist immer in Angst, ob sich die Tochter auch richtig benimmt. Und dann sitzt sie mit der Verwandschaft zusammen, und es wird gerechnet, immer wieder gerechnet, ob die beiden auch zusammenpassen. Und geht die Rechnung nicht glatt auf, verschwindet der junge Mann meist sehr schnell wieder. Meist auch ohne besonderen Kummer. Er liebt halt schon nicht mehr. Stimmt aber die Rechnung, so erscheint er eines Tages besonders feierlich. Selbst das Dienstmädchen, das ihn, ohne eine Miene zu verziehen, in den Salon führt, hat sich geputzt, denn jeder im Haus weiß natürlich längst, was die Uhr geschlagen hat, obwohl jeder so tut, als wüßte er garnichts. Der junge Mann, der entschlossen ist, bei Mama anzuhalten, geht unruhig im Salon hin und her. Wissen Sie, was er treibt, was ihn beschäftigt? Jedesmal noch habe ich neugierig durchs Schlüsselloch geguckt. Von einem Spiegel schaut er in den andern, bewundert seine Eleganz und bringt seinen Schnurrbart immer wieder in Ordnung. Das ist alles. Dann kommt Mama. Die beiden sprechen sich aus. Dann erscheint die Erkorene. Sie tut sehr erstaunt, erschrocken, sträubt sich, weint ein bißchen, ist aber selbstverständlich auch einverstanden. Schon längst.“ Fräulein Wladecek schwieg.

„Nun, und weiter?“

„Weiter? Die Brautleute himmeln sich an. Das tun bei uns alle Brautpaare. Schon damit es nicht aussieht, als hätten sie sich nur des Geldes wegen gern. Und wenn sie verheiratet sind, einen Monat, zwei Monate, wird nichts mehr gehimmelt, ist die Liebe vorbei. Die Herren Schwäger interessieren sich nur noch für ihren Beruf, die Küche und für andere Frauen. So ist das Leben nun mal, tröstet Mama. So war es auch bei mir, tröstet sie. Als wenn das ein Trost wäre! . . . Aber die jungen Frauen gewöhnen sich an alles, auch an diesen Trost. . . . Das ist das Glück, von dem sie geträumt haben, so sieht es in Wirklichkeit aus. Und dafür soll ich meine Freiheit auch einmal hergeben?“

„Es gibt ja auch andere Ehen“, bemerkte Frau Ilse.

„Die zeigen Sie mir!“

„Nun, zum Beispiel unsere Ehe“, warf Franz ein.

Fräulein Wladacek sah eifrig von einem zum andern.

„Ist er nie brummig und knurrig?“ fragte sie Frau Ilse.

„Unmögliches darf man nicht verlangen.“

„Trägt er Sie immer noch auf Händen, wie er als Bräutigam gewiß auch versprach?“

„Wir leben als gute Kameraden“, wich Frau Ilse aus.

„Dann ist es überhaupt keine Ehe!“ triumphierte die Ungarin. „Und wenn Sie sich wirklich noch liebten wie am ersten Tag, dann wäre es erst recht keine Ehe, dann wäre es einfach ein Verhältnis.“

Das Ehepaar lachte.

„Wenn Sie allerdings so radikal vorgehen“, meinte Frau Ilse.

„Echt weiblich übrigens“, warf Franz ein.

„Weshalb sagen Sie das so vorwurfsvoll? Wie kann ich männlich urteilen, da ich nun einmal ein Frauenzimmer bin?“

„Verliebt haben Sie sich aber doch gewiß auch schon?“ fragte Frau Ilse.

„Und wie sehr! Ganz schrecklich! Aber ein Vergnügen war dabei nicht. Man hat immer Unruhe und Not. Ist er da, zählt man die Minuten, die er nur da ist. Ist er fort, zählt man die Stunden, bis er wiederkommt. Man ist wie verrückt im Kopf und kann garnichts vernünftiges mehr mit sich anfangen.“

„Das schildern Sie recht gut.“ Frau Ilse reichte ihr die Hand, die heftig gedrückt wurde.

„Wir Frauen verstehen uns schon.“

„Und weshalb heirateten Sie ihn nicht?“ fragte Franz.

„Weil er nicht wollte. Er sagte, mit mir verheiratet zu sein, wäre ihm zu aufregend und zu anstrengend, denn ich stelle zu große Ansprüche, sei deshalb nur für ein Verhältnis, nicht für die Ehe geschaffen . . . Denken Sie, das sagte er! . . . In der Ehe müsse er sein Behagen haben, um arbeiten zu können, denn er war Künstler, Maler. Gut, sage ich, dann will ich dein Verhältnis sein.“

„Sind Sie aber resolut!“

„Ich liebte ihn ja, und da lag mir an garnichts außer ihm. Er aber wollte nicht, er war zu feig.“

„Das war sehr anständig von dem Mann“, meinte Franz nicht ohne Ironie.

„Angst hatte er, er könnte sich dadurch vor der Gesellschaft kompromittieren, die ihm doch Bilder abkaufen sollte . . . O, ich war sehr unglücklich. Erst siebzehn Jahre alt. Aber er mied mich, seit ich ihm das vorgeschlagen hatte, und so kamen wir auseinander. Und nun hatte ich garnichts mehr zu tun und zu denken. Wie öde alles war! Bis elf Uhr lag man im Bett. Dann frühstückte man mit Mama. Dann saß man im Salon, weil Bekannte kamen und plaudern wollten, da sie sich geradeso langweilten. Dann aß man und schlief wieder. Dann ging man fein sittsam mit Mama spazieren und traf wieder Bekannte, die ebenfalls die Langeweile spazieren trieb. Dann aß man wieder und schlief.“

„Ihr Vater ist wohl früh gestorben?“

„O ja, sehr früh, Frau Ilse. Ich habe ihn eigentlich gar nicht gekannt. Aber ich glaube, hätte er noch gelebt, wäre unser Leben nicht viel anders gewesen. Die Väter unserer Bekannten ändern an der Langeweile auch nichts.“

„Schauderhaft!“ flüsterte Franz. „Das kommt davon, wenn man zu viel Geld hat.“

„Ich hielt es auch nicht lange aus und sammelte mir nach und nach aus der Hausapotheke meines ältesten Schwagers, der über uns wohnte, Morphium. Bis ich glaubte, es sei genügend . . O, ich kam mir sehr heldenhaft vor, und doch war ich recht feig, denn ich nahm nicht so viel auf einmal, daß es mich schnell getötet hätte. Ich nahm nur wenig und legte mich damit nicht in mein Bett, wo mich niemand so bald gefunden haben würde, sondern in den Salon auf eine Chaiselongue, und zu einer Zeit, wo ich wußte, daß bald meine Schwestor in den Salon kam. Sie kam denn auch und fand mich. Schreckliche Leibschmerzen hatte ich, das war alles. Und als mir der Magen ausgepumpt wurde, erst recht. Ein ganz dummer Streich, nicht wahr? . . . Und wissen Sie die ersten Worte, die man sprach, als man mich fand? O, ich hatte mir das höchst romantisch vorgestellt. Mama und alle würden vor mir knien und weinen, mich um Verzeihung bitten, daß es so langweilig war, und mir versprechen, daß es anders werden sollte, daß ich studieren dürfe oder sonst etwas tun, wozu ich Lust hätte. Statt dessen sagte meine Schwester nichts als: um Gottes willen, daß nur niemand etwas merkt! Und als Mama kam, sagte sie dasselbe. Und die größte Sorge bei dem allen war, den Hausarzt dahin zu bringen, daß er reinen Mund hielt . . ."

„Armes Ding!" Frau Ilse küßte sie.

„Als ich keine Magenschmerzen mehr hatte, tat man mich in eine Kaltwasserheilanstalt. Angeblich meiner Nerven wegen. Tatsächlich, weil man keine Zeit hatte, so viel auf mich zu achten, daß ähnliches nicht wieder geschah und den guten Ruf der Familie gefährde . . . Und als ich dann wieder nach Hause kam und mir recht lächerlich erschien, sagte der Hausarzt immer nur ein und dasselbe: heiraten sollst du, mein Kindchen, das ist das beste, da vergehen dir die Mucken, da wirst du zahm und gesund . . . Unter gesund verstand er natürlich normal, so wie es sich für ein Mädchen aus guter Familie schickt . . . Nun ging es los, sag ich Ihnen. Jeder junge und alte Mann wurde darauf angesehen, ob er nichts für mich wäre. Selbst meinen Schwestern wurde es schließlich zu arg, denn es sah gar zu sehr danach aus, als wollte man mich unter allen Umständen loswerden und die Verantwortung für alle weiteren dummen Streiche auf einen fremden Mann abwälzen . . . Schließlich setzte ich es denn doch durch, daß ich malen lernen durfte. Ich nahm halt keinen unter all den mir so liebenswürdig vorgeschlagenen Männern. Man fand sich darein, daß mir nicht zu helfen sei, daß ich wohl immer das Sorgenkind der Familie bleiben werde." Fräulein Wladacek lächelte ein wenig trübe. „So endete meine erste und einzige Liebe."

„Es ist ja noch nicht aller Tage Abend", meinte Franz.

„O, glauben Sie, bei mir doch! Es braucht mir nur einer ein bißchen zu gefallen, gleich denke ich an die Morphiumgeschichte und bekomme Magenschmerzen . . . Ich bin kuriert . . . Ich werde malen, und wenn ich noch

ein paar Jahre älter bin, schaffe ich mir eine Katze oder einen Kanarienvogel an, wie das alle alten Jungfern tun."

„Es wäre doch recht schade darum."

„Warum, Herr Ferdinand?"

„Sie sind viel zu hübsch und temperamentvoll, um alte Jungfer zu werden."

„Schon wieder ein Kompliment. Verbieten Sie es ihm, Frau Ilse".

„Er hat ganz recht . . . Und wenn erst der richtige kommt . . ."

„Er kommt schon nicht . . . Und nun will ich Ihnen noch eins sagen, warum nicht. Dann aber höre ich auf, denn Sie müssen schon entschuldigen, daß ich so viel von mir gesprochen habe, was ich sonst wirklich nicht tue. Aber Sie hören alle beide so gut zu, da vergißt man den Anstand . . . Nun sollen Sie mir aber ein wenig von sich erzählen, Frau Ilse, das wird viel hübscher sein."

„Erst aber haben Sie noch etwas zu sagen."

„Weshalb der richtige nicht mehr kommt? Nun lachen Sie aber beide tüchtig, denn es ist sehr komisch. Sehen Sie, alle Männer tragen heute einen Bart. — Ich finde das abscheulich. Einmal als Malerin, denn der Bart verdeckt Mund, Kinn, Backen, mehr als das halbe Gesicht. Wenn aber einer ein halbwegs anständiges Gesicht hat, soll er es seinen Nebenmenschen nicht vorenthalten, nicht wahr? Das ist er ihnen schon deshalb schuldig, weil man überhaupt nicht viel hübsches sieht. Bei Männern wenigstens nicht. Dann kann ich mir gar nicht vorstellen, wie man so etwas Bärtiges küssen mag. Nun lachen Sie schon! . . . Es ist aber so. Ich finde, es steckt dahinter wieder so eine echt männliche Rücksichtslosigkeit. Selbst beim Küssen, selbst wenn man beide Augen schließt, um zu vergessen, daß man es mit einem Mann zu tun hat, selbst dann muß einem der Bart immer wieder daran erinnern. Ist das nicht abscheulich?"

„Und Sie sollten doch heiraten!" behauptete Franz hartnäckig.

„Ich mag aber nicht."

„Wir werden ja sehen und uns dann wieder sprechen."

„So laß sie doch, Franz!"

„Ich wollte Sie übrigens die ganze Zeit schon etwas fragen. Sie ließen mich aber nicht dazu kommen."

„Nun sind Sie schon wieder ungalant. Ich weiß ja selbst, daß ich zu viel geredet habe. Warum müssen Sie mir das noch besonders sagen?"

„Ich spreche im Ernst."

Fräulein Wladacek klatschte in die Hände. „Sehen Sie nur Ihren Mann an, Frau Ilse, jetzt schaut er wieder gerade so aus wie ein guter Papa."

„Nehmen Sie sich in acht, Fräulein Erzsi. Er weiß recht wohl, daß er dann für besonders vertrauenerweckend gilt."

„O, mir ist er nicht gefährlich. Ein verheirateter Mann!"

„Wollen Sie mich jetzt vielleicht einen Augenblick anhören?" fragte Franz.

„Also bitte!“ Fräulein Wladacek machte ein Mäulchen und faltete brav die Hände.

„Ich meine, Sie wären mit Ihrem Vetter verlobt?“

„Was?“

„Wenigstens sagt er das.“

„Tut er das wirklich?“

„Ich verstand ihn wenigstens so.“

Fräulein Wladacek entrüstete sich. „Das finde ich gut. Er möchte wohl. Aber ich mag nicht.“

„Und warum möchte er?“

„Aber Franz!“

„Weil er mich hübsch findet, und weil ich Geld habe, mein verehrter Papa.“

„Aber wie kann er das sagen, wenn er gar kein Recht an Sie hat?“

„Er macht sich eben wichtig damit. Er macht sich ja mit allem wichtig. Schon weil er sich selbst so wichtig ist. . . . Er hat wahrscheinlich gedacht, das würde Ihnen imponieren, deshalb tat er's . . . Ein bißchen verliebt ist er ja wohl auch.“

„Sie aber nicht?“

„Aber ich bitte, was trauen Sie mir für einen Geschmack zu!“

„Da bin ich ordentlich beruhigt. Mir scheint, er und Sie passen jedenfalls nicht zusammen.“

„Das glaube ich ebenfalls. Wenn er auch gerne möchte, daß ich ihn heirate, denn er liebt das Geld und sucht eine repräsentative Frau. So eine, die nach was aussieht, die ein bißchen auffällt. Und lang genug bin ich dazu ja. So wie er den teuersten Panama trägt, will er auch mich tragen. Es ist eine gute Reklame, ein Panamahut und eine auffallende Frau. Es ist zum Vorwärtskommen ein Vorzug.“

„Urteilen Sie immer so scharf und nüchtern?“ fragte Frau Ilse.

„Bei Männern ja. Oder glauben Sie, ich möchte mir noch einmal den Magen auspumpen lassen müssen?“

„Sie scheinen anzunehmen, daß Sie dauernd keinen Mann fesseln können?“

„Das kann wohl überhaupt keine Frau. Wenigstens habe ich es noch nie gesehen.“

„Die Verhältnisse, aus denen Sie stammen, sind doch ganz andere als die, aus denen wir kommen“, meinte Frau Ilse.

„Sicherlich. Bei Ihnen geht alles viel geordneter und geregelter zu. Wie überhaupt in Deutschland.“

„Das ist augenscheinlich kein Kompliment?“

„O nein. Aber wenn in Deutschland ein Mann seiner Frau treu bleibt, habe ich immer das Gefühl, daran sei weniger die Liebe schuld als das deutsche Verlangen nach Ordnung und Regelmäßigkeit.“

„Das trifft gewiß oft zu“, meinte Frau Ilse.

„Ist ja wohl auch keine Schande“, entgegnete die Ungarin und wandte sich an Franz: „Warum schweigen Sie denn?“

„Ich überlege, wie ich wohl wegkäme, wenn Sie mich beurteilten.“

„Sie sind, glaube ich, ein sehr anständiger und zuverläßiger Mensch.“

„Wie langweilig!“

Fräulein Wladacek lachte. „Merkwürdig, daß die Männer das so schlecht vertragen können. Lieber wollen Sie im Ruf der Liederlichkeit stehen.“

„Gott ja, man wird alt und anständig.“ Franz seufzte.

„Sie kokettieren ja förmlich mit Ihren Jahren.“

„Ich konstatiere nur eine Tatsache.“

„Wie würden Sie denn sein, wenn sie eine solche Tatsache nicht zu konstatieren hätten?“

„Ich bitte dich, Franz, halte den Mund. Sonst sagst du ganz etwas törichtes“, fiel seine Frau ein und hob abwehrend die Hände,

„Wie gut Sie Ihren Mann kennen, Frau Ilse. Ich weiß auch, was er gesagt hätte.“

„Also kennen Sie mich auch gut?“

„Ein bißchen wenigstens“.

„Und das genügt in solchem Fall?“

„Wenn der Papa auf einmal solch ein Schwerenötergesicht macht, ja.“

„Mit Ihnen ist wirklich nichts anzufangen.“

„Das stimmt nicht. Ich bin zum Beispiel ein sehr guter Kamerad.“

„Darauf lege ich für mein Teil nicht den geringsten Wert.“

„Wie unartig!“

„Wie wäre es“, meinte Frau Ilse, „wenn wir zu Tisch gingen? Mir scheint, es ist an der Zeit,“

Fräulein Wladacek errötete. „Verzeihen Sie, Sie haben ganz recht.“

Man ließ sich im Eßzimmer nieder. Eine leichte Verstimmung lag zwischen den dreien, ohne daß einer von ihnen einen greifbaren Grund dafür gewußt hätte.

Plötzlich rief Fräulein Wladacek ganz entsetzt: „O, er riecht erst an allem. Lassen Sie sich das gefallen, Frau Ilse?“

„Ich traue eben nur der eigenen Nase und nicht andren Leuten.“ Franz war gereizt. Diese Ungarin benahm sich wirklich unglaublich. In alles mischte sie sich. In Dinge, die sie nicht das geringste angingen.

Frau Ilse sah, wie sich ihr Mann ärgerte, und da sie nicht wollte, daß ihr Gast das auch merke, brachte sie das Gespräch auf ihr Kind, sodaß Franz eine Weile unbehelligt blieb.

Aber Fräulein Wladacek hatte doch gemerkt, wie er ihre Worte übel genommen. Er ist ja ein Tyrann! dachte sie. Gerade wie die andern Männer. Nicht einmal sagen darf man es, sonst wird er schlechter Laune. Und seine Frau? Sie wehrt sich nicht, sie tut, was der hohe Herr wünscht und befiehlt. Gerade wie die anderen Frauen.

„Sie essen ja fast garnichts", bemerkte Franz nach einiger Zeit.

„Nur, so viel ich muß. Ich finde es schrecklich, daß man überhaupt essen muß und auf seinen Körper achten."

„Da bin ich ganz anderer Ansicht."

„Das dachte ich mir."

„Es ist ein Zeichen von Unkultur, wenn man nur so herunterschlingt", begann Franz wieder, „wenn man das Essen für etwas Verächtliches, Nebensächliches hält."

„So behaupten Sie wenigstens", bemerkte Fräulein Wladacek kühl.

„Kochen ist überhaupt die einzige Kunst, vor der ich Respekt habe", fuhr Franz auf.

„Da geht es Ihnen wie den meisten Männern. Sie haben ebenfalls nur vor der Küche und vor Küchenfähigkeiten Respekt."

„Das kommt wahrscheinlich daher, weil uns sonst so wenig Gelegenheit geboten wird, vor weiblichen Leistungen Respekt zu empfinden."

„Uns Frauen geht es mit den Leistungen der Männer ähnlich."

„Jedenfalls haben wir einen Vorzug vor den Frauen, den Sie nicht leugnen können."

„Da bin ich begierig."

„Wir verstehen uns wenigstens auf die Liebe."

„Ach du lieber Himmel. Franz, kommst du jetzt schon auf dies Thema!"

„Liebe? Vielleicht so weit sie als Genußmittel in Betracht kommt wie die Kochkunst. Aber sonst? . . ." Fräulein Wladacek sah gereizt drein.

„Liebe und Genuß schließen sich gerade so wenig aus wie Essen und Genuß. Zu beidem gehört allerdings Kultur, beides muß man lernen."

„Ich danke bestens!"

„Das ist eben das Unglück heutzutage, daß Liebe keine Kunst mehr ist. Sie wird gerade so sinnlos und gewohnheitsmäßig eingeschlungen wie eine Portion Ochsenfleisch mit Beilage in jedem Spießbürgerhaushalt."

„Das mag ja in Deutschland so sein . . ."

„In Ungarn ist es halt Ochsenfleisch mit Paprika."

„Es scheint, als ob Sie auch bei der Liebe nur auf das Materielle Wert legen."

„Und Sie?"

„Das Materielle daran interessiert mich überhaupt nicht."

„Sie sprechen halt wie der Blinde von der Farbe."

„Ich stelle mir die Liebe allerdings in einer etwas andern Kouleur vor wie Sie."

„Himmelblau, rosenrot?"

„Ich denke, jetzt habe ich Euch lange genug gewähren lassen", meinte Frau Ilse. „Ihr fangt früh an, Euch zu streiten."

„Ich wüßte nicht, daß wir uns streiten?" meinte Franz.

„Wir disputieren nur."

„Ihr habt ja beide rote Köpfe!"

Sie mußten Frau Ilse recht geben.

„Weshalb alterieren Sie sich eigentlich bei dem Thema?" fragte Franz.

„Weil ich Sie für besser gehalten habe, als Sie sich eben zeigten. Und weshalb alterieren Sie sich?"

„Weil ich Sie für weniger engherzig hielt."

„Da sind wir ja beide recht bald von einander enttäuscht worden."

„Es scheint so."

„Das tut mir leid", meinte Fräulein Wladacek.

„Mir nicht sonderlich."

„Was?" Fräulein Wladacek sah ihn betroffen an.

„Sonst hätte ich mich am Ende in Sie verliebt."

„Wäre das ein solches Unglück gewesen?"

„Da ich solche Dinge ziemlich ernst nehme . . ."

„Ach so, ernst wie das Essen . . .?"

„Ganz richtig."

„Sie goutieren eben alles nur, soweit es Ihnen schmeckt?"

„Berücksichtigen Sie vielleicht den Geschmack andrer Leute?"

„Aber Franz, aber Fräulein Erzsi, ihr seid ja beide nicht so, wie ihr euch stellt! Benehmt euch doch nicht wie ungezogene Kinder. Wenn ihr nicht gleich brav seid, stelle ich euch in die Ecke!"

„Dann wenigstens nicht in dieselbe", versuchte die Ungarin zu scherzen.

„Fräulein Erzsi, Ihren Arm!" Frau Ilse führte den Gast in ihr Zimmer zurück. Franz folgte langsam.

„Störe ich Sie auch wirklich nicht bei einer Arbeit?" fragte der Besuch wieder.

„Wenn Sie mich störten, würde ich es sagen, respektive mich einfach empfehlen."

„Also ist wieder alles in Ordnung?"

„Mir soll es recht sein."

„Mit Ihnen ist wirklich nicht gut Kirschen essen." Fräulein Wladacek betrachtete Franz aufmerksam, als sähe sie ihn zum erstenmal. „Das dacht ich garnicht."

„Ihre geschniegelten Magyaren mögen allerdings anders sein."

„Werden Sie noch längere Zeit hier bleiben?" fragte Frau Ilse, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen.

„Ach liebe Frau Ilse, leider nur noch ein paar Wochen. Dann muß ich wieder zu meiner Mama zurück, in den goldenen Käfig."

„Warum denn?" fragte Franz erstaunt.

„Ich kann sie nicht gut länger allein lassen. Ich liebe sie ja doch. Und dann ist sie so unpraktisch und ewig in Not und voller Sorge, es könne mir etwas zustoßen, wenn ich nicht bei ihr bin."

„Mir scheint, ein Mensch von über zwanzig Jahren hat ein Recht auf eigenes Leben. Selbst gegen die Wünsche seiner Mutter."

„Das sagen Sie so leicht hin, Herr Ferdinand. Ich habe es auch immer gesagt und gedacht. In der Theorie ist es auch gewiß richtig ... Aber ... ich bin so schwach meiner Mama gegenüber."

Wie hilflos sie dreinsah. Gar nicht mehr selbstbewußt. So gefiel sie Franz sehr gut.

„So geht es mit allen Theorien. In der Praxis wird alles anders."

„Das fürchte ich auch, Frau Ilse."

„Werden Sie denn zuhause auch Ihre Kunst wieder aufgeben?"

„O nein, gewiß nicht. Aber es kommt dort nicht viel dabei heraus. Es ist eine zu ungünstige Athmosphäre. Und dann betrachtet man meine Malerei doch nur als eine Marotte, eine Laune, die man duldet, damit sie vergeht. Das stört mich, hindert mich unsäglich. Wenn man sich selbst nicht allzuviel zutraut, braucht man Menschen in seiner Nähe, die Mut machen, die anfeuern. Aber so ..."

„Ich werde Sie besuchen und mir Ihre Sachen ansehen."

Fräulein Wladacek erschrak ersichtlich. „O, tun Sie das bitte lieber nicht. Ich fürchte, Sie sind ein strenger Kritiker. Und wenn Sie mir auch noch abraten, was soll dann aus mir werden?"

„Sind Sie so ängstlich?"

„Natürlich ist sie ängstlich", warf Frau Ilse ein. „Das wußte ich gleich. Und ich weiß auch ganz gut, daß sie nur deshalb so frei und selbständig tut, weil sie gar nicht so ist."

„Mimikry also?" meinte Franz.

„Um Gotteswillen, sezieren Sie mich nicht. Ich bin ja ein ganz gewöhnliches, dummes Mädel, das nur mit dem Mund tapfer ist."

„Na also!" Franz war sehr befriedigt..

„Wissen Sie, wenn ich wenigstens ein paar große Bilder mit nach Amerika brächte, so rechte Schinken, die man ausstellen könnte, worüber die Zeitungen schrieben, davor bekäme Mama Respekt und nähme meine Malerei ernst. Aber ich habe nichts Großes, lauter Studien und kleine Sachen, an denen für Mama gar nichts auffallend und beachtenswert ist."

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Ihre Mama wirklich so kleinlich ist."

„Aber Franz, denke doch an deine eigene Mutter! Das ist bei den Müttern doch fast immer so, wenn sie selbst keine künstlerischen Naturen sind. Derlei nehmen sie bei ihren eigenen Kindern am wenigsten ernst. Sie halten es für eine Spielerei, am Ende gar nur für eine zeitraubende, oder direkt gefährliche, die ihre Kinder nur von besseren Dingen abhält und sie nicht zu Zielen kommen läßt, die ihnen heilsam und wirklich gut für diese Kinder erscheinen. Das ist doch alles so menschlich und begreiflich. Eltern wollen doch immer die Kinder auf ihre Façon selig machen."

Fräulein Wladacek küßte die Sprecherin. „Wie ruhig Sie sind. Wie Sie verstehen, alles friedlich zu sehen und zu begreifen."

Frau Ilse strich der Ungarin fast mütterlich über das Haar. „Krauses Haar, krauser Sinn. So war es bei mir auch, als ich noch so voller Illusionen steckte wie Sie, Erzsi. Mit den Jahren wird man anders, ruhiger, erfahren."

„Ist das nicht sehr schmerzlich, Frau Ilse? Wenn ich mir denke, es wird fast nichts von dem, was ich mir wünsche, in Erfüllung gehn, und nur ganz wenig so, wie ich es mir dachte ..."

„Gewiß ist es schmerzlich. Zuerst wenigstens. Aber wenn man dann nicht die Hände in den Schoß legt und den Kopf mißmutig auf diese Hände, wenn man den Kopf oben behält und das Herz auf dem rechten Fleck, dann geht es schon. Manches wird ja auch schöner, als man es sich vorgestellt hat. Und wenn man nur ein bischen lernt, aus allem etwas Schönes herauszufinden ..." Frau Ilse sah vor sich hin. „Ich bin jedenfalls ganz zufrieden mit meinem Los, wünschte es mir jetzt in der Hauptsache gar nicht anders und möchte nur noch recht lange in der Welt bleiben, die nun meine Welt ist ... Vielleicht ist das kleinlich. Zufriedenheit steht ja nicht hoch im Preis. Aber nicht jeder ist ein Titan, wenn es jeder auch zu Zeiten glaubt."

„Die kluge Ilse." Franz sah zärtlich auf seine Frau.

„Sind Sie auch dankbar für eine solche Frau?" fragte Fräulein Wladacek ernsthaft.

„Ich weiß gar nicht, was ihr wollt", fiel Frau Ilse ein. „Das ist doch alles so natürlich, gar kein Verdienst dabei ..."

„Erlauben Sie, Frau Ilse ..."

„Nein, ich erlaube nicht, ich sehe es Ihnen an, Sie wollen mir ein Kompliment machen. Das sollen Sie nicht. Sonst werde ich eitel ...! Ich begreife übrigens recht wohl, wie es anders gearteten Naturen schwerer wird, ruhig zu werden und sich aus allem Freude und ein wenig Sonnenschein zu holen, was man nun einmal braucht. Namentlich Künstler haben es da wohl schwer. Aber das bin ich nicht, wenn es mir auch manchmal leid tut. Also helfe ich meinem Künstler, — sie sah auf Franz — daß er es einigermaßen hübsch und angenehm hat. Viel angebornes Talent zum Glücklichsein besitzt er allerdings nicht."

„Und würden Sie es ertragen können, wenn Ihr Mann ..?" Fräulein Wladacek stockte.

Frau Ilse lächelte. „Sie meinen, wenn er sich verliebt? Gewiß. Warum nicht? Damit nimmt er mir nicht viel. Weshalb soll er sich nicht für jemand anders interessieren? Wir haben ja so jung geheiratet, und es gibt so viele hübsche, liebenswerte Frauen und Mädchen. Er hat sich auch schon oft genug verliebt."

„Jetzt übertreibst du, Ilse. Nur zweimal! Das ist doch wenig genug!"

„Du hast schon recht, Franz. Das erstemal ging es mir sehr nahe und hat mich recht geschmerzt ... Aber er kehrte doch recht bald reumütig zu

mir zurück. Das zweitemal auch. Ich glaube, ohne mich kann er nun doch nicht mehr fertig werden. Und solange ich das glaube, ist mir im Ernst nicht bange. Auch weiß ich ja, daß er kein schlechter Mensch ist. Wenn ihn also wirklich einmal eine kleine Leidenschaft übermannen sollte, so warte ich. Auch meine Zeit kommt wieder. Was, Franz?"

„Ich kann nicht behaupten, daß mir diese Unterhaltung sehr sympathisch wäre."

„Das glaube ich gerne. Aber vielleicht kann Fräulein Wladacek etwas dabei profitieren. Man redet viel zu selten über diese Dinge. Und es wäre doch gewiß besser, wenn man sich als Frau nicht so ganz allein durch sie durcharbeiten müßte. Sie bleiben ihr ja doch nicht erspart. Gerade, wenn sie glücklich verheiratet ist. Gerade dann rostet der Mann nicht ein, bleibt jung und frisch und empfänglich. Gar viele Frauen haben solches durchlebt. Warum sie als Mütter nie zu ihren Töchtern offen darüben sprechen? Ich verstehe es nicht."

„Das könnte ich nie ertragen, dafür wäre ich viel zu kleinlich!" rief Fräulein Wladacek laut und heftig.

„Meinen Sie, als Mädchen hätte ich nicht so gedacht wie Sie? Genau so dachte ich. Aber es ist merkwürdig, wenn der rechte kommt, helfen all diese Theorieen nicht. Doch freilich, so sehr merkwürdig ist es doch auch wieder nicht, daß man als Frau anders wird. Und gar wenn man Mutter ist. Selbst den Mann, den man liebt, lernt man dann mit mütterlichen Augen sehn. . . Wenn Franz unruhig wird, und ich merke, er ist ein bißchen verliebt oder so, kommt er mir immer vor wie ein Bub, und meine Hauptsorge ist, daß er nicht gar zu arge Dummheiten macht, die ihn selbst nachher am meisten reuen."

Fräulein Wladacek wollte etwas einwerfen, zögerte aber wieder. Frau Ilse merkte sofort, was sie einwenden wollte. „Das bißchen Erotik, es ist wirklich nicht die Hauptsache. Franz und ich sind fast gleichaltrig. Daß man mit zwanzig Jahren eine zartere Haut hat als ich jetzt, das weiß ich doch am besten. Und daß derlei bei den Männern eine große Rolle spielt, ist mir auch nicht unbekannt. Ich gönne ihm seine Freude. Bemühe mich wenigstens, sie ihm zu gönnen. Unerträglich würde meine Lage nur, wenn er mir auch innerlich fremd würde, wenn ich nicht mehr sein bester Kamerad wäre, vor dem er ernstlich keine Geheimnisse hat. Dies innerlich mit einander verwachsen und immer mehr eins werden, ist doch das beste an der ganzen Liebe. Habe ich auch keine so glatte Haut mehr, so besitze ich doch andere Vorzüge, die er wo anders nicht so leicht findet, die er auf die Dauer nicht wird missen wollen."

„Zum Beispiel die Kochkunst", warf Franz ein, um den Ernst der Unterhaltung in Scherz zu wandeln.

Fräulein Wladacek schüttelte den Kopf. „Es ist mir fast unfaßlich, un-

begreiflich . . . aber wenn Sie es sagen, Frau Ilse, muß es wohl so sein können."

„Sehn Sie, das ärgert mich immer an der Frauenbewegung", begann Frau Ilse wieder, „daß die modernen Frauen gerne so tun, als hätten nur wir schwer an der Ehe zu tragen. Die Männer haben es doch auch mit uns Frauen nicht leicht. Am Ende grade so schwer wie wir. Es ist für beide Teile schwer, so nah beieinander zu leben, miteinander immer wieder auszukommen. Da muß jeder manches opfern. Auch der Mann. Und wenn er es tut, warum soll ich nicht auch opfern können? Zumal bei solchen Dingen, die dem Mann meist viel länger wichtig bleiben als uns? Er verliebt sich, macht wahrscheinlich noch eine hübsche Novelle daraus, wenn ich ihn gewähren lasse und nicht taktlos werde. Eine Novelle, von der ich sogar noch Prozente beziehe, wenn sie verkauft wird. Und bald sitzen wir wieder als gute Kameraden und die besten Freunde beisammen. Und bald gehn auch dem Mann die Augen auf, daß er immerhin recht viel an einer richtigen Frau besitzt."

„Darf ich nun auch einmal etwas sagen?" fragte Franz und hob den Finger wie ein Schuljunge.

„Sollen wir es ihm erlauben, Fräulein Erzsi?"

Der Gast nickte.

„Ich möchte mir nämlich die Frage gestatten, ob Fräulein Wladacek den Hausschlüssel bei sich hat, oder wie sie sonst wieder in ihre Wohnung zu kommen gedenkt? Es geht nämlich auf zehn. Und wir haben noch eine gute halbe Stunde bis zu Ihrer Wohnung."

„Schon so spät?" Die Ungarin sprang erschrocken auf.

„Bleiben Sie ruhig sitzen. Zur Not können Sie ja auch hier nächtigen. Aber haben Sie einen Hausschlüssel oder nicht? Das ist die Frage."

Die Ungarin suchte alle Taschen durch. Ja, sie hatte den Schlüssel eingesteckt.

„Gut. Dann hat es also keine Eile, und die Damen können sich getrost weiter weise unterhalten."

Aber Fräulein Wladacek setzte sich nicht wieder. „Was werden meine Hausleute sagen! Frau Grün, meine Hausfrau, sieht immer schon scheel, wenn ich einmal mit meinem Vetter länger fortbleibe."

„Sie waren ja bei einem Ehepaar, dabei ist nichts Unrechtes", meinte Franz.

„Gewiß nicht. Aber Frau Grün ist so unangenehm in solchen Dingen. Ich möchte nicht, daß sie mich grade heute so . . so ansähe!"

„Also gehn wir?" fragte Franz.

„Sie brauchen doch nicht mit. Es wird doch wohl in der Nähe eine Droschke geben."

„Das ist eben ungewiß. Wir leben hier draußen fast wie auf dem Lande, nicht wie in einer Großstadt."

Fräulein Wladacek umarmte und küßte Frau Ilse. „Seien Sie mir nicht

böse, daß ich so lange blieb. Ich begreife mich selber nicht. Mein Gott, wenn das Mama wüßte."

„Aber wir haben uns doch gut unterhalten, und ich habe mich recht gefreut, und ich hoffe, Sie kommen recht bald wieder. Wenn es Ihnen recht ist, spreche ich auch einmal bei Ihnen vor."

„Wie lieb Sie sind, Frau Ilse. Viel zu gut und lieb!"

„Und Sie sind noch recht überschwänglich, Erzsi!"

Als Fräulein Wladacek und Franz auf die Straße traten, schwiegen sie eine ganze Weile und gingen sehr brav nebeneinander her. Nicht einmal den Arm bot er ihr. Das kommt von einer solchen Unterhaltung, meine Frau macht es mir schwer, galant zu sein, dachte er.

Endlich traf man eine Droschke und Fräulein Wladacek wollte durchaus, daß er nun nachhause ginge. Aber Franz sträubte sich und bestand darauf, sie auch jetzt noch zu begleiten. Er käme sowieso immer noch einmal um diese Zeit in die Stadt, log er. Nähme sie ihn nicht mit, müsse er eben zu Fuß gehen.

Sie stiegen ein, und da das Fuhrwerk eng war, mußten sich ihre Glieder berühren, während sie fuhren. Bog die Droschke plötzlich um eine Ecke, sodaß sie fast aufeinander zu sitzen kamen, dann erschraken beide. So eine dumme Unterhaltung! dachte Franz.

Beide schwiegen und grübelten über ein Thema. Aber keinem fiel etwas Vernünftiges ein.

Als sie in den Wagen stiegen, war Franz aufgefallen, daß er dabei nichts von Fräulein Wladaceks Füßen zu sehn bekam. Weil ihm nichts Besseres einfiel, begann er plötzlich: „Ich hätte eine Frage an Sie, aber Sie dürfen mirs nicht übelnehmen."

„Gewiß nicht."

„Als wir gestern Abend im Restaurant zusammen saßen, behauptete eine Dame, der ich bisher ein wenig den Hof machte, weil sie sah, daß ich mich für Sie interessierte, etwas recht Häßliches von Ihnen."

„Wieso?" Seine Nachbarin machte erschrockene Augen.

„Sie behauptete nämlich, man sähe Ihren Füßen an, daß Sie als Kind einmal ernsthaft krank gewesen!"

Er merkte, wie die Ungarin verlegen unter sich blickte. Er erschrak über, seine Taktlosigkeit, denn er hatte natürlich vermutet, daß es nicht wahr sei, und nur gefragt, um Liesbeth Kessel bei der nächsten Gelegenheit den Standpunkt klar zu machen.

Fräulein Wladacek blickte auf.

„Ich bitte, sagen Sie nichts!" stammelte er.

„Die Dame hat ganz recht, und es ist nun schon besser, ich rede darüber, daß ich die englische Krankheit hatte, wenn es mir auch schwer fällt."

Wie leid ihm das Mädchen tat, während sie ihm scheinbar ruhig, aber doch innerlich sehr erregt, von ihrer Jugend und dieser Krankheit sprach.

Jeden Augenblick hätte er sie am liebsten unterbrochen, aber das wäre erst recht taktlos gewesen. Ohrfeigen verdiente er.

Als sie erzählt hatte, wie sie infolge dieser Krankheit nie eine öffentliche Schule besucht habe, wie sie sich lange vor dem Ausgehen gefürchtet, weil sie geglaubt, alle Spaziergänger sähen ihr mitleidig nach, wie sie wohl auch deshalb so einsam, versonnen und recht weltfremd geworden, sah sie plötzlich auf, blickte ihn voll an und fragte: „Finden Sie es sehr häßlich?"

„Aber ich bitte, gar nicht! . . ."

„Ich dachte das eigentlich auch. Mir schien vom ersten Augenblick an, als ich Sie kennen lernte, als sähen Sie mehr auf andre Dinge. . . Uebrigens ist der Schaden längst geheilt, war nie so schlimm, als ich mir immer eingebildet, ich bin durchaus gesund. Nur habe ich noch eine törichte, unüberwindliche Scheu, meine Füße zu zeigen, obwohl gar kein Grund dazu vorliegt."

Sie hob das Kleid ein wenig und streckte den linken Fuß vor. Ohne lange zu überlegen, bückte sich Franz und küßte ihn. Dann erhob er sich rasch und öffnete das Fenster. Es war so dumpf und heiß in der Droschke.

Wieder saßen sie stumm nebeneinander. Ich bin ihr eigentlich eine Genugtuung schuldig, dachte Franz und grübelte, was er da wohl von sich berichten könne. Aber er war nie krank gewesen, hatte auch keinen Leibesschaden aufzuweisen. . . Halt, die Zahnheilkunde!

Er sprach davon zu ihr.

„Weshalb erzählen Sie mir das eigentlich?"

Franz machte ein spitzbübisches Gesicht und sagte: „Nun sind wir quitt, denke ich. Unter diesem Beruf leide ich schrecklich. Er macht mich vor mir selbst zu einer komischen Figur."

Erst musterte ihn Fräulein Wladacek verwundert, dann begriff sie und reichte ihm lächelnd die Hand. „Das war hübsch von Ihnen, Sie haben ein gutes Herz."

Als sie ausstiegen, waren beide sehr zufrieden miteinander.

(Fortsetzung folgt.)

Kultur und Katholizismus.

Unter diesem Titel veranstaltet der rührige Verlag Kirchheim in Mainz eine neue Sammlung knapper Monographien, die einesteils wissenschaftlich begründete, in Essayform gehaltene Lebensbilder der hervorragenden Katholiken insbesondere des 19. Jahrhunderts und Deutschlands, sodann auch der anderen Kulturländer und der neueren Zeit insgemein bringen, andernteils die aktuellen Fragen innerhalb des Katholizismus unserer Tage überhaupt behandeln wollen. Die Sammlung soll in Bändchen von vornehmer moderner Ausstattung im Umfange von je 5—7 Bogen Kleinformat und im Preis von 1.50 Mk. bis 2 Mk. erscheinen; Herausgeber ist Prof. Martin Spahn in Straßburg. Dem Berichterstatter liegen die ersten vier Bändchen vor: Martin Deutinger von Jos. Ant. Endres; Rosmini von Ad. Dyroff; O. Willmann von J. B. Seidenberger; Ed. v. Steinle von Jos. Popp.

Wer die Bändchen unbefangenen Geistes und aufmerksamen Auges liest, wird sich seine eigenen Gedanken über das Verhältnis von Kultur und Katholizismus machen. Mehr wie einmal wird sich ihm die Frage aufdrängen: Kultur und Katholizismus? schließen denn die sich heutzutage nicht grundsätzlich aus? Gewiß wird es niemanden im Traume einfallen, die gewaltigen kulturellen Verdienste in Abrede stellen zu wollen, die sich der Katholizismus in vergangenen Jahrhunderten um Europa und insbesondere um uns Deutsche erwarb. Gewiß wird jeder dankbaren Herzens der Zeiten gedenken, da der Katholizismus die Kultur war. Aber ist er es auch heute noch? Steht der Katholizismus heutzutage nicht den höchsten und kostbarsten Kulturgütern gleichgültig, wenn nicht feindselig gegenüber? Mit einem Gefühle wohlberechtigten Stolzes mag die Kirche auf die unvergänglichen Dienste verweisen, die sie der Menschheit geleistet, als sie die Fesseln der Sklaverei sprengte, das Los der Frau verbesserte, undurchdringliche Wälder rodete, öde Flächen und sumpfige Moore in fruchtbares Ackerland wandelte, wilde Krieger zu fleißigen Bauern und gesitteten Handwerkern erzog, wunderbare Kirchen erbaute, entzückende Kunstwerke schuf, die unbezahlbaren Schätze des klassischen Altertums vor dem Untergang rettete, alle Wissenschaften pflegte, in zahllosen Armen-, Waisen-, Siechen- und sonstigen wohltätigen Häusern Ströme von Tränen trocknete, Millionen gottminnender Herzen mit dem Troste christlicher Segnungen erquickte und labte! Wer wird ihr dies alles vergessen? Aber damals übte die Kirche Kultur, weil eben doch alle Kultur kirchlich war, von der Kirche ausging und zur Kirche zurückführte, mit kirchlichem Geiste gesättigt, kirchlichen Zwecken, römischen Idealen dienstbar war. Das wurde ganz anders vom Zeitalter der Wiedererweckung des klassischen Altertums und der Glaubensspaltung an. Nun begann sich die bisher gegängelte Welt von der Kirche frei zu machen; die Wissenschaft, die Literatur, die Kunst begann ihre eigenen Pfade zu wandeln; es begann eine Kultur ohne die Kirche, ja wider sie zu geben — und diese Kultur, die mündig, die nicht mehr Tochter sein wollte, sie fand in der Kirche auch keine Mutter mehr, und nicht mehr liebevolle Pflege erntete sie von ihr, sondern haßerfüllten Fluch. Sollen wir etwa die Geschichte der Wissenschaften aufschlagen und die Stellung der Kirche

zu ihnen nachlesen? Es genügt an Galilei zu erinnern und an Giordano Bruno, es genügt ein Blick in das endlose Verzeichnis der verbotenen Bücher, in dem sich die stolzesten Geister der letzten Jahrhunderte verzeichnet finden. Wann wäre je ein Wort der Freiheit gesprochen, eine Regung des Fortschrittes geäußert, wann wäre je der leiseste Schimmer geistigen Lichtes entzündet worden, ohne daß die Kirche den Blitzstrahl der Verdammung geschleudert hätte? Man zeiht uns der Uebertreibung? Wir greifen eines der zierlichen Bändchen auf, die vor uns liegen. Da schildert uns ein katholischer Schriftsteller mit beredtem Stift das Leben und Wirken, Ringen und Leiden und schmähliche Unterliegen eines edlen katholischen Mannes, der sich in begeisterter Liebe zu seiner Kirche verzehrte und von seiner Kirche geächtet wurde: Antonio Rosmini! Dieser große Mann, dessen einzige Schuld seine geistige Selbständigkeit war, der das unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, kein Jesuit zu sein, er, der sein ganzes Leben betete, für seine Nebenmenschen entbehrte und sorgte, für den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes glühte, er, der scharfsinnige, geistvolle Schriftsteller und Denker, der größte Pädagog Italiens, er, der einst der Freund und Vertraute Pius IX. war, der Priester, dessen Erdenleben ein fortgesetztes Opfer war, der wie ein Bettler darbte und wie ein Heiliger starb — die Kirche, sogar ein Leo XIII. verdammte ihn! — Wir greifen zu einem anderen Bändchen. Da lächeln uns die milden, sinnigen, gedankentiefen Züge Martin Deutingers entgegen, eines katholischen Priesters, der einst als Professor der Philosophie wenn auch nur kurze Zeit hindurch eine Zierde der Universität München war. Wer kennt heutzutage Martin Deutinger? Daß der anspruchslose bayerische Philosoph und Aesthetiker in protestantischen Kreisen eine unbekannte Größe ist, läßt sich ja schließlich begreifen. Aber auch im katholischen Lager ist er so gut wie gänzlich verschollen. Von den etlichen Auserwählten abgesehen, die einst das Glück hatten, zu den Füßen des gottbegnadeten Lehrers seinen hinreißenden Worten zu lauschen, und die nun in stiller Wehmut der schönen Zeiten gedenken, da es noch katholische Theologen und Philosophen gab, sind es nur wenige, die seine Werke kennen, noch weniger, die sie lesen; eine Biographie, die ein Schüler dem einzigen Meister als würdiges literarisches Denkmal widmen wollte, konnte wegen Mangels an Abnahme nicht vollendet werden. Erst Eduard v. Hartmann entdeckte ihn. Er mußte den Katholiken sagen, was Deutinger, ihr Deutinger war! „Vergegenwärtigt man sich“, schreibt E. v. Hartmann, „die inhaltlichen und formellen Vorzüge der „Kunstlehre“ (Deutingers), so scheint es geradezu unbegreiflich, daß ein so bedeutendes, epochemachendes und lesbares Werk ganz ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung der Aesthetik, weil ganz ohne Beachtung in den dieselbe ausschließlich tragenden protestantischen Kreisen geblieben ist .... Vischer hat neben anderer Anerkennung auch die in weit vollkommenerem Maße Deutinger gebührende eingeheimst, als der erste die geschichtliche Entwicklung der Künste in die Aesthetik hereinbezogen zu haben“. Und warum wurde Deutinger von seinen katholischen Glaubensbrüdern, die doch sonst das bescheidenste Lichtlein auf den Scheffel stellen, in den Winkel geschoben? Ach, er liebte ja die Jesuiten nicht, der verblendete Mann, und auch an die unübertreffliche, für ewige Zeiten abschließende Weisheit der Scholastik wollte er nicht glauben! Mit genauer Not entrann er dem römischen Verhängnis durch seinen frühzeitigen Tod. In katholischen Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie wird er entweder totgeschwiegen oder von hölzernen Zeloten, nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulösen, mißhandelt: und selbst sein neuester Biograph Endres, ängstlichen

Herzens und scholastisch befangen, kann ihm, dem unendlich weiter blickenden Geiste, die freie Haltung gegenüber der Scholastik nicht recht verzeihen und wird so seines Helden, den er nicht kalt und nicht warm anfaßt und besser anderen Händen überlassen hätte, nur halb froh!

Da ist freilich O. Willmann ungleich besser daran. Er ist der verhätschelte Liebling der Katholiken der Gegenwart. Die Sache ist nämlich die: Man braucht einen katholischen Pädagogen, und man hat sonst zur Zeit keinen, mit dem man sich sehen lassen kann. Da ist man nun um Willmann so froh, und man verzeiht ihm gnädig seine Herbartische Vergangenheit, seitdem er durch seine Geschichte des Idealismus der Scholastik so reichlichen Weihrauch gestreut und Kant verkleinert hatte. Sein Hauptverdienst, das Seidenberger zu rühmen weiß, ist sein herrliches Werk „Didaktik als Bildungslehre", das auch wir ohne Zögern den hervorragendsten pädagogischen Werken der letzten Jahrzehnte beizählen; aber nicht diesem Werke verdankt er seine Beliebtheit. Es ist zu groß, zu gelehrt, zu schwer zu lesen, als daß es in weitere Kreise dringen könnte, und er dürfte außer ihm noch ein Dutzend anderer, noch tieferer Bücher geschrieben haben, ohne besondere Beachtung zu finden, wäre es ihm nicht gelungen, durch seine Vorträge auf katechetischen Versammlungen den Weg in die Kaplanspresse sich zu bahnen. Und dann — ist wirklich Willmann als Träger modern katholischen Kulturgeistes anzusprechen? Sein Bestes dankt er den protestantischen Schulen, die ihn groß gezogen, in Berlin und Leipzig lernte und reifte er!

Aber wenn einer, so ist doch sicher Eduard v. Steinle ein unverwerflicher Kronzeuge moderner katholischer Kulturarbeit! Popp zeichnet uns denn auch ein prächtiges Bild seines so außerordentlich fruchtbaren künstlerischen Schaffens, das mit einem Veit, mit einem Schwind um die Palme ringen durfte; und der tiefgläubige, fromme katholische Meister, der in der zauberischen Welt der Märchen, Legenden und Heiligenleben wie kein zweiter zu Hause war und mit einem Pinsel voll bestrickender Anmut und Zartheit seine lieblichen Gestalten auf die Leinwand hauchte, er war ja doch zum katholischen Lieblings- und Kirchenmaler wie geschaffen. Merkwürdig! Sein Biograph wiederholt immer wieder, wie sich Steinle Zeit seines Lebens nach monumentalen Aufträgen für katholische Kirchen abhärmte, die ewig nicht kommen wollten. Die reichen Klöster, die üppig bepfründeten Prälaten seiner österreichischen Heimat gaben ihm auch nicht einen Kreuzer zu verdienen. Im katholischen Wien fand er kein Unterkommen, im protestantischen Frankfurt mußte er sich niederlassen, protestantischen Freunden und Gönnern dankte er seine schönsten Bestellungen. Bildete Steinles Geschick etwa nur eine Ausnahme? Wir wissen noch mehr. —

Wenige Jahre sind es, da machte ein ausgezeichneter katholischer Theologe in einem glänzenden Buche den Versuch, zwischen Katholizismus und moderner Kultur eine Brücke zu schlagen und eine Verständigung anzubahnen. Noch ist in frischer Erinnerung, wie er gerade von jenen kirchlichen Kreisen, die als die patentierten Wächter allein echter Kirchlichkeit gelten, angegriffen und verdächtigt, verfolgt und verlästert wurde. Dann war ein anderer, ideal gerichteter katholischer Priester, der eine Schrift herausgab, worin er den Fortschritt als Prinzip des Katholizismus pries. Und siehe da, die Schrift kam schleunigst auf den Index!

Kultur und Katholizismus! —

München. Albert Schäffler

Die Polizei-Assistentin.

Von Schwester Henriette Arendt, Polizei-Assistentin in Stuttgart.

Die Arbeit einer Polizei-Assistentin soll eine ‚Rettungsarbeit' sein. Sie soll allen, auf dem Polizeiamt eingelieferten weiblichen Personen eine hilfreiche Hand bieten, um aus dem Elend emporzukommen und wieder ein menschenwürdiges Dasein beginnen zu können.

Sollte ich ihre Aufgabe mit einem Worte ausdrücken, so möchte ich sie „Pflegerin" nennen, denn ihre Arbeit an den Verhafteten ist ähnlich der einer Waisen- oder Armen-Pflegerin an ihren Schutzbefohlenen.

Zunächst bin ich beauftragt, mit der Ueberwachung sämtlicher beim Stadt-Polizeiamt eingelieferten weiblichen Personen. Hierunter sind also nicht nur diejenigen zu verstehen, welche eine Strafhaft im Stadtpolizeigefängnis zu verbüßen haben, sondern vorzüglich auch solche, welche als beschäftigungs- und unterkunftslos vorgeführt und wieder auf freien Fuß gestellt werden, und diejenigen, die an anderen Behörden hierselbst (Stadtdirektion, Kgl. Amtsgericht, oder nach außerhalb, steckbrieflich verfolgt) übergeben werden.

Es ist meine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß im Umgang mit den eingelieferten weiblichen Personen Sitte und Anstand nicht verletzt werden. Ich habe den polizeiärztlichen Untersuchungen beizuwohnen und habe das Recht, an zuständiger Stelle meine Meinung zu äußern, wenn ich Bedenken gegen eine Untersuchung hege oder sie im umgekehrten Falle für notwendig erachte.

Eine große Erweiterung meines Wirkungskreises ist dadurch entstanden, daß sich auch sehr viele Mädchen und Frauen um Hilfe an mich wenden, die nicht Polizei-Gefangene sind, Mädchen, die aus anderen Gefängnissen kommen, Mädchen, die von ihrer Dienstherrschaft plötzlich entlassen sind und kein Unterkommen haben, uneheliche Mütter mit ihrem Kinde u. s. w.

Meine Dienstzeit, die bei meiner Anstellung auf die Zeit von 7 bis 11 Uhr vormittags, 4 bis 6 Uhr nachmittags und 9 bis 11 Uhr abends festgesetzt war, läßt sich jetzt überhaupt nicht mehr abgrenzen, sondern erstreckt sich auf den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis späten Abend, obwohl mir bereits nach Verlauf des ersten Dienstjahres von der Stadtverwaltung eine Gehilfin bewilligt wurde, welche mich tatkräftig unterstützt. In dringenden Fällen kann ich auch nachts jederzeit telephonisch gerufen werden.

Von Beginn meiner Tätigkeit an habe ich mich auch um männliche Gefangene angenommen, jedoch nur in Ausnahmefällen, d. h. nur um solche, welche auf mich den Eindruck machten, daß ein Versuch, sie in andere Bahnen zu lenken, von Erfolg sein könnte.

Vom 1. Dezember 1906 an habe ich — im Einverständnis mit dem Vorstand des Stadtpolizeiamts, der meine Tätigkeit sehr unterstützt — es übernommen, mir alle männlichen Gefangenen unter 18 Jahren vorführen zu lassen, um doch wenigstens bei diesen jugendlichen Personen einen Versuch zur Besserung zu machen oder gegebenenfalls bei jungen Leuten unter 16 Jahren die Fürsorge-Erziehung zu beantragen. Es ist sehr bedauerlich, daß in Württemberg die Fürsorge-Erziehung nur bis zum 16. Lebensjahr ausgesprochen werden kann. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Altersgrenze, wie in Preußen, bis auf das 18. Lebensjahr erhöht würde.

Seit zwei Jahren habe ich es im Nebenamt übernommen, nach verwahrlosten und mißhandelten Kindern zu sehen, über welche häufig mündlich und schriftlich Anzeigen beim Stadtpolizeiamt einlaufen. Dieses ist ein sehr großes Arbeitsfeld, das eine eigene Berufsarbeiterin vollauf beschäftigen könnte. Die Fürsorge für diese Kinder und die vielfache Fürsorge für die Kinder von Gefangenen, ferner für die vielen unehelichen Kinder, deren Mütter mich um Hilfe bitten, nimmt einen sehr großen Teil meiner Zeit in Anspruch. Im ganzen habe ich während meiner 4jährigen Tätigkeit als Polizei-Assistentin gegen 500 Kinder in Fürsorge genommen und zum großen Teile in Waisenhäusern, Asylen und Kinderrettungs-Anstalten untergebracht.

Ueber meine gesamte Tätigkeit muß ich Buch führen und dieses allmonatlich dem Vorstand des Stadtpolizeiamts zur Einsichtnahme vorlegen.

Meine Haupttätigkeit bleibt aber die Rettungsarbeit unter den weiblichen Gefangenen. In der Zeit vom 20. Februar 1903 bis 1. Januar 1907 habe ich 4266 weibliche Gefangene in Fürsorge gehabt. Von diesen gelang es mir, nur 810 Personen zu bewegen, wieder ein geordnetes Leben anzufangen. 141 Personen wurden in die Heimat, 548 Personen in eine Rettungsanstalt, 121 Personen in Stellung verbracht, 3456 Personen blieben allen Vorstellungen unzugänglich und ein großer Teil von ihnen wandert nach wie vor von einem Gefängnis ins andere.

Diese Statistik gibt ein anschauliches Bild von den Mühsalen und Enttäuschungen, aber auch von den mancherlei dankbaren Ergebnissen, die erzielt worden sind. Wenn auch viele in törichtem Unverstand die rettende Hand von sich stoßen, so geschieht es doch oft, daß man da, wo alles vergeblich schien, plötzlich die Entdeckung macht, daß der gute Same nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ist. — So hatte ich einmal ein Mädchen auf der Polizei, das mehrfach wegen Gewerbsunzucht und Diebstahl bestraft war und durchaus nicht geneigt schien, sich zu bessern. Sie wurde entlassen und ich hörte lange nichts von ihr. Nach einem Jahre schrieb sie mir aus einer Rettungsanstalt, daß meine Ermahnungen ihr gar nicht aus dem Kopf gegangen seien und besonders, als sie krank wurde und mehrere Wochen in einem Spital lag, habe sie den festen Entschluß gefaßt, ein anderer Mensch zu werden. Sie blieb zwei Jahre in der Anstalt und ist jetzt ein halbes Jahr in einer Stelle, wo sie sich gut hält. — Ein anderes Mädchen, das ganz unzugänglich war, sandte die Adresse einer jungen Freundin, die erst angefangen hatte, die Bahn des Lasters zu betreten, mit dem Ersuchen, diese davor zu bewahren, daß sie ihrem Beispiel folge.

Die Versuche, die Mädchen direkt vom Gefängnis in Stellung zu bringen, schlugen in fast allen Fällen fehl. Am zweckmäßigsten erwies sich die Verbringung in eine Rettungsanstalt, wo sie das erhalten, was sie am Notwendigsten brauchen: Erziehung und eine gute Ausbildung in allen praktischen Arbeiten.

In meiner Tätigkeit werde ich auf evangelischer Seite von der Stadtmission und auf katholischer Seite von dem „Verein zum guten Hirten" warm unterstützt. Ohne diese Hilfe wäre es mir — trotz meiner Gehilfin — unmöglich, die Fürsorge für so viele Personen ausüben zu können.

Mit einer großen Anzahl von weiblichen und männlichen Schützlingen bin ich in steter Fühlung. Ich erhalte von nah und fern so viele Zeichen der Dankbarkeit, Briefe, Handarbeiten 2c., daß mir die Beantwortung der vielen Schreiben oft recht schwer fällt. — Meine Schwesterntracht habe ich auch in meinem jetzigen Beruf beibehalten. Nicht nur, daß die Tracht allen

Fernstehenden die Garantie bietet, daß man es mit einer durchaus Vertrauen erheischenden Persönlichkeit zu tun hat, mir selbst gewährt sie einen sicheren Schutz bei Ausübung meines schwierigen Berufes.

Da sich die Unterbringung meiner weiblichen Schützlinge immer als sehr schwierig erwies, habe ich, im Juni 1904, bei meiner lieben Mitarbeiterin ein kleines Zimmer mit zwei Betten gemietet, das als Vorasyl für entlassene weibliche Gefangene diente und vom 1. Juni 1904 bis 1. Dezember 1906 246 erwachsene weibliche Personen und 36 obdachlose, verwahrloste oder mißhandelte Kinder vorübergehend aufnehmen konnte. Dieses Vorasyl erwies sich als eine sehr segensreiche Einrichtung. Da es jedoch zu klein war, um die große Zahl der Heimatlosen, die um Aufnahme baten, alle aufnehmen zu können, und ich nicht mehr in der Lage bin, die Mittel zur Unterhaltung der Asylistinnen allein aufzutreiben, so hat sich jetzt zu meiner Unterstützung ein Komitee gebildet, das am 1. Dezember 1906 eine eigene „Zufluchtsstätte für schutzbedürftige Mädchen und Frauen" eröffnet hat, die eine Fortsetzung meines kleinen Vorasyls ist und ganz in meinem Sinne weiterarbeitet.

Auch von katholischer Seite ist bereits im Jahre 1905 ein eigenes Asyl für katholische Mädchen und Frauen eröffnet worden.

Nun noch ein Wort über die weiblichen Gefangenen. Ich möchte diese in drei Gruppen teilen, deren Grenzen allerdings sich oft vermischen. Am zahlreichsten sind wohl diejenigen vertreten, die man nicht als „Gefallene" bezeichnen kann, sondern als „Minderwertige". Das sind die erblich Belasteten, die Kinder von Verbrechern, vorherbestimmt für ein Leben voll Sünde und Elend. Wohl nirgends im Leben hat man so wie in den Gefängnissen den Beweis vor Augen, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Selbst verbrecherisch veranlagt oder schwachsinnig von Geburt, wachsen diese Geschöpfe auf ohne Zucht und ohne Liebe, ohne etwas Rechtes zu lernen, bettelarm, körperlich schwach, geistig fast immer defekt, ohne Glauben, ohne Gewissen, von ihren eigenen Leidenschaften gehetzt und geängstigt, vom Schicksal grausam verfolgt; sie enden gewöhnlich hinter den Zäunen auf der Landstraße, in den Gossen der Großstadt, im Gefängnis, Arbeitshaus oder Zuchthaus.

In diese Gruppe gehört auch die große Zahl derjenigen, die, wenn nicht von Natur schwachsinnig, es durch verkehrte Erziehung, durch Mißhandlungen, durch schlechten Lebenswandel und übermäßigen Alkoholgenuß geworden sind.

Das sind die traurigsten Gestalten in den Gefängnissen. Sie sollten zwangsweise in eine Anstalt untergebracht werden, zu ihrem eigenen Schutz und zum Schutze des Gemeinwohls, aber für die Irrenanstalt sind sie noch nicht reif und, um sie in anderen staatlichen oder privaten Anstalten zwangsweise unterzubringen, fehlt eine gesetzliche Befugnis.

Eine zweite Gruppe bilden diejenigen, die, ohne besondere Anlage zum Leichtsinn in unglückliche Verhältnisse gerieten, sich nicht emporarbeiten konnten und dann im reißenden Strom des Lebens Schiffbruch litten. Diesen kann eine hilfreiche Hand zur Rettung werden.

Die kleinste, wenigst zahlreiche Gruppe bilden diejenigen, die man gewöhnlich als „Gefallene" im weitesten Sinne bezeichnet, d. h. solche, die in einer von schädlichen Einflüssen ziemlich freien Umgebung aufgewachsen und dann durch Ueberredung, Leichtsinn und Vergnügungssucht auf Irrwege geraten und „gefallen" sind. — Zu dieser Gruppe gehört jenes junge amerikanische Mädchen, das, aus angesehener Familie stammend, tief in Schande versunken lebte

und im 22. Lebensjahre an den Folgen der Liederlichkeit zu Grunde ging. Ihre Familie hatte sie von sich gestoßen, als sie, die damals blutjung, schön und viel umschwärmt war, der Versuchung unterlag. Verzweiflung und Not hatten sie dann in den Abgrund getrieben.

Nach ihrem Tode fand der sie behandelnde Arzt folgendes herzergreifende Gedicht von ihrer Hand:

Prächtiger Schnee.

O, wie schön, wie schön, wenn aus den grauen Höh'n
In dichtem Gewimmel, hernieder vom Himmel
Sanft und still, wohin sie will,
Weit und breit, auf Dach und Gasse,
Sich niederläßt die dichte Masse!

Die weiße Flocke dort netzt eine Locke,
Da küßt eine Wange; sei nur nicht bange —
Im Himmel droben, von Engeln gewoben
Ist rein ihr Gewand, ohn' irdischen Tand!

Wie lacht entgegen dem weißen Regen
Das Auge der Knaben; sie kommen und traben,
Schlitten auf Schlitten, gar lustig geritten,
Mädchen hintan, auf gleitender Bahn.

Straße ein und aus, Freude in Saus und Braus;
In fröhlichem Necken, in Furcht und Schrecken;
Alt und Jung in Schritt und Sprung,
Eifern, treiben, rasten, schnaufen,
Zittern, gleiten, drängen, laufen.

Und jetzt —? Das Gleißen des zierlichen weißen
Gestöbers, des feinen, des engelreinen!
Wo ist es geblieben? — Zertreten, zerrieben!
Kotiger Schlamm, was vom Himmel kam!

Wie diese Flocke rein war ich einmal!
Wie sie heruntersank vom Himmelssaal,
So sank von Fall zu Fall bis auf den Grund
Ich auch, zertreten nun und todeswund.

Ich nippte, schlürfte, endlich trank ich aus
Den Taumelkelch bis zu der Hefen Graus,
Für einen Bissen Brot ein feiles Weib,
Verkauft, verloren nun an Seel und Leib.

Ich teilte einst der Flocke reines Weiß,
Der Unschuld Zier, der Stirne Ehrenpreis.
Wo find ich noch der Schwestern trautes Paar?
Das Mutterherz, den Kranz im goldnen Haar?

Verloren mir und euch, und ohne Gott,
Auf offner Straße jedes Buben Spott,
Dem Leben feind und vor dem Tod erblaßt,
Gespenst den Toten, Lebenden verhaßt.

Und wehe mir, wenn Schauder mich faßt in dunkler Nacht
Und unter mir kein Lager, ob mir kein Aug das wacht,
Wenn das Gebet versagt, zum Seufzen ich zu schwach,
Der Himmel mir verschlossen, kein Ohr vernimmt mein Ach!

Verzweifelt mir das Auge und todesmüde bricht,
Mein Grab wird heut' das Schneefeld, den Kranz die Hölle flicht!
Und siehe da, — die Flocke, des Himmels weißes Kind
Läßt sich auf Sünder nieder, so freundlich und so lind.

O Sünderin, verzage du nicht in deinem Weh,
In deinem Fall zertreten, wie dort im Schlamm der Schnee,
Für dich stieg ja hernieder, das weiße Gotteslamm
Und hat für dich geblutet am harten Kreuzesstamm.

Ist es denn wahr, daß fern sein Ohr mein Ach vernahm?
Und bis in meine Tiefen sein Blut herniederkam?
So will ich ihn ergreifen in meiner tiefsten Not,
Dann wird wie Schnees Weiße die Schuld, die blutig rot! —

Niemand hatte diesem armen Geschöpf die rettende Hand geboten, um ihr wieder zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuhelfen. Niemand hatte eine Ahnung von den tiefen Seelenqualen, die sie litt.

Durch die Anstellung einer Polizeiassistentin oder Polizeipflegerin in jeder größeren Stadt, ließe sich so manches Wesen vor dem sicheren Verderben retten. Stadt und Staat haben durch diese Anstellung keine größere Ausgabe, sondern im Gegenteil durch die rechtzeitige Fürsorge für Verirrte und Verlorene werden große Summen an Gefängnis- und Spitalkosten gespart. Den Frauen, die Liebe für ihre unglücklichen Mitschwestern haben, wird durch diese Stellung ein großes Arbeitsfeld eröffnet und ist der Beruf auch ein anstrengender und erfordert er so manches Opfer, so gewährt er doch eine tiefe innere Befriedigung, die sich am besten mit den Worten Herders wiedergeben läßt:

Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn;
Ein schönerer ist, sie erhalten,
Und der schönste und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten.

Nachschrift der Redaktion.

Wie wir hören, ist in der Münchner Frauenwelt schon seit längerer Zeit der Wunsch rege, es möge auch hier, wenigstens versuchsweise, zur Anstellung einer Polizeiassistentin geschritten werden. Diesem Wunsch wird demnächst eine Eingabe an die zuständigen Behörden Ausdruck verleihen. Wir werden über den Erfolg der Eingabe berichten.

Theater und Musik.

Die erlöste Salome.

Eigentlich hätte man's ja voraussehen können. Denn wenn es der Mutter Herodias beschieden war, als Gralsbotin Kundry zu enden, so ist es gewiß nicht mehr als billig, daß auch die Tochter Salome einen gottseligen Heimgang finde. Und doch kam er überraschend, dieser gloriose Gedanke, als man ihn zuerst leibhaftig, d. h. gedruckt vor Augen sah, als Herr Otto Roese in seinem „Wegweiser" durch die Straußsche Oper der staunenden Welt die glänzende Entdeckung mitteilte von der Bekehrung der Salome, ihrer „inneren Wandlung" und Erlösung. — Wie, Richard Strauß, der Ueberwinder Wagners, der Pfadfinder ins Land der Zukunft, auch er hätte im Grunde nur wieder die alte Sache aufgewärmt, auch er hätte nichts anderes geschrieben als ein Drama der „Erlösung"? Man sollte denken, daß die ganze „moderne" Menschheit oder doch zum mindesten ganz Berlin W wie ein Mann sich hätte erheben müssen, um lauten Protest einzulegen gegen diese offenbare Verkleinerung, ja Verunglimpfung ihres Meisters, dem man mit der Unterschiebung solcher Erlösungsvelleitäten gerade den Makel anheftete, der in seinen eigenen Augen der allerhäßlichste sein muß: den der Unmodernität.

Aber auch darin erlebte man eine Ueberraschung. Die Erlösungshypothese wurde eifrig aufgegriffen, selbst von einem Manne wie Leopold Schmidt akzeptiert, ja, wer weiß, ob es nicht der Glaube an die Erlösung der Salome war, was in der Reichshauptstadt das Straußsche Werk erst „offiziell möglich", d. h. hofbühnenfähig gemacht hat. — —

Ob man moralisch, d. h. menschlich betrachtet, an einer büßenden Salome mehr Gefallen finde als an der „in ihrer Sünden Maienblüte" dahingerafften Frevlerin, das ist Geschmackssache. Anders wenn man einen rein ästhetischen Maßstab anlegt und fragt: wie ist Strauß dem Stoffe und dem Geist gerecht geworden, in dem sein „Librettist" Oskar Wilde diesen Stoff gesehen und geformt hat? So gemessen, würde nämlich die musikalische Erlösung der Salome — vorausgesetzt, daß der Komponist absichtlich oder unabsichtlich, bewußt oder unbewußt wirklich diese Rettungstat vollbracht hätte —, sie würde nichts geringeres bedeuten als eine Kapitulation des Musikers vor dem Sujet, das Eingeständnis, daß er dem Salome-Drama Musik nur dadurch abgewinnen konnte, daß er die Pointe umbog, den Sinn, die „Tendenz" der Geschichte umdeutete und ins Gegenteil verkehrte. Eine solche Umdeutung mag sehr gott- und publikumgefällig sein, man mag sie als Verinnerlichung, Vertiefung, Verklärung und Versöhnung preisen: in künstlerischer Hinsicht wäre sie schon darum nicht als eine Bereicherung der literarischen Vorlage anzusehen, weil Strauß mit ihr seine Sache zweifellos sich wesentlich erleichtert und jedenfalls das, was er mit der wörtlichen Reception des Wildeschen Textes als künstlerische Aufgabe ausdrücklich übernommen zu haben schien: die „Vertonung" der Wildeschen Salome nicht geleistet hätte.*)

---

*) Obengenannter Otto Roese findet zwar, daß der Erlösungsgedanke schon bei Wilde durchklinge: nur habe dem Wortdichter der „prägnante Ausdruck" für die Darstellung der inneren Wandlung seiner Heldin gefehlt. Aber das ist, gerade herausgesagt, offenkundiger „Stuß".

Wie steht es nun aber mit der Richtigkeit der Erlösungshypothese? Ist es denkbar, daß Strauß wirklich die Absicht hatte, seine Salome als würdige Herodiastochter erlösende Gralspfade zu führen? Man braucht wohl keine lange Ueberlegung, um eine solche Absicht für gänzlich ausgeschlossen zu halten. Es ist sicher, daß der Komponist mit keiner Faser seines Hirns an so etwas gedacht hat. Und trotzdem kommt in jener Hypothese ein sehr richtiges Empfinden zum Ausdruck. Das Gefühl nämlich von der tiefgehenden Diskrepanz zwischen dem Stoffe, wie ihn der Dichter gefaßt, und der Art und Weise, wie ihn Strauß „vertont" hat. Diese Diskrepanz offenbart sich gegen Ende des Werkes, dort wo Strauß als der auf die „Wirkung" ausgehende Musiker so etwas wie eine „Schlußcaballetta" brauchte, am deutlichsten. Hier war es mit „Charakteristik" und „Realismus" allein nicht getan, hier bedurfte es „schöner" Musik, oder vielmehr dessen, was bei unsrem Theaterpublikum als solche gilt, und Strauß hätte sicherlich den äußeren Erfolg seiner Oper zum mindesten stark gefährdet, wenn er an dieser Stelle nicht — im Widerspruch mit der Situation und dem Charakter seiner Heldin — auf das verfallen wäre, was man dann in Berlin als die „Erlösung" der Salome entdeckt hat.

Gegen den Schluß hin fällt das am meisten in die Ohren, weil da der Widerspruch zwischen dem, was wir auf der Bühne sehen, mit dem, was wir im Orchester hören, am schreiendsten ist. Wenn man genauer zublickt, wird man aber finden, daß dieser Zwiespalt durch das ganze Werk hindurchgeht. Immer wieder, wenn der Komponist eine Zeitlang sich heiß bemüht hat, orientalisches Milieu, dekadente Neurasthenie, sexuelle Perversität und wie die schönen und modernen Dinge der Salomehandlung alle heißen mögen, getreulich in Musik zu übersetzen, kommt ein Moment, wo er des trockenen Tones satt wird und sozusagen absichtlich aus der Rolle fällt. Er hängt dann plötzlich alle Charakteristik an den Nagel und fängt an, ganz einfach Musik zu machen um der Musik willen. Das wäre nun an und für sich nichts schlimmes: denn das war immer so und wird hoffentlich auch immer so bleiben, daß ein dramatischer Komponist, sofern er nur eine echte Musikernatur ist, die Sorge um die Wahrheit des dramatischen Ausdrucks niemals so weit treiben kann, um darüber aufs Musikmachen ganz und gar zu vergessen. Schlimm aber ist die Art und Weise, wie Strauß fast an all den Stellen seiner „Salome" musiziert, wo er etwas anderes sein will als musikalischer Charakteristiker und klanglicher Illustrator. Es tritt da nämlich das Drama nicht bloß in den Hintergrund, sondern es verschwindet gänzlich. Ja, noch mehr: der Komponist hört nicht nur auf Dramatiker zu sein, sondern er verliert in solchen Augenblicken überhaupt den künstlerischen Ernst und vor allem auch den musikalischen Ernst. Von künstlerischen Absichten ist dann überhaupt nichts mehr zu verspüren und man hat das Gefühl, als ob der Komponist nur noch — ich glaube, man würde einem Richard Strauß bitter Unrecht tun, wenn man sagen wollte: an seine Tantiemen —, aber sicherlich doch, als ob er an nichts anderes mehr gedacht habe, als an das allerhöchste Wohlgefallen Sr. Majestät des Publikums. Daß — um einzelnes anzuführen — Dinge wie das: „Ich bin verliebt in deinen Leib" (Klavierauszug S. 49 ff.), die „berühmte" As-dur-Stelle: „Er ist in einem Nachen (S. 68 f.) — wie überhaupt alles in der Zeichnung des Jochanaan, was diesen zu einer „dankbaren" Baritonpartie macht und zugleich in eine gewisse innere Verwandtschaft mit Kienzls „Evangelimann" bringt —, daß weiterhin die Schlußsteigerung der Szene zwischen Jochanaan und Salome (S. 71 f.), die Cis-dur-Episode im „Tanz" (S. 143 f.) und die parallele Stelle der Schlußszene

(S. 143 f.), — daß all das, als Musik beurteilt, nichts mehr ist als (freilich glänzend gemachter) Kitsch, das weiß niemand besser als Richard Strauß selbst. Obgleich der große Publikumserfolg — neben dem, was Sensationslust, „Modernitis" und Snobismus gewirkt haben — mit in erste Linie diesen Partien der Salomemusik zu verdanken ist, wo Strauß zum Allerweltsgeschmack kondeszendiert, wo er trivial und gewöhnlich wird, — so wäre es doch falsch und auch ungerecht, wenn man sich allzulange dabei aufhalten wollte. Wie jedes Werk hat auch „Salome" Anspruch darauf, nach dem besten, das sie enthält, bewertet zu werden, nach ihren Vorzügen und nicht nach ihren Schwächen.

Auch in der „Salome" ist Strauß am stärksten da, wo er, ohne nach den Ohren des Publikums zu schielen, rücksichtslos seinem artistischen Drange nach möglichst deutlicher und sinnenfälliger klanglicher Illustrierung des szenischen Vorgangs nachgeht, wo er, wenn ich so sagen darf, uns zwingen will, mit dem Gehör zu sehen. Aber klarer als bei irgend einem Straußischen Werke erkennt man hier, daß diese Art zu charakterisieren rein äußerlich ist und durchaus an der Oberfläche haften bleibt. Es handelt sich, im Grunde genommen, um nichts anderes als um eine musikalische Maskerade, um eine klangliche Kostümierung von Menschen, die — nicht immer, aber sehr oft — in ihrem Innern etwas ganz anderes sind als das, was sie darstellen. Man betrachte die Figur der Salome und das, wodurch sie als eine pervers empfindende Natur gekennzeichnet ist. Auf den ersten Blick frappiert das alles aufs höchste. Aber man braucht nur ein ganz klein wenig diese zunächst so fremdartig anmutende Gestalt zu fixieren, so kommt sie einem allmählich merkwürdig bekannt vor: sie unterscheidet sich in nichts wesentlichem von dem „Weibe", wie wir es etwa aus dem „Heldenleben" oder der „Domestica" kennen. Es ist dieselbe etwas kapriziöse und launisch wetterwendische, im Grunde des Herzens aber seelengute Person, — und „Salome" ist an ihr einzig und allein das Kostüm.

Oskar Wilde kam es bei Behandlung des Salomestoffes zu statten, daß er im Punkte des sexuell Abnormen seiner Heldin ganz anders „nachfühlen" konnte als Richard Strauß, den zu Salome offenbar nur ein rein artistisches Interesse und keinerlei innere Seelenverwandschaft hingezogen hat. So blieb denn — auch abgesehen von den gelegentlichen Musizieranwandlungen — in der musikalischen Charakterisierung der Hauptperson eine unausgeglichene Differenz zwischen dem, was der Dichter forderte, und dem, was der Musiker leisten konnte. In der Tat hat Strauß aus der Salome etwas ganz anderes gemacht, als was sie bei Wilde ist. Wirklich ist eine „innere Wandlung" mit ihr vorgegangen. Aber zu glauben, daß diese Metamorphose dem zu verdanken sei, daß der Komponist seine Salome habe erlösen wollen, dazu kann ich mich nicht entschließen.

Weit glücklicher als in der Zeichnung der Titelheldin und des nur sehr teilweise über den Opernbariton zur Wirklichkeit eines lebendig geschauten Menschen sich erhebenden Jochanaan ist Strauß bei den Figuren gewesen, wo die rein äußerlichen Mittel einer bloß die Gebärde malenden Charakteristik genügten, um ein überzeugendes Bild zu schaffen. Zu ihnen gehört vor allem die prächtig gelungene Gestalt des Herodes und das Quintett der Juden, bei dem man sich nur fragen darf, ob hier nicht musikalische Ausdrucksmittel zur Erzielung einer Wirkung mißbraucht seien, die ebensogut, oder vielleicht noch besser mit nicht musikalischen Mitteln zu erreichen gewesen wäre — eine Frage, die sich übrigens überall da erhebt, wo Strauß den Ton dazu verwendet, um den Effekt eines bloßen Geräusches hervorzubringen. — —

Was der Komponist der „Salome" auch als musikalischer Charakteristiker geleistet haben möge, als Kunstwerk kann man seine Schöpfung unmöglich hoch einschätzen, ja nicht einmal recht ernst nehmen. Dazu ist es inhaltlich, ich meine: an musikalischem Gehalt zu leer, zu sehr auf äußerliche Sensation und auf die Verblüffung der großen Masse gestellt. Höchste Bewunderung verdient es aber, wenn man es rein artistisch, sozusagen als „Kunststück" ansieht. Es kann nichts technisch Interessanteres geben als diese Musik, die nahezu alles, was sie ist, ihrer „Aufmachung" verdankt; aber in der Kunst, aus nichts etwas zu machen, einen zuvor wohl noch niemals auch nur annähernd erreichten Höhepunkt darstellt. Und noch in einer andern Beziehung ist Straußens „Salome" des höchsten Lobes wert: als Theaterstück. Die Art und Weise, wie der Komponist die Wirkung, den Eindruck und den Erfolg, den er gerade gewollt hat, unfehlbar sicher erreicht, verdient die allerhöchste Bewunderung. Unserer Zeit gab er ganz gewiß etwas, was ihr durchaus gemäß ist. Er ist der eigentliche Komponist der Gegenwart. Und das will — ganz im Ernste gesprochen — auf alle Fälle etwas heißen!

München. Rudolf Louis.

Gerhart Hauptmanns Gesammelte Werke.

Der Verlag von S. Fischer in Berlin hat kurz vor Weihnachten die Gesammelten Werke Hauptmanns in sechs Bänden herausgegeben. Der erste Band enthält: Vor Sonnenaufgang, Die Weber, Den Biberpelz und dessen zweiten Teil, Den roten Hahn; sein Kollektivtitel ist Soziale Dramen. Der zweite Band bringt vier Charakterstudien: die Dramen Fuhrmann Henschel und Rose Bernd, und die novellistischen Studien Bahnwärter Thiel (aus dem Jahre 1887) und Der Apostel (1890). Familiendramen ist der dritte Band überschrieben, er enthält Das Friedensfest, Einsame Menschen, Kollege Crampton und Michael Kramer. Band vier vereinigt die Märchendramen Hanneles Himmelfahrt, Die versunkene Glocke, Der arme Heinrich. Florian Geyer bildet für sich ganz allein den fünften Band: des Verfassers Schmerzenskind und Lieblingswerk. Der letzte Band trägt die Ueberschrift Märchendramen und Fragmentarisches, und bringt Elga, Schluck und Jau, Und Pippa tanzt, Die dramatischen Fragmente Helios und Das Hirtenlied.

Die Ausstattung ist ein Muster von Gediegenheit. Den Druck besorgte Drugulin in Leipzig: es genügt, diesen Namen zu nennen. Die übrige Ausstattung entwarf E. R. Weiß, der Haus-Buchkünstler des Fischerschen Verlages. Die pergamentenen Rücken, die tapetenartigen raffiniert einfachen Deckel- und Vorsatzpapiere, die sattgrünen Merkbänder, das edle Papier — dies alles zusammen hat ein Werk ergeben, das der Bücherfreund nicht ohne Zärtlichkeit erblicken kann. Der Verlag hat sich mit dieser Veröffentlichung in die vorderste Reihe der deutschen Firmen gestellt, die sich um die Veredelung der Buchform bemühen. Die Ausgabe ist, nocheinmal sei es gesagt, musterhaft.

Den Lesern der Süddeutschen Monatshefte ist meine Stellung zu Hauptmann nicht unbekannt. Im ersten Hefte des ersten Jahrgangs, das in einem Probeband gegenwärtig viel gekauft wird, ist der kleine Beitrag enthalten, der reichlich böses Blut gemacht hat: Deutsches Theater I. Ich habe nichts davon zu mildern, nichts zurückzunehmen, so gewiß heute das Urteil ruhiger ausfiele als im September 1903. Aber der Grund davon ist, daß die damaligen Ketzereien nicht mehr weit davon entfernt sind, öffentliche Meinung zu sein. Seit dieser Zeit hat Hauptmann nur mehr zwei Werke geschaffen: Rose Bernd

und Und Pippa tanzt. Elga ist schon 1896 entstanden, wurde jedoch erst 1905 veröffentlicht. (Ueber Elga vgl. S. M. II, 4; Und Pippa tanzt! III, 4.)

Die Tatsache der Veröffentlichung von Fragmenten allein schon spricht dafür, daß Hauptmann das Gefühl eines gewissen Abschlusses hat. Ob die sechs Bände gesammelter Werke für die Nation etwas Lebendes, Wirkendes bedeuten, scheint mir mehr als zweifelhaft. Die starke Verwendung des schlesischen Dialektes in den wichtigsten Dramen ist unübersteigliches Hindernis für ihre Rezeption. Wir Deutsche besitzen nicht, gleich den glücklichen Schweizern, neben der Schriftsprache eine Art κοινη der Dialekte, die bei aller örtlichen Verschiedenheit im einzelnen, als ganzes eine ältere, ehrwürdige Sprachstufe darstellt, gleich trefflich zu Ernst und Humor geeignet, kraftvoll von unverwüstlich starker Eigenart, anheimelnd, voll glücklicher Wendungen, Bilder, Sprichwörter, uraltes Edelgut der Sprache. Der schlesische Dialekt ist für den süddeutschen Geschmack von schauerlicher Häßlichkeit. Seine gleichzeitige Verwendung mit stilisiertester Kunstsprache im Hannele, in der Versunkenen Glocke, in Schluck und Jau, in der Pippa, die entsetzlichen Blankverse der alten Hexe in der Versunkenen Glocke: was braucht es mehr, um zu zeigen, aus welch heterogenen Elementen dies Lebenswerk zusammengeschweißt ist? Allzu verschieden ist die Glockenspeise zu dieser Glocke gemischt: kein Wunder, daß sie so unhold tönt. Pippa aber, das einstweilig-letzte Wort und Werk, zeigt die Glocke geborsten. In ihrer blutlosen Symbolik ist diese Dichtung nichts als die Verherrlichung der Unzulänglichkeit mit unzulänglichen Mitteln, eine künstlerische Bankerotterklärung. Ich fürchte, Hauptmann ist fertig und wird uns wohl die bisherigen Seiten seiner unleugbar feinen, aber schwächlichen und forcierten Begabung in neuen Momentlichtern zeigen, aber keine neue Seite, keine Entwicklung zur Tiefe, zur Klarheit, zur Kraft. Aus Pippa klingt es wie ein Autonekrolog.

Eben da ich im Begriffe bin, diese Anzeige abzuschließen, fällt mir das Buch in die Hände, in dem Alfred Kerr seine Kritiken aus den letzten zehn Jahren gesammelt hat: Das neue Drama (Berlin, S. Fischer). Kerr ist eine ungewöhnlich fesselnde Erscheinung, ein verschämter Lyriker, dessen Rapier bald mutwillig kitzelt, bald tödlich trifft. Er ist, wie alle Welt weiß, der unbedingteste Gefolgsmann Hauptmanns. All die unheimliche Sicherheit, mit welcher Kerr die toten Punkte strittiger Kunstwerke bloßlegt, scheint verschwunden, sobald es sich um ein Stück Gerhard Hauptmanns handelt. Der spitze Degen wird zum Zeigestabe, mit dem Kerr zärtlich auf die verborgenste Falte, die subtilste Linie, die leiseste Schönheit des Werkes weist. Das Schauspiel des zum Adoranten gewandelten Fechters ist rührend: der ist in tiefster Seele treu, wer ein Werk so l i e b t wie du . . . Seine Kritiken Hauptmanns allein hätten Alfred Kerr vor der nonchalanten Art schützen sollen, mit der ihm gelegentlich begegnet wird.

Was mich an diesen Kritiken heute besonders interessiert, sind die Geständnisse, die dem scharfsinnigen Manne über seinen Gott entschlüpfen, fundamentale Zweifel zwischen zwei Hymnen, mißtrauisches Abklopfen zwischen zwei inbrünstigen Umarmungen, der kritische Sinn, der sich niemals ganz verleugnet. „Florian Geyer ist das einzige Beethovensche Werk unserer Tage“: als Dithyrambus genügt dies beinahe. Aber eine Seite später über Schluck und Jau: „Pereat mundus, fiat justitia: Hauptmanns fehlgeratenes Spiel ist von der zweiten Art“ nämlich (S. 47) „nicht ein Mangel an Können, doch ein Mangel an Ernst“. „Die Veröffentlichung scheint mir deshalb trotz allem ein Irrtum. Schluck wird fortleben. Noch manches sonst. Dem ganzen war

bestimmt, in Hauptmanns Nachlaß gefunden zu werden . . . Was Hauptmann Bestes gab, war bisher neun Monate getragen. Hier zeigt er der Welt, wie so ein Ding nach zwei Monaten aussieht. Man ist verstimmt. Man gewahrt dabei, daß Hauptmanns Kinder nach zwei Monaten größer sind als der anderen ihre nach neunen. Aber das haben wir gewußt." (S. 49.)

Ueber Michael Kramer: „Man wünschte dieses Werk umgebaut zu sehn. Es gehört in die Reihe von Hauptmanns Zwischenspielen." (S. 52.) Schon wieder ein Zwischenspiel?

Anläßlich des Roten Hahnes: „Die Formel scheint mir die: er sieht episch und drückt es dramatisch aus; nämlich in direkter Rede . . . Er ringt nach der Einfachheit des wirklichen Geschehens, und sein Instrument widerstrebt dieser Einfachheit." (S. 58.) „Wir bedauern gewisse Züge, die nicht einem Grundsatz entstammen, sondern einer Schwäche. Szenen, die verstimmen, weil sie eben wenig gelungen sind; weil sie kaum Hervortretendes bei allzu starker Ausführlichkeit bieten . . . Hauptmann hat dieses Stück nicht fertig gemacht; wie er Schluck und Jau nicht fertig gemacht; wie er den Michael Kramer nicht fertig gemacht." (S. 59.) Wie er, füge ich hinzu, den Kollegen Crampton nicht fertig gemacht hat, denn als eine „Erholung" nach dem Riesenwerke der Weber wurde die Komödie von Hauptmanns Freunden mit derselben Vorsicht angekündigt, mit der jetzt „Die Jungfern vom Bischofsberge" im Berliner Tageblatt als harmloses Spiel angekündigt werden.

Ueber den Armen Heinrich: „Hauptmann gab damals (im Florian Geyer) einen Vorbild-Menschen, mild und stark, und war ein Führer. Jetzt ist er weit mehr ein Künstler als ein Führer." (S. 63.) Künstler — zugegeben! Abgeleitet von „künsteln". „Dreiviertel Naturalismus, und der Schluß als Mirakel, das geht nicht. Was hat man davon? Einen Helden, bedeutsam durch seine Schicksale, nicht durch seine Eigenschaften. Und diese Schicksale sind im wichtigsten Punkt unverständlich." (S. 65.)

Ueber Rose Bernd: „Ich glaube von diesem Schauspiel auch, daß er etwa die zweite Niederschrift gab, statt der letzten Revision . . : Technisch ist manches anfechtbar. Es betrifft Hauptmanns geringe Neigung, auszumerzen und hervorzuheben . . . Zu viele Längen; zu vieles im Theater Ungeduld Erweckende, tonlos Vorüberziehende; was sich in den Satz zusammenfassen läßt: man sieht die Leute reden — und hört sie nicht." (S. 69.)

Kollege Crampton: eine Erholung. Elga: eine in vier Tagen hingesudelte Skizze. Schluck und Jau: Zweimonatzwillinge. Michael Kramer: ein Zwischenspiel. Der rote Hahn: nicht fertig gemacht. Der arme Heinrich: im wichtigsten Punkt unverständlich. Rose Bernd: zweite Niederschrift. Und Pippa tanzt: Allegoriasis insanabilis. Was bleibt eigentlich von Hauptmann?

„Mein Herr, vergessen Sie nicht, bitte, die Versunkene Glocke!"

„Mein Herr, lesen Sie, bitte, Kerrs Satz: Alle Hauptmannschen Dramen wachsen mit der zeitlichen Entfernung (die versunkene Glocke auszunehmen)". (S. 69.) Am wertvollsten ist mir in der Tat diese letzte Offenheit. Ueber jedes Stück von Hauptmann läßt sich schließlich reden, mit Ausnahme von zweien: Elga, und die Versunkene Glocke.

Als ich dies letztere Werk neulich mit Kainz als Meister Heinrich sah, machte ich mir einige unehrerbietige Notizen: „Wie ist das Werk gealtert! Es gleicht jenen bei Weltausstellungen beliebten Arrangements historischer Städtebilder aus Holz, Leinwand und Beton, die man klüglich nicht über die Saison stehen läßt. Denn je länger sie der schonungslosen Kritik von Wind und Wetter ausgesetzt sind, desto ramponierter schauen sie aus. Um schöne Patina anzusetzen, muß ein Werk aus echtem Material sein. Wie unerbitt-

lich ist doch die Zeit! Sie klopft mit feinem Hammer an das mit Sagenrunen und Märchengestalten prahlerisch geschmückte Werk, klopft, — und verräterisch scheppert die Unechtheit des Gusses. Ist dieser Nickelmann nicht ein Gymnasialassistent, der ein Programm über Aristophanes geschrieben hat, und nun über die Diskrepanz antiker und christlicher Kultur brekekekekst? Alte Wittichen, was maskierst du dich, gute Frau? Du bist ja die Mutter Wulffen aus dem Biberpelz! Dämonisch biste? Ach nee! . . Rautendelein aber — ist diese holde Gestalt von Sichel? oder von Bodenhausen? oder von einem Gabriel-Max-Schüler, der bei Heinemann zum erstenmal Ludwig von Hofmann gesehen hat? Der Glockengießer selbst ist nur der diskret stilisierte Johannes Vockerat, der Mann, der ein Werk, sein Werk, das Werk schaffen **wird**, ganz bestimmt, ein Wunderwerk, ein namenlos großartiges Wunder, — zweifelt ja nicht daran, denn er sagt es selbst, αὐτὸς ἔφα: „Und nun erklingt mein Wunderglockenspiel, in süßen, brünstig süßen Wonnelauten" . . . Ach die fatale Süßigkeit dieser Verse! die unheimliche Schönheit dieser redseligen Jamben! die überallher gewissenhaft zusammengetragene Prosa dieser nach dem Sommernachtstraum hinschielenden Elementarpoesie! Einmal flötet dieser Heinrich von Charon. Ein andermal sagt er: Sykophant, Himmlisch stilvoll, dieses deutsche Märchendrama . . ."

Vielleicht spräche Kerr ebenso unehrerbietig wie ich über die Versunkene Glocke, wenn sie nicht von Hauptmann wäre, sondern von Sudermann. Sudermann freilich ist Hauptmanns milderndster Umstand. Man braucht nur den Namen Sudermann zu nennen, und man ist Hauptmann gegenüber entwaffnet. Einfach entwaffnet. Mit Ausnahme zweier Werke: der Elga und der Versunkenen Glocke. **Diese** beiden könnten auch von Sudermann sein.

München. Josef Hofmiller.

Mozartfestspiele in München.

Die Münchner Hofbühne kündigt Mozartfestspiele an. Sie ist vor allen deutschen Bühnen dazu berufen. Seit dem Sommer ist in den Königlichen Theatern nicht ein Takt von Mozart erklungen, mit Ausnahme der Zauberflöte, die man als Verlegenheitsoper dem Sonntagspublikum vorsetzt, und von Bastien und Bastienne, die man als Verlegenheitsoper dem Barbier von Bagdad vorsetzt. Da man im Winter weniger auf Fremdenpublikum rechnen kann, muß man den Fremdenverkehr durch möglichst zahlreiche Provinzsänger fördern, die in den üblichen Gastspielopern auftreten, so daß man weder für die Entführung aus dem Serail, noch für den Don Juan, noch für Figaros Hochzeit, noch für Cosi fan tutte Platz hat. Die Abonnenten lassen sich seit Jahren gefallen, daß ihnen Mozart systematisch unterschlagen wird, wenn nicht etwa vom Stadttheater in Pfaffenhofen an der Ilm eine neunundvierzigeinhalbjährige Koloratursängerin hier abgestiegen ist und als Königin der Nacht auf Engagement gastiert. Weil sie nämlich für Pfaffenhofen an der Ilm zu schlecht ist. Dafür wirkt der Intendant mit anderen Dilettanten in einer Matinée für einen wohltätigen Zweck bei einem Mozartischen Klavierquartett mit. So wird Mozart von der Intendanz doch gepflegt. — Aus dem Don Juan hat man in München unter dem Titel Don Giovanni eine Tabatierenniedlichkeit gemacht, was gläubigen Fremdlingen als Triumph stilgerechter Aufführung aufgeschwätzt wird. Weil sich nämlich in München der Don Juan nach dem Stil des alten Rokokokästchens richten muß, in das er durch Herrn von Possart hineingesteckt worden ist. Das Stilgefühl ist so fein entwickelt, daß man den

Don Juan im kleinen Haus mit dem kümmerlichen Orchester gibt, auf das Mozart in Prag angewiesen war, dahingegen Bastien und Bastienne mit stärkerer Besetzung im großen Haus, in dem die Götterdämmerung gegeben wird.

Von Mitte September bis Anfang August erklingt außer den zwei erwähnten Werken in München kein Takt Mozart. Dies nennt man Tradition.

Im August werden mit einem Halbdutzend Gästen und einem Halbdutzend Proben rasch drei Opern von Mozart „herausgebracht".

Diese improvisierten Aufführungen heißen Münchner Mozartfestspiele, weil der Sperrsitz zwanzig Mark kostet.

Bildende Kunst.

Ein Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst.

Seit sechs Jahren strebten die bayerischen Kunsthistoriker nach einer mehr oder weniger amtlichen Publikation, die von Zeit zu Zeit Berichte über die Entwickelung der Museen und die Resultate der speziell bayerischen Kunstforschung geben könnte. Der Wunsch ist nun endlich in Erfüllung gegangen. In Georg Callweys Verlag gab kürzlich Dr. Ludwig von Bürkel den ersten Band des von ihm gegründeten Münchner Jahrbuchs der bildenden Kunst heraus. Derartige Gründungen sind auswärts mehrere gemacht worden und sie wurden alle mit wenig Vertrauen begrüßt, sind auch zum großen Teil wieder eingeschlafen. Bürkels Jahrbuch dagegen bedeutet innerhalb des Münchener Kunstlebens eine Tat, deren Folgen zu gut sein werden, als daß man das Unternehmen jemals wieder eingehen lassen dürfte.

Es ist eine je nach dem Standpunkt des Beschauers unerfreuliche oder erfreuliche, aber unter allen Umständen ganz sonderbare Tatsache, daß unsere bayerischen Sammlungen so gut wie undurchforscht und unbearbeitet sind Es werden noch fortwährend in ihnen die wichtigsten Funde gemacht, und wir können noch auf große, freudige Ueberraschungen rechnen, wenn sie endlich einmal systematisch bearbeitet werden. Zu solchen Studien gehört eine Publikation wie die in Rede stehende. Man pflegte nun allerdings bis in die letzte Zeit immer zu zweifeln, ob auch wirklich bereits so viel Arbeiten und Forschungen vorhanden sind, um die Gründung einer eigenen Revue zu rechtfertigen. Dr. L. v. Bürkel hat den Versuch gewagt und die Probe ist sehr gut gelungen. Wer nicht in unsere so bedauerlich verwickelten Museumsverhältnisse ganz genau eingeweiht ist, wird nun den Band kaum auf seine volle Bedeutung hin einschätzen können. Jeder Leser wird ja aus dem sehr mannigfaltigen Inhalt, der nur in bezug auf die Kunst unserer Zeit etwas vorsichtiger behandelt werden müßte, den Eindruck gewinnen, daß hier viel Neues und Gutes geboten wird. Aber das ist noch nicht das Entscheidende. Wesentlicher ist der Nachweis, daß in Bayern eine große Anzahl von Forschern auf kunstgeschichtlichem Gebiet ist. Wenn sie sich so wie hier alle Jahre nur ein paarmal zu gemeinsamer Tätigkeit vereinigen, wird viel von dem beklagenswerten Schlendrian aufhören, der in unserem bayerischen Kunstbetrieb herrscht. Von dieser Seite betrachtet, stellt sich Bürkels Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst als gleichwertig neben die reformierenden Ereignisse, an denen das Jahr 1906 so reich gewesen ist.

K. V.

Notiz.

In dem Aufsatz des Januarheftes über wechselnde Ausstellungen in den Museen wurde erwähnt, daß die Einheimischen so selten in der Pinakothek zu treffen sind. Wir erhalten von einem Leser unseres Blattes eine ergötzliche Bestätigung für diese Behauptung. Als der Herr verlobt war, wählte er, wenn er mit seiner Braut ungestört plaudern wollte, die Alte Pinakothek als Ort für Rendezvous. Seine Voraussetzung hat ihn auch nie getäuscht und doch nahm unser Gewährsmann, der geborner Münchener ist, schon damals eine angesehene Stellung ein, unterhielt reiche gesellschaftliche Verbindungen und das gleiche war bei seiner Braut der Fall. Sie sind niemals von einem Bekannten gestört worden.

Politische Rundschau.

Die Reichstagswahlen.

Dem ernsten Politiker gibt das Ergebnis der Reichstagswahl unerwarteten Anlaß zum Ueberdenken eigener und fremder Meinungen. Kaum jemand in Deutschland hat einen derartigen Ausfall der Wahl erwartet, und alle, die sich in Prophezeiungen und Befürchtungen getäuscht haben, müssen ihre Lehren aus dieser Wahl ziehen und in mancherlei Hinsicht umlernen. Brachte die Wahl von 1903 bei vielen beweglicheren Geistern eine Art Massensuggestion zu gunsten der Sozialdemokratie, zu gunsten einer geschichtsphilosophischen Konstruktion über die weitere Entwicklung deutschen Parteilebens, so ist diesmal mit einer geradezu nichtswürdigen Deutlichkeit bewiesen worden, daß die Entwicklung der Dinge sich gelegentlich nicht einmal um die Meinung der klügsten Köpfe kümmert. Wer auch nach 1903 noch an die Möglichkeit einer Erstarkung des Liberalismus glaubte und darauf seine Arbeit lenkte, konnte bei vielen eines mitleidigen Lächelns gewiß sein — das Schicksal des Liberalismus mußte sich vollenden: ohne eine große wirtschaftliche Klasse hinter sich, konnte er nur noch armselig zugrunde gehen. Und nun ein Sieg des Liberalismus, weit stärker als der wirkliche Mandatsgewinn ihn anzeigen wird: die Eroberung großer Industriestädte im ersten Wahlgang, die plötzliche Zunahme um nicht nur Zehntausende, sondern um ein paar hunderttausend Stimmen (2 880 622) ist ein politischer Erfolg von zunächst schwer meßbarer Tragweite. Im reaktionären Sachsen Zunahme allein der nationalliberalen Stimmen um 123 000, in Württemberg (um ein weniger kräftiges, aber immerhin deutliches Beispiel zu nehmen) der liberalen Stimmen um mehr als 31 000, in der Stadt München um beinahe 18 000 — das wirft alle Theorien von Verhängnis des Liberalismus um. Der Liberalismus hat genau in demselben Maße Werbekraft gewonnen, als die Sozialdemokratie sie eingebüßt hat.

Und das ist die andre, fast noch wichtigere Seite der Sache: der Nimbus der Sozialdemokratie, mit dem sie Massensuggestion ausübte, ist für immer zerstört. Das ist ein Verlust, wiederum größer als Mandatsziffern ihn ausdrücken können: er ist unausgleichbar für den Fortgang der Bewegung. Zu dem inneren Zwiespalt der Richtungen, zu der selbstvollzogenen Zerstörung des marxistischen Programms kommt jetzt diese Niederlage im Kampfe mit tief verachteten Gegnern — das kann eine Partei nur überwinden, wenn sie in

solchem Augenblicke alle öde Selbstgewißheit fahren läßt und an die Erneuerung ihres ganzen Daseins geht. Der radikale Sozialismus hat in Deutschland ausgespielt; will er sich nicht ändern, so weiß jetzt alle Welt, daß er im geeigneten Augenblick mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechts niedergeworfen werden kann. Er hat zehntausende von Verrätern in seinen Reihen gehabt; seine vorwärtsdringende Kraft ist gebrochen. Und zwar mit der Waffe, die ihm unaufhaltsam den Sieg erfechten sollte: mit dem allgemeinen Stimmrecht!

Und darin liegt die dritte große Entscheidung dieses Wahlkampfes: das allgemeine Stimmrecht hat eine Probe bestanden, die seine Gegner ihm wahrlich nicht gewünscht haben. In absehbarer Zeit wird niemand mehr in Deutschland an ihm rütteln dürfen. Der Glaube des echten Liberalismus an den Wert dieser seiner Schöpfung ist so nachdrücklich gerechtfertigt, daß hoffentlich nun vor allem in seinen eignen Reihen diejenigen verschwinden, die ihre Untätigkeit und Unfähigkeit mit offenen oder heimlichen Anklagen gegen das allgemeine Stimmrecht zu rechtfertigen suchten. Nur mit diesem allgemeinen Stimmrecht war dieser neue Aufschwung des Liberalismus möglich, nur mit ihm die zunehmende politische Erziehung der Nation, über die sich heute mit einem Male alle Wohlgesinnten freuen.

Es wäre ein vierter erfreulicher Erfolg dieser Wahl, wenn alle Betroffenen davon lernen würden. Wenn z. B. die Gegner des allgemeinen Stimmrechts jetzt aufhören würden, uns durch ihre Wirksamkeit neue radikale Sozialisten zu erziehen. Wenn die Scharfmacher aller Art sich nun in den wohlverdienten Ruhestand versetzen ließen, weil die Sozialistentöterei unnötig geworden ist. Wenn der Liberalismus in allen seinen Gruppen endgültig die Unterschätzung nationaler Fragen aufgäbe und sich damit dauernd der Mittel bediente, die offenbar in der Volksseele liegen und jederzeit erfolgreich mobil zu machen sind. Wenn der Liberalismus in dem jetzigen Erfolg nichts anderes als den Beweis sähe, daß ehrliche Arbeit sich in der Zukunft lohnen wird und daß er nun erst zu beginnen hat, sich innerlich neu aufzubauen. Wenn der Liberalismus einsähe, daß ihm jetzt noch einmal die Möglichkeit geschenkt ist, mit ehrlicher Sozialpolitik und freiheitlicher Gesinnung in einen Wettbewerb mit der Sozialdemokratie einzutreten. Wenn die Sozialdemokratie vom negativen zum positiven Idealismus überginge, nachdem sie die Kraft der Widerstände so deutlich kennen gelernt hat. Glücklich jedenfalls alle, die zu lernen verstehen, wenn ihre Doktrinen vom Lauf der Dinge überwunden worden sind!

Man neigt vielleicht im Augenblick dazu, den Wert des überraschenden Ereignisses zu überschätzen. Eine normale Wahl ist es nicht gewesen, und manches wird das nächste Mal sich wieder anders zeigen. Aber auch das anormale Ereignis kann dauernde Folgen haben: die Meinungen vom unaufhaltbaren Niedergang des Liberalismus, vom ebenso unaufhaltsamen Sieg der Sozialdemokratie, vom Unwert des allgemeinen Stimmrechts sind unzweifelhaft auf Jahre hinaus widerlegt.

Höchst merkwürdig ist das eine: gegen das Zentrum wurde mobil gemacht und gegen die Sozialdemokratie wurde geschlagen. Ob Bülow sich das alles im voraus so gedacht hat? Er hat ein fabelhaftes Glück gehabt, daß er in Dernburg einen so tapferen Mann fand. Dernburg ist der eigentliche Sieger in diesem Kampfe, nicht Bülow. Aber es ist doch eine beschwerliche Sache, daß der eigentliche Schuldige frei ausgeht. Das Zentrum kehrt in alter Stärke in den Reichstag zurück. Bei den Stichwahlen in Süddeutschland mit der Sozialdemokratie Hand in Hand gehend verdirbt es sogar noch ein Stück vom Erfolge der Hauptwahl. Ein großer Sieg gegen diese ver-

einten Parteien ist nicht zu erfechten. Insofern ist die Unmöglichkeit der Zweifrontentheorie neu erhärtet — nicht durch die Hauptwahlen, wohl aber durch die Stichwahlen, wo in ganz Süddeutschland weitere Siege des Liberalismus durch jenes Bündnis extremer Gegner aufgehalten worden sind. Vor allem ist auch keine Aenderung der Sachlage eingetreten, daß über 5 Millionen in Deutschland dem Zentrum und der Sozialdemokratie gehören. Die endgültigen Stimmenzahlen lassen sich im Augenblick noch nicht übersehen; aber trotz schweren Verlusten wird die Sozialdemokratie ihre frühere Stimmenzahl wohl behaupten; schweren Verlusten in Sachsen (27 000) steht an anderen Stellen starker Gewinn gegenüber (in Baden 21 000, in Württemberg fast 16 000). Auch das Zentrum hat in vielen Gegenden Stimmen gewonnen. So darf man den Sieg des Liberalismus gewiß nicht überschätzen.

Es wird die Leser dieser Zeitschrift fesseln, von Friedrich Naumanns Wahlkampf noch zum Schlusse etwas zu hören. Der dritte württembergische Wahlkreis Heilbronn hat von 1871—1898 im Wechsel den Nationalliberalen (Deutsche Partei) und der Volkspartei gehört, nur von 1887—1890 vertrat ihn ein Mitglied der Reichspartei. 1898 eroberte ihn sich Heilbronns berühmter Bürgermeister Hegelmaier, der sich ebenfalls der Reichspartei anschloß; 1903 trat der Bauernbündler Dr. Wolf an die Stelle, indem er in der Stichwahl (mit 14 042 Stimmen) den Sozialdemokraten (mit 12 459 Stimmen) besiegte. Der Liberalismus war gänzlich ausgeschaltet worden, obwohl bei einem Zusammengehen von Volkspartei und Deutsche Partei der Bauernbund aus der Stichwahl gedrängt werden konnte. Schon seit letztem Herbste war der Gedanke erwogen worden, bei der Wahl von 1908 Naumann in diesem Wahlkreise aufzustellen. Volkspartei und Liberaler Verein Heilbronns waren glatt dafür; auch die Deutsche Partei war geneigt, zuzustimmen. Die Auflösung des Reichstags verhinderte ein langsames Reifen dieses Planes; es mußte rasch gehandelt werden. Bis auf wenige konservative Mitglieder der Deutschen Partei war alles mit dieser Kandidatur einverstanden; da kam von der Stuttgarter Zentralleitung der Deutschen Partei strenger Gegenbefehl. Die Politik dieser Zentralleitung ging, wie schon bei den kurz vorangehenden Landtagswahlen, dahin, es nicht mit dem Bauernbund zu verderben. Der Wahlkreis des Führers der Deutschen Partei war verloren, wenn der Bauernbund sich empörte. Da nun Heilbronn dem Bauernbund gehörte, so mußte die Leitung der Deutschen Partei die Parole gegen Naumann ausgeben, was ihr allerdings auch aus andern Gründen nicht schwer fiel. Die Heilbronner Nationalliberalen entschieden, im Konflikt mit ihren Ueberzeugungen und mit ihrer Parteileitung, sich für den ehrenvollsten Ausweg: sie gaben ihren Mitgliedern die Wahl frei. Naumann und sein Stab begannen die Arbeit. Gleich mit der ersten Versammlung Naumanns in Heilbronn am 3. Januar ging es wie ein Sturm über die Stadt, wer nicht zu den geschworenen Gegnern gehörte, war mit fortgerissen. Dann kam Versammlung über Versammlung in Städten und Dörfern des Wahlkreises, eine fieberhafte Arbeit von Tag zu Tag. Naumann selber sprach rund 60 Mal!

Das mußte auch der Gegner diesen Streitern lassen: mit höchster Sachlichkeit ist der Kampf von ihnen geführt worden. Auch die Sozialdemokratie, obwohl überall mit scharfer Gegnerschaft auf dem Plan, hat Naumann gegenüber sachlich gekämpft. Vom Bauernbund kann man das nicht behaupten; aus diesen Kreisen kamen immer wieder die absurdesten Zweifel an Naumanns nationaler Gesinnung. Die letzten Tage vor der Wahl brachten dann noch dramatische Zwischenfälle. Der Kandidat des Bauernbundes

(schamhafte Leute nannten ihn den Kandidaten der „Konservativen") sprach vier Tage vor der Wahl in Heilbronn; Dr. Wolf vertrat in seiner Rede sachlich seinen Standpunkt. Aber in der Diskussion schlugen die konservativen Heißsporne der Deutschen Partei los: sie erklärten sich mit Bitterkeit und schroffen Angriffen gegen Naumann. Sie haben damit Gutes bewirkt; denn die Deutsche Partei Heilbronns, bis dahin neutral, fühlte sich, nachdem ihr (sehr kleiner) konservativer Flügel derart aufgetreten war, nicht mehr gebunden: zwei Tage vor der Wahl erklärten sich in einem öffentlichen Aufruf die angesehensten Mitglieder der Deutschen Partei — die ersten Namen Heilbronns — für Naumann; sie forderten ihre Parteigenossen auf, für Naumann einzutreten. Es war eine glückliche Tat; denn am nächsten Tage befahl das Zentrum, das bis dahin für einen eigenen Kandidaten gearbeitet hatte, seinen Wählern in einem Flugblatt, schon gleich im ersten Wahlgang für den Bauernbund zu stimmen, damit Naumann nicht etwa in die Stichwahl komme. Am Abend vor der Wahl standen also auf der einen Seite Bauernbund, Zentrum und Zentralleitung der Deutschen Partei, auf der andern Seite die vereinten Liberalen des Wahlkreises. Als dritter Kämpfer die Sozialdemokratie. Eine höchst beneidenswerte Lage für die Stuttgarter Leitung der Deutschen Partei Württembergs.

Als sich am Abend des Wahltags die Liberalen Heilbronns im Falkensaale versammelten, war die Stimmung anfangs gedrückt; es war kaum zu hoffen, daß Naumann doch noch in die Stichwahl komme. Der Jubel war unbeschreiblich, als sich herausstellte, daß Bauernbund und Zentrum 11 640, Naumann 9547, die Sozialdemokratie 9286 Stimmen erhalten hatten. Der Sozialdemokrat war aus der Stichwahl verdrängt. Als Naumann selber in der Versammlung erschien, machte sich die Begeisterung in immer neuen Reden auf ihn Luft. An der Sozialdemokratie lag es nun, ob ein Bauernbündler oder einer der hervorragendsten Liberalen der Gegenwart Heilbronn im Reichstag vertreten soll.

Tübingen. Walter Goetz.

Nachschrift.

Die Stichwahlparolen der Sozialdemokratie sind ja in zahlreichen süddeutschen Wahlkreisen von dem schlimmsten aller Ratgeber diktiert worden: vom blinden Zorn über eine doch lediglich selbst verschuldete Niederlage. Den Konservativen oder den Zentrumsmann zu wählen um den Liberalen eins auszuwischen (wie in Ansbach, Zweibrücken, Germersheim, Böblingen und anderwärts) — das kann beim besten Willen nicht mehr ernsthafte Politik genannt werden. Wenn Linksliberale wiederholt bei Stichwahlen für den Sozialdemokraten eingetreten sind, so lag das in der Richtung einer Politik, die auf jeden Fall der Reaktion einen Sitz nehmen wollte. Wenn Sozialdemokraten zur Wahl von Reaktionären kommandiert werden, so ist das nichts anderes als Sinnlosigkeit des Hasses. Solche Entscheidungen bedeuten schwere Schädigung des politischen Kredits. Die Leitung der württembergischen Sozialdemokratie entschied sich für Bekämpfung der Volkspartei, aber für Unterstützung Naumanns. Mit einer Mehrheit von 1500 Stimmen wurde er am 5. Februar gewählt. Neues Leben möge nun von Friedrich Naumann im Reichstag ausgehen!

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Partei der Nichtwähler.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Nichts würde dem Charakter der „Süddeutschen Monatshefte" ferner liegen, als wenn ich jetzt eine nachträgliche Wahlrede halten wollte. Wir sind hier in ruhiger und guter Gesellschaft bei einander. Unter den Lesern dieser Hefte sitzen Sozialdemokraten, Zentrumsleute, selbst wohl einige Konservative neben uns Liberalen, und vor allem, es sitzen viele unter uns, die keiner Partei angehören, Männer, die alles anhören, was ihnen in einer erträglich guten Form dargeboten wird und die alles verachten, was formlos oder roh an sie herantritt. Diese letzteren aber sind es, zu denen ich jetzt reden möchte, denn sie gehören ja zu der im vergangenen Januar am meisten umschmeichelten Gruppe, zur Rettungsmannschaft des Reichskanzlers, zur vielgenannten großen „Partei der Nichtwähler". Zu euch möchte ich reden, die ihr erst dann in Betracht kommt, wenn die allgemeine Wahlbeteiligung über 75 Prozent hinaus steigt, zu euch, den letzten Triariern des Vaterlandes. Ihr habt in der Tat die Sozialdemokratie besiegt, denn wenn ihr nicht aus allen euren Kammern herbeigeströmt wäret, wenn ihr nicht dieses Mal euch soweit bezwungen hättet, bis zur Wahlurne zu gehen, dann würde der neue Reichstag kein neuer Tag geworden sein. Ihr habt ein Recht darauf, mit Blüten von Nizza und mit Oleander von Attika umkränzt zu werden, ihr verdient es, daß euch eine Festansprache gewidmet wird, denn dieser Sieg ist euer Sieg! Lasset ein Lied erklingen zu Ehren der Parteilosen, die dieses Mal in die Arena stiegen! Und wenn das Lied zu Ende ist, dann laßt es euch gefallen, daß ich euch eine Rede halte über das, was ihr getan habt, damit ihr wirklich wißt, was es ist, das ihr tatet. Ich stehe also zwischen euch, als ob ihr auf den Stufen des gewaltigen Römertheaters von Verona säßet bis oben hin an den Rand des blauen Himmels und sage zu euch, nachdem ihr still geworden seid:

Ihr unpolitischen Männer!

Oft habe ich euch, ihr unpolitischen Männer, für Frauen gehalten. Das ist keine Unehre, denn wir alle schätzen die Frauen. Wir schätzen sie, aber wir rechnen noch nicht mit ihnen im politischen Spiel. Es kann wohl sein, daß später die Frau auch Männerrechte sich erwirbt, heute aber ist sie die Begleiterin der Politik, aber nicht die Trägerin des politischen Willens. Es hat nie eine Politik ohne Frauen gegeben, weder eine Politik der Höfe,

noch der Priester, noch der Revolutionäre, aber die geordnete Schlachtreihe im politischen Kampfe besteht aus politisch gedrillten Männern, aus Agrariern, Zentrumsmännern, Demokraten und wie die Waffengattungen des parlamentarischen Heeres sonst noch heißen mögen. Diese politisch uniformierten Männer pflegen zu denken, daß sie allein den Staat regieren. Sie streiten unter sich, aber sie kennen sich. Was wir aber nicht kennen, das seid ihr, der Hintergrund der Ununiformierten. Euch hielten wir bisher für Frauen, das heißt für Nichtwähler. Da mit einem Male verließet ihr eure Behaglichkeit und stelltet euch zu den Uniformen. Ihr benutztet euer Männerrecht im Staat. Von diesem Tage an rechne ich euch nicht mehr unter die Frauen, denn die Frau kann, auch wenn sie will, das nicht tun, was ihr tatet. Ihr ergriffet eure schlafenden Staatsbürgerrechte wie man Waffen ergreift, die unter alten Kannen und Kupferstichen an der Wand hängen. Ihr sagtet: heute will ich auch einmal auf die Jagd gehen! Da machtet ihr eine große Beute, denn die Steigerung der Wähler von 75 Prozent auf 84 Prozent war der entscheidende Vorgang dieses Wahlkampfes. Ohne euch, laßt es mich offen vor euren Ohren bekennen, ohne euch wäre alles beim alten geblieben. Es hat zwar einige Kreise gegeben, in denen auch ohne euer Eingreifen die Sozialdemokratie zurückgedrängt worden wäre, aber in der Mehrzahl der Fälle seid ihr nötig gewesen. So unglaublich es euch selbst scheinen mag, ihr seid eine politische Kraft ersten Ranges, ihr, ihr! Seht euch unter einander an und sprechet einer zum anderen: wir sind eine große politische Kraft!

Indem ich dieses zu euch sage, zieht etwas wie Ironie über mein Gesicht und da ihr alle von eueren hohen steinernen Stufen aus auf den Platz herniederschaut, von dem aus ich zu euch emporspreche, so kann euch dieser Hauch von Ironie nicht verborgen bleiben. Es soll euch auch nicht wundern, wenn wir, die wir Tag und Nacht von Politik denken und reden, ein merkwürdiges Gefühl in unseren Gliedern haben, sobald wir der Wucht eures Landsturmes gedenken. So ungefähr mußte es den Napoleonischen Truppen in Syrien zu Mute sein, wenn mit einem Male die Kinder der arabischen Wüste in der Ebene Jesreal auftauchten. Sind das auch Soldaten? Ja sie sind es! Da kommt ihr jetzt an den Wahltisch, jeder hat einen Stimmzettel in der Hand, ein Blatt Papier das gerade soviel gilt, wie das des ältesten Korporals einer politischen Partei. Ob ihr uns zu Hilfe kommt oder unseren politischen Gegner, immer kommt ihr wie Geister aus dem Hintergrund, unerwartet, unberechenbar — die Truppen des Unbewußten in der Geschichte. Wenn ich den Fürsten Bülow für besonders fromm halten würde, so möchte ich sagen, daß seine heimlichen aber mächtigen Gebete euch in euerer Verlorenheit erfaßt und an die Urne getragen haben. Da aber eine solche mystische Deutung eures massenhaften Erscheinens der Sachlage kaum entsprechen dürfte, bleibt mir nichts übrig,

als nüchtern mit euch darüber zu reden, weshalb ihr eigentlich kamet und was ihr wolltet.

O ihr unpolitischen Männer, was war es, das euch in Bewegung brachte? War es nur die stärkere Agitation der bürgerlichen Parteien? Es ist in der Tat eifrig agitiert worden. Ihr wurdet im Wagen zur Wahlstube gefahren, sobald ihr nur wolltet. Aber auch schon früher hat man euch den Kaffeetisch voll Flugblätter geworfen und ihr habt nicht gehört. Erinnert ihr euch an die Zollkämpfe von 1903? Auch damals hat man euch keinen Ruf des Agitators erspart und doch bliebet ihr schwerhörig. Dieses Mal aber fandet ihr, daß es eure Pflicht ist, zu erscheinen. Wenn ihr das nur in München oder nur in Leipzig getan hättet, dann könnte man denken, ihr seiet mehr geschleppt worden als von selber gegangen, aber ihr seid überall herangekommen, auch dort, wo man nicht viel Geld ausgeben konnte, euch willig zu machen. Es muß also doch etwas in euch selbst gewesen sein, was euch keine Ruhe ließ. Das aber ist es, was wir zusammen erkennen wollen.

Man sagt, daß ihr der nationalen Parole gefolgt seid. Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig. Die nationale Parole war im Grunde 1898, als man über die Flottenvorlagen debattierte, stärker als jetzt. Was ist euch Südwestafrika? Liegen gerade dort eure stärksten Hoffnungen? Es ist ja sicher wahr, daß der harte Kampf im fernen Land unsere Phantasie und unser Mitgefühl bewegt hat und daß wir die Unwahrheiten nicht mehr ertragen mochten, mit denen von der Sozialdemokratie die deutsche Kolonialpolitik zu einem Blutstrom in der Sandwüste gemacht wurde. Wir alle hatten etwas auszusetzen an der dortigen Verwaltung, aber wir trauten doch der deutschen Tüchtigkeit etwas besseres zu als den grausamen Wahnwitz, als den die Sozialdemokraten alle Arbeit in der heißen Ferne hinstellten. Auch half die Freude über Dernburgs tapfere Grobheit über manchen Schmerz und manches Bedenken hinweg. Es sind viele Stimmen aus ästhetischer Freude an diesem Bankdirektor abgegeben worden. Immerhin aber kann von einem Sturm des tieferregten Patriotismus kaum geredet werden. Wer sich des Jahres 1887 erinnert, der weiß, wie anders jener Bismarckische Sturm daherbrauste, und doch war damals die Wahlbeteiligung geringer als jetzt. Und seid denn ihr, die sonstigen Nichtwähler, seid gerade ihr so überaus patriotisch, ihr, die ihr sonst für Militärfragen oder Polenfragen oder auch neue Schiffe nur ein müdes, kurzes Aufmerken übrig hattet? Ich will euch nicht verletzen, aber ich will mit euch die Wahrheit suchen. Euer Nationalsinn ist nicht ein alles bewältigender Bergstrom, denn euere Seele ist viel zu voll von allerlei internationaler Kultur, von französischen Malereien und italienischen Melodien, von Ibsen und Tolstoi, von Nietzsche und Simplizissimus, um wegen der Truppenzahl zwischen Windhoeck und Warmbad in Gärung zu geraten. Es gibt Leute, denen jeder deutsche Brunnen bei Grotfontein die Seele

sprudeln läßt, aber ihr, verehrteste geschätzte Zuhörer, ihr seid es nicht, die den Mikrometer des Nationalempfindens in der Hand halten. Mag ich einigen von euch Unrecht tun, aber die Masse der Nichtwähler sind nicht die eigentlichen Träger der Nationalitätsidee. Grabt in der Tiefe euerer Seelen, fragt euch selbst und sagt, was euch so merkwürdig aufgeregt hat!

Ihr waret zornig über die Anmaßung und die Roheit des Tones in der Sozialdemokratie! Der Dresdner Parteitag hat euch angeekelt! Ihr wolltet die dreiste Hoffahrt der bildungslosen Dreimillionenpartei züchtigen. Ihr wurdet plötzlich politisch aus ästhetischem Unmut. So wenigstens habe ich es von euch gelesen, ihr Männer auf den Stufen der Arena.

— Ihr merkt, daß ich warte und schweige.

— Ihr schweigt auch.

Also, ihr Männer, es muß doch noch etwas anderes in euren Herzen vorgegangen sein. Gewiß waret ihr angeekelt vom Sauherdenton der Leipziger Volkszeitung und von Bebels theatralischer Revolutionsmimik, aber die meisten von euch halten alle übrigen Parteiredner für nicht viel besser als Bebel. Ob ihr einen Fürsten und Grafen hörtet, der sich als den wärmsten Freund des bedrängten Mittelstandes ausgab, oder einen Priester, der im Namen der ewigen Liebe die scheußlichsten politischen Verdächtigungen losließ, oder einen Antisemiten, der die Juden als die Könige unseres Zeitalters geißelte, ob ihr sonstwen von den Männern mit den langen Programmen vor euch hattet, waren sie euch, gerade euch soviel wertvoller als die kleinen Korporale Bebels, die ihr vernichtet habt? Und ihr habt die schlechtesten Vertreter der bürgerlichen Parteien mit derselben Inbrunst gewählt wie die besten. Das ist es, was ich genötigt bin, vor euren Ohren zu enthüllen. Die Statistik ist eine böse Seelenkünderin. Sie sagt, daß ihr, die sonstigen Nichtwähler, keinen Unterschied zwischen gut und böse innerhalb der Nichtsozialdemokraten gemacht habt. Ihr habt, verzeiht mir das volkstümliche Wort, ihr habt alles gefressen, alles, ihr habt keinerlei Geschmack bewiesen. Ich könnte euch Kreise nennen, wo der Sozialdemokrat auch kein Engel ist, aber doch wenigstens ein brauchbarer Mensch, der für die Dresdner Rüpeleien nicht weiter verantwortlich gemacht werden kann, und wo sein Gegner das ist, was man — ihr versteht mich! Ja ich merke es, daß ihr mich versteht! Also solche Leute habt ihr auch gewählt. Ihr! Weshalb in aller Welt? Ihr habt teilweis Menschen gewählt, die ihr nicht achtet. Jetzt erst sind wir dort, wohin ich euch bringen wollte, vor der letzten Seelenfrage der Wahl.

Ich will behaupten, daß ihr aus Religion gewählt habt.

Merket auf, wie das gemeint ist! Viele von euch sind gar nicht besonders fromm. Ihr seid Protestanten oder Katholiken, aber viele von euch überlassen es ihren Frauen, die Verpflichtungen gegenüber der unsichtbaren Welt zu regeln. Auch dieses soll kein Lob aber auch kein Vorwurf sein. Ich wünsche nichts anderes, als die Mehrzahl von euch so zu beschreiben, wie ihr wirklich seid. Ihr gehört zu eurer Konfession, macht aber von ihr nur

einen vorsichtigen Gebrauch. Das gilt insbesondere von denjenigen Katholiken, die bisher überhaupt nicht gewählt haben. Sie sind sicher keine ganz „guten Katholiken", denn sonst hätten sie schon 1898 und 1903 gewählt. Es ist der fernste Umkreis der gläubigen Zentren, der diesesmal mit in Rotation gesetzt wurde, weil dieses Mal die Religionsfrage auf der Tagesordnung stand.

Ja, das ist der Kern der Angelegenheit: die Religionsfrage stand auf der Tagesordnung, die alte Frage des 30jährigen Krieges, ob der Geist von Rom oder von Wittenberg im deutschen Reiche herrschen soll. Alle Politiker waren bemüht, diese Frage mit Worten zu verdunkeln, weil man keinen neuen Kulturkampf will und weil fast alle protestantischen Parteien in irgendwelchem Winkel Deutschland heimlich Zentrumsbrot essen, aber das dumpfe Gefühl der Menge, auch euer Gefühl, versammelte Männer, hat sich sofort richtig gesagt, daß es sich um einen Lebenskampf zwischen dem protestantischen und katholischen Staate handelt. In Dernburg und Rören standen die zwei ältesten und tiefsten Gegensätze der deutschen Nation sich gegenüber. Es handelte sich nicht um diese zwei Männer. Was ist euch im Grunde Dernburg oder was ist euch Rören? Aber ihr begriffet, daß die Schlacht von Lützen noch nicht zu Ende sei und deshalb kamet ihr von beiden Seiten, denn diese Schlacht ruft fast selbst die Toten aus den Gräbern. Wer der Katholik war, den ihr Katholi en wählen solltet, war euch gleichgültig. Vielleicht hieltet ihr ihn für dumm, aber ihr wähltet ihn doch, denn ihr wähltet nach der Seele eurer Väter. 400000 Stimmen hat das Zentrum gewonnen, obwohl es da und dort etliche Tausend an brave Protestanten abgab! Das habt ihr gemacht, die Partei der Nichtwähler auf katholischem Boden. Und 36 Sozialdemokraten sind gefallen! Das habt in der Hauptsache ihr gemacht, die Partei der Nichtwähler auf protestantischem Boden. Ihr nahmet Partei für jeden, für jeden, der nur nicht für das Zentrum war. Und da die Sozialdemokratie für das Zentrum war, so trug sie die Kosten des Wahlkampfes.

Kommt, laßt uns denken, wir hätten eine Sozialdemokratie, der man zutraut, sie würde das deutsche Reich vom Zentrum befreien! Ich fühle es an eurer Bewegung, wie euch, meine Hörer, dieser Gedanke beschäftigt. Die einen von euch werden durch ihn noch zentrumstreuer als sie schon am 25. Januar geworden sind, die Anderen aber sagen: Wenn Bebel gegen das Zentrum gewesen wäre, wahrhaftig, wir hätten ihm viel Dresdener Sünden gerne vergeben, denn was ist uns Dresden, wenn nur Deutschland frei wird vom römischen Banne?! Die Sozialdemokratie stand Schulter an Schulter mit dem Zentrum. Das brachte ihr in dieser Lage keine katholischen Stimmen und nahm ihr ihre Kraft in protestantischen Gebieten. Und daß es keine zufällige Stellung war, in der sich die Sozialdemokratie befand, hat sich bei den Stichwahlen gezeigt. Sozialdemokratie und Zentrum standen vereint der übrigen politischen Gesellschaft gegenüber. Darin liegt, ihr unpolitischen Wähler, eine nachträgliche Rechtfertigung eurer aus dunklen

Tiefen eurer Seele herausgeborenen Erregung. Es wäre anders gewesen, wenn die Sozialdemokratie nach dem 25. Januar anders gehandelt hätte. Laßt uns den Fall setzen, daß Bebel die Parole ausgegeben hätte: wählt, wen ihr wollt, nur keinen Konservativen und keinen Schwarzen! Sage ich zuviel, wenn ich behaupte, daß viele von euch im Stillen Abbitte geleistet haben würden? Dann würden zwar die Katholiken unter den bisherigen Nichtwählern desto sicherer beim Zentrum gewesen sein, aber die Zukunft der Sozialdemokratie in den nichtkatholischen Gebieten würde viel an Festigkeit gewonnen haben, denn ihr, verehrte und geschätzte Unpolitiker, würdet euch in diesem Falle wieder in alle Täler und Berge zerstreut haben und nie wieder in diese Arena und zur Wahl zu bringen sein, denn ihr würdet sicher wissen, daß die Zentrumszeit zu Ende ist. Jetzt wißt ihr das nicht, und deshalb, es tut mir leid, euren Frieden stören zu müssen, ihr werdet mindestens noch einmal alle an die Urne müssen und — ihr werdet noch einmal kommen, ihr werdet, denn dieselbe unsichtbare Macht alter halbverschollener religiöser Kräfte wird euch noch einmal auf die Beine bringen. Das hängt heute weder von euch ab, noch von uns, noch vom Reichskanzler. Die Zusammensetzung des Reichstags ist so, daß die Zentrumsfrage nur scheinbar gelöst ist. Das einzige, was gewonnen ist, ist die Möglichkeit Kolonien- und Heeresfragen ohne Zentrum zu bewilligen, aber für alles andere wird entweder von rechts oder von links her das Zentrum nach wie vor gebraucht. Für alles andere! Darin liegt die zukünftige Wiederholung der Wahlfrage von 1907. Also, ihr Hörer, denen es schon Mühe und Last genug war, auch nur diese meine Ansprache zu hören, und die ihr mich zehnmal lieber gehört haben würdet, wenn ich mit euch über die Gräber der Skaliger hätte reden wollen oder über den Kontrast der Wolken und der Schneeberge, ihr seid jetzt froh, daß die Sache zu Ende ist, aber täuscht euch nicht und behaltet es im Sinn: ihr kommt von selber wieder, nicht weil ihr gerne wollt, sondern weil euch das mächtigste zwingt, was es im Menschengeschlechte gibt, der Geist eurer Väter. Wir hängen enger mit den vergangenen Jahrhunderten zusammen, als wir gewöhnlich glauben. Die Reichstagswahl hat es bewiesen. Und wenn ihr Söhne habt, unpolitisch wie ihr, auch sie werden das nächste Mal kommen. Deshalb euch allen, denen, die oben sitzen auf den höchsten Stufen und denen, die hier unten vor mir auf Römersteinen lagern, euch allen sage ich Dank und Gruß, und die Rede des politischen Mannes an die Unpolitiker schließt mit einem festen und zuversichtlichen: Auf Wiedersehn, ihr Wähler, auf Wiedersehn!

Ein alter Schatz.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

Es ist erstaunlich und ist erfreulich wie viel verborgene Schätze in Deutschland in unserer Zeit an das Tageslicht gebracht werden, oft recht alte Dinge, aber wohl alle sind Zeugen der deutschen Seele, die also doch schon recht langlebig und hoffentlich auch gar nicht umzubringen ist, — ich will nicht aufzählen, was alles in Kunst und Literatur jetzt aufs neue publiziert worden ist, — ich erinnere nur an die Schriften unserer deutschen Mystiker: — von Meister Eckhart bis Silesius, die im Verlag Diedrichs in Jena erscheinen — an das immer mehr Bekanntwerden mit den Wunderwerken Bachs, und so war ich auch neulich Zeuge von einer Aufführung von Händels Semele, die das erhaben schöne Werk lebendig machte. — Ich will nicht von dem reden, was wir alles von deutschen Geistesschätzen schon ausgegraben haben — ich will heute auf etwas hinweisen, was wir noch nicht ausgegraben haben, und das doch von einem unserer besten Namen herstammt, das für das wiedererwachende Kunstleben gewiß von großer Bedeutung sein müßte — ich meine die kunsttheoretischen Schriften Albrecht Dürers und vor allem sein Buch: „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit."

Als ich im Anfang der siebziger Jahre in München war, war es ein Plan von Dr. Bayersdorfer und mir, dies Werk neu herauszugeben — aber da kein Verleger dafür zu haben war, so blieb es bei dem Planmachen leider, denn ein so schönes Dokument für das Wesen der Kunst bleibt dadurch verborgen, die alten Exemplare sind selten und recht teuer. —

Vor ein paar Jahren nahm ich nochmals einen Anlauf und hoffte einen Verleger zur Faksimileherausgabe des Buches zu überreden, der fragte aber Mathematikprofessoren und die sagten ihm, das sei veraltet und nicht mehr brauchbar — so unterblieb es. —

Ich aber sage, daß das Büchlein nicht veraltet, sondern ein lebendiges Zeichen dafür ist, wie unsere größten Künstler für die Gründlichkeit in der Raumanschauung, in der Raumdarstellung eintraten mit dem Bewußtsein, daß nur dieses die Kunst aus der Willkür dilettantischen Probierens erlösen könnte.

Unserer Zeit, uns Suchenden würde die Festsetzung dieser Grundsätze besonders gut tun, das Büchlein würde in jeder Kunstakademie, in jedem Maleratelier Gutes bewirken können. Und brauchbar ist es immer noch und die praktische Art wie hier alles vorgeht und erklärt wird, ist gerade die Art, wie Künstler sie gebrauchen können, es ist in die Praxis übersetzte Mathematik und Geometrie — und eine andere geht den Künstler nicht viel an — und

hilft ihm auch nichts. — Nur für Künstler dürfte das Werk neu erscheinen, sie würden alle ihre Freude daran haben und auch die Kunstfreunde. — Daß es für Ingenieure und Techniker nichts weiter sein, also veraltet sein wird, das nehme ich gern an und stimme den Mathematikprofessoren bei.

Das Buch würde durch die geradezu treuherzige Klarheit des Denkens aber doch auch über Künstlerkreise hinaus Wert haben und sich Freunde erwerben — als ein liebes deutsches Buch.

Aber möge es mit dem praktischen Werte bestellt sein wie es möge — das Buch ist ein Dokument deutschen Geistes, welches der Verborgenheit entrissen werden sollte — die Pietät gegen Dürer erfordert dieses — es ist die Lösung einer Schuld der Deutschen gegen einen ihrer großen Geister.

Deshalb möchte ich noch einmal hier in den Süddeutschen Monatsheften die Sache öffentlich aussprechen; vielleicht findet sich in deutschen Landen doch noch ein Verleger, der es riskiert, das Buch Dürers in Faksimile herauszugeben mit allen seinen Zeichnungen — der Text könnte vielleicht von sachkundiger Seite sprachlich für uns moderner, etwas flüssiger gemacht werden, ohne daß seine Eigenheiten verlieren.

Es gibt doch Verleger, die der Kunst so viel zu verdanken haben, für einen solchen müßte es ein Spaß sein, das Risiko zu übernehmen bei dieser Herausgabe — ich glaube nicht, daß es groß sein würde — Dr. Bayersdorfer würde sich im Grabe freuen, wenn die Sache doch noch zustande käme.

Wenn mit dem Meßbuch der Anfang gemacht ist, so würden wahrscheinlich die Bücher von menschlicher Proportion auch nachfolgen — obgleich man hier wohl manches würde kürzen oder zusammenziehen können, weniger im Text als in den Abbildungen. Sollte das Werk auch nicht brauchbar sein, so ist es doch jedenfalls schon deshalb ein eindringliches Lehrbuch, weil es zeigt, wie gründlich große Künstler sich mit ihrem Fache beschäftigt haben, daß ihre Kunst nicht aus dem Handgelenk und momentanem Augenblinzeln entstanden ist — auch nicht so ohne weiteres aus dem Gemüt, sondern aus einer wohlstudierten Raumanschauung — die in ganz logisch wissenschaftlichen Gesetzen verankert war, von welchem Fundament aus dann die Phantasie ohne Furcht zu erlahmen, den hohen Geistesflug wagen konnte.

Aus diesem Fundament nur können die drei Schwesterkünste Architektur, Bildhauerei, Malerei sich ihres gemeinsamen Ursprunges wieder klar werden und wieder einen Zusammenhang finden, der zum Schaden jeder einzelnen in der modernen Zeit verloren gegangen ist — und freilich jetzt wieder eifrig gesucht werden muß.

Diese alten Theoretiker: Alberti, Leonardo da Vinci, Dürer haben ja freilich in allen ihren Schriften nicht als Spezialisten einer Kunstübung gesprochen, sondern als solche, denen die bildende Kunst noch eine Einheit bildet in ihrem Ursprunge.

Wenn je wieder eine Hochschule für bildende Kunst, eine Akademie im richtigen Sinne entstehen soll, so wird dieselbe nicht achtlos an diesen, wie man

so sagt: veralteten Theoretikern vorübergehen können, sondern sie vielmehr als Basis zu betrachten haben, an die neue Errungenschaften sich ankristallisieren sollen.

Der Schulsack, den der Zeichenlehrer und der Maltechniker dem jungen Künstler auf den Weg zu geben haben, reicht für einen, der in seinem Gebiete weiter zu reifen berufen ist, nicht aus —; ja dieser Schulsack wird ihm oft so lästig, daß er ihn wegwerfen möchte und gar oft auch wegwirft.

Man schimpft dann freilich über die Akademien, aber ich sage, wir haben noch gar keine akademische Erziehung. — Wir haben Abrichtungsinstitute, worin Versuche gemacht werden, die je nach Talent mehr oder weniger gelingen — und Künstler, die weiter schreiten, müssen in späteren Jahren erst nach den Hilfsmitteln sich umsehen, auf denen ihre Kunst von Rechtswegen beruhen sollte — nach den feststehenden Gesetzen des Sehens, nach dem aus vollem Wissen entsprungenen Gesetze der Farben. — Es sind die gemeinschaftlichen Gesetze, auf denen alle Künste, die für den Sinn des Auges schaffen, ihre wohlberechtigte Basis haben.

Möchten wir ja nicht versäumen, recht bald die Dürerschen kunsttheoretischen Bücher den jungen Künstlern zugänglich zu machen, ich bin überzeugt, daß insbesondere auch die Kunstgewerbe ausübenden recht praktischen Nutzen davon haben könnten, wenn sie den Sinn dieser Schriften erfassen.

Jetzt sind die Bücher unzugänglich, selten und teuer.

Lehren und Lernen in der bildenden Kunst.

Von Wilhelm von Debschitz in München.

Im Begriffe über das Thema „Lehren und Lernen in der bildenden Kunst" zu sprechen, bitte ich, das Wort bildende Kunst für diesen Fall als eine Bezeichnung jeder Art der Tätigkeit zu betrachten, die sichtbare Gebilde hervorruft, welche in irgend einer Weise ästhetisch auf den Beschauer wirken sollen; danach würden zur bildenden Kunst nicht nur die Werke der Malerei, Bildhauerei und Architektur, sondern auch die des Kunsthandwerks und der Kunstindustrie gehören. Es handelt sich hier um ein Thema, über welches sich heutigen Tages viele Gebildete ein mehr oder minder eigenes Urteil geschaffen haben und gerade in letzter Zeit ist es unter berufenen Männern und unter solchen, deren Tätigkeit sie dazu führte, in ernsthafte und erregte Debatte gestellt worden. Dies war anders, ehe die junge künstlerische Bewegung, die sich namentlich in der sogenannten angewandten Kunst bemerkbar machte, die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Teils anregend auf unser gesamtes Geistesleben wirkend, teils selbst angeregt und hervorgerufen durch allgemeine geistige Strömungen, die zum Teil über den Kanal zu uns drangen, stellte sie durch ihre neuen Werte den Wert des in der Kunst bisher Gelernten und Gelehrten in Frage.

Bis dahin beschäftigte man sich sehr wenig mit der Angelegenheit und sogar die selbst Lehrenden und Lernenden nahmen im wesentlichen die eingeführte Form des Unterrichts an, ohne viel darüber nachzudenken. Die bestehenden Schulen und ihre Resultate schienen dem augenblicklichen Bedürfnis zu genügen. Zum mindesten war es dort so, wo ich Gelegenheit hatte, die Verhältnisse mit eigenen Augen kennen zu lernen, es war die damals noch unbestritten höchststehende Bildungsstätte der Kunst. Das düstere Gesamtbild, welches mir dort entgegentrat, hat gewiß auch Lichtpunkte gehabt, und ohne ungerecht zu sein, wird man es als ein ungefähres Abbild des gesamten künstlerischen Unterrichts jener Zeit in ganz Deutschland betrachten können.

Wenn ich hier von meinen eigenen Eindrücken und meiner Person spreche, so bitte ich mir dies zu verzeihen und es lediglich als eine Offenheit zu betrachten, zu der ich den Mut finde durch das Leiden jener Tage und durch die Ueberlegung, daß ein objektives Urteil, soweit eine absolute Objektivität in psychischen und künstlerischen Fragen überhaupt möglich ist, sich erst bildet aus dem Gegenüberstellen und Vergleichen einzelner subjektiver Beobachtungen, zu deren Tugenden die Entschiedenheit der persönlichen Stellungnahme gehört.

Ich war als Kind daran gewöhnt, die Werke der bildenden Kunst, die ich freilich nur da, wo sie eingerahmt waren, auf Postamenten standen oder in feierlichen Hallen und Kirchen vermutete, als die höchste Betätigung menschlichen Geistes aufzufassen, und als ich, halb aus freiem Willen, halb durch die Verhältnisse gedrängt, zu dem Entschluß kam, mein eigenes Leben in den Dienst einer, mir so unendlich hochstehenden Sache zu stellen, empfand ich eine gewisse Scham über diese meine Keckheit. In dem Gefühl, daß mir eine unverdiente Gunst zuteil würde, schritt ich die Stufen der großen Treppe hinan, die zu einem feierlichen hohen Gebäude, der Akademie, führte, und hatte keine Ahnung, daß binnen einer halben Stunde, nicht wie ich meinte, mir der Ernst des Lebens und der Kunst durch einen wohlwollenden erfahrenen Mann mit väterlicher Liebe zum erstenmal begreiflicher, als bisher gemacht werden würde; sondern daß eine lange, lange Reihe der deprimierendsten Erfahrungen begann. Denn vollkommenste Gleichgültigkeit, Oberflächlichkeit und lange Weile

führten dort ihre traurige Herrschaft. In den Gängen standen herrliche Bildwerke einer Jahrhunderte alten Kunst, ein jedes gab Zeugnis von dem ernsten Ringen einer Künstlernatur, das seine Wirkung ungeschwächt ausübt, ohne sich rätselhafter Weise jemals zu verzehren. Hinter jenen hohen Türen, dachte ich mir, wird solche Kraft geübt, nichts ahnend, daß sich dort die Müdigkeit einer sich gleichbleibenden geistigen Tätigkeit tötend auf lebendige Gemüter legt und daß es nicht die Worte des Lehrers sind, die den Geist des Schülers erfrischen, sondern, daß die Witze der für dieses Metier oft sehr begabten Mitschüler alles geistige Gut ausmachen, das hier geerntet werden konnte.

Gewiß, ich war damals sehr unwissend, sehr naiv und ganz unerfahren, meine Vorstellungen vom Erdenwallen des Künstlers waren sicher falsch, wahrscheinlich überspannt. In meine Hände aber war das Buch eines großen Künstlers gefallen, der mir auch heute noch keinen kindischen oder überspannten Eindruck macht; er fängt seine Abhandlungen über die Malerei unendlich nüchtern an, mit der Erklärung des mathematischen Punktes, er hatte alle Nüchternheit, die dazu nötig ist, um als Staatsbürger eine Rolle zu spielen, er war ein begabter und wissender Festungsbauer und Tiefbauingenieur und außerdem war er ein unsterblicher Maler. Es war das Buch Leonardo da Vincis über die Malerei, hier las ich: „Will der Maler Schönheiten erblicken, die ihn zur Liebe bewegen, so ist er Herr darüber, sie ins Dasein zu rufen, und will er Dinge sehen, ungeheuerlich, zum Erschrecken, oder drollig und zum Lachen, oder aber zum Erbarmen, so ist er darüber Herr und Gott! Will er Talgründe, will er von hohen Berggipfeln weite Gefilde vor sich aufgerollt sehen, und hinter diesen den Meereshorizont erblicken, er ist Gebieter darüber. Alles, was es im Weltall gibt, sei es nun in Wesenheit und Dasein, oder in der Einbildung, er kann es hervorbringen.“ Mit solchem begeisterten Stolz spricht dieser Mann von den Möglichkeiten einer Tätigkeit, der er sein Leben gewidmet hat; die Worte „Herr und Gott“ stehen diesem klaren ruhigen Kopf nicht zu hoch, um sie zu einem Vergleich zu benutzen. Er hat die in die Kniee zwingende Ehrfurcht vor der Kunst, die ihm Kraft gab, einen so unerhörten Aufwand an geistiger und psychischer Anstrengung in ihre Dienste zu stellen. Er konnte seiner Herrin, der Kunst, mit ganzer Seele und solcher Hingabe dienen, weil er ihre Höhe und Bedeutung erkannt hatte.

Ich war zwar gescheit genug, um nicht anzunehmen, daß meine Lehrer lauter Leonardos sein würden, aber von derartigem Geist durchdrungen stellte ich mir allerdings die Lehrer und infolge ihrer Beeinflussung auch die Schüler vor.

Weit gefehlt; was man in einer Akademie in dieser Hinsicht finden konnte, hat Lothar v. Kunowski in seiner erst erschienenen Schrift tragikomisch und treffend geschildert; ich selbst machte ganz gleiche Erfahrungen in einer Privatschule. Von dem Geist Leonardos habe ich da nichts verspürt, wohl aber wurde mir wöchentlich zweimal gesagt, daß dies und das verzeichnet sei, diese Nase zu lang oder das Ohr zu kurz, oder daß ich nicht das richtige Papier benutzte, bis ich mich schließlich nur noch mit Mühe der Meinung erwehren konnte, man könne dadurch Kunstwerke hervorzubringen lernen, daß man Fehler vermeidet.

Diese Auffassung schien das Grundprinzip des Unterrichts zu sein, von positiveren Dingen habe ich dort wenigstens niemals reden hören. Dabei bin ich überzeugt, daß sich in den meisten Fällen sowohl Lehrer wie Schüler über die Nutzlosigkeit derartigen Beginnens im Grunde ihrer Seele klar waren, aber man spielte mit ernster Miene die Tragikomödie weiter, weil nicht bekannt war, ob irgend wo etwas besseres existierte und etwas besseres zu schaffen

bedeutete eine zu starke geistige Anstrengung, mit der man sich in dieser Nebenbeschäftigung, denn Lehren war beinahe immer eine Nebenbeschäftigung und verdiente nur als melkende Kuh Beachtung, nicht belasten wollte. Bestenfalls dokumentierten die Gewissenhaften durch diese Lehrart die Meinung, daß künstlerisches Schaffen überhaupt nicht lehrbar sei.

In den Kunstgewerbeschulen nun gar trat an Stelle der Tragikomödie die Tragödie; denn den Begriff der schöpferischen und geistigen Betätigung schien man hier allen Ernstes mit den Endzielen des Unterrichtes nicht in Einklang bringen zu wollen, oder glaubte es nicht tun zu können, und mit einer gewissen Systematik trieb man, ohne es zu wollen, durch stete Verkennung der Bedeutung der Silbe Kunst in dem Worte Kunsthandwerk, die besseren Kräfte, sie dem Kunsthandwerk, das sie als geistig hochstehende Menschen verachten lernten, entziehend, unter die Künstler, wo sie das Proletariat vermehren halfen.

Die Klagen über diese Vergangenheit sind alt und bekannt, aber leider passen sie zum großen Teil noch auf die heutigen Verhältnisse. Wohl beginnt man allerorten den Unterricht in den allgemein bildenden Schulen zu reformieren. Zunächst erhoben sich in der Literatur vereinzelte Stimmen aus fast allen Völkern vorwiegend germanischer Rassenbildung; man studierte die Seele des Kindes in der Art ihrer Aufnahmefähigkeit und ihrer Aufnahmeluft, und machte dieses Studium zur Grundlage eines Angriffes auf das festgefügte Gerüst eines verknöcherten Methodismus, der das Gehirn des Schülers mit totem Gedächtniskram füllte, indem man mehr oder weniger klar die Ausbildung des Denkvermögens und der Sinne zu selbständig urteilender Tätigkeit forderte. Da nun in der Kunst die gleichartigste Verbrüderung der Gedanken- und Sinnestätigkeit ihre angeblich gemeinverständlichsten und vornehmsten Resultate zeitigt, glaubte man hier das Universalheilmittel gefunden zu haben.

So entstand eine, teils falsch verstandene Kunsterziehungsbewegung, für die sich alle Welt, Eltern, Lehrer und Erzieher, interessierte und die mittelbar tatsächlich einen großen Einfluß ausübte, auch da wo die Wege, die dieser Einfluß nahm, nicht auf den ersten Blick zu erkennen sind. Leider hat aber der Künstler in unserer Zeit zwischen sich und dem Bürger und damit zwischen sich und den das öffentliche Leben bewegenden Interessen eine Scheidewand aufgerichtet; und so beteiligten sich die Künstler an dem allgemeinen Interesse fast garnicht, es sei denn, daß ihre Aufmerksamkeit durch einen ernsten beruflichen Verkehr mit Handwerk und Industrie über den scharf umgrenzenden Rahmen des Staffeleibildes hinausging. Und so kam es, daß der frische Geist bis zu den angeblich vornehmsten Bildungsstätten der Kunst, den Akademieen, überhaupt nicht durchdrang; dort interessiert man sich auch heutigen Tages meist nicht für pädagogische Fragen und die Verhältnisse sind jetzt mit geringen Ausnahmen noch genau so traurig, wie vor 15 und 20 Jahren.

Die Beschäftigung mit der angewandten Kunst aber treibt den Künstler mehr als jede andere Tätigkeit, nicht nur in Werkstätten und Fabriken, sondern sie führt ihn aus dem engen Zirkel der Fachgenossen, in fast alle Kreise der Gesellschaft, deren Tätigkeit und Wünsche er verstehen lernt, und denen sich selbst verständlich zu machen nun sein Ziel sein kann. Solche Männer aber sind die Lehrer und Leiter der Kunstgewerbeschulen und aller andern Schulen für angewandte Kunst; und so kommt es, daß im Gegensatz zu den Akademien in vielen Fällen hier bereits eine lebhafte reorganisatorische Tätigkeit eingesetzt hat. Man muß entschieden zugeben, daß hier Industrie, Gewerbe und Behörden zusammen mit Künstlern in regsamer Arbeit dem gemeinnützigen Ideale entgegenstreben, wenn sie sich auch in ihrer Ansicht über die

einzuschlagenden Wege befehden und über die bisher erreichten Resultate sogar recht verschiedener Meinung sind. Die heutigen Verhältnisse erschweren aber tatsächlich dies Erreichen der gewünschten Ziele außerordentlich, auch wenn angenommen wird, daß überall unter den Lehrern ein Streben nach Besserung vorhanden ist.

Da die allgemein bildenden Schulen das Schülermaterial für die uns interessierende Lehrtätigkeit liefern, bin ich genötigt, auf diese etwas näher einzugehen.

Ich habe vorhin erwähnt, durch welche Einflüsse und mit welchen Zielen dort die organisatorische Tätigkeit einsetzte.

Man stellte aber meiner Ansicht nach zum Teil mißverständlich den Zeichenunterricht in den Mittelpunkt der Debatte, denn die Kunst war ja das Universalheilmittel. Es wurde zwar, und dies war gut, der große Balast veralteter Zeichenvorlagen zum Teil über Bord geworfen und die Kinder wurden nun angehalten, direkt nach der Natur zu zeichnen; für die Art des Zeichnens diente aber mehr oder weniger deutlich eine augenblicklich moderne Künstlermanier unmittelbar als Vorbild, dieselbe Art, welche auch unsere Akademiker verdirbt, da der Schüler angehalten wird, so anzufangen, wie irgend ein großer Meister der Kunst aufhörte. Dies heißt die Dinge in irgend einer mehr oder minder zufälligen Erscheinungsform zu sehen, statt sie zunächst in ihrer unter allen Umständen gleichbleibenden Gegenständlichkeit erkennen zu lernen. Der Forderung zur Heranbildung einer selbständigen Urteilskraft wird dadurch wiederum direkt entgegengearbeitet, da das Auge in der Abhängigkeit von Zufälligkeiten und vom Dogma einer Kunstmode erzogen wird. Meiner Ansicht nach könnte das nicht angewandte Zeichnen in den Schulen eingeschränkt werden zu Gunsten eines Zeichnens vor allem in allen naturwissenschaftlichen Disziplinen, das dem Schüler Gelegenheit geben würde zu der Prüfung, ob er die Dinge, die Gegenstand des Unterrichts waren, in ihrem Wesen richtig erkannt hat. Das Zeichnen, oder auch Modellieren, was zum Teil sogar zu bevorzugen wäre, soll die Kraft des Erkennens, d. h. in diesem Fall die Richtigkeit des räumlichen Vorstellens schulen und den Schüler zu einem intimen Verkehr mit den Dingen zwingen.

Diese Aufgabe hat die allgemein bildende Schule zu lösen, sie würde dadurch die beste Grundlage liefern für die weitere Ausbildung in den verschiedensten Berufen, denn dieser Fähigkeit bedarf jeder Gelehrte, jeder Handwerker und Arbeiter und diese Fähigkeit ist vor allem zwingend notwendig die Vorbedingung für alle guten Leistungen in der Kunst, dem Kunsthandwerk und der Kunstindustrie. In einigen wenigen Schulen arbeitet man in richtiger Erkenntnis der Sachlage tatsächlich schon nach diesem Ziele; meistens aber bleibt es den Kunstschulen überlassen, das Fundament erst zu legen, welches sie für ihre Arbeit schon vorfinden sollten.

Wenn ich nun darauf hinweise, daß aber auch in vielen Kunstschulen ein solches Zeichnen, eine solche Schulung des Erkennens in dem erwähnten Sinne nicht anerkannt oder verstanden und betrieben wird, so glaube ich das Hauptübel, an dem unsre gesamte künstlerische Erziehung leidet, angedeutet zu haben.

Wenn wir uns nun die Werke, oder da es sich ja hier um eine Fundamentierung handelt, besser die Jugendwerke unserer größten Künstler, wie etwa Dürer, Holbein, Rembrandt, Leonardo, Botticelli betrachten, so scheint dieses Mißverstehen der Entwicklungsmöglichkeiten ganz unbegreiflich, wenn wir aber weiter um uns blicken, so sind wir in der Lage, gewisse allgemeine geistige

Strömungen, die in den Namen einiger bekannter Philosophen ihre deutlichsten Merkzeichen finden, verantwortlich zu machen, (soweit jemand auch für Mißverständnisse, denen er Raum gibt, verantwortlich zu machen ist), für die Entwicklung eines Individualismus, der den Künstler verlockt, in seiner eignen Person aprioristisch einen Wert zu kultivieren, der in Wahrheit sich erst ergibt, wenn er die Liebe zu seiner Person und deren Schätzung drangibt gegen eine vollständige, bedingungslose, sachliche Vertiefung in die Dinge und die Menschen, die ihn umgeben. Nicht das hat allgemeinnützigen Wert und überdauert die Jahrhunderte, was lediglich individuell wertvoll ist, sondern was allgemein menschliche Werte hat, je allgemeiner um so typischer, um so umfassender, um so göttlicher. Selbstverständlich hat jedes bedeutende Werk auch individuelle Werte, die individuelle Kraft dient eben dazu, neue allgemeine Werte zu finden. Man sehe sich Dürers Selbstporträt in der Münchner Pinakothek an, man wird vergeblich nach Persönlichkeits-Koketterien suchen, er hat hier schlichtweg einen Menschen gemalt und hat in diesem das möglichst allgemein menschliche gesucht, er hat sich gemalt als Vertreter der Gattung, nicht als irgend etwas individualistisch Bedeutendes und dadurch hat er gerade das gegeben, wodurch er der Menschheit bedeutend wurde. Die Generationen zweier Jahrtausende haben sich ein Bild Christi geschaffen, eine Aehnlichkeit dieses Bildes mit dem Selbstporträt Dürers ist unverkennbar, in ihren Zügen ist zu lesen, wie die Unsterblichkeit aussieht.

Trotzdem hierüber im allgemeinen schon andere ausführlicher gesprochen und geschrieben haben, konnte ich diese Angelegenheit hier nicht unerwähnt lassen, denn ich sehe hierin teils eine Begründung des vorher erwähnten Uebelstandes, teils dringen die Wirkungen dieser Mißverständnisse unmittelbar bis in die Schülerklassen unserer sämtlichen Schulen und Kunstinstitute, ja man kann oft in jedem Strich, den der zeichnende Stift eines kleinen Gernegroß zieht, die Absicht einer individualistischen Mache nachweisen, im Gegensatz zu der Wahrhaftigkeit der Zeichnung, die nichts anderes beabsichtigt, als kraft eines besser und klarer die Dinge in ihrer Bedeutung erkennenden Auges, dem Beschauer und sich selbst eine graphische Aufklärung zu geben, zunächst vom Gegenstand an sich, und dann vom Gegenstand in seinen Beziehungen zur Umgebung und dem Licht rc., z. B. wird kein Maler die wechselnden Tiefen des Schattens und die verschiedenen Nuancen, in denen eine einheitliche Lokalfarbe auftritt, recht verstehen, wenn er nicht in der gegenständlichen Form vorerst seine Ursachen erkannte.

Es handelt sich hier um eine nachschaffende, nicht um eine nachahmende Tätigkeit, die sicherste Grundlage für den freischaffenden Künstler und für den nachschaffenden, ebenfalls nicht nachahmenden Kunsthandwerker.

Es ist dies Zeichnen besonders in dem Grad, wie ich es von den allgemein bildenden Schulen verlange, nach Ansicht eines sehr bekannten Künstlers, der mitten im gewerblichen Leben steht (er äußerte sich gesprächsweise einmal so) für jeden Menschen, der überhaupt bildungsfähig ist, erlernbar, und nach meinen Erfahrungen, die ich jetzt an annähernd tausend Schülern in unmittelbarem Unterricht gesammelt habe, muß ich ihm vollständig Recht geben. Ueber Talentlosigkeit der Schüler habe ich vor allem geklagt, ehe ich diese sachliche Art des Zeichnens als das Richtige erkannte; je mehr sich mein Verständnis für die psychologischen und intellektuellen Vorgänge beim Schüler klärte, um so talentvoller wurden scheinbar die Schüler, bis ich schließlich beim Rückblick von meinem jetzigen Standpunkt das Manko zum kleineren Teile in der Beanlagung des Schülers und zum größeren Teil in den Forderungen des Lehrers fand.

Mit einem Blick auf das Spiel, und die durch irgend einen verbildenden Zeichenunterricht noch nicht beeinflußten Zeichnungen eines Kindes finden wir Bestätigung und Erklärung; denn das ganze Tun des Kindes und seine Zeichnungen sind nicht Nachahmen, sondern Nachschaffen oder ich könnte sagen, diese Art des Nachahmens wird richtiger Nachschaffen genannt. Das Kind zeichnet aus der Gesamterkenntnis, und zwar nicht nach einer Beobachtung von einem Standpunkt aus, sondern kraft einer Reihe von Beobachtungen von wechselndem Standpunkt aus; so z. B. zeichnet es ein Haus nicht in einer Ansicht, sondern es sucht die tatsächlichen Maßverhältnisse in einer mehr oder minder projektivischen Zeichnung oder einer Abwickelung zu geben. Das Kind ist, und zwar ein jedes, schöpferisch veranlagt, freilich jedes in verschiedenem Grade; es ist aber nicht vor der schöpferischen vorzüglich für nachahmende Tätigkeit begabt. Eine Verbildung ist daran Schuld, wenn die Lehrer der Kunstinstitute über das Gegenteil klagen, es wird ihre Aufgabe sein, den Schüler wieder auf die gesunde und natürliche Basis zu stellen, und hier glaube ich die wichtigste Maxime für allen künstlerischen Unterricht zu geben, seine Entwickelung ist immer, für welche Art des Berufes es auch sei, mit dem Hinblick auf diese den Menschen eigentümliche Begabung zu leiten; dann wird dem Schüler seine Arbeit die Befriedigung eines ihm von der Natur gegebenen Dranges sein und als solche kann er sie lieben und den Lehrer achten, der ihm dazu verhilft, ein freudiger Mensch mit lebendigem Geiste zu werden; solchen Schüler aber wird der Lehrer lieben, der sich seiner Tätigkeit freut und sie achtet, weil er ihre Fruchtbarkeit erkennt.

Bisher habe ich einen einzigen Fall erlebt, daß ein Lehrer der Kunst (ich habe freilich nicht mit sehr vielen über diese besondere Angelegenheit gesprochen) sich mit aufrichtiger herzlicher Freude über die Art seiner Tätigkeit äußerte. Die meisten haben sie als eine Qual oder störende Ablenkung von anderen ihnen wichtigeren und lieberen Beschäftigungen bezeichnet. Mit solchen Gedanken im Herzen aber kann man kein guter Lehrer sein; auch hier ist die Kraft eines begeisterten und begeisternden Willens nötig. Es genügt nicht die vortrefflichste Leistung im künstlerischen Fach, es genügt nicht ein geistreicher Methodiker, sondern hierher gehört ein liebefähiger Mensch, der Zuneigung hat und sie zu erwecken imstande ist. Die innere Stellungnahme einer helfenden, warnenden oder zürnenden, väterlichen Liebe und andrerseits die Nüchternheit der Beurteilung, wenn es gilt, eine Arbeit in ihrem Wert zu erkennen als Stufe einer langen Entwicklung, immer in Bereitschaft zu haben, bedeutet psychische Kraft, die gleiche Kraft, die erforderlich ist, um die kindlichen und oft recht albernen Erstlingsversuche immer wieder mit der Schonung und dem Ernst zu beurteilen, der unbedingt nötig ist, wenn der Lehrer nicht will, daß sich die Seele des Schülers vom ersten Tage an ein für allemal vor ihm verschließt. Es wird meiner Ansicht nach gerade in dieser Hinsicht ganz besonders viel gesündigt. Denn gerade der bestgeeignete Schüler offenbart in diesen wenig oder gar nicht beeinflußten Erstlingskritzeleien am meisten sein Wesen und hat daher gerade, wenn er ein fein empfindender Mensch ist, die größte Scheu, sie den kühlen Blicken der Gleichgültigkeit oder gar des Ueberdrusses preiszugeben. Der Lehrer wird in den seltensten Fällen mit einem Blick sicher beurteilen können, ob sich der Schüler für einen künstlerischen Beruf eignet oder nicht, sondern darüber wird eine nicht zu kurz bemessene Probezeit entscheiden müssen, wohl aber ist es seine Pflicht, ihn über die Schwierigkeiten des Berufes, den er im Begriffe ist zu wählen, gleich anfangs so gut es in Kürze geht, aufzuklären. Namentlich

in Privatschulen macht man sich massenhaft schwerer Unterlassungssünden schuldig. Es ist unerhört, mit welcher geradezu frevelhaften Respektlosigkeit und Mißachtung vor der künstlerischen Tätigkeit sich jetzt Hinz und Kunz zum künstlerischen Studium drängen. Vor dieser Frivolität müssen allerdings so begeisterte Worte, wie die Leonardos recht albern erscheinen; soweit die gebildeten Kreise daran beteiligt sind, besteht kaum eine Entschuldigung; blindlings wendet man das Universalmittel „die Kunst", für alle Leiden an, sie ist ein willkommener Vorwand. Die Langeweile der jungen Damen, unglückliche Liebe, Hysterie, Neugierde, Vergnügungssucht, mißverstehendes Emanzipationsbedürfnis und vor allem die liebe Eitelkeit, treiben jährlich hunderte oder gar tausende mit dem Wahn, „das Leben kennen zu lernen", in Verhältnisse, denen der größte Teil nicht gewachsen ist, die sie deprimiert wieder verlassen, oder die sie dazu bringen, in urteilsloser Oberflächlichkeit zu den 10000 Bildern, die jährlich etwa in Deutschland gemalt werden, jährlich auch noch eins dazu zu malen, während sie andrerseits oft Verhältnissen entrissen werden, in denen sie vielleicht das Leben hätten kennen lernen können, in dem sie es aus der Sphäre einer ernsten Berufstätigkeit betrachten lernen, statt es durch die Brille des Künstlers zu sehen, die nur dann wertvoll ist, wenn sehr scharfsichtige Augen durch sie hindurchblicken. Hier ist es vor allem die freie Kunst, die ihre Opfer fordert.

In den Kunstgewerbeschulen sind die Verhältnisse nicht ganz so schlimm, denn wie schon erwähnt, entwickelt die kunstgewerbliche Arbeit an sich mehr Sinn für reale Werte und das dort erworbene auch bescheidenste Können kann wenigstens dazu dienen, eine Häuslichkeit im besseren Sinne des Wortes zu schmücken und den Sinn für eine ehrliche Schönheit und Geschmack in die Familie zu tragen, worin die Frau (denn von den Frauen habe ich jetzt hauptsächlich gesprochen), eine ihrer wertvollsten Kulturaufgaben zu erfüllen hat. Wohlhabende Mädchen können wohl auch darin eine Befriedigung finden, wenn gleich ihnen der Vorwurf nicht erspart bleiben kann, daß sie dazu beitragen, das Ansehen des künstlerischen Studiums herabzudrücken. Schlimmer steht es jedoch bei den Minderbemittelten. Der Andrang der männlichen Jugend zum künstlerischen Studium ist zwar zur Zeit auch bedenklich im Wachsen begriffen, so daß der Bedarf für die freie Kunst ums zehnfache gedeckt erscheint; dagegen in Kunsthandwerk und Kunstindustrie fehlt es bedenklich an wirklich geeigneten Kräften. Wie ich schon sagte, ist es Pflicht eines jeden Lehrers oder mindestens Institutsleiters, sich über diese Verhältnisse zu orientieren und sie den neu eintretenden Schülern entgegen zu halten, ehe sie die wertvollsten Entwicklungsjahre ihres Lebens riskieren.

Wenn ich mich über den eigentlichen Charakter des Unterrichts und über die Methode äußere, glaube ich dies nicht tun zu können, ohne meine Ansichten über die gesamte Organisation eines Idealinstitutes, wie ich es mir etwa denke, mitzuteilen. Meine eigene Schule kann ich schon deshalb nicht als Idealinstitut hinstellen, weil ihm nur Privatmittel zur Verfügung stehen, deren Bescheidenheit die Entwicklung außerordentlich verlangsamen, so daß ich dort in dem Zeitraum von 5 Jahren erst einen kleinen Teil meiner Wünsche erfüllen konnte, obwohl ich hoffe, daß ich im Laufe der weiteren Entwicklung auch meinen eigenen Forderungen noch gerecht werden kann, denn das Institut hat sich immerhin schneller entwickelt als ich anfangs annehmen zu können glaubte, allein muß ich mir sagen, daß ein gut geleitetes, mit genügenden aber keineswegs märchenhaften Mitteln ausgestattetes Institut bedeutend schneller und daher in größerer Anpassungsfähigkeit an die kulturelle und zivilisatorische Gesamtentwicklung, besser arbeiten könnte.

Um diesem Idealinstitut etwas realen Boden zu geben und es nicht ganz in die Luft zu konstruieren, nehme ich die lokalen Verhältnisse einer mir bekannten Stadt als gegeben an.

Die Gewerbeschulen erfüllen ihren Zweck indem sie handwerkliche Techniken lehren, es kann aber nimmermehr ihre Aufgabe sein, derartige künstlerische und kunsttechnische Fähigkeiten heranzubilden für eine qualitativ so hochstehende Arbeit des Kunsthandwerkers, wie sie vielfach erforderlich ist, und auf deren inneres Wesen ich später näher eingehe.

Die Industrieschulen bieten oft die Möglichkeit, die raffiniertesten industriellen Techniken kennen zu lernen, aber dem künftigen Fabrikherrn fehlt bis jetzt jede Gelegenheit, sein künstlerisches Verständnis zu schulen und sich für seine gerade in dieser Hinsicht so eminent verantwortungsvolle Aufgabe vorzubereiten. Es ist dies eine Angelegenheit von außerordentlicher Wichtigkeit für unsere gesamte Kunst- und Kulturentwicklung. Ebenso ist es weder dem Architekturplastiker, noch dem Künstler der dekorativen Malerei möglich, sich während seines Studiums über die Bedingungen der Architektur zu informieren, und andererseits fehlt dem Architekturstudierenden die Gelegenheit, mit den Künsten in Berührung zu kommen, mit denen er später oft seine vornehmsten Wirkungen erreicht. Auch hier hätte das Institut, welches sich in seiner ganzen Art als Hochschule charakterisieren würde, einzusetzen.

Ich will die Frage, ob sich eine rein industrielle Spezialität auf rein zivilisatorischer Basis zu bedeutender Höhe entwickeln kann, unbeantwortet lassen, aber das scheint mir unzweifelhaft, daß Kunstindustrie, Kunsthandwerk oder Kunst nur innerhalb einer allgemeinen Kulturentwicklung zur Blüte kommen kann, es ist bei den größten Gemeinwesen der Völker nicht anders, als bei den kleineren der Städte. Dem entsprechend wird eine derartige Schule eo ipso mehr oder minder künstlerisch allgemein bildend sein müssen. Ich glaube, es kann bei näherem Studium der Verhältnisse kein Zweifel darüber bestehen, daß es höchst nachteilig war, freie Kunst und Kunstgewerbe oder angewandte Kunst gegenseitig abzufiltrieren und für die Schüler und für die Gesamtanschauung des Volkes als getrennte Gebiete zu behandeln. Leider wurden so Schönheit und Leben, Frohsinn und Arbeit, Kunst und Maschine und zum Teil auch noch Kunst und Handwerk, scheinbar zu inkommensurablen Begriffen. Nur von dem Teller, der auf dem Bordbrett an der Wand stand, verlangte man Schönheit, der Teller, von dem man aß, konnte scheußlich sein. Prunk in der nicht benutzten „guten" Stube, Scheußlichkeit im Wohnzimmer, nach außen Protz nach innen schäbig. Die Devise der neuen künstlerischen und kulturellen Bewegung, die wir erkennen, wenn wir die verschiedenen wechselnden, zum Teil mißglückten Versuche wie eine Schale vom Kern lösen, lautet aber: „nach Außen und nach Innen ehrlich und gleichartig, beides schön, wenn die Mittel zu Reichtum fehlen, einfach aber gediegen."

Das ist Kultur. Zur Kultur aber gelangt ein Volk durch Gleichartigkeit der Ausbildung, in Verstand, Seele und Körper beim einzelnen, Wissenschaft, Kunst und Technik in der Gesamtheit; das eine gedeiht nicht ohne das andere. Es wird eine Schule sein müssen für Kunst und Technik, oder spezieller: freie Kunst und Kunsthandwerk und Industrie.

Wenn wir vom Künstler, auch vom frei schaffenden, fordern, er solle aus dem Leben schöpfend, für das Leben der Menschen und für das Verständnis gerade dieser Menschen schaffen, statt für das Verständnis von Kollegen, der Jury oder Hängekommission, so müssen wir ihm auch Gelegenheit geben, während seiner Ausbildung mit dem werktätigen Leben in innige Be-

rührung zu kommen; in seinen Augen ist heutzutage gar zu leicht der Bürger ein Philister, weil er kein Künstler ist, in seinen Reden und Worten spiegelt sich oft nur die Vorstellung des Fachmannes; die Kunst aber brauchen wir, die ein Spiegel des Lebens ist, und nur diese Kunst kann uns helfen, können die Menschen bewundern, wenn sie sie nicht verstehen. Nur wenn die freie Kunst so geartet ist, kann sie noch außerhalb der Museen und Bildergalerien eine Existenz im Volke führen; aber ich wiederhole, man bilde auch den Künstler entsprechend in stetem Verkehr mit andern Schichten des Volkes; in diesem Verkehr wird es ihm leichter fallen, Wert und Unwert seiner Arbeit zu erkennen und in letzterem Fall wird er auf einer Basis stehen, von der aus es ihm ohne wesentlichen Zeitverlust gelingt, seine Kräfte mit realerem Erfolg für alle Beteiligten, in den Dienst von Handwerk und Industrie zu stellen.

Den Kunsthandwerker aber bilde man in dem Verkehr mit dem Künstler, dessen Stand er jetzt überschätzt oder verachtet; hat er Gelegenheit, ihn in der Alltäglichkeit auch ohne Postament und Goldrahmen in seinen kläglichsten Momenten zu beobachten, so wird die oft so alberne Sehnsucht nach dem Künstlerhut bedeutend abnehmen; andrerseits wird er seine Arbeit schätzen und verstehen lernen und so die Fähigkeit finden, einen Entwurf, den Absichten des Künstlers entsprechend, im Material nachzubilden. (Ich komme später darauf zurück.)

Für Industriezeichner ist vor allem nötig, in Beziehungen zur Gesamtheit des künstlerischen Schaffens herangebildet zu werden, (auch auf ihn komme ich in diesem Sinne noch zu sprechen).

Die Schule wird also teils in gemeinsamem, teils in getrenntem Unterricht auszubilden haben: Künstler und Industriezeichner (auch Absolventen oder Studierende der Industrieschulen), welche befähigt sind, für Gewerbe und Industrie künstlerisch hochstehende und in jeder Hinsicht brauchbare Vorbilder zu schaffen. Kunsthandwerker (auch Absolventen der Gewerbeschulen) heranzubilden, welche künstlerische Entwürfe herstellen und selbst im Material ausführen. Kunsthandwerker (auch Absolventen der Gewerbeschulen) heranzubilden, welche vom Künstler geschaffene Entwürfe mit Verständnis für die Absichten des Künstlers, im Material ausführen.

Künstler heranzubilden, welche nicht nur dem Staffeleibild, sondern auch den großen Aufgaben der angewandten Kunst, wie Innenarchitektur, dekorative Malerei und Architekturplastik gewachsen sind.

Absolventen und Studierenden der Industrieschulen soll die Schule die Fähigkeiten vermitteln, deren sie bedürfen, wenn sie als Leiter und Angestellte kunstindustrieller Betriebe über künstlerische Dinge zu entscheiden haben.

Absolventen und Studierenden von technischen Hochschulen soll sie Gelegenheit geben, sich mit den Bedingungen der dekorativen Malerei und vor allem der Plastik bekannt zu machen.

Sämtliche Schüler treten zunächst in einen allgemein einführenden Unterrichtskursus ein, derselbe dient dazu, die Schüler nach der Stärke ihrer Begabung zu prüfen. Meistens wird der Fehler gemacht, daß die Begabung nach einer gewissen Geschicklichkeit und Geschmacksfähigkeit beurteilt wird. Anlagen, die schnell und leicht zu erkennen sind, welche aber für die ernste Arbeit der Kunst keineswegs immer die beste Vorbedingung sind, ebensowenig wie schnell verstehen gleich bedeutend mit erschöpfend richtig verstehen ist. Nicht die Schnelligkeit, sondern die Richtigkeit der Folgerungen und die Kraft des Eindringens in ein Problem und des Erkennens einer Form, sind die hier speziell wichtigsten

Grundlagen. Für ihr Vorhandensein wird die beste Prüfung der erste Zeichenunterricht sein, der eigentlich, wie ich schon erwähnte, Sache der vorbildenden Schulen sein sollte, und ein ganz allgemein gehaltener Entwurfunterricht.

Der allgemein einführende Unterrichtskursus hat aber nicht nur den Zweck, die Kraft der Begabung, sondern auch die Art der Begabung beim Schüler zu erkennen. Ich habe Fälle beobachtet, in denen der junge Künstler sechs Jahre Malerei studierte und im siebenten Jahre erkannte, daß er für Plastik sehr begabt sei. Die Fälle aber, in denen der Künstler es oft nach vielen Jahren erst einsieht (freilich meist ohne es recht einzugestehen, da es bei der jetzigen Bildungsweise doch zu spät ist), — daß er wohl einen ganz guten Kunsthandwerker hätte abgeben können, sind massenhaft. Wenn schon die Wahl des künstlerischen Berufes überhaupt leichtsinnig getroffen wird, so ist dies noch mehr der Fall bei der engeren Wahl zwischen den verschiedenen Künsten und ihrer Betätigungsform; in der freien Kunst, dem Handwerk und der Industrie. Weil sie in der Schule den Bleistift geführt haben, treibt es viele zur Malerei. Der Zufall, der Beruf eines Verwandten, oder die Bequemlichkeit einen Namen, ein Atelier, eine Werkstatt ererbt zu haben, läßt manchen Plastiker, den einen Goldschmied ꝛc. werden, gleichgültig, ob er die spezifische Begabung mitgeerbt hat.

In unserm Anfangsunterricht treffen sich die verschiedenen Neigungen und Vorurteile zu gegenseitiger Klärung für Schüler und Lehrer. Die Schüler werden bekannt gemacht mit den aller Kunst gemeinsamen Elementen der künstlerischen Ausdrucksmöglichkeit. Maler und Plastiker, Textil- und Möbelzeichner, Goldschmied und zeitweise auch der Industrielle, sie sitzen hier zunächst nebeneinander. Es ist dies erfahrungsgemäß sehr gut durchführbar, wenn die geeigneten Kräfte den Unterricht leiten, — also der Kunsthandwerker sitzt neben dem Künstler; — ich kann nicht zugeben, daß hierin eo ipso eine Verleitung für die Kunsthandwerker liegt, ebenfalls ein Künstler zu werden; die Ursache für das so beklagenswerte unter allen Umständen zu bekämpfende Entlaufen der besten Kräfte aus dem Handwerk liegt zwar nicht ausschließlich, aber zum größten Teil darin, daß der kunsthandwerkliche Unterricht und das Kunsthandwerk selbst viel zu wenig als künstlerische Betätigung gehandhabt und eingeschätzt wird. Wenn ich als wichtigste Maxime für jeden Kunstunterricht also auch für den kunsthandwerklichen die Forderung stellte, daß die natürliche menschliche Begabung zu schaffender Tätigkeit als Grundlage zu betrachten sei, konnte ich es nur tun, in der Ueberzeugung, daß auch der Kunsthandwerker selbst da, wo er einen, von einem andern erdachten Entwurf, ausführt, nicht nachahmt, sondern nachschafft, daß er auch hier eine geistvolle Arbeit verrichtet, die ihm nur gut gelingt, wenn er den Gedankengang des Künstlers, oder sagen wir, um Mißverständnisse zu vermeiden, des Entwerfers, während der Arbeit nacherlebt. Allerdings ist dabei vorausgesetzt, daß es sich um einen wirklich künstlerischen, meinethalben sehr einfachen Entwurf handelt. Der Schauspieler, der zum 1000. Mal Charleys Tante spielt, steht künstlerisch meiner Ansicht nach unter einem guten Kunsthandwerker; dieser aber ist einem Schauspieler, der den Hamlet spielt, oder einem Musiker, der eine von einem andern erdachte Komposition (auch wenn sie von Beethoven ist) wiedergibt, unter Umständen ebenbürtig. Daß die Welt dem einen Kränze flicht, dem anderen nicht, braucht uns nicht zu irritieren; die Art des Unterrichts und der Lehrer kann dafür sorgen, daß es auch den Schüler nicht irritiert. Auf diese Weise sind die geistig regsamen und begabten sehr wohl dem Handwerk zu erhalten und nur auf diese Weise wird das Kunsthandwerk aus seiner eigenen

Kraft die Förderung und den selbständigen, auch vom Künstler unabhängigen Wert erhalten, dessen es bedarf. Im Musikleben besteht auch keine abgrundtiefe Kluft zwischen einem vornehmlich erfindenden und vornehmlich ausführenden Künstler, zwischen einem Strauß und einem Lamond; ich sehe nicht ein, weshalb es in der bildenden Kunst nötig sein soll. Allerdings wird vielleicht der Handwerksmeister den Schritt tun müssen, neben der Firma auch den Namen des ausführenden Handwerkers zu nennen, wo die Arbeit repräsentativ gezeigt wird; mit ein wenig Weitsichtigkeit läßt sich darin Vorteil für beide Teile erkennen, denn ein solcher Meister wird immer die besten Kräfte in seiner Werkstatt haben; aber man verstehe mich nicht falsch, ich spreche vom „Kunst"handwerker.

Aus dem über die Tätigkeit der Handwerker im ganzen gesagten geht aber hervor, daß er auch an dem Entwurfunterricht (oder wie ich ihn nennen soll) des allgemein einführenden Kursus teilnehmen muß.

Das soeben vom Kunsthandwerker gesagte, möchte ich zum großen Teil auch auf den Industriezeichner anwenden. Aus ganz ähnlichen Gründen entziehen sich auch diesem Beruf oft die bestgeeigneten Kräfte, es kommen aber noch einige erschwerende Momente, namentlich für die Ausbildung hinzu.

Es wird Ziel einer weitblickenden Kunstindustrie sein müssen, ihren Erzeugnissen eine selbständige, eventuell mehr oder weniger national eigentümliche Formengebung zu verleihen; der exquisite Geschmack, die künstlerisch hohe Stufe, die technische Gediegenheit der Arbeit wird diesen Mustern auch im Auslande Geltung verschaffen müssen, oder besser den Einfluß real nutzbar machen müssen, den deutsche Kultur hie und da schon im Auslande auf rein geistigem Gebiete hat. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß man französischen Geschmack in Frankreich, englischen Geschmack in England suchen, und am besten finden wird; ich glaube, daß dies doch schließlich das Bleibende im Wechsel der Konjunkturen sein wird.

Nun regt sich grade jetzt zum erstenmal seit vielen Jahrhunderten, vielleicht überhaupt zum erstenmal der deutsche Geist (freilich ohne Rücksicht auf die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle), im Suchen nach einer eigenen Formensprache; gewiß ist die Bewegung noch so jung, steckt so zu sagen noch so sehr in den Flegeljahren, daß sie äußerlich betrachtet mehr Launen als Charakter hat, aber wie schon bemerkt, fußt sie auf einer tiefgehenden charaktervollen allgemeinen Geistesbewegung und ich bin überzeugt, daß sie einer Abklärung und gewissen Stabilität des Geschmacks entgegengeht, mit der auch die großen, den Welthandel durchdringenden Organisationen der Industrie rechnen können. Die Industrie sollte daher, wie sie nur irgend, ohne sich zu ruinieren, kann, der Bewegung ihre Unterstützung nicht versagen, denn daß sie nicht plötzlich in Bausch und Bogen mit allen alten und fremden Stilen brechen kann, ist ja wohl selbstverständlich. Auf diesen Umstand wird auch ein Kunstinstitut Rücksicht nehmen müssen.

Allein es werden von den Industriellen mitunter Wünsche an die Leiter der Kunstgewerbeschulen gestellt, die sich tatsächlich nicht erfüllen lassen; trennt man das Wechselnde vom Bleibenden, so erhält man als Resultat die Forderung, man solle den Schüler auf den Geschmack dressieren, der gerade verkäuflich ist; ein Unding deshalb, weil, ehe der Schüler sein Studium beendet hat, ein anderer Geschmack gangbar ist. Und zwar wird dieser schnelle Wechsel so lange andauern, bis die fremden und alten Stilarten, die man eben als etwas Fremdes, wie ein Kleidungsstück wechseln kann, von einer Formenwelt verdrängt werden, in der die Bedürfnisse einer gegenwärtigen Kultur in Erscheinung treten und welche dann einem Volkscharakter entsprechend stabiler ist.

Solange aber der Wechsel herrscht, wird man den Schüler überhaupt nicht auf eine bestimmte Stilart dressieren dürfen; ein reines Auswendiglernen all der vielen Stilarten in ihrem ganzen Formenreichtum und all den unzähligen Nuancen wäre, wenn überhaupt möglich, eben das geisttötende Verfahren, mit dem man die geistig regsamen und talentvollen Kräfte dem Beruf abwendig macht. Wohl aber ist es möglich, den Schüler zu soviel Erkenntniskraft und selbständigem Urteil zu erziehen, daß er ein Kunstwerk, gleichviel ob es ein Gewebemuster oder ein Bild, ob es modern oder antik ist, in dem Geist versteht, der es entstehen ließ, und es so nachschaffen kann in der freien Weise, die erforderlich ist, um es der veränderten modernen Technik anzupassen. Das andernfalls für eine moderne Technik, in sklavischer Nachahmung zurecht gequälte Rokokomuster ist aber immer ein recht erbärmlicher Kompromiß. Die Maschinentechnik tritt dann von künstlerischem Standpunkt als Störung auf, während ihre Eigenart in jenem frei geschaffenem Entwurf den künstlerischen Wert unterstützen soll.

Gerade der Industriezeichner muß besonders freien und regsamen Geistes sein, denn in vielen Branchen hat mitunter fast jede Fabrik ihre eigene Technik entwickelt, die er sofort als ein Mittel zu künstlerischem Ausdruck erkennen muß. Dazu gehört Wagemut und Kombinationsgabe, welche beide in einer Gedächtnisdressur erstickt werden. Kurz, der Industriezeichner ist ein Künstler, der mit Künstlern erzogen wird. Daß der beste, geistvollste lebendige kunstgeschichtliche Unterricht ein wesentlicher Teil seines Studiums sein muß, ist selbstverständlich.

Daß sich der Innenarchitekt inmitten all der Spezialarbeit, deren Resultate ihm erst die Gesamtgestaltung seines Raumes ermöglichen, zu unbedingter Sicherheit entwickeln kann, braucht kaum extra hervorgehoben zu werden: ebenso wie der Künstler der dekorativen Malerei, der mit seiner Arbeit ganz auf die Bedingungen der Innenarchitektur angewiesen ist. Für den Industriellen und eventuell auch den Architekten, welche beide anderweitig fachlich vorgebildet sind, werden im Anschlusse an den allgemein einführenden Unterricht Spezialkurse eingerichtet.

Sobald sich nun durch Neigung des Schülers und Urteil des Lehrers unter Berücksichtigung der materiellen Fragen oder einer fachlichen Vorbildung die Wahl eines Faches ergeben hat, spezialisiert sich der Unterricht, indem die Schüler in die Fachklassen und Werkstätten eintreten, welch letztere als Versuchswerkstätten zeitweise von den Künstlern, Gewerbe- und Industriezeichnern und als Lehrwerkstätten von den Kunsthandwerkern dauernd besucht werden. Erstere, damit sie das materialgemäße ihrer Entwürfe erproben, letztere, um kunsthandwerkliche Tüchtigkeit für die Praxis zu erwerben, indem der eine Teil eigene Entwürfe, der andere die Entwürfe der Schüler aus anderen Klassen oder der Lehrer ausführt.

Auch in den Spezialklassen für freie Kunst werden die Schüler von Anfang an zu schöpferischer Tätigkeit angehalten, sie arbeiten nie lediglich nach dem für das allgemeine Studium gestellten Modell; — ein ausschließlich nach dem Modell betriebener Unterricht bringt die Gefahr mit sich, daß die Kraft der Phantasie, die Erinnerungs- und Kombinationsfähigkeit erlahmen. — Die Ideenskizzen des Schülers bilden die Unterlage für einen systematischen Gestaltungsunterricht. Das Studium nach der Natur für einen bestimmten Bildzweck oder sonst eine disziplinierte Arbeit und die Ausarbeitung des Werkes auf Grund dieser Studien beschäftigt schon den Anfänger, bildet aber das wesentliche Studium bei den Vorgeschrittenen. Die Grundlage für dieses Studium bildet auch hier ein auf das Erkennen des Gegenständlichen gerichteter Zeichenunterricht.

Die Frage nun, wie in allen Klassen und Werkstätten im engeren Sinne der Unterricht gehandhabt wird, damit der Schüler all das Geforderte lernt, gehört unter das Kapitel „Methodik". Ich habe diese wichtigste Seite des Unterrichts in meiner Praxis mit viel Sorgfalt durchgebildet und bedaure sehr, daß eine längere Auseinandersetzung darüber nicht im Rahmen dieses Aufsatzes möglich ist, außerdem würde sich das Thema mehr für einen Leserkreis von vorwiegend Fachmännern eignen. Ich habe aber vor einigen Jahren einen Aufsatz über diese Frage in der Dekorativen Kunst veröffentlicht, und trotzdem ich das dort gesagte nicht mehr in vollem Umfang anerkennen kann, möchte ich darauf verweisen und heute nur einige allgemeine Andeutungen geben. Dem Begriff Methodik assozieren sich bei uns Deutschen gar zu leicht der Begriff des Drills und einer verhärteten toten Systematik; — ganz mit Unrecht. Der methodische Unterricht soll sich unterscheiden von dem unmethodischen durch eine auf Erfahrung begründete Ausscheidung des Unzweckmäßigen von dem Zweckmäßigen und durch folgerichtigen Aufbau des Unterrichts. Wenn der Lehrer dem Schüler zeigt, wie sich das Studium des einen Tages auf dem des vorhergehenden aufbaut, dann wird der Schüler geheilt sein von der unglücklichen Vorstellung, eine künstlerische Idee sei die Eingebung eines mystischen Zufalls. Unterrichten sollte heißen: „Beobachtung und Denkweise des Schülers organisieren."

Die Forderungen der Praxis und die Sehnsucht des Schülers weisen dem Lehrer die Ziele seiner Tätigkeit: Die Psyche des Schülers, die Art seines Verstehens und Nichtverstehens weist die Wege, die der Lehrer zu wählen hat, und aus beidem entwickelt sich die Lehrmethode. Eine Methode läßt sich daher nicht vom grünen Tisch diktieren (wie das vielfach geschieht), sie wird teils vom Lehrer, teils vom Schüler gemacht. Die Schülergenerationen ändern sich in ihrem Charakter, das Leben in seinen Forderungen, mit ihnen ändert sich die Methode. Das in allem Wechsel Gleichbleibende gibt aber auch der Methode ein festes Skelett.

Die besondere Schwierigkeit des künstlerischen Unterrichts liegt in dem Verhältnis zwischen Sinnesarbeit und Verstandesarbeit beim Künstler. Während es beim Künstler zwar oft vorteilhaft, keineswegs aber immer nötig ist, sich über Triebmäßigkeit seiner Arbeit, über Art der Intuition und der Sinneseindrücke, die ihn bei der Arbeit beeinflussen, intellektuell Rechenschaft zu geben, ist dies beim künstlerischen Lehrer mehr oder minder nötig, da er andernfalls nur aus dem eigenen Geist, nicht aber auch gleichzeitig im Geiste des Schülers unterrichtet. Dabei liegt aber für den so befähigten Lehr r wieder die psychologische Schwierigkeit vor, im Schüler das für den Künstler notwendige, nicht aber auch das für den Lehrer notwendige zu entwickeln. Kurz und gut, mit der Eignung des Lehrers steht oder fällt der Unterricht, mit der Person des Leiters die ganze Schule.

Ich halte es für unbedingt nötig, daß der Leiter nicht, wie es bei den größeren Schulen fast immer der Fall ist, lediglich ein Organisator ist, sondern er muß gleichzeitig der Hauptlehrer sein. Der Anfangsunterricht ist der wichtigste, ihn erteilt am allerbesten teilweise der Leiter des Instituts; er lernt so die Eigenart des Schülers kennen, mit dem er auch in den vorgeschrittenen Klassen und Werkstätten in persönlicher Fühlung bleibt. Er muß vor allem das Schülermaterial genau kennen, um eventuelle Mißgriffe der angestellten Lehrer erkennen zu können und die Gesamtorganisation der Art des Schülers intim anzupassen. Beobachtend und freundschaftlich anregend erstreckt sich der Einfluß auf das gesamte Leben des Schülers.

Ein derartiges Institut müßte stets möglichst in der Nähe der freien Natur, wo sich auch Platz für Bewegungsspiele findet, gelegen sein. Die Kunstsammlungen und besonders die naturwissenschaftlichen Sammlungen, der zoologische Garten sind dem Schüler in jeder Weise leicht zugänglich zu machen. Im Sommer findet für einzelne Klassen ein Unterricht auf dem Lande statt.

Aus all dem geht hervor, daß der Lehrer nicht nur ein frischer, froher, in jeder Weise kultivierter Mensch, sondern auch ein Mann der Praxis sein muß. Er ist der Mächtige dem Schüler gegenüber, den er gar zu leicht auch nach seinen eigenen Irrtümern leiten kann. Diese Irrtümer wird er am besten korrigieren, wenn er im steten Verkehr mit den ihm gegenüber mächtigen Forderungen der Praxis und des Marktes bleibt. Es ist ihm nicht nur zu gestatten, sondern von ihm zu fordern, daß er selbst Aufträge annimmt und ausführt.

Aber auch die Schülerarbeiten sind nach Möglichkeit schon während der Studienzeit auf ihre Marktfähigkeit zu prüfen. Die Leitung der Schule hat daher eine Geschäftsstelle einzurichten, welche für Schüler und Lehrer Aufträge auf Entwürfe allein sowohl, als auf Entwürfe und Ausführung vermittelt. Um zu vermeiden, daß daraus für Handel und Gewerbe eine, aus Staats- und städtischen Mitteln subventionierte Konkurrenz entsteht, ist die Geschäftsstelle pekuniär selbständig, hat sich also aus eigener Kraft zu erhalten. Ferner würden die Lehrwerkstätten im wesentlichen nur als Modellwerkstätten in Betracht kommen, so daß bei einer größeren Anzahl von Wiederholungen desselben Gegenstandes sogar die Geschäftsstelle in der Lage sein würde, ihrerseits an den Gewerbetreibenden und Industriellen Aufträge zu erteilen. Wie lebensfähig eine derartige Organisation ist, kann ich aus eigener Erfahrung beurteilen; meine eigenen Schüler wenigstens, befinden sich in einem regen Verkehr mit Industriellen und Gewerbetreibenden, von denen sie Aufträge durch Vermittlung der Schulleitung erhalten und an diese auf demselben Wege die Aufträge, die von privaten Bestellern eingehen, zur Ausführung übergeben. Mittelbar wurden auf diese Weise aus ganz Deuschland Aufträge für Münchener und bayerische Firmen und Künstler gewonnen und ich glaube, es existiert kaum eine Branche, die dabei nicht schon in Betracht gekommen wäre.

Aus dem materiellen Bestehen in der Praxis lassen sich äußerst wertvolle Schlüsse auf die Zweckmäßigkeit des Unterrichs ziehen. Das Haschen nach materiellem Erfolg aber bringt die Gefahr mit sich, durch Konzessionen an einen verbildeten Geschmack des Publikums, den künstlerischen Wert in den Hintergrund treten zu lassen. Dafür muß die Persönlichkeit des Mannes, der an der Spitze eines derartigen Institutes steht, bürgen, der nach seiner Ueberzeugung handelt, sie freimütig bekennt und der guten Sache, der er dient, zum Siege verhilft, nicht als blinder Idealist, wohl aber als weitschauender Praktiker. Schüler und Lehrer seien getragen von dem Bewußtsein, daß sie auch mit den kleinen Mühen des Tages die großen Werte des Lebens schaffen helfen. Das ist der Geist Leonardos, der auch die geringste Tat heiligt und das Höchste vermenschlicht, der den Unterschied verwischt zwischen Künstler und Handwerker; alle sind der Menschheit Diener. Dies sollen wir lehren und lernen in der bildenden Kunst.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

3.

Garibaldi kam mit verwundetem Herzen nach Caprera zurück. Einige Tage war er still und unzugänglich, dann beteiligte er sich wie sonst an den Arbeiten, die die Jahreszeiten mit sich brachten, und es schien keine Spur von dem was er erlebt hatte, zurückgeblieben zu sein. Wenn das Wetter günstig war, wurden Schießübungen angestellt, an denen sich auch seine Tochter Teresita beteiligte; er lud das Gewehr für sie, folgte ihren Bewegungen mit aufmerksamen Augen und freute sich, wenn sie das Ziel getroffen hatte. Sie machte sich nichts daraus, um so mehr aus seinem Lobe. Sie war damals achtzehn Jahre alt, feurig, hilfreich, sorglos und fröhlich und führte eine mütterliche Herrschaft über ihre Brüder und deren Freunde. Es beglückte sie, ihren Vater so lange und allein für sich zu haben, und ihr helles Jubilieren hallte an den Felsen vorüber in das frühlingswilde Rauschen des Meeres. Zuweilen sprang sie ihm unversehens an den Hals und küßte ihn stürmisch, winkte ihren Brüdern oder denen, die gerade in der Nähe waren, daß sie ihr die Hände reichten, um einen Kreis um ihn herum zu bilden, und sang, während sie ihn umtanzten, ein altes Liedchen: Gefangener, o mein Gefangener, frei wirst du nicht, bis diese Ketten zerreißen, bis diese Mauern verfallen, bis diese Sterne erblinden, die deine Wächter sind! Sie hatte eine wohllautende Stimme, die wie ein Echo der ihres Vaters klang. An den Abenden las Garibaldi oft aus den wenigen Büchern, die er liebte, vor, aus den Kommentaren von Cäsar oder aus den Gedichten des Ugo Foscolo.

Dieser glücklichen Tage waren indessen wenige, denn die Schiffe brachten bald Besuche und Briefschaften, die Garibaldi in Anspruch nahmen. Ein Brief von Rosolino Pilo teilte ihm mit, in kurzer Zeit werde die Revolution in Sizilien ausbrechen; diejenigen, die ihr Leben daran wagten, hofften auf ihn, er möge die hilflos gegen übermächtige Gewalten ringenden Brüder nicht verlassen. Es handle sich nicht mehr um Republik, die Sizilianer alle seien willens, die Fahne, die Garibaldi ergriffen habe, anzunehmen, Italien und Viktor Emanuel. Er selbst wolle, sowie Garibaldi seine Zusage gegeben habe, vorausfahren, um das Feuer der Revolution mit der Kunde seines günstigen Willens anzufachen. Ein schöner Lorbeer harre seiner auf der Insel im Süden, er möge gehen und ihn seinem Haupte pflücken.

So wenig wie Garibaldi je einen Ertrinkenden hätte untergehen lassen, wenn Rettung möglich gewesen wäre, kam es ihm in den Sinn, sich den

Sizilianern zu versagen; er antwortete kurz, daß er jederzeit bereit sei, die verlangte Hilfe zu leisten, wenn es sich zeige, daß das Volk wirklich entschlossen sei, die bourbonische Herrschaft abzuwerfen. Doch müsse er bemerken, daß der Zeitpunkt ihm nicht geeignet erscheine; denn die Regierungen wollten alles auf diplomatischem Wege erreichen und würden vielleicht eine eigenmächtige Tat des Volkes, die ihre Berechnungen durchkreuzte, verleugnen. Sie müßten wissen, daß sie auf niemand als auf sich selbst zählen könnten.

Bald darauf erschien ein von den Führern der Insurrektion Abgesandter auf Caprera, um mit Garibaldi persönlich wegen der geplanten Hilfsexpedition zu sprechen; aber inzwischen waren Nachrichten aus Turin angelangt, die den General mehr als alles beschäftigten: daß nämlich Napoleon ernstlich auf die Abtretung von Savoyen und Nizza dränge, und daß Cavour, der jetzt wieder zur Regierung gelangt war, darauf einzugehen fest entschlossen sei, wenn der Kaiser das neue Königreich Oberitalien, wie es sich durch den Anschluß der Lombardei, der Herzogtümer und Toskanas gebildet habe, anerkennen wolle. Dies Gerücht, das von allen Seiten bestätigt wurde, so daß ihm keine Möglichkeit zu zweifeln blieb, setzte sein Gemüt in Aufruhr. Schon die Tatsache, daß Cavour an der Anerkennung des erreichten Zustandes so viel gelegen war, entrüstete ihn; denn sie bewies, daß er von neuen Eroberungen nichts wissen wollte, sondern mit der Erweiterung Sardiniens bereits ein ausreichendes Vaterland Italien geschaffen zu haben glaubte. Daß er aber dem Verzicht auf die Erfüllung der großen Sehnsucht einen überflüssigen und verräterischen Verzicht auf italienische Provinzen noch hinzufügen wollte, erschien ihm unerträglich, eine Herausforderung, der der König und das ganze Volk antworten müsse. Die kurze, dickliche Gestalt des Ministers, sein gemütliches, häßliches Gesicht mit den scharfen Augen, die hinter der Brille saßen und den auszulachen schienen, der sie zu erraten oder offen herauszufordern versuchte, tauchten in seiner Erinnerung auf, und ein schrecklicher Drang des Hasses preßte sein Herz zusammen. Niemals vorher hatte er die Abgeschlossenheit seiner Insel störend empfunden; jetzt war es ihm qualvoll, daß er nicht in derselben Stunde vor den Mann treten und Rechenschaft von ihm fordern konnte. Dieser hatte die Bewunderung und den Dank des ganzen Italien, auch seinen, angenommen und nichts anderes vermocht, als ein Stück Italiens mit einem andern Stück zu kaufen, das seine, Garibaldis, Heimat war. Er selbst hatte ihn als Erretter begrüßt, der ein Krämer, ein Mäkler war und mit Italien wie mit einer Ware handelte.

Daß es sich verwirklichen würde, glaubte er dennoch nicht, es schien ihm unmöglich, daß er, der so viel für Italien gekämpft und gelitten hatte, heimatlos in Italien werden sollte, ein Untertan des verhaßten Bonaparte. Er lebte; er würde es, wenn es nötig wäre, zum äußersten kommen lassen und den Eigenmächtigen, der Angehörige des Landes verschacherte, vor dem Parlamente des Hochverrats anklagen. Er vertraute den Gesetzen Sardiniens und mehr noch dem Könige; denn der konnte an dem traurigen Handel nicht be-

teiligt sein und nicht darein willigen. Um sich hierüber Sicherheit zu verschaffen, und seine Ungeduld zu beschwichtigen, schrieb er dem Könige, den Cavour schon von dem, was er für notwendig hielt, überzeugt hatte, und erhielt die Antwort Viktor Emanuels, er habe dem Königreich Italien, für das er Leben und Krone wagen wolle, das Stammland der Herzoge von Savoyen als Opfer gebracht; er glaube, Garibaldi könne für Italien tun, was er, sein König, getan habe.

Es war im Grunde die Meinung aller, daß es weniger unbillig sei, Savoyen abzutreten, das nach Sprache und Lage allenfalls als zu Frankreich gehörig angesehen werden konnte, als Nizza, für dessen Verlust kein Grund außer Frankreichs Willen geltend zu machen war. Wie dem indessen auch gewesen wäre, die Worte des Königs trafen und schmerzten Garibaldi wohl, waren aber nicht imstande, ihn in seinem Gefühl und seiner Ansicht irre zu machen. Mit Ungeduld erwartete er die nächste Abfahrt des Dampfers nach dem Festlande: er wollte nach Nizza reisen, um seine Landsleute zum Widerstand gegen die Umtriebe, die dem Anschluß an Frankreich geneigt zu machen, durch seine eigene Empörung zu entflammen, dann nach Turin und Genua, wo er seine Freunde zum Kampfe gegen den Minister und sein Werk zu vereinigen hoffte.

Bei Bertani, der seit einiger Zeit leidend war und oft im Bette liegen mußte, traf er Medici, seinen täglichen Gast und Pfleger, beide geschäftig über Plänen zu der Expedition nach Sizilien. Garibaldi wiederholte, daß er damit einverstanden sei, zu handeln, wenn es nötig würde, war aber bei diesem Gegenstande nicht festzuhalten, so sehr erfüllt war er von dem drohenden Verlust seiner Vaterstadt. Bertani gab seiner Entrüstung über die Abtretung italienischen Gebietes Ausdruck, Medici verteidigte die Maßregel als notwendig und brachte Argumente vor, mit denen Cavour sie zu erklären pflegte, wodurch er Garibaldis Unwillen reizte. „Willst du auch den Sklavenhändler verteidigen, der meine Mutter meinen Feinden verkauft?“ fragte er. Man müsse nicht glauben, sagte Medici, Cavour betreibe dies Geschäft gleichgültigen Gemütes, er litte darunter, aber in der Politik dürfen Rücksichten weder auf die eigene noch auf irgend eine andere Person genommen werden. Garibaldi schwieg grollend. Als Medici fortgegangen war, sagte Bertani erklärend, Medici sei kürzlich, von ihm veranlaßt, bei Cavour gewesen und einigermaßen unter seinen Einfluß geraten. Cavour habe sich augenscheinlich gefreut, diese beiden Offiziere, denn auch Bixio habe ihn besucht, an sich ziehen zu können; sie hätten von seinem vernünftigen, maßvollen und zugleich vorurteilsfreien und patriotischen Geiste einen starken Eindruck empfangen, besonders Medici, obwohl er immer treuer Anhänger Garibaldis sei und gewiß bleiben werde, bemühe sich seitdem, im Sinne des Ministers zu denken und zu handeln.

Garibaldi sagte nichts dazu. Bertani versprach ihm aus freien Stücken, im Parlamente oder wo er es sonst könne gegen die Abtretung Nizzas zu

wirken; aber niemand gab ihm Hoffnung, daß gegen den Willen des fast allmächtigen Ministers etwas durchzusetzen wäre.

Es war März, als Rosolino Pilo die Antwort Garibaldis auf seinen Brief erhielt; so wenig ermutigend sie klang, befriedigte sie ihn doch, und er beschloß, eine Gelegenheit, die sich gerade bot, zu benützen und nach Sizilien zu fahren, um den Genossen zu melden, daß Garibaldi Hilfe zugesagt habe. Er war von der sardinischen Regierung unter dem Vorwande, daß sie ihn für einen Spion halte, mehrere Monate lang im Gefängnis gehalten worden, und hatte sich, kaum befreit nach Genua begeben, um Crispi zu treffen. Er war in heiterer Stimmung und erzählt, wie genußreich das Leben im Gefängnis durch seine Ruhe und Regelmäßigkeit für ihn gewesen sein würde, wenn die Unruhe, was unterdessen aus den Angelegenheiten seiner Heimat würde, ihn nicht gequält hätte. Er hätte keine Spinne und keinen Vogel am Fenster zu Gefährten gehabt, sie aber auch nicht vermißt; denn die Gestalten eines wechselvollen Lebens mit schönen und rätselhaften Mienen hätten ihn im Reigen umwallt und die dunkle Zeit überschwänglich voll gemacht. Nur zuweilen lag über seinen Brauen Erschöpfung und Melancholie, was seiner stark erschütterten Gesundheit zugeschrieben werden konnte, die Bertani wiederherzustellen sich bemühte. Bertani mißbilligte die gefahrvolle und aufregende Reise, Crispi jedoch, der einzige, dessen Rat ihn hätte zurückhalten können, war dafür; denn er war der Ansicht, daß jedes Mittel müsse ergriffen werden, um die Ereignisse zu beschleunigen.

Um die Zeit der Abenddämmerung begleitete Crispi seinen Freund an den Hafen, wo das Segelschiff, das Rosolino Pilo benützen wollte, abfahren sollte. Sie betraten es zusammen und sprachen mit dem Eigentümer, einem zuverlässigen, patriotischen Manne, den sie seit lange kannten. Als Crispi fragte, wie alt das Schiff sei, es scheine so morsch, daß man sich fürchte, fest aufzutreten, erwiderte er lachend, wer so viel mitgemacht habe, wie seine Paranza, könne es immer noch einmal wagen, die alten Knochen knackten wohl, renkten sich aber wieder ein ohne zu zerbrechen. Dann gingen sie, da es noch Zeit war, am Strande auf und ab, die verschiedenen Möglichkeiten der nächsten Zukunft besprechend. Als das erste Pfeifen zum Zeichen der Abfahrt ertönte, sagte Crispi plötzlich: „Warum reisest du eigentlich jetzt schon? Ist es nicht übereilt? Wäre es nicht besser, noch zu warten?" worauf Pilo ihn verwundert ansah, dann lachte und antwortete: „Das kommt auf dich an, sorge du dafür, daß Garibaldi mir bald nachfolgt, dann war es die rechte Zeit. Mir sagt das Herz, wenn wir uns wiedersehen, wird Sizilien frei sein." Sie umarmten und küßten sich mehrere Male, bevor sie sich trennten. Langsam fuhr das Schiff auf dem sanft sich hinwälzenden Meere in die helle Nacht hinein.

Der Ausbruch der Revolution in Palermo war auf den sechsten April festgesetzt; als aber am zweiten alle Vorbereitungen getroffen waren, verlangte Giovanni Riso, der Vater des Francesco, der der Anführer des Aufstandes

war, man solle sofort losschlagen, damit nicht noch neue, unvorhergesehene Hindernisse entständen. Francesco, der Brunnenmeister, ein besonnener Mann, der sich seit seiner Kindheit daran gewöhnt hatte, die Ungeduld des Vaters im Zaume zu halten, stimmte dafür, den einmal festgesetzten Tag zu erwarten, einzig die Besorgnis, der Plan könne noch verraten werden, ließ auch ihm eine Beschleunigung vorteilhaft erscheinen. Die Verschwörung hatte viele Mitwisser, erstlich in der Aristokratie, welche die eigentlichen Unternehmer waren und die Geldmittel hergegeben hatten, zweitens unter Handwerkern und Arbeitern, mit denen Francesco Riso das Castell überrumpeln und dadurch das Zeichen der allgemeinen Erhebung geben wollte, und schließlich die Mönche des Klosters La Gancia, wo die Empörer ihre Waffen verborgen hielten; unter diesen, die zum größten Teile der Revolution abgeneigt waren, konnte am ehesten ein Verräter sein. Francesco wollte sich noch mit einigen der angesehensten Herren beraten, bevor er einen Entschluß faßte.

Um die Abendzeit ging Fida, die Mutter des Francesco Riso, an das Meer, wo auf einer Säule das Bild der Maria im Rosenkranze stand, zu der die Fischer vor ihrer Abfahrt und bei ihrer Heimkehr zu beten pflegten. Auch sie verrichtete ein Gebet vor der Göttin und setzte sich auf einen Stein, um die Ankunft der Fischer zu erwarten; es sollte ihr nämlich ein Zeichen bedeuten, ob der erste, der zum Strande käme, einen guten Fang getan hätte, in diesem Falle wollte sie ihrem Manne und ihrem Sohne raten, den Aufstand sofort zu beginnen, da das Ende glücklich sein werde. Sie setzte sich so, daß die tiefe Sonne hinter ihr stand und sie ungeblendet dem Geflimmer des Lichtes auf dem Wasser zusehen konnte, das in zahllosen roten, veilchenblauen und goldenen Rosen aufzuquellen schien, ein Spiel der Anbetung zu den Füßen der meerbeherrschenden Jungfrau Mutter. Während des Wartens strickte sie und dachte an die vielfachen Sorgen und Freuden des Lebens. Um ihres Mannes willen hatte sie von jeher viel aushalten müssen. Als er das erste Mal um sie warb und sie ihn abschlägig beschied, weil seine ungestüme, stets bewegte Natur sie erschreckte, drohte er ihr, daß er sich töten würde. Um ihn zu strafen, den sie im Grunde doch liebte, beredete sie eine Freundin, ihn mit süßen Blicken und Worten zu umgarnen, was ihr so weit gelang, daß er sie zum Tanze führte und ihr ein rotes Seidentüchlein schenkte. Das Mädchen hatte sich bei diesem Spiele selbst ein wenig in Giovanni verliebt, gab aber getreulich das eroberte Tüchlein der Freundin, die es ihm nun triumphierend vorhalten konnte als einen Beweis seiner Flatterhaftigkeit. Nachdem sie ihn so beschämt hatte, heiratete sie ihn, was sie nie zu bereuen brauchte; denn er war gutherzig, fröhlich und unwandelbar treu und legte großen Wert auf die Meinungen seiner Frau, die ihm nie verraten hatte, welcher List sie sich einst gegen ihn bedient hatte. Allerdings hatte sie fest und wachsam sein müssen, um seiner Unbedachtsamkeit die Wage zu halten, sie war ihm eine Stütze gewesen, nicht er ihr. In ihrem Sohne Francesco war ihr ein Beistand gekommen, andererseits hatte er ihr mehr zu schaffen gemacht, als der leicht-

blütige Vater durch einen weitausgreifenden Geist, der über den Kreis, in den die Verhältnisse ihn gesetzt hatten, hinausstrebte. Der Druck und die Verfolgungen der bourbonischen Regierung empörten ihn so sehr, daß er, fast noch ein Knabe, nach Amerika auswandern wollte, nur die Vorstellungen der Mutter, daß er eben wegen dieser Zustände daheim bleiben müsse, um mit allen Kräften dem leidenden Vaterlande zu dienen, vermochten ihn seinen Plan aufzugeben. Billigte sie es nun auch, daß er sich an den patriotischen Umtrieben beteiligte, so machte es ihr doch nicht geringe Sorge und hätte ihr noch mehr gemacht, wenn sie nicht das größte Vertrauen in seine Ueberlegenheit und seinen Erfolg gehabt hätte.

Frauen und Kinder entdeckten die alte Fida, wie sie aufrecht auf dem Steine saß und strickte, und drängten sich um sie, die ihnen als märchenkundig wohl bekannt war, mit der Bitte, etwas zu erzählen, aber sie wehrte freundlich ab und blickte unverwandt auf das Meer, das sich schon mit winzigen Nachen der Heimkehrenden bedeckte. Ihre Spannung wuchs mit jeder Minute; bald war ein Boot allen andern voran, verweilte dann aber wieder, weil der Fischer mit den Netzen beschäftigt war, andere wurden durch scherzhafte Wechselreden mit den am Ufer Wartenden aufgehalten; eines, dessen Insassen in auffallender Bewegung waren, was auf besondere Ausbeute schließen ließ, ruderte gemächlich, sodaß es unmöglich schien, es werde zuerst ankommen, dennoch landete es plötzlich unweit der hohen Madonna vor allen anderen, von den neugierigen Zuschauern jubelnd empfangen. Die alte Frau, die die gemächliche Fahrt des Nachens mit Herzklopfen begleitet hatte, mischte sich unter die Umstehenden, denen die Fischer schon während des Ausladens von dem unverhofften Fang eines großen Schwertfisches zu erzählen begannen. So war die Entscheidung wundervoll gefallen; denn ein besseres Zeichen als ein Schwert aus dem Meere hätte nicht kommen können. Sie nahm sich die Zeit, das seltene Tier zu betrachten und seinen mutmaßlichen Wert mit den Fischern zu besprechen, dann trat sie langsam den Heimweg an, erst die Schritte beschleunigend, als sie sich ihrem Hause näherte.

Sie fand Giovanni, Francesco und noch einige Männer im Wohnzimmer mit dem Anfertigen von Patronen beschäftigt. Bei ihrem Eintritt wurde der Alte unruhig und gab seinem Sohne Winke, zu schweigen, da er fürchtete, daß seine Frau seinem Wunsche, sofort loszuschlagen, entgegen sein würde; anstatt dessen sah sie alle mit hellstrahlenden Augen an und sagte, indem sie eine Hand auf den Kopf ihres Sohnes legte, die Mutter Gottes vom Meere habe ihr ein Zeichen gegeben, daß sie den Kampf unverzüglich beginnen sollten, und daß er glücklich enden würde. Während Francesco zwar die Hand seiner Mutter küßte, ihr zugleich aber in die Augen lächelte, da er weder fromm noch abergläubisch war, geriet der Alte durch die Zustimmung seiner Frau und der heiligen Jungfrau in eine Laune übermütiger Fröhlichkeit, sodaß sein Sohn und Fida ihn fortwährend ersuchen mußten, sich ruhig zu verhalten und Vorsicht zu üben; er hatte noch immer ein anmutiges Gesicht mit schmalen

Augen, die schelmisch funkelten, und eine schöne Stimme, die fast von selbst in Gesang überzugehen schien. Mitten in der Nacht klopfte es an das Haustor; Francesco eilte hinunter und führte den Ankömmling in ein Zimmer zu ebener Erde, das oft zu geheimen Zusammenkünften diente. Es war der junge Graf Battalunga, der meldete, er habe Nachrichten aus Messina, daß Rosolino Pilo dort gelandet sei und im Gebirge Truppen sammle, daß er versichere, Garibaldi werde kommen, sowie er sehe, daß es den Sizilianern ernst sei, und daß infolgedessen er, der Graf, und seine Freunde, der Ansicht seien, man solle den Ausbruch der Revolution um keinen Tag länger als nötig hinausschieben. „Wir verlassen uns auf Euch", sagte der Graf, während Francesco ihn zum Tore hinaus ließ. „Auf mich ja", erwiderte Francesco mit einem Lächeln, „nicht auf das Glück, ich freie darum, aber es hat mir sein Jawort noch nicht gegeben." Indessen war seine Miene heiter und zuversichtlich, als er wieder ins Wohnzimmer eintrat und den ungeduldig Harrenden die gute Nachricht brachte. „So werden wir also endlich", rief der Alte, „jenen Garibaldi sehen, auf den wir im Jahre 1848 vergebens hofften", und erzählte von den Träumen und Entmutigungen der Vergangenheit, zugleich daraus Verheißung für das Gelingen der Gegenwart schöpfend. Ein paar Frauen, die um Fida herum in einer Ecke des Zimmers saßen, flüsterten ängstlich, was sie von Garibaldi gehört hatten; daß er das Blut seiner Feinde getrunken habe, daß er die kleinen Kinder umbrächte, daß er ein Heide sei, die Bilder der Heiligen verbrenne und den Namen Gottes verfluche, daß er dem Teufel verschrieben sei. Fida schalt sie törichte Kinder, daß sie den Erfindungen schlechter Pfaffen und Söldner der Tyrannei Glauben schenkten; ob nicht Bruder Clemente gesagt habe, daß Garibaldi von Gott auserwählt sei, um die Ketten der Bedrückten zu lösen? ob sie nicht wüßten, daß er so schön sei wie die Erzengel, die neben Gottes Thron ständen, in Feuer gebadet, unverletzlich, unbesiegbar? Ob sie nicht wüßten, daß er nicht nur selbst sein Brot mit den Armen teilte, sondern, wie die Sonne, die harten Herzen der Menschen erweichte, so daß sie die Ueberbürdeten entlasteten und den Darbenden Hilfe spendeten? Zuweilen, erzählte sie, rasteten im Herbst auf den Inseln große rosenrote Vögel, die nach Afrika flögen, und es käme vor, daß einer von ihnen zurückbliebe und stürbe. Aus den Knochen eines solchen Vogels hätten in alten Zeiten die Ziegenhirten Flöten gemacht und darauf geblasen, und es sei der Ton derselben so süß gewesen, daß die Menschen davon bezaubert worden und in Wahnsinn verfallen wären; deshalb sei es verboten worden, auf den Knochen dieser Vögel zu spielen. So sei die Stimme Garibaldis: die Stämme der Pinien, die Felsen im Meere, das Meer selbst beuge sich nach ihr, wen er frage, der müsse bekennen, wen er anriefe, der müsse folgen. Ob sie nicht wüßten, daß er den Papst von Rom überwinden werde? Denn der Papst sei von Gott abgefallen, habe die Armut in den Staub getreten und das Laster gekrönt und den Drachen der Sünde sich in der heiligen Kirche breitmachen lassen; aber Gott habe einen reinen Blitz vom Himmel geworfen, um den Unrat zu verzehren,

das sei Garibaldi. Wenn er Sizilien frei gemacht habe, werde er nach Rom gehen, den Drachen vernichten und die Säulen der Kirche von neuem aufrichten, sodaß ihr Dach wie der gestirnte Himmel sich über der ganzen Erde wölbe. Auch die Männer hörten der Mutter Fida bis in die tiefe Nacht hinein mit Anteil zu.

Am Abend des folgenden Tages gingen die Mönche des Klosters La Gancia nicht zur gewöhnlichen Zeit zu Bette. Der Abt, der aus vornehmer und reicher Familie stammte, hatte es ungern gesehen, obwohl er mit den Liberalen sympathisierte, daß sein Kloster der Schauplatz einer Rebellion werden sollte, aber er hatte dem Drängen und Drohen der Verschwörer und der Fürsprache einiger Mönche, die Anhänger der revolutionären Bewegung waren, nachgegeben. Jetzt war er erschöpft und doch zu unruhig, um schlafen zu können; bald stand er auf und betete vor einem Kruzifix, das die schmale Wand des Refektoriums teilte, bald setzte er sich zu den übrigen und gab seinen Bedenken Ausdruck. Es sei wahr, sagte er, Sizilien werde nicht gut regiert, man habe bessere Zeiten gesehen; allein man hätte erwarten sollen, wie der junge König sich anstellen werde. Was für Unrecht hätte er während seiner kurzen Regierung tun können? Man hätte ihm Zeit lassen sollen, das Gute zu ergreifen. Was für Folgen es für das Kloster haben werde, wenn bekannt würde, daß sie um die Verschwörung gewußt hätten? Und doch hätte er nicht das Herz gehabt, die Männer, die ihr Vaterland und die Freiheit liebten, zu verraten. Ein junger Mönch, der eben an diesem Tage den bevorstehenden Ausbruch der Revolution dem Gouverneur von Palermo verraten hatte, hörte diesen Gesprächen schweigend, mit wachender Beängstigung zu. Er hatte ein hübsches, schmales Gesicht mit sanften Augen und ein fügsames, geräuschloses Wesen; er hatte sich mehr zu den patriotisch gesinnten Mönchen gehalten, als zu denen, die dem Papst und dem Könige anhingen, die bei weitem in der Mehrzahl waren, und da er ohnehin für gleichgültig und fast dumm gehalten wurde, ahnte niemand, daß er etwas Schädliches unternehmen könne. Vermeintliche Frömmigkeit und ein dunkler Trieb, etwas anzustiften, hatten ihn bewogen, den Verrat zu begehen, kaum jedoch hatte er ihn ausgeführt, als sich seiner die Furcht bemächtigte, eine verdammenswerte Tat getan und unberechenbare Schrecknisse hervorgerufen zu haben. Die Blässe seiner Wangen und der Ausdruck unbegreiflichen Entsetzens in seinen Augen hatten etwas Aufregendes, das sich allen mitteilte. Den Abt litt es nicht länger im Zimmer, und er ging mit mehreren Brüdern n den Klostergarten, wo er vor den Gemüsebeeten verweilte, obwohl der Mond umwölkt und wenig zu erkennen war. Dann traten sie in den durch Laternen erleuchteten Stall ein, wo es warm war und würzig roch, und wo der gleichmäßige Atem der schlafenden Tiere, dem Takt einer nächtlichen Uhr vergleichbar, auf und ab ging. Der Abt ging die Reihen der Kühe, Esel und Ziegen entlang und streichelte ihnen das Fell, wobei einige von ihnen aus dem Schlafe auffuhren und den Kopf nach ihm wendeten. Als er das Miauen einer Katze hörte, fiel ihm ein, daß seit dem vergangenen Tage in einem Winkel des Stalles ein Nest junger Katzen war, und er ging hin, um die kleinen Tiere

zu betrachten, bemerkte aber, daß alle vier, auch das schwarz und weiß gefleckte, das ihm besonders gefallen hatte, auf der Seite wie leblos dalagen. Er kniete nicht ohne Anstrengung bei dem Neste nieder und betastete die kleinen Leichname, die die alte Katze leidenschaftlich beleckte: er konnte es ebensowenig wie sie fassen, daß sie wirklich tot sein sollten. Während er mit Hilfe des Bruders ein Loch in die Erde machte, um die Kätzchen zu begraben, beklagte er ihr vorzeitiges Sterben und äußerte Vermutungen über die Ursache des Todes; er habe doch, sagte er, den Stall selbst geweiht und gesegnet, und außer den Mönchen sei keiner, soviel er wisse, aus- und eingegangen. Da die alte Katze sich sogleich daran machte, die Jungen wieder hervorzuscharren, schleppte der Abt sie mehrere Male gewaltsam fort, bis der Bruder einen Stein auf die Stelle legte, den sie kläglich miauend umstrich; dann verließen beide traurig und kopfschüttelnd den Stall.

Sie waren eben wieder vom Garten aus in das Kloster eingetreten, als die zurückgebliebenen Mönche ihnen mit der Meldung entgegenkamen, daß sie an der äußeren Pforte das Anpochen der Verschworenen gehört hätten, worauf der Abt seufzte und befahl, sie einzulassen.

Am zweiten April tagte in Turin das erste Parlament des neuen Staates, den Viktor Emanuel in der Eröffnungsrede das Italien der Italiener nannte. Diese Rede hatte Farini, der Meister der Sentenzen, entworfen, doch hatte der König auf gewissen Wendungen, die seine tapfere und ehrliche Gesinnung ausdrückten, bestanden. Das frohe Siegesgefühl der Versammlung dämpfte nur der Umstand, daß was sie zunächst beschäftigen mußte, die Abtretung von Savoyen und Nizza war; denn wenn auch die Mehrzahl der Deputierten zu sehr von Cavours Meinung abhingen, um dagegen zu stimmen, bedrückte doch alle mehr oder weniger das Bewußtsein, an einer Handlung mitzuwirken, die wohl eine politische Klugheit, nicht aber von Größe, Kraft und Folgerichtigkeit zeugte. Unter den wenigen, die entschlossen waren, sich zu widersetzen, waren Bertani, der Florentiner Guerazzi, General Fanti, der zu stolz war, um seine Ansicht der Cavours zu unterwerfen und die Gelegenheit nicht ungern ergriff, ihm und jedermann seine Selbständigkeit zu beweisen, und einige Nizzarden. Wie es vorausgesehen war, wurde über die Interpellation Garibaldis, die in der zweiten Sitzung stattfand, hinweggegangen: Cavour lag daran, daß das Geschäft so schleunig und geräuschlos wie möglich betrieben wurde.

In diesen Tagen traf die Nachricht von dem unglücklichen Verlaufe des Aufstandes in Palermo ein: in der Morgenstunde des vierten April hatten die bourbonischen Soldaten, durch Verrat von dem Plane unterrichtet, das Kloster La Gancia, in dem die Verschworenen sich versammelten, umzingelt; ein Kampf hatte sich entsponnen, in dem die meisten getötet, andere, unter ihnen Giovanni und Francesco Riso gefangen wurden, der letztere schwer verwundet. Auch die Klosterbrüder, die die Bourbonisten ohne weiteres für Mitschuldige hielten, wurden zum Teil in das mörderische Gefecht verwickelt,

der Abt selbst empfing eine tödliche Wunde. Einer von den Mönchen, der junge Bruder Alisio, war gleich im Beginne der Schlacht in den Turm gelaufen und hatte die Sturmglocke des Klosters geläutet, um die Mitverschworenen zur Hilfe des verlorenen Haufens herbeizurufen; allein Palermo war still geblieben. Im Laufe des Tages waren mehrere Edelleute, die der Teilnahme an dem Aufstande verdächtig waren, verhaftet worden, andere hatten sich, dadurch gewarnt, geflüchtet.

Crispi und Bixio begaben sich sofort zu Garibaldi, um ihn von diesen Vorfällen in Kenntnis zu setzen; denn sie hielten es für wichtig, daß ihm das, was ihm doch nicht verborgen bleiben konnte, zuerst von ihnen dargestellt würde. Garibaldi, der sich wegen Nizza in verdüsterter Stimmung befand, sah Crispi zum erstenmal und empfing ihn, da er sich dachte, daß ihn die sizilianische Angelegenheit zu ihm führte, zurückhaltend, jedoch sein kluges, von Entschlossenheit blitzendes Gesicht und sein ernstes Wesen gefiel ihm. „Ihr müßt ein furchtloser Mann sein", sagte er zu ihm mit bezug auf die gefahrvollen Reisen, die der Sizilianer durch seine Heimat gemacht hatte. „Ich fürchte ein ruhmloses und müßiges Leben, nicht den Tod", sagte Crispi, indem er den prüfenden Blick des Generals fest und feurig erwiderte, „das ist alles." Garibaldi lächelte zufrieden. „Mit solcher Gesinnung steigt man hoch", sagte er. Nachdem Crispi noch einige ihn selbst betreffende Fragen Garibaldis beantwortet hatte, erzählte er von den Ereignissen in Palermo: die Revolution sei wohl vorbereitet gewesen, es hätte vollkommene Einigkeit geherrscht, nicht an Waffen gefehlt, in den Bergen von Palermo wären Truppen bereit gewesen, alle größeren Städte würden sich auf das in Palermo gegebene Zeichen erhoben haben, einzig durch Verrat wäre es dem Gouverneur möglich gewesen, die Bewegung noch vor dem eigentlichen Ausbruch zu ersticken; so niederschlagend die bis jetzt eingetroffenen Nachrichten lauteten, sei es doch gerade deswegen notwendig, den Unglücklichen beizuspringen. Es erschien Garibaldi vor allem bedenklich, daß in der großen Stadt sich niemand gerührt habe, den Ueberfallenen beizuspringen; das deute nicht auf Einmütigkeit und Entschlossenheit, wovon Crispi gesprochen habe. Der Schrecken eines plötzlichen, unberechneten Ereignisses pflege lähmend auf die Menschen zu wirken, sagte Crispi; freilich fehle in der Organisation der sizilianischen Bewegungen eines, nämlich ein Haupt, dem alle blindlings gehorchten, ein Wille, der die von Leben zuckenden Teile zu einem wirksamen Körper zusammenzwinge. Franceso Riso sei ein guter tüchtiger Mann, doch reiche sein Einfluß nicht weit, es gebe auch unter dem Adel manchen, der in seinem Kreise mit Erfolg und zu guten Zwecken herrsche, keinen der Atem habe aus dem Chaos zu schaffen. Das könne Garibaldi sein. Garibaldi sah schweigend vor sich nieder.

Bixio, für dessen Ungeduld Crispi nicht stürmisch genug redete, konnte sich nicht enthalten, seine Enttäuschung laut werden zu lassen. Ob denn die Großmut anderer, sagte er zu Garibaldi, der seinigen zuvorkommen solle?

In Genua habe sich bereits eine Gesellschaft gebildet, um den kämpfenden Brüdern in Sizilien Hilfe zu bringen, Geld und Waffen strömten zu. La Masa brenne vor Begierde sich einzuschiffen, Fahrzeuge ständen ihm, Gott weiß woher, zur Verfügung. Hielten Bertani, er und Crispi ihn nicht zurück, er würde gehen und die jungen Leute mit sich ziehen, die unzählbar täglich einträfen. „Das wäre schlimm, und ihr tut wohl, ihn zurückzuhalten", sagte Garibaldi ruhig. „General", sagte Crispi, „er fährt nicht ab, solange ich lebe. Dies ist Euer Werk." „Mein Werk", antwortete Garibaldi, „ist nicht nur Sizilien, sondern auch Rom und Venedig zu befreien. Das gibt man nicht den Zufällen aufbrausender Begeisterung preis. Ich will es nicht wagen, ich will es tun, darum muß ich es bedenken." Er beauftragte Crispi, einstweilen sich umzusehen, ob die aus seiner Sammlung hervorgegangenen Gelder und Waffen, die in Mailand verwahrt werden, zu erhalten sein würden, Bixio, Schritte wegen der Dampfschiffe zu tun, die man brauchen würde. „Also ist es beschlossen, daß wir fahren?" fragte Bixio mit funkelnden Augen. „Ich habe nichts beschlossen", entgegnete Garialdi. „Zunächst will ich die weiteren Nachrichten aus Sizilien erwarten, was für Maßregeln die andern Städte ergreifen, ob der Aufstand trotz der Niederlage in Palermo um sich greift, oder ganz erlischt. Inzwischen trefft Ihr Vorbereitungen, damit beisammen ist, was wir brauchen, wenn es Zeit ist."

Bixio war nicht zufrieden; als sie Garibaldi verlassen hatten, sagte er zu Crispi, der General sei nicht so anteilvoll, wie er geglaubt hätte; die Rücksicht, die er auf die Regierung zu nehmen für nötig halte, enge ihn ein, er sei größer gewesen, als er allein gestanden habe. „Und doch seid Ihr es", sagte Crispi, „der auf den Grafen Cavour schwört, der ihm und Viktor Emanuel zu Liebe den Republikaner mit einem Handgriff von sich getan hat!" Bixio gab es ärgerlich verlegen zu; doch müsse Viktor Emanuel sich gutwillig zum Könige von Italien machen lassen, das sei der selbstverständliche Vorbehalt dabei gewesen, tue er das nicht, so sei er, Bixio, mit ihm fertig.

Indessen ließ Garibaldi durch Gaetano Sacchi, der mit seiner Billigung ein Kommando in der königlichen Armee angenommen hatte, die Meinung Viktor Emanuels über Sizilien erforschen. Erfreut berichtete Sacchi, der König habe dem Plane, etwas für Sizilien zu tun, durchaus zugestimmt; er habe die Ansicht geäußert, es müsse rasch gehandelt werden, nur mutiges Zugreifen könne die italienischen Verwickelungen lösen. Auch mit Garibaldis Wunsch, Sacchi und sein Regiment mitzunehmen, habe er sich einverstanden erklärt. „Ich stehe für meine Leute", sagte Sacchi, „Chiassi, Isnardi werden jubeln, wie ich es tue. General, die großen Tage werden wiederkehren." „Ich hoffe es", sagte Garibaldi, „es kann nicht anders sein, wenn ich euch bei mir habe."

Ein paar Tage später empfing Garibaldi einen Brief des Königs, in dem er die durch Sacchi gegebene Zusage zurücknahm. Er warnte Garibaldi, daß, wenn er nach Sizilien gehe, er dies auf eigene Gefahr tun müsse, und erließ

das bestimmte Verbot, Sacchi und sein Regiment zu dem eigenmächtigen Unternehmen zu verwenden. Mit verwundetem Herzen teilte Garibaldi seinem alten Kriegsgefährten die Umstimmung des Königs mit, schärfte ihm selbst ein, Desertionen seiner Soldaten, von denen vielleicht manche Laufbahn und Leben aufs Spiel setzen würden, um ihm nach Sizilien zu folgen, nachdrücklich zu verhindern. Er zweifelte nicht daran, daß es Cavour sei, der zwar nicht den Sinn des Königs geändert, aber sein Handeln beeinflußt hatte; ihn, der sich Schöpfer Italiens nennen ließ, nannte er den bösen Genius des Königs. Es fiel ihm ein, daß Mazzini einmal gesagt hatte, Cavour und der König wollten nur die Güter, die sich mit gewissen Anstrengungen und Opfern erhandeln ließen; das Höchste, das die Götter nur den großen Herzen gäben, die auch das Unmögliche ergriffen, würden sie nie erreichen. Dennoch hatte er oft das große Herz des Königs zu erkennen geglaubt; Cavour legte seine kleine fette Hand darauf und drückte es zusammen. Er ging wie ein Viehhändler zu Markte und rieb sich die Hände, wenn er gegen ein Kälbchen einen kräftigen Stier eingetauscht hatte; manches andere Rind, das auch gut in seinen Stall gepaßt hätte, blinzelte er nur im Vorübergehen an und ließ nicht ein Wort laut werden, daß es ihm gefiele. Er konnte warten. Vielleicht würde der Besitzer des Viehes einmal in Not geraten und es billig abgeben; wer konnte wissen, ob es ihm nicht schließlich von selbst in den Stall gelaufen käme. Einstweilen wollte er seinen Ochsen bei sich eingewöhnen und nicht merken lassen, daß er auf weiteres rechnete.

Garibaldi erfüllte Widerwillen; er sehnte sich nach dem Augenblick, wo er im Parlament, wenn über die Abtretung von Savoyen und Nizza gesprochen würde, dem Minister gegenübertreten und ihn des Verrates anklagen könnte. Verschiedene Freunde berieten ihn, wie er seine Behauptungen und Forderungen am geeignetsten begründen solle; er hätte lieber seinen Groll nackt aus dem Herzen herausgeschrieen, aber er fügte sich der Einsicht, daß er damit nur seinen Zorn kühlen, nicht der Sache, die er vertrat, nützen würde. Trotz der Festigkeit der Gründe jedoch, die er und andere vorbrachten, und trotzdem es niemandem entging, daß Cavour die gewohnte Sicherheit in seiner Entgegnung vermissen ließ, erreichten die Verteidiger Nizzas nichts. Garibaldi, der neben Bertani saß, hörte die Reden der Abgeordneten an und betrachtete sie aufmerksam, als wolle er sich einprägen, wie die aussahen, die seine Heimat überlieferten. Er fühlte sich wie ein Fremder zwischen den Menschen, die ungerührt, als streiften sie einen alten Schuh von den Füßen, dem Minister oder dem Kaiser von Frankreich zu gefallen, eine blühende Erde, die auch Italien hieß, von ihrem Vaterlande losrissen, und Hunderte, die ihre Sprache sprachen, aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen. Es graute ihm bei der Vorstellung, daß diese Menschen Italien vertraten: es war anderswo; aber er hatte die Kraft nicht, diese Spiegelfechterei mit einer Geberde zu vernichten und zu sagen: hier bin ich, und dies ist mein Wille.

Auch Cavour war, obgleich er gesiegt hatte, mißvergnügt. Diejenigen,

die ihm widersprachen, kamen ihm unweise und plebejisch vor, weil sie politische Fragen mit dem Gemüte lösen wollten, oder verlogen, weil sie Worte machten, statt schlechthin das Notwendige zu tun; aber die weitläufigen Beistimmungen seiner Anhänger befriedigten ihn auch nicht. Er wäre gern schnell über die widerwärtige Sache hinweggegangen, die unnütz aufhielt, wo genug anderes zu tun war. Sein Empfinden war dem eines Familienvaters ähnlich, der sein Vermögen durch allerlei erfolgreiche Tätigkeit glücklich vermehrt hat und mit Genugtuung überblickt, von wo er ausging, wie weit er es gebracht hat, und wie hoch seine Nachkommen steigen können. Alles was den schönen Erfolg seiner Politik stören konnte, erbitterte ihn: er verwünschte Bertani, der öffentlich im Parlament ein Eingreifen der Regierung, eigentlich eine Beteiligung an der sizilianischen Revolution verlangt hatte, und die Heißsporne, die durch ihre Unvorsichtigkeit das Gerücht von einer bevorstehenden Hülfsexpedition in weite Kreise verbreiteten. Es ging ihm durch den Sinn, daß, da die Sache einmal so stand, es am besten wäre, wenn er selbst einen ihm Ergebenen mit der Leitung einer solchen betraute, wodurch zunächst der allgemeinen Meinung genuggetan würde und er doch in der Lage bliebe, die Angelegenheit nach seinem Willen zu gestalten; doch gab er den Plan wieder auf, teils weil es an einem geeigneten Manne fehlte, teils um nichts umsonst aufs Spiel zu setzen, denn im Grunde hoffte er, daß Garibaldi es doch nicht täte. Durch La Farina erfuhr er, daß der General trotz des Drängens von vielen Seiten noch nichts Entscheidendes gesagt oder vorgenommen hatte. Er selbst kannte ihn als einen Mann, der, was er nicht zu vollbringen hoffen konnte, nicht angriff; und wie konnte er auf ein glückliches Ende seiner tollkühnen Expedition rechnen? Die Flotte des Königs von Sizilien war so groß, daß schon das Ziel zu erreichen kaum möglich schien, die Armee zu bedeutend, als daß die Banden, die Garibaldi zur Verfügung hatte, sich ihr gegenüber würden halten können. Er und die meisten von ihnen, die ihm folgen würden, waren fremd auf der verhängnisvollen Insel; sie selbst in ihrer Eigenart, verhüllt, düster und glühend, konnte die Befreier plötzlich verderben, sie als Eindringlinge in ihren Schluchten erwürgen oder der Rache ihrer Bedrücker ausliefern. Wie viele hatten die Hand nach der Goldfrucht des Süden ausgestreckt, einer uralen Bezauberung unterliegend, und waren in verborgene Dolche gestürzt, um in die verräterische Erde ihr eigenes Blut zu ergießen. Garibaldi würde an die Brüder Bandiera und Pisacane denken und sich durch ihr Schicksal warnen lassen. Für den Fall, daß er aller vernünftigen Einsicht zum Trotz sich von den Schwärmern würde mitreißen lassen, behielt er sich vor, Maßregeln zu ergreifen, wenn es ihm nötig schiene, Gewalt zu brauchen. Inzwischen wollte er eine diplomatische Annäherung an den König von Neapel versuchen zum Zwecke eines Bündnisses, das dem Könige von Sardinien eine gewisse Einmischung in die Geschicke der beiden Sizilien gestatten würde, und so in seiner Weise an der Ausgestaltung Italiens arbeiten.

Nachdem Garibaldi den Kampf um Nizza hatte aufgeben müssen, ver-

ließ er Genua und nahm eine Einladung seines Freundes Vecchi an, der die Verteidigung Roms unter ihm mitgemacht und die große italienische Revolution der Jahre 1848 und 1849 mit ernster Unparteilichkeit beschrieben hatte. Demselben gehörte die Villa Spinola bei Quarto. Das Geflüster, daß Garibaldi nach Sizilien und von dort nach Rom gehen würde, lockte viele Freiwillige herbei, von denen eine Unzahl schon in Rom unter ihm gekämpft, andere als Alpenjäger seinen Siegeszug durch die Lombardei und das Veltlin mitgemacht hatten, schließlich Jünglinge, die, anno 1849 noch Kinder, mit den Geschichten seines Ruhmes herangewachsen waren. Es waren Lombarden, Genuesen, heimatlose Venezianer, Romagnolen und Sizilianer; aber auch Piemontesen waren darunter, solche sogar, die, von einem mächtigeren Gestirn gezogen, die königliche Armee verließen. Diese jungen Leute verschwiegen zwar, was sie vorhatten, wie es ihnen vorgeschrieben war, doch war es ihnen ohne Schwierigkeit anzusehen, denn sie waren je nach Gelegenheit und Vermögen kriegerisch ausstaffiert und verrieten sich außerdem durch ihre frohe Unruhe und stolze Gehobenheit im Gang, Haltung und Wesen. Von der Bewohnerschaft Genua's nahmen viele Anstoß daran, Bürgerssöhne sich wie Söldner eines Condottiere geberden zu sehen, als lebte man noch in den wüsten Zeiten des Mittelalters, wo Fehden zwischen Nachbarstädten und Tyrannen waren. Man verließ sich wohl darauf, daß die Regierung zur rechten Zeit die Hand auf diese Bewegung legen würde und mißbilligte es insgeheim, daß sie so lange zuwartete. Viele, die in früherer Zeit Garibaldi's Namen gern angeführt, und den Schimmer, der von ihm ausging, getrost in ihre Kreise hatten scheinen lassen, vergaßen das jetzt oder bereuten es, nannten ihn einen Zügellosen, der das an sich Löbliche durch Ausschweifung zum Frevel mache und des großen Grafen, nämlich Cavour's, wohlbedachte und wohltätige Pläne zerstöre, und mißbilligten die gewaltsame Vermischung der eigenen Geschicke mit denen des fernen Siziliens. In den Familien, wo Söhne waren, wuchs die Besorgnis, daß die Stimme des verhängnisvollen Mannes sie auch verführen könne; waren sie nicht anwesend, so mußte man fürchten, daß sie, wie viele andere, um das weiße Haus am Meere strichen, wo er wohnte, um ihn zu sehen oder seine Schritte zu vernehmen oder nur am Gefühl seiner Nähe sich zu berauschen.

Indessen vergingen den Führern die Tage in peinlichen Sorgen und Kämpfen. Bertani lag krank im Bette, arbeitete aber doch an der Ausrüstung der Expedition, und Offiziere, Geschäftsleute und Vermittler aller Art gingen unaufhörlich bei ihm ein und aus. Täglich versammelten sich Medici, Bixio, Crispi und Sirtori an seinem Lager, um das große Unternehmen zu besprechen, über welches noch keine Einigkeit unter ihnen herrschte; denn nur Bertani, Crispi und Bixio wollten, daß sogleich und unter allen Umständen zur Aktion geschritten würde. Medici hatte vielerlei Bedenken, namentlich, daß die Zustimmung des Grafen Cavour fehlte, Sirtori widerriet durchaus. Sirtori war Geistlicher gewesen und hatte lange zwischen dem einmal übernommenen Berufe und dem Drange, bei den großen Kämpfen um Italien tätig mitzu-

wirken, geschwankt, bis er sich entschloß, die Kutte abzuwerfen und das Schwert zu ergreifen. Sein Verstand war scharf und lebhaft genug, um zu zweifeln, aber sein Geist nicht so weitblickend, daß er in Wirrungen seinen eigenen Weg mit schneller Sicherheit gefunden hätte; so kam es, daß er übellaunig und widerspruchsvoll, heimlich sich quälend, beiseitestand, wenn andere vorwärts drängten, um schließlich seinem stärksten Gefühle, das nach Großem strebte, zu folgen. Unter den Offizieren, die im Jahre 1849 die Verteidigung Venedigs geleitet und den langen Widerstand ermöglicht hatten, war er neben Enrico Cosenz der bedeutendste; Garibaldi erkannte seine militärische Tüchtigkeit und legte Wert auf ihn. Er hatte das Ansehen eines Schwärmers und Propheten, hager und ernsthaft, immer schwarz gekleidet; es schien, als wolle er durch seine Lebensführung, die alle Pflichten ergriff und an allen Genüssen vorüberging, den Bruch des einst vollzogenen Gelübdes aufwiegen. Er hielt es kaum für möglich, daß Garibaldi die Bourbonen, die in Palermo und Messina starke Festungen besetzt hielten, aus Sizilien vertreiben könnte, für durchaus unausführbar ohne die Unterstützung Cavour's. Allerdings ließen gewisse Aeußerungen La Farina's, der die Absichten des Grafen kannte, darauf schließen, daß er, sofern es nur heimlich geschehen könnte, die Expedition begünstigen würde, aber als eine verläßliche Zusicherung konnte das nicht gelten. Bertani gab die Schwierigkeiten zu, wollte aber nicht, daß Garibaldi abgeraten würde; er kenne die Lage so gut wie ein anderer, sein Genius allein müsse entscheiden. Bixio war zornig, daß Unwillige und Unschlüssige überhaupt zu Garibaldi zugelassen wurden, am liebsten hätte er ihn eingeschlossen und mit niemandem außer ihm selber verkehren lassen; der General müsse gehen, sagte er, er müsse.

Garibaldi hörte und erwog alles, was ihm vorgetragen wurde, und ließ die Zurüstungen, die seine Offiziere betrieben, ungehindert fortgehen. Wenn Freiwillige zu ihm kamen, ließ er sie in Geduld warten, bis der Augenblick da sein würde. Einige kamen, die in früherer Zeit durch Mazzini in die politischen Dinge eingeführt waren, um aus des Generals eigenem Munde zu erfahren, ob er in Wahrheit für den König von Italien und nicht für die Republik ins Feld gehen wollte. Diesen sagte er, er selbst sei in seinem Sinne Republikaner, aber ihrer seien wenige, die dem Könige anhingen viele, also müßten die wenigen den vielen ihre Wünsche zum Opfer bringen, damit man einig werden könne, und beruhigte damit die meisten.

Auch Maurizio Quadrio, der nunmehr sechzigjährige, der, wie Crispi, heimlich in Sizilien gewesen war und für die Revolution gearbeitet hatte, suchte Garibaldi in der Villa Spinola auf, den er seit dem Tage des letzten Sturmes auf Rom nicht mehr gesehen hatte, und fragte ihn, ob es wahr sei, daß er den Namen des Königs auf seine Fahne setzen wolle. Garibaldi bestätigte es und gab die Gründe an, die ihn dazu bewogen hätten; Mazzini, fügte er hinzu, sei darin mit ihm einig. Quadrio schwieg eine Weile und sah traurig vor sich nieder; er würde, sagte er, die Jahre, die er noch zu leben hätte, alle hingeben, wenn er das erleben könnte, unter Garibaldi für

Siziliens Befreiung zu kämpfen. Das Leben hätte ihm nichts gebracht als Arbeit, Niederlagen und Enttäuschung, einmal hätte er Sieg und Vollendung erleben mögen. Garibaldi wurde lebhaft; er brauche, sagte er zu Quadrio, jetzt nicht an das Entlegene zu denken; er möge denken, daß es gelte, den verhaßten Tyrannen aus dem schönsten Lande zu treiben, er möge denken, daß es die Einheit Italiens gelte, daß sie auf dem Wege nach Rom wären. Wollte er aber weiter denken, so möge er von einer Zukunft träumen, wo das Volk einmütig danach verlangte, sich selbst zu regieren; sie würden nicht mehr dabei sein, aber was täte das? Italien bliebe und Rom. Quadrio richtete die trüben Augen bewegt auf Garibaldi; wann er gehen würde, fragte er. Bald, antwortete Garibaldi, er wisse den Tag noch nicht, Quadrio möge in Genua bleiben, damit er im letzten Augenblick noch sich entscheiden könne. Der gramvolle Ausdruck in dem durchfurchten Gesicht des trotzigen Alten rührte ihn. „Glaubt mir", sagte er, „daß ich nicht anders kann. Ich muß Italien machen, streitet ihr indes über die beste Regierungsform." „Nein, nein", rief der andere, „gerade weil Ihr Italien machen könnt, solltet Ihr es gut machen. Ihr habt die Macht, Gott hat sie Euch gegeben, warum wollt Ihr die Könige damit beschenken? Unter der Fahne von Sardinien kann ich Euch nicht folgen; denn ich kann meinem glücklosen Leben und den Tagen von Rom nicht untreu werden, das unterging, doch unvergängliche Größe zurückließ." Garibaldi sagte, indem er die Brauen finster zusammenzog: „Ja, es war groß, aber es ging unter. Immer waren Ruinen Italiens Ruhm." Maurizio Quadrio entfernte sich grollend und bekümmert.

Am 23. April trafen sich Crispi, Medici, Bixio und Sirtori bei Bertani, Sirtori von einem Besuche bei Cavour kommend. Da er nämlich gehört hatte, daß der Graf aus Florenz, wo er sich wegen der Krönung des Königs aufgehalten hatte, zurück sei, hatte er beschlossen, ihn selbst zu fragen, wie er sich zu der Expedition stelle, ob er sie unterstützen oder bekämpfen wolle; denn dessen müsse man vor allen Dingen sicher sein. Nun stimmte er nachdrücklicher als zuvor gegen das Unternehmen. Sie hätten, erzählte er, lange miteinander gesprochen, Cavour hätte vorgestellt, was schon bekannt sei, daß Krieg mit Oesterreich und Frankreich entstehen könne, besonders wenn Garibaldi auf Rom ziele. Als er, Sirtori, gesagt habe, es gehe nicht auf Rom, sondern auf Sizilien, habe der Graf plötzlich gesagt, wenn das sich so verhalte, sei es eine andere Sache, wenn es sich nur um Sizilien handle, sei er auch dabei, sowie aber Garibaldi einen Streich gegen Rom plane, müsse er ihn als Feind des Vaterlandes betrachten und behandeln. Er habe sich offenbar in großer Erregung befunden, und die Art und Weise, wie er sich ohne Wärme und innerliche Anteilnahme mit dem Zuge nach Sizilien einverstanden erklärt habe, sei ihm unliebsam aufgefallen. Er wisse mit Bestimmtheit, daß Cavour dem Könige habe zureden wollen, Garibaldi die Expedition zu verbieten, daß aber der König sich geweigert habe; daß Cavour geäußert habe, er werde Garibaldi festnehmen und einsperren lassen, um das

Abenteuer zu verhindern, und daß, als ihm erwidert sei, es werde sich niemand finden, der sich dessen getraue, er gesagt habe: so werde ich selbst ihn am Kragen fassen und ins Gefängnis führen. Schließlich könne er ihn, wenn er schon zu Schiffe und unterwegs sei, aufgreifen lassen. Daß er nun unvermittelt einem Garibaldi Nahestehenden gegenüber das Unternehmen billige, sei bedenklich; vielleicht suche er einen Grund, um Garibaldi unschädlich zu machen, vielleicht sei ihm eingefallen, daß Sizilien und die Bourbonen eben das besorgen könnten, wozu er sich ungern entschließen würde.

Die Männer blickten auf Sirtori und widersprachen lebhaft: solch finstere Gedanken sollten nicht geäußert werden. Cavour möge die Absichten Garibaldis mißbilligen, er sei menschlich und gerecht und könne den Tod eines so großen Mannes und vieler Edlen und Tapfern, die ihm folgten, nicht wünschen. Sirtori entgegnete: „So sprecht Ihr, weil ihr die Gefahren, die dem General drohen, nicht sehen wollt. Ihr stoßt ihn in den Tod. Euch wird Italien, wenn er fällt, verantwortlich machen." „Ich nehme es auf mich", sagte Crispi hochmütig. „Wenn es mir gelingt, wie ich hoffe, ihn zu überreden, werde ich stolz darauf sein. Ich kenne Sizilien und den General besser als ihr. La Masa und La Farina und den andern rate ich ab, zu gehen; denn sie würden unterliegen wie die Bandiera und wie Pisacane; aber wenn Garibaldi sich entschließt, zu gehen, so wird er auch siegen." Medici schüttelte den Kopf, das könne niemand voraussagen, meinte er. Er glaube nicht, daß Cavour auf Garibaldis Untergang rechne, doch wie gefährlich das Wagnis sei, dürfe man sich nicht verhehlen. Es sei unrichtig und eigentlich frevelhaft, etwas erzwingen zu wollen, was nicht in der Schickung gelegen sei; man könne ja ein Zusammentreffen günstiger Umstände abwarten, wo die Regierung mitzuwirken bereit sei. Er und Sirtori beschlossen, augenblicklich zu Garibaldi zu gehen und auf Grund des Gespräches mit Cavour in ihn zu dringen, daß er die Expedition aufgebe oder wenigstens verschiebe. Bixio hätte sie gewaltsam daran gehindert wenn es Bertani nicht gelungen wäre, ihn zu beschwichtigen.

Garibaldi hörte seinen beiden Offizieren ruhig und nachdenklich zu. Als sie geendet hatten, sagte er, er verkenne ihre Meinung nicht, zwar sei er entschlossen, zu gehen, aber er wolle ihnen nicht zureden, sich ihm anzuschließen in einer Sache, die sie nicht ganz billigten. Sie könnten ihm auch zurückbleibend nützen; gelinge ihm ein erster Schlag in Sizilien, so würde er Hilfstruppen nötig haben, die sie sammeln und ihm zuführen könnten. Sirtori sprang ungestüm auf, indem er sagte, wolle der General gehen, so werde er ihn begleiten, nichts könne ihn zurückhalten; ebenso beteuerte Medici, trotz Cavour und dem Könige Garibaldi zu folgen.

Inzwischen hatte Cavour einen Mann, der schon öfter zwischen beiden vermittelt hatte, an Garibaldi abgesandt, damit er ihm gütlich sein Vorhaben ausrede. Dieser entledigte sich seines Auftrages mit Geschick und verließ den General in der Meinung, daß seine Worte Eindruck auf ihn gemacht hätten.

Er teilte dem Minister mit, Garibaldi habe ihn gut aufgenommen, feste Zusagen zwar nicht gegeben, doch aus seinem Benehmen und seinen Aeußerungen im ganzen sei zu schließen, daß er selbst den Zeitpunkt nicht für geeignet halte. Noch am selben Tage meldete sich bei Garibaldi, von Bertani geschickt, derselbe Schiffer, der Rosolino Pilo nach Sizilien gefahren hatte und nun Nachrichten und Briefe desselben zurückbrachte. Der Anblick des gebräunten Mannes, der ihm zutraulich und ehrfürchtig zugleich Rede stand, versetzte Garibaldi in fröhliche Laune. Er berichtete von Rosolinis Fahrt, Landung und Abenteuern und gab seiner Begeisterung für den kühnen Sizilianer unverhohlenen Ausdruck. Das sei ein Mann, sagte er, zierlich von Gliedern und zart von Gesundheit, aber beherzt wie ein Riese; er habe ihn an eine verfallene Mühle gemahnt, wie man sie wohl in einsamen Tälern sehe, über deren Rad noch immer mit hellem Rauschen das Wasser stürze. Nie sei er verzagt gewesen, er rechne zuversichtlich auf Garibaldis Kommen und zweifle nicht am Erfolge; viele Male habe er von jenem künftigen Tage gesprochen, wo er Garibaldi in Sizilien begegnen und als Sieger begrüßen würde. „Ich werde kommen", sagte Garibaldi, „ich werde kommen. Wenn es möglich ist, werde ich ihn nicht im Stiche lassen." Er fragte den Schiffer über die Beschaffenheit der sizilianischen Küste und der verschiedenen Häfen aus und zeigte sich mit seinen Auseinandersetzungen zufrieden. Da Bixio zu dem Gespräche kam, rief er ihm entgegen: „Die Nachrichten sind gut. Rosolino Pilo erwartet mich, und ich will ihn nicht enttäuschen." Bixio machte einige Schritte auf den General zu, als wollte er ihn umarmen. „Sorge du für die Schiffe", sagte dieser lächelnd, „damit wir die Abfahrt nicht aufschieben müssen, wenn wir einmal entschlossen sind." Noch fehlte es an Geld und Waffen: Crispi kam aus Mailand mit der Nachricht zurück, der Gouverneur, Massimo d'Azeglio, habe die dort verwahrten Gewehre mit Beschlag belegt, weil er es für eine unerlaubte Sache halte, einem Privatmanne, der Garibaldi sei, Waffen zur Bekämpfung eines Fürsten zu geben, mit dem die Regierung in freundlichen Beziehungen stehe. Allein in Bezug auf Waffen konnte man auf eine Anzahl rechnen, die La Farina versprochen hatte, und auch Geld war zu beschaffen; es kamen Beiträge aus der Stadt Brescia und von Pavia, welches Adelaide Cairoli selbst überbrachte, die Mutter von fünf Söhnen, welche alle Freiwillige Garibaldis waren, und von denen einer im Kriege des vergangenen Jahres gefallen war, drei im Laufe der nächsten Jahre zu fallen bestimmt waren. Es war ihr Wunsch gewesen, den Mann zu sehen, der die Träume der vergangenen Geschlechter verwirklichen sollte, und dem, wie einer Gottheit, sie und viele andere Mütter ihre Söhne willig opfern mußten.

Die Abfahrt war auf einen der nächsten Tage festgesetzt, als eine Depesche von Nicola Fabrizi aus Malta eintraf, in der er anzeigte, die Revolution in Sizilien sei sowohl in den Städten wie in den Bergen vollständig niedergeschlagen. Crispi und Bixio, die in größter Besorgnis zu Garibaldi eilten, erklärte der General mit Bestimmtheit, unter diesen veränderten Um-

ständen gebe er die Expedition auf. Er habe die Bedingung gestellt, daß die Sizilianer den Kampf eröffneten; da sie den Widerstand aufgegeben hätten, wolle er ihn nicht gewaltsam von neuem anfachen. Crispi entgegnete beschwörend, Garibaldi möge nicht sofort eine Entscheidung treffen, ein Irrtum oder Mißverständnis sei nicht ausgeschlossen, es sei leicht möglich, daß die Depesche, die in Ziffern geschrieben war, unrichtig ausgelegt sei, er wolle mit Bertani sprechen, der am besten Bescheid wisse. Nein, sagte Garibaldi abwehrend, es sei umsonst, er solle nichts erfinden, um ihn umzustimmen, er wolle nicht soviel junges Blut Italiens, das ihm anvertraut wäre, opfern. Die Umstände seien nicht günstig, man müsse warten. Bixio, dem das Blut kochte, so daß ihm die Besinnung verging, sagte: „Mein General, die Schiffe und Soldaten sind bereit, wenn es nicht anders sein kann, führe ich Euch mit Gewalt nach Sizilien." Garibaldi maß ihn mit einem großen Blick, unter dem er erbleichte, Crispi zog ihn mit sich fort.

Es wäre das klügste, sagte Crispi, den General jetzt nicht zu bestürmen, doch gebe er die Hoffnung nicht auf, ihn zur Abfahrt zu bewegen. Wenn es nötig sei, werde er sich nicht besinnen, eine Nachricht in seine Hände gelangen zu lassen, die die Lage in einem günstigeren Lichte darstellte. Man hätte die Depesche Garibaldi vorenthalten müssen, es komme nicht darauf an, wie die Dinge in Sizilien ständen, nur darauf, daß er hinginge. Die Nachricht von der Sinnesänderung des Generals verbreitete sich rasch unter den Beteiligten: dem einzigen La Masa kam sie nicht unerwünscht, da er nun wieder die Möglichkeit sah, selbst an die Spitze der Expedition zu treten. Einige Sizilianer die den Angriff um jeden Preis unternommen wissen wollten, scharten sich mit Beifall um ihn und hörten ihm zu, der in schwärmerischen Ausdrücken von seiner Bereitwilligkeit sprach, sein Blut zu vergießen. Da Crispi widersprach: wenn Garibaldi nicht gehe, so solle niemand gehen, entgegnete La Masa heftig, Crispi maße sich diktatorische Gewalt an, man wolle sich allenfalls dem General, ihm aber niemals unterwerfen. Bixio sagte, laut genug, daß es viele hören konnten, solange er am Leben sei, werde La Masa Genua nicht verlassen, eher würde er ihn mit eigener Hand niederstoßen. Auch La Farina deutete an, daß er sich bereitfinden lassen würde, die Expedition anzuführen, da aber niemand seine hingeworfenen Worte aufgriff, ließ er den Gegenstand fallen und reiste noch am selben Tage nach Turin ab. Eine Versammlung, die La Masa anberaumte, um etwas zu beschließen, ging ergebnislos auseinander, doch trug er sich immer noch mit der Hoffnung, hinreichenden Anhang zu erwerben, um das Unternehmen ins Werk zu setzen.

Als Garibaldi allein war, ging er in den Garten hinunter ans Meer. Dort war ein Platz, den er vorzüglich liebte, wo eine vorspringende Klippe die zurückliegende Villa verdeckte, sodaß er glauben konnte, sich an einem unbewohnten Strande zu befinden. Er setzte sich zwischen das zerrissene Gestein und stützte den Kopf in die Hand; neben ihm war ein hoher Felsen, über

dessen Kante ein alter Aloe ragte: in der stillen Frühlingsabendluft schien er von Eisen zu sein. Die Sonne war untergegangen, und das Meer lag wie nach einem langen Kampfe triumphierend über dem geraubten Sterne. Einige Nachen ruderten weit draußen, aus denen Gesang zur Mandoline tönte, schmelzende Klänge, die sich bald wieder in der endlosen Atmosphäre verloren. Garibaldi fühlte sich wohl, daß er die vielen Stimmen, die ihn stundenlang umschwirrt und hin und wieder bestürmt hatten, nicht mehr hörte; alles Laute und Streitende schien mit dem Tage vergangen und er allein mit seinem Willen zu sein. Zweifel waren nicht in ihm: es war von Anfang an seine Absicht gewesen, den letzten großen Kampf um Italien nur aufzunehmen, wenn ihm ein gewisses Zeichen von dem Volke käme, für das er unternommen werden sollte, denn er wußte, was auf dem Spiele stand. Er kannte das italienische Volk, das er so sehr liebte, und gab sich keinen Täuschungen mehr hin; sie griffen rasch zum Dolche, um eine Kränkung zu rächen oder einen Nebenbuhler zu töten, aber sie schämten sich nicht, Sklaven zu sein; die Kette abzutun, die er bei ihren stolzen und mutigen Bewegungen um so schauriger klirren hörte, waren sie zu gleichgültig und träge. Wiederum waren großmütige Herzen nutzlos aufgeopfert; er dachte an die Leichen der Besiegten, die auf den nackten Hügeln unter dem feurigen Aether Siziliens lagen, und wie die Hirten ihre Ziegen vorübertrieben, ohne die edleren Brüder mit Erde zu bedecken, vielleicht nur verweilend, um die Wehrlosen zu berauben; an die Ueberlebenden, die, beklagenswerter noch, in den berüchtigten Kerkern der Inseln begraben lagen. Ein großer Widerwille überkam ihn, das beste schien ihm, nach Caprera zu gehen und dort, vielleicht für immer, zu bleiben; denn dort war seine Heimat, seit Nizza an Frankreich ausgeliefert war. Das Land, wo das Grab seiner Mutter war, gehörte nicht mehr ihm; sie hatten es ihm zum Feindesland gemacht, die heiligen Gebeine lagen nicht mehr in der Erde Italiens. Gab es denn Italien? Er schüttelte schwermütig den Kopf: so mochte denn Cavour es machen, wie er es wollte; er würde die feinen Netze des Grafen nicht mehr stören.

Jenseits der Felsblöcke, zwischen denen er saß, war ein Gestrüpp von Akazien, die voll von weißen und bläulichen Blütentrauben hingen; wie es allmählich Nacht wurde, wehte der süße Geruch das Ufer entlang und über das Wasser hin. Garibaldi spürte ihn unbewußt: seine Traurigkeit tauchte tiefer und dunkler in ihn hinab, bis sie sich ganz in seiner Seele aufgelöst zu haben schien; dann wanderten seine Gedanken träumerisch weiter. Erinnerungen kamen ihm an die Lust und Schrecken der Tage von Rom, und zugleich wurde er sich des Geruches von Akazien bewußt, und daß sie am Janiculus geblüht hatten, als dort die Schlachten begannen. Es war dieselbe Jahreszeit gewesen, als die bedrängte Republik ihn gerufen hatte; gerade am letzten April hatte er die Franzosen von den Mauern zurückgeworfen. Niemals wieder hatte er seitdem den Rausch jener Siegestage gefühlt; die Asche vieler Toten und der Staub langer und einsamer Wege war darauf gefallen. Er dachte an Luigi

Monatldi, der in jenem Kampfe gefallen war, an Luciano Monara und Angelo Masina, die er damals zuerst gesehen hatte; jene Toten hatten den Schwur vernommen, den er damals getan, Roms Freiheit zu wahren, und den der Jubel des römischen Volkes wie die antwortende Stimme eines Gottes besiegelt hatte. Es waren seitdem elf Jahre vergangen. Ein mächtiger Gedanke griff plötzlich an sein Herz; wenn es geschehen wäre, daß ihm die Heimat entrissen wurde, damit er gemahnt würde, seine Heimat sei nicht, wo er geboren, sondern wo er das erste Gelübde getan, Italien zu befreien, und als Mann es bestätigt hatte! Nicht ihm allein war das Grab seiner Mutter verloren: auch Italien besaß das Grab der großen Mutter Rom nicht. Er fühlte die Glut und Majestät der vergangenen Tage: er war wieder er, der der Herr der sieben Hügel war. Er stand auf und tat einige Schritte hinunter dem Strande zu: sein Herz schlug in großen, vollen Schlägen. Luciano Manara und Angelo Masina und viele seiner besten Gefährten waren tot; aber das Feuer, das sie belebte, war sein Erbe und er konnte wieder und wieder hunderte von Jünglingen damit taufen und zu Helden machen.

Das Meer flutete höher in die Geheimnisse der Nacht. Schnelle Vögel strichen in südlicher Richtung, sie schienen, ihm den Weg zu weisen, den er gehen sollte, nach dem Süden und vom Süden zur Mitte. Es war ihm in diesem Augenblicke nicht mehr bewußt, daß er die gefahrvolle Fahrt aufgegeben hatte, vielmehr war ihm so zu Mute, als wäre sie seit Langem unabwendbar beschlossen gewesen, und nur der Tag der Abreise nicht festgesetzt. Nun vernahm er die Stimmen von drüben, die sagten: es ist Zeit.

Garibaldi, die, welche kämpften und ohne Glück erlagen, die Märtyrer Italiens, rufen dich. Sie haben das Blut getrunken, das von deinem Schwerte tropft und schweben um deine Schritte, die siegen gehen. Die Toten wittern deine Glorie und deine Unsterblichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Anselm Feuerbach und Johannes Brahms.

Mitgeteilt von H. Ebert.

Einer der großen Erfolge der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung ist unzweifelhaft die Erweckung des Verständnisses für einige Künstler, deren Bedeutung noch nicht in ihrem vollen Maße erkannt wurde. Zu diesen zählt in erster Linie Anselm Feuerbach. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Zahl seiner Bewunderer im steten Wachstum begriffen ist. Die heutige Generation ist allerdings in weit höherem Maße als die vorhergegangene befähigt, den poetischen Reiz und die strahlende Schönheit seiner Werke zu erfassen und zu empfinden. Diesen neuen Verehrern Feuerbachs wie auch der Schar seiner alten Freunde glaube ich es schuldig zu sein, daß folgende Briefe des Meisters nicht länger im Verborgenen bleiben. Sie wurden mir von seiner Mutter geschenkt, die mir in Freundschaft zugetan war. Der früheste der vier Briefe wurde in Paris geschrieben und lautet folgendermaßen:

Meine liebe Mutter!

Wie freundlich hat mich in meiner Hetzerei Dein lieber Brief berührt, ich habe Dir unendlich viel zu sagen. — Ich lief herum wie ein abgehetzter Hirsch. Also den ersten Tag war ich in Coutures Atelier und eine solche Enttäuschung habe ich noch in meinem Leben nie gehabt. Ich sah alle Studien genau durch und fand eine Liederlichkeit, ein sinnloses dickes Auftragen der Farben ohne die Spur von Zeichnung. Woran es liegt, daß Coutures Bild im Luxembourg mir mehr als je gefiel, ich weiß es nicht. Korrigiert er bloß für Geld und liederlich, oder sind die Schüler alles Anfänger, aber dann sollen sie doch wenigstens korrekt zeichnen. Du, liebe Mutter, würdest Dich mit Abscheu abgewandt haben. Vielleicht kommen bis zum Januar wieder bessere, bis jetzt wüßte ich auf Ehre und Gewissen nicht, von wem ich was lernen sollte, im Gegenteil glaube ich halb krank zu werden, wenn ich alle Tage das widrige Zeug ansehen muß.

Ich bin recht im Tiefsten enttäuscht und verstimmt, ich fühle mich geistig gedrückt und mein bisheriges Herumirren, meine Arbeitslosigkeit mag viel schuld daran sein. Ich lief mir fast Sinn und Verstand ab, um ein Atelier zu finden, aber ich bin zu spät gekommen. Auch sind sie alle zu teuer, 400 bis 500 Fr. Spangenberg [1]) der Aeltere verreist auf sechs Wochen und so lange kann ich sein Atelier unentgeltlich benützen. Da will ich dann bis zum Januar zwei

[1]) Die beiden Brüder Spangenberg aus Hamburg waren schon Genossen Feuerbachs in Antwerpen.

Studienköpfe für Hannover usw. ausführen nach Modell. Hunt[1]) ist schon seit Jahren nicht mehr bei Couture und hat einen ganz selbständigen Weg eingeschlagen. Ob ich im Januar nun zu Couture gehe, weiß ich nicht, ein Atelier werde ich nicht finden oder nicht bezahlen können, was bleibt mir anderes übrig als wieder fort zu gehen und an einen billigeren Ort zu gehen, wohin, das weiß Gott. Die Liederlichkeit in Coutures Atelier hat mich so verstimmt, ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll. Vielleicht kann ich mich überwinden später hin zu gehen, aber jetzt mit meinen Ideen nach Rundung und Schönheit ekelt mich das Schmieren an. Ich will Dir nicht vorlamentieren, ich will jetzt streng arbeiten an ein paar Köpfen,[2]) was dann wird, nicht daran denken. Bei P. bin ich nur zu freundlich aufgenommen worden, die Tochter ist äußerst liebenswürdig, ich bin morgen zum Diner eingeladen, dann Montags in eine Soiree. Sie wollen mich mit Hébert[3]) bekannt machen von dem Dir Karl[4]) erzählen kann. Mir ist es nicht recht, einen Frack muß ich von Bekannten pumpen, eine weiße Weste kaufen und der Hut ist schon gekauft. Da gehen meine Gelder weg für Larifari.

Herr Dubuis ist ein Kaufmann en gros, er war mit Besuchen umringt, wo dann mit Zehntausendfrankbilleten um sich geworfen wurde; ich ließ mir 240 Fr. geben und ging davon. Das sind so Ideen von der lieben Kestner.[5]) — Er war so freundlich, als ich an seiner Stelle auch gewesen wäre. — Es ist alles so teuer, nun kann ich meinen Ofen, alles, nach dem Atelier Spangenbergs bringen lassen für schweres Geld, dann im Januar sitze ich wieder in der Luft. Dann auf der anderen Seite, 45 Fr. für die Atelier Couture-Schmiererei zu geben, habe ich noch weniger Lust. Ich gehe jetzt noch einmal hin, ich scheue ja keinen Gang, ich will ja gern da malen, wenn ich dem Ding nur eine Seite abgewinnen könnte. Sage Karl, an seiner Stelle würde ich mit den wenig Mitteln in dies teure Quartier nicht kommen, um Schick zu lernen. Er soll nach München, Knaus[6]) kommt im Sommer hin. — Julchen Fritz ist sehr zufrieden, ich will von Zeit zu Zeit hingehen. Daß die liebe Emilie[7]) den Winter bei Dir bleiben will, ist mir so lieb, ich danke ihr von ganzem Herzen für diesen Entschluß. — Ich habe eine schöne Idee für später, bloß drei Figuren „der Tod des Propheten Mohammed, der auf Polstern hingestreckt in den Armen seiner Geliebten stirbt." Doch das alles später.

[1]) Hunt, ein Amerikaner, war 1847—1851 Schüler Coutures, später Direktor einer Malschule in Boston.

[2]) Vermutlich Nr. 103 u. 104 in Prof. Neumanns Verzeichnis der Werke Feuerbachs.

[3]) geb. 1817 in Grenoble; später Direktor der französischen Kunstschule in Rom.

[4]) Karl Roux, Vetter Anselm Feuerbachs, geschätzter Tiermaler, später Direktor der Gemäldegalerie in Mannheim.

[5]) Charlotte Kestner, Schwester des Hannoverschen Gesandten in Rom und Tochter der Charlotte Buff, Werthers Lotte.

[6]) Knaus war Ateliergenosse Feuerbachs in Düsseldorf und ihm in Paris in treuer Freundschaft verbunden.

[7]) Emilie, die Schwester Anselm Feuerbachs.

Spreche wegen meines Bildes noch einmal mit Hofrat Issel, außerdem schreibe ganz kurz bloß an Herrn Kunsthändler Sachse in Berlin, daß er das Bild, wenn der Firnis getrocknet, nach Wien gehen lasse und er möge Dir ein Formular schicken, wodurch wir es, glaube ich, portofrei erhalten. Schreibe aber, als wäre ich es. Vielleicht können wir es auch nach Hannover gehen lassen. Meine Adresse ist: „rue Blanche No. 83 A. Feuerbach."

Ich fahre heute fort und merke, daß ich gestern mit Kopfweh und fieberhafter Unruhe meine Abenteuer hingesudelt. Jetzt wollen wir meine Lage noch recht von allen Seiten in Ruhe besprechen. Den Brief an Dubuis besorgte ich gleich und traf ihn zu Hause mit mehreren Freunden. Da hatte er dann die häßliche Bankierlarve abgetan und war ein gemütlicher Mensch, der mir sehr hübsche Sachen vorsang und mir sagte, ich solle ihn öfters besuchen, und mir versicherte, der letzte Brief von Kestner sei ganz unnötig, da Charlottens Brief genug Empfehlung sei. Das ist also abgemacht, ich werde von Zeit zu Zeit hingehen. — Was mich betrifft, so brenne ich vor Begierde, zu arbeiten und fühle ein Bedürfnis nach Sammlung und Ruhe. Ich habe durch die Visiten, Toiletten und das Herumfahren mehr Geld gebraucht, als ich hätte sollen, das muß nun aufhören. Spangenbergs Atelier ist ein kleines Loch, in das ohnedies die Sonne hinein scheint, also wieder ein Hemmnis. Andere Ateliers sind nicht zu bekommen. Und meine Scheu, in Couture's jetzt so verwahrlostes Atelier zu gehen, ist natürlich, weil ich weiß, daß ich schon so viel malen kann, wenn meine abgehetzte Seele einmal Ruhe hat zum Nachdenken. — Ich habe die Aussicht, wenn auch nicht die Gewißheit, auf ein halbes Jahr ein ganz eingerichtetes Atelier eines Amerikaners, der es auf drei Jahre gemietet hat und verreist, zu 250 Fr. zu bekommen. Nun fragt es sich, ob ich auch da wohnen kann, denn es liegt weit von meinen jetzigen Kreisen entfernt, an der Seine. Ich könnte da in Ruhe ein mäßiges Bild malen mit recht viel Inbrunst und Ausdruck, danach sehne ich mich, ein solides Bild. Aber ich muß mit Dir beratschlagen, ob ich durchkomme. Ich möchte um Gotteswillen keine Schulden machen.

Der Schluß dieses Schreibens, welcher pekuniäre Erörterungen enthalten dürfte, fehlt. Leider hat Feuerbach es unterlassen, diesen Brief mit einem Datum zu versehen. Vermutlich drei Dezennien später, bei Veröffentlichung des „Vermächtnisses" ward von der Hand der Mutter „September 1851" darüber geschrieben. Nach einer so langen Reihe von Jahren ist jedoch eine Irrung in diesem Punkt sehr wohl möglich. Der Leser ist allerdings fast genötigt, zu glauben, daß es sich hier um allererste Pariser Eindrücke handelt. Es deuten darauf die Angabe von Feuerbachs erster Wohnung in der rue Blanche, die Erwähnung erstmaliger Visiten und neuer Bekanntschaften und ganz besonders die Schilderung des ersten Besuches von Couture's Schüleratelier, von dem man annehmen möchte, es sei ihm während seines ersten Pariser Aufenthaltes nicht unbekannt geblieben.

Diesem allen widerspricht die Erwähnung eines Bildes, das von Berlin nach Wien und Hannover gehen soll. Es kann dies nur „Hafis vor der

Schenke" sein. Dies Bild, das Feuerbach im Winter 1851—52 selbständig im eigenen Atelier in Paris ausgeführt hatte, an das so viele Hoffnungen des Künstlers sich knüpften, befand sich damals auf einer langen, unfruchtbaren Wanderschaft. — Ferner schreibt Feuerbach, Coutures Bild im Luxembourg, es ist damit „Romains de la décadence" gemeint, habe ihm mehr als je gefallen, woraus hervorgeht, daß er es schon in früherer Zeit gesehen hat. Auch die folgenden Briefstellen: „vielleicht kommen bis zum Januar wieder bessere" und „da will ich dann bis zum Januar zwei Studienköpfe ausführen", ferner „ob ich im Januar nun zu Couture gehe, weiß ich nicht" lassen darauf schließen, daß das Jahr sich seinem Ende zuneigte. Auch die Erwähnung des Entschlusses seiner Schwester Emilie, während des Winters bei der Mutter zu bleiben, deutet auf die herbstliche Zeit. Da aber Feuerbachs erster Pariser Aufenthalt im Frühling 1851 begann, der zweite im Herbst 1852, so ergibt es sich, daß obiger Brief, der erste seines zweiten Pariser Aufenthaltes, im November 1852 geschrieben worden ist. Feuerbach war nach Paris gekommen, um dort, an dem Urquell der modernen Malerei, die französische Kunst zu studieren. Hier hoffte er in der Technik so weit gefördert zu werden, daß er die großen Bilder, die in seiner Seele Gestalt gewonnen hatten, in möglichst vollendeter Darstellung auf die Leinwand bringen konnte. Der Mißerfolg, den sein Pariser Bild „Hafis vor der Schenke" in der deutschen Heimat zu erleiden gehabt, mag Feuerbach, obschon es ihn wohl innere Ueberwindung kostete, bewogen haben, sich als Meister nochmals einem Schülerkreis einzureihen. Weshalb er sich in Coutures Schule begab, statt in die des weit bedeutenderen Delacroix, dessen vornehmes, Feuerbach verwandtes Wesen, ein durchaus befriedigendes Verhältnis hätte erwarten lassen, ist uns heute noch rätselhaft. Daß Feuerbach neben dem im Brief erwähnten preisgekrönten Bilde Coutures, die „Dantebarke", das „Gemetzel von Chios" oder den „See Genezareth" von Delacroix unterschätzt haben sollte, ist undenkbar. So mögen es vielleicht Ursachen äußerlicher Art gewesen sein, wegen deren die Wahl Feuerbachs auf Couture fiel. Die im Brief geschilderten ersten Eindrücke Feuerbachs in Coutures Atelier haben etwas Überraschendes, fast Verblüffendes. Für Feuerbach erwies sich Couture als ein hingebender, von Eifer beseelter Lehrmeister und in der Folgezeit schreibt er von ihm an seine Mutter [1]): „Dies ist der erste wahre Lehrer, nach dem ich mich mein ganzes Leben gesehnt habe, und bloß, weil man mit Freude und Liebe, selbst beim strengsten Tadel, bei ihm malt. Coutures Bemerkungen und seine Leitung sind unübertrefflich, ich segne die Stunde, in der ich sein Atelier betrat." Feuerbach nannte in späterer Zeit Paris „das Fundament seiner künstlerischen Ausbildung, den glücklichen Wendepunkt seines Lebens". Der obige Brief, in trüber Gemütsstimmung und unter dem drückenden Gefühl der Unentschlossenheit geschrieben, gibt uns in seiner rückhaltlosen Offenheit ein klares Bild des jugentlichen Künstlers. Die brennende Begierde zu arbeiten beseelt ihn. Die Genüsse der verführerischen Hauptstadt, die geselligen Vergnügungen, die ihm von allen Seiten winken, erscheinen ihm mehr lästig als begehrenswert, da sie ihn von dem einen großen Ziel abzulenken drohen, das sein ganzes Sein beherrscht, von der Kunst. Aeußerlicher Glanz vermag ihn nicht zu blenden, Dubuis gewinnt ihm erst dann ein Interesse ab, als er anfängt sich als den gemütlichen, musikliebenden Menschen zu geben, der die Larve des reichen Bankiers abgelegt hat. Trotzdem sein Flug hoch ist, erachtet der Künstler es nicht unter seiner Würde sich

[1]) Allgeyer I 200.

in die ihm gezogenen engen Schranken zu fügen und auf dem schmalen Weg der Enthaltsamkeit sein Ziel zu verfolgen. Dabei hält seine augenblickliche Niedergeschlagenheit ihn nicht ab, in freundschaftlicher Fürsorge an Karl Roux zu denken. Dies Mitgefühl für andere hat er trotz eigenem fortgesetzten Mißgeschicks nie verloren. Wie er in Antwerpen den ihm damals noch fernstehenden fieberkranken Maler Stückelberg aus Basel aufopfernd pflegte, so suchte er Zeit seines Lebens seinen Freunden mit uneigennütziger Hilfe zu dienen. Es sei hier nur noch erwähnt, daß Feuerbach es war, der dem in verzweiflungsvoller Lage befindlichen Maler Böcklin zu dem Verkauf zweier Bilder verhalf und zu dem Auftrag jene fünf Fresken zu malen, welche die Beziehungen des Menschen zum Feuer darstellen und welche den späteren Ruhm des großen Meisters begründeten.

Der zweite Brief ist aus Rom und trägt das Datum 20. Februar, entbehrt jedoch der Jahrzahl. Allgeyer, jener am Schlusse desselben erwähnte Kupferstecher, berichtet uns jedoch im zehnten Kapitel seiner Biographie, daß Feuerbach am 1. Februar 1857 sein Zimmernachbar geworden sei und somit ist klar, daß der nun folgende Brief am 20. Februar gleichen Jahres geschrieben wurde.

Meine liebe, liebe Mutter!

Ich kann, so müde ich heute Abend auch bin, nicht umhin, Dir kurz noch dieses Nachschwälbchen zu senden. Mit diesem geht ein Brief an den Großherzog, worin ich einfach bitte, einige meiner neuesten Entwürfe schicken zu dürfen. Vier meiner Bilder und vier Handzeichnungen lasse ich zu diesem Zwecke photographieren und sende sie. Es wird dies dann der letzte bange Monat sein, und wenn ich nur einigermaßen Luft bekomme, sodaß es menschenmöglich geworden, sich aufzuschaffen, dann wirst Du rasch große Freude erleben. Außerdem arbeite ich täglich in Corsini und bis ich von Dir Herrn Burckhardts Adresse habe, ist Merians Bild [1]) schön und sauber vollendet. Herrn Burckhardt zeige ich alle meine Entwürfe und werde ihm womöglich auch Photographien mitgeben, damit sie Merian sehe und Du, liebste Mutter. Tags bin ich in der Galerie, abends zeichne ich zur Einschickung, damit die Sachen gleich abgehen können, wenn die Entscheidung eingetroffen. Alles Liebe und Gute; denn später bin ich meiner völlig Herr und da es mir bald an ein wenig Hülfe von außen nicht mehr mangeln wird, so ist mein Aufkommen als gesichert zu betrachten. Sonntag male ich und singe und ich werde recht heiter sein und glücklich sicher meine Kunst zur Vollendung bringen, denn meine Prüfungszeit geht zu Ende und mit ihr Deine Sorge, Du liebe Mutter. Also Herrn Burckhardts Adresse! Meine ist, wenn Du die Briefe nicht an jenes Café [2]) adressieren magst: Piazza Barberini (S. Marianna Stompacconi) Nr. 70, pr. piano.

Meinen letzten Brief hast Du erhalten, Geduld, Du liebe Mutter, und auch du, mein oft so unruhiges Herz! Mein Stübchen ist hübsch, ein Kupferstecher, ein gescheiter musikalischer Mann wohnt nebenan und ich sitze gestopft in Entwürfen.

[1]) Eine von Herrn Merian in Basel bestellte Kopie.

[2]) Café Luigi.

Dieses Brieffragment füllt die Hälfte eines Briefbogens, die andere Hälfte ist abgeschnitten und fehlt.

Feuerbach befand sich seit Oktober 1856 in Rom, nachdem er zuvor einem ebenso erfreulichen wie ehrenvollen Auftrag des Großherzogs von Baden zufolge eine große Kopie von Titians „Assunta" in Venedig ausgeführt hatte. Der Künstler war nun auf sich selbst angewiesen und es ging ihm nicht gut. Nur von einer einzigen Seite war ihm ein Auftrag zuteil geworden, Herr Merian in Basel wünschte die Kopie eines florentinischen Bildes, die Feuerbach in Rom vollendete und ferner die Kopie einer etwas süßlichen modernen Madonna von Maratta, welcher Feuerbach keinen Geschmack abgewinnen konnte. In der Folge wurde statt ihrer ein anderes Bild, eine büßende Magdalena gewählt. Wie der Brief berichtet, arbeitete der Künstler täglich an dieser Kopie in der um jene Zeit kalten und unbehaglichen Gälerie Corsini. Nebenbei malte er kleine, kärglich bezahlte Bildchen um die Bedürfnisse des täglichen Lebens befriedigen zu können. Schon im November hatte er daran gedacht, an den Großherzog zu schreiben, nun, auf Anregung seiner Mutter, trug er sich von neuem mit diesem Gedanken. Feuerbach wollte den Landesfürsten um die Erlaubnis bitten, einige seiner neuesten Entwürfe senden zu dürfen und er knüpfte daran die Hoffnung, einen größeren Auftrag und in der Folge eine gesichertere Lebensstellung als die Gegenwart ihm bot, zu erlangen. Die vier im Briefe erwähnten Bilder, deren Photographien er einzuschicken beabsichtigte, dürften die in Dresden befindliche „Madonna", „Der sterbende Dante", „Dante mit Virgil in der Hölle" und „Die kleine Amazonenschlacht" gewesen sein. Durch das sehr verspätet eingetroffene Antwortschreiben des Großherzogs erhielt Feuerbach zwar die Versicherung fortdauernden Wohlwollens, aber die Einsichtnahme seiner Arbeiten sollte erst bei Gelegenheit von Feuerbachs Rückkehr nach Karlsruhe erfolgen. Die Rückkehr dahin war jedoch damals untunlich, da sie Feuerbachs künstlerische Entwicklung gehemmt haben würde. Die im Brief ausgesprochene Hoffnung, daß dies der letzte bange Monat sein und die Mutter dann rasch große Freude erleben werde, erfüllte sich nicht.

Es folgt nun der dritte Brief:

Rom, den 10. Juni 1858.

Meine liebe, gute Mutter!

Auf Deinen lieben Brief antworte ich heute nur wenig, da ich von Depeschenmachen müde bin, die Hitze unerträglich. Der Brief an Herbig nach Berlin geht heute ab. Von Stiebel ist noch nichts da, doch erwarte ich täglich, noch hat es Zeit, wie es die Umstände fügen, so wird es recht sein; Du wirst es[1]) in Frankfurt sehen. Die Dantephotographie nach der Zeichnung ist wieder mißlungen, namentlich die vorderen und hinteren Figuren ganz, doch wird's Dir immer eine Freude sein. Mir, mit Berlin bleibt dann nichts mehr übrig, als dem Vergolder Bosse später zu schreiben, daß er mir den gotischen Goldrahmen beim Beginn und Schluß der Ausstellung sorgfältig ein- und auspackt. Laß Dich mit Felt noch nicht ein, sei freundlich gegen ihn, es ist da nichts zu machen. Ich weiß schon, woran ich bin. Neulich sah ich zum erstenmal das Meer in Frascati, wie schön ist doch die Welt und wie trübselig oft der Mensch! Es war ein schöner glücklicher Tag. Ueber das, was ich beginne, kann ich Dir heute noch nichts sagen, das „Ständchen" ist fort, erst

[1]) Das von Feuerbach gemalte Bildnis der Frau Dr. Stiebel in Frankfurt.

in einigen Tagen, wenn „Dante" auch draußen ist, dann kann ich einen Beschluß fassen. Ich habe Lust, das Bild in Berlin zu 2000 Thaler anzusetzen, es ist es wert und meine Verhältnisse müssen derart werden, daß ich einmal auch weiter bauen kann, sonst bin und bleibe ich stets auf dem alten Fleck. Ach, ich habe weder in Frankfurt noch Berlin Hoffnung. Ein bißchen Zeitungsschreiberei und dabei bleibts. Ich werde wahrscheinlich bald in der Campagna mich umsehen nach einem stillen Plätzchen, es ist ja so wunderschön das Land und dann mich hinaussetzen, nach der Natur malen. Doch schreibe ich Dir noch darüber ganz bestimmt. — Ob ich dich sehen kann, wer weiß es? — Hat der eine Tag von Frascati Wunder getan, so wird ein längerer Aufenthalt alle Wunden heilen und einen still gefaßt und kräftig machen. Mein Kapital ist klein und ich bin nicht mit mir einig, was das beste ist, wie es verwerten. Anfangs wollte ich im Studium darauf los arbeiten, doch brauche ich immer mehr Modellgeld, denn ohne das läßt sich kein gutes Kunstwerk machen. Ich dachte hin und her und bin dahin gekommen, meinen Geist und Gemüt und Körper erst zu kräftigen, was nachher wird, wer kann das wissen bei solch schwebenden, bald hoffnungsvollen, bald hoffnungslosen Zuständen, doch wird Dich's freuen, wenn Du denken kannst, jetzt sitzt er im Grünen am See und malt. Ich möchte alles, ich möchte auch sehen. Porträte hin oder her, wenn sie gut bezahlt werden, so mache ich am Ende dem Teufel seine Großmutter. — Ich habe Deinethalb große Sehnsucht. — Dann wieder, was für Dinge könnte ich wieder malen! Bilder groß und klein. Aber überall ist es eben das Ungewisse meiner Zukunft, was mir vor Augen steht, so daß ich nicht mehr weiß, was das Rechte ist. Und doch habe ich Vertrauen, draußen in der Natur wird mir das Richtige einfallen. Du, liebe Mutter, sei unbekümmert, es ist ja möglich, daß wir uns sehen, überhaupt sorge Dich meinethalben nicht unnütz ab. Was können wir eigentlich tun? Wenn das, was man ist in der Kunst, bezahlt würde, wie wollte ich arbeiten, allein das Demoralisierende ist, daß die Malerei Geld kostet und doch nichts einbringt. — Ich hoffe, vierzehn Tage, drei Wochen, ein Monat in der Natur wird mir Ruhe und Kraft bringen. Jene Iphigenie und noch so viel ist bei Seite gelegt auf bessere Zeiten. — Es muß erst Heiterkeit drinnen sein im Gemüt, dann kommt alles. — Ehe ich definitiv meine Maßregeln nehme, schreibe ich noch einmal ausführlich. Wie ich neulich das Meer sah, da fühlte ich zum erstenmal wieder eine innere Freudigkeit, es war mir so klar, daß ich ja noch jung bin und wie wenig dazu gehört, einen alles vergessen zu machen; da fühlte ich auch, wie einen die Menschen krank machen, die Verhältnisse verelenden können, daß innere Freudigkeit, Ruhe die Seele der Kunst ist. — Darum will ich hinaus, mich kräftigen und eine Fülle neuer besserer Gedanken wird über mich kommen, das weiß ich. Ich will nicht denken, was wird nachher? Meine Schulden sind bis auf weniges bezahlt. — Und Du, liebe Mutter, sorge Dich nicht ab, vielleicht, und es wäre der schönste Lohn, geht „Dante" doch nicht so spurlos unter.

Hoffen wir und haben wir Vertrauen! So ist der Mensch, und bin ich in schöner Natur, so möchte ich wieder Euch um mich sehen. — Nie werde ich das Arbeiten in mir vergessen in den dunklen Laubgängen, die wandelnden weißgeschleierten Frauen, das blitzende Meer, die weiche dämmernde Campagna. — Vielleicht kommt mir von Herrn Wedekind noch etwas, da mein Bild ein ganz feines geworden ist. — Einstweilen also, liebe Mutter, ist gesorgt für mich und es wird alles recht werden. Vielleicht ist es gut, daß ich nicht gleich wieder produzieren soll. Du wirst mein Bild sehen, denke an mich in Ruhe. Wie viel hab ich doch noch zu lernen und wenn Verhältnisse mich so tief schmerzen, so ist es ja nur, wenn meine Kunst notleidet und so vieles unterdrückt werden muß. — Bald einen ausführlichen Brief, schreibe wenn Du willst, wenn auch die Briefe sich kreuzen. Dein treuer Sohn.

Zwischen diesem und dem vorhergegangenen Brief liegt ein Zeitraum von ein und einem halben Jahr, aber die Prüfungszeit, deren Ende Feuerbach im Februar 1857 nahe wähnt, dauert noch fort und wir finden den Künstler in tiefster Niedergeschlagenheit und beinahe gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Ein kleiner Lichtblick ward ihm zuteil, als Konsul Wedekind aus Hannover, von Bewunderung für das in Rom ausgestellt gewesene Dantebild erfüllt, im Frühling 1858 in Feuerbachs Atelier erschien und das bereits begonnene erste Kinderständchen (jetzt Eigentum der Stadt Leipzig) für sich bestellte. Das große Bild „Dante mit edlen Frauen in Ravenna lustwandelnd", Feuerbachs „Liebling und Schmerzenskind", sollte in wenigen Tagen nach Berlin abgehen. Es zeugt von großer Bescheidenheit, daß der Schöpfer dieses Kunstwerks glaubt, daß er noch viel zu lernen habe und wenn er dies der Mutter gegenüber sogar offen ausspricht. Mit diesem Dantebild hatte es eine eigentümliche Bewandtnis. Landsberg, ein kunstliebender Musiker in Rom, hatte das Bild bestellt. Als Hauptschmuck seines großen Musiksalons sollte es einer zahlreichen, erlesenen Gesellschaft unter den Klängen einer edlen Musik zur Augenweide dienen. Feuerbach freute sich des Auftrags. Es waren von Landsberg Vorschüsse geleistet worden und das Bild sollte mit Beginn des Winters unter festen Bedingungen an Landsberg übergehen und den Platz einnehmen, für welchen es geschaffen war. Zur vereinbarten Zeit stund das Bild vollendet in Feuerbachs Atelier, aber der Besteller hatte Rom verlassen, kam den Winter über nicht zurück und ließ die von Feuerbach an ihn gerichteten Briefe unbeantwortet. Die Mißlichkeit der Lage, in welcher der Künstler sich befand, ward dadurch aufs höchste gesteigert. Zugleich war es ihm ein peinlicher Gedanke, das ihm liebgewordene Bild in die Hände eines Unwürdigen geben zu sollen. Da war es Viktor Scheffel, der auf einen Wink Allgeyers helfend eingriff, so daß „sein treuer Genosse und Freund Anselmo" das kostbare Bild von Landsberg ablösen konnte. Es war nun frei und wurde zur Ausstellung nach Berlin geschickt, leider ohne einen ideellen oder materiellen Erfolg. Nach einer längeren Reise durch Deutschland und nachdem es im Jahre 1859 unter den ungünstigsten Verhältnissen in Paris ausgestellt gewesen, kam es nach Karlsruhe, wurde dort scharf kritisiert, aber dann zu Feuerbachs „großer Beruhigung und Dankbarkeit" vom Großherzog für dessen Privatgemächer angekauft. Heute zählt das Dantebild zu den wertvollsten Bildern der Karlsruher Gemäldegalerie.

Wir gehen nun zum letzten der Briefe über.

Liebe Mutter! Samstag.

Dank für Deinen Brief! Das erste, was Du zu tun hast, wenn das Wetter besser, ist nach Würzburg gehen und Dich einer Kur unterwerfen, es ist hohe Zeit. Beiliegend die Fortsetzung des Wisches: Es ist unglaublich, was sie alles schwätzen; daß ich schlecht gezahlt und beinahe verhungert bin, davon sprechen die Hunde nie. An der großen Leinwand fehlt immer ein Stück in der Breite, trotzdem nach Belgien und Paris geschrieben wurde. Ich habe als letzten Anker mich nach Rom gewendet, ist es da nichts, dann verliere ich ringsherum fünfeinhalb Zoll und muß sie in Belgien machen lassen. Der Ständchenrahmen soll sehr dunkel gebeizt werden, auch muß der Preis ein durchaus anständiger sein. Die großen Bilder, einige Püffe abgerechnet, sind wohlbehalten und wachsen von Tag zu Tag. Wenn wir es dahin bringen, daß die Leute, anstatt selbst zu lehren, sich belehren lassen wollen, dann hätten wir einen großen Schritt getan, doch bleibt der Deutsche immer der geborene Magister. Herr Piloty bekommt eine schlimme Todesstunde, das kann ich ihm voraussagen. Denke an Würzburg, auch wenn im Sommer eine Badekur nötig ist, muß es gemacht werden. Soviel haben wir schon. — Meine Professoren sehen wieder recht verrupft aus. Die Anmerkung des Redakteurs ist vom ersten Kritiker, ein bildsamer und gescheiter Mann, er kommt alle Abend nebst mehreren anderen.

Freundlichen Gruß! Dein Anselm.

Dieser ohne Zweifel in Wien geschriebene Brief entbehrt des Datums, doch hat die Hand der Mutter nachträglich „Mai 1875" darüber gesetzt. Er beginnt mit einem Mahnwort an die Mutter, deren fortschreitendes Augenleiden eine Kur in Würzburg notwendig erscheinen ließ. „Die Fortsetzung des Wisches" dürfte eine jener gemeinen Schmähschriften gewesen sein, mit denen die Wiener Feuerbach während seines dortigen Aufenthaltes fortgesetzt zu kränken gesucht hatten. Die große Leinwand, deren Beschaffung Feuerbach so viel Mühe verursacht hatte, war diejenige des großen Deckengemäldes für die neue Wiener Kunstakademie, den Sturz der Titanen darstellend. Der zu beizende Ständchenrahmen umgibt das zweite Kinderständchen, das zu jener Zeit mit noch neunzehn anderen unverkauften Bildern Feuerbachs das Heim seiner in Heidelberg wohnenden Mutter schmückte. Der Anblick dieser großartigen Galerie veranlaßte dieselbe damals zu dem Ausspruch, daß ihre Wohnung „zum Herzbrechen schön" sei. Die Briefstelle bezüglich der großen Bilder deutet darauf, daß Feuerbach an der „Amazonenschlacht" und dem zweiten „Symposion", die, nachdem sie sowohl in Wien als auch in Berlin ausgestellt gewesen waren, sich nun wieder auf seinem Atelier befanden, nochmals eine Ueberarbeitung vorgenommen hat, ein Hinzutun letzter Feinheiten. Im Sommer 1876 sollten die Bilder zur Ausstellung nach München gesandt werden. Die Piloty betreffende Aeußerung Feuerbachs scheint eine Bestätigung dessen zu sein, was über gewisse in München vorgefallene Dinge von seiten anderer bereits berichtet worden ist. Feuerbach war zum Direktor der Kunstakademie in München ausersehen, durch Intrigen ist jedoch seine Berufung dahin hintertrieben worden. Es ist nicht abzusehen, welche Kette günstiger Folgen dieser Wechsel für den Künstler gehabt haben würde. In einen Boden verpflanzt, in dem er ohne die Anfeindungen, mit welchen er in Wien beständig verfolgt wurde, dem

ihm lieb gewordenen Lehrberuf sich ungetrübt hätte hingeben können, würde er sein Leben vielleicht nicht so früh beschlossen und die begonnenen großen Arbeiten noch zu ruhmvoller Vollendung gebracht haben. Feuerbachs Stellung in Wien war schon im Januar 1874 so unerquicklich, daß er bereits damals sich mit dem Gedanken des Rücktritts trug. Aus dem Unverstand, mit dem die leichtlebigen Wiener seine ernste Kunst mißachteten und verhöhnten und dafür das vergängliche Virtuosentum Makarts auf den Schild erhoben, erwuchsen Feuerbach peinliche Konflikte. Der österreichische Kunstverein, die Nachfolger Rahls, die Altösterreicher, welche die Fremden haßten, bildeten neben den Anhängern Makarts eine plötzlich aus dem Boden gewachsene Gegnerschaft. Dazu kam noch körperliche Ueberanstrengung, hervorgerufen durch das zumal bei winterlicher Jahreszeit lästige Fahren nach den in den entlegensten Stadtteilen zerstreut liegenden Schülerateliers, für welche die alte Akademie nicht Raum bot. So eilte Feuerbach im März 1876 innerlich gebrochen und schwer krank in das mütterliche Heim nach Heidelberg. Er konnte von da an bis zu seinem am 4. Januar 1880 erfolgten Tode nie mehr seine volle frühere Gesundheit und Kraft zurückgewinnen.

Zu den wenigen Wiener Freunden, bei denen Feuerbach die böswilligen Angriffe seiner Gegner zu vergessen suchte, gehörte Johannes Brahms. Durch ihn ist dem früh vollendeten Künstler ein unvergängliches Denkmal köstlicher Art gesetzt worden in der Komposition von Schillers „Nänie“. Es war im August 1881, als die damals in Ansbach wohnende Mutter Anselm Feuerbachs durch folgenden Brief überrascht wurde:

Hochverehrte Frau!

Erlauben Sie, daß ich ohne weitere Vorrede Ihnen eine Bitte vortrage. Ich habe in der letzten Zeit das Gedicht „Nenie“ von Schiller für Chor und Orchester komponiert. Gar oft mußte ich, wenn mir die schönen Worte durch den Sinn gingen, Ihrer und Ihres Sohnes gedenken und ich empfand unwillkürlich den Wunsch, meine Musik seinem Gedächtnis zu widmen. Damit dies ein äußeres Zeichen habe, erlaube ich mir die Frage, ob ich das Stück, falls ich es veröffentliche, Ihnen zueignen darf. — Es ist möglich, daß Sie dies nicht wünschen, ja daß Sie nicht gerade gern an mich erinnert sind? Denn u. a. haben Sie zu einer Zeit, in der Ihnen gewiß viele Zeichen der Teilnahme wurden, von mir kein Wort gehört. Und doch werden wenige herzlicher Ihrer gedacht haben und gewiß wenige Ihren herrlichen Sohn ernstlicher verehren, als ich. Falls mir Ihr Wohlwollen ein wenig erhalten blieb und falls es Ihnen kein unangenehmer Gedanke ist, Ihren und den Namen Ihres Sohnes in der angedeuteten Weise mit dem meinen verbunden zu sehen, bitte ich um ein Wort der Einwilligung.

In hoher Verehrung

Ihr ergebener

Preßbaum bei Wien. Joh. Brahms.

Mit Gefühlen wehmutsvoller Freude hat Frau Hofrat Feuerbach das großartige Werk des gefeierten Komponisten entgegengenommen. Sie hat es in der Folge sich innerlich so zu eigen gemacht, daß sie, ohne die Partitur vor sich zu haben, mit ihren kunstgeübten Händen die Chöre samt den Melodien und Harfenklängen des Orchesters auf ihrem Flügel wiederzugeben vermochte. Diesen Tönen zu lauschen war ein hoher, seltener Genuß, dessen zu-

weilen vertraute Freunde von ihr gewürdigt wurden. Als nach Verlauf einiger Jahre eine Sammlung Feuerbachscher Handzeichnungen erschien, hat Brahms dieses Ereignis mit freudigem Anteil begrüßt. Er schrieb an Frau Feuerbach:

Hochverehrte Frau!

Man hat mich von Zürich aus überrascht durch die Zusendung der Handzeichnungen Ihres Sohnes. Ich kann nicht widerstehen, Ihnen zu sagen, wie überaus große Freude und wie hoher Genuß mir und den mich besuchenden Freunden dadurch geworden ist. In der Anordnung meine ich Ihre zarte Hand und Ihren feinen Sinn zu entdecken. Wer sollte sonst so zart und bedeutend die Sammlung durch das erste und letzte Blatt eröffnet und beschlossen haben? Doch hoffentlich nicht beschlossen; eine Fortsetzung werden wir wünschen und erwarten dürfen! Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl, bin ich, hochverehrte Frau

Ihr von Herzen ergebener J. Brahms.

Neben den vielen Gemälden, Zeichnungen Skizzen 2c., die Feuerbach der Nachwelt hinterlassen (man kennt heute deren 772 und viele stehen noch aus), besitzen wir eine Sammlung von Lebenserinnerungen, Aphorismen und sonstigen Aufzeichnungen des Künstlers. Seine Mutter, die als seine Vertraute teils durch brieflichen Verkehr, teils durch mündlichen Bericht Kenntnis hatte von allem, was das Herz des Sohnes bewegte, hat diesen schriftlichen Nachlaß durch persönliche Erinnerungen und Briefauszüge ergänzt und jenes so wertvolle Buch veröffentlicht: „Ein Vermächtnis" von Anselm Feuerbach. Dieser schriftliche Nachlaß ist von klassischer Schönheit. Hat doch seinerzeit ein Kritiker dieses Buches gesagt, Feuerbach dünke ihm ein ebenso großer Schriftsteller als Maler gewesen zu sein. Dies Buch gewährt tiefe Einblicke in den Werdegang des Künstlers, in sein von Seelenadel durchdrungenes Wesen. Es zeigt uns einen vom Schicksal niedergedrückten, unglücklichen Mann. Weil das zarte Taktgefühl der Mutter bei der Auswahl der eingefügten Briefstellen es vermieden hat, die Ursachen seiner zuweilen mit Verbitterung gepaarten Niedergeschlagenheit offen und ausführlich darzulegen, glaubt der Leser des „Vermächtnisses" sie in einer allzu großen Empfindlichkeit des Künstlers suchen zu dürfen, in einem zu hoch gespannten Maß von Erwartungen, die das Leben nicht zu erfüllen vermochte. Und doch war es gerade ein hervorstehender Zug im Wesen Feuerbachs, daß er nach einer niederschmetternden Erfahrung sich rasch wieder aufrichtete, alles vergaß und mit neuer Begeisterung auf dem von seiner Kunst vorgezeichneten Weg weiterschritt. In Allgeyer-Neumanns großer Biographie lernen wir Feuerbach als den Helden kennen, der er war. Eine willkommene Ergänzung dieses Werkes ergibt Ed. Heycks geistvolle Künstlermonographie mit ihrem erläuternden, klargezeichneten Bildschmuck. Allgeyer betont „eine ans Mimosenhafte streifende, feinfühlige Reizbarkeit, Stimm- und Verstimmbarkeit des ganzen seelischen Apparates" bei Feuerbach. Einzelne Stimmen wurden laut, die den Ursprung seines empfindlichen Wesens einer allzu nachsichtigen Erziehungsweise zuschreiben wollten; sie treffen aber keineswegs das Richtige. Feuerbach hat seine erste Mutter im zartesten Alter verloren. An ihre Stelle trat eine Frau, von der Ed. Heyck sagt: „Keine bessere hätte es sein können, durch sie ist in das Kapitel von der zweiten Frau und von der Stiefmutter ein Blatt eingefügt worden, das alles anders geartete Theoretisieren der sich in Kargheit bindenden Seelen widerlegt." Diese zweite Mutter Henriette, geb.

Heydenreich, berichtet uns, sie habe dem Knaben einstmals eine sehr verdiente Züchtigung widerfahren lassen, worauf Anselm bleich und verstört aus dem Zimmer schlich. Als sie wenige Augenblicke danach ihn aufsuchte, kam sie eben noch rechtzeitig, um dem Knaben ein großes Küchenmesser zu entreißen, mit dem er sich zu entleiben beabsichtigte. Dieser Vorgang ward der Mutter ein Fingerzeig und veranlaßte sie für die ganze Zukunft in allen erzieherischen Eingriffen mit größter Vorsicht zu verfahren. Wie diese Mutter die treue Lenkerin seiner Jugend gewesen, so wurde sie dem gereiften Mann der gute Kamerad, die verständnisvollste Beraterin, die liebende Herzensfreundin. Die Liebe zu seiner Kunst und die Liebe zur Mutter sind die beiden goldenen Fäden, die durch des Künstlers einsames, oft so hartes Dasein sich hindurchziehen. In Feuerbachs Briefen finden wir die Bestätigung seiner unwandelbaren Zuneigung zur Mutter.

So schreibt er am Schluß seines dritten Pariser Aufenthaltes,[1]) „ich darf Dir offen sagen, daß ich jetzt oft Nächte lang in Tränen gebadet auf meinen Kissen liege und mich frage: Kind, was ist das Beste, was sollst du tun, was ist Recht oder Unrecht? Ich kann Dir, liebe Mutter, das alles offen sagen, da Du ja die einzige bist, die mich trägt und leitet und mich lieb hat." Und von Venedig aus schreibt er[2]): „Ich glaube wirklich, daß ein solches Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, ein solch inneres Verständnis ein Stück Glückseligkeit auf Erden ist und wenn wir keine Kämpfe gehabt hätten, würde es auch nie so geworden sein, wie es nun ist." Ein andermal lesen wir:[3]) „Daß ich Dich habe, das weiß ich, gibt mir ja einen Vorsprung vor tausend anderen, und wie ich das fühle, ewig fühlen werde, das läßt sich nicht schreiben."

In einem Gespräch mit Allgeyer sagt Feuerbach[4]): „Wenn ich Wort gehalten, mir selbst treu geblieben bin, so danke ich es zwei Dingen: meiner Kunst und dem Umstand, daß ich mich seitdem bei allem fragte, was würde deine Mutter dazu sagen." Dieser Mutter verdanken wir es, daß Feuerbach in Stunden der Verzweifelung nicht unterlag, sie und die Kunst haben ihn bisweilen allein noch am Leben festgehalten. Feuerbachs Vater, Professor an der Universität in Freiburg i. B., war schon im September 1851, während des ersten Aufenthaltes des Malers in Paris, einem langsam fortschreitenden Gehirnleiden erlegen. Ein Mann von hoher geistiger Begabung, hat er frühzeitig bei seinem Sohn die Liebe zur Antike und die Freude an allem Edlen und Großen erweckt, und sein Andenken ist dem Künstler lebenslang teuer und gesegnet gewesen. Der Umstand, daß der Vater Anselm Feuerbachs schon in seinen Jugendjahren unter Depressionen des Gemütes zu leiden gehabt und einer von dessen hochbegabten Brüdern, der Mathematiker Karl Feuerbach, in geistiger Umnachtung gestorben ist, läßt uns die auffallende Reizbarkeit des Künstlers, den raschen Wechsel seiner Stimmungen erklärlich erscheinen. Daß sein zarter Körper trotz dieser Veranlagung unter dem Druck der Verhältnisse und unter der Arbeitslast, die sein glühender Ehrgeiz ihm auferlegt hatte, nicht schon früher zusammenbrach, hatte wohl seinen Grund in der eisernen Willenskraft, die im Verein mit dem Glauben an seine Kunst ihn aus allen schwierigen Lebenslagen wieder siegreich aufrichtete. War es ihm auch leider nicht vergönnt, im Reich der Kunst bei Lebzeiten den Platz einzunehmen, der ihm gebührt hätte und auf den ihn zwei Dezennien später eine jüngere Generation mit begeisterter Verehrung emporhob, so hat er doch die Freude gehabt den Aufgang seines Ruhmessterns zu sehen, der nie wieder untergehen wird. Diese Zukunftshoffnung mußte ihm eine Entschädigung sein für ein einsames Leben voll Enttäuschung, Mühe und Arbeit. —

[1]) Allgeyer I Seite 218.
[2]) Allgeyer I Seite 303.
[3]) Allgeyer I Seite 346.
[4]) Allgeyer I Seite 455.

An Ludwig Thuilles Bahre.

Du lieber dahingeschiedener Freund!

Du hast mir unter allen Deinen Freunden den Ehrenplatz in Deinem Herzen gegönnt all die Jahre hindurch, die wir zusammen durchs Leben gehen durften. Nun ein grausames Schicksal Dich uns jäh entrissen hat, soll ich es sein, der den Gefühlen aller hier an Deiner Bahre versammelten Ausdruck verleiht. Doch wie soll ich der Gefühle Herr werden, wie sie in Worte zwängen? Der wahre Schmerz möchte stumm sich beugen vor dem Unerfaßlichen, Unerforschlichen; er gehört dem dunklen Reiche jener tiefsten Empfindungen an, vor denen das Wort sich scheut und die nur auf den Schwingen der Musik ans Licht gelangen, Erlösung finden können. Und doch: das Ehrenamt, dessen Deine Freundesliebe mich in dieser ergreifenden Stunde würdig macht, muß mir auch die Kraft geben, uns allen hier noch einmal zum Bewußtsein zu führen, warum unser Schmerz um Dein Hinscheiden ein so heftiger, so brennender ist. — An Dir haben Deine Angehörigen den liebevollsten Gatten, den herzlichst sorgenden Vater, den warm teilnehmenden Berater besessen, Deinen Freunden warst Du ein goldener Freund, Deinen Schülern ein weiser, nie ermüdender Führer, der deutschen Musik eine Zierde. — Eine seltene Harmonie lag über Deinem ganzen Wesen ausgebreitet; lauter, gerad und schlicht war Deine Betätigung auf allen Gebieten des Lebens; jeder Schein war Dir verhaßt; das Herz gab Deinem Verstande, Deinem Wissen das Gesetz, Du wandeltest im Lichte des Idealismus. Dieser echt deutsche Idealismus, der Dich das Gute um seiner selbst willen tun hieß, war die Quelle Deiner Kraft, die Dich aus beengenden Lebensverhältnissen hinaufgeführt hat zu der Höhe edelen Menschentums. — Ueberschauen wir Deine Lebensbahn, erinnern wir uns, wie Du nach beendigter Schulzeit Deine Tiroler Heimat verließest, den heißen, eingeborenen Drang zur Kunst im Herzen, wie Du unter Entbehrungen mannigfacher Art Deine Studien an der Königlichen Musikschule in München, das Deine

zweite Heimat werden sollte, fördertest und mit Auszeichnung vollendetest, stets den Anschluß an die Besten unter Deinen Genossen erstrebend, gedenken wir, wie Du dann ins Lehrerkollegium der Anstalt berufen, dieser bald durch Dein Wirken vielfältig lohntest, was sie Dir an Wissen gegeben hatte, bis Du dann eine leuchtende Zierde für sie wurdest, — überblicken wir diese Laufbahn, so müssen wir Deiner Tatkraft den Zoll der Bewunderung entrichten. — Aber Dein Idealismus hieß Dich mehr; Du beruhigtest Dich nicht bei der Gewinnung einer gesicherten äußeren Lebensstellung für Dich und Deine durch Dich beglückte Familie, — Du bliebst Dir bewußt, den Dir verliehenen Gaben edlere Arbeit schuldig zu sein. So fandest Du Zeit und Kraft, in freiem Schaffen die musikalische Welt zu beglücken durch reiche Gaben und in freier Lehrtätigkeit, in der Du ein begnadeter Meister warst, kostbaren Samen zu senken in die Herzen eines großen Kreises von Schülern, die durch den Klang und den Glanz Deines Namens in Deine Nähe gezogen wurden. Ein guter Teil Deines Wesens lebt in diesen Männern fort. Glücklich und beglückend standest Du in schönstem Mannesalter, im Vollgefühle unverbrauchter Kraft da, ein ganzer Mensch und ein ganzer Künstler, — da ruft ein herrisches Schicksalswort Dich aus der Reihe der Lebenden. — — — Ueber Dein Schaffen werden berufene und kluge Köpfe urteilen, das letzte Wort wird die Richterin Zeit sprechen. Uns, Deinen Freunden, bangt nicht um das Urteil, wir wissen, was in Deinen echten und ehrlichen Werken lebt und fortleben wird. Mit besonderem Stolze aber werden wir immer ein Wissen hegen: das Bewußtsein, was wir Deiner Persönlichkeit verdanken. Du ehrlicher, selbstloser, bescheidener Freund, Du, dem es eine innere Notwendigkeit war, an fremdem Glücke das eigene zu messen, Du lebst mit uns fort! — Möge mich niemand schelten, daß ich Dein Bild schattenlos zu entwerfen trachte; die Schatten, die das Freundesauge zu entdecken vermochte, zerflossen in der Kraft des Lichtes, das aus Deinem Wesen drang. Wir kannten Dich ganz und darum mußten wir Dich ganz lieben! — Aus unserer Liebe heraus rufe ich Dir den letzten Scheidegruß zu. Von Deinen Lieblingsschülern getragen trittst Du den letzten Weg an. Zieh hin. Ludwig Thuille, Dein Andenken bleibt uns gesegnet.

Max Schillings.

Frühlingserwachen.

Die Aufführung der Wedekindschen Szenen „Frühlingserwachen", die der Neue Verein im Münchener Schauspielhause veranstaltete, wirkte so erschütternd, daß der Verein beschloß, das Werk noch einmal zu geben. Die Erlaubnis wurde verweigert. Es gibt keine Posse, so dumm, so ordinär, so zotig, die in München nicht anstandslos (anstandslos in jedem Sinne) aufgeführt werden könnte. Eines der dichterisch bedeutendsten Werke der letzten zwanzig Jahre, ein mit glühendem Griffel riesengroß an die Wand hingeworfenes J'accuse, ein gerade durch die strenge Reinheit der Gesinnung hervorragendes Stück darf nur ein einzigmal in geschlossenem Kreise einem geladenen Publikum vorgeführt werden. So laßt uns Wedekinds „Frühlingserwachen" im Geiste nochmals erleben, als eine Dichtung für Erwachsene, in einer Zeitschrift für Erwachsene! — — —

Was ist das für ein wunderliches Personenverzeichnis! Sieben Knaben, vier Mädchen in den Entwicklungsjahren als die eigentlichen Helden. Dann der Ring der Verheirateten: ein Ehepaar, eine Mutter, eine verheiratete Tochter. Dann der Professorenring: welcher Haß hat diese lächerlichen Namen erfunden! Rektor Sonnenstich, Professor Knüppeldick, Zungenschlag, Fliegentod, Knochenbruch, Hungergurt, Affenschmalz, Pedell Habebald. Dann der Ring der väterlichen Freunde: Dr. von Brausepulver, Pastor Kahlbauch, Rentier Stiefel, Onkel Probst, Freund Ziegenmelker. Zuletzt „Der vermummte Herr". An wen erinnern eigentlich diese Namen, welche Gedankenverbindung regen sie an? Ganz richtig, Busch. Wilhelm Busch, den die Deutschen für einen großartig ulkigen Humoristen halten, weil sie sich niemals die Mühe gegeben haben, sich den Verlauf seiner lustigen Bildergeschichten einmal ohne Bilder vorzustellen. Ein Pessimist, der dies menschliche Leben verdammt schnurrig findet. Ungefähr so schnurrig wie einen Käfer, dem ein Knabe alle Beine ausgerissen hat, bis auf eins. Doch stille, der Vorhang hebt sich.

* * *

Erster Akt. Gespräch zwischen Mutter und Tochter. „Warum hast du mir das Kleid so lang gemacht, Mutter?" „Du wirst vierzehn Jahr heute". Sieben Reden und Repliken in diesem Stil: die Entwicklungsfrage vom Gesichtspunkte der Schneiderin aus gesehen: Mädchen müssen von einem bestimmten Tag an lange Kleider tragen. Warum? Weil sich kurze Kleider nicht mehr für sie schicken. — Gymnasiasten beim Spiel am Sonntag Abend. „Zentralamerika! — Ludwig der Fünfzehnte! — Sechzig Verse Homer! — Sieben Gleichungen!" „Möchte doch wissen, wozu wir eigentlich auf der Welt sind!" „Lieber wollt ich ein Droschkengaul sein um der Schule willen! Wozu gehen wir in die Schule? Wir gehen in die Schule, damit man uns examinieren kann. Und wozu examiniert man uns? Damit wir durchfallen. Sieben müssen ja durchfallen, schon weil das Klassenzimmer oben nur sechzig faßt". Dann sprechen sie von Vorbedeutungen, von der Religion, vom Schamgefühl, von den ersten männlichen Regungen, von gesünderer Erziehung, die auch dem Körper sein Recht gibt, vom Entstehen des Menschen, von der

Qual, die ihnen das erwachende Geschlechtsleben bereitet. — Drei Backfische ommen Arm in Arm die Straße herauf. Gespräch von diesem und jenem. Martha wird zuhause oft jämmerlich geschlagen und muß oft im Sack schlafen. Dumpfe Neugierde anderer: Wie das ist, geschlagen werden? Rasch etwas anderes: Ob sie nicht lieber Jungen wären, als Mädchen; ob sie, wenn sie einmal verheiratet sind, lieber Jungen kriegen, als Mädchen. — In den Parkanlagen vor dem Gymnasium. Moritz Stiefel ist ins Konferenzzimmer eingedrungen, weil er die furchtbare Ungewißheit nicht mehr ertragen konnte, darf er aufsteigen oder nicht? Nun hat ers gelesen, mit eigenen Augen, zwanzigmal gelesen: er ist versetzt. Nun braucht er sich nicht erschießen. Während er selig mit seinem Freunde davon stürmt, gehn zwei Professoren vorüber: „Mir unbegreiflich, verehrter Herr Kollega, wie sich der beste meiner Schüler gerade zum allerschlechtesten so hingezogen fühlen kann." „Mir auch, verehrter Herr Kollega." — Sonniger Nachmittag. Melchior und Wendla begegnen einander im Wald. Gespräch über Werke der Barmherzigkeit, über die Lust als Motiv des Guten: Skrupel aus dem Konfirmationsunterricht, — über Träume, über körperliche Züchtigung. Wendla ist noch nie geschlagen worden: sie bittet, reizt Melchior sie zu schlagen. Anfangs widerwillig, dann spielend, drischt er plötzlich wie wütend auf sie los, derweil ihm die hellen Tränen herunterrinnen, springt plötzlich auf und davon und stürzt in den Wald.

* * *

Zwischenakt: Aber dies ist doch kein Drama! — Sicher nicht. Wedekind selbst bezeichnet es als eine Kindertragödie. Es gibt viele Tragödien, die keine Dramen sind. Manchmal kommt ein Dichter zufällig an eine solche Tragödie — ganz zufällig, weil sein Herz darob klopft, wie die Quellenrute klopft über der unterirdischen Wasserader. Dann nimmt er so ein zuckendes Stück Tragödie und bringt es auf die Bühne. „Zerrt es auf die Bühne" pflegen wohlerzogene Leute zu sagen. — Aber Sie werden nicht bestreiten, daß diese Konflikte nicht auf die Bühne gehören! — Ich bestreite das sogar entschieden. Ist Romeos Julie älter, als Wendla Bergmann? Unwesentlich. Nur ersparte ihr ein glücklicheres Klima und die raschere Gelegenheit das Geschick Wendla Bergmanns, und krönte sie mit heldenhafterem Leiden. Wer will eine Altersgrenze ziehen, jenseits welcher es dem Dramatiker verwehrt sein soll, ein Problem zu packen? — Aber muß es gerade d i e s e s Problem sein? — Gewiß, es muß gerade dieses Problem sein. Für Wedekind mußte es dieses Problem sein. Ein solches Stück schreibt man nicht, weil man will. Man schreibt es, weil man muß. Von Zeit zu Zeit muß ein Dichter kommen, der ganz ruhig von Dingen spricht, über die man nicht spricht. Auf uns lasten durch Erziehung, durch Vererbung, durch Ueberlieferung viele schwere drückende Decken. Von Zeit zu Zeit nun kommt einer, der eine solche Decke wegreißt. Wir reagieren zunächst durch ein gewisses Frostgefühl und klagen den an, der die heilige Decke weggerissen hat. Nach einiger Zeit erst merken wir, daß uns wohler ist, seitdem die Decke von uns genommen ist. — Aber diese Formlosigkeit! Hilflos Szene nach Szene, der Schauplatz wechselt, wie es dem Verfasser paßt! — Hüten wir uns, den Ausdruck Formlosigkeit voreilig zu gebrauchen! Es gibt Werke, die ihr Gesetz in sich selbst tragen. Formlosigkeit ist überhaupt kein Einwand gegen den dichterischen Wert, sondern nur gegen die theatralische Unpassungsfähigkeit eines Stückes. Wedekind hat sein Werk auch gar nicht für die Aufführung geschrieben. — Wofür dann? — Für das Nacherleben, Nachdenken! Die Erwachsenen scheinen vollständig vergessen zu haben, daß auch sie einstmals Kinder waren, daß auch ihnen keine

jener Beklemmungen erspart blieb, die sich mit den Neurosen der Pubertät einstellen. Hier aber sind Probleme des Uebergangsalters nicht vom erhöhten Standpunkt der Erwachsenen aus gesehen (und daher falsch, verkürzt, schief gesehen), sondern vom Standpunkte des Uebergangsalters selbst. Das verleiht diesen Szenen eine eigentümliche Reinheit des Stils, eine Einheit von Auffassung und Thema. Es gibt in diesem ersten Akt unbeschreibliche Naivitäten im schönsten Sinn, Jugendlust und Jugendangst von einem jugendlichen Auge gesehen. Doch warten wir den zweiten Akt ab!

* * *

Moritz Stiefel studiert mit Melchior Gabor auf dessen Bude. Moritz lernt schwer; er gehört zum Schlage jener Schüler, die sich schwer lernen und bei denen kein Fleiß ersetzt, was an Gedächtnis mangelt; sie übernehmen sich, werden nervös und verwirrt, und studieren sich stumpf. Melchior ist der Gegentypus: er braucht sich nicht zu plagen, ihm fliegt alles nur so an. Moritz muß durchkommen: „Wenn ich durchfalle, rührt meinen Vater der Schlag, und Mama kommt ins Irrenhaus.“ In ihren freien Stunden lesen sie Faust. Sie sprechen vom Entstehen des Menschen, Moritz ganz erschüttert, Melchior mit verletzter Schamhaftigkeit. Moritz ist auch hier reiner Phantast. — Bei Bergmanns: „Denke Dir, Wendla, diese Nacht war der Storch bei deiner Schwester und hat ihr einen kleinen Jungen gebracht.“ Längeres Gespräch in diesem unwahrhaftigen Jargon, plötzlich bricht Wendla los: „Hab ich nun eine Schwester, die ist seit zwei und einem halben Jahre verheiratet, und ich selber bin zum drittenmal Tante geworden, und habe gar keinen Begriff, wie das alles zugeht. Nicht böse werden, Mütterchen, nicht böse werden! Wen in der Welt soll ich denn fragen als dich!“ Ausgezeichneter Dialog: Wendla wird immer dringender, die Mutter immer ängstlicher, sie will es ihr morgen sagen, übermorgen, kommende Woche, endlich speist sie das Kind mit Phrasen ab: „Um ein Kind zu bekommen, muß man den Mann, mit dem man verheiratet ist, lieben, muß ihn so sehr von ganzem Herzen lieben, wie — wie fichs nicht sagen läßt. Jetzt weißt dus.“ „Und das ist alles?“ — Eine unglaublich kühne Szene: Hänschen Rilow wirft die Reproduktion einer Venus, die er sich gekauft hat, ins Klosett, da sie ihm keine Ruhe läßt. — Eine noch kühnere Szene: Wendla und Melchior auf dem Heuboden; halbunwissend werden sie vom Taumel der Stunde — draußen rauscht ein Gewitterregen — in unbegriffene Schuld getrieben. — Frau Gabor schreibt an Moritz Stiefel. Den Betrag zur Ueberfahrt nach Amerika könne sie ihm nicht vorstrecken; er solle sich trösten, wenn er auch durchgefallen sei, mit solchen Drohungen, wie, er wolle sich erschießen, erreiche er gar nichts; Kopf hoch! Es werde alles wieder gut werden u. s. w. — Wendla, im morgendlichen Garten, veilchensuchend, selig vor unverstandener Glücksempfindung: „Ach Gott, wenn jemand käme, dem ich um den Hals fallen und erzählen könnte!“ — Moritz Stiefe in der Abenddämmerung am Fluß. Monolog eines Verzweifelten, blitzschnelle Rückblicke, verhaltenes Schluchzen über das eigne Geschick. Ilse kommt, das lockere Mädchen: nur ein Wort würde es Moritz kosten . . . Er verschmäht sie. Verbrennt Frau Gabors Brief. Erschießt sich.

* * *

Zwischenakt: Das ist unglaublich! unerhört! schamlos! So etwas aufs Theater zu bringen! So etwas öffentlich aufzuführen! Denn diese private Aufführung ist ja doch nichts anderes als eine Umgehung des Verbots . . . Langsam, lieber Freund, immer hübsch langsam. Zunächst das Zugeständnis, daß das Stück wirklich öffentlich aufgeführt wird, in Berlin! Und daß

kein Geringerer als Erich Schmidt das Polizeipräsidium bewog, die Erlaubnis zu erteilen. Im übrigen: was ist hier schamlos? Nennen Sie mir einen Satz! — Ich verstehe Sie nicht mehr. Haben Sie nicht seinerzeit mit den schärfsten Worten Schnitzlers Reigen verurteilt? Und dies Stück wollen Sie echtfertigen? — Ich will dies Stück durchaus nicht rechtfertigen. Das hat es nicht nötig. Es rechtfertigt sich selbst. Was Schnitzlers Reigen betrifft, o lag der Fall ganz anders. Reigen war die Konstruktion eines müden Künstlers, der voll Ekel und Verachtung ein dutzendmal wiederholte: Seht, die Liebe ist nichts als ein ordinärer Akt, vor dem sich Männchen und Weibchen tierisch dumm, und nach dem sie sich brutal benehmen. Frühlingserwachen scheint mir der Notschrei eines Fühlenden: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört!" Sie brauchen nur acht Tage lang sich die Geduld zu nehmen, die vermischte Chronik und die Rubrik Gerichtssaal irgend einer großen Zeitung zu lesen: die Haare werden Ihnen zu Berg stehen über das was Sie erfahren, über die viel ärgern Dinge, als wie sie in Frühlingserwachen geschildert werden. Wedekind zeigt, wie sich von den Pubertätsjahren an eine immer breitere Kluft zwischen Eltern und Kinder stellt. Die Eltern werden plötzlich unfreundlicher, der Kommandoton wird barscher, die Kinder wissen nicht mehr wohin mit dem was sie beklemmt, sie werden verschlossen, scheu, mißtrauisch, sie fühlen, daß irgend etwas in ihnen vorgeht, was ihnen Unruhe bereitet, ihre Wißbegier treibt sie zu schmutzigen Quellen, da die Instanz, die bisher für sie die natürliche war, versagt. An diesem entscheidenden Punkte des jugendlichen Lebens — dies scheint Wedekind uns zuzurufen — sollten die Eltern von Vertrauen überströmen, um dem Kind über die Krisis wegzuhelfen. Das leiseste Gefühl von Zurückziehen, von Ausweichen, Nichtverstehenwollen stößt das feinfühlige Kind zurück, hinweg zu selbstquälerischer Grübelei. Das Kind hat in diesen Jahren so viel mit sich selbst zu ringen, die Wogen des erwachenden Lebens strömen so übermächtig auf es ein, daß es aller Milde, alles Vertrauens, aller Güte bedarf, um ihm aus dem Strudel in ruhigeres Gewässer zu helfen. Jeder Strahl von Helligkeit, von ruhiger Vernunft, von Offenheit, der auf das geschlechtliche Leben fällt, ist gerade in diesen Jahren eine ungeheure Wohltat. Ich glaube zuversichtlich, daß auch hier Helligkeit und frische Luft, das heißt Vernunft und Wahrheit, die nur im Finstern üppig gedeihenden Spaltpilze tötet. Es ist ein feiner Zug des Dichters, daß gerade ein vornehm empfindender Jüngling und das noch vollkommen kindliche und unwissende Mädchen als Opfer fallen. Moritz denkt vielzuviel über das Problem nach; Melchior, als der robustere, hält seine Phantasie kürzer, aber praktisch erliegt er dem ersten Sturm des jungen Blutes. Die Szene mit Hänschen Rilow ist etwas vom Kühnsten, und — das behaupte ich ruhig — vom Wahrsten in der ganzen Literatur der letzten Dezennien. Wenn Sie daran zweifeln, so fragen Sie Aerzte, Geistliche, Erzieher! Und dann: beachten Sie die furchtbare Ironie dieser Szenenfolge: die ahnungslose Mama Bergmann, die ahnungslose Frau Gabor mit dem hochmoralischen Trostbrief, dazwischen das Vorkommnis auf dem Heuboden! „So kennt ihr Eltern eure Kinder! Das sind die Folgen eures unseligen Schweigens!"

* * *

Dritter Akt: Im Konferenzzimmer sitzen sie beisammen und beraten über einen Disziplinarfall: Sonnenstich, Affenschmalz, Knüppeldick, Hungergurt, Knochenbruch, Zungenschlag und Fliegentod. Der Vater von Moritz hat in

den Papieren des Verstorbenen die physiologische Abhandlung gefunden, in der Melchior dem Freunde auf dessen Bitten hin das Entstehen des menschlichen Lebens erklärte, und die Schrift dem Direktor übergeben. Melchior versucht, sich zu verteidigen: fünfmal beginnt er: „ich habe"; fünfmal wird er angebrüllt: „Sie haben sich ruhig zu verhalten". — Friedhof in strömendem Regen. Vor dem offenen Grabe, den Schirm in der Hand, Pastor Kahlbauch, zur hochansehnlichen Trauerversammlung sprechend: zu Papa Stiefel, Freund Ziegenmelker und Onkel Probst, zu Rektor Sonnenstich und Professor Knochenbruch: „Denn wer die Gnade, mit der der ewige Vater den in Sünde geborenen gesegnet, von sich wies, er wird des geistigen Todes sterben! Wer aber in eigenwilliger, fleischlicher Verleugnung der Gott gebührenden Ehre dem Bösen gelebt und gedient, er wird des leiblichen Todes sterben! Wer jedoch das Kreuz, das der Allerbarmer ihm um der Sünde willen auferlegt, frevendlich von sich geworfen, wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der wird des ewigen Todes sterben." Einer nach dem andern treten sie an Moritzens Grab, Stiefel, Sonnenstich, Knochenbruch, Onkel Probst, Freund Ziegenmelker, der Herr Pastor — jeder wirft ihm mit der Schaufel Erde zugleich einen Fluch auf den Sarg, eh er die Stätte verläßt. Die Mitschüler kommen, aber auch sie gedenken des Toten nur flüchtig; der deutsche Aufsatz hängt über ihnen wie ein Damoklesschwert, dazu griechische Literaturgeschichte, fünfzig Verse Vergil. Marta kommt, und Ilse, das Dirnchen, dem Toten Blumen ins Grab zu werfen. — Eheliche Debatte zwischen Herrn und Frau Gabor: „Melchiors Schrift manifestiert jene exzeptionelle geistige Korruption, die wir Juristen mit dem Ausdruck „moralischer Irrsinn" bezeichnen." Melchior muß in die Korrektionsanstalt. — Ein Korridor in der Korrektionsanstalt. Melchior muß mitmachen, sonst quälen ihn die Mitbüßer zu Tod. Er überlegt, wie er ausbrechen kann. — In Wendlas Schlafzimmer. Der Arzt, die verheiratete Schwester, dann nur die alte Mutter allein bei der werdenden Mutter. Dialog, schwer getränkt von Tränen. „O Mutter, warum hast du mir nicht alles gesagt!" „Ich habe an dir nicht anders getan, als meine liebe gute Mutter an mir getan hat. ... Sieh, noch ist ja nichts geschehen, Kind!" Es klopft. Wer ist denn da? Die alte Schmidtin. Man vertraut sich den Mittelchen der alten Schmidtin an: Noch ist ja nichts geschehen. ... „Sie kommen eben recht, Mutter Schmidtin!" — Szene im Weinberg. Sonnenuntergang, Glockengeläute vom Tal, Jugendahnung, Erblühen erster Knabenfreundschaft. Eine gänzlich zwecklose Szene. Nur daß sie ganz in Jugend und Dichtung getaucht ist. — Kirchhof, Novembernacht, dürres Laub an Busch und Baum, Wolkenfetzen am Mond vorbei gepeitscht. Melchior, der ausgebrochen ist, springt über die Mauer, stutzt vor einem neuen Grabstein. „Hier ruht in Gott Wendla Bergmann. Selig sind, die reinen Herzens sind." — Da stapft Moritz Stiefel von seinem Platz an der Mauer her, trägt den Kopf unterm Arm. Es beginnt der wunderlichste Dialog des neueren Dramas, das Gespräch zwischen dem Toten, der außerhalb der Dinge steht, und dem wild sich anklagenden Lebendigen. Der Tote lockt den Lebendigen, sich auch zu töten: „Benütze die Gelegenheit, reich mir die Hand. Der Tote ist erhaben über alles." Da tritt der vermummte Herr auf. „Was lügen Sie, Toter, mit Ihrem Grabgestank, von Ihrer Erhabenheit? Sie Hirngespinst! Windbeutel!" „Wer sind Sie?" „Du lernst mich nicht kennen, ohne dich mir anzuvertrauen ... Komm, Kind!" So streiten der Tote und der Dämon des Lebens um den Unschlüssigen. Der folgt dem Vermummten, kehrt ins Leben zurück, ins unbekannte, drohende, lockende, aber ins Leben, ins Leben ... Moritz aber schleicht sich auf sein

Plätzchen an der Mauer zurück, legt sich ordentlich auf den Rücken, wärmt sich an der Verwesung und lächelt. —

* * *

Dies ist kein Drama. Dies sind keine Akte. Dies sind Träume, Fieberängste, Albdruck. Ein Zyklus Radierungen, wie Klingers Frühwerke, von einem ungeduldigen Künstler mit hastiger Nadel hingeworfene Blätter. Gespenstige Schatten jagen gepeitscht vorüber. Lieblich schimmert silbernes Licht auf morgendlichen Wellen, an schlanken Stämmen zittert unschuldig das zarte, helle Laub. Da reckt sich ein Berg von widerlichen Gespenstern drohend auf, quillt, schwillt, wächst wimmelnd ins Ungeheure, erfüllt die Landschaft, birst, begräbt alles. Ein wilder, genialer Zyklus: zeigt mir, was an Gleichzeitigem sich ihm zur Seite stellen kann!

Aus der schuldlosen Dämmerung der Kindheit gleiten zarte Gestalten unwollend, unwissend in Schmach und Grauen und Tod, Opfer der dunkeln Gottheit, die alles Leben treibt, zu zeugen. Mit zögernder Hand, leise, trauernd hebt Wedekind den Schleier. Welch edle Geberde in all dieser trotzig sich aufreckenden Anklage! Welch schwermutsvolle Zärtlichkeit an diesen frühen Gräbern! Welche Vision Unschuldig-Schuldiger, armer Unwissender, die aus dem schimmernden Frühling jäh in die Grube stürzen! Schmetterlinge, die einen einzigen Tag in der Sonne ahnungslos gaukelten, und abends grau und schmutzig am Grabenrande liegen, zertreten! — —

Dramen haben ihre Schicksale. Als „Frühlingserwachen" erschien, ging es, außer an einem kleinen Kreise, fast spurlos vorüber. Nun ist es das am meisten besprochene, am heftigsten umstrittene Stück der Saison. Die Zeit ist inzwischen reif für das Stück geworden, reif vor allem für die Forderung nach Wahrhaftigkeit dem fragenden Kinde gegenüber. Man stellte sich früher absichtlich die Schwierigkeit zu groß vor, um sich um die Notwendigkeit mit Phrasen drücken zu können. Kein Mensch hat je verlangt, daß einem sechs- und achtjährigen Kinde das Letzte gesagt werde. Ganz allmählich und natürlich wird dem Heranwachsenden ernst und ruhig Aufschluß zu geben sein. Dieser Gedanke ist vorzüglich durchgeführt in einer kleinen Schrift von Maria Lischnewska, „Die geschlechtliche Belehrung der Kinder" (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer), die aufs wärmste empfohlen sei. Ganz wundervoll sind Försters Ausführungen in seiner „Jugendlehre", deren dritter Teil ausschließlich die sexuelle Pädagogik behandelt. Frank Wedekind aber, für dessen spätere Werke ich wenig Sympathie hege, mag sich über die lange Verkennung seines auch künstlerisch bedeutenden Jugendwerkes trösten. Die Saat von damals ist aufgegangen, die Forderung, die er angstvoll als Einsamer hinausschrie, wird heute von vielen Lippen erhoben und sie wird nicht mehr verstummen, bis sie erfüllt ist. Der heftige Widerstand, den das Stück da und dort findet, ist ein Symptom für seine Macht. In der „Woche" entrüstete sich Einer über die Karikatur des höheren Lehrerstandes. Er übersah dabei zweierlei: erstens, daß Wedekind schon durch die Namen und durch die groteske Wildheit der Szene seine Absicht dokumentierte, eine Karikatur zu geben, nicht Wirklichkeitsschilderung. Zweitens, daß nirgends pädagogische Starrheit und Schablonenhaftigkeit hilfloser den Tatsachen des Lebens gegenüberstehen, als bei Gelegenheit von Disziplinarfällen. Ein Anderer machte „Frühlingserwachen" für das Berliner Nachtleben verantwortlich. Welcher Vorwurf kaum anders, als mit zoologischer Terminologie beantwortet werden könnte. Wedekind mag sich trösten. Sein Werk dient ihm, dem er es auf der ersten Seite gewidmet hat, dem vermummten Herrn, dem Daimon des Lebens.

München. Josef Hofmiller.

Giosuè Carducci.

Am 16. Februar hat Giosuè Carducci, den das heutige Italien als seinen größten Dichter zu verehren gewöhnt war, nach nur zweitägiger Krankheit die Augen für immer geschlossen. Das jähe Ende des 71jährigen überraschte selbst jene, die in den letzten Jahren den allmählichen Verfall seiner einst so ungestümen Lebens- und Geisteskraft hatten beobachten können. Wie Ibsen hatte auch dieser Feuergeist sich schließlich ganz aufgezehrt, und wenn auch des Italieners Lebensabend nicht ein so völliges Hindämmern war wie der des norwegischen Dichters, so fanden doch die bedeutungsvollen Ehrungen, die gerade in jüngster Zeit auf sein Haupt sich häuften — vor allen der vom italienischen Parlamente einstimmig bewilligte nationale Ehrensold und kurz darauf der Dichterpreis der Nobelstiftung — wohl kaum in dem Gefeierten eine frische und freudige Empfänglichkeit mehr vor. Jenen Ehrensold verleiht das sonst mit öffentlichen Ehrungen aller Art recht freigebige neue Italien nur an Männer, denen es einen Anspruch auf wirkliche nationale Größe zugesteht. Garibaldi empfing ihn und unter den Dichtern bisher nur Alexander Manzoni. Wenn er nun, zum erstenmale wieder seit langer Zeit, auch dem aus seinem Lehramte scheidenden Professor der Bologneser Hochschule durch den einmütigen und mit Begeisterung zum Ausdruck gebrachten Willen der Volksvertretung zugesprochen wurde, so war dabei nicht nur die Erwägung maßgebend, daß dieser verdienstvolle Lehrer der akademischen Jugend und des gesamten Volkes keine Zeit gefunden hatte, irdische Schätze zu sammeln und ohne jene Ehrengabe seinen Lebensabend in Dürftigkeit würde haben zubringen müssen, sondern vor allem die Empfindung, daß die Nation dem Dichter einen ganz besonderen Dank schuldig sei.

Diese Empfindung kam auch in der allgemeinen Trauer des italienischen Volkes bei der Kunde von dem raschen Hinscheiden Carduccis zum Ausdruck und, besonders kräftig, in dem der Kammer von allen Abgeordneten gemeinsam unterbreiteten Vorschlag, die irdischen Reste des Dichters in dem Pantheon italienischer Größe, in der Kirche Santa Croce in Florenz, neben den Gräbern eines Alfieri und eines Foscolo beizusetzen. Dieser Vorschlag wurde freilich wieder zurückgezogen. Bologna, „la dotta“, die Stadt, in der Carducci fast ein halbes Jahrhundert lang lehrte und wirkte, hat die Errichtung einer würdigen Ruhestätte für seine Gebeine für sich in Anspruch genommen. Zwei Städte stritten sich also um den Leichnam des Dichters. Wäre aber Florenz aus diesem Streite siegreich hervorgegangen, so würde nicht nur neben jenen Sängern des italienischen Freiheits- und Einheitsgedankens, die in Santa Croce ruhen, ein gleichgestimmter Verkünder des heißen Dranges, der in der Brust des neuen Italien wohnt, sein Grab gefunden haben, sondern auch ein großer Sohn Toskanas würde auf den heimischen Boden zurückgekehrt sein. Denn Carducci war Toskaner, und zwar nicht nur seiner Abstammung nach. In seinem persönlichen Wesen wie in seinem Lebenswerke kommt die ganz besondere Kultur, die auf toskanischem Boden seit dem Mittelalter heimisch ist, zum deutlichen Ausdruck, und wir können diesen Dichter nur dann ganz verstehen, wenn wir ihn in diesem Zusammenhange auffassen.

* * *

Carducci hatte etwas von einem „Revenant" an sich. Der Geist der Renaissance war in ihm übermächtig, der heidnische, lebensfrohe Geist jener Humanisten, die am Hofe des Lorenzo sich versammelten, eines Marsiglio Ficino und eines Pico della Mirandola, und die Formenfreudigkeit eines Polizian. Daneben glühte aber in ihm das freiheitliche Feuer jener Carducci noch nach, die als Gonfalieri und Gesandte der florentinischen Republik das letzte Aufflackern des selbständigen Geistes gegenüber den späteren Mediceern zur dauernden Flamme zu schüren versucht hatten. In der Tat ist nur aus dieser Vereinigung von humanistischer Geistesrichtung und von republikanischer Gesinnung im Stil der großen Florentiner Zeiten das poetische und wissenschaftliche Schaffen wie auch das politische Wirken dieses vornehmsten Dichters der italienischen Neuzeit als einheitliche Erscheinung zu verstehen. Und nur auf toskanischem Boden konnte der Mann heranwachsen, der gegenüber dem ins Ueberschwängliche und Nebelhafte ausgearteten Romantizismus der italienischen Einheits- und Freiheitsliteratur, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte, sein Volk zu den Quellen der nationalen Kultur zurückrief.

Es ist schon bezeichnend genug, daß jene romantische Richtung der italienischen Literatur, die in der damals noch österreichischen Lombardei groß geworden war und dort noch lange nach Manzoni ihre bemerkenswertesten Vertreter fand, in Toskana nie recht einwurzeln wollte. Die Luft, die im Arnotale und auf den toskanischen Hügeln weht, soll den Geist scharf und fein machen, das behaupteten schon die Dichter der Renaissance und nach ihnen Alfieri. Diese alte Erfahrung bestätigte sich während der Einheitsbewegung aufs neue. Die ätzend scharfe Satire und der „adelige Cynismus" eines Giuseppe Giusti bildete im wesentlichen den literarischen Beitrag, den Toskana zu der allgemeinen dichterischen Erhebung während jener Zeit leistete. Aus toskanischem Munde stammt keines jeder volltönenden Kampfes- und Schlachtenlieder, an denen sich die Freischaren der Unabhängigkeitskriege begeisterten. Vom Arno her schwirrten dafür die scharfgeschliffenen und feingefiederten Pfeile des vom heiligen patriotischen Zorne getragenen Spottes in die Reihen der Freiheitsbedrücker hinein. Und auch von des noch jungen Carducci Bogen flogen ja einige solcher Pfeile in die Weite. Seine politischen Satiren sind das lebhafteste, das ursprünglichste von allem, was er je geschrieben. Denn auch er hatte ein gutes Teil jener toskanischen feinen und geistreichen Schärfe in sich, die uns aus den Kurzzeilern des Giusti entgegensprüht. Nur fehlte ihm die witzige Ader, die diesen poetischen Naturburschen zum echten Vertreter der Florentiner stempelte. Dafür besaß Carducci das, was dem Giusti leider gänzlich abging: der innige Zusammenhang mit der großen geistigen Kultur der Renaissance und mit ihrer Grundlage, der Antike.

Wie das Wirken einer geheimnisvollen, fast mystischen atavistischen Kraft mutet es uns an, wenn wir in den Selbstbekenntnissen Carduccis lesen, daß er jenen Zusammenhang im schärfsten Gegensatz nicht nur zu der erzieherischen Einwirkung seines Vaterhauses, sondern auch zu den sehr oberflächlichen und verschwommenen Einflüssen der weiteren geistigen Umgebung seiner frühesten Jugendjahre suchen mußte. Der Vater, ein armer, viel umhergeworfener Landarzt, war trotz seiner Beteiligung an den revolutionären Bewegungen der 30er und 40er Jahre im Grunde seines Herzens ein Neo-Guelfe, einer jener gläubigen Träumer, die vor 1848 von dem Papsttum allein die Einigung des Vaterlandes und seine Befreiung aus der Gewalt Oesterreichs und seiner fürstlichen Vasallen erwarteten. Dazu war er glühender Manzonianer. Er zwang den Knaben, sogar die theologisch-moralischen Schriften des großen Mailänder

Dichters, nicht nur die „Verlobten“ zu lesen und immer wieder zu lesen. Daher wohl der Widerwillen des jungen Josuah gegen Manzoni selbst und gegen dessen Nachfolger, wie überhaupt gegen alles, was nach Romantizismus schmeckte. Er griff heimlich nach den ihm verbotenen Schriften des Heiden Foscolo und da schon — denn Foscolo, der Halbgrieche, war im Grunde seines Herzens ein feiner Humanist — wehte ihm, noch ehe er an den klassischen Quellen selbst zu trinken vermochte, antiker Geist entgegen.

Ganz merkwürdig, und in der Tat nur durch einen atavistischen Zug zu erklären, ist die Verehrung, die schon der Knabe, der zwar im Lateinischen seit frühester Jugend tüchtig gedrillt war, aber noch kein Wort Griechisch lesen konnte, sogleich jenem klassizistischen Dichter zollt. Als es ihm mit seinen kleinen Ersparnissen gelungen ist, einen Band der Dichtungen Foscolos eigentümlich zu erwerben, kniet er vor dem Buch anbetend nieder und zwingt auch die nachsichtige Mutter, dasselbe zu tun. Uebrigens wird auch von dem jungen Leopardi Aehnliches erzählt. Es ist doch wohl etwas Instinktives in dieser jugendlichen und noch gänzlich unreifen, aber doch schon unwiderstehlichen Hinneigung zu den eigentlichen Grundlagen der italienischen geistigen Kultur. Nur so ausgesprochen klare Typen ihrer Rasse, wie Leopardi und Carducci es sind, konnten diesen heimlichen Zug schon so früh in sich verspüren, denn nur aus dem eingeborenen feinsten Gefühl für das heimliche Leben der Sprache und ihre Wurzelung in den antiken Klangformen kann er entspringen. Wenn wir uns einigermaßen in die italienische Poesie, besonders die aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hineinzulesen verstehen, werden wir bald herausfühlen, daß der Sinn für die Feinheit und Grazie des sprachlichen Ausdruckes bei den sogenannten Romantikern geradezu verwahrlost erscheint gegenüber den ihnen vorhergehenden Klassizisten. Die erwachende freiheitliche Bewegung hatte die Dichtungen der Romantiker anfangs mit einem warmen nationalen Inhalt erfüllt, und dieser Inhalt machte sie populär, aber auch ihre Sprache blieb vielfach populär, das heißt trivial. Das hörten die feinen italienischen Ohren schließlich doch immer wieder heraus. Selbst Manzoni, dem es gewiß an angeborenem Sprachgefühl nicht fehlte, war bekanntlich genötigt, sein sprachliches Kleid „erst im Arno zu waschen“, ehe er sich darin öffentlich zu zeigen wagte. Und seine Nachfolger und Nachahmer besaßen nicht einmal diese Gewissenhaftigkeit, am wenigsten die lyrischen Freiheitsdichter. So kam eine unverkennbare Verlotterung der Form in die italienische Literatur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der gegenüber die Reaktion nicht ausbleiben konnte. Wunderbar erscheint uns Nordländern nur, daß diese Reaktion sich gleichsam schon instinktiv geltend machte, wie es bei dem jungen Leopardi und dem jungen Carducci entschieden der Fall war. Aber dieser war ein Toskaner aus altem edlen Geblüt, das dürfen wir nie vergessen, und jener, obwohl in den Marken geboren, besaß durch ein Wunder der Natur das feinste Ohr für sprachlichen Rhythmus und Klang, wie es außer ihm wohl keinem Italiener nach Petrarca wieder zuteil ward.

Den toskanischen Jüngling Carducci bestärkte eine vortreffliche philologische Ausbildung, die er in der Pflanzschule der humanistischer Lehrer Toskanas, in der Scuola normale in Pisa, erhielt, in seinem Abscheu gegen die Formlosigkeit der Romantiker. Dort fand er auch gleichgesinnte Genossen, die wenige Jahre später, um ihn sich scharrend, in Florenz eine recht streitbare Zeitschrift zur Abwehr der immer weiter um sich greifenden formellen Verlotterung der Dichtung begründeten. Schon der Titel dieser Zeitschrift — „Angelo Poliziano“ — deutet alles an, was diese jungen Männer erstreb-

ten: Rückkehr zu den humanistischen Grundlagen des italienischen Geisteslebens; Erfüllung des neu erwachten nationalen Empfindens mit dem großen Gedankeninhalt der Renaissance; Wiedererweckung des alten florentinischen freiheitlichen Sinnes. Carducci stand schon damals in erster Linie der Kämpfenden. Und wie kämpfte er! Das ganze Ungestüm seiner zornigen Natur offenbarte sich schon in jenen literarischen Fehden. Der hartnäckige, streitbare Geist der Florentiner aus der großen Zeit der alten Republik schien in diesem Jüngling aufs neue in die Erscheinung getreten zu sein, wie er ja auch den Mann später nie ganz verlassen hat. Das lenkte schon damals die Aufmerksamkeit auf ihn, aber zunächst noch zum Nachteil für sein äußeres Fortkommen. Denn dem jungen Mann, der sich froh und frech zu einem antiken Heidentum und zum politischen Republikanertum bekannte, wagte keiner der Machthaber in dem wieder recht konservativ gewordenen Toskana eine Lehrerstellung zu übertragen.

Damals lernte der Dreiundzwanzigjährige die ganze Schwere des Lebens kennen. Denn er hatte Mutter und Geschwister zu unterhalten und hatte keinen andern Erwerb als den, den ihm seine Feder brachte. Aber in jener Zeit gerade war es auch, daß die Not ihn auf die Bahn brachte, die ihn zu den eigentlichen wertvollen Leistungen seines stets unendlich arbeitsreichen Lebens und zum Ruhme führen sollte. Der ihm von dem Verleger Barbèra erteilte Auftrag, eine italienische Klassikerausgabe durchzusehen und mit Einleitungen auszustatten, veranlaßte ihn, sich mit der ganzen ihm eigentümlichen Energie auf das Studium der älteren italienischen Literatur zu werfen. Hier war von nun an seiner Kraft das weiteste und ergiebigste Arbeitsfeld geboten und aus diesem Boden gewann er seine reichsten Saaten. Denn wenn Carducci, wie das sein Nachfolger auf dem Bologneser Lehrstuhle, der Dichter Giovanni Pascoli, jetzt in einem Nachrufe sehr treffend sagte, dem neuen Italien die Sprache geschaffen hat, so hat er das nicht nur als Dichter getan, sondern mehr noch als Prosaiker, als Erläuterer und Beleber der großen literarischen Vergangenheit seiner Nation.

Das wird im Auslande nicht genug anerkannt. Die Italiener, wenigstens die Gebildeten unter ihnen, wissen es wohl, was sie dem Verstorbenen gerade auf diesem Gebiete verdanken, selbst wenn sie nicht immer klar herausfühlen, daß Carducci durch dieses liebevolle und ernste Sichversenken in das nationale Schrifttum auch für seine dichterische Tätigkeit den eigentlichen Inhalt und Mittelpunkt gewonnen hat. Denn erst aus dem Boden der nationalen Dichtung heraus, in die sich der junge Gelehrte gleich vom Anfang an mit seinem klaren Empfinden für das Wesentliche und mit der glühenden Begeisterung für alles echt vaterländische versenkte, sproß die innige Verschmelzung des antiken Elementes in seiner Dichtung mit dem eigentlichen Bedürfnis der gegenwärtigen italienischen Kultur hervor. Das Studium der heimischen Literatur gab dem dichterischen Werke Carduccis erst die wahre Aktualität. Er spülte in dem kühlen Bade der Gelehrsamkeit, in das er, nach seinem eigenen Ausdrucke, in jener Zeit hinabtauchte, alles Spielerische der antiken Stoffbehandlung von sich ab, jenen seichten und lediglich formellen Klassizismus, der vor der Romantikerzeit an der Tagesordnung gewesen und dem auch er in seiner dichterischen Anfängerzeit noch ganz verfallen war. In seinen ersten Gedichtsammlungen, in den Juvenilia, den Levia gravia, den Decennalia — schon die lateinischen Titel sind bezeichnend! — ist er doch überall nur der äußerliche Nachahmer nicht der Nachempfinder der Klassiker. Kein wahres Selbst kommt hier zum Durchbruch, und wo es doch erscheint,

macht es sich nicht auf antikem Boden geltend. Der klassische Geist ist in diesen frühesten Gedichten noch nicht jene feine Unterströmung, die dem Gedankeninhalt der neueren Kultur Tiefe und Farbe verleiht, sondern wir erblicken nur eine Maskerade mit klassischen Gewändern. Erst als der Dichter dem Entwicklungsgange der italienischen Literatur von ihren Anfängen an nachspürte, gewann auch in ihm selbst und in seinen Gesängen das anfänglich unklare und nur instinktive Streben nach Erneuerung der klassischen Grundlagen dieser Literatur den wahren Inhalt, und in den späteren Gedichtsammlungen, in den Rime nuove und den Odi barbare klingt Altertum und Neuzeit wirklich in einem vollen Akkord zusammen.

* * *

Nun erst ist aus dem Nachahmer ein wirklicher Dichter, aus dem Klassizisten ein wahrer Kulturerneuerer und Kulturbeleber geworden. Nun erst greifen seine Verse, die er wie funkelnde Blitze in die Welt hinausschleudert, dem Volk auch ins Herz. Denn nun erst haben sie, in der unmittelbaren Berührung mit dem nationalen Boden, einen lebensvollen Inhalt gewonnen. Der frühere klassizistische Apparat, die antiken Götter, Halbgötter und Nymphen, wird von dem Dichter beiseite gesetzt, Gestalten und Begebnisse aus der italienischen Geschichte bilden von nun an den Gegenstand der Gesänge. Aus dem Dithyrambus auf Phöbus Apollo, den göttlichen Lichtbringer, wird nun der leidenschaftliche Hymnus auf Satanas, auf den kritischen, dogmenfeindlichen Geist, der in unserer Zeit das Licht bringt. Die klassischen Stätten Italiens sieht die Phantasie des Dichters nicht mehr allein belebt von Römern und Griechen, sondern von den Helden der italienischen Vergangenheit und von den Martyrern, die für den Glauben an vaterländische Größe geblutet haben. Die leidenschaftliche Kampfesdichtung der 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, an der Carducci so hervorragenden Anteil nahm, wird durch ihn in Beziehung gesetzt zu den Freiheitskämpfen des mittelalterlichen Italiens. Sänger und Helden der großen italienischen Vergangenheit werden durch ihn den Sängern und Helden der Gegenwart an die Seite gestellt, und die Fluren, auf denen je italisches Blut floß, die Stätten, an denen je italische Kultur erblühte, werden in seinen Liedern zu geheiligten Wallfahrtsorten, an denen der begeisterte Sänger in gläubiger Andacht in die Knie sinkt.

Italien! Italien! Das ist der Ruf, der von nun an aus allen Worten Carduccis, aus seinen Oden, seinen Reden, seinen gelehrten Abhandlungen herausklingt. Dem Vaterland allein gilt sein Lebenswerk, sein Dichten, wie sein wissenschaftliches Schaffen. Einem Vaterland freilich, wie er es in seiner Dichterphantasie sich erträumt, wie es ihm als leuchtendes Bild aus der Beschäftigung mit der großen Vergangenheit entgegentrat. Nicht dem Vaterland, wie er es um sich sah. Wie weit war dieses doch, trotz der erkämpften Einheit, hinter jenem Ideale zurückgeblieben! Darum der Zorn des Dichters über die Gegenwart, darum der bittere Sarkasmus, mit dem er Erträumtes und Erreichtes vergleicht, darum auch seine leidenschaftlichen Angriffe auf die bestehende Staatsform. Dem Renaissancemenschen, der er immer gewesen und bis an sein Ende geblieben, konnte die Freiheit des Volkes nur in einer Republik verwirklicht erscheinen. Den alten Glanz des Vaterlandes sah er nur aus der selbstherrlichen Kraft solcher Männer hervorblühen, wie sie in den mittelalterlichen Republiken gewirkt hatten. Aber wo bleiben in der Gegenwart diese Männer? Mit ingrimmiger Geste weist er auf das kleine Geschlecht hin, das jetzt den Gang zum Kapitol angetreten, und steigt zu den

Schatten der Vergangenheit nieder, bei denen er Größe und Heldenmut findet, die verloren gegangenen Eigenschaften des italienischen Volkes.

Dort findet er auch die feine Anmut wieder, die ein Erbteil der italischen Rasse von jeher gewesen und die der Dichter in der Gegenwart ebenfalls so schmerzlich vermißt. Deshalb fragt er, als ihm in der Königin ein lebendes Bild dieser Anmut entgegentritt, wo er dieser Frauengestalt auf seinen Wanderungen durch die Gefilde altitalienischer Kultur doch schon begegnet sei? „Von woher kamst du? Welches Jahrhundert hat, du Schöne, Sanfte, dich zu uns hergesandt?“ Konnte eine weihevollere Huldigung der Fürstin jemals dargebracht werden, als in diesen Versen, in denen der Dichter sie in die von ihm mit so leidenschaftlichen Blicken geschaute, große und schöne Vergangenheit aus der häßlichen Gegenwart zurückversetzt.

Diese Gegenwart erschien ihm häßlich, weil er immer das Wesen vom Schein zu trennen bestrebt war. Carducci befand sich nur aus diesem Grunde so häufig im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung seiner Zeit. Er wollte die Phrase vernichten, von der er diese öffentliche Meinung nur allzu sehr beherrscht sah. Er wollte auf das Eigentliche und Eigentümliche der italienischen Kultur hinweisen und dieses auch in der Gegenwart erneuern. In diesem Sinn darf man ihn wohl den Neu-Klassiker nennen. Aber es war nur die große klassische, italienische Gedankenwelt, die er in seinem späteren Dichten aufs neue zum Leben heraufbeschwören wollte, nicht die der Römer und Griechen. Nur weil er erkannte, wie innig die große italienische Kultur mit der antiken verwachsen war, unternahm er den Versuch, auch die Dichtung unserer Zeit wieder mit den antiken Klangformen zu erfüllen. Ob ihm das in seinem Odi barbare restlos gelungen ist, bleibt eine offene Frage, eine Frage des Zeitgeschmacks. Aber das wird nie in Frage stehen, daß Carducci, schon durch sein wissenschaftliches Lebenswerk, durch die gewissenhafte Hebung der literarischen Schätze seines Volkes, eine Erneuerung des Gedankeninhalts der großen italienischen Vergangenheit angebahnt, und daß seine leidenschaftliche Dichterstimme zu der Erweckung des nationalen Gewissens in seinem Volke viel mit beigetragen hat. Deshalb hätten seine sterblichen Reste wohl einen Platz finden sollen im Pantheon italienischer Größe.

München. Oskar Bulle.

Der Zahnarzt.

Roman von Kurt Aram.

3.

Lodski hatte seine Kousine von der Malstunde abgeholt und ging stumm neben ihr her. Heute Abend würde er nach Berlin abreisen, seine Kousine viele Wochen nicht sehn und am Ende gar nicht mehr hierher kommen, sondern direkt nach Budapest fahren, um gleich mit den Probedrucken für seine neue Zeitung anzufangen. Auch seine Geldgeber drängten. Es war inzwischen schon so viel Reklame für das durchaus unabhängige, im vornehmsten Geist geleitete Blatt gemacht worden, daß es bald erscheinen mußte, sollte die Reklame überhaupt einen Zweck gehabt haben.

Heute war also für längere Zeit der letzte Tag, an dem er mit seiner Kousine über die Zukunft reden konnte. Zwar würde sie voraussichtlich auch bald nach Budapest reisen, aber in den ersten Wochen, wo die neue Zeitung erschien, durfte er keine Zeit für sie haben.

Den ganzen Vormittag hatte er schon überlegt, was er seiner Kousine sagen solle. Er war immer noch nicht zu einer Entscheidung gelangt. Versperrt sich nicht ein verlobter oder gar verheirateter Chefredakteur manch wertvolle Aussicht? Hätte er wenigstens bei Heller und Pfennig gewußt, was Erzsi einmal mitbekam. Dann wäre ihm die Entscheidung schon leichter geworden. Die Auskünfte, die er durch verschiedene Bureaus hatte einziehen lassen, lautete nicht ungünstig, aber ganz Genaues wußten sie über die Vermögensverhältnisse der Frau Wladacek nicht mitzuteilen. Eine fatale Situation! Gewiß, er war verliebt in das Mädchen. Aber um so mehr sah er sich genötigt, alles genau abzuwägen, denn Gefühle vergehen. Der Verstand mußte vor allem seine Wahl billigen. Und der billigte sie nur, wenn er eines großen Vermögens bei Erzsi sicher war. Mit dessen Hilfe konnte er dann ja neue, ehrgeizige Pläne schmieden. Das wichtigste, was er nie aus den Augen verlieren durfte, war doch eben, daß er es zu einer einflußreichen Stellung in der Welt brachte. Dem mußte sich alles unterordnen, auch seine Gefühle. Und waren sie diesem Ziel hinderlich . . . .

„Was seufzt du denn so kläglich? fragte seine Begleiterin.

„Nur noch einen Augenblick Geduld.“

„Ich bin gar nicht neugierig.“

Er sah sie von der Seite an. Er hatte gehofft, wenn er in ihrer Nähe

wäre, würde ihm die Entscheidung leichter, und deshalb hatte er sie abgeholt. Aber das traf nicht zu. Zwar schlug sein Herz schneller in ihrer Nähe, aber um das zu erfahren, brauchte er einen solchen Weg nicht zu machen, das wußte er auch so.

„Findest du nicht, daß es ziemlich dumm aussieht, wie wir so stumm nebeneinander hergehen?“ fragte die Kousine. „Wie zu einer Beerdigung.“

Lodski winkte unwillig mit der Hand, sie solle schweigen. Konnte sie denn nicht zehn Minuten den Mund halten, wenn sie merkte, daß es sich für ihn um wichtiges handelte?

Hätte er wenigstens offen über alles, was er plante, reden können! Da wollte er bald im Klaren sein. Aber das ging wohl nicht gut. Er glaubte zu wissen, daß sie durchaus nicht mit allem, was er vorhatte, einverstanden war. Frauenzimmer sind ja so voller Skrupel. War sie aber nicht einverstanden, so hatte er jemanden, dem er nicht unbedingt vertrauen konnte, in seine Karten blicken lassen. Das wäre denn doch eine zu große Dummheit. Auch nimmt es wohl jedes Mädchen übel, wenn man mit ihr von Geschäften redet, während sie ein Gespräch über Liebe erwartet.

Hätte er nur gewußt, ob sie ehrgeizig war. Manchmal glaubte er es. In ihrer Kunst besaß sie sicherlich Ehrgeiz. Aber in allen andern Dingen konnte sie so merkwürdig gleichgültig und ablehnend tun, als bedeute es für sie gar nichts, ob sie gesellschaftlich eine Rolle spiele, Macht und Einfluß gewinne oder nicht.

„Hör mal, Vetter, jetzt warte ich noch fünf Minuten. Wenn du bis dahin nicht geruhst den Mund aufzutun, gehe ich einen andern Weg.“

„Ich fahre heute Nacht nach Berlin.“

„Du sagst das wie ein Eroberer“, spottete die Kousine.

„Vielleicht fühle ich auch so.“ Er schwieg wieder.

„Also adieu, Vetter, und glückliche Reise!“ Sie reichte ihm die Hand.

„Ich bitte dich, Erzsi, nur noch einen Augenblick.“

„Soll ich dir sagen, weshalb du so stumm bist wie ein Fisch?“

„Das weißt du ja doch nicht.“ Er lächelte überlegen.

„Ich weiß es recht gut, habe aber keine Lust, das noch länger mitanzusehen. Es beleidigt mich! Du überlegst ja doch nur, ob du mir einen Heiratsantrag machen sollst oder nicht.“

Lodski sah überrascht, erfreut auf. Dumm war sie wirklich nicht. „Und wenn es so wäre?“

„So wird die Dummheit nur um so größer, je länger du an ihr herumüberlegst.“

„Könnten wir nicht wie vernünftige, erwachsene Menschen miteinander reden?“

„Das heißt auf deutsch, ich soll sagen, wie viel ich einmal zu erwarten habe?“

Er lachte. „Wenn du schon so gescheit bist, ja!“

„Daran zweifelst du wohl keinen Augenblick, daß ich einen Heiratsantrag von dir annehme und mich geehrt fühle?"

„Offen gestanden, daran zweifle ich wirklich nicht. Weshalb sollte ich auch? Wir kennen uns gut. Ich weiß, was ich an dir habe, du weißt, was du an mir hast. Ich werde dir alle Freiheit lassen, die du wünschst, und um Freiheit ist dir ja zu tun. Keine Mutter wird dir mehr kommandieren, auch ich werde das nicht tun. Nur du selbst wirst dir kommandieren. Du wirst weiter malen können und leben, wie es dir beliebt ... Doch das habe ich dir ja schon öfter auseinander gesetzt. Du weißt recht gut, daß du es so leicht nicht angenehmer und unabhängiger wirst treffen können."

Fräulein Wladacek lächelte dünn.

„Wenn aber meine Mitgift nicht groß genug ist?"

Lodskis sah erschrocken drein. Doch er lächelte sofort wieder. Sie scherzte wohl nur und wollte ihn auf die Probe stellen.

„Ich liebe dich ja", sagte er.

Fräulein Wladacek lachte. „Verzeih, aber wenn du dich eben gesehen hättest, würdest du selber lachen."

„So ein Wort geht mir eben nicht leicht von der Zunge."

„Das glaub ich. Ein wenig schämst du dich doch noch."

„Wie?"

„Wir wollen uns doch nichts vormachen ... Nein, nein, jetzt schweige nur weiter, wie du die ganze Zeit geschwiegen hast. Deine Liebe hängt von der Größe meines Geldbeutels ab."

„Ich muß doch sehr bitten!"

„Außerdem kommt für dich auch noch meine Fähigkeit zu repräsentieren in Betracht. Ferner meine sogenannte Originalität, von der du ja gerne sprichst. Auch mein sogenannter Verstand, der dir schon manchmal nicht schlecht geraten hat und dir auch jetzt gut raten wird. Bitte, laß mich ausreden! ... Nur ist mir das alles Nebensache!"

„Ich begreife nicht ..."

„Das glaub' ich dir gerne. Ich will um meiner selbst willen geliebt und geheiratet werden."

„Aber dein Verstand, deine Originalität, deine gute Figur, das bist doch du!"

„Nur ein Stückchen von mir. Das, worauf ich am wenigsten Wert lege. Rat einmal, was ich wohl meinen könnte?"

Lodski sah ratlos drein.

„Das rätst du nie, kannst es auch gar nicht, denn du selbst hast nichts von dem, was mir am Menschen, was mir an mir selbst das wichtigste ist."

„Darf man sich wenigstens teilnehmend danach erkundigen?"

„Seele, Seele, mein Lieber!" Wie heftig das herauskam.

„Man kann ja wohl auch ohne das auskommen. Einmal abgesehen davon, daß es derlei wahrscheinlich überhaupt nicht gibt."

„Ich komme ohne das nicht aus. Ich würde dich übrigens überhaupt nicht heiraten. Dich? Nein, mein Lieber!"

Lodski stieg eine tiefe Röte in das Gesicht. „Darf man fragen, warum nicht?"

„Weil du nur an dich denkst!"

„Als ob das die andern nicht auch täten."

„Welche andern?"

„Die von Seele reden."

„Außerdem bist du mir viel zu klein!"

„Meinst du das physisch?"

„Allerdings. Ich kann niemand heiraten, der auf der Straße neben mir eine komische Figur macht. Jawohl!"

„Hat das auch etwas mit Seele zu tun?"

„Du bist mir überhaupt unsympathisch!"

„Daß du das jetzt erst sagst?"

„Verwandtschaftliche Rücksichten . . . ."

„Auf einmal? Du willst wohl so 'nen dicken, großen Deutschen heiraten? Einen Biertrinker und Sauerkrautfresser mit Seele?"

„Das geht dich nichts an."

„Ich werde mir gestatten, deine Mama darauf aufmerksam zu machen."

„Das sieht dir ähnlich!" Sie eilte auf das andere Trottoir.

Lodski folgte ihr.

„Wenn du nicht gleich gehst, wende ich mich an den ersten besten Spaziergänger um Hilfe gegen dich!"

„Das wirst du schwerlich tun."

„Ich verbitte mir deine weitere Begleitung."

„Wie heftig du bist. Am Ende hast du dich gar schon verliebt?"

Fräulein Wladacek ging schneller. Lodski blieb an ihrer Seite.

War das da vorne nicht Baron Kingler, den sie kürzlich kennen gelernt hatte? Fräulein Wladacek eilte auf ihn zu.

„Ich bitte, Herr Baron, schützen Sie mich vor dem Zudringlichen!"

Kingler sah sich verwundert um, erkannte die Dame und bot ihr den Arm. Aber war das nicht Lodski, dem sie entfloh? Und war Lodski nicht der Verlobte dieser Dame? Baron Kingler wurde sehr neugierig und fühlte sich in seinem Element. Daraus ergab sich vielleicht eine amüsante Geschichte, die sich hübsch als Nachtisch bei den Unsoliden servieren ließ.

„Erkennen Sie mich nicht wieder, Herr Baron? Mein Name ist Lodski, der Vetter dieser Dame, die mich zudringlich genannt hat."

„Ich erinnere mich, Herr Lodski. Journalist, nicht wahr?"

Lodski errötete vor Wut, denn Kingler hatte das sehr von oben herunter und ein wenig spöttisch gesagt.

„Ich wünsche diesen Herrn nicht länger zu sehen", flüsterte die Ungarin erregt.

„Sie sehen, Herr Lodski, Ihre Fräulein Braut ist ungehalten."

„Wir sind nicht verlobt!" rief Fräulein Wladacek.

Das wurde ja immer pikanter. „Sie haben wohl gehört, was Ihre Kousine wünscht, Herr Lodski? Es tut mir natürlich aufrichtig leid, nicht länger in diesem Augenblick mit Ihnen plaudern zu können. Aber da die Dame . . ."

„Wir werden uns noch sprechen!" rief Lodski und verließ das Paar, da auch andere Leute aufmerksam wurden.

„Sie haben viel Temperament, mein gnädiges Fräulein . . . Unsere deutschen Damen . . ."

„Haben Sie etwas dagegen?"

„Nicht im geringsten. Wenigstens nicht gegen Sie, wenn Sie gestatten. Ich freue mich immer, wenn ich auf ein Temperament stoße."

Sie sah ihn aufmerksam an. Er mokierte sich wohl nur. Am liebsten hätte sie nun auch den Baron stehen lassen. Aber das wäre doch zu unhöflich gewesen. Auch bemerkte sie, wie ihr Vetter auf der andern Seite der Straße sie nicht aus dem Auge ließ.

„Ihr Herr Vetter ist wohl eifersüchtig?"

„Ein Recht dazu hat er nicht."

„Wollen wir ihn noch ein bißchen ärgern, mein gnädiges Fräulein?"

„Dagegen hätte ich durchaus nichts."

„So kommen Sie mit in die Bodega."

„Das geht nicht."

„Aber warum denn nicht? Sie treffen da Bekannte, auch Damen, wahrscheinlich wenigstens. Was ließe sich dagegen einwenden?"

Baron Kingler verlangsamte seinen Schritt. „Außerdem wirkt ein Gläschen Madeira oder was Sie sonst befehlen, recht gut auf so eine kleine Alteration."

Auch Fräulein Wladacek verlangsamte ihren Schritt. Lodski folgte immer noch.

„Würden Sie mich noch die fünf Minuten bis zu meiner Wohnung begleiten, Herr Baron? Ich bitte Sie nur deshalb, weil ich sehe, daß mein Vetter immer noch hinter mir her ist. Ich möchte nicht noch einmal mit ihm sprechen müssen."

„Ganz wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein. Ich stehe zu ihrer Verfügung.

Die Ungarin zögerte wieder. Eigentlich mochte sie sich dem Baron nicht verpflichten. Vielleicht war Herr Ferdinand in der Bodega. Er würde sie nach Hause bringen können, ohne daß es ihr unangenehm war.

„Sagen Sie, Herr Baron, wen erwarten Sie denn in der Bodega?"

Kingler lächelte. „Doktor Friedrich wird da sein. Wahrscheinlich auch seine Frau. Eine reizende Person, nicht wahr? So natürlich . . ."

Die Ungarin nickte zerstreut.

„Auch Federlein wird da sein und Herr Weber, der allen Damen so interessant ist."

„Mir gar nicht", warf Fräulein Wladacek unhöflich ein.

„Das wundert mich. Unsere jungen Damen von heute goutieren auffallend diese Naturen, die ihnen offenbar satanistisch, interessant, gefährlich vorkommen."

„Doch auch in Deutschland wohl nur die jungen Damen bestimmter Kreise."

„Sehr richtig. Aber die andern Kreise interessieren sich überhaupt nicht für uns. Nur für Referendare und Leutnants."

„Und sonst ist niemand in der Bodega?"

Baron Kingler lächelte noch etwas intensiver. „Oft erscheint auch Herr Kessel mit seiner Frau. Auch unser Zahnarzt, Herr Ferdinand, den Sie auch kennen."

„Allerdings."

Sie standen am Eingang der Bodega. Fräulein Wladacek ging mithinein, zeigte sich aber wenig erfreut, als sie nur Dr. Friedrich, Fritz Weber und Federlein erblickte.

„Die Damen kommen wohl noch. Sie machen Besorgungen, und das nimmt die Damen ja immer sehr in Anspruch."

Kingler führte die Ungarin an den Tisch, ehe sie noch etwas erwiderte.

Ihr gefiel nicht, wie er von den Damen sprach. Gerade als seien sie nur ein Luxusgegenstand, den man möglichst wenig ernst nimmt.

„Das wird Sie auch interessieren", wandte sich Dr. Friedrich an die Ungarin. „Ich erhielt nämlich heute morgen einen Brief von einem alten Freund, den ich ganz aus den Augen verloren, worin er mir mitteilt, er sei Mohammedaner geworden, da er außer seiner Frau, einer reizenden Person übrigens, noch eine andere liebe, und man es ja in Deutschland nicht erlaube, zwei Frauen zu haben."

Fräulein Wladacek lachte. „Aber Herr Doktor, Sie machen Spaß!"

„Ich versichere Ihnen, durchaus nicht. Es ist, wie ich sage. Wir waren gerade im Disput über das Thema."

„Ich finde es sehr unvorsichtig von deinem Freunde", meinte Baron Kingler, „sich überhaupt auf so etwas einzulassen."

„Bürger hat auch zwei Frauen zugleich gehabt", warf Weber ein, „zwei Schwestern sogar.

„Erlauben Sie", engegnete Kingler, „das ist doch etwas anders, nicht wahr? Soweit ich wenigstens informiert bin, hatte er nur eine Frau. Vor der Welt nämlich, und darauf kommt es an. Daß Molly zur selben Zeit seine Geliebte war, ist eine Privatangelegenheit zwischen den drei Personen, die die Oeffentlichkeit nichts angeht. Trete ich aber zum Mohammedanismus über und erscheine dann auf der Bildfläche mit zwei Frauen, zwei Ehefrauen bitte, so gibt das direkt eine Kalamität. Ich glaube nicht, daß sich die Gesellschaft das gefallen läßt."

„Denken Sie an den Grafen von Gleichen", meinte Federlein.

„Das war im Mittelalter."

„Im finsteren Mittelalter!" Weber lachte spöttisch. „Wie hell muß es gewesen sein, wenn es heute so finster ist, daß verboten wird, was damals erlaubt war."

„Ich habe schon einmal von einem ähnlichen Fall gelesen, wie der meines Bekannten ist", sagte Friedrich. „Wer war das doch? Der Mann hatte sogar drei Frauen zu gleicher Zeit."

„Und wenn schon", fiel Kingler ein, „darauf kommt es dann nicht mehr an."

„Ich glaube, der Mann hat sogar in Deutschland gelebt, ist sogar Professor oder so was gewesen, irre ich nicht, in Königsberg."

„Ich habs, ich weiß, wenn du meinst! Weber triumphierte. „Albert Dulk meinst du. Professor in Königsberg war er allerdings nicht."

„Ganz richtig, jawohl, den meine ich. Er wurde auch Mohammedaner."

„Ich kenne den Mann nicht", meinte Kingler." „Aber wenn er wirklich mit mehreren Frauen auf einmal in der zivilisierten Welt gelebt hat, so beneide ich ihn nicht."

„Entsinne ich mich recht, so blieb er nicht lange in Königsberg, sondern ging nach der Schweiz", berichtete Weber.

„Aha!" sagte Kingler.

„Aber auch in der Schweiz hielt er es nicht lange aus. Er verschwand in den Orient."

„Da haben wirs", sagte Kingler.

„Warum sind Sie eigentlich so dagegen?" fragte Weber gereizt.

„Ich finde es dumm, einfach dumm, ich kann mir nicht helfen. So etwas tut man nicht, hat es heutzutage auch gar nicht nötig."

„Da müssen Sie sich schon deutlicher ausdrücken", forderte Weber.

„Mein Gott, zu erotischen Eskapaden mietet man sich eben möblierte Zimmer, wie es der Brauch ist. Nichts einfacher als das."

„Wenn man aber die Geliebte zu sehr liebt, als daß man sie möblieren möchte?" meinte Weber.

„So läßt man sich von seiner Frau scheiden und heiratet die andere. Sehr einfach."

„So einfach ist das doch nicht immer", meinte Weber. „Wir brauchen nur einmal anzunehmen, der betreffende liebt gleichzeitig auch seine Frau."

„Dann soll er von der andern die Finger lassen, da kann ich ihm nicht helfen."

„Für Leidenschaften besitzen Sie eben kein Verständnis!" Weber schlug zornig auf den Tisch, so daß Fräulein Wladaceks Glas fast umfiel.

„Für so umfangreiche Leidenschaften allerdings nicht. Man wahrt doch immer die Form, nicht wahr?"

Weber lachte höhnisch.

„Und wenn Sie noch so laut lachen, ich finde es nun einmal geschmacklos. Man bringt sich und die Frauen, für die man ein tendre hat, nicht in solche Situation. Man macht die Sache ab, wie es in dem Land, in dem man lebt, bon ton ist."

„Ich finde das Problem interessant", meinte Friedrich.

„Mach ein Drama draus, ersäufen wirs in Tinte!" spottete Weber.

Aber Friedrich ließ sich nicht stören. „Namentlich ist mir interessant, wie sich die betreffenden Frauen dazu stellen. Ich kann mir nicht vorstellen . . ."

„Daß deine Frau noch eine andere neben sich duldet?" warf Weber ein.

„Allerdings, ganz richtig, wenn wir schon konkret reden sollen."

„Aber wenn du eine Geliebte hast?"

„Darüber sieht eine geschmackvolle Frau hinweg", behauptete Kingler.

„Na, weißt du, Kingler, so einfach ist das denn doch nicht." Doktor Friedrich war rot geworden.

„Ich meine, sie sieht darüber hinweg, wenn sie es erfährt. Meist wird wohl niemand so taktlos sein, die Frau damit zu behelligen."

„Man hat immer gute Freunde." Friedrich sah düster drein.

„Verlassen wir wenigstens bei dem Gegenstand die demonstratio ad hominem", schlug Kingler vor, der sah, wie befangen Friedrich wurde.

„Wenn man erst einmal die eine geheiratet hat, muß man auch die Konsequenzen ziehen", behauptete Weber.

„Und alle heiraten, die man liebt?" Kingler lächelte. „Ich bitte Sie, wohin soll es führen, wenn man all seine Geliebten heiraten müßte."

Federlein brüllte vor Lachen.

Friedrich sah Fräulein Wladacek an, die nur auf einen geeigneten Augenblick wartete, um sich zu entfernen.

„Ich meine", sagte er, „wir nehmen die Sache einmal ernst, nicht nur frivol. Und da wir eine Dame unter uns haben, was sagen Sie denn zu diesem Fall, gnädiges Fräulein?"

„Ich kann mir eine solche Situation überhaupt nicht vorstellen."

„Ich meine auch nur: so im allgemeinen?"

„Da bin ich zu praktisch veranlagt. Ich vermag nur über das zu reden, was ich kenne, ich bin kein Dichter."

„Aber gnädiges Fräulein sind ja auch Künstlerin!" meinte Weber, den das Thema außerordentlich beschäftigte.

„Ich male bloß."

„Entweder man hält die Ehe für etwas wertvolles und läßt dann jeden, den man liebt, an diesem Gut partizipieren, oder man schätzt sie nicht und heiratet überhaupt nicht."

„Das ist für die Männer jedenfalls am bequemsten, Herr Weber", sagte die Ungarin.

„Wohl auch für die Frauen", behauptete Weber. „Für sie ist es jeden-

falls viel schwerer, mit einer andern oder mehreren andern die Ehe zu teilen. Wie viel Takt, wie viel Kultur setzt das bei den Frauen voraus, die eine solche Ehe eingehen. Allen Respekt vor den Frauen Albert Dulks. Es waren jedenfalls ungewöhnlich hochstehende, feine Menschen."

„Wird dein mohammedanischer Freund dich besuchen?" fragte Kingler.

„Schon möglich", antwortete Friedrich und mußte laut lachen.

„Siehst du, ich wollte nur, daß du lachtest. Wir alle müssen lachen, wenn wir uns den Mann mit zwei Ehefrauen an diesem Tisch vorstellen. Schon die Komik tötet ein solches Verhältnis."

„Was nur beweist, daß wir nicht reif dafür sind", beharrte Weber.

„Wenn du noch lange sprichst, redest du dir und uns ein, nur eine solche Doppelehe sei etwas wert."

„Das ist sie auch, denn nur vornehme Naturen nehmen sie auf."

„Dann gibt es aber noch verdammt wenig vornehme Naturen in Deutschland."

„Sehr richtig bemerkt."

„Nun ist die Groteske fertig!" meinte Kingler.

Fräulein Wladacek erhob sich. Kingler erbot sich, sie zu begleiten. Aber sie lehnte es dankend ab. Ihr Vetter würde jetzt wohl nicht mehr auf sie warten.

Was für neugierige Gesichter die Leute aufsetzten. Man würde über sie reden und Kingler würde es sich gewiß nicht nehmen lassen, alles hübsch zu pointieren und auszuschmücken.

Fräulein Wladacek empfahl sich hastig.

Frau Grün stand schon an der Treppe, wartete und seufzte laut, als sie ihren Gast endlich kommen hörte.

„Hoffentlich haben Sie mit dem Essen nicht auf mich warten müssen?" Die Ungarin entschuldigte sich.

„Wir wollten allerdings gerade anfangen, denn mein Mann muß ja um zwei schon wieder ins Geschäft." Frau Grün half ihrem Gast beim Ablegen und fragte neugierig: „Wo sind Sie denn so lange gewesen?"

„In der Bodega."

„Was?" Frau Grün schlug entsetzt die Hände zusammen. „Allein?"

„Nein, in Herrengesellschaft."

„Daß Ihr Vetter sich auch noch immer nicht in deutsche Sitten schickt."

„Ich war gar nicht mit ihm dort, sondern mit Baron Kingler, Doktor Friedrich und den andern Herren, von denen ich Ihnen gestern erzählte."

Frau Grün war sprachlos.

„Mit lauter Künstlern!" stammelte sie dann.

„Was Sie merkwürdige Ansichten über Künstler haben, Frau Grün!"

„Die sind doch so leichtsinnig und ausschweifend! Das hört man ja allgemein."

„Andere Leute sind das auch."

„Andere Leute haben gar keine Zeit dazu. Aber diese Künstler haben ja überhaupt nichts zu tun."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Aber das weiß man doch."

Fräulein Wladaceck seufzte. Da war nichts zu machen. Für Frau Grün hatte nur eine Art von Menschen zu arbeiten: die Kaufleute.

„Jetzt sind Sie schon wieder gekränkt", meinte Frau Grün. „Ich meine es doch nur gut mit Ihnen. Und mir hat doch Ihre Mama Sie anver-vertraut. Da muß ich doch acht geben."

„Worauf?"

Frau Grün wurde verlegen. „Das wissen Sie ganz gut."

„Glauben Sie, mir könnte jemand etwas anhaben, wenn ich selbst es nicht will?"

„Aber ein junges Mädchen! Die wissen nicht, die sind unerfahren . ."

„Sind Sie denn so erfahren?"

„Ich bin doch eine verheiratete Frau!"

„Damit kommt die Erfahrung von selbst?"

„Das weiß man doch."

Sie gingen in das Eßzimmer, wo Herr Grün schon ungeduldig, mit vorgebundener Serviette wartete.

Während das Ehepaar eifrig, aber stumm die Suppe löffelte, mußte Fräulein Wladacek unwillkürlich Vergleiche ziehen zwischen diesen Leuten, die ihrer eigenen Familie glichen, nur daß sie nicht so wohlhabend und noch etwas kleinlicher waren, dem Tisch der Unsoliden und der Mahlzeit gestern bei Ferdinands. Der Vergleich fiel sehr zu ungunsten ihrer Gastgeber aus. Sie sind wie zwei Maschinen, dachte sie, die sich zusammengetan haben, um möglichst viel Geld zu verdienen. Einen andern Lebenszweck kennen sie nicht. Die männliche Maschine verkauft Schuhwaren, die weibliche sorgt derweil für den Haushalt. Dreimal des Tags sitzen sie bei einander. Wenn die Maschinen neues Futter nötig haben. Dann arbeiten sie wieder weiter.

„Aber Fräulein Erzsi. Sie essen ja gar nichts!" Frau Grün fühlte sich jeden Mittag durch den schlechten Appetit ihres Besuchs beleidigt. Es sah ja gerade so aus, als koche sie nicht gut. Das heißt, eigentlich kochte ja die Köchin. Aber sie als Hausfrau war doch dafür verantwortlich.

„Sie wissen ja, Frau Grün, ich nähre mich wie ein Spatz. Das ist auch zu Hause nicht anders . . Also dürfen Sie es nicht übel nehmen."

„Ich meine nur, ich koche doch sehr gut. Noch all unsern Gästen hat es bei mir geschmeckt. Ich hoffe immer noch, auch Sie werden zugreifen lernen."

Fräulein Wladacek seuzte und stach tapfer in das Bratenstück, das ihr nicht recht frisch vorkam, so daß ihr davor ekelte. Aber sie bezwang sich und führte, wenn auch langsam, Bissen für Bissen zum Mund.

Als Frau Grün sich beruhigt zu haben schien, hielt die Ungarin wieder

ein, denn es würgte sie ordentlich in der Kehle vor Widerwillen. Konnte man wirklich verlangen, daß sie sich der Hausfrau zu lieb den Magen verdarb? Ihr fiel das gestrige Gespräch bei Ferdinands über die Kochkunst ein, sie lächelte.

„Worüber lachen Sie denn?"

„Mein Gott, über gar nichts besonderes."

„Sie könnten uns doch etwas erzählen über Ihre neuen Bekannten, für die Sie so schwärmen."

„Woher wissen Sie das?"

„Sonst kämen Sie doch nicht so spät nach Hause."

Es ist kaum noch zu ertragen mit dieser Frau, dachte die Ungarin und wurde blaß vor Gereiztheit.

„Worüber sprachen Sie denn in der Bodega, Fräulein Erzsi?" fragte Frau Grün, während die männliche Maschine unentwegt weiter aß.

Die Ungarin musterte das Ehepaar. Was die beiden wohl sagen würden, wenn sie das Gespräch in der Bodega wiedererzählte. Am Ende störte es sie in der Verdauung. Es reizte sie, darüber zu sprechen.

„Es war wohl etwas recht unpassendes, wovon Sie sich unterhielten? Diese Künstler .... Ueber Erotik oder solche Sachen?"

„Ueber Vielweiberei sprachen wir."

Die männliche Maschine sah einen Augenblick auf und lachte laut.

„Aber Grün!"

Die männliche Maschine senkte das Haupt wieder zum Teller und schwieg.

„Ueber so unanständige Sachen unterhalten Sie sich? Ueber Dinge, von denen kaum eine verheiratete Frau etwas weiß?"

„Wenn das, wie Sie immer sagen, bei Ihnen in Deutschland so ist, dafür kann ich doch nichts." Länger konnte Fräulein Wladacek beim besten Willen nicht liebenswürdig bleiben.

„Was soll Ihre Mama denken, wenn sie erfährt, daß Sie sich über solche Sachen unterhalten konnten, während Sie in meinem Haus wohnten."

„Mama? Ich hoffe, sie lacht, wenn ich es ihr erzähle."

Frau Grün starrte sie entsetzt an. Solche Ausländer! Es waren wirklich ganz andre Menschen. Moral gab es bei denen überhaupt nicht mehr.

„Wenn ich denke, meine Tochter spräche über so etwas!"

„Aber Sie haben ja gar keine, Frau Grün."

„Aber wenn ich eine hätte! ..."

Nun aß auch die weibliche Maschine wieder. Besseres wußte sie in diesem schmerzlichen Augenblick nicht zu tun.

Von Fräulein Wladacek fiel alle Gereiztheit. Es lohnte sich wirklich nicht, über diese Frau sich aufzuregen ... Wenn sie noch mehr über derlei sprach, was das Ehepaar dann wohl anfangen würde?

„Sagen Sie, Frau Grün, sind Sie nie eifersüchtig?"

Frau Grün legte Messer und Gabel auf den Teller. „Ich? Eifersüchtig?"

„Ihr Mann könnte sich ja auch einmal verlieben."

Frau Grün lächelte. „Das ist unmöglich."

„So? Warum unmöglich?"

„Aber ich bitte Sie, er kommt doch jeden Abend Punkt acht Uhr nach Hause!"

Diesmal machte Fräulein Wladacek ein erstauntes Gesicht.

„Was hat das damit zu tun? Das verstehe ich nicht, Frau Grün."

„Das glaube ich Ihnen. Und es freut mich, daß Sie das wenigstens noch nicht verstehen. Man kommt sich als verheiratete Frau ja sonst ganz dumm neben Ihnen vor."

„Mahlzeit!" sagte die männliche Maschine, setzte sich in einen Sessel am Fenster und entzündete die Verdauungszigarre.

Frau Grün neigte sich zum Ohr der andern. „Wenn er von abends acht bis morgens acht bei mir ist, wie soll er sich dann in jemand anders verlieben? Er kann ja gar nicht." Sie kicherte.

Fräulein Wladacek rückte unwillkürlich ein wenig fort.

„Weshalb machen Sie denn auf einmal ein so zimperliches Gesicht?" flüsterte Frau Grün.

Die Ungarin erhob sich und sagte, sie wolle gleich wieder an die Arbeit, sie bäte darum, daß ihr das Mädchen um halb vier eine Tasse Kaffee auf das Zimmer brächte.

Frau Grün erwiderte nichts. Sie war beleidigt.

Als der Besuch sich der Tür näherte, nahm die Maschine im Sessel die Zigarre aus dem Mund und rief: „Fräulein Erzsi!"

Die gerufene wandte sich verwundert um.

„Kommen Sie doch einen Augenblick her."

Die Ungarin näherte sich dem Sessel.

Herr Grün bückte sich über ihren Fuß, den Fräulein Wladacek deshalb noch mehr unter ihr Kleid zog.

„Ich sags ja, auf einmal so zimpfer!" grollte Frau Grün.

„Bitte um ihren Fuß", sagte die Maschine und beugte sich noch mehr aus dem Sessel.

Fräulein Wladacek hielt ihm den rechten Fuß hin, ohne zu begreifen, was er eigentlich wollte.

Herr Grün prüfte den Schuh von allen Seiten, drückte, drehte. Wie ein Bauer ein Stück Vieh prüft.

Herr Grün ließ den Fuß wieder fahren. „Sind Sie zufrieden mit dem Schuh?"

„Ach so, freilich bin ich zufrieden, Herr Grün."

„Es sind auch die besten, die wir auf Lager haben", erklärte die Maschine, schob wieder die Zigarre in den Mund und lehnte sich mit sehr zufriedenem Gesicht in den Sessel zurück.

Jetzt will wohl niemand mehr etwas von mir, dachte die Ungarin, sah auf Frau Grün, die sich auch einen Sessel zum Fenster zog, und ging.

Als Fräulein Wladacek in ihr Zimmer kam, legte sie sich auf das Bett, und plötzlich mußte sie weinen. So heftig, daß sie das Gesicht in die Kissen preßte, damit es ja niemand höre, damit nur um Gottes willen nicht Frau Grün erschien und teilnehmend wurde.

Sie kam sich auf einmal so verlassen vor. Gar niemand war da, der sich ihrer annahm, der ihr innerlich nahestand. Sie sehnte sich nach ihrer Mutter, die immer noch bei Bekannten in Hamburg weilte. Oder war sie schon bei andern Bekannten in Breslau. Jedenfalls war sie nicht hier.

Wie froh wäre die Malerin gewesen, wenn sie jetzt in ihren Armen liegen könnte. Es war doch ihre Mutter, sie liebte doch die Tochter, trotzdem sie sich in vielen Dingen so fern und fremd waren. Sie wollte doch ihr Bestes . . . Und dann fiel ihr Lodski ein, und sie mußte erst recht weinen. Auch er meinte es nicht ehrlich, auch er wollte höchstens ihr Geld und ihren Körper. Sie hatte großes Mitleid mit sich und kam aus dem Schluchzen gar nicht heraus.

*
* *

Gegen vier Uhr als der Kaffee getrunken war, begann Franz Ferdinand unruhig im Eßzimmer auf und ab zu gehen. Frau Ilse sah dem eine Weile zu und fragte dann: „Was hast du vor, Franz?“

„Ich? Gar nichts. Hast du etwas vor?“

„Gehst du später in die Stadt?“

„Vielleicht. Willst du auch hin?“

„Ich dachte daran.“

„Dann können wir uns ja treffen.“

Warum fordert er mich nicht auf, mit ihm zu gehen? dachte Frau Ilse. Er hat etwas besonderes vor.

„Wann willst du dir eigentlich die Bilder der Ungarin ansehen?“ fragte sie.

„Ach so, freilich, ich habe noch gar nicht daran gedacht. In den nächsten Tagen denke ich, wenn ich einmal in ihrer Nähe vorbei komme.“

„Meinst du, daß wir sie öfter zu uns bitten sollen?“

„Hättest du etwas dagegen, Ilse?“

„Gar nicht. Nur möchte ich nicht zudringlich erscheinen. Wir wissen ja nicht, ob sie nicht sehr viele Bekannte hat, denen sie verpflichtet ist.“

„Es macht nicht den Eindruck. Sie wäre dann wohl auch nicht so bald zu uns gekommen. Wenn erst ihr Vetter fort ist, was in diesen Tagen geschieht, dürfte sie sogar ziemlich allein sein.“

Frau Ilse räumte das Geschirr auf dem Eßtisch zusammen und schellte dem Mädchen. Franz ging hin und her und betrachtete angelegentlich die Bilder an den Wänden, als sähe er sie zum erstenmal. Wenn er nur gewußt hätte, ob sie jetzt sofort in die Stadt ging. Dann würde er noch gewartet haben. Sie konnten doch unmöglich zu gleicher Zeit getrennt den-

selben Weg einschlagen. Das sähe doch zu töricht aus. Ging sie aber noch nicht gleich, dann würde er aufbrechen.

Als das Mädchen abgeräumt hatte, fragte Frau Ilse: „Ist sie dir immer noch so sympathisch?"

„Du meinst natürlich die Ungarin?"

Frau Ilse nickte.

„Siehst du, liebes Kind, das weiß ich im Augenblick wirklich nicht. Bei neuen Bekanntschaften ist es ja immer so. Man macht sie, weil einem der Betreffende gefällt. Man kommt zusammen und nun gefällt er einem doch nicht in allem, wie man annahm. In diesem Stadium befinde ich mich eben. Wir müßten uns erst häufiger sehen, bis ich dir eine zuverlässige Antwort auf deine Frage geben kann."

„Du bist wieder am Zergliedern, folglich trägst du dich mit einer literarischen Arbeit?"

Franz wehrte mit beiden Händen. „Ich weiß nicht, ich weiß wahrhaftig nicht. Nur tappe nicht schon dazwischen, sonst wird es gewiß nichts."

„Mein Gott", meinte seine Frau, „ich hätte gewiß nichts dagegen, wenn aus dieser Bekanntschaft eine Novelle würde. Du hast schon recht lange nichts mehr veröffentlicht."

„Das sagtest du gestern auch schon. Ich finde es nicht sehr taktvoll. Was die Ungarin ein Gesicht dazu machte! Du könntest das eigentlich lassen, denn du weißt ganz gut, daß mir eine neue Bekanntschaft durchaus nicht sofort als Objekt für irgend eine Schmiererei gilt."

„Wenn du dich verliebst, wird doch so etwas daraus."

„Ich bin nicht verliebt."

„Das kann ja bei näherer Bekanntschaft noch kommen."

„Wie soll man sich verlieben, wenn du immer nüchtern dazwischen fährst."

„Tue ich das wirklich?"

„Wie soll jemand Interesse für mich fassen, wenn du gleich erzählst, er sei für mich nur ein Novellenstoff. Zehn Mark pro Seite."

„Hör' mal, Franz, du verlangst ein bißchen viel. Am Ende soll ich deine Absichten noch unterstützen?"

„Wenn du mich hinderst, reizt du mich nur, die Hindernisse zu überwinden."

„Kurz und gut, man kann tun, was man will, wenn du willst, dient es doch deinen Plänen, nicht wahr?"

„Du machst mich überhaupt erst wieder darauf aufmerksam."

„Das redest du dir selbst nicht ein. So dumm bin ich nicht. Aber das sage ich dir, wenn du dem Mädchen etwas in den Kopf setzt, dann gebrauche auch ich meine Waffen!"

„Also Kampf? Mir soll es recht sein."

„Wenn du nicht einmal weißt, ob sie dir noch sympathisch ist, könntest du sie auch in Ruhe lassen."

„Gewiß, kluge Ilse .... Uebrigens tust du immer, als hinge alles nur von mir ab. Zum Verlieben gehören doch zwei. Wer weiß, ob sie will, einmal vorausgesetzt, daß ich will?"

Frau Ilse lächelte schwach. „Ein Mädchen so voller Illusionen wie sie! Man braucht sie darin nur zu bestärken, und sie ist verliebt."

„Schadet das etwas?"

„Gewiß nicht. Es fragt sich nur, was du dann tust. Würdest du dann zudringlich, tätest du ihr nur weh, denn gefallen läßt sie sich das sicher nicht."

„Weshalb eigentlich nicht?"

„Erstens bist du ein verheirateter Mann. Zweitens kennt sie auch mich. Und wir beide sind uns jedenfalls sympathisch."

„Jetzt fängst du an zu zergliedern."

„Man lernt mit der Zeit etwas von seinem Mann ... Wirst du aber nicht zudringlich ..."

„Nun? Was dann?"

„Dann quälst du dich unnütz herum. Und ein unglücklich verliebter Ehemann ist doch eine zu lächerliche Figur, als daß ich dich so sehen möchte."

„Ein drittes gibt es also nicht? Immer angenommen, daß ich mich wirklich in sie verliebe."

„Ich wüßte nicht."

„Mit all dieser Weisheit könntest du wenigstens warten, bis es an der Zeit ist", sagte Franz unwirsch.

„Man sucht halt vorzubeugen, so gut es geht." Frau Ilse nahm eine Handarbeit.

„Du gehst also nicht aus?" fragte er.

„Ich warte noch ein Weilchen. Nore ist ja auch noch nicht aus der Schule."

Franz stand am Ofen und sah seine Frau an. „Sag mal, Ilse, werden wir uns noch oft so unterhalten müssen wie eben?"

„Das kommt auf dich an, lieber Franz."

„Das kann hübsch werden. Du gehst herum und sezierst und sezierst jedes kleine Gefühlchen. Da kann man sich gar nicht verlieben."

„Ist das denn so unbedingt nötig, Franz?"

Er lachte. „Da hast du eigentlich recht!"

Sie erhob sich, trat zu ihm und strich ihm durchs Haar. „Sei vernünftig, Franz, laß dich nicht gehen. Zu einem Techtelmechtel ist das Mädel zu gut. Es kann nichts erfreuliches dabei herauskommen, wenn du dich gehen läßt."

„Also adieu, kluge Ilse, ich muß in die Stadt."

Sie sagte nichts, als er sich zur Tür wandte, und sah unter sich, obwohl er ihren Blick suchte.

„Dann nicht!" murmelte er ärgerlich und zog seinen Ueberzieher an. Aber sah doch noch einmal ins Eßzimmer.

„Bestelle Erzsi einen schönen Gruß von mir, Franz."

„Ich weiß gar nicht, ob ich hingehe."

„Du sagtest vorhin, wir könnten uns in der Stadt treffen. Ich wüßte schon deshalb gern, ob du sie aufsuchst! Ich käme dann auch hin."

„So?" Es klang sehr gedehnt.

„Ist es dir nicht recht, komme ich dir in die Quere?"

„Also schön, treffen wir uns dort."

„Du willst mir das Opfer wirklich bringen?"

„Mokante Person!" Franz Ferdinand machte, daß er hinaus kam, denn er fand sich seiner Frau gegenüber in diesem Augenblick recht komisch.

Kaum war er fünf Minuten fort, schellte es so heftig, daß Frau Ilse erschrocken auffuhr. Es war Nore, die erhitzt, mit fliegendem Atem gelaufen kam, zu sehen, ob ihre Mutter auch noch da war und nicht durchgegangen.

„Aber Kind, ich habe schon oft gesagt, du sollst nicht so an der Schelle reißen! Du weißt doch, daß ich nicht fortgehe, daß ich bei dir bleibe."

Klein-Nore lachte, schmeichelte, umschlang die Mutter und hörte vor lauter Glück darüber, daß sie noch da war, kaum auf die Vorwürfe.

„Wenn du nicht vernünftiger wirst, Nore, muß ich es dem Vater sagen."

„Bitte nicht, liebe Mutter, bitte, bitte!" Nore war sehr erschrocken, denn beim Vater wußte man nie, ob er nicht ernstlich böse wurde, und ehe man es sich versah, zuschlug.

„Also bist du brav, schellst nicht mehr so unsinnig und gehst hübsch langsam aus der Schule nach Hause?"

Nore versprach alles und durfte dafür auf dem Schoß der Mutter sitzen, während sie ihre Milch trank und die Semmel aß.

Franz Ferdinand hatte zu Fuß in die Stadt gehen wollen. An der Trambahn aber machte er halt und überlegte. Ging er wirklich zu Fuß, so brauchte er eine halbe Stunde bis zur Wohnung Fräulein Wladaceks. Nahm er die Tram, sparte er eine Viertelstunde, die er dann bei der Ungarin für sich allein hatte. So konnte er in Muße ihre Bilder betrachten, auf die er wirklich neugierig war. Vielleicht sagten sie mancherlei über sie, das ihm wertvoll war. Wenn erst seine Frau erschien, kam es wahrscheinlich überhaupt nicht zum ernsthaften Betrachten der Malereien. Auch wollte er das für sich allein genießen.

So benutzte er also die Trambahn.

Kaum war er aufgesprungen, fuhr er zusammen. Stand auf dem Vorderperron nicht die Ungarin? Wo mochte sie gewesen sein? Vielleicht bei ihm? Und war gleich wieder fortgefahren, als sie ihn nicht traf?

Die Dame wandte sich um, er sah in ein fremdes Gesicht. Ich leide schon an Hallucinationen, schalt er und nahm im Innern des Wagens Platz.

Er blickte von einem zum andern. Was die Menschen in der Tram für verschlossene Gesichter zeigen. Gerade wie in der Eisenbahn. Wozu eigentlich? Es wäre doch ganz hübsch gewesen, wenn man den Leuten ansah,

was sie vorhatten. Ob das nette junge Mädel ihm gegenüber wohl an einen Liebsten dachte? O weh, sie gähnte laut und lang. Wahrscheinlich dachte sie in diesem Augenblick an gar nichts, war nur einfach müde und zufrieden, nicht mehr Klavier spielen zu müssen. Sie hielt eine Musikmappe an sich gepreßt.

Die nicht mehr junge Dame neben ihm, der unzählige Ringe an allen Fingern blitzten, die so nach Parfüm stank? Etwas feines war es gewiß nicht, trotzdem sie ein sehr modernes, kostbares Kleid trug. Geizig und ordinär mußte sie sein trotz des eleganten Einbandes. Hatte sie doch ihr Kleid hoch genommen und saß auf dem Unterrock, um die Seide zu schonen. Pfui Teufel sah das gewöhnlich aus! Wie der junge Arbeiter ihr gegenüber sie anstarrte. Drei von den Ringen an den Händen seines Visavis, und er konnte Monate sorglos leben. Wie gutmütig diese Leute eigentlich sind, dachte Franz. Wäre ich an seiner Stelle, so brächte ich die ekelhafte Person um und nähme ihre Ringe. Dann brauchte sie nicht mehr in der Tram ihre Kleider zu schonen und der Arbeiter hätte gute Tage.

An der nächsten Haltestelle stieg die aufgeschirrte Dame aus. Was das ein Umstand war! Bis die ihre Kleider wieder in Ordnung hatte! Wie sie um sich blickte. Als gehörte die Welt ihr, weil sie viele Ringe besaß und nach Parfüm roch. Der Arbeiter blickte ihr angestrengt nach. Plötzlich lächelte er spöttisch. Wie viel Geringschätzung lag in diesem Lächeln. Die Wendung von dem tüchtigen Kern im deutschen Volk fuhr ihm durch den Sinn.

Ein junger Mann sprang auf, rückte die Kravatte zurecht, besah aufmerksam die Bügelfalten seines Beinkleides, ob sie auch nicht Schaden genommen, zupfte an seinen Manchetten und stellte seine elegant chaussierten Füße so, daß jeder sie sehen mußte. Plötzlich fiel sein Blick, der bisher nur mit sich beschäftigt gewesen, auf die Dame, die Franz für die Ungarin gehalten hatte. Der junge Mann drängte sich non chalant durch den Wagen an die Seite der Dame, die ihn einen Augenblick erstaunt ansah, weil er ihr so auf den Leib rückte, ihn dann aber geflissentlich ignorierte.

Da bin ich begierig, dachte Franz und ließ die beiden nicht aus den Augen. Der elegante Jüngling wurde immer zudringlicher, die Dame immer ablehnender.

Als sie ausstieg, sprang auch der Jüngling ab. Trotzdem Franz noch ein Stück weiter hätte fahren können, stieg auch er aus, hielt sich aber zunächst auf dem andern Trottoir, denn am Ende fand die Dame Geschmack an ihrem Begleiter. Dann war er der letzte, der störend eingreifen würde.

Er benahm sich übrigens nicht ungeschickt, der Zierbengel. Er blieb immer einige Schritte hinter der Dame, sodaß niemand vermuten konnte, er belästige sie. Zugleich hielt er sich aber doch so nahe, daß sie jedes seiner Worte verstehen mußte.

Die Dame sah sich hilfesuchend um, Franz Ferdinand näherte sich eilig. Die Dame blieb stehn, sah sich wieder um, und da ihr Franz Ferdinand

einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, bat sie plötzlich um seine Begleitung. Das elegante Herrchen stutzte, musterte den Eindringling und bog dann auf die Fahrstraße ab. Franz Ferdinand war unzweifelhaft stärker als er.

„Daß man nicht einmal als verheiratete Frau und um diese Tageszeit Ruhe hat!"

Die Dame weinte fast vor Erregung.

„Es kommt eben auf die Dame an, gnädige Frau."

Sie gab seinen Arm preis, den sie genommen hatte und ging schneller. Sie fürchtete offenbar, vom Regen in die Traufe geraten zu sein.

Franz Ferdinand zog höchst ehrbar seinen Hut und stellte sich vor. Das wirkte beruhigend. Die Dame nahm wieder seinen Arm und ließ sich bis an ihr Haus begleiten, das in der Nähe lag. Man konnte sich nur über das Wetter unterhalten.

Kaum war sie im Hausflur verschwunden, näherte sich der elegante junge Mann mit rotem Kopf und funkelnden Augen. „Wie können Sie sich unterstehen, zwischen mich und die Dame zu treten!"

„Machen Sie, daß Sie weiterkommen, ja?!"

Der andere hob wütend sein elegantes Stöckchen. Ehe er aber noch zuschlagen konnte, hatte es Ferdinand gefaßt, in zwei Stücke gebrochen und außerdem seinem Gegner eine kräftige Ohrfeige versetzt, sodaß er fast auf die Straße fiel.

Laut schimpfend las der junge Herr seinen Kneifer von der Straße, den zerbrochenen Stock ließ er liegen und ging immer einige Schritte hinter Franz her, der eilig ausgriff, weil sich ein Schutzmann näherte. Sein Feind war offenbar ein Handelsjüngling, denn sonst hätte er gewußt, was er zu tun habe und wäre nicht schimpfend hintendrein gelaufen.

Höchst ungemütlich kam sich Franz vor mit diesem schimpfenden Menschen im Rücken, der sofort bei Seite sprang, wenn er sich nach ihm umwandte. Und dies vertierte Gesicht, aus dessen Augen die Sinnlichkeit wie Feuer sprang. Eine unangenehme Situation, in die er sich da gebracht. Was ging ihn diese Dame an? Was brauchte er ihr beizuspringen? Nur deshalb hatte er es getan, weil sie Fräulein Wladacek einen Augenblick lang glich, als er in die Tram sprang.

Franz Ferdinand stieg in eine Droschke, weil er den Menschen hinter sich nicht mehr ertragen konnte. Nun wurde er ihn endlich los.

Aber gut hatte es doch getan, einmal wieder den Arm zu rühren. Es hat doch etwas für sich, gleich zuzuschlagen, ohne erst lange zu argumentieren. Die Muskeln prickelten so angenehm, das Blut lief so rasch und jung durch die Adern.

Als die Droschke vor dem Hause hielt, in dem Fräulein Wladacek wohnte, fühlte sich Franz sehr unternehmend.

Das Haus, in das er eintrat, enttäuschte ihn sehr. Wie dumpf und eng es war. So das richtige alte Geschäftshaus im Mittelpunkt der Altstadt.

Schauderhafte, steile Stiegen. Im ersten Stock hielt er an und verschnaufte. Es ging einem ja ordentlich der Atem aus. Und in einem solchen Kasten wohnte die Ungarin? Er schüttelte den Kopf. Das wollte ihm gar nicht gefallen. Es paßte schlecht zu dem Bild, das er sich von ihr und ihren Bedürfnissen machte.

Auch im zweiten Stock hielt er wieder an und blickte neugierig durch das welke Fenster in den öden, schmutzigen Lichthof.

Im dritten Stock zog er die Klingel. Ein ziemlich verwahrlost aussehendes, dickes Dienstmädchen öffnete, kicherte, fuhr sich mit der Schürze durch das Gesicht, ohne daß es deshalb reiner wurde, und erkundigte sich dann endlich nach seinem Begehr. Als er nach Fräulein Wladacek fragte, führte sie ihn kichernd zu einer Türe, an die sie klopfte, und verschwand.

Da stand er, umgeben von Regenschirmen und Mänteln, in einer Luft, die nach Wäsche roch, und wußte nicht recht, was anfangen. Aber offenbar wohnte Fräulein Wladacek hinter der Türe, an die das Mädchen geklopft hatte. Also klopfte er auch. Auf ein leises Herein trat er ein. Die Ungarin war offenbar gerade vom Bett gesprungen und sah ein wenig verwirrt, schlafbenommen, aber hübsch aus. Namentlich die geröteten Wangen standen ihr gut.

„Entschuldigen Sie, daß ich so ohne weiteres eindringe, aber das Mädchen ließ mich an dieser Tür stehn, da klopfte ich eben."

„Verzeihen Sie, ich bin noch ganz verschlafen." Am liebsten hätte sie sich gereckt und herzhaft gegähnt. Aber das gehörte sich ja nicht.

„Nett mag ich aussehen!" Sie trat an den Spiegel und ordnete ihr Haar, während Franz immer erstaunter das Zimmer musterte.

„Hübsch, was?" Sie lächelte und lud ihn ein, auf dem einzigen Stuhl, der in dem Zimmer stand, Platz zu nehmen, was er aber ablehnte, da er sich nicht klar darüber war, wo sie dann sitzen würde.

„Hübsch kann ich es nicht gerade finden", erklärte er ehrlich.

„Wie eine Studentenbude. Wenig mädchenhaft, was?"

„Golden ist dieser Käfig allerdings nicht", meinte er und sah sich wieder um.

„Das hatten Sie sich anders vorgestellt?"

„Ein wenig schon."

„Ja sehen Sie, hier bin ich am ungestörtesten im Haus, und das ist mir die Hauptsache. Auf Komfort lege ich überhaupt keinen Wert."

„So wenig augenscheinlich, wie auf das Essen."

„Ich denke, wir bleiben wenigstens nicht stehen." Sie setzte sich auf den Stuhl und deutete nach einem umfangreichen Koffer, auf dem Franz Platz nahm.

Plötzlich sprang sie auf und deckte das Bett zu.

Er sah weg und dachte, schließlich ist sie auch noch prüde.

„Was mustern Sie denn so meine Wände, Herr Ferdinand?"

„Ich wundere mich, daß Sie, eine Malerin, solches Zeug an den Wänden hängen haben."

Er deutete auf einige schreiend bunte, geschmacklose Papierfächer.

„Frau Grün findet das schön und hat eigenst mein Zimmer damit dekoriert. Nähme ich die Sachen fort, hätte ich keine ruhige Stunde."

„Was würde Ihre Mutter sagen, wenn sie in diese Bude käme?"

„Außer sich wäre sie und nähme mich sofort mit. Außer sich, daß mich ein Fremder hier antreffen könnte, daß sich irgend ein budapester oder amerikanischer Bekannter darüber aufhalten könnte. Außer sich, weil niemand mehr glauben würde, daß ich ein wohlhabendes Mädchen, eine gute Partie bin."

„Nach all dem Kuchen daheim schmeckt Ihnen halt jetzt dies Schwarzbrot." Er wies durch das Zimmer, das nur noch einen kleinen Tisch, eine höchst primitive Waschgelegenheit und einen Nachttisch enthielt.

„Oh ich liebe dies Büdchen! Es gehört doch mir allein, so lange ich hier bin. Es redet mir niemand in etwas drein."

„Und wenn Sie einmal Besuch bekommen?"

„Die Herrn, wenn sie alte oder neue gute Bekannte sind, werden immer hierher geführt. Weibliche Wesen empfange ich dagegen lieber im Grünschen Salon. Die Herrn sind in solchen Dingen netter."

„Gott sei Dank, daß Sie an ihnen auch einmal etwas gutes finden."

„Solange sie nur Kameraden sind, recht viel sogar."

Franz trat an das Fenster, das ebenfalls auf den Lichthof ging. „Aber hier können Sie doch unmöglich malen?"

„Das tue ich nebenan." Sie stand auf und öffnete eine Tür, die zu einem großen, leeren Raum führte. Er empfing sein Licht von Norden.

„Darf ich jetzt Ihre Sachen sehen?"

„Muß das wirklich sein?" Wie verlegen, schüchtern sie dreinsah. Und die Hände hatte sie leicht, wie bittend erhoben.

„So gefallen Sie mir besonders gut, Fräulein Erzsi."

Sie senkte rasch die Hände und änderte den Gesichtsausdruck. „Natürlich, das gefällt den Herrn immer, wenn sie uns bei einer Schwäche antreffen."

„Also, gehn wir ans Werk", sagte Franz feierlich.

Die Beiden traten in das Atelier und Fräulein Wldacek stellte einige ihrer Arbeiten in günstige Beleuchtung.

Franz ging von einem Bild zum andern, ohne etwas zu sagen. Aber jedes musterte er genau. Ganz anderes hatte er erwartet. Deshalb schwieg er. Unzweifelhaft besaß das Mädchen Talent, aber sie malte merkwürdig konventionell. Ultramodern in der Technik, wie die meisten malenden Damen von heute, die gerne darauf ausgehn, die männlichen Kollegen noch zu übertrumpfen. Franz schüttelte leise den Kopf. Fräulein Wladecek, die es merkte, da sie gespannt an seinen Augen hing, seufzte und meinte mit einem Versuch zu scherzen: „Sind Sie grausam und ernsthaft!"

Er sah sie von der Seite an, antwortete aber nichts, da ihn die Bilder noch zu sehr beschäftigten. Er hatte gehofft, von ihrer besonderen Persönlichkeit, von ihrer Seele etwas in diesen Arbeiten zu finden. Er sah vorläufig

nur die Technik von heute und die Manier einiger bekannter Künstler. Das verstimmte ihn, wie es ihn bei den meisten Frauenbildern verstimmte. Er war der Ansicht, daß sie etwas besseres zu tun hätten, als die Kunst der Männer zu kopieren, daß sie weibliche Bilder malen sollten. Fräulein Wladacek hatte er das zugetraut.

„Sie sind entsetzt?“ fragte die Malerin fast schüchtern, denn da er die Sache so ernst nahm, wurde sie auch ernst.

„Was haben Sie denn da noch an der Wand stehen?“

„Nichts Gutes, einen Akt.“

„Wollen Sie ihn mir nicht zeigen?“

„Lieber nicht.“

„Sind Sie prüde?“

Sie errötete. „Eigentlich nicht, aber manchmal offenbar doch.“

Er kehrte in das Stübchen zurück. Fräulein Wladacek ging betroffen hinter ihm drein. Er schloß die Tür zum Atelier und setzte sich, da es am nächsten stand, einfach auf das Bett.

Fräulein Wladacek konnte sich nun doch nicht eines schwachen Lächelns erwehren. Gar so feierlich sah er drein.

Da er immer noch schwieg, fragte sie: „Schund, nicht wahr?“

„Durchaus kein Schund, sondern nach meiner Meinung recht viel Talent.“

Fräulein Wladacek atmete auf. Weil er sich so ernst und ehrlich benahm, wäre es ihr sehr schwer gewesen, wenn er ihre Arbeiten talentlos gefunden hätte.

Er sah auf, blickte aber sofort wieder unter sich. Und da sie merkte, daß er noch mancherlei auf dem Herzen hatte, schwieg sie ebenfalls.

Nach einer Weile sagte sie: „Es wäre sehr schön von Ihnen, Herr Ferdinand, wenn Sie aussprechen wollten, was Sie denken, wenn Sie ganz offen sein wollten.“

„Das möchte ich auch. Aber ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehn?“

„Ich werde mir alle Mühe geben.“ Wie brav sie dasaß, wie ein Schulmädchen.

„Sagen Sie, Fräulein Erzsi, was wollen Sie eigentlich? Wollen Sie heiraten oder wollen Sie malen?“

Sie sprang auf. „Was soll das!“

Er lächelte. „Setzen Sie sich bitte, ich will es ihnen erklären.“

„Aber Sie dürfen nicht wieder sogenannte geistreiche Apercus von sich geben. Da kann ich Ihnen nicht folgen.“

„Sie werden gleich sehen, daß ich es gar nicht geistreich, sondern schrecklich nüchtern und einfach meine. . . . Ich meine nämlich, wenn Ihr Ziel ist, schließlich doch und unter allen Umständen zu heiraten, ist es nicht nötig, sich ernsthaft über ihre Bilder zu unterhalten. Dann malen Sie halt in Gottes Namen so weiter. Für Sie ist es eine Unterhaltung und hübsch aussehen tut es auch, da Sie Talent haben.“

„Wie grob Sie sein können!“

„Ich gehöre ja auch nicht zu Ihren Verehrern, denen es genügt, wenn Sie chic und modern aussehen."

Wieder saß Fräulein Wladacek ganz artig, die Hände in Schoß gefaltet, und wartete, was wohl noch käme.

„So werden Sie halt malen, bis die Kinder an die Stelle Ihrer Bilder treten."

„Wenn ich aber gar nicht heiraten will?"

„Dann liegt die Sache anders."

Er blickte wieder so ernsthaft drein, daß sie laut lachen mußte. Er lächelte nur leise, etwas überlegen, was ihm gut stand, wie sie fand.

„Wenn Sie wirklich malen lernen wollen, dann müssen Sie Ihrer Familie energisch den Rücken kehren, erleben lernen, sich vom Leben zausen lassen und alle falsche Scham aufgeben."

„Ist das nicht ein bißchen viel auf einmal?" fragte die Malerin, der es ungemütlich wurde. Schon deshalb hätte sie einen leichteren Ton in der Unterhaltung vorgezogen.

„Sie bringen mich doch nicht aus der Fassung, Fräulein Erzsi. Und schließlich geschieht Ihnen selbst auch kein Gefallen damit, wenn ich Ihr Talent werte, wie Ihre Familie oder Ihre Courmacher."

„Verzeihen Sie, Sie haben ganz recht. Ich bin Ihnen auch dankbar, daß Sie so mit mir sprechen. . . . Aber ich habe ein wenig Angst . . ."

„Schadet nichts. Es kommt noch viel ärger!"

„Sie besitzen eine angenehme Art zu trösten."

„Aus Ihren Bildern sprechen nicht Sie, sondern die Maler Soundso. Es ist damit nicht anders, wie wenn ich eine talentvolle Novelle à la Heyse schriebe oder einen Roman à la Grüner Heinrich. Die sind doch schon da! Und im Original viel besser als in der talentvollsten Imitation. Ich produziere, wie es mir entspricht. Sie sollen malen lernen, wie eben nur Erzsi Wladacek malt!"

„Das gebe ich alles bereitwillig zu."

„Aber wie macht man das, wie lernt man das, nicht wahr?"

„Kann man es lernen?"

„Selbstverständlich, da Sie Talent haben. Die Handfertigkeit, die Phantasiekraft ist da, fehlt nur noch, was am Ende die Hauptsache ist, die Persönlichkeit."

„Vorläufig verstehe ich Sie noch nicht ganz."

„Nehmen wir ein zwanzigjähriges Mädchen von Ihrem Talent. Wie soll es persönlich, aus eigener Seele schaffen, wenn sie nur eine konventionelle Seele hat, oder wenigstens nur sie zu enthüllen wagt?"

„Man geniert sich eben."

„Sehen Sie, da ist sie schon, die falsche Scham. Weg mit ihr! Wer etwas zu enthüllen hat, soll es nicht verstecken. Aber ihr jungen Mädchen seid so aufs Verstecken dressiert, darauf beruht Eure ganze Erziehung . . ."

„Sie können doch unmöglich im Ernst verlangen? . . .“

„Seelisch, seelisch, Fräulein Erzsi! Und eine Individualität wird Frau wie Mann nur durchs Leben, durch Kampf mit dem Leben, was man dann Erleben heißt.“

„Aber ich bitte Sie, erlebe ich nicht genug, mache ich innerlich nicht hinreichend durch?“ Es sollte scherzhaft klingen.

Franz ging wieder nicht auf diesen Ton ein. „Was haben Sie denn bis jetzt erlebt? Einige kleine Widerwärtigkeiten, das ist alles.“

„Und ist meine Jugendliebe, von der ich sprach, gar nichts?“

„Gar nichts ist sie. Sie nutzten dieser Liebe Freud und Leid nicht für Ihr Leben und auch nicht für Ihre Kunst. Nur Ihr Magen sozusagen hatte etwas davon.“

„Nach Ihrem Rezept müßte ich es also noch einmal versuchen?“

„Was?“

„Mich zu verlieben?“

Franz lächelte. „Es wäre allerdings am praktischsten, denn bei Mann und Frau gehört das nun einmal zum Wertvollsten unter allem Erleben.“

„Haben Sie nicht vielleicht auch schon ein Versuchsobjekt zur Hand?“

„Mehr als eins. Aber eins würde ich Ihnen besonders empfehlen.“ Er machte ein spitzbübisches Gesicht.

„Und das wäre?“

„Mich zum Beispiel!“

„Nun hören Sie aber auf, Herr Ferdinand, jetzt werden Sie frivol. Sie, ein verheirateter Mann! Und mit einer so entzückenden Frau!“

„Ist das für Sie, von mir rede ich nicht, wirklich ein solches Hindernis?“

„Was denken Sie eigentlich? Meinen Sie, ich nähme mit dem Rest vorlieb, glauben Sie, ich wäre mir nicht zu schade, um für einen Ehemann eine amüsante Episode abzugeben, die ihm Stoff liefert zu einer Novelle und Emotion?“ Sie sprang auf und blickte ihn leidenschaftlich an.

„Sie brauchen sich wirklich nicht zu entfernen“, meinte er leise und spöttisch, obwohl es ihm anders zu Mute war, da ihn ihre Auffassung kränkte.

„Entweder alles oder gar nichts!“ Fräulein Wladacek reckte die Arme und schlang sie dann heftig um ihren Kopf.

„Sie sollen mich nicht so ansehn!“ Zornig ließ sie die Arme sinken.

„Das verstehen Sie ja doch nicht.“

„Sie glauben wohl, unsereins hätte keine . . .“ Sie warf die Hände vors Gesicht und konnte ein leichtes Schluchzen nicht unterdrücken.

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden.

Franz ergriff ihre Hand. „Lassen wir das also und seien wir gute Kameraden. Kunstkollegen!“

Sie sah nicht auf. Um ihr Zeit zu geben, sprach er weiter: „Sehen Sie zum Beispiel meine Frau. Sie haben viel Phantasie, meine Frau auch, mehr als ich, glaub ich oft. Bedrängt Sie Ihre Phantasie, können Sie zum Pinsel

oder Bleistift greifen. Das kann meine Frau nicht. Nicht einmal zur Feder. Nur im Gespräch kann sie ihrer Phantasie Luft machen. Das ist eben der Unterschied zwischen Künstlern und Laien. Auch die Laien besitzen Phantasie und alles, was dazu gehört. Aber sie besitzen nicht das Talent für das Handwerkliche, das nötig ist, um der Phantasie auf dem Papier, auf der Leinwand Gestalt zu geben. So wie viele kein Talent zum Schreinern haben. Und doch kann so ein Laie ein viel größerer Künstler sein, als ich und Sie. Nur ohne Hände, verstehn Sie? Wenn er eben mehr erlebt hat, höher gewachsen ist wie wir. Nur schriftlich oder bildlich mitzuteilen vermag er nicht. Und so sind wir nicht mehr als sie, weil wir uns mitteilen können. Mehr werden wir erst, wenn wir mehr mitzuteilen haben. Das aber ist schwerer zu erreichen, als Malen lernen und die Feder führen. Deshalb sind auch ihrer in keiner Zeit viele, deren Künste dauern. Nur wer den Besten seiner Zeit genug getan, Sie kennens ja ... Nur wer als Persönlichkeit mehr geworden ist oder mindestens so viel wie diese Besten, der hat Dauer. Das bißchen Handwerkskönnen macht es nicht."

„Sie sprechen wie ein gutes Buch, das ich verstehe, gerne ihm lausche. ..." Sie stockte und sah unter sich.

„Reden Sie doch auch einmal offen und ehrlich, Erzsi!"

„Aber Sie dürfen mich nicht auslachen?"

„Das werde ich gewiß nicht tun."

„Wenn ich Ihrem Rat folgte, meine Familie verließe, mich ganz auf mich selbst stellte, lebte ich dann?" Sie schüttelte den Kopf. „Würde ich darum frei und wachsen? ... Ich glaube, Sie können uns Frauenzimmer gar nicht verstehn. Dies ewig tastende, schmerzlich sehnende, echt weibliche Gefühl, das hindert uns, zielbewußt zu arbeiten, allein wirklich vorwärts zu kommen. Hört dies Gefühl aber auf, sind wir entweder alt oder drittes Geschlecht geworden. Ich stehe am Scheideweg. Kann noch nicht darauf verzichten, Weib zu sein und also auf den einen, den Herrlichsten von allen zu warten. Es ist lächerlich, aber es ist so. Ich bin also nicht frei, nicht selbstständig, denn ich warte ja auf ihn. Glauben Sie nicht auch, daß das an Vorwärtskommen, an zielsicherem Arbeiten hindert?"

Franz Ferdinand nickte.

„Deshalb sind wir euch Männern gegenüber auch so urteilslos. Da wird mir einer vorgestellt, lang, blond, mit Monocle. Ihr seht nur das Komische an ihm. Aber ich habe so ohne weiteres gar kein Recht, nicht vorauszusetzen, daß er nicht der Herrlichste von allen ist, solange ich ihn nicht genauer kenne. Ich suche ihn also kennen zu lernen. ... So vergeuden wir Frauen lange, lange Jahre, wenden unsre Kraft an solche Kleinigkeiten und dann? Vis à vis de rien!" Sie schüttelte sich. „Und noch etwas, was die Männer nicht kennen: die Furcht vor dem Alter, wo es für uns Unverheiratete, Ungeliebte mit dem Leben überhaupt aufhört."

Melancholisch lächelnd meinte sie: „Man hört so oft von Männern sagen,

wir Frauen von heute seien ungerecht gegen die Männer. Mag ja sein. Aber sind sie nicht selbst schuld? Warum findet sich unter ihnen nicht der eine, auf den jede von uns wartet? Deshalb sind wir ungerecht. Das verzeihen wir den Männern nie!"

„Wie müßte er denn beschaffen sein?" fragte Franz lächelnd.

Fräulein Wladacek sah ihn verwundert an. „Das weiß ich nicht, hab' es mir auch nie ausgemalt. Er müßte mich eben lieben und ich ihn . . ."

„Ewig?"

„Spotten Sie nur. Von ewig ist gar keine Rede. Aber doch wenigstens eine kurze Zeit so ewig, so ganz und gar . ." Sie sprang auf und ging erregt durch das Zimmer. „Eine nette Unterhaltung, zu der ich mich habe hinreißen lassen."

„Ich dank Ihnen aufrichtig dafür, Fräulein Erzsi. Und . . . und . . . vielleicht machen wir den einen, der not tut, zusammen leichter ausfindig."

„Sie sind doch ein rechter Kindskopf, Herr Ferdinand!"

„Ist das so schlimm?"

„Gar nicht. Es ist mir sogar sympathisch."

Nun gingen beide durchs Zimmer, ohne etwas zu sagen.

Franz Ferdinand trat an die Kommode und drehte mechanisch einige Photographien, die ihr Gesicht zur Wand kehrten, herum. Da fiel ihm auf, daß all diese Photographien nicht ins Zimmer sahen. Warum wohl? Waren ihr die Leute so unsympathisch, daß sie ihre Gesichter nicht sehen mochte? Er sah sie sich an: Ungarn, Amerikaner, Ausländer aller Art, meist hübsche Kerle. Meist hatten sie auch eine Widmung auf ihr Bild geschrieben. Es handelte sich offenbar um Verehrer Fräulein Wladaceks. Aber wenn ihr die Leute unsympathisch waren, brauchte sie die Bilder ja überhaupt nicht aufzustellen.

„Interessiert Sie meine Menagerie?"

„Warum müssen sie alle auf dem Gesicht liegen? Oder ist das Zufall?

„Nein, das ist kein Zufall. Ich habe sie selbst erst so hingestellt . . . Eines Tages als ich mich sehr einsam fühlte, holte ich sie aus dem Kasten. Dann aber wurde es mir lästig, wenn sie mir immer beim Aus- und Ankleiden zusahen. Deshalb drehe ich sie um. Heute habe ich vergessen, sie rechtzeitig wieder in ihre normale Position zu bringen, nachdem ich mich angekleidet hatte."

„Sie sind auch ein rechter Kindskopf, Fräulein Erzsi."

„Geniert Sie das?"

„Durchaus nicht." Er setzte sich wieder auf das Bett.

„Liegen Sie immer mit dem Kopf nach dem Fenster zu?" fragte er.

„Freilich. Schadet das etwas?"

„Es kommt zwar nicht allzuviel Licht durch dies Hoffenster, aber immerhin, gut ist es den Augen jedenfalls nicht, direkt ins Licht zu sehen."

„Was Sie sagen! Vielleicht schmerzen sie mich deshalb jetzt so häufig."

„Das kann schon sein."

„Dann werde ich das heute noch ändern. Allein wäre ich nie darauf gekommen."

Es klopfte, Franz stand unwillkürlich vom Bett auf, ein junger, eleganter Herr trat ein, den Fräulein Wladacek als einen Freund ihres Hauses vorstellte. „Das ist der, der meine jüngste Schwester liebt, die er auf meinen Rat hätte entführen sollen."

Es war Dr. Bersen offenbar unangenehm, gleich so charakterisiert zu werden.

„Er ist seitdem mein treuer Freund, nicht wahr Doktor? Fast jeden Tag kommt er ein Stündchen, und dann schwärmen wir gemeinsam von meiner Schwester. Damit halte ich ihn. Sonst käme er nämlich nicht, der Egoist."

„Sie sind wieder sehr munter." Dr. Bersen ließ sich auf das Bett nieder, was Franz ärgerte. Erstens hätte er am liebsten dort gesessen, und dann schien dieser Mensch nichts besonderes dabei zu empfinden, daß er auf diesem Bett sitzen durfte.

„Wissen Sie was, Doktor? Wir sind ja alte Bekannte, setzen Sie sich lieber auf den Koffer, überlassen Sie meinem neuen Freund diesen weichen Sitz. Neue Freunde muß man verwöhnen."

„Wie Sie befehlen." Dr. Bersen nahm auf dem Koffer Platz, Franz mit einem dankbaren Blick zur Malerin auf dem Bett, das er leise streichelte, die Hände hinter dem Rücken, so daß es niemand sehen konnte.

Es gab ein recht alltägliches Gespräch, an dem niemand rechte Freude hatte. Franz schien es, als sei der Doktor nicht erfreut, hier schon ein männliches Wesen vorzufinden. Auch er sah mißtrauisch auf Dr. Bersen, daß sich dieser wohl auch einen Teil denken mochte. Männer denken in solchen Fällen ja immer ein und dasselbe. Fräulein Wladacek reichte Kognak und Zigaretten. Damit wir wieder warm werden, meinte sie mit einem Blick auf Franz.

Aber man wurde nicht warm, und bald beteiligte sich Franz gar nicht mehr an dem Gespräch, das sich um Personen und Vorgänge bewegte, die er nicht kannte. Mißmutig hörte er zu, gekränkt, weil die beiden da vor ihm mehr gemeinsam hatten als er und Fräulein Wladacek. Es war töricht, sich darüber zu ärgern, waren sie doch Landsleute, alte Bekannte. So mußten sie eine Menge Beziehungen haben, von denen er nichts wußte. Aber es ärgerte ihn eben doch. Er hatte sich ja fast schon eingebildet, die Ungarin sei sozusagen auf ihn allein angewiesen.

Am liebsten wäre Franz gegangen. Aber wahrscheinlich kam ja seine Frau. Jetzt wäre es ihm sehr recht gewesen. Er hatte vor, Fräulein Wladazek aufzufordern, mit ihnen in ein Restaurant zu gehn. Schloß sich der Doktor auch an, dann war es wohl selbstverständlich, daß er Frau Ilse unterhielt und ihm die Malerin überließ.

Es schellte draußen, ohne daß man gleich darauf achtete.

Als es immer lauter schellte, meinte Dr. Bersen: „Erwarten Sie noch Besuch?"

„Nicht daß ich wüßte", sagte die Malerin.

Franz schwieg, obwohl für ihn die Vermutung nahe lag, daß es seine Frau war. Er hatte keine Lust, hinauszugehen, da das Dienstmädchen taub zu sein schien. Er wollte die beiden nicht allein lassen, obwohl er sich sagen mußte, daß sie sicher schon oft ganz allein in diesem Raum beisammen gewesen.

„Bitte, Doktor, wollen Sie nicht einmal nachsehen? Es schellt schon wieder, und außer uns scheint niemand in der Wohnung zu sein."

Dr. Bersen erhob sich sofort und ging.

„Interessiert er sich wirklich nur für Ihre Schwester?"

„Für wen denn sonst?"

„Für Sie zum Beispiel?"

Sie sah Franz Ferdinand erstaunt an. Dann sagte sie betrübt: „Das hätten Sie nicht sagen sollen!"

„Warum denn nicht?"

„Ach Gott, bisher war er mir nur ein guter Kamerad und sonst ganz gleichgültig. Nun muß ich mich für ihn interessieren." Sie seufzte tragikomisch. „Wir interessieren uns nämlich immer für einen Mann, wenn uns jemand vorredet, er interessiere sich für uns. Wir geben es meist nur nicht so ehrlich zu."

Dr. Bersen erschien mit Frau Ilse und Lodski.

„Ach wie hübsch von Ihnen, Frau Ilse! Bitte setzen Sie sich gleich neben Ihren Gatten auf mein Bett. Nur einen Augenblick, denn ich denke, lange bleiben wir nicht mehr hier. Das hält mein Büdchen garnicht aus!"

„Ich dachte, dich allein zu treffen", flüsterte Lodski.

„Du irrst, wie du siehst", entgegnete seine Kousine laut. „Eine ganze Menge lieben Besuch habe ich sogar."

„Ich schlage vor, wir suchen ein ander Lokal auf", meinte Bersen. „Hier ersticken wir sonst."

„Zu drollig finde ich dies Zimmer", meinte Frau Ilse und lachte. „Aber kalt!"

„Ist Ihnen auch kalt gewesen, Herr Doktor?" fragte Franz.

„Durchaus nicht", erwiderte Bersen ruhig.

„Wohin wollen denn die Herrschaften, wenn ich fragen darf?" erkundigte sich Lodski.

„Mein Gott, das wissen wir wohl selbst noch nicht. Das findet sich auf der Straße dann ganz von selbst. Du kannst ja doch nicht mit, du mußt ja nach Berlin."

Lodski biß sich auf die Lippen. „In der Tat. Auch möchte ich die Herrschaften nicht länger stören." Er empfahl sich und flüsterte Fräulein Wladacek im Hinausgehen zu: „Ich schreibe dir noch!"

Bersen blickte lächelnd, ein wenig sehr vertraulich, fand Franz, auf die Malerin.

„Ich hab ihm einen Korb gegeben", sagte sie.

„Das dachte ich mir." Der Doktor verzog keine Miene, wie Franz feststellte, der ihn nicht aus den Augen ließ.

„Also, meine Herrschaften, gehn wir! Entschuldigen Sie, daß ich selbst zum Aufbruch mahne, aber Frau Ilse friert schon."

„Gemütlich ist es hier wirklich nicht, aber originell", meinte Frau Ilse.

Man erhob sich.

„Doktor, geleiten Sie Frau Ilse. Herr Ferdinand muß schon mit mir vorlieb nehmen."

Als sie auf dem Gang waren, kehrte Franz noch einmal in Fräulein Wladaceks Zimmer zurück. Er habe etwas liegen lassen, behauptete er.

Er ging auf das Bett zu und legte das Kopfkissen auf die andere Seite.

Wie ich sie kenne, hätte sie es heute Abend doch vergessen, dachte er. Und wenn sie heute Abend zu Bett geht und das Kopfkissen auf der andern Seite findet, wird sie jedenfalls an mich denken müsseu.

Befriedigt sah er sich um und zögerte, wieder fortzugehen. „Kindskopf!" Dann sprang er nochmals zum Bett, umschlang das Kopfkissen und drückte mitten darauf einen feurigen Kuß.

Er glättete das Kissen vorsichtig und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sozialpolitiker auf den zwei Stühlen.

Von Hermann Losch in Stuttgart.

1.

Ein weitläufiger Verwandter von mir hatte sich aus bescheidenen Anfängen heraus zu einem „Fabrikanten" aufgeschwungen, welcher viele Arbeiter beschäftigte.

Da ich durch die kleine Stadt kam, in welcher sein Betrieb stand, besuchte ich ihn. Ich setzte mich auf einen Stuhl in seinem Kontor. Bald kamen wir in Gespräch über die Arbeiter. Ich fühlte sofort, wie er aufgeregt wurde. „Diese Leute sind nicht zufrieden zu stellen, mein Lebtag habe ich für sie gesorgt, aber sie werden immer unverschämter." Ich fragte ihn, wieviel die Leute im Tage Lohn erhalten und wie lange sie arbeiten. Er antwortete mir, das sei unterschiedlich, die Mädchen arbeiten zehn Stunden, die Männer elf, die Mädchen verdienen zwischen 90 Pfg. und 1.80 Mark, die Männer zwischen 2 und 3½ Mark. Ich fragte ihn ferner, was eine zweizimmerige Wohnung nebst Zubehör koste, er antwortete: „Etwa 120 Mark im

Jahre", war aber schon ziemlich verstimmt; als ich weiter fragte, was denn die Kohlen hier kosten, meinte er etwas ärgerlich, ob ich denn so eine Art von Inspektor sei. Ich mußte lächeln. „Nein", erwiderte ich, „das fällt mir nicht ein, aber Sie müssen sich doch in die Lage dieser Leute hineindenken". Darauf erwiderte er mir: „Was? vor 40 Jahren, wie ich angefangen habe, hat man noch ganz anders gelebt und gespart als heute; die Kerle sind nie zufrieden." Ich bemerkte, daß es ein wahres Glück sei, wenn die Leute ihr Geld verbrauchen, denn wenn Alles sein Geld zusammenkneifen wollte, dann würde ja gar kein Umsatz erzielt werden und alle Geschäfte müßten stocken. Darauf wurde mein Mann wütend. Er stand auf und trat vor mich hin. „Also auch Sie, ein gebildeter Mann, sind der Ansicht, daß es für die Leute das beste ist, sie versaufen und vertun ihr Sächle. Freilich, wenn das geschieht am grünen Holz, was will beim dürren werden!" Er dauerte mich wirklich. Ich sagte: „Regen Sie sich doch nicht so auf. Ich meine ja gar nicht, daß das Geld versoffen oder verschleckt werden soll, aber die Leute können sich doch mehr Milch, mehr Fleisch, bessere Möbelstücke usw. kaufen, vielleicht auch ein ordentliches Buch oder eine Zeitung —". „Natürlich am Ende gar ein sozialdemokratisches Blatt?" schrie er triumphierend. Ich blickte ihn ruhig an und sagte kühl: „Warum denn nicht?" Wie von einer Viper gestochen fuhr er auf. „Was? Das können *Sie* sagen? Das können *Sie* verantworten? *Sie*, ein Staatsbeamter, den wir mit *unsern* Steuern — Unglaublich!" —

„Wollen Sie mich einen Augenblick anhören?" fing ich an. Keine Antwort. „Sehen Sie, mein Lieber", sagte ich, „alle Lügen und alle Uebertreibungen in der Natur und in der Welt haben kurze Beine, oder nicht?" Keine Antwort. „Wenn die Leute eine sozialdemokratische Zeitung lesen, dann fangen sie an zu denken —" „Und zu schimpfen!" fiel er ein. „Ganz richtig", fuhr ich fort, „und zwar arg. Aber schimpfen etwa andere Leute nicht? Haben Sie denn so wenig Zutrauen zu der sogenannten Gesellschaftsordnung, daß sie durch ein derartiges Geschimpfe erschüttert oder gar aus den Fugen geschimpft werden könnte?" „Dafür ist gesorgt", bemerkte mein Gastgeber grimmig. „Na also!" bemerkte ich. „Was dann? Die Leute hören dann die sozialdemokratischen Redner an und im schlimmsten Falle wählen sie einen solchen in den Landtag und in den Reichstag!"

„Ich verstehe Sie nicht mehr", sagte mein Gegenüber und setzte sich erschöpft auf einen Stuhl. „Das merke ich wohl", antwortete ich; „aber sehen Sie denn nicht ein, daß die Gesetzgebung nicht aus Schimpfereien bestehen kann? Glauben Sie nicht, daß dazu Sachkenntnis und bestimmte, positive Bestimmungen gehören? Glauben Sie nicht, daß diejenigen Parteien — und Personen —, welche in das öffentliche Leben eintreten, irgend etwas Positives tun müssen. So oder so? Der Amerikaner Ralf Emerson sagt einmal: „Der Mensch richtet sich mit jedem Worte selbst. Mit oder gegen seinen Willen entwirft er den Gefährten sein eigenes Bild durch alles, was

er sagt". Meinen Sie, daß das in der Politik etwa anders sei? Ich glaube, daß es da noch weit mehr gilt. Warten Sie nur noch eine Zeitlang ab, Sie werden sehen — —"

„Sie empfinden eben nicht national", rief mein Gegenüber, „Sie sind ja ein verkappter Sozialdemokrat!"

Ich stand auf, er auch. „Wollen Sie schon gehen? Sie werden es doch nicht übel nehmen?" Ich erwiderte ernst: „Doch, das nehme ich übel. Nicht Ihnen persönlich und nicht um meinetwillen, sondern um der Sache willen. Wenn es für uns Deutsche irgend eine spezifisch nationale Empfindung gibt, so ist diese das — Denken!"

2.

Damit nahm ich Abschied. Meine Gefühle waren doch in einigen Aufruhr gekommen und ich machte einen Spaziergang ins Freie, da mein Zug noch lange nicht abging. Mit dem Läuten der Abendglocke betrat ich die Stadt wieder, eine Stadt voll von Christen. Nahe dem Bahnhof trat ich in eine kleine Wirtschaft ein. An einem Tische saßen Arbeiter und tranken Bier. Unwillkürlich beschloß ich, trotzdem ein leerer Tisch daneben stand, mich zu ihnen zu setzen, auch auf einen Stuhl — dieses war der andere, der zweite Stuhl. Das hatten sie nicht erwartet und es entstand eine kleine Pause. Als ich einen Backsteinkäse bestellte, erkannten die Leute, daß ich kein Kommerzienrat war und fuhren in ihrer Unterhaltung fort. Einer sagte: „Von was hat er denn sein schös neus Haus baut? und e Schesle hat er sich au beiglegt! De Arbeiter hat ers rauszoge, verspartar Loh ists, nex anders!" Ein anderer rief: „Der Alt wär scho recht, aber s' Weib und der Jung, die tuen so vornehm —!" Ein dritter sagte mit einem Blick auf mein Viertelliter Wein: „Ssen halt Burschoa, älle mitenander. Do mögeter sage was er wöllet. Die Borschoa zieget uns s'Fell über d'Ohre!" Plötzlich tönte vom anderen Ende des Wirtszimmers, wo ein alter Mann saß, den ich nicht beachtet hatte, eine Stimme: „O Hannesle! narr du wärst kei Millionär wore, au wennd dei Sach bhalte hättst und e Bauer bliebe wärst!" Alles lachte, auch die Wirtin und die zwei Arbeiter, nur der dritte, ein Mann mit etwas hämischem Gesichtsausdruck, der gemeint war, warf einen bösen Blick in die Ecke und rief: „„Mei Tochter hat no kei Kind ledich ghet, sell überlasse mir andere Leut.""

„Fang kei Händel a, Hannes", sagte nun der erste Arbeiter, „shat kein Wert."

Nun ergriff ich das Wort.

„Glauben Sie denn, daß alles Gold ist, was glänzt? Glauben Sie wirklich, daß ein Fabrikant heutzutag keine Sorgen hat und daß er ohne Kapital imstande ist, seinen Betrieb ruhig weiterzuführen? Oder glauben Sie, daß es nur vom Kapital abhängt, ob ein Geschäft voran geht oder nicht?"

Einer der Männer erwiderte: „Ha! mit so e bar hunderttausend Märker könnt is scho au probire!"

Wieder lachte alles und ich mit.

Ich fragte ihn: „Ja, was für e Fabrik täte Sie no anfange, Cichore oder Zucker?"

„Des weiß i jetzt no net", erwiderte der Mann etwas barsch. „Auf Stadtfräck tät e me natürlich net verlege."

Alles schwieg und sah mich an, ob ich auf den offenbar gegen mich gerichteten Hieb antworten würde. Ich tat es aber nicht, sondern sagte: „I will Ihne was sage. Ich glaube, daß der Fabrikant ..... sei Fabrik gern verkaufe tät; soviel ich höre, hat er im ganzen etwa 50 Arbeiter. Wenn alle zusammenstehen, so können sie die Fabrik kaufen und eine Hypothek aufnehmen. Aber dann brauchen sie einen Direktor und einen Buchhalter. Diese beiden Leute können sie nicht ohne weiteres von den Arbeitern nehmen. Sie müssen diese zwei Leute anstellen und bezahlen. Wenn sie ihnen nicht mehr geben, als ein Arbeiter verdient, so werden sie keine tüchtigen Leute bekommen, und wenn sie tüchtige Leute bekommen, so werden diese mehr verstehen als sie und sich nicht von jedem dreinreden lassen! Glauben Sie das?"

Nun ergriff der zweite Arbeiter, der bisher geschwiegen hatte, das Wort. „Mir wölle doch kei Fabrik kaufe. Des fallt uns gar net ein. Des genossenschaftlich Prinzip hat gar kein Wert. Die ganz Gsellschaftsordnung ist nex nutz, die muß anderst werde. Des mueß alles aufemol und miteinander und enenander gange, sonscht hats gar kein Wert".

Die beiden anderen sahen mich triumphierend an; ihr Genosse verstand es, abstrakt zu sprechen.

Ich fragte nun: „Ja solle no au alle Landwirtschaftsbetrieb en e Zentralverwaltung komme?"

Während ich das sagte, war der alte Bauer aufgestanden und an den Tisch getreten, schwieg aber. Der Arbeiter fuhr fort: „Nix anders. Des versteht se doch von selber. Des mueß älles rationell eigrichtet und verwaltet were!"

Der Bauer machte eine Bewegung mit dem Arme, sagte aber nichts.

Ich antwortete dann: „I kann mir des jo scho denke. Aber wenn no e Mißjohr kommt, no muß des doch au aufs Ganz verrechnet werde oder net? Wenn emol en eme Johr weniger wachst und folglich von dene Baure einkommt, no mueß des doch älles, s ganz Volk meine, miteinander trage, oder net?"

„„Do braucht mer kei Wort drüber z verliere, des versteht se von selber!""

„Also" — fuhr ich fort — „müeßtet immer Leut agstellt sei, wo des älles ganz genau erfahre und älles ganz recht machet. Des ist mei Ansicht! Und des derfet Sie mir glaube, daß die Leut rar sen, wo des überhaupt verstandet und, von umesonscht toe, do ka kei Red sei, und vom Hemmel werdet solche ganz gerechte und ganz akkurate Herre au net falle en de nächste 14 Tag oder Monet ....!"

„S hat kein Wert, mit Ihne sich do rumzstreite. Die Wisseschaft, der Karl Marx, der Ferdinand Lassalée und der Karl Kautsky, die habe die Sache älle vom Grund aus studiert und die sen bisher no von keim Burschoa widerlegt wore. Sie sen ebe au e Burschoa und kennet sich des Ding net anders vorstelle. Sie kennet doch net aus Ihrer Haut fahre — oder am End könne die vornehme und gebildete Herre au des mache —!"

Nun lachte alles wieder und ich selbst mußte mitlachen.

Der Bauer ergriff nunmehr auch noch einmal das Wort und sagte bedächtig: „Abwarte, abwarte, Hannes, jetzt i mein älls, wenn mer no die Stuire, bsonders de Gmeindsschade anderst verteile könnt, sell wär s erst. Dene reiche Leut soll mer besser nalange — wo de Rahm von ällem abschöpfe — Nix für ungued — Guede Abed —." Sprachs und entfernte sich würdig aus dem Lokal. —

Ich zahlte mein „Viertele Neuen" und meinen Backsteinkäs. Als ich mich erhob und verabschiedete, sagten alle Anwesenden höflich „Gut Nacht", aber still war es geworden. —

Im Zuge sitzend überdachte ich nochmals meine Erlebnisse. Also — ein Sozialdemokrat und ein Burschoa in einer unzertrennten Person, das war ich. Hinausgeschmissen vom Burschoa, hinausgeschmissen vom Sozi. Das war der Gewinn meines Ausflugs: „Den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Torheit."

Ich nahm mir vor, mich nie wieder mit sogenannter „Sozialpolitik" zu beschäftigen. Daß ich nichts davon verstand, hatten mir die Interessenten an diesem Tage selbst unzweideutig bezeugt, und diese sind doch — oder nicht? — die Nächsten dazu und — die genauen Kenner der „Verhältnisse".

Literatur.

Die Verteidigung Roms.

Als der Simplontunnel feierlich eröffnet wurde, brachte ein deutsches satirisches Wochenblatt eine bissige Zeichnung: man sah Scherenschleifer, Dudelsackbläser, Mausfallenhändler, Ziegelarbeiter und Gipsfigurenhausierer durch das dunkle Tor in die nördlichen Länder kommen. So gut gelungen der Bildwitz war, mußte er doch verstimmen. Hat uns wirklich Italien nichts anderes und besseres importiert? Steht das, was wir nach Italien an Menschen exportieren, und sei es nur auf eine Osterreise, menschlich durchweg höher? Stellt nicht ein italienischer Scherenschleifer einen anständigeren Typus Mensch dar, als . . .? Doch ich laufe Gefahr, unpassend zu werden und breche ab. Ernstlich gesprochen: Sollte nicht jeder neue Tunnel, der uns mit Italien verbindet, uns eine neue Freude und hochwillkommen sein? Ist es nicht traurig, daß zwei der bedeutendsten Nationen Europas so wenig von einander wissen? Daß sie solch törichte Vorurteile über sich hegen? Wie gering ist deutsche Kenntnis von italienischer Literatur! Wie falsch deutsche Vorstellung von italienischem Wesen! Wie vielzuwenig verbreitet die Kenntnis der italienischen Sprache, der ausdrucksfähigsten, geschmeidigsten, allen Höhen und Tiefen, aller Zartheit und Würde gewachsensten Europas!

Was dies mit Ricarda Huchs Verteidigung Roms zu tun hat? Als die Süddeutschen Monatshefte seinerzeit den Roman zu veröffentlichen begannen, wurden Stimmen aus dem Leserkreise laut: Das gehöre doch nicht in die Süddeutschen Monathefte. Nun lag den Gründern dieser Zeitschrift nichts ferner, als jene sogenannte Heimatkunst pflegen zu wollen, die Lessing im zweiundzwanzigsten Stück der Hamburgischen Dramaturgie verspottet: „Ich fürchte, daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wievielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?" Vielleicht war die leise Abneigung mancher Leser gegen den Stoff, den sich Ricarda Huch gewählt hatte, auch wieder nur ein Zeichen für die mangelnde Kenntnis, die wir italienischer Geschichte gegenüber haben. Vielleicht ist auch sie nur ein weiteres und schwer wiegendes Glied in der Kette des Beweises, daß der geschichtliche Unterricht unserer höheren Schulen der ernsthaftesten Aufgabe gegenüber versagt, nämlich gegenüber der Forderung, dem Lernenden das Wesentliche vom neunzehnten Jahrhundert mitzuteilen. Die Einigung Italiens scheint mir das Ereignis der neueren Geschichte, das geeignet ist, den größten Enthusiasmus zu erregen. Personen wie Garibaldi, Mazzini, Viktor Emanuel, Cavour, Ereignisse wie der Mailänder Aufstand, der Zug der Tausend nach Sizilien, die Eroberung Neapels, der Fall Roms — all das ist von epischer Größe, und episch auch ist die Art der Ricarda Huch. Es ziemt sich nicht, in dieser Zeitschrift einen Roman zu besprechen, dessen Fortsetzung den laufenden Jahrgang füllt. So seien die Leser nur darauf aufmerksam gemacht, daß der erste Teil der Ge-

schichten von Garibaldi, Die Verteidigung Roms, als Buch herausgekommen ist (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt); daß die Buchausgabe auch die Kapitel enthält, die die Süddeutschen Monatshefte aus räumlichen Gründen nicht abdrucken konnten, und daß daher das Gefüge des Werks deutlicher heraustritt. (Den „Kampf um Rom" bringen wir unverkürzt.) Ricarda Huchs Roman ist in seiner Weise auch ein Tunnel zwischen Deutschland und Italien. Wir wünschen ihm viele Freunde. Nicht etwa weil das Buch zuerst bei uns erschienen ist. Sondern weil es vielleicht manchen Italienfahrer lehren kann, wie dem guten Italiener das Herz brennt und die Seele zittert bei solchen Worten wie Via Venti Settembre. Weil das Verständnis für die Geschichte Italiens im neunzehnten Jahrhundert, für diese vulkanische und wie mit Flammen geschriebene Geschichte, eine Grundbedingung für das gegenseitige Verständnis und Näherkommen zweier großer und edler Nationen ist, die sich vieles zu geben, viel von einander zu lernen haben, und durch jede Art geistiger und kultureller Annäherung nur gewinnen können. H.

Die deutsche Literaturbewegung im Elsaß.*)

Ein Tropfen gallischen Blutes, gleichartige Bodenverhältnisse und ähnliche soziale Gliederung haben dereinst dem deutschen Elsaß, dem nach langjähriger Kriegsnot und ohnmächtiger Verlassenheit die großen Namen Kaiser und Reich nur mehr leerer Schall sein konnten, den Anschluß an das politisch geeinte, ökonomisch aufstrebende Frankreich ermöglicht. Unschwer faßbar ist es weiterhin, daß nach so tiefem wirtschaftlichen Darniederliegen das alemannische Völkchen die Vollkraft seiner vorwiegend praktischen Stammesveranlagung in den Dienst des wirtschaftlichen Aufraffens stellt, zum Schaden jener geistigen Regsamkeit, die in mittelalterlichen Tagen zu selten schöner und reicher Sagenbildung geführt hat und eng verwachsen gewesen ist mit den gewaltigen Strömungen, die da Reformation und Humanismus heißen. Revolution und napoleonisches Epos modeln weiterhin die nicht minder alemannische Rauflust zu jenem eigenartig lebenskräftigen soldatischen Instinkte um, der bis in unsere Tage Wesensteil der elsässischen Psychologie bleibt. Damit ist der Anschluß an das neue Mutterland vollendet, nach dem nüchternen Prinzip „Ubi bene ibi patria", wenn man will, aber darum nicht minder fest.

Und das altehrwürdige Deutschtum? Nach Auswanderung des altelsässischen Reichsadels und besonders seitdem die alte Universität Straßburg, dies Bollwerk deutscher Kultur, in Fakultäten gegliedert und damit lahmgelegt ward, lebt es nur mehr in der protestantischen Theologie und in einzelnen protestantischen Städtchen und Landstrichen still und bescheiden weiter. Aus diesen Kreisen gehen denn auch die wenigen Vertreter deutscher Dichtung im Laufe des XIX. Jahrhunderts hervor. Man muß die Behauptung, sie

*) Vgl. den Aufsatz „Elsässiches Theater" im Juliheft 1906 dieser Zeitschrift; ferner insbesondere Karl Gruber: Zeitgenössische Dichtung des Elsasses.

bildeten die Brücke zum deutschen Mittelalter, sicherlich gelten lassen, darf sie jedoch keinesfalls in deutsch-nationalem Sinne ausbeuten wollen. Durch äußere Verhältnisse und französische Schulung rationalisiert, ist die elsässische Volksseele mit allen ihren praktischen Gefühlen französisch geworden, und jene Männer selbst, die der deutschen Muse huldigen, stellen sich alle zur Parole Ehrenfried Stöbers: „Das Herz französisch, der Kopf deutsch!" Uebrigens ist kaum einer von ihnen ein völlig selbstgewachsenes Talent; hinter jedem, mehr oder minder verschleiert, steht ein Lehrmeister: Schiller, Uhland, Bürger, Hebel, Scheffel. Da reihen sich an die wackern Publizisten Friedrich Otte, August Stöber, Ludwig Spach die Poeten Ehrenfried und Adolf Stöber, Ludwig Schneegans, Th. Klein, Magister Friedreich, Johann Bresch endlich, dessen schlichte Gestalt noch durch meine walddustige Jugend gegangen. Werden wir an ihre Dichtergaben mit dem Maßstabe anspruchsvoller neuzeitlicher Kritik herantreten? Pietätvoller und auch gerechter dünkt uns dies Urteil: vom Untergrunde materialistischen Zeitgeistes heben sie sich sympathisch als ein Vermächtnis empfindsamerer Seelen, die ihre Naturfreude und ein leises Vereinsamungsgefühl an geliebten Vorbildern begreifen und gestalten gelernt. Das breite Volksempfinden spricht nicht durch sie. Sein Wortführer ist vielmehr jener köstliche Schilderer bäuerlicher und bürgerlicher Kleinwelt und jenes ihre Nüchternheit durchsetzenden, einzigartigen Enthusiasmus, der mit den Helmschweifen napoleonischer Kürassiere in Morgenwinden unvergessener Siegestage flattert — Erckmann.

Und der schreibt französisch und findet seine eigentliche Gemeinde in Frankreich drüben. Schon vor 1870 ist eben das literarische Interesse im Elsaß nicht sehr heiß. Nach der verhängnisvollen, die Reihen der Tüchtigsten übermäßig lichtenden Option sinkt es dem Gefrierpunkt nahe. Man hat Wichtigeres zu tun und zu denken in diesen Tagen politischer Spannung und wirtschaftlicher Umgestaltung. Und wer mags verdenken! Selbst wenn sich dann auch die jüngere Generation, die den großen Krieg nicht miterlebte, lediglich in Trotz und Ablehnung alles Ueberrheinischen erzogen, reinen Kulturidealen gegenüber zunächst als wenig empfänglich erweist.

Plötzlich, um die Wende der achtziger und neunziger Jahre etwa, verdichtet sich die schier unsichtbar gewordene Linie deutscher Literaturbetätigung mit einem Male sehr merklich, und es scheint nun endlich fallen zu dürfen, das längst in Bereitschaft gehaltene, aus Alldeutschlands heißestem Wunsche geborene Schlagwort: Deutsch-elsässische Wiedergeburt!

Da heißt es etwas Umschau halten im Elsaß. Ein kraftvoller Ansatz zu geistiger Regsamkeit ist unverkennbar. Parallel mit der auf dilettantische Tastversuche der blutjungen Dialektliteratur und auf die ernster zu nehmende Emporarbeit einer tüchtigen Malerkolonie beschränkten, stark politisch gefärbten Betätigung der streng abgeschlossenen altelsässischen Geselligkeitszirkel läuft ein stetig wachsendes Interesse des deutschen Eroberers am wiedergewonnenen Stücklein Reichserde. Im fruchtbaren Boden elsässischer Landschaft und Historie den alten deutschen Keim zu wecken, arbeiten tausend willige Kräfte, voran die Lehrerschaft als offizielle Trägerin des Bildungselements, und es fällt denn auch bald eine erste reife Frucht, Mündels prächtiger Vogesenführer vom verjüngten Baum des Deutschtums. Andere werden rasch folgen, Meisterproben echter Dichtung diesem realen Erzeugnis deutscher Wanderlust und deutscher Geduldarbeit.

Im Jahre 1884 erobert sich Alberta von Puttkamer, Gattin des Staatssekretärs der Reichslande, mit ihrem Buch „Dichtungen" einen

ersten Platz in der „modernen“ Lyrik, um sich fünf Jahre später mit den „Akkorden und Gesängen“ von der neuen Richtung abzukehren, welche inzwischen auf dem Wege über Fontanes Romanserie, Liliencrons „Adjutantenritte“, M. G. Conrads „Gesellschaft“ und die „Modernen Dichtercharaktere“ der Conradi, Holz, Henckell usw. zur Gründung der „Freien Bühne“ und zu Hauptmanns Triumphen führt. In diese und die nächstfolgende Zeit fallen die literarischen Erstlingsversuche des im Elsaß aufgewachsenen Rheinländers Hermann Stegemann, fällt Fritz Lienhards Berliner Periode. Diesen drei hervorstechenden Namen reihen sich andere an. Sie stellen zusammen die zweite Etappe der deutsch-elsässischen Literaturbewegung im XIX. Jahrhundert dar.

Auf der Scheide zwischen der guten alten — der Stöberschen — und unserer Zeit steht der seit einem Menschenalter im Elsaß ansässige Bayer Theodor Renaud (Vulpinus). Einer, der sich nicht hinter den Ofen gesetzt, über der Zeiten Verderb zu grübeln und zu murren. Einer, der wacker Schritt gehalten und seinen biedern Humor bald im bunten Sagenkreis des Mittelalters und bald im Zigarettenqualm der Montmartre-Cabarets spazieren geführt. Ein treuer Liebhaber und gewandter künstlerischer Umwerter des altelsässischen Schatzkästleins, gehört er zu uns wie wenige; und doch — was weiß von ihm das elsässische Volk? Zeitlich lassen sich ihm angliedern der Märker Wilhelm Schmidt und der Bayer Josef Bretzl (Reginus), ein großer Waldfreund mit weitem Herzen, in dem alles Kleine und Kleinste der Natur ein warmes Plätzchen findet, ein klassischer Vorahner elsässischer Landschaft, der recht viele Jünger finden möge.

Ueber sie führt der Weg zu Christian Schmitt, und damit näher an die „Moderne“. Nicht etwa bloß um des recht beachtenswerten Formtalentes willen, das ihm die Anerkennung hervorragender Vertreter der älteren deutschen Dichtergeneration eintrug, sondern weit mehr als typischer Vertreter einer ganzen Kaste, der (protestantischen) Lehrerschaft im Elsaß, verdient der Verfasser der „Alsalieder“ eindringlicheste Beachtung. Deutsch-nationale Gesinnung ist es, die hier in heimatlichem Rahmen schwärmerischen Ausdruck findet; und schwarz-weiß-rot ist die Fahne, um die sich die kleine Gruppe des „Alsabundes“ zunächst unter Schmitt's, später unter Georg Süß' Führung schart. Merkwürdig! sagst du, und denkst an die ferne Zeit der Freiheitskämpfer mit Leier und Schwert zurück. Doch du hast leicht reden vom „Ueberwundensein“. Wer weit ab vom Rhein und Wasgau künstlerische Dinge mit künstlerischer Elle zu messen gewohnt ist, der mag wohl in unseren Tagen über eine so innige Verschmelzung von Politik und Poesie erhaben die Achsel zucken. Wer aber diesen Zwiespalt an der eigenen Seele verspürte, der mag ihn beklagen und seine Ueberwindung ersehnen; belächeln wird er ihn nicht mehr, denn er weiß, daß es sich hier nicht um kleine Tageszänkereien handelt, sondern um ein Kulturdilemma größten Stils, um einen schweren inneren Kampf am Scheidewege. Der politische Faktor ist es denn auch, der gar bald zu scharfer Stellungnahme für und wider den „Alsabund“ und die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Erwinia“ herausfordert; und da zeigt sich, daß das Gros des elsässischen Volkes es mit den Gegnern hält. Schwimmt es doch in jenem Strome, der die Elemente des „Elsässischen Theaters“ der nahen Verwirklichung entgegen und damit den Partikularismus zum Siege trägt.

Just um diese Zeit kehrt der Unterelsässer Fritz Lienhard aus Berlin zurück. Die bittere Enttäuschung über Reichshauptstadt und „Moderne“ hat

in seiner tiefreligiösen Natur eine frischfrohe geläuterte Heimatliebe ausgelöst. Und er singt sie in die Winde. Wie? Was? Niemand, der ihn anhört? mit ihm einstimmt? — Fremd rauschen die „Lieder eines Elsässers", die „Wasgaufahrten" an feindlichen Ohren vorüber! Was Wunder? meint der Aesthet. Warum der schrille Mißton politischen Bekenntnisses in einem schlichten duftigen Waldbüchlein? Ich weiß, es gibt auf diesen Vorwurf diese Antwort: Nicht der Wasgau als Naturerscheinung soll es sein, sondern der Kulturträger, der altehrwürdige Zeuge deutsch-mittelalterlicher Größe! Die Wasgaufahrten wollen ein „Zeitbuch" sein, voll breiter Spiegelungen undeutscher Gegenwart auf dem Hintergrunde deutscher Vergangenheit. Wie dem auch sei, ästhetische Bedenken sind es nicht, die im Elsaß gegen das Buch entscheiden. Soweit der literarisch mehr als gleichgültige Durchschnittselsässer von der Existenz Lienhards und seiner Schriften überhaupt Notiz nimmt, entscheidet der Geist jenes Bekenntnisses die Stellungnahme, nicht aber die etwaige Kunstwidrigkeit seines Vorhandenseins. Und Lienhards treudeutsche Gesinnung ist nun einmal nicht nach seinem Geschmack. Weshalb auch, müssen selbst wir fragen, so diebische Freude, eine alte Bäuerin sagen zu hören: „Mr könne nit franzehsch"; und dazu die schier kleinliche Bemerkung: „Es wäre Unnatur und Narretei von uns (Jung-Elsässern), wollten wir dies französisch Parlieren mitmachen." — Wir Jüngsten, die wir unserer Doppelkultur bewußter geworden, wissen's vielleicht besser!

Doch ein Charakter wie Lienhard gibt sich nicht so leicht geschlagen. Um des „Till Eulenspiegel" urdeutsche Spottgestalt gedrängt, stellt er keck ein Stück deutschen Mittelalters auf die Bretter. Ein künstlerisches Verdienst, das ihm das Mischpublikum des Straßburgers Stadttheaters auch nicht bestreitet, dem aber bald ein Fehlgriff folgt. „Odilia", der unelsässisch geratene Dramatisierungsversuch der schönsten elsässischen Legende, fällt jedoch nicht so sehr den eigenen Schwächen, als dem draufgängerischen „Platz da, ich komme!" des anrückenden „Elsässischen Theaters" zum Opfer. Ein Stoß ins Herz! Tief gekränkt nimmt Lienhard Abschied von der ungastlichen Heimat, sendet ihr aber aus fernem Nordland noch manchen stillen Gruß, Er will „nach edlen Kämpfen Waldelsaß wiedersehn", und dann —

„Dann soll mein kleines Haus so wändeweiß,
So rotgedacht, so birkenzart umrauscht,
Als freundlich Auge weit ins Elsaß grüßen."

Und wenn er uns heute nicht mehr gehört, wenn er Alldeutschland gehört und der Menschheit, wenn er den „Liedern eines Elsässers", „Burenlieder" und den „Wasgaufahrten" ein „Thüringer Tagebuch" folgen ließ, so dürfen wir Jungen jeder Denkungsart doch zu den Unsern rechnen den Lienhard, dessen Bild rein steht in der Parteien Zank und der sich nicht lossagen kann von Waldelsaß, weil er seiner zu viel in sich mitfortgenommen — den Dichter! Freilich, auch über den fiel hie und da ein kritisches Wort. Darüber zu rechten ist hier nicht der Ort. Wessen Kunstanschauung so sehr aus unablässig empor sich läuternder Weltanschauung fließt, den lerne lieben, mein Elsaß, auch wenn du ihm nicht immer und in allem folgen magst.

Lienhard fort! Ein harter Schlag für die kleine Gemeinde „Alsabund", die inzwischen die seine geworden ist. Lienhard fort! Stählerner Germanentrotz bäumt auf, die Abfuhr, die den größten Vorkämpfer deutsch-mittelalterlicher Losung getroffen, das sich just recht breit in Szene setzende gegnerische Lager entgelten zu lassen. So etwas wie „literarische Blutrache" also. Dazu kommt, daß die komische Figur des Dr. Freundlich in Stoskopfs Lustspiel

„D'r Herr Maire" als Beleidigung deutscher Lehrergefühle aufgefaßt wird. O du liebe Empfindlichkeit! Sonst ein Kampf im kleinen für hohe Güter, in dem die Olympier der Kunst wohl auf seiten der „Erwinia" fechten; doch was vermögen sie gegen die stärkeren Bataillone! Den „Alsabund" rettet nur der Umstand, daß sich seine Mitglieder aus Kreisen rekrutieren, die der partikularistischen Strömung ohnehin ferne stehen. Lehrer, Beamte und Studenten bilden den Grundstock dieses geselligen Zirkels, dem ich keine bessere Empfehlung weiß, als daß ein so feinsinniger und glänzender Essayist wie Karl Gruber dort reifen konnte. Vornehm abseits vom literarpolitischen Handgemenge ragt derweilen Alberta v. Puttkamers epische Gestalt. Ein hoher, freier Geist, so recht ein deutscher Brückenpfeiler der Kulturversöhnung. Allwöchentlich versammelt sie die Dichter der elsässischen Volksbühne um sich und spielt so lange Zeit die nicht zu unterschätzende Rolle der gesellschaftlichen Vermittlerin. Wir dürfen an der Innigkeit nicht zweifeln, mit der die Dichterin des Balladenbuchs „Aus Vergangenheiten" in des Elsasses erquickend schöner Landschaft und tatengroßer Geschichte aufgegangen. Und doch hat auch sie den Weg zum elsässischen Volke nicht gefunden. Das allzu Prächtige, phantastisch Uebergroße ihrer stark spekulativ durchsetzten Gestaltungsweise wurzelt eben nicht in elsässischer Erde.

Einsam, an Stoffwahl und an Kunstbekenntnis, steht inmitten der Genannten der Rheinländer Hermann Stegemann. Er ist am Naturalismus groß geworden und hat ihn seinerzeit mit seinem Erstlingsdrama „Gertrud" im Elsaß einführen helfen. Ueber ein weiteres Bühnenstück, das um die Kerngestalt des „Herzog Bernhard" die elsässische Episode des dreißigjährigen Krieges gruppiert, entwickelte sich Stegemann zu einem stofflichen und stilistischen Meister der modernen realistischen Dorferzählung; und wenn wir in dem Verfasser der „Erntenovellen" und der Romane „Daniel Junt" und „Die als Opfer fallen", den freilich ganz anders gearteten, aber doch einzig würdigen Nachfolger Erckmanns erblicken wollen, dürften wir wohl kaum zu hoch greifen. Damit wären wir in weitem Bogen wieder bei der „Moderne" angelangt. Seit Lienhards Abkehr hat der Naturalismus auf der deutschen Bühne seine Siege erfochten, und auch das rückständige Elsaß konnte von seinem hohen Wogengange auf die Dauer nicht unberührt bleiben. Sudermann, Hauptmann, Ibsen gingen mit wechselndem Glück über die Bretter des Straßburger Stadttheaters, dessen Publikum sich allerdings vorwiegend aus den Kreisen der Eingewanderten rekrutiert. Doch läßt sich auch ein stetig wachsender Bruchteil der einheimischen Bevölkerung, nicht zuletzt unter dem Einfluß der wackern Tagespresse, allmählich vom Strom der Zeit mitreißen. Die geistige Kultur ist auf breitere Basis gestellt. Der belebende Hauch der Jahrhundertwende streicht auch über das alte Straßburg! Da plötzlich setzt, voll der gärenden Säfte jugendlichen Ueberschwangs, ein neues Werden ein. Nach „Jung-Elsaß" — so nennt sich die Gruppe „Elsässisches Theater" — die „Jüngsten"! „Sturm und Drang" heißt ihre Marke.

„Das „Jüngste Elsaß" ist kein Parteibegriff, alle, aber auch alle sind zur Mitarbeit eingeladen, die wirklich etwas zu sagen haben. Es ist eine alte, traurige Wahrheit, daß wir im Elsaß in Kunst und Literatur, besonders aber in Literatur, einfach Barbaren sind. Darum kämpfen wir für die Moderne. „Modern" ist kein Schulbegriff, modern ist Originalität! Und die Kraft, originell zu gefallen: Jugend! An die Jugend wenden wir uns, an die, die unverbrauchte Kraft in sich spüren, denen neue, wilde Taten im Blut brennen, die die Wucht haben, zu brechen!" Der diese Zeilen schreibt, heißt René Schickele, ein Neunzehnjähriger. Noch auf der Schulbank des „katholischen

Gymnasiums“ hat er (als Paul Savreux) bereits von hoher ästhetischer Warte mit sprühender Verve an den elsässischen Kulturverhältnissen Kritik geübt. Herbst 1901 ist dann sein erstes Gedichtbuch „Sommernächte“ erschienen und hat weit hinaus in Alldeutschland bei gebührender Kritik auch die verdiente Beachtung gefunden. Für das Elsaß ist die Erscheinung René Schickele — man mag sie qualitativ bewerten wie man will — geradezu ein Phänomen: Die allererste, sichtlich unbeeinflußte, echt deutsche Gebärde eines blutjungen Elsässers reinster Rasse und, nicht zu übersehen, aus gut katholischer Familie; inmitten allgemeiner literarischer Rückständigkeit ein einzigartiges Temperament, zeitgemäß durch und durch; aus enger, heimischer Stoffwelt heraus ein kühnes Greifen nach den hohen Sternen der Symbolkunst; eine Symphonie, in der Gedanke, Ton und Farbe wild nach Einklang ringen. Und lediglich als eine temperamentweise abgestufte Erweiterung dieses Phänomens Schickele möchten wir die Gruppe jener „Jüngsten“ gefaßt wissen, die sich in der Folge um ihn scharen und die Stammgemeinde des „Stürmer“ bilden werden.

Einen Zufall, nicht aber innere Notwendigkeit dürfen wir wohl darin erblicken, daß der Dichter der „Sommernächte“, dies reine Gegenteil von einem Heimatkünstler, seinen ersten Anschluß an die deutsche Literatur in Zeitschriften vollzieht, welche, wie die „Deutsche Heimat“, die „Südwestdeutsche Rundschau“ und die „Gesellschaft“, dem dezentralisatorischen Gedanken dienen. Die Umstände bringen es so mit sich. Man steht an der Jahrhundertwende und es regt sich allerorten. Das „Elsässische Theater“ blüht, die vornehme „Revue alsacienne“ arbeitet wacker ihrem französischen, die kleine „Erwinia“, der auf kurze Zeit das größere „Reichsland“ beispringt, ihrem deutschnationalen Kulturziele zu.

Da liegt es denn wohl nahe, daß die Kritik der „Jüngsten“ sich eingangs mit diesen nachbarlichen Größen abfindet. Ihre ersten Steinwürfe gelten dem „Elsässischen Theater“. Mangelnder Patriotismus? Dieser polternde Vorwurf trifft völlig daneben. Keine prinzipielle Ablehnung, nur ein, allerdings sehr scharfes, Kunsturteil, frei von jedem politischen Hintergedanken, — etwas ganz Unerhörtes im Elsaß! Mit dieser Ablehnung der partikularistischen Linie ist Schickele, ist das „Jüngste Elsaß“ in Sympathienähe der „Erwinia“ gerückt. Doch klafft auch da ein unüberbrückbarer Gegensatz: hie alte Schule, hie „Moderne“! Die Folge: Abkehr der „Jüngsten“ von allen vorhandenen Richtungen, Selbstbestärkung in völlig unpolitischem Kulturbekenntnis. Erstes geschlossenes Auftreten im Elsässerheft der „Gesellschaft“. Schon da deutliches Streben aus engen Rahmen heraus, dem Kulturbrennpunkt zu. Wenn also der „Stürmer“, das schneidige Leiborgan der „Jüngsten“, bald darauf mit einem auf „künstlerische Renaissance im Elsaß“ abzielenden Programm einsetzt — dessen treffliche Formulierung übrigens weder von Schickele selbst, noch von einem anderen Redaktionsmitglied, sondern von einem „Gast“, dem geistvollen Redakteur Paul Lainé herrührt — so kann es sich hier kaum um mehr als ein kurzlebiges Uebergangsbekenntnis handeln. Was Wunder auch? In Schickeles Persönlichkeit ist das literarische Element derartig potenziert, daß es im Elsaß vorläufig überhaupt keinen Nährboden finden kann. Die anderen „Stürmer“ aber sind fast ausschließlich Söhne altdeutscher Einwanderer, deren Kulturblick sich an der unvermeidlichen Berührung mit dem französischen Element geweitet, und die nunmehr in der deutschen „Moderne“ diesen innerlichen Vorgang greifbarer Verwirklichung zustreben sehen. Als unabweisliches Schicksal muß es demnach bezeichnet

werden, wenn die „Stürmer“, unter lauter Sympathiebezeugung für Frankreichs künstlerische Höhe, ihren Kurs gar bald nach deutschem Winde richten. Die elsässische Frage ist vom ersten Tage an Nebensache. Jedes merklichen Erdgeruches bar sind und werden auch in der Folge bleiben: Bernd Isemanns und Ernst Stadlers Lyrik, Hermann Wendels scharfe Erotik und Johannes Leonhardus rüdes Vagantentum. Schickele arbeitet inzwischen an seinem vom Heimatboden völlig losgelösten zweiten Gedichtbuch „Pan“ und ergeht sich in allgemeinen philosophischen Erörterungen über: „Idealismus = geistige Anarchie“ usw. Otto Flake, ein Norddeutscher, spitzt die Feder zu einer kopfstürzenden, auf alldeutsche Verhältnisse gestimmten Kulturkritik. Er wird später in den Spalten der zeitweise von Schickele redigierten Zeitschrift „Das neue Magazin“ als Befürworter einer „Literatur des Machtgefühls“ das „forum germanicum“ für Berlin in Anspruch nehmen. —

Sezessionistisch endet also das Flüggewerden der „Jüngsten“ des Elsasses. Sie fühlen sich nicht berufen und sind wohl auch kaum dafür geschaffen, den arg verwickelten Faden elsässischer Stammestradition zu entwirren und mit heroischer Selbstüberwindung durch die wenig erquickliche Gegenwart in eine (hoffentlich) schönere Zukunft hinüberzuspinnen. Doch liegt viel Vermessenheit in der Behauptung, sie seien allesamt für die heimische Kulturarbeit verloren. Werdende sind sie; man lasse ihnen Zeit, sich zu erfüllen. Vielleicht wird dann die reife Frucht der „Lehr- und Wanderjahre“ dieses oder jenes unter ihnen doch dereinst zur kostbaren Gabe an die Penaten werden. Man beliebt zu sagen, sie hätten auf Triebsand gebaut, statt auf festen Erdgrund. Jedenfalls bauten sie so hoch hinauf, daß sie einen weiteren Ausblick haben konnten, und wer weiß, ob dieser oder jener von den „Allzujungen“ das große elsässische Ziel nicht klarer und zukunftsfreudiger geschaut, als im kleinlichen Alltagsgezänk manch eine altersgraue, politisierende Kleinzunft!

München. René Prévôt.

Der Schatzgräber.

Rebdorf, den 20. Januar 1907.

Verehrliche Redaktion!

Sie wünschen zu wissen, was „Der Schatzgräber“ will.

Seit Oktober 1906 gibt der Verlagsbuchhändler Gg. König in Berlin eine Wochenschrift heraus, die zum billigsten Preis eine Blütenlese aus den Meisterwerken unserer Literatur bieten und so den Leser auf unsere besten Schriften und was zu ihrer Verbreitung bisher geschehen ist, hinweisen, zur Förderung der Volksbildung und Verbreitung guter Schriften und Verdrängung nicht nur der schmutzigen, sondern auch der seichten, faden, talentlosen Machwerke, die erfahrungsgemäß erst das Bedürfnis nach Pikantem und Schlüpfrigem wecken, das ihrige beitragen soll. Vor sechs Wochen bat mich der Verleger, die Leitung des Blattes zu übernehmen. Da mir als Strafanstaltsbeamten besonders viel daran gelegen sein muß, daß möglichst viel Leute durch

den besten geistigen Verkehr von schlechtem Umgang und schlimmen Wegen abgelenkt werden, war ich gern bereit, Proben aus all' dem Schönen, was ich in einsamen Stunden und auf der Suche nach den besten Büchern für Volksbibliotheken und für unsere unglücklichen Pflegebefohlenen genossen habe, für das Blatt zu sammeln. „Der Schatzgräber" nennt sich jetzt die Zeitschrift. Der Titel ist Goethes bekannter Ballade entlehnt. Als Leser wünschen wir uns jeden, der nach Bildung strebt. Trafen wir bei der Auswahl das Richtige, so wird die Zeitschrift wie jede wirklich gute Volksschrift auch dem Gebildeten ungetrübten Genuß bereiten.

Verbreitung erhoffen wir durch möglichst viele stehende und fliegende Buchhandlungen, durch alle Unternehmungen zur Förderung von Volksbildung und Volkswohlfahrt und jeden der will, daß das Volk seine Meister kennen und ehren lernt.

Ergeben

Leo von Egloffstein,
K. Assessor am Arbeitshaus Rebdorf.

J. G. Cordes, Zum Kampf um die Weltanschauung, München 1907. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, Kl. 8°, 116 Seiten, geb. 1 Mk.

Es sind vier Vorträge, gehalten an Arbeiter-Diskussionsabenden, also direkt aus der Praxis heraus erwachsen. Das merkt man auch den Vorträgen an, daß der Verfasser mitten im praktischen Leben steht und das Leben so, wie es ist, zu erfassen sich bemüht. Das wird vor allem deutlich in seiner Stellungnahme zu der Arbeiterbewegung unserer Tage, die er gründlich kennt und versteht und in ihrem idealen Hintergrunde, den sie hat, ganz würdigt. Der Verfasser besitzt außerdem eine gründliche wissenschaftliche Bildung, die ihn fähig macht, mit tiefer Sachkenntnis über die schwierigsten und letzten Fragen des Lebens zu reden ohne leidenschaftliche und gehässige Polemik, vielmehr in ruhiger sachlicher Abwägung des Für und Wider. Und zu der Gediegenheit der wissenschaftlichen Schulung kommt ein warm empfindendes Herz, das die Not unserer Zeit gerade in Weltanschauungsfragen tief in sich aufgenommen hat und eben darum sich getrieben fühlt, seinerseits ein Wort dazu zu sagen. Der Verfasser hat ein Recht dazu; den Eindruck wird jeder haben, der das Buch liest, auch wenn er einen anderen Standpunkt vertritt. Weltanschauungsfragen sind immer persönliche Fragen und werden letztlich immer aus persönlichen Erfahrungen und persönlichen Verhältnissen heraus beantwortet. Aber wenn der Verfasser von sich sagt: „Besonders wertvoll erscheint es mir, wenn ich Gelegenheit habe, einen anderen zu hören, von dem ich voraussetzen kann, daß er ein ernster Mensch ist, daß er aber in vielen Fragen anders denkt als ich. Das kann dann nur zur Klärung und Bereicherung der eigenen Weltanschauung dienen" — so verdient er jedenfalls, auch von anderen gehört zu werden. Zumal unserer Arbeiterschaft, die ja leider von ihren Führern nur zu sehr von allem fern gehalten wird, was der Parteischablone nicht ganz entspricht, wäre zu wünschen, daß sie solche wahrhaft freie und gerechte Worte

zu lesen bekommt. Das könnte ihr aus dem abgelebten Materialismus zu einer idealeren Auffassung des Lebens wieder hindurch helfen. Wir haben da ein Büchlein, aus dem Zusammenhang mit den Arbeitern herausgewachsen und für die Arbeiter geschrieben, und — ich meine fast, es fehlte uns bis heute etwas, das nach Form und Inhalt so geeignet wäre, in vielen Exemplaren unter den Arbeitern verbreitet zu werden, wie dieses Buch, das so modern, so weit und so voll fröhlichen Glaubens die nie verstummenden Fragen zu beantworten sucht, die in den Themen liegen: „Religion und Naturwissenschaft. Der Sinn des Lebens. Die Gründe des Glaubens an Gott. Christentum und Arbeiterbewegung.“

Würzburg. Gottfried Goetz.

Goethe in Auswahl für Schule und Haus.

In der Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus, (Herder, Freiburg i. B.) die der verstorbene Lindemann unternommen hatte, ist eine Auswahl aus Goethe in drei Bänden erschienen. Der Herausgeber, Gymnasialdirektor Hellinghaus, gibt im Vorwort die beiden Grundsätze an, von denen er sich leiten ließ: erstens an Gedichten grundsätzlich nicht das geringste zu ändern, sondern solche mit anstößigem Inhalt überhaupt nicht zu nehmen; zweitens bei größeren Werken die wenigen wirklich anstößigen Stellen zu streichen. Ueber beide Grundsätze läßt sich reden, da sie dehnbar und maßvoll sind. Es ist nicht ohne Interesse, diesen auch für Schulzwecke ausgewählten Goethe durchzumustern. Die Auswahl aus den Gedichten ist gelungen: in einer Schulausgabe kann weder die Braut von Corinth, noch der Gott und die Bajadere stehen. Es hätte nichts geschadet, wenn von den Venetianer Epigrammen, den Weissagungen des Bakis, den Sonetten, überhaupt allen späteren Abteilungen der Gedichte Manches weggeblieben wäre, um für Wertvolleres, z. B. die Sprüche in Prosa Raum zu gewinnen. Dasselbe gilt vom Westöstlichen Diwan. Band II bringt Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, die Leiden des jungen Werthers, Götz von Berlichingen. Band III: Egmont, Iphigenie auf Tauris, Tasso und — — Faust. Bravo! Es ist tapfer und klug, der Jugend gerade das Werk nicht vorzuenthalten, dem sie die stärkste Spannung entgegenbringt. Daß es nicht ohne Striche abgeht, ist klar. Mut aber zeugt das, was nicht gestrichen ist: die ganze Gretchen„episode“, sowie viele Details, die sonst sogar dem Rotstifte von Hoftheaterregisseuren zum Opfer fallen, z. B. der Satz vom guten Magen der Kirche. Die Anmerkungen entsprechen dem Publikum, an das sie sich wenden. Die ganze Auswahl zeugt von vollständiger Unvoreingenommenheit. Ich wünsche ihr größte Verbreitung. Sie gehört in alle Schüler-, Vereins- und Volksbibliotheken, in alle Familienbücherschränke, in denen nicht schon eine Auswahl aus Goethe steht. Den hiebei in Betracht kommenden Faktoren, also den Lehrern, Geistlichen, Vorständen, Eltern wünsche ich dieselbe Einsicht und wahre Geistesfreiheit, die der Herausgeber gezeigt hat. Gebt doch der Jugend Goethe, sobald sie sich für Goethe interessiert! Daß der Ungeschmack heute sich gerne dem Ungesunden, dem Ueberwürzten, dem Rohen zuwendet, daran tragt nicht zuletzt ihr wohlmeinende Erzieher Schuld, die ihr es versäumtet, eure Pfleglinge im empfänglichsten, begeisterungsfähigsten Alter mit der gesunden, einfachen, hohen Kunst bekannt zu machen.

J. H.

Notizen.

Unter dem Titel Damian Zagg hat Ludwig Ganghofer fünf Geschichten vereinigt, von denen zwei in den Süddeutschen Monatsheften erschienen sind: Die Brautfahrt des Damian Zagg (II, 7 und 8) und Egidius Trumpf der Urmensch (III, 1). Der vom Verlag (Bonz, Stuttgart) hübsch ausgestattete Band sei, wie die im selben Verlag erschienenen und dieselbe Gattung pflegenden Hochlandskämpfe von Artur Schubart den Freunden der oberbayerischen Gebirgserzählung empfohlen.

* * *

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten beginnen im Inselverlage zu erscheinen. Wir hatten in Deutschland bisher die Ausgabe von Weil (Stuttgart und Pforzheim 1839—42, später wiederholt neu aufgelegt, auch illustriert), und die bei Reclam erschienene achtbändige Uebersetzung von Max Henning. Das Neue an der Ausgabe des Inselverlags ist, daß sie völlig ungekürzt ist. Felix Paul Greve überträgt die klassische englische Uebersetzung Sir Richard Burtons, „die Frucht dreiunddreißigjährigen Fleißes, eine meisterhafte Uebertragung mit allen stilistischen Feinheiten des Urtextes" (Henning, I, 5.). Sie war auf tausend Abdrücke beschränkt und daher wenig zugänglich. Leonhard C. Smithers gab sie neu heraus und reinigte sie von den stärksten Anstößigkeiten, aber auch diese Ausgabe kostet noch hundertundzwanzig Mark. Greve geht nun auf den Burtonschen Text selbst zurück und kürzt nicht das Geringste. Die Ausgabe wird zwölf Bände umfassen, die nur als Ganzes abgegeben werden. Der erste Band, über 400 Seiten stark, liegt vor. Hugo von Hofmannsthal hat ihn eingeleitet. Die Ausstattung ist, wie man es vom Inselverlag nicht anders erwartet, gediegen. Das Unternehmen sei der Beachtung unserer Leser empfohlen. H.

* * *

Eine Taschenausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's erscheint im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig und soll in zehn Bänden vollständig werden. Das Format ist angenehm, etwa in der Größe der Langenscheidtschen Taschenwörterbücher, der Preis so niedrig, daß auch weniger bemittelten Bücherfreunden die Anschaffung möglich ist, zumal der Verlag den Bezug durch Subskription erleichtert. Das Neue und Wichtige der Ausgabe ist, daß sie auch die Hauptwerke des Nachlasses mit den von Nietzsche selbst veröffentlichten Schriften zusammen bringt und dadurch ein vollständigeres Bild seiner Entwicklung gibt, als die acht Bände der beiden bisherigen Ausgaben der Werke. Jeder Band ist von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche eingeleitet. Wir werden auf die Ausgabe zurückkommen. H.

Theater und Musik.

Karlsruher Theater.

Die erste Uraufführung der laufenden Spielzeit galt einer heimischen Dichterin. Johanna Wolff-Friedberg hat durch ihre lyrischen Schöpfungen und kleine epische Skizzen mit Recht die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise auf sich gezogen. Sie ist eine Dichterin von ausgesprochener Eigenart, deren Leistungen sich über das Durchschnittsmaß der landesüblichen Dutzendlyrik bedeutend erheben. Die soeben erschienenen Präludien, eine wertvolle Ergänzung ihres früheren Gedichtbuches Aus meiner Welt, enthalten manche kostbare Perle und geben ein schönes Gesamtbild ihres dichterischen Strebens und Könnens. Nun hat sie sich mit dem Märchendrama Die Sonnenprinzeß auch auf den heißumworbenen Boden des Theaters gewagt. Das Stück ist am 3. November v. J. zuerst in Karlsruhe und einige Tage darauf auch in Mannheim gegeben worden. Man hat der Dichterin durch dies Entgegenkommen indessen nur einen zweifelhaften Dienst erwiesen. Um so zweifelhafter, als man der des Theaters noch ungewohnten Verfasserin zu wenig behilflich war, den großen theatralischen Mängeln des Werkes schon auf den Proben durch energische Kürzung und zweckmäßige dramaturgische Aenderungen einigermaßen abzuhelfen. Erst die Erfahrungen der Karlsruher Erstaufführung wurden für die Wiederholungen und die Mannheimer Vorstellung verwertet. An dem Grundcharakter des Werkes freilich vermochte diese nachträgliche Nachhilfe nichts zu ändern. Und dieser Grundcharakter der Dichtung ist lyrisch, aber nicht dramatisch und nicht theatralisch. Man empfindet den weichen und lieblichen Schmelz, den die Dichterin dem Bilde von Aretes Sonnenreich und ihrer überzarten weiblichen Empfindungswelt zu geben suchte, aber gerade die feinsten dieser Farbentöne kommen in dem groben Fresko des Bühnenbildes nicht zur Geltung, weil sie keine Rücksicht auf die besondere theatralische Perspektive nehmen. Und auch die Dichtung als solche vermag einer schärferen Prüfung nicht standzuhalten. Was die Verfasserin reizte, war das Problem des Frauenherzens, das an die Vergangenheit des Mannes die ideale Forderung stellt. „Ich kann nicht teilen, auch nicht mit der Vergangenheit", sagt die Sonnenprinzessin Arete, als sie erkennt, daß das Herz ihres Geliebten, des Condottiere Taddeo, der ihr zum Gatten und zum künftigen Herrscher Cyperns bestimmt ist, bereits eine andere mit heißer Liebe umworben hat; und so beschließt sie, in den freiwilligen Tod zu gehen. Aber das Problem ist von der Verfasserin nicht rein erfaßt; es ist durch seine besondere Zuspitzung seines typischen Charakters entkleidet. Denn Taddeos frühere Liebe gehört nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart an. Arete wird die zufällige Zeugin eines Gespräches zwischen ihrem Verlobten und seiner früheren Geliebten, das an Deutlichkeit der Sprache nichts zu wünschen übrig läßt. „Niemals wird dein Bild in meiner Seele verlöschen, denn du warst meine Heimat." Man kann Arete nicht verübeln, daß sie sich

von dieser Enthüllung ihres Geliebten nicht eben erbaut fühlt. Trotzdem wirft sie sich ihm mit leidenschaftlicher Inbrunst in die Arme, als er ihr kurz darauf (in demselben Akte) mit den Beteuerungen echter Liebe entgegentritt und ihr versichert, daß er sie „anders liebe, als er je geliebt". Im nächsten Akte aber gelangt sie zu dem Resultate, daß nur der selbstgewählte Tod ihr Schicksal sei. Hier klaffen unüberbrückbare Risse und Widersprüche. Es fehlt vor allem jede innere Notwendigkeit für diesen tragischen Ausgang. Indem die Dichterin sich krampfhaft bemüht zeigt, dem Handeln ihrer Heldin etwas wie eine sittliche Berechtigung zu geben, wird eine ungesunde Sentimentalität in das Stück hineingetragen, die ebensowenig mit dem gut und frisch angelegten Charakter der Sonnenprinzessin, wie mit dem glücklichen Naturell der Verfasserin zu vereinigen ist. Viele hübsche Einzelheiten, die Frische des Vorspiels, einige lyrische Schönheiten und manche charakteristische Züge vermögen nicht über die Mängel der in der Hauptsache leider mißglückten Arbeit hinwegzutäuschen.

Was an sonstigen Neuigkeiten von der bisherigen Spielzeit gebracht wurde, war nicht eben bedeutend. Gerhart Hauptmanns ganz und gar verfehlte Elga macht dem Namen des Dichters wenig Ehre und übt höchstens durch die Art der Einkleidung einen gewissen sensationellen Gruselreiz, der sich in eine gründliche ästhetische Verstimmung verwandelt für den, der sich die Verunstaltung von Grillparzers hochpoetischer Novelle vor Augen hält. Die Aufführung des Werkes bot nur schauspielerisch einen wertvollen Gewinn, dadurch, daß sie Melanie Ermarth, die Vertreterin des sogenannten jugendlich-sentimentalen Faches, von einer völlig neuen Seite ihrer schönen Begabung zeigte. Mit dem englischen Gesellschaftsstück Ein idealer Gatte wurde Oskar Wilde zum erstenmal auf die Karlsruher Bühne gebracht. Die Aufführung dieses Stückes ist allerdings weit davon entfernt, eine literarische Tat zu sein und ebensowenig geeignet, den englischen Dichter von der besten Seite seines Könnens zu zeigen. Aber wehe dem Theater, das bloß mit literarischen Taten arbeiten möchte; jede Bühne braucht auch ihre Werktagskost. Als solche ist der ideale Gatte nicht zu verachten; er ist unleugbar ein spannendes und wirksames Theaterstück, auch wenn in den letzten Akten der Aerger über die roh gezimmerte Mache einer unsagbar ordinären theatralischen Taschenspielerei alle Freude an den Vorzügen des Stückes verschlingt. Die Aufführung, die den Schauspielern sehr lohnende und dankbare Aufgaben stellt, war unfein und plump. Sie scheiterte, wie so häufig bei der Darstellung französischer und englischer Gesellschaftsstücke durch deutsche Bühnen, an dem Mangel eines leichten, flüssigen Konversationstones, der auf die üblichen Unterstreichungen, Verschleppungen und Verdeutlichungen verzichtet. Vor allem wäre für die wichtige Rolle der Theaterintrigantin Mrs. Cheveley eine jugendlich-pikante Salondame notwendig, die ungezwungen und graziös zu plaudern versteht, ohne ein Bleigewicht an jede einzelne Rede zu hängen.

Eine vom literarischen Standpunkt weit wertvollere Gabe bot die Erstaufführung von Ibsens Epilog Wenn wir Toten erwachen, auch wenn sie sich nur an ein kleines Publikum richtete und selbst dieses sich sagen mußte, daß von sämtlichen Gesellschaftsdramen des großen Dichters keines mehr seiner Verkörperung auf der realen Bühne widerstrebt als die seltsame Mystik seines dramatischen Schwanengesangs. Die Darstellung bietet unendliche Schwierigkeiten; es erfordert ein hochentwickeltes künstlerisches Feingefühl, die richtige Mitte zu finden zwischen dem Tone des realen Lebens und den verschleierten mystischen Untertönen, wie sie der Dialog dieses Werkes beinahe unablässig

verlangt. Diese Aufgabe gelang nur sehr unvollkommen, am wenigsten bei den beiden Frauengestalten, deren Besetzung ein offenbarer Mißgriff war.

Das Drama der klassischen Periode brachte verschiedene dankenswerte Neueinstudierungen; vor allem eine solche der Kleistischen Hermannsschlacht. Die Karlsruher Bühne hat sich um die Bühnengeschichte dieses Werkes in hervorragender Weise verdient gemacht; Eduard Devrient hatte das Stück als einer der ersten 1863 auf die Bühne gebracht, allerdings mit den Abschwächungen und Verstümmelungen, wie sie Feodor Wehl damals in seiner Bearbeitung für notwendig hielt. Das Original mit einzigem Ausschluß der Bärenszene brachte erst eine Neueinstudierung unter Bürklin im Jahre 1892; jetzt wurde auch diese in ihre Rechte gesetzt, als literarischer Leckerbissen für die Verehrer des Dichters. Denn mehr ist die vielberufene Szene auf der Bühne nicht; einer wahren Popularisierung des herrlichen Werkes und seiner theatralischen Gesamtwirkung ist sie eher hinderlich als förderlich. Die Zerreißung des römischen Liebhabers durch die hungrige Bärin ist und bleibt eine bedauerliche künstlerische Verirrung, die durch ihre psychologisches und physiologisches Interesse nicht gemindert wird. Was künstlerisches Interesse bietet, ist nur Thusneldas Entschluß, daß Ventidius sterben muß. Das Rohmaterial der Vollstreckung dieser Bluttat ist für die Zwecke der Kunst nicht verwendbar. Daß überdies die grausige Tragik der Szene durch die Heiterkeit, die das unvermeidliche persönliche Auftreten von Cheruskas Bärin auf der Bühne zu erregen pflegt, einen wenig passenden Zusatz erhält, ist eine Erfahrung, die sich auch bei der Karlsruher Aufführung wiederholte.

Kotzebues Deutsche Kleinstädter sind eine literarische Ausgrabung, die im Laufe der letzten Jahre verschiedenerorts zur Mode wurde; so suchte man sich auch hier des Stückes zu erinnern. Die Aufführung des harmlosen und lustigen Schwankes, dessen Witz manche spätere Lustspieldichter mit erwünschtem Stoffe versorgt hat, kann auch heute, abgesehen vom literarischen Interesse, noch ein gewisses Behagen erwecken, sofern es die Regie versteht, den altväterlichen Charakter des Stückes auch in der Aufführung einigermaßen zum Ausdruck zu bringen. Dazu müßte freilich weit mehr, als es hier geschah, durch den äußeren dekorativen Rahmen der kulturelle Charakter des Zeitbildes betont werden; die Darstellung müßte charakteristisch sein, ohne die Uebertreibungen des Stückes durch faustdickes Auftragen der Farben noch mehr zu unterstreichen.

Nach längerer Pause wurde sodann Romeo und Julia neu einstudiert in den Spielplan wieder aufgenommen. In der Neueinstudierung klassischer Vorstellungen offenbart sich mehr als in allem andern der künstlerische Geist der Theaterdirektion. Nirgends ist ein energisches Arbeiten, ein Aufräumen und ein Neuschaffen so notwendig wie auf dem Gebiete des klassischen Dramas, wo sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ein unübersehbarer Schutt in Gestalt von Tradition und liebgewordener alter Gewohnheit auf dem Bühnenboden anzusammeln pflegt. Besonders schwer hat sich der traditionelle Bühnenschlendrian zu allen Zeiten an Shakespeares großer Liebestragödie versündigt. Der unselige Einfluß der Goetheschen Bearbeitung und die großen technischen Schwierigkeiten des Stückes mit seiner übergroßen Zahl von Verwandlungen haben die Tragödie bis auf den heutigen Tag in Einrichtungen auf unserer Bühne festgehalten, die sich durch sinnlose szenische Zusammenlegungen und unverantwortliche Striche an dem Geiste der Dichtung vergehen. Und doch hat schon Heinrich Anschütz, der das Stück 1820 in Breslau beinahe unverändert auf die Bühne brachte, in seinen Erinnerungen

darauf hingewiesen, daß „die dramatische Anlage des Ganzen, die Konsequenz in der Entwicklung und Steigerung der Charaktere die chronologische Szenenreihe so unentbehrlich mache, daß jede Unterdrückung zur empfindlichsten Lücke wird“. Und neuerdings haben die von Savits geleiteten Aufführungen des Stückes auf der Münchner Shakespearebühne gezeigt, welche Schönheiten aus einer unveränderten Wiedergabe des Werkes herauszuholen sind. Es ist unglaublich, daß man noch heute mit „Neueinstudierungen“ des Stückes hervorzutreten wagt, die den Pater im vierten Akte mit dem eigens dazu mitgebrachten Betäubungstranke in Julias Schlafzimmer erscheinen lassen und die ganze Reihe der wundervollen Szenen an Julias vermeintlicher Leiche nebst vielem anderen kurzweg beseitigen. Auch in Karlsruhe machte man sich wenig Gedanken um die dramaturgischen Probleme des Stücks und legte, getreu der Schablone, die alte, heutzutage nicht mehr maßgebende Devrientsche Bearbeitung zugrunde. Daß man im ersten Akt, als entschiedene Besserung gegen früher, die Szenenfolge des Originals wiederherstellte und dekorativ einige glückliche Neuerungen traf, vermochte an der Rückständigkeit der Vorstellung als Ganzem nichts zu ändern.

Mit mehrfachen Neubesetzungen erschienen Minna von Barnhelm und die Braut von Messina; ferner wurden Rudolf Herzogs Condottieri, die hier seinerzeit ihre Uraufführung erlebt hatten, von neuem in den Spielplan aufgenommen; das Stück hat durch die Autorität eines kaiserlichen Gutachtens und durch seinen Siegeszug über einige vierzig Bühnen an Ansehen seitdem bedeutend gewonnen — ein Ansehen, das freilich im umgekehrten Verhältnis zu seinem Werte steht. Weit erfreulicher war die Wiederaufnahme von Anzengrubers prachtvoller Weihnachtskomödie Heimg'funden in den Spielplan. Der große österreichische Dichter war in den letzten Jahren ungebührlich hier vernachlässigt worden, eine Unterlassungssünde, die umso schwerer wiegt, als die hiesige Bühne in dem Münchner Fritz Herz einen Anzengruber-Darsteller ersten Ranges besitzt. Daß die schlichte, treuherzige und ungekünstelte Welt eines Anzengruberschen Volksstücks auf die Majorität des Publikums keine große Anziehung ausübt, kann kaum erstaunen in einer Zeit, wo die Sensation das eigentliche Wesen des Theaters ist, wo die ungesunde Perversität einer Salome und die lüsterne Brutalität der Condottieri volle Häuser machen.

Unmittelbar vor Jahresschluß gedachte die Direktion, die literarischen Feinschmecker noch durch einen köstlichen Bissen zu erfreuen: sie gab als Novität Shakespeares Verlorne Liebesmüh'. Aber ich fürchte, daß auch bei den Feinschmeckern die Freude über diese Gabe nur eine sehr geteilte war. Dieses gekünstelte Jugendwerk des großen Dichters ist eine seiner allerschwächsten Arbeiten; das Interesse, das es bietet, ist beinahe ausschließlich literarhistorisch. Mit derartigen antiquarischen Unternehmungen ist weder dem Dichter noch dem Theater gedient und Laubes einseitiger, beinahe fanatischer Kampf gegen das Shakespearesche Lustspiel erhält angesichts der Versuche, ein Stück wie Verlorne Liebesmüh' für die moderne Bühne erobern zu wollen, beinahe eine Art von Berechtigung. Wo dieser erfolglose Versuch bisher unternommen wurde, in Berlin, München (1889), Mannheim, legte man der Aufführung die geschickte Bühnenbearbeitung von Rudolph Genée zugrunde. Sie ordnet die Vorgänge des Stücks sehr glücklich in drei Akte und sucht den Schwulst und die unerträgliche Künstelei der euphemistischen Sprache durch eine freie Uebertragung und energische Kürzungen dem modernen Hörer so mundgerecht als möglich zu machen. In Karlsruhe schien man von dem löblichen Ehrgeiz beseelt zu sein, den literarischen Ruhm des Unternehmens dadurch zu

krönen, daß man ihm auch äußerlich eine streng literarische Gewandung verlieh und anstelle der Genéeschen Bearbeitung das Original in Baudissins Uebertragung setzte, die durch den Intendanten nur einige Kürzungen und eine szenische Umstellung nach dem Vorbilde Genées erfahren hatte. Nur schade, daß das literarische Bestreben hier so wenig am Platze war, und daß der Sache durch das strenge Festhalten an dem hier vielfach höchst ungelenken Tieckschen Texte wenig gedient war. Das unsichere und planlose dramaturgische Umhertasten der Direktion, die sich um jeden Preis mit einem literarischen Mäntelchen drapieren möchte, kann nicht schärfer beleuchtet werden als durch die beiden Shakespeare-Vorstellungen der bisherigen Spielzeit, Romeo und Julia und Verlorne Liebesmüh': dort das unerreichte Meisterwerk der veronesischen Liebestragödie, in einer veralteten Fassung, mit unverantwortlichen Kürzungen und willkürlichen Aenderungen — hier eine schwache und unbedeutende Jugendarbeit des Dichters, unverändert und beinahe wortgetreu, als ob die Rettung eines großen Werkes der Weltliteratur in Frage stehe! — Das ist die große Schildbürgerei des deutschen Theaters.

Karlsruhe. Eugen Kilian.

E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften.

E. T. A. Hoffmann war ein Genie von so wundersamer Vielseitigkeit der Begabung, von einer so erstaunlichen Fülle der Gesichte, daß das deutsche Philisterium, erschreckt durch das oft so skurrile äußere Gebaren des Mannes, der, gleich seinem „Geheimen Archivarius Lindhorst" auf Markt und Gassen als harmloser juristischer Staatsbeamter zu wandeln sich nicht scheute, obwohl er eigentlich ein großer Magier und Geisterkönig im fernen Reiche der Phantasie war — daß, sage ich, das deutsche Philisterium, das ihn in keines seiner Schubfächer plazieren konnte, nichts anderes zu tun wußte, als diesen seltsamen Mann auf grund einiger unkontrollierbarer und leichtfertiger Aeußerungen unebenbürtiger Freunde (wie Hitzig und Kunz) gebührend zu verleumden und mit ihm als „schwarzem Mann" die von illustrierten Literaturgeschichten gegängelten Unmündigen zu schrecken. Diesem lieblichen Spiel wurde erst in unseren Tagen durch wahrhaft begeisterte Freunde der Hoffmannschen Sache ein Ende zu bereiten versucht, und allmählich beginnt auch in Deutschland weiteren Kreisen eine Ahnung aufzudämmern von der Bedeutung des Mannes, den unsere westlichen Nachbarn schon längst zu den deutschen Klassikern stellen und neben Goethe und Heine als Inbegriff unserer Literatur betrachten. Eine wirklich gediegene Ausgabe der Hoffmannschen Schriften, eröffnet mit einer ausgezeichneten Biographie, haben wir erst vor wenigen Jahren von Eduard Grisebach (Verlag von M. Hesse, Leipzig) erhalten, der sich schon so manches Verkannten und Verfehmten angenommen. Aber Grisebach war leider — wie alle Hoffmannherausgeber und Hoffmannforscher mit Ausnahme von Ellinger — vollständig unmusikalisch, und hiermit war ihm für das tiefere Verständnis der Hoffmannschen Eigenart jede Möglichkeit abgeschnitten, da Hoffmanns gesamte Weltanschauung so sehr auf der Erkenntnis des wahrsten Wesens der tönenden Kunst beruht, daß alle seine künstlerischen Aeußerungen nur als einzig hieraus entstammend begriffen werden können. So hatte Grisebach denn in der ersten Gesamtausgabe die musikali-

schen Schriften in völliger Verkennung ihres Wertes und ihrer Bedeutsamkeit völlig ausgeschieden. Als ich nun in einer im Jahre 1900 in der „Frankf.-Zeitung" veröffentlichten ausführlichen Besprechung eingehend diesen Mißstand besprach und seine Abstellung forderte, entschloß sich Grisebach tatsächlich, in der kurz vor seinem Tode erschienenen zweiten Auflage unter Bezugnahme auf meine Besprechung eine größere Reihe von musikalischen Aufsätzen aufzunehmen. Diese Aufnahme geschah jedoch außerordentlich wahllos und ohne jede Sachkenntnis, sodaß einerseits Aufsätze, die heute jeglichen Interesses bar erscheinen, aufgenommen, anderseits aber solche von höchstem Wert entweder völlig ausgeschlossen oder in sinnloser Weise zerstückelt wiedergegeben wurden. Auch mit den Notenbeispielen ist Grisebach durchweg in einer so skandalös nachlässigen Weise verfahren, daß man sich erstaunt fragt, wie ein wegen seiner jedes Komma berücksichtigenden Akribie stets gerühmter Autor sich selbst bei völliger Unmusikalität nicht durch fachmännische Hülfe davor geschützt hat, seine Ausgabe vor derartigen, namentlich Beethoven betreffenden und diesem Meister gegenüber geradezu pietätlosen Verunstaltungen zu sichern. Hätte Grisebach es nur einmal der Mühe für wert erachtet, auch den T e x t der Rezensionen und Aufsätze mit Hilfe der einschlägigen Partituren revidieren zu lassen, so hätte es sich herausgestellt, daß schon in Hoffmanns Manuskript und besonders in die ersten Drucke sich mancher Irrtum eingeschlichen hatte, der an der Hand der musikalischen Werke selbst leicht zu beseitigen war. Denn das hieße doch die Pietät für Hoffmann zu weit treiben, wenn man nicht die Urtexte eines Meisters vom Range Beethovens als höchste Richter über strittige Fragen heranziehen wollte.

Eine Neuausgabe der Hoffmannschen musikalischen Schriften, die im Zusammenhang einmal alles heute noch vom Standpunkt des Künstlers und Musikfreundes bedeutsam erscheinende, das Hoffmann über die von ihm so heißgeliebte Kunst geschrieben, in korrektem Text mit revidierten, den Bedürfnissen der Gegenwart in Schreibart und Umfang angepaßten Notenspielen bietet, war also dringend notwendig, wie schon diese kurzen Bemerkungen, die Grisebachs Sündenregister noch lange nicht erschöpfen, gezeigt haben.

Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verlags von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart konnte ich nun meinen schon lange gehegten Plan einer eigenen Neuausgabe der Hoffmannschen musikalischen Schriften in der vom Freiherrn von Grotthuß herausgegebenen Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit" verwirklichen, und dieser 20 Bogen starke Quartband, der in vorzüglicher Ausstattung gebunden zu dem äußerst mäßigen Preise von 2.50 M. im Frühjahr erscheinen wird, dürfte, so hoffe ich, zum ersten mal alle Anforderungen, die man an eine Ausgabe der Hoffmannschen musikalischen Schriften stellen darf, erfüllen, wenn freilich auch aus räumlichen Gründen im letzten Augenblick vier musikalische Novellen ausgeschieden werden mußten, die ich aber noch in diesem Jahre als Ergänzungsheft in der Reclamschen Universalbibliothek publizieren werde. Das umfangreiche Material habe ich in vier Abteilungen geordnet, deren erste „Aus den musikalischen Novellen" betitelt, den nur äußerlich in Novellenform gehüllten Dialog „Der Dichter und der Komponist" sowie eine aus der Novelle „Die Automate" herausgeschälte Abhandlung über mechanische Musikinstrumente enthält. Im zweiten Teil findet man die Kreisleriana, im dritten Teil die Beethoveniana, erstmalig nach Opuszahlen geordnet, während der vierte Teil eine große Auswahl der von Hoffmann in den verschiedensten Zeitschriften publizierten Aufsätze bringt, von denen einige von mir selbst entdeckt und zum ersten mal neupubliziert sind.

München. Edgar Istel.

Bildende Kunst.

Ein Jugendwerk von Hans v. Marées.

Im letzten Novemberheft dieser Blätter ist von Walter Riezler ein Aufsatz über H. v. Marées veröffentlicht worden, der die Veranlassung gibt, ein darin nicht erwähntes Bild des Malers zu besprechen.

Es ist dies die Darstellung einer Reiterattacke, die sich im Besitze des preußischen Landrates Herrn v. Marées in Namslau befindet. Das Bild, das mir seit längerer Zeit bekannt ist, wurde im vergangenen Jahre aus seiner Verborgenheit hervorgezogen, und auf der Jahrhundertausstellung in Berlin zum erstenmal den Blicken einer größeren Anzahl von Freunden des Malers dargeboten. Da es jedoch erst ziemlich spät aufgestellt werden konnte, so mag es auch heute noch vielen selbst jener Besucher unbekannt geblieben sein, die der Kunst Marées ein mehr als allgemeines Interesse entgegenbringen. Riezler führt nun in seinem Aufsatz die seit kurzem der Berliner Nationalgalerie gehörenden „rastenden Kürassiere" als das wahrscheinlich früheste der erhaltenen Werke Marées an, während vielmehr in Wirklichkeit die Reiterattacke dafür zu gelten haben wird. Durch die deutliche Jahreszahl 1860, die sie neben dem Namenszug des Künstlers trägt, weist sie sich zunächst wenigstens als das früheste aller bekannten datierten Bilder Marées aus. Es scheint, daß sie auch Riezler unbekannt geblieben ist, und so möge man die folgenden Sätze als eine Ergänzung zu seinen Ausführungen ansehen.

Das Bild mißt 1,50 m in die Breite und 1,20 m in die Höhe, besitzt also einen unter den Frühwerken des Künstlers nicht unbeträchtlichen Umfang. Wie mir die Freundlichkeit seines gegenwärtigen Besitzers mitteilte, schenkte es der Maler im Jahre 1863 seinem Vetter, dem damaligen Kürassierleutnant v. Marées, als Hochzeitsgabe. Indessen ist das Bild nicht, wie die Wahl des Stoffes leicht annehmen lassen könnte, im Zusammenhange mit jener Hochzeit, sondern bereits einige Jahre vorher entstanden, und wir dürfen glauben, daß es seine Entstehung überhaupt keinem äußeren Anlaß, sondern allein dem inneren Drang des Künstlers verdankt. Für die Familie seines Besitzers sollte dieses Geschenk dann später noch insofern eine besondere Bedeutung erhalten, als der junge Reiteroffizier selbst im Feldzuge des Jahres 1871 bei einer Kavallerieattacke gefallen ist.

Das Bild ist im 2. Bande der Bruckmannschen Publikationen über die Jahrhundertausstellung unter Nr. 1131a abgebildet, und mag darum hier nur kurz beschrieben werden: Aus den Wolken des Pulverdampfes, die den Hintergrund verhüllen und nur ungewiß die Formen einer festen Ortschaft zu erkennen geben, stürmt von rechts her die Reiterschar über die Szene. Die Uniform charakterisiert sie als Kürassiere aus der Zeit der Friederizianischen Kriege. Eine Gruppe von Offizieren füllt den Mittelgrund; sie sind an einem Verwundeten vorbeigesprengt, dessen lediges Pferd nach rechts davonjagt. Ein etwas abseits geratener Reiter strebt, links vorn im Bilde, wieder auf die mittlere Gruppe seiner Kameraden zu; nicht weit von ihm liegt ein Er-

schossener am Boden. Von dem Feinde, der links bei der Ortschaft die Angreifenden erwartet, ist in dem Grau des Pulverdampfes nicht viel mehr zu erkennen, als ein paar unbestimmte Gestalten der vordersten Reihe.

Die Familientradition berichtet, daß der mittelste Offizier auf dem Schimmel, der im Tumult seiner Umgebung so ruhig und sicher seine Befehle auszuteilen scheint, den älteren Bruder des Künstlers vorstelle. Er nimmt einen bevorzugten Platz im Bilde ein und er ist auch der einzige darauf, dessen Gesicht man voll erblickt. Die Annahme hat also, auch bei nur oberflächlicher Aehnlichkeit der Gesichtszüge, viel für sich, und so sei sie auch hier verzeichnet. Es hat jedoch nicht mehr als ein privates Interesse, ob der Maler, der doch ein wirkliches Porträt hier garnicht schaffen wollte, einem der Reiter die Züge seines Bruders geliehen hat. Für uns ist es besonders bemerkenswert, welche Stellung die Figur in der Komposition des Bildes einnimmt. Sie ist im künstlerischen Sinne der Schwerpunkt des Bildes, und sie verleiht ihm einen starken Halt. Die ganze Bewegung und der Tumult der Szene kommt vor allem in den vier Reitern des Mittelgrundes zum Ausdruck, die die Fläche des Bildes beherrschen, und diese Gruppe wieder konzentriert sich aufs glücklichste in der einen Gestalt des mittleren Offiziers. Dieser scheint die Kraft der Bewegung des Ganzen in sich zu sammeln, und läßt sie vor dem Auge des Beschauers in einem Moment der Ruhe verweilen, die den Eindruck der Szene uns gesteigerter zu empfinden erlaubt. Die vier Reiter sind jeder gesondert dargestellt und für sich durchgebildet, und doch empfinden wir sie deutlich als untereinander verknüpft und zur Gruppe zusammengeschlossen. Eine Stellung, eine Bewegung verändert, und die klar gegliederte Gruppe droht ein verworrener Haufe zu werden oder sich in vier einzelne davonstiebende Reiter aufzulösen. Diese Sicherheit der Anordnung geht durch das ganze Bild, und wir beobachten schon hier, wie der Künstler niemals eine Einzelheit auf Kosten der anderen hervorhebt, und ihre Bedeutung und ihr Gewicht weder zu übertreiben noch zu unterdrücken, sondern voll gelten zu lassen bemüht ist. Indem er nun diese Einzelheiten mit einer außerordentlichen Feinfühligkeit sich wechselseitig bewegen, hemmen oder stützen läßt, erreicht er zugleich ihre denkbar festeste innere Verkettung. Wie er Formen und Bewegungen gegeneinander abzuwägen weiß, ist schon hier bewundernswert, und seine künstlerische Gerechtigkeit jedem Motiv der Darstellung gegenüber, und sein untrüglich lauteres Streben kündet wie ein schöner Vorklang die stolze Vornehmheit seines späteren Schaffens an.

Trotz dieses Hinweises auf die spätere Kunst Marées, soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß das Bild für den unbefangenen Beschauer, der sich mit dem Stile des Künstlers vertraut gemacht hat, zunächst etwas Befremdendes an sich hat. Es darf zugegeben werden, daß es unter Umständen nicht leicht wäre, in dem Bilde die Hand Marées zu erkennen, wenn es seine Signatur nicht tragen würde. Und das hat seinen Grund in dem strengen Naturalismus der Formen. Die lebhaft bewegten Figuren und Pferde sind nicht nur ungemein frisch und flott gezeichnet, sondern von einer Korrektheit und Unanfechtbarkeit der Formen, die wir bei den späteren Werken des Malers vergeblich suchen würden. Es ist interessant und lehrreich zu beobachten, daß der Künstler, der später in so hohem Maße unermüdlich und glühend nach Vereinfachung der Formen und nach Stilisierung gestrebt hat, auf dem Fundamente eines eindringlichen Naturalismus aufbaute, wie denn Stilisierung überhaupt nur dann überzeugend und lebendig zu wirken vermag, wenn in ihr ein lebhaftes Erfassen der realen Wirklichkeit und eine klare Naturanschauung

enthalten ist. Und so wird uns auch die Verschiedenheit etwa der Pferdedarstellungen auf den viel späteren Bildern des heiligen Georg oder Hubertus von denen auf unserer Attacke, die eine scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen beiden bildet, nicht als ein unbegreifliches Phänomen künstlerischer Entwicklung erscheinen, sondern sie wird als das Produkt eines natürlichen Vorganges vor uns dastehen. Die Attacke ist das Werk eines 24jährigen, der erst im Beginn seiner Entwicklung stand und die stärksten Wandlungen noch vor sich hatte. Und doch ist es darum nicht unsicher, tastend oder zaghaft zu nennen. Wir spüren in ihm das feste Zugreifen unbesorgter Jugend, deren Kräfte durch keine Zweifel gehemmt werden; und so sehen wir den Maler gerade hier im Besitz von Dingen, die er später so heiß erstrebte: die reine Sachlichkeit und die Glaubwürdigkeit der Darstellung. Von der Farbe läßt sich mit Worten nur schwer eine annähernd richtige Vorstellung geben, und es ist mißlich über sie anders als vor dem Werke selbst zu reden. Nur das sei gesagt, daß sie leichter und anspruchsloser ist, als die der späteren Bilder, und wohl auch weniger tief. An Reichtum und Wärme muß sie hinter den „rastenden Kürassieren" fraglos zurückstehen.

Außer der Reiterattacke ist uns an fertigen Kompositionen aus dieser frühesten Periode Marées anscheinend nichts mehr erhalten. Fiedler berichtet uns von einem verschollenen Werk dieser Zeit, das den Tod Schills darstellte und das dem Künstler in Düsseldorf einen Mißerfolg eingetragen haben soll. Wir sind nicht imstande, hieraus besondere Schlüsse zu ziehen. Der Gegenstand paßt zu dem unseres Bildes, der ja auch einer historischen Zeit entnommen ist, und zeigt den Maler als ein Kind seiner Zeit. Beide Bilder suchen ein Moment hohen dramatischen Lebens zu gestalten, wie es die Historienmaler jener Zeit liebten.

Es sind aber nun noch eine Reihe von Studien bekannt geworden, die vor kurzem im Münchner Privatbesitz aufgetaucht sind, und die ohne Zweifel der Attacke sehr nahe stehen. Fiedler erzählt in seiner Schrift, daß die Studien Marées aus jener Zeit, auf die der Künstler selbst nicht allzuviel hielt, und die er leichten Herzens weggab, von den Freunden und Kameraden des Künstlers damals sehr hochgeschätzt und häufig aufbewahrt worden seien. Es steht darum zu hoffen, daß sich mit der Zeit vielleicht noch mehr von ihnen in Münchner Ateliers finden wird, und daß wir von daher noch wertvolle Aufschlüsse über seine Entwicklungsjahre zu erwarten haben. Manche der genannten Studien stellen nun Pferde, angaloppierende oder ruhig stehende, vielleicht wohl auch einen einzelnen, aus einer größeren Studie herausgeschnittenen Pferdekopf dar, und sie setzen nicht minder durch den ungemeinen Fleiß als durch das Verständnis des Malers für die Formen und Bewegungen des Tieres in Erstaunen. Sie verraten ebenso wie die Attacke einen Naturalismus, der ganz der Art entspricht, mit der die norddeutschen Künstler der vorhergehenden Generation vorgingen, und damit stehen wir vor der Tatsache, daß Marées am Anfang seiner Laufbahn durchaus auf norddeutschem Boden fußte. Die Stücke sind samt und sonders so gut wie sicher in München entstanden, aber sie gehören der ersten Zeit seines dortigen Aufenthaltes an und lassen ihren Entstehungsort durch nichts erkennen. Sie hängen wie die Attacke eng mit der Tradition der alten Berliner Malerei zusammen; wir glauben in ihnen etwas von Marées erstem Lehrer Steffeck zu bemerken; Steffeck aber war, wie man weiß, ein Schüler von Franz Krüger, dem wiederum Menzel soviel zu verdanken hatte. Schon die tiefe Waldlandschaft mit Pferden vom Jahre 1861 und die sicher nicht früher entstandenen „rastenden Kürassiere" zeigen ihn

in München heimisch, und die Gesamterscheinung seiner Kunst hinterläßt dann schließlich überhaupt, vielleicht vermöge ihrer eigentümlichen Wärme, den Eindruck von süddeutscher Kunst.

In einem Briefe des Künstlers aus Rom, den Fiedler mitteilt, stehen die Worte: „Wollen und nicht wissen was: da haben Sie das Geständnis, welches sich denn nun doch meiner geängsteten Seele abringt. . . . Ach, ich kann nicht verhehlen, daß oft mich die tiefste Traurigkeit befällt, denke ich daran zurück, wie frisch, kühn und offen ich meine Laufbahn begann." Unwillkürlich denkt man beim Lesen dieser Worte an die Reiterattacke, die uns von dem Schaffen seiner unbekümmerten und unzwiespältigen Jugend nähere Kunde zu geben vermag.

München. Heinz Braune.

Das Breviarium Grimani.

Vollständige Faksimile-Reproduktion. (300 farbige, 1268 getönte Tafeln in Photogravüre.) 12 Bände. Leipzig. C. W. Hiersemann.

In der Markusbibliothek zu Venedig ist ein Saal mit Deckengemälden Paolo Veroneses. Dort werden die Handschriften aufbewahrt. Köstliche und seltene darunter; aber als die kostbarste Perle unter ihnen galt stets das Breviarium Grimani. Selten nur, bei feierlichen Anlässen nahm man es heraus aus seinem pultartigen Schrein. Ueber ein Tischchen ward eine purpurne Samtdecke gebreitet. Darauf bettete man das Buch. Kaum wagte man es, die überaus feinen Pergamentblätter umzuschlagen. 500 Jahre waren über sie hingegangen und dieses hohe Lied aus dem Leben des Menschen, das da auf Goldgrund oder zartem Azur hingehaucht war, es mußte ja unter jeder Berührung leiden!

Und 1580 solche Seiten umfaßte das Werk! Wie sollte man dazu gelangen, ungestört diesen Schatz voll auszuschöpfen.

Aber da kam vor wenigen Jahren der große Brand der Nationalbibliothek zu Turin. Und man besann sich darauf, wie viel man verabsäumt, wenn man unsere hochentwickelte Reproduktionstechnik nicht dazu benützt, derlei unschätzbares Gut zu vervielfältigen.

Und nun liegt der wundervolle Schatz aus der Markusbibliothek zu Venedig vor unseren profanen Blicken ausgebreitet da. Wir können ihn auf unseren großen Bibliotheken in Ruhe ausschöpfen. Aber wenn ich die Mittel hätte, dann würde ich mir die ganzen 12 Bände kaufen. Und täglich würde ich mir eine Seite daraus aufstellen und es in Einsamkeit, oder mit meinen Kindern, oder mit meinen Freunden in heiliger Andacht betrachten. Es ist so viel darin zu betrachten, daß kaum ein Tag ausreicht.

Das Breviarium Grimani ist eines von den seltenen Andachtsbüchern des Mittelalters, das nicht nur religiöse Motive zum Gegenstand hat, ja es schöpft zum größten Teil aus dem vollen, frischen Leben. Für den Kulturhistoriker bietet es dadurch eine Fülle wertvollen Materials, Beiträge zur

Kenntnis der Sitten und Gebräuche des 16. Jahrhunderts. Der Museumsdirektor, der Antiquar mögen manches auf den Bildern entdecken, was ihnen bei ihren sammlerischen Bestrebungen nützlich sein dürfte! — Und die Künstler! Ja, was werden erst unsere Künstler dazu sagen! Ich glaube, mancher wird den Eindruck dessen, was er hier empfangen hat, nie verwinden; mancher wird vielleicht tief ergriffen seinen Pinsel aus der Hand legen, aber alle, alle werden sie in helles Entzücken geraten. Auch die „Modernsten" unter ihnen. Vielleicht sogar die am meisten. Oft ist es nicht der Inhalt, nicht die Zeichnung, sondern die Farbe allein, die uns tief überrascht. Da ist ein „Jüngster Tag" in Komposition und Zeichnung nicht mustergültig. Aber in einem zarten Dunst von goldnem Licht und blaugrauen Wolken schweben zarte Engelgestalten mit nackten Menschenleibern empor zur Sonne — das ist gemalt wie weiche, getragene Orgeltöne in einer stillen Kirche.

Und dann ein anderes Bild: Im samtenen Himmelbett von tiefstem blau liegt totenblaß ein Sterbender. Zu seinen Häupten stehen zwei Geistliche, davon der eine, von Kerzenlicht umflammt, ein Kruzifix in die Höhe reckt. Herein durch die halbgeöffnete Tür drängt sich neugierig und Gebete murmelnd das Hausgesinde. Aber zu Füßen des Toten knien zwei geistliche Brüder und vollführen die heilige Oelung. Und im Nebengemach, am grün ausgeschlagenen Tisch stehen die „lachenden Erben". Geld wird hingezählt, der Notar schreibt eifrig.

Droben aber am ewigen Himmel, über all diesem Menschenelend, jagen eilige Wolkenzüge. Wenn man sie scharf betrachtet, erkennt man in ihren seltsamen Gebilden, grausige Gestalten, ein wildes Heer aus Satans Gefolge, das höhnend und hoffend nach der Seele drunten Ausschau hält. Aber über ihre dunklen Schatten hinweg dringen siegreich die Strahlen der Sonne, und längst ward ein Engel ausgeschickt, ihnen die Beute streitig zu machen. — Eine schmale Leiste unter dem Bilde ergänzt noch, was wir vielleicht zu erfahren wünschen: Wir ersehen aus ihr, daß der Sterbende einst ein fröhlicher junger Held war. Auf grünem Plan ward er von Gegnern niedergestochen. Da kam der Tod herangeschlichen. Wütend kläffend sucht der Hund den Knochenmann am Hemd zurück zu zerren — aber schon netzt das Blut seines Herrn den Rasen.

„Schön sind die Blumen,
Schöner sind die Menschen,
Die in frischer Jugend sein;
Sie müssen sterben,
Müssen verderben,
Doch Jesus lebt in Ewigkeit."

Vielleicht hat der Künstler, der das Blatt malte, auch schon dies schöne alte Lied gekannt. Viele solche alte Lieder erzählt das Breviarium Grimani.

München. Annette Simon von Eckardt.

Architekturkonkurrenzen.

Vor Jahrzehnten war es Gebrauch, Konkurrenzen auszuschreiben, um aus einer größeren Anzahl von Projekten das Beste auswählen zu können. In den meisten Fällen wurde der erste Preisträger mit der Ausführung betraut. Heutzutage werden Konkurrenzen ausgeschrieben, um auf billige Weise zu guten Lösungen zu kommen, also um zu sparen.

Man verlangt Vergütung für die Konkurrenzunterlagen oft bis zu 10 Mk., das ist schon eine unglaubliche Forderung, zahlt geringe Preise, die selten in einem Verhältnis zu den deutschen Normen stehen und macht dann gewöhnlich was einem beliebt mit den preisgekrönten Arbeiten. Das hiebei niedergelegte geistige Eigentum ist vollständig ungeschützt.

Es ist eine auf der Tagesordnung stehende Tatsache, daß meistens ein Techniker aus zwei oder drei vorliegenden Entwürfen einen neuen ausarbeitet, der dann zur Ausführung gelangt. In welcher Weise aber die besten Ideen zugrunde gehen, dafür genügen als Beispiel die vielen aus solchen Konkurrenzen erstandenen Bauten. Gewöhnlich ist sich jedoch die preisausschreibende Seite selbst nicht recht klar darüber, was geschehen soll. Schon die pekuniäre Frage bringt Schwierigkeiten. Die eigene Unsicherheit und dann das geringe Zutrauen, das dem Architekten entgegengebracht wird, erschwert das künstlerische und praktische Arbeiten. Hieraus resultiert bei Architekturkonkurrenzen folgendes: Es kommt z. B. sehr oft vor, daß nach erledigter Konkurrenz für den betreffenden Bau plötzlich ganz andere Bedingungen gestellt werden, daß mehr oder weniger Geld hiefür aufgetrieben werden kann, als im Ausschreiben genannt war. Dadurch wird aber die Aufgabe vollständig neu. Die preisgekrönten Architekten werden aufgefordert, dementsprechend ihre Pläne umzuarbeiten, d. h. neue Projekte vorzulegen. Diese Arbeiten aber, die oft viele Wochen in Anspruch nehmen, müssen, da die preisgekrönten Architekten einander gegenübergestellt werden, alle umsonst gemacht werden. Es gibt Fälle, wo zwei bis dreimal von verschiedenen Herren neue Projekte kostenlos ausgearbeitet werden mußten, und das Endresultat war doch negativ.

Weitere Fehler bei dem heutigen Konkurrenzausschreiben sind die, daß hiefür ein allzu weiter Kreis aufgefordert wird. Kleinere Konkurrenzen bis zu 500 000 Mk. z. B. sollten auf gegebene Länder, auf gegebene Provinzen beschränkt werden. Ganz abgesehen, daß das, was man unter Bodenwüchsigkeit versteht, viel eher von einem Baukünstler erreicht wird, der in der gegebenen Gegend zuhause ist, abgesehen davon, daß eine beträchtliche Arbeit

für die Preisrichter in Wegfall kommt, treten für die Ausführung und Ausarbeitung des Baues selbst, wenn der Architekt in der gegebenen Gegend zuhause ist, wohl weniger Schwierigkeiten auf. Große Konkurrenzen verlangen natürlich einen weiten Kreis.

Zwei Arten von Konkurrenzen sollten heutzutage auch deutlich unterschieden werden; leider fallen diese beide meistens in eins zusammen und führen dann zur ungerechten Ausnützung der Architekten.

I. Ideenkonkurrenzen,

II. Skizzenkonkurrenzen.

Erstere sollten ausgeschrieben werden, wenn für ein bestimmtes Gebäude, das errichtet werden soll, z. B. ein Theater, noch gar kein Programm festgelegt worden ist.

Skizzenkonkurrenzen dann, wenn durch die Ideenkonkurrenz, oder durch entsprechende Vorarbeiten eines Fachmanns das genaue Programm bestimmt ist und auf Grund dessen der eigentliche Bau durchgearbeitet werden kann. Werden diese zwei Arten von Konkurrenzen nicht unterschieden, nicht getrennt, so entstehen hieraus eben neue Konkurrenzen, von denen oben die Sprache war. Sie führen zur Ausnutzung der Architektenschaft, sie führen dahin, daß vor dem geistigen Eigentum absolut kein Respekt mehr gewahrt wird, sie führen dahin, daß ungeheuere pekuniäre Opfer vom Architekten verlangt werden, die eben nicht jeder fähig ist zu leisten. Besonders heutzutage ist es oft sehr schwer, mit einer guten Arbeit durchzudringen, wo grade die Masse alles erdrückt. Sind in letzter Zeit mehr als einmal bei Konkurrenzen doch an 600 Entwürfe eingelaufen. Wie steht da das Honorar, das drei oder vier Architekten erhalten, im Verhältnis zu den Unkosten, zu dem Herzblut, das jeder zu seiner Arbeit hergibt?

Neben all der Aengstlichkeit, neben all den Sparinteressen wollen die meisten aber doch stets ein über die gegebenen Mittel hinausreichendes Gebäude.

Ein Beispiel: In einer Landgemeinde sollte eine neue Kirche erbaut werden. Als der seinerzeit preisgekrönte Architekt bei der Ausarbeitung des Kontraktes auf die Honorarfrage zu sprechen kam, wollten die Herren des Kirchenbauvereins statt den in dem Fall nach der Norm zutreffenden 6% nur 3,2% leisten. Als der betreffende Architekt sich dagegen zu wehren suchte, entgegnete ihm der Kirchenbauverein: „Ja, damit wollen wir unsere Altäre kaufen." So geht man in der Allgemeinheit mit dem Architekten um. In allen diesen Fragen muß eine Besserung eintreten. Freilich wird sie nicht so geschwind Boden gewinnen können, solange sich die eigenen Kollegen als Preisrichter hergeben in Konkurrenzen, die in keiner Weise dem entsprechen, was als allgemeine Norm aufgestellt, also auch gelten dürfte. Aus der bezüglichen Literatur wäre z. B. folgender Fall hier zu erwähnen: Die Stadt Meiningen schreibt eine Konkurrenz für ein Schulhaus aus. Das Schulhaus enthält ungefähr 40 Schulsäle, neben sonstigen nötigen Schulräumen eine Turn-

halle von 400 qm. Ein derartiges Schulhaus dürfte ungefähr 500000 Mk. kosten. Würde ein Architekt den Auftrag erhalten, einen Entwurf hiefür auszuarbeiten ohne Zusicherung der Bauausführung, so müßte er rund 4000 Mk. erhalten. Die Konkurrenz ist für alle in Deutschland lebende Architekten ausgeschrieben. Es werden wohl rund 300 Entwürfe einlaufen, wenn sich nicht der eine oder andere doch durch die Bedingungen abschrecken läßt.

Es kommen 3 Preise zur Verteilung:

1. Preis	1500
2. Preis	1000
3. Preis	500
	3000 Mark.

Unter den Bedingungen steht folgender Passus: Die „angekauften und mit einem Preise ausgezeichneten Entwürfe gehen in das uneingeschränkte Eigentum der Stadtgemeinde über. Diese ist berechtigt, dieselben ganz oder teilweise für die Ausführung zu benutzen. Ferner bleibt es ihr vorbehalten, den mit einem Preise Ausgezeichneten die Ausarbeitung der Pläne usw. nach den allgemeinen Vergütungssätzen zu übertragen."

Und hiefür geben sich
Bauräte
Landgerichtsräte und
Oberbürgermeister
her, in derartigen Konkurrenzen als Preisrichter zu funktionieren, wo nur auf eine Ausbeutung des Architekten hingearbeitet wird.

Ja, man soll eben an keiner Konkurrenz mehr sich beteiligen, ist die Antwort, die man meistens erhält. Nein, man muß das Uebel da beseitigen, wo es wuchert. Konkurrenzen braucht man. Wer nicht das Glück hat, einer Clique anzugehören, wer nicht die Freude eines großen Bekanntenkreises hat, der braucht Konkurrenzen. Einer großen Anzahl auch jüngerer Kräfte wird hiedurch der Weg in die Oeffentlichkeit eröffnet. Und manches Talent, das sonst brach daniederliegt, würde sich allein schon durch das Konkurrenzwesen, wenn es richtig gehandhabt würde, entfalten können. Ich komme zum Schluß, indem ich alle die wichtigen Faktoren noch einmal vorführe, die zu einer Besserung im Konkurrenzwesen führen dürften.

1. Kleine Konkurrenzen sind auf gegebene Landschaften zu beschränken, z. B. sind für eine Kirche in Bayern nur in Bayern lebende Architekten aufzufordern.

2. Große Konkurrenzen sind der Allgemeinheit zu eröffnen.

3. Eine Konkurrenz hat gar keinen Zweck, wenn schon vorher bestimmt ist, wer die Ausführung erhält — wie wir das in letzter Zeit bei mehreren Konkurrenzen erleben mußten. Die aufgestellten Preise sind dann hinausgeschleudertes Geld, fast ebenso hinausgeschleudert, wie die viele Zeit, Mühe und Arbeit der Bewerber, die sich nie an solchen Konkurrenzen beteiligt hätten, wenn sie den wahren Sachverhalt geahnt hätten.

4. Ueber jede Arbeit, nicht nur über die preisgekrönte, ist ein Protokoll abzufassen und dem Verfasser auf Wunsch zuzusenden. Das Preisrichteramt ist ein ernstes, nicht nur ehrenvolles. Vielleicht würde hiedurch erzielt werden, daß mancher Willkürlichkeit, mancher Oberflächigkeit aus dem Wege gegangen würde. Anderseits sind die Preisrichter hiedurch gegen grundlose oder böswillige Angriffe gesichert.

5. Wie auch der Verlauf einer Konkurrenz sei, die Preisrichter haben darüber zu wachen, daß keine Uebervorteilung gegenseitig zwischen Architekt und Auftraggeber entsteht. Diese Arbeit ist wirklich gering gegenüber dem Bittern, das man oft hinterher schlucken muß, wenn man nach erledigter Konkurrenz als Preisträger mit künstlerisch vollständig urteilslosen Menschen zu tun hat, die dann den Ausschlag zu geben haben. Wer sich in Zukunft an einer Konkurrenz beteiligt, wird sich williger dem Urteil des ursprünglichen Preisrichterkollegiums fügen, als dem Urteil von Laien, bei denen so und so oft nur Vetterles- und Basenfragen den Ausschlag geben.

6. Die Aufgabe, die allererste eines jeden Preisrichters, muß sein, vor dem Preisausschreiben die Bedingungen zu prüfen, und wenn diese gegen die deutsche Norm verstoßen, sie entweder richtigstellen zu lassen oder aber als ehrlicher Mensch von dem Preisrichteramt zurückzutreten.

München. Otho Orlando Kurz,
Architekt.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Die Begründung der Abstammungslehre.[1]

Von Gustav Wolff in Basel.

Hochgeehrte Anwesende!

Wie kommt dieser Irrenarzt dazu, über die Abstammungslehre zu sprechen? Mit solch vernichtendem Argument bin ich schon widerlegt worden, als ich mir erlaubt hatte, Anschauungen über deszendenztheoretische Fragen zu veröffentlichen. Die Wissenschaft huldigt manchmal etwas allzu ergeben dem Prinzip der Arbeitsteilung. Ein Versuch, über den Zaun des Spezialgebietes zu klettern, wird nicht immer mit Wohlwollen vermerkt. Auch die Wissenschaft hat ihre Grenzwächter, die ihr Amt mit Treue versehen.

Aber hat denn die Abstammungslehre wirklich so gar keine Beziehungen zur Psychiatrie?

Worin liegt denn das ungeheure Interesse begründet, welches der Abstammungslehre von allen Seiten entgegengebracht wird? Ist es nur die allgemeine Sehnsucht nach einer Antwort auf die Frage, ob der Bandwurm der Vetter des Regenwurms, ob die Heuschrecke die Tante der Reblaus ist? Das, was die Abstammungslehre zu einem Gegenstand der höchsten Teilnahme aller Gebildeten gemacht hat, sind gewiß nicht die Enthüllungen über Verwandtschaftsverhältnisse von Tieren und Pflanzen, nicht die gelieferten Stammbäume und „Ahnengalerien", sondern es ist die Antwort, die sie zu geben versucht auf die Frage nach dem Ursprung des Menschen, nach unserer eigenen Herkunft, und zwar nicht nach der Herkunft unserer Nase oder unseres Blinddarms, sondern nach der Herkunft unseres Geistes, unserer Seele, unseres eigentlichen Wesens. Und um diese Lehre, welche die Frage nach der Herkunft des menschlichen Geistes zu beantworten sucht, sollte sich derjenige nicht kümmern dürfen, dessen Arbeitsgebiet die Erkrankungen des menschlichen Geistes bilden?

Die Abstammungslehre nimmt bekanntlich an, daß die Arten der Lebewesen, die in bunter Mannigfaltigkeit unserem Blicke sich darbieten, das Produkt eines Entwicklungsvorganges sind, daß die einen Formen aus den andern, im allgemeinen die höheren aus den niederen, durch einen Umwandlungsprozeß hervorgegangen sind, und daß vielleicht das ganze Organismenreich auf einen einheitlichen Ursprung zurückzuführen ist. Diese Lehre ist eine durchaus moderne — nicht in dem Sinne, daß sie in der neueren Zeit zum erstenmal ausgesprochen wurde, sondern in dem Sinn, daß sie erst in der Neuzeit zu fast allgemeiner Anerkennung gelangt ist, und daß sie dem modernen Denken ihr Gepräge aufgedrückt hat, dergestalt, daß nicht nur die biologischen Wissenschaften die Abstammungslehre als ihr Fundament betrachten, sondern auch fast alle anderen Disziplinen sich mit ihr auseinanderzusetzen, womöglich auf sie sich zu stützen für notwendig finden.

Was hat frühere Zeiten abgehalten, dem uralten Gedanken der Ab-

[1] Vortrag, gehalten am 26. Februar d. J. in der Aula des Museums in Basel.

stammungslehre ihre Anerkennung zu versagen? Darüber hat sich Kant einmal ausgesprochen.[1]) Er weist hin auf „die Uebereinstimmung so vieler Tiergattungen in einem gewissen gemeinsamen Schema, das nicht allein in ihrem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Teile zum Grunde zu liegen scheint, wo bewunderungswürdige Einfalt durch Verkürzung einer und Verlängerung anderer, durch Einwicklung dieser und Auswicklung jener Teile eine so große Mannigfaltigkeit von Spezies hat hervorbringen können", und fügt hinzu: „Diese Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinsamen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter, durch die stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur andern." Aber Kant sagt weiter: „Eine Hypothese von solcher Art kann man ein gewagtes Abenteuer der Vernunft nennen; und es mögen wenige, selbst von den scharfsinnigsten Naturforschern sein, denen es nicht bisweilen durch den Kopf gegangen wäre. Denn ungereimt ist es eben nicht . . . . Allein die Erfahrung zeigt davon kein Beispiel."

Der Mangel an Erfahrung über das Entstehen einer Art aus einer anderen ist es also nach Kant gewesen, der die Forscher früherer Zeiten abhielt, der Abstammungslehre eine wissenschaftliche Begründung zuzuerkennen.

Wie ist es nun gekommen, daß diese früher abgelehnte Theorie siebzig Jahre nachdem Kant das Mitgeteilte geschrieben, sozusagen über Nacht alle Geister erobert hat? Sie wissen, daß dies Darwins Werk gewesen ist. Ihm ist es gelungen, durch die von ihm erdachte Selektionstheorie die wissenschaftliche Welt für die Abstammungslehre zu gewinnen, ihr so festen Boden zu sichern, daß sie stehen blieb, selbst als ihre Stütze wieder fiel. Denn auch heute, wo die Wissenschaft im Begriffe steht, Darwins Schöpfung, die Zuchtwahllehre, wieder aufzugeben, wird es als das bleibende Verdienst Darwins bezeichnet, der Abstammungslehre durch seine, wenn auch falsche Lehre zur allgemeinen Anerkennung verholfen, die Abstammungslehre also bei der Masse durchgebracht zu haben.

Sie kennen alle den Gedanken oder besser die Gedankenlosigkeit der Selektionstheorie, welche das Entstehen mit dem Erhaltenbleiben verwechselt, welche uns zeigt, daß eine schlechtfliegende Taube leichter vom Habicht gefressen wird, als eine gutfliegende, und welche der Welt suggeriert hat, mit der glücklichen Aufdeckung dieser Tatsache sei die Entstehung schnellfliegender Tauben erklärt. Diese Begründung der Abstammungslehre hat zwar in unserem „empirischen Zeitalter" die Welt beherrscht, sie hat aber gewiß nicht die von Kant empfundene Lücke ausgefüllt. Sie war keine empirische Begründung, sie konnte nicht an der Hand der Erfahrung zeigen, wie Arten in andere sich umwandeln. Wohl war sie ausgegangen von einer Erfahrungstatsache, den Ergebnissen der künstlichen Züchtung von Pflanzen und Tieren. Aber aus diesen Tatsachen konnte sie ja niemals eine empirische Begründung der Entwicklungslehre ableiten. Denn die Tatsachen der künstlichen Züchtung waren viel eher als empirischer Beweis für die Beständigkeit der Arten zu deuten, weil durch sie nur innerhalb ganz bestimmter und nicht überschreitbarer Grenzen eine Formveränderung hervorgerufen werden kann. Gerade die Tatsache, daß wir in manchen Fällen durch künstliche Zuchtwahl verhältnismäßig beträchtliche Veränderungen schon innerhalb weniger Generationen erzeugen können, ist eine empirische Grundlage nicht *für* sondern *gegen* die Dar-

[1]) Kritik der Urteilskraft. 2. Auflage p. 368.

winsche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, denn die jedesmal sich offenbarende Begrenztheit der Wirkungssphäre der künstlichen Zuchtwahl spricht gegen eine der ersten Voraussetzungen der Selektionstheorie, welche ja eine Plastizität des lebenden Materials fordern muß, die in unbeschränkter Weise nach allen nur möglichen Richtungen eine stetige und unbegrenzte Veränderung der Organismen durch Selektionsprozesse ermöglicht. Gerade weil die künstliche Zuchtwahl so viel leistet, beweist sie so wenig. Es wäre für die taktische Position der Selektionstheorie viel günstiger, wenn die künstliche Zuchtwahl keine Erfolge aufzuweisen hätte, d. h. wenn die Verfechter auch hier von ihrer einzigen strategischen Methode, der Verschanzung hinter die völlige Unkontrollierbarkeit ihrer Voraussetzungen, Gebrauch machen könnten. Keinesfalls aber konnten die Tatsachen der künstlichen Zuchtwahl dazu dienen, die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl empirisch zu begründen, sondern sie konnten nur die Idee der natürlichen Zuchtwahl und deren Erläuterung ermöglichen.

Noch nie war eine Theorie so völlig frei von aller aus Erfahrung geschöpften Begründung. Alle Voraussetzungen der Theorie werden als selbstverständlich vorgetragen und entbehren so sehr einer empirischen Grundlage, daß selbst die erste Voraussetzung der Theorie, das Ueberleben des Passendsten im Kampf ums Dasein, eine Annahme ist, die sich auf keine Beobachtung stützen kann, und gegen deren Berechtigung gerade alles spricht, was die Erfahrung festzustellen vermag. Wohl können wir auf Schritt und Tritt in der Natur Selektionsprozesse beobachten. Wir können beständig die längst bekannte Tatsache bestätigt finden, daß von den erzeugten Individuen einer Art nur eine beschränkte Anzahl sich erhalten kann, daß also wirklich fortwährend Selektionsprozesse stattfinden müssen. Aber können wir eine Auslese des Besseren beobachten?

In einigen Tagen werden die schmelzenden Liebeslieder der Frösche uns ins Freie locken, und ihren mächtigen Willen zum Leben werden wir zum Ausdruck kommen sehen in Gestalt massenhafter schwarzpunktierter Gallertklumpen, welche den Wasserspiegel unserer Tümpel zieren. Jeder dieser schwarzen Punkte will ein Frosch werden, alle können es, alle können es sicher gleich gut. Aber nur eine ganz verschwindende Anzahl, eine kleine Auslese, erreicht diesen Gipfel des Daseins. Der Tümpel trocknet aus, sein Spiegel sinkt, und diejenigen Gallertklumpen, die zufällig an seichteren Stellen schwimmen, geraten aufs Trockene. In jedem Frühling können wir eine große Menge ausgetrockneter Froschlaichklumpen beobachten. Waren diese Eier minderwertig? Würden weniger gut organisierte Fröschlein aus ihnen hervorgegangen sein, als aus jenen, die ein Zufall ins Nasse gerettet hat? Zu einer solchen Annahme berechtigt uns gewiß keine Erfahrungstatsache.

Und so steht es mit allen Selektionsprozessen, die wir wirklich beobachten können. So weit wir sehen — einige wenige Ausnahmen abgerechnet — gibt nicht die Zufälligkeit der Ausrüstung, der individuellen Eigenschaften, sondern die Zufälligkeit der Lage, nicht der Vorteil der Organisation, sondern der Situation den Ausschlag, gerade wie bei einem Eisenbahnunglück nicht diejenigen am besten davon kommen, die zufällig die festesten Knochen haben, sondern diejenigen, die zufällig die günstigsten Plätze einnehmen.

Aber dieser schwere Defekt der Darwinschen Theorie, die völlige Unkontrollierbarkeit ihrer Voraussetzungen, er war es nicht, der dem Darwinismus den Hals gebrochen hat. Ueber diese kleine Blöße wäre die Wissenschaft hinweggekommen, ja man hätte gerne aus der Not eine Tugend gemacht, und

gerade in diesem Punkte die Stärke der Selektionstheorie erkannt. War doch der Grundsatz: was man nicht kontrollieren kann, das kann man auch nicht widerlegen, von jeher der wissenschaftliche Boden der Zuchtwahlmänner gewesen, die immer ihre Behauptungen am liebsten mit dem begründeten, was man nicht wissen kann. Von diesem Standpunkte aus enthielten ja die meisten Voraussetzungen des Darwinismus eine sieghafte Beweiskraft: sie waren nicht zu widerlegen, weil sie nicht zu prüfen waren.

Was aber geprüft werden konnte, war die Frage, ob die Eigenschaften, welche wir an den Organismen empirisch beobachten, überhaupt entstanden gedacht werden können nach Darwinschen Prinzipien. Die Theorie hatte ja nicht nur zu zeigen, daß Arten aus einander entstehen können, sondern sie hatte auch eine Erklärung zu geben für die ganz bestimmten Eigenschaften oder vielmehr für die ganz bestimmte Eigenschaft, durch welche die Organismen charakterisiert sind. Diese Eigenschaft ist die Zweckmäßigkeit, welche sich im Bau und den Verrichtungen der Lebewesen offenbart, und welche das organische Reich in einen für uns bis jetzt unüberbrückbaren Gegensatz stellt zur unbelebten Natur. Diese Zweckmäßigkeit der Organismen, das größte Rätsel, welches die Natur uns aufgegeben hat, war von jeher der Lindwurm der Biologie, durch dessen Erlegung ein Ritter nach dem andern die Welt von dem „Alp der Teleologie" zu befreien strebte. Immer wenn es wieder einmal längere Zeit vergeblich versucht worden war, den Lindwurm totzuschlagen, verlegte man sich darauf, ihn totzusagen. Man verkündigte, die organische Zweckmäßigkeit existiere gar nicht, was auf zwei verschiedene Arten bewiesen werden kann. Entweder man zeigt z. B. einen schief geheilten Knochenbruch und sagt mitleidig lächelnd: „Ach Gott, wie unzweckmäßig!" — oder man wird noch gelehrter und sagt: „Die Zweckmäßigkeit müssen wir nur infolge unseres eigenartigen Erkenntnisvermögens in die Natur hineinlegen" —, wobei man natürlich vergessen muß, daß unser nämliches Erkenntnisvermögen die unbelebte Natur anschaut, ohne eine Nötigung zu teleologischer Auffassung zu empfinden.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Materialismus wieder einmal kräftige Blüten getrieben hatte, da wurde auch das Ableben dieser unangenehmen Zweckmäßigkeit feierlich verkündigt. Aber die Auguren hatten doch Mühe, ernst zu bleiben, wenn sie einander ansahen, und man lechzte förmlich nach einer besseren Hinrichtungsmethode. Da trat Darwin auf und zeigte, daß die Zweckmäßigkeit nur die notwendige Folge von Ueberproduktion, Variierung, Kampf ums Dasein, Uebrigbleiben des Passenden und Vererbung sei. Das war es, was die Zeit verlangte, und mit stürmischer Begeisterung wurde die neue Lehre aufgenommen, im Siegesrausche um den Erdball getragen, fast ein halbes Jahrhundert als unantastbares Heiligtum gehütet, um dann, nach eingetretener Ernüchterung, in aller Stille begraben zu werden. Allmählich wurde es klar, daß diese Theorie das Zweckmäßigkeitsproblem nicht gelöst hatte, schon deshalb nicht, weil sie ja Organismen voraussetzt, also Wesen, welche schon die Eigenschaft der Zweckmäßigkeit haben mußten, weil sie also gerade das, was sie erklären will, voraussetzt, und weil es leicht zu beweisen ist, worauf ich im Rahmen meines Vortrages nicht eingehen kann, daß, wenn die Organismen wirklich auf dem Wege einer Entwicklung entstanden sind, die Umwandlung nicht hervorgerufen worden sein kann durch gehäufte zufällige Variierungen, wie Darwin annimmt, sondern nur durch bestimmt gerichtete, ein Ziel verfolgende, mit einem Wort zweckmäßige Veränderungen.

Der Darwinismus, welcher die Mission erfüllt hatte, einerseits die Teleologie von der Tagesordnung abzusetzen, andererseits die Entwicklungslehre auf den Schild zu heben, ist so gut wie gefallen, aber seine Werke sind unbesehen stehen geblieben. Man läßt die Selektionstheorie fallen und denkt nicht daran, daß dann auch dasjenige fallen müßte, was durch sie gestützt worden war. Man gibt den Darwinismus auf, nicht aber die Abstammungslehre, die er allein durchgebracht hat. Man sieht den Irrtum ein, lebt aber weiter von seinen Wirkungen. Denn jedermann weiß, und wer es nicht wissen sollte der kann es in jedem Lehrbuch der Zoologie, der Botanik, der Paläontologie, der Psychologie und noch in tausend andern Büchern und Broschüren lesen, daß das Hauptverdienst des Darwinismus darin bestand, der vorher von manchen geahnten und geglaubten Abstammungslehre ein wissenschaftliches Fundament gegeben zu haben. Fällt dieses Fundament nun weg, so muß derjenige, der es aus wohlerwogenen Gründen fallen läßt, der unausweichlichen Tatsache ins Auge blicken, daß die Abstammungslehre jetzt ohne dieses wichtigste Fundament dasteht. Und die erste Frage nach der dem Darwinismus gegebenen Absage ist nicht die: welcher Faktor hat nun die Veränderungen der Arten bewirkt? sondern diese: kann die Abstammungslehre auch ohne die Selektionstheorie bestehen? Diese Frage wird aber fast nirgends gestellt, ihre Bejahung wird für selbstverständlich gehalten. Das heißt, die Abstammungslehre wird nicht kritisch, sondern dogmatisch festgehalten, und der Darwinismus wird ebenso kritiklos abgelehnt, wie er früher angenommen worden war.

Unter dem Banne des Dogmas stehen noch viele von denen, die sich äußerlich von demselben befreit haben. Der dogmatische Charakter der Lehre zeigt sich besonders auch darin, daß noch immer mit Vorliebe die Person Darwins in den Vordergrund geschoben und die Angriffe auf seine Lehre als Pietätlosigkeit bezeichnet werden. Und die Mehrzahl derer, welche heute die Zuchtwahllehre verwerfen, erklären dieselbe dennoch für eine der größten Leistungen und rühmen es als Darwins unvergängliches Verdienst, daß sein „genialer Irrtum" den Sieg der Abstammungslehre entschieden hat. Wie klein ist der Standpunkt derjenigen, welche sich eines Besitzes freuen können, der nur durch einen Irrtum ihr eigen geworden ist, und die es nach Erkennung dieses Irrtums nicht ihre erste Sorge sein lassen, entweder dieses Gut zurückzuweisen, oder es rechtmäßig zu erwerben, um es zu besitzen.

Daß Darwins „Entstehung der Arten" die Abstammungslehre auch an und für sich, unabhängig von der Selektionstheorie, begründe, ist eine weit verbreitete Meinung, die aber nur von solchen gehegt werden kann, welche die „Entstehung der Arten" nicht gelesen haben. Dieses Werk sucht nur darzulegen, daß man die Entstehung der Arten durch den Vorgang der Zuchtwahl sich vorstellen könne. Eine Begründung der Abstammungslehre, unabhängig von der Selektionstheorie, wird gar nicht beabsichtigt. Darwin sucht zwar einige Einwände, die überhaupt gegen die Deszendenztheorie erhoben worden sind, z. B. den auf die Lückenhaftigkeit des paläontologischen Materials gegründeten, zu entkräften, aber eine positive Begründung der Abstammungslehre an und für sich hat er nicht versucht.

Und derselbe Mangel an Kritik offenbart sich in der fortdauernden Ablehnung der Teleologie, die als überwunden gilt, obwohl die einzige scheinbare Widerlegung derselben gefallen ist. Dieser Mangel zeigt sich ferner in der Art und Weise, wie vielfach, nachdem der Darwinismus ins Wanken geraten war, sofort eine ältere, aber längst als ungenügend erkannte Theorie wieder hervorgeholt und für den Darwinismus eingesetzt wurde. Es ist dies die Lehre

des französischen Naturforschers Lamarck, der im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine Begründung der Abstammungslehre zu geben versucht hatte.

Lamarck war von der jedem einzelnen wohlbekannten Wirkung der Uebung ausgegangen. Wir wissen, daß innerhalb gewisser Grenzen ein Organ, z. B. ein Muskel, durch Gebrauch stärker, durch Nichtgebrauch schwächer wird. Lamarck, welcher voraussetzt, daß die Wirkung der Funktion eines Organes sich auf die Nachkommen vererbt, nimmt nun an, daß der durch viele Generationen bei dem einen Organismus in dieser, bei dem andern in jener Richtung fortgesetzte Gebrauch die Organe in der verschiedensten Weise umgewandlt habe, je nach der Lebensweise, zu welcher die Organismen infolge der veränderten äußeren Bedingungen gezwungen worden waren.

War ein Tier auf das Laufen angewiesen, so wurden seine Beine immer leistungsfähiger, wie beim Hirsch. Mußte sich ein Tier mehr aufs Kriechen verlegen, so wurde die Rumpfmuskulatur immer stärker und die Beine verschwanden nach und nach, wie bei den Schlangen. War es auf dem festen Lande nicht mehr geheuer, so stürzte man sich ins Wasser und schaufelte mit den Beinen die Fluten Generationen hindurch so lange, bis die Beine Flossen waren, wie bei den Walfischen, oder man kletterte auf die Bäume und ließ sich mit ausgebreiteten und zappelnden Vorderextremitäten solange herunterfallen, bis nach vielen Generationen die Beine Fallschirme und schließlich Flügel waren.

Selbst derjenige, der in der glücklichen Lage ist, durch solche Prozesse die Umwandlung der Organismen sich vorstellen zu können, würde diese Theorie vergeblich anzuwenden suchen auf alle diejenigen Organe, deren Funktion lediglich eine passive ist, was schon längst von darwinistischer Seite mit vollem Recht betont wurde. Unerklärbar blieben also vor allem diejenigen zweckmäßigen Einrichtungen, deren Bedeutung nicht darin besteht, den Besitzer zu irgend einer Tätigkeit zu befähigen, sondern die lediglich durch ihr Vorhandensein für den Organismus nützlich sind. Hierher gehören in erster Linie alle Fälle von Mimikry, jener Erscheinung, daß viele Tiere durch Form und Farbe ihre Umgebung nachahmen und dadurch irgend einen Vorteil für ihre Existenz genießen. Der einfachste Fall von Mimikry ist eine der Umgebung entsprechende Körperfärbung, welche bewirkt, daß ein Tier von seinen Feinden nicht leicht gesehen wird. Daß es sich hierbei wirklich um zweckmäßige Schutzfärbungen handelt, wird besonders klar bei Tieren, deren Farbe sich mit dem Aussehen des Bodens verändert, wie beim Hermelin, das im Sommer braun ist wie die Erde, im Winter weiß wie der Schnee.

Es ist selbstverständlich, daß der Lamarckismus für solche zweckmäßige Anpassungen keine Erklärung geben kann, denn das Hermelin kann sich nicht geübt haben, weiß oder braun zu sein. Das Weiß- oder Braunsein ist keine Tätigkeit, durch deren Ausübung die Erscheinung graduell verstärkt werden konnte, wie die Muskeln eines Künstlers vom Varietétheater.

Dasselbe gilt von allen denjenigen Einrichtungen, deren Vorhandensein bewirken soll, nicht daß ein Individuum unbemerkt bleibt, sondern daß es im Gegenteil recht sehr bemerkt wird. Hierher gehören alle Anlockungsmittel. Erwähnen wir aus der Fülle der Beispiele nur das nächstliegende: all die mannigfachen Reize des anderen Geschlechtes, das wir heute zwar nicht mehr das schwache, aber doch, trotz aller Emanzipation, glücklicherweise noch immer das schöne nennen dürfen. Die Schönheit des Weibes hat lediglich durch ihr Vorhandensein dafür zu sorgen, daß die Menschheit nicht ausstirbt. Das Schönsein ist keine Tätigkeit, in der das Weib Generationen hindurch solange sich

geübt haben kann, bis es schließlich so schön war, wie es heute ist. Das Weib kann sich wohl geübt haben in der Kunst, seine Schönheit zur Geltung zu bringen, seine Reize spielen, seinen Zauber wirken zu lassen, aber die Reize selbst konnten durch diese Tätigkeit keine Steigerung erfahren. Wo zu solcher Steigerung ein Bedürfnis empfunden wurde, war man von jeher auf die Kunsthilfe angewiesen, deren Wirkungen sich aber leider immer noch nicht auf die Nachkommen vererben.

Aber wir wollen uns nicht etwa mit einer Kritik des Lamarckismus aufhalten. Hinweisen wollte ich nur auf die psychologisch interessante Tatsache, wie der Bankerott des Darwinismus die Folge hat, daß mit der größten Selbstverständlichkeit der vorher für ungenügend erklärte Lamarckismus jetzt hervorgeholt wird. Man macht es offenbar wie jener Mann, der eine Methode erfunden hatte, ohne Kosten immer einen guten Rock auf dem Leibe zu haben. Er besaß zwei Röcke, einer blieb im Schrank, den andern trug er solange, bis er schlechter war als der im Schrank befindliche; dann wurde gewechselt. Auf diese Art trug er immer einen „bessern" Rock.[1])

Aber wie steht es mit der Abstammungslehre, wenn weder Darwinismus noch Lamarckismus zu ihrer Begründung ausreichen? Ist sie in sich selber fest genug begründet, daß wir ein wissenschaftliches Recht haben, sie anzunehmen, obwohl wir uns keine Vorstellung machen können über die Kräfte, die im Lauf der Geschlechter die Umwandlung der Arten hervorgerufen haben?

Sie sagen mir vielleicht, im Ernste könne doch an der Richtigkeit der Entwicklungslehre niemand zweifeln. Die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie der Entwicklungsgeschichte, der Paläontologie usw., seien lauter Tatsachen, die wie aus einem Munde die Abstammungslehre verkünden. Ja, verehrte Anwesende, so etwas liest man ja sehr häufig, aber auch selten mehr. Wir sind aber berechtigt und verpflichtet, mehr zu verlangen. Warum sind diese Tatsachen ein Beweis für die Abstammungslehre?

Erinnern wir uns zunächst einmal wieder daran, daß die Tatsachen der vergleichenden Anatomie, der Entwicklungsgeschichte und der Paläontologie schon längst vor Darwins Auftreten den Entwicklungsgedanken nahe gelegt hatten, wie Kants Darlegung beweist, die wir soeben kennen gelernt haben. Dasjenige, was uns diese Disziplinen, also die vergleichende Biologie im weitesten Sinne, lehren, ist im wesentlichen die Tatsache, daß wir die Organismen in mehrere Gruppen ordnen können, deren einzelne Glieder trotz vielfacher Verschiedenheit nach einem gemeinsamen Plane gebaut zu sein scheinen. So fassen wir Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere in die höhere Einteilungsgruppe der „Wirbeltiere" zusammen, weil trotz aller Verschiedenheit eine Aehnlichkeit des Grundplans, nach dem alle gebaut zu sein scheinen, nicht zu verkennen ist. Und diese Uebereinstimmung offenbart sich nicht nur im allgemeinen, also etwa darin, daß alle Angehörigen dieser Gruppe (auf Ausnahmen brauchen wir hier nicht einzugehen) eine Wirbelsäule, einen Schädel, vier Gliedmaßen besitzen, sondern sie zeigt sich auch im speziellen darin, daß einzelne scheinbar ganz verschiedene Organe, wie der Flügel des Vogels und die Hand des Menschen nach demselben Grundplane gebaut sind.

Wir haben gesehen, daß für die Forscher früherer Zeiten solche Tatsachen zwar genügten, um, wie Kant sagt, den Gedanken der Abstammungslehre

[1]) Auf die Gestalt, die neuerlich dem Lamarckismus durch August Pauly zu geben versucht wurde, konnte ich in diesem Vortrag nicht eingehen; der Vortrag wird jedoch demnächst als Broschüre im Verlag von Ernst Reinhardt, München, erscheinen und bei dieser Gelegenheit werde ich auch die Paulysche Theorie berücksichtigen.

sich durch den Kopf gehen zu lassen, nicht aber, um die Lehre als eine wissenschaftlich berechtigte Hypothese oder gar, wie es die heutige Zeit tut, als eine bewiesene Tatsache anzuerkennen. Gerade der Begründer der vergleichenden Anatomie, Cuvier, dem die Tatsachen seiner Wissenschaft gewiß nicht unbekannt gewesen sind, war ja ein energischer Gegner der Abstammungslehre. Warum beurteilen wir diese Tatsachen heute so anders? Warum beweisen sie heute dasjenige, woran sie früher höchstens einmal denken ließen?

Sind die Tatsachen heute zwingender? Die uns bekannten Tatsachen sind allerdings zahlreicher geworden, sie dringen mehr ins einzelne, aber dadurch, daß das Tatsachenmaterial an Extensität gewonnen hat, ist die Intensität seiner Beweiskraft nicht gewachsen. Diese neuen Tatsachen sind es ja auch gar nicht gewesen, deren Beweiskraft die Anerkennung der Abstammungslehre erzwungen hat, sondern erst nachdem die Selektionstheorie unsere Köpfe dazu prädisponiert hatte, erst da wurden jene Tatsachen für zwingend gehalten. Die Kraft, die den Tatsachen an sich inne wohnte, hatte nicht genügt; erst als die ungeheure Suggestionswirkung des Darwinismus hinzukam, da wurden jene Tatsachen mit anderen Augen angesehen. Und unter dieser ungeheuren Suggestionswirkung stehen wir heute noch, stehen auch diejenigen noch, deren Denken die Darwinistische Infektion überwunden hat. Die Nachwirkungen auch einer geistigen Epidemie dauern immer länger als die Epidemie selbst.

Wenn wir heute die Tatsachen der vergleichenden Biologie schlechthin für einen Beweis der Abstammungslehre halten, so ist das wirklich nur Nachwirkung der Darwinistischen Suggestion. Diese hat auch in unserer Ueberzeugung die Abstammungslehre durchgebracht, im Lichte der vom Darwinismus her in uns wohnenden Ueberzeugung betrachten wir die Tatsachen, und nicht die Betrachtung der Tatsachen hat uns das Licht dieser Ueberzeugung gebracht.

Suchen wir uns deshalb von aller Suggestionswirkung frei zu machen, und ohne jedes Interesse am Ergebnis die Frage zu prüfen, ob wirklich die Tatsachen der vergleichenden Biologie einen Beweis für die Abstammungslehre bilden.

Weil die Erfahrung uns keinen Aufschluß über die Abstammungslehre gibt, weil die Abstammung einer Art aus der andern nicht direkt beobachtet werden kann, weil wir also von der Richtigkeit der Abstammungslehre nicht durch unmittelbare Anschauung uns überzeugen können, bleibt uns zur Entscheidung der Frage überhaupt nur die Möglichkeit eines Wahrscheinlichkeitsbeweises, genau wie dem Richter da, wo eine vermutete Handlung nicht durch Zeugen beobachtet wurde, nur der Indizienbeweis übrig bleibt. Der Indizienbeweis kann uns nur sagen, daß eine bestimmte Möglichkeit eine mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit habe. Aber deswegen kann ein Indizienbeweis doch außerordentlich wertvoll sein, und ebenso wie er unter Umständen den Richter dazu führen darf, eine Verurteilung auszusprechen, so kann der Indizienbeweis den Forscher berechtigen, die Annahme eines vermuteten Vorgangs als eine wissenschaftlich berechtigte anzusehen. Aber wie der Richter, so ist der Forscher verpflichtet, die Kette seines Indizienbeweises mit der allergrößten Genauigkeit zu prüfen.

Der Indizienbeweis beruht im wesentlichen darauf, daß wir eine Reihe zusammenhangsloser Tatsachen durch Annahme eines nicht beobachteten, aber nach unserem Denken und unserer sonstigen Erfahrung möglichen Vorgangs in einen kausalen Zusammenhang bringen, also eine Verbindung der beobachteten Tatsachen herstellen, die den sonst durch Erfahrung festgestellten Mög-

lichkeiten entspricht. Es wird z. B. eine Leiche in einer Situation gefunden, aus welcher hervorgeht, daß die betreffende Person von fremder Hand getötet worden ist. Die Zeit des Mordes ist durch gehörte Hilferufe festgestellt worden. Ein des Mordes dringend verdächtiger Mann kommt in Untersuchung, er kann aber nachweisen, daß er eine Viertelstunde nach der Zeit des Mordes an einem Ort sich aufhielt, den er auch durch schnellstes Laufen frühestens in drei Viertelstunden hätte erreichen können. Es ist ferner nachgewiesen, daß keine Gelegenheit vorhanden war, den zweiten Ort per Bahn, zu Wagen oder zu Pferd zu erreichen, es ist überhaupt keine Möglichkeit abzusehen, wie der Verdächtige nach dem andern Ort in so kurzer Zeit hätte gelangen können. Kein Richter würde es auf sich nehmen, auf Grund solcher Indizien einen Menschen zu verurteilen, weil der Indizienbeweis eine klaffende Lücke hat. Es fehlt ihm ein Aufschluß über die Kräfte, die den Verdächtigen von einem Ort nach dem andern gebracht haben können, der Indizienbeweis verbindet also die beobachteten Tatsachen nicht durch einen angenommenen Vorgang, von dem wir uns wenigstens eine Vorstellung machen können. Ja, wenn im Lauf der Untersuchung bekannt würde, daß am Tage des Mordes in der Nähe der Mordstelle ein Fahrrad abhanden kam, das nach dem Mord in der Nähe des zweiten Ortes gefunden wurde, dann hätte der Indizienbeweis ein anderes Aussehen. Dann wäre der Kausalzusammenhang hergestellt, es wäre wenigstens eine Möglichkeit gezeigt worden, in welcher Weise der vermutete Vorgang sich abgespielt haben konnte, und erst dadurch würde der Indizienbeweis einen Wert erhalten haben.

Wie steht es nun mit dem Indizienbeweis, den die vergleichende Biologie für die Abstammungslehre führen kann?

Die Indizien für den vermuteten Entwicklungsprozeß sind die Uebereinstimmung mehrerer Gruppen von Organismen im Grundplan des Baues. Es fehlt uns aber jede Möglichkeit, uns die Art und Weise, wie verschiedene Arten aus einander entstehen können, vorzustellen. Die Annahme der Entwicklung verbindet die Tatsache jener Uebereinstimmung nicht durch einen präsumierten Vorgang, der unseren Erfahrungstatsachen entspricht, sondern durch einen solchen, über dessen Möglichkeit wir uns auch nicht die leiseste Vorstellung machen können. Diese Tatsache dürfen wir nicht verschleiern, sondern wir müssen unumwunden zugeben, daß in dieser Hinsicht der Indizienbeweis auf recht schwachen Füßen steht.

Wo in aller Welt liegt auch das Zwingende der logischen Ableitung, daß zwei Dinge, die in gewissen Zügen übereinstimmen, von einander abstammen müssen? Man hat schon längst mit Recht darauf hingewiesen, daß ja auch die Mineralien unter einander zu einem System geordnet werden können, bei dem die Angehörigen einzelner Gruppen mehr oder weniger große Uebereinstimmungen zeigen, sodaß man auch von Verwandtschaft gesprochen hat, natürlich nur im bildlichen Sinne, genau wie es für die Organismen schon zu Linnés Zeiten und früher geschah, ohne daß man dabei an einen genetischen Zusammenhang dachte.

Stammen vielleicht zwei Häuser, die in ihrer Stilart übereinstimmen, von einander ab? Höchstens doch nur in der Weise, daß sich aus der Vorstellung des einen Hauses die Vorstellung des andern entwickelt haben kann, eine Art der Entwicklung, welche die heutige Entwicklungslehre gewiß nicht im Auge hat.

Die evidente Beweiskraft, die der vergleichenden Biologie für die Begründung der Abstammungslehre angeblich innewohnt, wird nicht erhöht, durch allerhand Manöver, welche dem großen Publikum die Sache plausibel machen

sollten. Man hat z. B. behauptet, ähnlich wie unsere heutigen Anschauungen über das Planetensystem ihre glänzendste Bestätigung finden durch Vorhersagungen, die auf Grund unserer allgemeinen Vorstellungen gemacht und dann durch die Erfahrung bestätigt worden sind, wie die Entdeckung des Planeten Neptun, so habe man auf der Basis der Entwicklungslehre Dinge vorausgesagt, die dann eine daraufhin gerichtete Untersuchung wirklich gefunden habe. In der Tat hat man schon verschiedene anatomische Verhältnisse vorausgesagt, ich erinnere Sie an Goethe und den berühmten Zwischenkieferknochen. Solche Voraussagen mit nachheriger empirischer Bestätigung kann heutzutage jeder sehr leicht machen. Er braucht nur eine noch nicht in allen anatomischen Einzelheiten durchforschte Tierart vorzunehmen, so kann er auf Grund der systematischen Stellung der betreffenden Art, also auf Grund sonstiger Uebereinstimmungen, genug Dinge voraussagen, die er nachher finden wird. Solche Vorhersagen dürfen aber nicht in Vergleich gestellt werden mit der Vorhersage des Neptun, und für die Entwicklungslehre bringen sie schon deshalb keine Stütze, weil es gar nicht die Entwicklungslehre ist, auf deren Grundlage sie erfolgen. Lediglich die uns empirisch bekannte Uebereinstimmung im anatomischen Grundplan, die wir im allgemeinen bei den Angehörigen eines Typus anzutreffen pflegen, läßt es uns auffallend erscheinen, wenn ein sonst durchgängig angetroffenes Merkmal bei einer Spezies zunächst vermißt wird, und wir können oft mit Erfolg vermuten, daß eine genaue Untersuchung das betreffende Merkmal doch noch finden läßt, wenn auch, wie die Erfahrung uns oft gelehrt hat, nur in embryonalen Spuren. Diese Vorhersagen werden dann aber auf Grund dieser Erfahrungstatsachen gemacht, nicht auf Grund einer etwa auf diesen Tatsachen aufgebauten Theorie. Goethe hatte, als er den Zwischenkieferknochen voraussagte, damals gewiß keinen deszendenztheoretischen Gedanken, selbst wenn er später jemals einen solchen gehegt haben sollte.

Ein ähnliches, auf die urteilslose Masse berechnetes Manöver ist folgendes. Man hat in neuester Zeit die hochinteressante Entdeckung gemacht, daß die Uebereinstimmung einander systematisch nahe stehender Tiere sich in feinen physiologischen Reaktionen zeigt, die mittelst des Blutes solcher Tiere hervorgerufen werden können. Urteilslose Deszendenzfanatiker verkündeten nun mit großem Geschrei, jetzt sei die Blutsverwandtschaft des Menschen mit dem Affen bewiesen.

Es ist höchst betrüblich, daß diese ungemein wichtigen Entdeckungen in dieser Weise mißbraucht werden. Für die Begründung der Deszendenztheorie liefern sie ja nichts prinzipiell neues. Daß die systematisch einander am nächsten stehenden Tiere die zahlreichsten und weitgehendsten Uebereinstimmungen zeigen, ist eine selbstverständliche Tatsache, denn auf Grund der Uebereinstimmungen hat man ja die Systematik aufgebaut, indem man diejenigen Organismen, welche die größte Uebereinstimmung zeigen, mit einander systematisch vereinigte. Im System stehen also diejenigen Lebewesen einander am nächsten, welche die größten Uebereinstimmungen zeigen, und daß uns immer mehr solcher Uebereinstimmungen bekannt werden, je genauer die weiterschreitende Forschung die einzelnen Organismen kennen lernt, das ist auch keine neue Erfahrung. Es wäre wunderbar, wenn es anders wäre. Daß die systematischen Uebereinstimmungen sich nicht nur auf morphologische, sondern auch auf physiologische Verhältnisse beziehen, entspricht allem bisher Bekannten. Daß das Blut in diesem Punkte eine Ausnahme machen werde, war nicht zu erwarten. Man würde wohl schon längst auf Grund der Tatsache, daß die roten Blutkörperchen der Säugetiere kernlos sind, im Gegensatz zu denjenigen der andern Wirbel-

tiere, die Blutsverwandtschaft der Säugetiere unter einander für bewiesen erklärt haben, wenn man in jener Zeit, als diese Entdeckung gemacht wurde, schon so geistreich gewesen wäre wie heute. Die menschenähnlichen Affen sind eben diejenigen Tiere, die dem Menschen in allen Punkten am ähnlichsten sind — daher der Name. Kann es uns auffallen, wenn auch das Blut ähnlich ist? Neue Folgerungen können hieraus nur gezogen werden mittelst einer ganz unehrlichen oder ganz schwachsinnigen Vertauschung der Begriffe „Aehnlichkeit des Blutes" und „Blutsverwandtschaft". Die Tatsache dieser „Blutsverwandtschaft" ist zwar hochinteressant und praktisch ungemein wichtig, für die Begründung der Deszendenztheorie hat sie keine größere Bedeutung als jede andere Tatsache der vergleichenden Biologie.

Man hört so oft zur Begründung der Abstammungstheorie sagen, keine andere Theorie mache uns das Vorhandensein der vielgestaltigen und doch so viele übereinstimmenden Züge tragenden Organismenwelt verständlich. Wir müssen das zugeben, aber wir müssen hinzufügen, daß eine Entwicklungslehre, die uns über die Möglichkeit einer solchen Entwicklung nicht den geringsten Aufschluß gibt, uns die Sache eben auch nicht verständlich macht. Und wenn gesagt wird, es sei doch unmöglich, sich vorzustellen, wie z. B. ein Elefant auf einmal entstand, so muß diesem unbestreitbaren Satze nur noch hinzugefügt werden, daß wir uns auch nicht vorstellen können, wie ein ganz einfacher Organismus, z. B. eine Amöbe, auf einmal entstanden sein kann. Die Entstehung der Amöbe sich vorzustellen, wird nur deshalb von manchem für leichter gehalten, weil sie kleiner und einfacher gebaut ist. Aber dadurch wird das Rätsel nicht kleiner und einfacher. Die Entstehung der Amöbe und die Entstehung des Elefanten sich vorzustellen, ist gleich schwer, weil uns eben für beides jede Vorstellung fehlt. Wenn uns aber die Abstammungslehre über die erste Entstehung des einfachsten Organismus und über die Möglichkeit, wie aus ihm ein höherer sich entwickeln kann, heute noch keinen Aufschluß zu geben imstande ist, so ist die Frage wohlberechtigt, worin denn eigentlich der Wert einer solchen Hypothese beruht. Die Vertröstung auf künftige Zeiten ist keine wissenschaftliche Grundlage, und ein Wechsel auf die Zukunft wird auch in der Wissenschaft erst in der Zukunft honoriert.

Verehrte Anwesende! Sie werden aus dem bisherigen Gedankengange meines Vortrages schon entnommen haben, daß ich ein überzeugter Anhänger der Abstammungslehre bin. Denn Sie werden mit mir der Meinung sein, daß gerade der Anhänger einer Lehre die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, alle Schwächen seiner Position rückhaltlos aufzudecken, und dem Gegner in allem Recht zu geben, worin er Recht hat. Und der Gegner könnte uns nicht ohne Grund den Vorwurf der Unehrlichkeit machen, wenn wir bestreiten würden, daß in diesem Punkte tatsächlich eine große Schwierigkeit für die Begründung der Abstammungslehre liegt, eine Schwierigkeit, über welche meistens nur deshalb allzuleicht hinweggegangen wird, weil ja, wie wir sahen, ursprünglich die Selektionstheorie es gewesen war, die uns von der Richtigkeit der Abstammungslehre überzeugt hatte. Haben wir bereits die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Lehre, ist sie bereits auf andere Weise begründet worden, dann fügen sich die Tatsachen der vergleichenden Biologie sehr schön in dieselbe ein und helfen sie tragen. Ob aber diese Tatsachen allein genügen, um die Abstammungslehre zu begründen, diese Frage bedarf noch einer genaueren Prüfung.

Hypothesen sind ja in der Wissenschaft etwas durchaus Berechtigtes und Notwendiges. Aber eine Hypothese ist nur dann berechtigt, wenn sie uns

wirklich etwas leistet. Als von der Physik die Undulationstheorie des Lichtes aufgestellt wurde, lag ihre Berechtigung darin begründet, daß sie die Erscheinungen des Lichtes auf Bewegungsvorgänge zurückführen konnte, daß sie Phänomene, die vorher isoliert dastanden, in unsere sonstigen Vorstellungen eingliedern konnte, daß sie die Uebertragung der Gesetze der Mechanik, die sonst das Gebiet der Physik zu beherrschen schienen, auch für die Erscheinungen des Lichtes ermöglichte, welche vorher auf diese Gesetze nicht hatten zurückgeführt werden können.

Leistet die Hypothese der Abstammungslehre etwas ähnliches, wenn wir aus den biologischen Uebereinstimmungen zwischen einzelnen Organismenarten auf eine wirkliche Verwandtschaft schließen?

Stehen die Tatsachen der vergleichenden Biologie in einem Widerspruch mit unseren sonstigen Erfahrungen über das Organische, der aufgelöst wird durch die Hypothese der Abstammungslehre? Kennen wir eine das Reich des Lebens beherrschende Gesetzlichkeit, welche auf die Tatsachen der vergleichenden Biologie nur angewendet werden könnte unter Voraussetzung der Hypothese der Abstammungslehre?

Die Beantwortung dieser Frage muß über die Berechtigung der Hypothese der Abstammungslehre entscheiden. Nur wenn sie das leistet, kann sie wirklich etwas Unverstandenes verständlich machen und für unsere Erkenntnis einen Fortschritt bedeuten.

Diese Frage ist zu bejahen. Wir kennen eine solche Gesetzlichkeit, ja, es ist die einzige Gesetzlichkeit, die nach unserer Erfahrung das Leben beherrscht: das Gesetz der Zweckmäßigkeit. Mit diesem Gesetze der Zweckmäßigkeit stehen eine Reihe von Tatsachen der vergleichenden Biologie wirklich in einem Widerspruch, der aufgelöst werden kann durch die Annahme der Abstammungslehre. Vor allem einer bestimmten Tatsachengruppe gegenüber scheint die Hypothese der Abstammungslehre dasjenige zu leisten, was ihr eine, auch der strengsten Prüfung standhaltende, wissenschaftliche Existenzberechtigung verleiht. Es sind das die sogenannten rudimentären Organe. Diese Erscheinungen werden allerdings mit Recht zur Begründung der Hypothese der Abstammungslehre herangezogen, wenn gleich man sich meistens nicht klar macht, welcher Standpunkt es ist, von welchem aus hier die Abstammungslehre ihre Begründung findet.

Wir können nicht leugnen, daß die rudimentären Organe einen Widerspruch bilden mit dem Prinzip der organischen Zweckmäßigkeit, welches wir als die, das Organismenreich beherrschende, Gesetzlichkeit erkannt haben. Die verkümmerten Augen im Dunkeln lebender Tiere, z. B. des Maulwurfs, die kein Sehen ermöglichen, höchstens zu Entzündungen Anlaß geben können, stehen im Widerspruch mit der sonst das Reich des Lebens beherrschenden Zweckmäßigkeit. Das gleiche gilt von den Zähnen, die bei Walen während der Embryonalzeit auftreten, und mit denen die Tiere niemals beißen können, von den Flügeln der Strauße, mit denen diese Vögel nicht fliegen können, kurz, von den zahlreichen rudimentären Organen, die nicht funktionieren und dem Organismus nichts nützen. Sie scheinen gegen das Gesetz der Zweckmäßigkeit zu sprechen und bilden dadurch einen Widerspruch mit der sonst sich uns aufdrängenden teleologischen Auffassung der organischen Natur. Dieser Widerspruch mit der teleologischen Auffassung wird beseitigt durch Einführung der Hypothese der Abstammungslehre.

Die Abstammungslehre liefert für die rudimentären Organe die Erklärung, daß dieselben als Stadien einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklung im

Sinne einer Rückbildung aufzufassen sind, die nötig geworden war durch eine veränderte Lebensweise der betreffenden Organismen. Wenn zum Beispiel eine bestimmte Tierart durch irgendwelche äußeren Umstände gezwungen wurde, in dunkeln Höhlen zu leben, so konnten ihnen ihre Augen nichts mehr nützen, sondern nur schaden, da die Augen ja leicht verletzliche Körperteile sind, und unter den jetzigen Lebensbedingungen um so eher Verletzungen ausgesetzt sind, als eben die dem Auge drohenden Gefahren durch seine Funktion nicht mehr wahrgenommen wurden. Die Hypothese der Descendenztheorie nimmt an, daß in solchen Fällen die zwecklos gewordenen Augen verschwinden durch einen allmählich im Lauf zahlreicher Generationen sich vollziehenden Rückbildungsprozeß, und daß wir in den verkümmerten oder rudimentären Organen Gebilde zu erblicken haben, die sich in einem derartigen zweckmäßigen Rückbildungsprozeß befinden, der, allerdings aus völlig unbekannten Gründen nur ganz langsam sich vollziehen kann, und deshalb zur Folge haben muß, daß manche Organismen — vielleicht alle — Generationen hindurch solche nicht mehr funktionierenden Organe in den verschiedensten Graden der Rückbildung mit sich schleppen müssen.

So kann die Deszendenztheorie uns auch die Zweckmäßigkeit scheinbar zweckloser und unzweckmäßiger Einrichtungen aufdecken. Mit der Einführung der Abstammungslehre wird also die Durchführbarkeit des teleologischen Prinzips erst ermöglicht auch für Erscheinungen, die sonst der Einordnung unter dieses Prinzip widerstrebten, und die Hypothese setzt uns in den Stand, eine unseren sonstigen Erfahrungen entsprechende Gesetzlichkeit auch da durchzuführen, wo ohne diese Hypothese eine klaffende Lücke bestände.

Hier leistet uns also die Hypothese der Abstammungslehre etwas ganz anderes, als bei den früher besprochenen Tatsachen der vergleichenden Biologie. Daß der Flügel des Vogels aus denselben Knochen aufgebaut ist, wie meine Hand, ist noch keine Tatsache, die im Widerspruch mit sonstigen Erfahrungen steht, und die mit ihnen in Einklang gebracht wird durch die Hypothese der Abstammungslehre. Hier hebt die Entwicklungslehre keinen Widerspruch auf, sie löst kein Rätsel, sondern sie umschreibt ein Rätsel durch ein anderes Rätsel. Anders bei den rudimentären Organen. Wohl bringt auch hier die eingeführte Hypothese ein neues Rätsel mit, weil uns ja über die Art der Entwicklungsmöglichkeit jede Vorstellung abgeht. Aber die Hypothese beseitigt einen Widerspruch, der einer einheitlichen Auffassung vorher entgegenstand.

Verehrte Anwesende! Das Ergebnis, zu welchem unsere Ueberlegungen geführt zu haben scheinen, ist ein recht merkwürdiges. Wir haben früher gesehen, daß die sogenannte moderne Biologie einen Gegensatz geschaffen hat zwischen Teleologie und Abstammungslehre, derart, daß die Abstammungslehre die Teleologie vernichtet habe. Unsere heutige Untersuchung scheint uns etwas anderes zu lehren. Die Abstammungslehre gibt nicht der Teleologie den Tod, sondern die Teleologie gibt der Abstammungslehre das Leben. Nur vom Standpunkt der Zweckmäßigkeitslehre ist die Deszendenztheorie eine wissenschaftlich begründete Hypothese, mit andern Worten: *die Teleogie ist die einzige Begründung der Abstammungslehre.*

Nationale Gesinnung.

Von Walter Goetz in Tübingen.

Ein beinahe seltsames Unternehmen, den Begriff nationaler Gesinnung näher zu bestimmen! Fühlt nicht jeder, was damit gemeint ist? Gibt es etwas anderes als ein volles Bekenntnis zu ihr, oder die Feststellung, daß sie mangelt? Hat nicht Bismarck diesen Begriff in feste Form gegossen, als er immer wieder die Nationalgesinnten gegen die Reichsfeinde ins Feld rief? — Es hat freilich schon damals mancher mit Unrecht, mancher mit Recht protestiert, daß jeder Widerspruch gegen Bismarcks innerpolitische Ziele ein Ausfluß antinationaler Gesinnung sei. Und seitdem in einem neuen Zeitalter viele der damaligen Gegensätze abgeschwächt oder ganz verschwunden sind, hat jede Partei ihr eigenes Leben mannigfach verändert — national behauptet eine jede zu sein bis hin zur Sozialdemokratie. Nur daß eine jede den Begriff national auf ihre Weise faßt, die scheinbare Einheit dieses Wortes vernichtend. Im Namen wahrer Vaterlandsliebe verdammt eine Partei die andere; eine jede glaubt mit ihrem Programm den Anforderungen des nationalen Lebens am besten gerecht zu werden. Bestreitet nicht der Konservative auf Grund seiner Anhänglichkeit an überlieferte Einrichtungen die Nützlichkeit des immer vorwärts drängenden, Altes zerstörenden Liberalismus für das Vaterland? Erklärt nicht der Liberale, daß sich im Herzen des agrarischen Konservativen die Vaterlandsliebe sehr oft mit wirtschaftlichen Interessen allzu enge verbinde? Verdammt nicht der Antisemit alle als national minderwertig, die nicht mit ihm das Vaterland von der „Judenplage" befreien wollen? Sagt uns nicht der Zentrumsmann, daß er die beste nationale Arbeit verrichte, indem er dem Volke die heiligsten Güter der Vergangenheit erhalten wolle? Behauptet nicht selbst der Sozialdemokrat — und neuerdings mit immer stärkerer Betonung — daß er aus keinem andern Grunde als aus Vaterlandsliebe für die Hebung der unteren Klassen, für ihren Anteil am Staat und an der Kultur kämpfe? Wer von diesen allen hat den wahren Patriotismus? Wer hat für alle Zukunft ein sicheres Anrecht, daß *seine* Gesinnung die beste sei? Wo sind die Kriterien, nach denen gemessen werden darf? Der objektive Richter würde sagen, daß überall ein Stück vom Rechten ist und überall ein Stück Irrtum. Und er würde vor allem zurückweisen, daß der rechte Patriotismus in jedem Falle da sei, wo alle Wünsche der Regierung freigebig befriedigt werden, oder wo irgend welche Gruppen mit lauter Stimme verkünden, daß ihnen die Pforte des nationalen Paradieses zur Bewachung anvertraut sei.

Geschichtliche Betrachtung führt ein Stück weiter. Jeder Blick auf die Entwicklung des zum Reiche führenden deutschen Nationalgefühls im 19. Jahrhundert lehrt, daß es sich in einer steten Entwicklung befand und daß es sich kämpfend durchsetzen mußte gegen diejenigen, die ihm aus einem andern

nationalen Glauben heraus das Daseinsrecht bestritten. Man denke an den Zwist der Kleindeutschen und der Großdeutschen, der Liberalen und der Konservativen. Man denke vor allem an die Haltung der deutschen Regierungen: jede neue Phase des deutschen Nationalgefühls wird von den im Staate Herrschenden zunächst als revolutionär bezeichnet und mit höchstem sittlichen Pathos bekämpft. Das hat der Freiherr von Stein bei seinen im höchsten Sinne nationalen Bestrebungen erfahren und mit ihm die lautersten Kämpfer der Freiheitskriege; das haben die fortschrittlich gesinnten nationalen Führer der 40er Jahre zu ertragen gehabt, und das ist dem nationalen Liberalismus der 50er und sogar noch der 60er Jahre zu teil geworden. Die zuerst als Revolutionäre verfolgt oder doch als fragwürdige politische Existenzen gekennzeichnet worden sind, haben dann freilich in ihren alten Tagen den Ruhm der wahren nationalen Gesinnung besessen. Entscheidet etwa nur der Erfolg, und haben diejenigen das Recht für sich, die sich mit allen Kräften durchzusetzen vermochten? Oder ist der Erfolg stets auch der Sieg der Wahrheit? Das zweite ist leider nicht richtig, das erste glücklicherweise vielfach durch den Gang der Dinge widerlegt.

Man kommt der Antwort näher, wenn man den Staat betrachtet, zu dessen Gunsten nationale Gesinnung sich betätigen soll. Ist er denn unveränderlich, oder steht er nicht selber im fortwährenden Wandel der Dinge: von Jahrzehnt zu Jahrzehnt seine Einrichtungen und schließlich von einer Generation zur andern sein ganzes inneres Leben umbildend? Aus dem alten Ständestaat ist der Verfassungsstaat erwachsen, aus dem absoluten Königtum die konstitutionelle Monarchie, aus dem konservativen Preußen entwickelt sich eine mit dem Liberalismus paktierende Reichsregierung. Immer wieder ziehen neue Richtungen in den Staat ein. Was er einmal bekämpft hat, wird in der nächsten Generation ein Teil seines Inhalts, ja womöglich sein bester Halt — er sucht scheinbar revolutionäre Richtungen zu vernichten und zieht einige Jahrzehnte später reiches Leben aus ihnen! So geht der Staat unaufhaltsam den Weg geschichtlicher Entwicklung, und ebenso unaufhaltsam die Gesinnung der Menschen, die im Staate leben. Was wir nationale Gesinnung zu nennen pflegen, das ging zumeist der kommenden Entwicklung des Staates mit drängenden Hoffnungen voran und siegte erst nach schweren Kämpfen, indem der Staat ein neues, aus jener Gesinnung kommendes Leben in sich aufnahm.

Aber wird der Begriff nationaler Gesinnung dann nicht völlig flüssig? Hat nicht ein jeder dann das Recht, für seine Neuerungsgelüste künftigen Sieg vorauszusehen? — Die Entwicklung deutschen Nationalgefühls im 19. Jahrhundert weist doch zugleich die Schranken alles nationalen Vorwärtsstrebens an. Man kann im einzelnen wohl irren — im ganzen aber läßt sich sagen, wie echte nationale Gesinnung sich betätigen und entwickeln soll.

Es ist die Erkenntnis von der unablässigen Weiterentwicklung auch des Staates, die alle Vaterlandsliebe bewegungsfähig machen muß. Jeder starre

Konservatismus ist antinational, denn er will entgegen den Gesetzen alles Lebens den Staat auf einer einmal erreichten Stufe festhalten und dadurch leistungsunfähig machen. In jeder konservativen Gesinnungsrichtung liegt die Gefahr, Notwendiges, Neues zu unterschätzen, in kleinlicher Aengstlichkeit zu bekämpfen. Fortschrittliche Gesinnung ist jeweils nicht nur das Produktivere, sondern auch das Notwendige im Staat, weil Weiterentwicklung sein Dasein ist. Aber das Neue ist nicht schlechtweg das Gute — es ist nur gut, wenn es den Staat organisch fortentwickeln will. Neues Leben muß nach Möglichkeit hervorgehen aus dem alten; nur wer anknüpft an den Staat, wie er ist, kann hoffen, dauerhaftes Neues zu entwickeln. Wer Neues im Staate will ohne solche organische Fortentwicklung des geschichtlich Gewordenen, ist ebensowenig national wie der starre Verteidiger des Alten. Beide können in der Fruchtlosigkeit ihrer Arbeit nur von dem noch überboten werden, der den Staat als grundlegenden Faktor alles Kulturlebens verkennt. Ohne gesicherten Staat keine nationale Wirtschafts- oder Geisteskultur, ohne organische Fortentwicklung des Staates keine Steigerung des Lebens einer Nation. Wer weiterentwickeln will, muß ein Gefühl für die im Laufe der Zeiten gewordenen Grundbedingungen des Staatslebens besitzen. Er muß im Innersten über alle Parteiunterschiede hinweg etwas empfinden von der Zusammengehörigkeit aller Glieder desselben Volks, von der sich ergänzenden Aufgabe der einzelnen wirtschaftlichen Schichten. Er muß in den überlieferten Voraussetzungen der Staatsverfassung, wie es in Deutschland zum Beispiel die Monarchie ist, mehr erkennen als einen Widerspruch gegen den Idealstaat der Philosophen; er muß in ihr den Ausdruck deutschen Lebens in anderthalb Jahrtausenden verstehen, d. h. eine mit diesem ganzen Leben tausendfach verwachsene Einrichtung. Er muß in dem alten preußischen Militärstaat, den er hier und dort kritisieren mag, mehr sehen als eine Beeinträchtigung des Kulturlebens: er muß ihn verstehen als eine Wurzel unserer Größe, als eine Schule für die vom Ausland beneidete Disziplin unserer Arbeit auf allen Gebieten, als die Werkstätte eines wahrlich nicht zu unterschätzenden eigenen Lebens und damit als einen wertvollen Bestandteil der deutschen Kultur überhaupt. Er muß freilich dieses Kulturleben selber im ganzen lebendig in sich tragen, von seinem Wert für Volk und Staat und Menschheit durchdrungen, auf seine Weiterführung durch die persönliche Arbeit jedes Einzelnen bedacht; denn die Nationalen *ohne* Kulturgefühl — sie schreien zumeist am lautesten im Lande umher — sind fast noch schlimmer als die national Gleichgiltigen *mit* Kulturidealen! Wer auf allen diesen Gebieten die Imponderabilien des nationalen Lebens in ihrer geschichtlichen Notwendigkeit begreift, wer sie nicht nur mit kühlem Verstande, sondern mit hingebendem Anteil als ein Ergebnis unserer nationalen Entwicklung begreift, hat allein ein Recht, mit aller Kraft für die Weiterentwicklung des gesamten Staatslebens zu arbeiten.

Auf die Gegenwart angewendet heißt das: Der Weg ist klar, den wahre nationale Gesinnung gehen muß. Wir sehen scharf getrennte Richtungen vor

uns: die einen, die nach starker Staatsmacht rufen, nach starkem Heer und starker Flotte, nach weiterem Hinauswachsen in die Welt, nach einem festen Zusammenhang aller Deutschen, die draußen in der Welt sich ihr Schicksal zu stalten suchen. Und auf der andern Seite solche, die den Blick auf die Not des Volkes im Lande selbst richten, die an wirtschaftliche und geistige Hebung denken, an die höhere Persönlichkeitsentwicklung eines jeden im Staate und an die dazu notwendige Erweiterung des freiheitlichen Geistes aller Staatseinrichtungen. Es gibt Uebergänge zwischen beiden Gruppen; aber im wesentlichen kann man sagen, daß beide Gruppen in Deutschland fremd nebeneinander hergehen — wobei von denen geschwiegen werden soll, die chauvinistisch oder international aus Grundsatz sind — beide sind in gleicher Weise gemeingefährlich. Aber jene anderen, die in gutem Glauben ihre weit voneinander getrennte Arbeit tun — und zwar nicht auf Grund vereinbarter Arbeitsteilung — sind in gleichem Maße mindernational; denn es ist eine unentschuldbare Verkennung nationaler Aufgaben, nur im einen oder andern das Notwendige zu sehen. Und diese Einseitigkeit nationaler Stimmung liegt als schwere Belastung unseres nationalen Lebens heute bei Unzähligen vor. Die einen glauben, daß der Staat allein an seiner äußeren Existenz, an Heer und Flotte hänge; die andern glauben, daß die materielle und geistige Wohlfahrt aller Staatsbürger von der starken Macht des Staates unabhängig sei. Ich wiederhole es noch einmal: diese Einseitigkeit ist leider nicht wohlüberlegte Arbeitsteilung, sondern seelische Stimmung. Wer weit umher gekommen ist in sozialer Arbeit, weiß, daß die sog. nationalen Elemente dort fast immer fehlen, und daß andererseits die sozial und freiheitlich Gesinnten dem Schaffen der „Nationalen" vielfach mit tiefem Mißtrauen gegenüberstehen. Die wahre nationale Gesinnung aber hat nur, wer den Staat in seiner Gesamtheit nimmt. Uns nützt kein starkes Heer und keine starke Flotte, wenn die Mehrheit der Volksgenossen von ihnen nichts wissen will. Die äußere Macht einer Nation beruht auf der Hingabe möglichst aller Volksgenossen an die auswärtigen Aufgaben des Staates. Es nützt uns nichts, wenn man hofft, im Ernstfall werde ein jeder seine Pflicht tun oder die Obrigkeit werde nachhelfen; die Macht eines solchen Staates ruht auf tönernen Füßen. Nur derjenige Staat ist stark nach außen, der auch im Frieden die große Masse seiner Bürger, und nicht nur eine zufällige Parlamentsmehrheit, willig hinter sich hat. Und es nützt uns keine innere Freiheit, wenn andere Nationen uns dabei die Märkte nehmen und den deutschen Namen gering achten, des schlimmsten nicht zu gedenken: wenn die Grenzen gefährdet sind. Wie der Entwicklungsgedanke, so findet auch der Kampf ums Dasein seine Anwendung auf die Staaten.

Hier liegen die gegenwärtigen Aufgaben nationaler Gesinnung. Und sicherlich liegen die greifbaren, einen jeden einzelnen tagtäglich angehenden auf dem inneren Gebiete. Unsere Macht nach außen wächst in sicherem Zeitmaße. Unsere Rüstungen müssen abhängig sein von den immer noch bescheidenen

Mitteln unseres Staates, aber sie sind in ihrem stetigen Wachstum so, daß jeder plötzliche Zusammenbruch ausgeschlossen und kräftige Abwehr jederzeit möglich ist. Aber daß Millionen von Staatsbürgern von diesen staatlichen Aufgaben nichts wissen wollen, daß ihre Zahl von Jahr zu Jahr wächst — das ist eine bei weitem größere Gefahr als der etwa allzu langsame Ausbau unserer Flotte. Man beseitigt diese Millionen nicht durch Ueberstimmen mit mehr oder minder zufälligen Mehrheiten, man gewinnt sie nicht durch Zetern oder Prügeln, auch nicht durch Gehenlassen. Wer an diesem Punkte sich nicht zur Arbeit angestachelt fühlt, spreche uns nicht von nationaler Gesinnung — in ihrer wahren Tiefe hat er sie nicht erfaßt. Man hört es oft, daß sich nationale Eiferer für das Los des deutschen Arbeiters interessieren wollen, sobald er nur erst wieder national gesinnt sei. Aber man gewinnt niemand für Sittlichkeit, indem man ihm nach erfolgter Besserung Gunst verspricht. Wer den deutschen Arbeiter für den deutschen Staat gewinnen will, helfe ihm in seiner wirtschaftlichen und geistigen Not, ohne nach seiner Gesinnung zu fragen, helfe ihm durch Sicherung seiner rechtlichen und sozialen Stellung, bessere sein Wohnungselend und stärke seinen genossenschaftlichen Sinn, gründe Lesehallen und Volksbibliotheken, schaffe Volksunterhaltungsabende und Hochschulkurse, wirke erziehend und auf ihn eingehend überall mit ihm zusammen, damit er spüre, daß wir eines Volkes sind. Man schaffe tausendfache Verbindungsfäden zwischen Gebildeten und Arbeitern, und man überlasse es dann der Zeit, ob gute Tat nicht ihren Erfolg fürs ganze Staatsleben bringen wird. Man schaffe die gleichen Verbindungen zwischen Gebildeten und Handwerkern, zwischen Gebildeten und Bauern — wo sind heute die Hände, die alle diese Aufgaben leisten sollten? Wie viele von den Gebildeten und von den Wohlhabenden sind es, die sich z. B. neben die für die Weiterbildung der Schule kämpfende Lehrerschaft stellen oder Hand in Hand mit den Frauen ein neues Gebiet sozialer Schwierigkeiten zu lösen streben? Wir haben alle nur das eine bei solcher Arbeit erfahren: das nationale Gewissen ist an diesem Punkte noch nicht erwacht, weder in praktischer Betätigung, noch in theoretischer Förderung dieser Fragen überhaupt. Nicht die, die je hineingeschaut haben in diese Dinge, stehen seitwärts, sondern die vielen, die in unverzeihlicher Lässigkeit sich vortäuschen, die Not sei nicht so groß. Ob schließlich nicht auch vor 1870 die Not „gar nicht so groß" war? Ideale sind mehr als Verwirklichung des unabläßig Notwendigen. Und soll man etwa, wie es der Liberalismus bei der Arbeiterbewegung getan hat, so lange bequem abwartend zusehen, bis neue Bewegungen des Volkslebens uns wieder über die Köpfe gewachsen sind?

Nur der ist national, der alle Not im Lande in ihrer ganzen Tragweite sieht und sehen will und ihr mit eigener, uneigennütziger Arbeit abzuhelfen strebt, der die inneren und äußeren Bedingungen des Staatslebens versteht, der innere und äußere Politik als selbstverständliche Einheit betrachtet und der in der stetigen Weiterentwicklung des Staates die notwendige Aufgabe einer jeden Generation erkennt. Wer die heutige Aufgabe nicht erkennt, beklage sich nicht,

wenn seine Art von nationaler Gesinnung sich fruchtlos erweist, wenn sein müheloses Reden von großen Taten der Vergangenheit als ein billiger Patriotismus bezeichnet wird. Die Anerkennung einer großen Vergangenheit ist eine selbstverständliche Pflicht; aber sie muß, um rechten Inhalt zu bekommen, verbunden sein mit der Arbeit für die eigene Zeit. Jede große Vergangenheit berichtet in erster Linie von der härtesten Arbeit derer, die sie schufen, von der Sehnsucht des Suchens nach neuen Formen des nationalen Lebens, — in letzter Linie immer von dem Kampfe gegen den schwachmütigen, lässigen und doch so hochmütig selbstgewissen Geist der eignen Zeit. Nationale Gesinnung ist Arbeit und Hoffnung!

Ostern.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Auf einem Berge sprachen zwei Leute stark und heftig gegeneinander. Es war im März oder April, bei wechselndem Wetter, draußen auf nasser Halde. Ihr Gespräch aber war das Gespräch zweier Geistesrichtungen. Wir haben es gehört und geben es wieder:

. . . . .: Wir müssen alle zusammenhalten, alle zusammen.

. . . . .: Ich will aber nicht, ich mag euch andere nicht, ihr mögt mich nicht. Was gehen wir uns an? Laßt mich in Ruhe!

Noi: Du wirst gezwungen werden, dich uns anzuschließen, du mußt gezwungen werden.

Jo: Wenn ihr mich zwingen könnt, dann tut es! Freiwillig gehe ich nicht mit euch, denn ich bin grundsätzlich ein Alleingänger. Nie bin ich mit anderen auf hohe Berge gestiegen, denn immer verdarben mir die anderen die Höhe. Daß ich dich hier oben treffe, ist gegen meinen Wunsch gewesen. Ich gehe.

Noi: Ich gehe mit.

Jo: Ich will allein sein.

Noi: Ich will nicht allein sein. Ich hefte mich an deine Sohlen und folge allen deinen Spuren. Steigst du aufwärts, so steige ich mit, willst du klettern, so klettere ich auch.

Jo: Und wenn du nicht so gut klettern kannst als ich?

Noi: Dann werfe ich den letzten Stein nach dir, der du verflucht seiest mit deiner Hoffart und Mißachtung aller Menschlichkeiten!

Jo: Wirf zu! Ihr alle miteinander könnt mich nicht töten.

Noi: Du hast wohl Max Stirner gelesen?

Jo: Und wenn ich ihn gelesen hätte, was geht es dich an?

Noi: Alles Menschliche geht mich an, also auch deine Krankheit.
Jo: Du hast mich leben und sterben zu lassen wie ich will.
Noi: Nein, es ist Christenpflicht, den Blödsinn zu hindern.
Jo: Auf Grund dieser Pflicht wurde Christus zum Tode verurteilt.
Noi: Frechheit! Gotteslästerung!
Jo: Denkschwäche des Herdenmenschen!
Noi: Jetzt darfst du allein gehen, jetzt will ich dich nicht.
Jo: Aha! Ich gehe.

Und es war ein gräßliches Wetter, nicht lebensgefährlich aber sehr unbehaglich. Der Wind blies nasse Schneeflocken vor sich her, die im Gesicht zerschmolzen und der Bergweg war grundlos. Auf den nassen Steinen mochte man nicht gehen, weil man rutschte, und dort wo keine Steine waren, gab es Morast. In solchem Wetter ging erst der eine und dann der andere seines Weges. Das war das Durchschnittswetter der Menschheit.

O Wind, was hast du für eine tolle Wut! Du bist tief rücksichtslos. Natürlich bist du rücksichtslos, denn du bist ja eine Elementarkraft. Du hast von deinem Standpunkt aus Recht. Wenn ich Wind wäre und es käme mir so ein Menschenkind unter die Finger, ich wollte es auch zausen und werfen und zappeln lassen. Weshalb existiert der Kerl? Er braucht nicht auf den Bergen herumzukriechen.

Es ist etwas schönes, das Opfer des Sturms zu sein. Wie es schön ist in großer Schlacht zu sterben, in großer Flamme zu verbrennen, bei hohem Seegang zu ertrinken, so ist es auch tragisch schön, wenn das Menschen-Ich sich gegen den Orkan stemmt, der in Afrika beginnt und bis zur Ostsee sich vorwärts schiebt, und wenn er dabei erliegt ohne doch seelisch überwunden zu sein. Blase nur, blase, du Windgott!

Und der Wind blies und der Schnee entstand und schmolz ohne Aufhören, da ward der Pilger ein armer Mensch und seufzte müde und des einsamen Kampfes satt: und wenn doch nur wenigstens ein Hund hier wäre, damit ich nicht ganz allein ginge!

Alle Bedürftigkeit macht schließlich demütig und sehnsüchtig nach Menschen. Man nimmt im Elend selber mit einem fragwürdigen Mitmenschen vorlieb, wenn es eben nur gerade ein Mensch ist.

Wenn nun ein anderer Mensch hier wäre, würde ich ihn nur als Mittel für meine Zwecke betrachten? Dann würde auch er dasselbe tun dürfen? Es würde mir unbehaglich sein, einen solchen Menschen wie mich gerade jetzt neben mir zu haben. Jetzt will ich ein Gemüt, was an Menschenliebe einfach glaubt. Ich lache über mich selber, aber ich dürste vor lauter Mattigkeit nach einem wahren Christen. Jetzt kann ich mir vorstellen, wie es kommt, daß die Gottesleugner oft in Todesnöten den Priester holen lassen. Sie wollen nicht allein sein und da sie niemand sonst wissen, der sie pflichtgemäß lieben muß, so versuchen sie es mit dem Priester.

Wie entsetzlich naß es ist!

Müde!

Ist das ein Leben?

Das ist das Leben.

Ich suche einen barmherzigen Samariter.

Endlich erreicht er die Dorfwirtschaft. Es ist doch gut unter einem menschlichen Dach zu sein. In äußeren Dingen braucht man die Mitmenschen. Herzlichen Dank, liebe Frau Wirtin! Das tut gut. Sie wissen, was man heute braucht!

Die Wirtin sagt: Man tut es gern um Gottes willen.

Jo: Tun sie es wirklich um Gottes willen?

Die Wirtin: Aber weswegen sonst soll ich es denn tun?

Jo: Wegen des Geldes.

Die Wirtin: Die paar Groschen! Und Trinkgelder nehme ich nicht, weil ich die Wirtin bin.

Er läßt sich also um Gottes willen weiter pflegen. Da kommt auch der Andere.

Jo: Komm' herein! Hier ist man gut aufgehoben.

Noi: Ich denke, du willst allein sein?

Jo: Ach was? Man kann doch nicht draußen bei dem Wetter bleiben.

Noi: Lieber in dem Wetter als bei einem Spötter des Heiligen.

Jo: Ich habe nicht gespottet.

Noi: Deine ganze Existenz ist Spott.

Jo: Spott über schwache Köpfe, nicht über heilige Sachen.

Noi: Bin ich ein Schwachkopf?

Jo: Ja.

Wirtin: Die Herren können beide das Wetter nicht vertragen. Jetzt will ich reden: Hier wird gegessen und getrunken und ruhig diskuriert wie es Christenpflicht ist. Damit basta.

Es wird gegessen und getrunken, aber nicht diskuriert.

Das Wetter wird immer schlechter. Heute können die Herren nicht nach unten. Ihr müßt schon hierbleiben! Aber einig müßt ihr halt auch sein, denn es gibt nur eine Kammer. Wollt ihr das? Da sahen sich beide an, lächelten, überlegten ein wenig und gaben sich die Hand: Frau Wirtin, wir wollen.

Die Wirtin: Gelobt sei Jesus Christus!

* * *

Als es aber Abend war, saßen die beiden bei der kleinen Lampe und redeten, als wären sie zwei Missionare.

Jo: Was ich gemeint habe, ist, daß Jesus gekreuzigt wurde, weil er ein freier Mensch war und weil die Masse der Menschheit die Freien nie verträgt.

Noi: Er wurde getötet, weil er mehr als ein Mensch war, ein Gottmensch. Das ärgerte den sündigen Sinn der Hohenpriester.

Jo: Daß er ein Gottesmensch war, wird erkannt an seiner Freiheit.

Noi: Nein, es wurde erkannt an seiner Menschenliebe.

Jo: Nein, es wurde gar nicht erkannt. Er wurde getötet, weil er sich nichts aus den Hohenpriestern machte, weil er eine Existenz nach eigenem inneren Willen führte. Die Sünde der Hohenpriester war, daß sie keinen freien Menschen dulden wollten.

Noi: Man darf aber auch nicht ungerecht sein gegen die Hohenpriester. Sie hatten wirklich eine schwere Verantwortung. Das ganze Volk . .

Jo: Was ging die Hohenpriester das ganze Volk an?

Noi: Sie hatten das Volk zu leiten.

Jo: Niemand hat ein Volk zu leiten.

Noi: Anarchist!

Jo: Heilandsmörder!

Die Wanduhr tickt. Zwei Menschen sitzen beieinander, als ob sie auf zwei verschiedenen Sternen wohnten. Es plagt sie aber der Gedanke, daß sie nur eine Kammer zusammen haben. Schließlich sagt der Eine:

Jo: Ich werde diese Nacht nicht schlafen.

Noi: Ich auch nicht.

Jo: Also werden wir zusammen wachen.

Noi: Wenn wir nicht beide doch von selber schlafen. So geht es im Leben; erst streiten sich die Leute und dann kommen sie alle auf denselben Kirchhof.

Jo: Ich will nicht auf dem Kirchhof liegen, wo alle liegen. Auch Jesus kam nicht auf den allgemeinen Kirchhof.

Noi: Tue mir den Gefallen und rede nicht mehr von Jesus!

Jo: Regt dich das auf? Ich denke, du bist ein guter Christ.

Noi: Eben deshalb mag ich es nicht hören, daß man so von Jesus spricht.

Jo: Ich spreche von ihm mit Achtung.

Noi: Aber du achtest an ihm etwas anderes als ich. Das ist es, was ich nicht vertragen kann. Für dich ist er der Märtyrer der Ungebundenheit und für mich ist er der Meister der demütigen Liebe.

Jo: Der demütigen Liebe? Bist du denn demütig?

Noi: Ich hoffe, es zu sein. Ohne gegenseitige Demut zerfällt die Menschheit.

Jo: Aber gegen mich warst du nicht demütig.

Noi: Weil du deinen eigenen Weg gehst. Das darf nicht sein. Das ruiniert alle Sitte und entfesselt das Volk.

Jo: Also ist das Christentum dazu da, das Volk zu fesseln?

Noi: Das Volk verträgt die reine Freiheit nicht. Es braucht etwas Festes. Es will Normen haben. Die Liebe besteht darin, solche Normen zu schaffen und zu erhalten.

Jo: Die Liebe, wenn es eine solche gibt, besteht darin, die Menschen ihre eigenen Herren werden zu lassen. Es gibt keine andere Liebe als die Ausübung des Sinnes für persönliche Freiheit.

Noi: Frei sind nur die Auferstandenen. Solange wir auf Erden sind, sind wir notwendig gebunden.

Jo: Dann hatte Kaiphas Recht und nicht Jesus.

Noi: Nein! Das Richtige ist, die Lehre Jesu nach der Methode des Kaiphas zu verwalten.

Jo: Heute bist du wenigstens ganz offen. So gefällst du mir. So weiß ich wenigstens, daß du dir selber nichts vormachst. Jetzt wollen wir schlafen. Gute Nacht, Frau Wirtin!

* * *

Die Sonne ging auf. Das war ein Ostermorgen nach allem Sturm. An allen Zacken hing rote Glut. Wie eine selige Offenbarung hob sich die Sonne aus dem Nebel des Ostens und alle Gräser glitzerten in ihrer Bestrahlung. Da standen auch die Zwei vor der Hütte, schüttelten den Frost aus ihren Gliedern und sahen beide in die Sonne hinein, als wollten sie sie austrinken.

Jo: Es gibt nichts höheres für uns Menschen als den Genuß der Sonne.

Noi: Jedem erscheint sie anders und doch scheint sie allen.

Jo: Und alle Dinge sehen so viel anders aus, wenn sie in Sonne gesehen werden?

Noi: Könnte auch unser gestriger Streit nicht in Sonne gesehen werden?

Jo: Ich sehe ihn schon so.

Noi: Ich auch.

Jo: Es ist wie bei Fausts Ostermorgen. Des Lebens Verzweiflung treibt den einen zu dieser Einseitigkeit und den anderen zu jener. Das Leben selber ist aber größer als alle Theorien unserer Verzweiflung. Es steigt immer neu in die Höhe in neuer Jugend und Holdseligkeit und treibt die Nebel weg.

Noi: Auch Jesus steigt immer neu in die Höhe.

Jo: Dem einen als Freiheit, dem anderen als Ordnung, aber allen, die ihn kennen als Licht und Kraft.

Die Wirtin: Gelobt sei Jesus Christus! Das ist ein Morgen!

Noi: Ob es wohl wieder regnen wird?

Die Wirtin: Ich glaubs halt wohl, aber jetzt schauens halt die Sonne. Da finds wohl beide einig.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

4.

Als in der ersten Frühe des folgenden Tages, nämlich am 30. April, Nino Bixio, das Gesicht durch Schlaflosigkeit und Erregung entstellt, vor Garibaldi erschien und, ihm entschlossen in die Augen sehend, sagte: „Mein General, wenn Ihr nicht gehen wollt, so gehe ich!“ erwiderte Garibaldi mit jenem Lächeln, das ihm die Herzen wie Blumen öffnete: „Bixio, dann ist es doch besser, daß ich gehe“; und zu Crispi, der eine Depesche brachte, deren Inhalt den der ersten teilweise widerrief, sagte er, indem er begütigend mit der Hand winkte: „Laßt es gut sein, es wird schon gehen“. Er sprach den Wunsch aus, bald, womöglich am folgenden Tage abzufahren, allein trotz des Eifers, mit dem Bixio arbeitete, ließen sich weder die Schiffe so schnell herrichten, noch konnten die Waffen und das Geld, das noch benötigt wurde, beschafft werden; auch einige Offiziere wurden noch erwartet.

Am Krankenlager Bertonis berieten Garibaldi, Bixio, Medici und Sirtori, ob die Expedition auf Sizilien oder auf den Kirchenstaat gerichtet werden solle. Garibaldi war bei sich entschlossen, zuerst geradewegs nach dem Süden zu fahren und von dort aus nach Rom und Venedig vorzudringen; aber er schwieg, um zuvor die Meinung seiner Offiziere zu hören. Dem zurückbleibenden Bertani trug er auf, ihm Freiwillige, soviel er vermöchte, mit Waffen auszurüsten, und nach Sizilien nachzuschicken, ferner auch Truppen für einen Angriff auf das Römische vorzubereiten, die, wenn er von Neapel aus vorrückte, von Norden kommend mit ihm zusammenwirken könnten. Da Garibaldi ihn förmlich zu seinem Stellvertreter ernennen wollte, bat ihn Bertani, er möge dies Amt zwischen mehreren teilen; er stellte ihm seinen leidenden Zustand vor, der ihm das Gewicht der Verantwortung noch schwerer mache, ihm, der weder über die Macht und das Ansehen seines Namens verfüge, noch über die geheimnisvolle Gabe, in Bedrängnis den Zweifel durch einen siegreichen Entschluß zu vernichten. Garibaldi wollte nichts davon hören; einer müsse am Steuer stehen, der könne nur Bertani sein. Er würde viele Angriffe zu erdulden haben, aber er würde sich von niemanden und durch nichts verwirren oder beugen lassen. Er wisse keinen, der wie er Zorn, Ehrliebe und jede andere Leidenschaft dem Zweck würde unterwerfen können. Die Aufgabe sei dornig, aber er sei ihr gewachsen. Es sei ihm leid um ihn, er hätte ihn gern geschont, aber die Lage verlange das Opfer. Medici ließ sich

bestimmen, zurückzubleiben, um die nachfolgenden Truppen, wenn es dahin komme, nach Sizilien zu führen.

Die Abfahrt war auf die Nacht zwischen dem 4. und 5. Mai festgesetzt. Noch fehlte eine bedeutende Geldsumme, die aus Mailand erwartet wurde, und ohne welche nicht wohl abgefahren werden konnte. Da sie am 4. noch nicht da war, schickte Garibaldi seinen Freund, den Hauptmann Nuvolari, zu Bertani, um sie dort in Empfang zu nehmen, sowie Filippo Migliavacca sie brächte, wie es verabredet war, und sie eilends nach Quarto zu tragen. Nuvolari, ein reicher Landbesitzer aus Mantova, begleitete Garibaldi bei allen Unternehmungen mit der Anhänglichkeit eines liebenden Hundes, tadelte aber, sowie der General abwesend war, seine Pläne als unüberlegt und pries die Behaglichkeiten seines bäuerlichen Daseins, als dächte er nicht daran, sie mit den Gefahren des Krieges zu vertauschen. An Bertanis Bett sitzend, sagte er, ihm solle es recht sein, wenn das Geld überhaupt nicht ankäme, so daß aus der Expedition nichts würde; denn warum sollte so viel gutes lombardisches Blut für die schmutzigen Sizilianer verspritzt werden? Er selbst ginge zwar nicht mit, aber ihn dauerten die schmucken jungen Leute, die es in ihrer Torheit für Gott weiß was für eine Ehre ansähen, sich von jenen wilden Horden totschlagen zu lassen. Garibaldi wäre ein guter Mann und ein großer Mann, aber ein Phantast, und in der Wirklichkeit fände sich manch ein Mantovaner Gassenbube besser zurecht als er. Er wisse bestimmt, daß es im Innern Siziliens Leute gebe, die rauchendes Menschenfleisch für einen Leckerbissen hielten; was man mit Kannibalen für Gemeinschaft haben könne? Es solle ein jeder für sich sorgen; er, wenn er einen gut gebratenen Puter und einen Teller voll Maronen mit einem Glase Veroneser vor sich habe, frage nicht danach, ob die Lazzaroni drunten mit einem Franz oder Ferdinand ihre Seeschnecken fräßen. Dann erging er sich in einer Schilderung seiner Felder und deren Erträge, seines Viehes und seiner Leute und des Schlaraffenlebens, das sie miteinander führten, was alles seinen Freunden bekannt war; aber wegen der saftigen Gemütlichkeit, mit der er davon zu sprechen pflegte, immer wieder gern gehört wurde.

Als die Dunkelheit fiel, wurde er unruhig, stand auf, stellte sich an das offene Fenster, prüfte den Himmel und sah nach der Uhr, während Bertani in seiner Schreibmappe Notizen über die Geldsummen, die durch seine Hände gegangen waren, durchsah. Indem Nuvolari sich wieder zu ihm wendete, sagte er: „So daliegen wie Ihr, Bertani, abgezehrt, mit Fieberflecken, ohnmächtig, und nicht mitzukönnen, das wäre mir unerträglich. Lieber möchte ich noch ein Weib sein, da könnte ich doch Hosen anziehen und mitlaufen.“ „Ich denke, Ihr wollt daheim bleiben“, fragte Bertani lächelnd. „Das ist wahr“, entgegnete Nuvolari, „aber es stände mir doch frei, zu gehen, wenn ich wollte.“ Wieder am Fenster stehend, sprach er von der Fruchtlosigkeit des ganzen Unternehmens selbst im Falle, daß Garibaldi und seine Tausend in Sizilien nicht totgeschlagen würden. Cavour würde dem Könige nicht erlauben,

das Land an sich zu ziehen, vielleicht würden sie Garibaldi selbst zum Herrscher machen. Dann säße er dort unten fest, und seine Freunde müßten sich von ihm trennen, wenn sie es auf der wilden Insel nicht aushalten könnten. Er zöge es vor, Gutsbesitzer in Montova als Statthalter von Palermo zu sein. Sizilien möchte das Paradies der Esel sein, die sich von Disteln nährten, er wäre keiner.

Er sagte dies mit häufigen Pausen, während welcher er hinaushorchte. Als es zehn Uhr schlug, sagte er: „Jetzt muß der letzte Zug von Mailand angekommen sein. Wenn Migliavacca nicht bald hier ist, nützt es nichts, noch länger zu warten." Nicht lange darauf fuhr der Wagen vor, der den Erwarteten brachte. „So gern habe ich dein Gesicht noch nie gesehen", rief ihm Bertani entgegen, „obwohl du immer ein hübscher Junge warest." „Ich hoffe", sagte Nuvolari, seinen großen Mund zum Lachen verziehend, „daß der General dasselbe zu mir sagen wird, wenn ich komme" und nahm in Eile herzhaften Abschied.

Um diese Zeit hatten die Schiffe, die Bixio nach Quarto bringen sollten, den Hafen von Genua noch nicht verlassen. In der Umgebung der Villa Spinola lagerte das Heer Garibaldi's; es waren tausend und etwa siebzig Mann. Nahe dem Strande umgab eine Gruppe junger Mailänder ihren Landsmann Simonetta, der die Ode Manzoni's auf den Tod des großen Napoleon vortrug, die anfängt: „Er ist gewesen; so wie nach des letzten Seufzers Hauch;" denn sie hatten sich erinnert, daß der fünfte Mai des Kaisers Todestag war. Er sprach halblaut, da streng geboten war, sich ruhig zu verhalten; aber denen die zuhörten, klangen die wohlbekannten Worte wie ein weithin schallender, heroischer Trauermarsch. Von ihnen abgesondert lag flach auf den Sand gestreckt Ippolito Nievo, blickte gegen den Himmel und dachte an seine Geliebte, deren Zürnen, als er ihr Lebewohl sagte, soviel mehr Liebe verriet, als je ihre Zärtlichkeit getan hatte; das unregelmäßige Wallen des Meeres tönte wie eine dunkel wahrsagende Musik in seine süße Erinnerung. Manche nahmen noch Abschied von Freunden, die sie fast beneideten und schwankten, ob sie auch mitgehen sollten, oder von Anverwandten, die versuchten, sie zum Dableiben zu bewegen. An einer Gartenmauer, hinter der die Spitzen von Cypressen aufstiegen, stand eine Frau neben ihrem Sohne; sie hing an seinem Halse und beschwor ihn mit Worten, die vor Schluchzen nicht verständlich waren, er antwortete nicht und schüttelte zuweilen den Kopf. Von den jüngsten, die heimlich das Haus verlassen hatten, waren einige unschlüssig geworden und erinnerten sich der Reden älterer Leute, wie tollkühn die Expedition sei, wie gottlos so viel Jugend in einem Unternehmen aufzuopfern, das dem Vaterlande Gefahr statt Nutzen bringen würde. Das unruhige Flüstern und Wogen in der halbhellen Nacht erregte sie und machte ihnen bange. Andere fanden Kameraden und gerieten in munteres Plaudern.

Diejenigen, die sich in der Nähe des eisernen Gitters befanden, durch das hindurch man das Haus, in dem Garibaldi wohnte, sehen konnte, blickten

immer wieder dorthin und fuhren zusammen, wenn von drinnen ein Geräusch laut wurde, das wie das Schlagen einer Türe oder das Rücken von Stühlen klang. Man wollte wissen, daß es noch keineswegs sicher sei, ob Garibaldi wirklich gehe, und daß vielleicht ein anderer an seine Stelle treten würde; aber alle waren entschlossen, nur Garibaldi zu folgen. Aus den Gärten wehten Gerüche von blühenden Orangen und Akazien; übermüde durch die Erregungen der vergangenen Tage schlummerten manche ein.

Bartolommeo Savi, ein stiller, unscheinbarer Mann, der seit Jahren mit hartnäckiger Willenskraft für die Ideale Mazzinis gekämpft und gelitten hatte, erzählte jüngeren Leuten von der Abfahrt des Pisacane vor drei Jahren. Er sei erregt, aber zuversichtlich und heiter gewesen, seine Frau habe das schreckliche Ende geahnt, sich aber beherrscht und mit lächelndem Munde: Auf Wiedersehen! gesagt und gewinkt, so lange er es hätte sehen können; als das Schiff außer Sicht gewesen sei, wäre sie zusammengebrochen und hätte geweint und keinen Trost angenommen, bis die Nachricht seines Todes eingetroffen sei; dann erst hätte man ihr zureden können. Er nannte die Namen derer, die mitgegangen waren, derer, die im Kampfe niedergemacht und derer, die ins Gefängnis geworfen worden waren. Einer von den Zuhörern sagte: „Ich möchte lieber von denen sein, die auf dem Schlachtfelde fallen, als von denen, die im Kerker langsam zu Grunde gehen.“ Man sprach von den berüchtigten Festungen auf den Inseln von Sizilien, wo der Gefangene sich mehr noch der mitgefangenen Verbrecher, als der Kerkermeister selbst erwehren müsse, wo man in der Zelle das unendliche Rauschen des freien Meeres höre und aus engem Guckloch seine Unermeßlichkeit sehen könne. Bartolommeo Savi tadelte es, daß man Befürchtungen Raum gebe, jener verantwortete sich, indem er sagte: „Man muß auf das Aergste wie auf das Höchste gefaßt sein; wir sind nur Tausend, um ein Königreich zu stürzen.“ „Tausend unter Garibaldi“, sagte ein anderer.

Es ging auf Mitternacht, als Nuvolari auf atemlosen Pferde die Straße von Genua hergeritten kam. Man horchte auf und sah gespannt dem Manne nach, der ohne sich aufzuhalten in die Villa Spinola hineinging. Man mutmaßte, wer er sei und was für eine Botschaft er so eilend gebracht haben möge. Vielleicht seien die Schiffe verhindert auszulaufen; denn man wußte, daß Cavour gedroht hatte, er werde, wenn es nicht anders sein könne, Garibaldi mit Gewalt zurückhalten. Vielleicht auch habe Garibaldi sich anders besonnen: hatte er doch erst vor wenig Tagen die Expedition verworfen, dann plötzlich zu gehen beschlossen; niemand konnte wissen, was in ihm vorgehe und woher ihm der Wille ströme. Etwa eine Viertelstunde nachdem Navolari gekommen war, ging die Türe des Hauses auf und Schritte klangen über den Kiesweg zum Gartentore; es war nicht Garibaldi, sondern ein Unbekannter, der schnell durch die Gruppen der Wartenden ans Meer ging, um nach den Schiffen auszusehen, und mit der Nachricht zurückkehrte, daß sie noch nicht in Sicht seien. Bald darauf kam Garibaldi selbst.

Einige Offiziere, die die Verteidigung Roms mitgemacht hatten, der Hauptmann Cenni, der Hauptmann Francesco Montanari, der Pole Milbitz, ein stattlicher Greis, und Pietro Ripari, Garibaldis Leibarzt, waren im Begriff in den Garten einzutreten und den General im Hause aufzusuchen. Sie tauschten Erinnerungen aus und berichteten über das inzwischen Erlebte: der alte Ripari, der sieben Jahre in den päpstlichen Kerkern gesessen hatte, erzählte von den dort herrschenden Zuständen, daß sich infolge von Feuchtigkeit, Luftmangel und schlechter Ernährung rheumatische und andere Beschwerden bei ihm eingestellt hätten, daß ihm aber das nur deshalb leid gewesen sei, weil er gefürchtet habe, seine Hände würden nicht mehr taugen, auf einem künftigen Feldzuge Garibaldis Wunden zu verbinden. Er sah verwittert und greisenhaft aus, aber unter seinen starken weißen Brauen funkelten die Augen trotzig und lustig.

Garibaldi hatte die Tracht angelegt, die er in Rom getragen hatte; als sie seinen weißen Mantel schimmern sahen, stutzten die Freunde einen Augenblick und eilten ihm dann in großer Bewegung entgegen. „Ich erkenne die Schwingen des Adlers wieder“, sagte Montanari, in dessen Augen Tränen gesprungen waren, und drückte dem General die Hand. „Mögen die Tage Roms wiederkehren“, sagte Milbitz und Ripari fügte hinzu: „Nicht weniger Ehre, mehr Glück!“ Wie das Signal einer fernen Trompete, bei dem die Schläfer vom Lager aufspringen, die Pferde mutig werden und aller Augen den Umriß großer Dinge im Dunst der Frühe ahnen, erklang Garibaldis Stimme, der gedämpft „La Masa“ rief. Einige Offiziere näherten sich ihm, empfingen Befehle und eilten hierhin und dorthin. Garibaldi und die Herren, die mit ihm aus dem Hause gekommen waren, gingen ans Meer hinunter, bestiegen ein Boot und fuhren die Küste entlang nach Genua zu, um, wie es hieß, zu sehen, ob die Schiffe nicht kämen. Die Gruppen der Freiwilligen hatten sich aufgelöst: einige blickten dem Fahrzeug nach, andere, die weiter entfernt gewesen waren, erkundigten sich, was geschehen sei. Bald darauf verbreitete sich der Befehl, daß alle in bereitliegenden Kähnen den jetzt sichtbar werdenden Schiffen entgegenfahren und von dort aus an Bord gehen sollten. Die Zurückbleibenden drängten sich noch einmal an die eilig Aufbrechenden und sahen ihnen nach, wie sie behende zwischen den Steinen hindurchglitten und sich am Strande um die Boote scharten; wie Abgeschiedene, in einer Vernichtungsschlacht Gefallene, schweigend einem unergründlichen Verhängnis gehorsam dem unterirdischen Fährmann auf das stygische Wasser folgen, strömte das stille Heer an die unbeschienene, schattenlos dämmernde Küste.

Die Nacht verging, bis alle eingeschifft waren. Auf dem einen Dampfer, der Piemonte hieß, hatte Garibaldi den Oberbefehl, auf dem andern, dem Lombardo, Nino Bixio. Als die Schiffe sich in Bewegung setzten und in das offene Meer hinausliefen, ging die Sonne auf. Wie wenn ein götterstarker Arm unterhalb des Horizontes eine Fackel schwänge, überwallte zuerst

ein gelber Dunst, wie er Feuerbrände umhüllt, den Osten, dann schlug safranfarben die Flamme nach, von einem unendlich fernen Sturm im Raume weithin verweht, bis der Glutkern selbst hinaufstieg. Garibaldis Augen ruhten leidenschaftlich genießend auf dem überirdischen Ereignis und wendeten sich dann langsam weg dem noch blassen Süden zu.

* * *

Auf einer Hochebene im westlichen Sizilien in der Nähe eines im Sommer meist ausgetrockneten Gebirgsbaches lag das Gut des Grafen von Sant 'Anna, bestehend aus einem sehr alten, burgartig gebauten Schlosse und einigen in neuerer Zeit aufgeführten Wirtschaftsgebäuden. Das Schloß hatte viereckige Türme, von denen einer gefallen war, und dessen große Trümmer durch wild hindurchwachsendes Grün immer mehr zersprengt und zerrissen wurden. In einem weiten Umkreis erstreckten sich Weinberge; denn die Familie des Marchese hatte von jeher einen Wein gemacht, der wegen seiner Farbe, einem schwärzlichen Violett, gewissen reifen Feigen ähnlich, und seines aromatischen Geschmacks, einen rühmlichen Namen hatte. Um das Schloß herum standen Steineichen, die breite, zusammenhängende Schatten warfen. In der ersten Hälfte des Mai erschien dort ein alter blinder Sänger, der auf der ganzen Insel herumkam und dem in den einsamen Gütern besonders die zahlreiche Dienerfamilie, aber auch die Herrschaft gerne zuzuhören pflegte. Er war stolz darauf, die ältesten Lieder und die echte Kunst des Vortrages durch Ueberlieferung seiner Vorfahren zu können, besang aber auch, was vorzüglich verlangt wurde, die neuesten Vorfälle des öffentlichen Lebens und hatte dabei zum Vorteile seines Geschäftes die Gewohnheit, sich lange bitten zu lassen unter dem Vorwande, daß die gewünschten Gedichte aus politischen Rücksichten gefährlich lautwerden zu lassen seien und ihm das Leben kosten könnten. Die Gräfin Sant' Anna ließ den Alten bewirten und dann in den Schloßhof führen, der sich mit dem Gesinde füllte, während die Gräfin, ihre Söhne und Töchter und Gäste vom Balkone der Fenster aus zuhörten; der Graf war abwesend. Nachdem eine alte Ballade gesungen war, wünschte einer der jungen Grafen das Lied vom Tode des Giovanni und Francesco Riso, der Anstifter des unglücklichen Aufstandes von Palermo, zu hören, worauf der Blinde zuerst behauptete, es nicht zu kennen, dann es um keinen Preis singen zu wollen, da es aufrührerischen Inhalts und seine Verbreitung bei strengster Strafe untersagt sei. Die Gräfin rief hinunter, daß in diesem Hause kein Verräter sei und ihm keine Falle gestellt werde, wie er wohl wisse; es war in der Tat bekannt, daß der Graf Sant' Anna den König haßte und aus seinen eigenen Leuten und Angeworbenen eine wohl ausgerüstete Truppe gebildet hatte, um der Revolution zu dienen. Zwar hatte er sich in der letzten Zeit vorsichtig still gehalten und erwartete einen verheißenderen Augenblick; doch hatten er und die Seinigen ihre Gesinnung zu oft merken lassen, als daß daran hätte gezweifelt werden können. Trotzdem ließ sich der Alte erst, nachdem ihm ein größeres Geldgeschenk in Aussicht gestellt war, bereitfinden, das Lied zu singen, das

erzählte, wie Francesco Riso schwerverwundet gefangen unter den Augen des teuflischen Maniscalco starb, der ihm schilderte, um sich an seinem Schmerz zu weiden, wie sein Vater Giovanni mit vielen anderen vor Porta San Giorgio erschossen worden war. Dieses Lied, das von verhaltener Rache düster war, erregte die Zuhörer, sodaß sie es noch einmal zu hören verlangten. Inzwischen hatte eine junge Dame, die mit den Töchtern des Hauses befreundet im Schloß zu Besuch war, der Gräfin gesagt, der Blinde solle irgendwo ein Lied von Garibaldi gesungen haben, das neu und wundervoller als alle anderen sei, und bat sie ihn zu veranlassen, es vorzutragen. Das zu tun weigerte sich der Sänger noch bestimmter als vorher: nur den Namen Garibaldis zu nennen, sei lebensgefährlich, er wolle sich lieber gleich selbst an einem Seile aufhängen, nicht einmal seinem Hunde, wenn er mit ihm allein sei, würde er ein solches Lied, gesetzt daß er es könnte, vorsingen. Wiederum folgte eine heftige Auseinandersetzung mit der Gräfin, die ihn einen Gaukler und Gleißner schimpfte, worauf er sein Alter, seine Blindheit und Verlassenheit bejammerte, die ihn dem Uebermut grausamer Menschen preisgäben, und schließlich, auf erneuerte Versprechungen, sich bereit erklärte, das gewünschte Lied vorzutragen. Auf seine Bitte wurde ihm ein Glas voll von dem berühmten feigenschwarzen Weine gebracht, das er austrank; dann stützte er den Arm auf das Knie und den grauen Kopf in die Hand, um sich zu sammeln und begann, indem er mit der Rechten deutete, während er mit singendem Tonfall sprach.

Die Flotte des Tyrannen besiedelt das Meer, umkränzt die Insel wie eine bewegliche Mauer, damit der Befreier nicht landen könne. Hundert Schiffe jagen das Schiff des Befreiers, suchen es wie Rudel von Hyänen ihre Beute. Die Wellen des Meeres sind in Augen verwandelt, die lauern, in Schlünde, die Blitze werfen; aber das Schiff, das Garibaldi trägt, fährt verhüllt und unnahbar, von Geistern umwölkt. Auferstandene sind es, die sagen: Du gebietest, Garibaldi, den Gräbern, in die wir mit klaffender Stirne stürzten, der Freiheit Italiens geopfert. Wir leben noch einmal an deinem vollen Herzen, noch einmal wogen die Hoffnungen um unsere Brust. Dich umschlingen wir, Garibaldi, und betreten mit dir die goldene Schwelle des Sieges. Unser Blut, das wir vergossen, schwelle dein Leben, unsere Schmerzen sollen deine Kraft härten, unsere hellen Namen in deinen Ruhm münden. Unser Atem treibt dich nach Süden und erfüllt, vor dir her wehend, die Seelen der Feinde mit schaudernder Ahnung.

Mitten durch die Fregatten des Tyrannen fährt Garibaldi sicher, ungesehen. Die Sterne fliegen mit seinem Schiff, wie wenn ein Adler über seinem Haupte hinge. Wohin blickt er mächtig über das Meer? Er blickt dahin, wo das heilige Feuer aus goldenem Herde steigt. Meer und Himmel fließen ewig blau um das Kleinod, dessen Glanz die alten Drachen aus ihren Höhlen lockt, damit sie es rauben. Wieviele wagten mit dem Scheusal zu kämpfen und unterlagen! Die Fischerfrauen, die am Strande sitzen und die

Segel waschen, färben sie blutig; die Fischer, die ihre Netze auswerfen, ziehen die triefenden Häupter erlegter Helden ans Licht.

Fürchtet nicht für Garibaldi. Gott hat ihn gemacht wie unsere heilige Insel; er ist aus Feuer gewachsen, in Feuer geläutert, in Feuer gerüstet. Das Schwert steigt aus seiner Hand wie die Feuersäule aus der Spitze des Aetna. Einsam steht er unter den dunklen Menschen, sichtbar leuchtend durch Schönheit.

Garibaldi lockt nicht die Ueppigkeit der Feste, wo der duftende Pfirsich im Weine badet; er hört den Schrei der Ertrinkenden, den Seufzer der Notleidenden, das Knirschen der Geknechteten und hilft. Seine Stimme ist eine Fanfare, seine Hand richtet die Gestürzten auf und erlöst die Gefangenen, während sein Fuß zermalmend auf den giftigen Kopf des Drachen tritt.

Als der Alte schwieg, lauschten alle noch eine Weile und blickten voll Spannung in das braune Gesicht des Sängers, der selbst erregt in die Ferne zu horchen schien. Die jungen Grafen und Gräfinnen liefen selbst in den Hof hinunter und bestürmten ihn mit Fragen, woher er das Lied habe, ob es wahr sei, daß Garibaldi unterwegs sei, oder ob er vielleicht schon irgendwo in Sizilien gelandet sei. Der Alte jedoch zwinkerte mit den leeren Augen und verweigerte jede Auskunft.

* * *

An einigen Tagen in der Woche kehrte im Kloster der Engel von Salemi um die Abendzeit ein Bote ein, der Briefschaften, die zu Schiff in Marsala anlangten, in die nahegelegenen Ortschaften trug. Die Klosterbrüder sahen ihn gerne, weil er Neuigkeiten, was er gehört oder gesehen hatte, von draußen mitbrachte, und er seinerseits rastete nirgends so gern wie im Kloster, nicht nur weil er stets einen schmackhaften Imbiß erhielt, sondern auch, weil er nirgends so willige Zuhörer hatte, deren begierige Anteilnahme ihn sogar veranlaßte, seine Mitteilungen mit eigenen Erfindungen auszuschmücken, damit sie auf ihre Kosten kämen. Hatte er gar nichts erlebt, so kam es ihm vor, als erfülle er seine Pflicht nicht, und die Mönche hätten Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein, und sein Gewissen beruhigte sich erst, wenn er auf irgend eine Fabel gekommen war, die er vorbringen konnte; in seiner Freude erging er sich oft so weit und so kühn, daß manche mißtrauisch wurden und ihm zublinzelten, sie verständen schon, daß das für die Dummen und Leichtgläubigen sei, worauf er sich bei der heiligen Rosalie und allen Heiligen, die in der Christenheit verehrt würden, verschwor, die Zunge solle ihm verdorrt aus dem Munde fallen, wenn er lüge. Der Prior des Klosters glaubte ohnehin nichts von allem was der Bote erzählte; er war ein alter, fetter Herr, der die Ruhe und das gute Leben liebte, und, da er fast sein ganzes Leben im Kloster zugebracht hatte, der Meinung war, in der Welt sehe es ungefähr ebenso aus wie zwischen seinen Mauern. Er faßte die Berichte des Boten als unterhaltende Geschichten auf, die ihm um so angenehmer waren, je toller und krauser der Inhalt war, und von denen er nicht genug hören konnte, die für ihn aber in keinerlei Zusammenhang mit der Wirklichkeit standen.

Am Abend nach der Landung Garibaldis in Marsala, konnte der Bote nicht den Augenblick erwarten, wo er im Kloster das große Wunder erzählen würde, und dachte sich unterwegs wieder und wieder aus, wie er es einkleiden wolle, um die Neugierde und das Staunen der Mönche nach Möglichkeit zu erregen. Er läutete ungestüm an der Pforte, die zum Klostergarten führte, und da er gemächliche Schritte durch den Sand schlürfen hörte, pochte er noch dazu an, damit sie sich beschleunigten. Im Garten wuchsen auf langen Feldern Salate, Gurken, Melonen, Bohnen und Erbsen, von denen einige im Schatten der Klostermauern lagen, und zwischen diesen gingen Mönche auf und ab und begoßen aus großen Gießkannen, so daß der Wasserregen rieselnd und rauschend auf die üppigen Blätter fiel. Sie gingen dem Boten entgegen, der sagte, daß er voll Neuigkeiten sei, aber erst erzählen wollte, wenn alle versammelt seien; er hatte es namentlich auf Fra Pantaleo abgesehen, einen jungen Doktor der Rechte, der die Klosterbrüder in Philosophie und Moral unterrichtete und als ein Patriot galt, und von dem er bemerkt hatte, daß er ungeduldiger als alle auf Nachrichten aus der Welt erpicht war. Auf die Meldung von der Ankunft des Boten strömten bald alle zusammen. An der Mauer des Gartens standen hölzerne Bänke, unter einem flachen, von Weinreben überwachsenen Gitterdach, deren Blüte beseligend duftete: dorthin setzte man sich, die Mönche dicht an den Erzähler gedrängt. In Marsala, begann dieser, sei ein Löwe vom Meere her an das Land gestiegen. Auf dem Marktplatze sei gerade eine Rauferei gewesen, die folgendermaßen entstanden sei: die wunderschöne Tochter einer Wäscherin habe ein Liebesverhältnis mit einem jungen Burschen. Da die Mutter ihr Kind an einen reichen Mann zu verheiraten hoffe und es streng bewache, habe ein Freund des Liebhabers es unternommen, sie zu täuschen. Er stelle sich so an, als ob er sich um das Mädchen bewerbe und belästigte die Mutter täglich stundenlang mit seiner Freierei und seinen Bitten und Klagen, während welcher Zeit die Tochter sich ungestört mit dem Geliebten vergnügen könne. Infolge eines Streites habe nun gerade der, welcher den Freier spielte, sich an seinem Freunde rächen wollen, deren Mutter alles gestanden und sie das Stelldichein belauschen lassen, woraus sich ein heftiges Streiten und Balgen zwischen Mutter und Tochter und Freund und Freund ergeben habe, in welches allmählich die ganze Nachbarschaft verwickelt worden sei. Plötzlich sei vom Hafen her Geschrei erschollen, ein Löwe sei an Land gekommen, so daß voll Schrecken alle auseinandergestoben seien. Einer der Mönche fragte, ob er selbst den Löwen gesehen habe? Freilich, antwortete der Bote lächelnd, habe er ihn gesehen, das Wasser sei aus seiner rotbraunen Mähne getropft, wie im Spätsommer der Regen von den Zweigen der Eucalyptusbäume rinne, er habe um sich geschaut mit Augen, die das Herz des Feindes in weiter Ferne erlegten, und sein Gebrüll habe wie das Rollen des Aetna geklungen, bevor er Feuer ausspeie. Die Mönche, die nicht recht wußten, was sie aus dieser Begebenheit machen sollten, erkundigten sich, ob der Löwe von Afrika her gekommen sei,

und ob er so weit habe schwimmen können, indes der Prior, dem mehr an der Liebesgeschichte gelegen war, hören wollte, was daraus geworden sei. Fra Pantaleo hatte den Boten, dem fortwährend ein verstohlenes Lächeln in den Augenwinkeln blitzte, aufmerksam beobachtet, und rief plötzlich, indem er ihn ungestüm am Arme packte und fest und beinahe drohend ansah: „Der Löwe ist Garibaldi! Garibaldi ist in Marsala gelandet!" Der Bote leugnete nicht, vielmehr war er froh, nun was er wirklich erlebt hatte, erzählen zu können; er schilderte die furchtlosen Männer, die unter den Schüssen eines neapolitanischen Kriegsschiffes ausgestiegen wären, lachend und spottend, die Pracht Garibaldis, seinen weißen Mantel über der roten Jacke, und das goldbraune Roß, das er geritten habe.

Ob niemand sich ihm angeschlossen habe, fragte Fra Pantaleo. Mit nichten, erwiderte der Bote, vielmehr seien die meisten eilends in die Häuser gelaufen und hätten nur vorsichtig zu den Fenstern hinausgesehen, besonders die Frauen hätten die Augen an dem Zug herrlicher Männer nicht sättigen können. Man hätte allgemein geflüstert, es sei schade, daß man sie überhaupt hätte an Land kommen lassen, wäre man nur vorbereitet gewesen, so hätte man sie mit Kanonschüssen empfangen können. Nun müsse man versuchen, Garibaldi in einen Hinterhalt zu locken, wo man ihn überwältigen könne; denn im offenen Kampfe könne man ihm nicht entgegentreten.

Vielleicht, sagte ein Mönch, sei es Gottes Wille, daß er sein Leben in Salemi ende, wenn er im Kloster übernachtet, finde sich wohl eine Gelegenheit, ihn niederzumachen. Der Prior, der bisher lächelnd und kopfschüttelnd zugehört hatte, winkte beschwichtigend mit der Hand, indem er sagte: „Nun, nun!", um anzudeuten, daß man sich um einer Geschichte willen nicht so weitgehend zu äußern brauche. Der Bote hingegen, der sich mehr und mehr erhitzte, sagte, man habe wirklich davon gesprochen, daß, wenn er sich irgendwo einquartiere, man Feuer an das Haus legen könne, damit er im Schlafe verbrenne. Darauf entgegnete ein Mönch, Ablaß vom Papste würde man schon erhalten, aber wenn Garibaldi der Teufel sei, wie es heiße, würde ihm Feuer vielleicht nichts anhaben können. Schön sei er freilich, sagte der Bote, wie man es von Satan, dem gefallenen Engel sage. Dadurch dürfe man sich nicht betören lassen, fiel ein anderer Mönch ein; man müsse alles versuchen ihn zu töten, irgendwo werde ihm schon beizukommen sei; sonst würde er sie umbringen und das ganze Kloster seiner Horde zur Plünderung übergehen.

Fra Pantaleo warf zornige Blicke auf die Sprechenden und verwies ihnen so töricht zu schwatzen: Garibaldi schone die Wehrlosen, nur die Feinde des Vaterlandes werde er vernichten, worauf jene böse erwiderten, sodaß der Prior, um Frieden zu stiften, sagte, sie hätten alle Unrecht, und den Boten in die Küche führte, wo er seine Mahlzeit einzunehmen pflegte. Die zurückbleibenden Schüler blickten gespannt auf Fra Giovanni Pantaleo, ihren Lehrer, dessen der Revolution zugeneigte Gesinnung ihnen bekannt war und die sie aus Anhänglichkeit an seine Person teilten; indessen, gewöhnt sich zu fügen,

schwieg er, nur in seinen Augen funkelte eine den jungen Leuten verständliche leidenschaftliche Sprache.

Um Mitternacht schwangen sich Fra Giovanni und sein Lieblingsschüler Raimondo aus einem niedrigen Fenster der Kapelle in den Klostergarten, in dem es von alten, sehr hohen Zypressen dunkelte. Durch eine derselben wuchs eine Rose, deren Stamm und Zweige mit denen der Zypresse so verschlungen waren, daß sie nur gewaltsam zu trennen gewesen wären, und die vielblättrigen Blumen strömten wie eine Kaskade Licht aus dem Monde unerschöpflich an der zerklüfteten Gestalt des Baumes herunter. Fra Giovanni zog seinen jungen Freund unter die Bäume, legte den Arm um seine Schulter und erklärte ihm flüsternd seinen Entschluß, das Kloster zu verlassen und zu Garibaldi zu gehen. Er sagte: „Ich habe dir meine Liebe gestanden, obwohl unsere Regeln das Ueberquellen der irdischen Gefühle verbieten. Mit meinem Feuer entzündete ich eine Flamme in deinem Busen; was ich wußte, lehrte ich dich, die schönsten Geheimnisse der menschlichen Sprache, Freiheit und Liebe, habe ich dir gedeutet. Du gabst mir Vertrauen für meine Zärtlichkeit; der Augenblick ist gekommen, wo du mir dein Herz zeigen kannst." Der junge Mann war bleich geworden und legte seine zitternden Hände an die Brust. „Wenn ich es dir zeige", antwortete er, „wirst du darin sehen meine unendliche Liebe bis zum Tode." Fra Giovanni erzählte ihm, daß immer, wenn er den Namen Garibaldi habe aussprechen hören, es ihm gewesen sei, als vernähme er Meeresrauschen aus der Ferne, mächtig lockend und mit Sehnsucht erfüllend. Er habe versucht mehr von diesem Manne zu erfahren, bis er die Legende seiner Taten mit dem Rosenkranz gebetet habe. Nun sei die Luft voll von seinem Wesen, es halte ihn nichts mehr. Wenn Garibaldi ihn mitnehme, wolle er ihm folgen, wohin es sei. Er glaube dadurch keine Sünde gegen Gott zu begehen; denn es könne nicht Gottes Wille sein, daß die Menschen sich in Klöstern begrüben, da er ihnen Leben gegeben habe, dessen Natur Tätigkeit sei. Er habe den Menschen Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit eingeflößt, habe ihnen Kraft gegeben den Leidenden zu helfen und die Schlechten zu bekämpfen. Raimondo möge fortfahren ihn zu lieben und ihm bei seiner Flucht behülflich sein.

Der Jüngling hängte sich an die Schulter seines Lehrers indem er bat: „Nimm mich mit dir! Was soll ich in dieser Oede ohne dich?" Fra Giovanni entgegnete freundlich: „Warte bis du hörst, wie es mir ergangen ist. Deinen Entschluß, ein Soldat der Freiheit zu werden, segne ich; doch sollst du dich nicht vergeblich Gefahren aussetzen. Ich werde Mittel finden, dich zu rufen, wenn ich Glück habe." Im Schatten der Bäume sich haltend, gingen sie bis an die Mauer des Gartens, die Fra Giovanni übersteigen mußte, um zu entfliehen; dort blieben sie stehen und umarmten sich mehrere Male. Fra Giovanni schwang sich auf die Schultern des andern, der sich gebückt hatte, und von da auf die Mauer, winkte dem unten Stehenden noch einmal mit der Hand und verschwand. Der Zurückbleibende horchte

gespannt auf den jenseitigen Sprung und auf die leisen Schritte, die sich schnell entfernten, und blickte lange mit feuchten Augen nach dem Kamme der Berge, der wie ein blaues Kranzgewinde oberhalb der Mauer sichtbar war.

Als am andern Morgen Garibaldi an der Spitze seines Heeres sich Salemi näherte, trat ihm Fra Pantaleo in den Weg mit den Worten: „Heil dir, Erlöser Italiens, und Heil mir, daß ich dein Angesicht gesehen habe!“ Oberst Dürr, ein Ungar, der an Garibaldis Seite ritt, warf einen ärgerlichen Blick auf den Mönch, Garibaldi indessen betrachtete sein volles, rotwangiges Gesicht, aus dem ein Paar treuherziger Augen glänzten, mit Wohlwollen und erwiderte: „Ihr seid ein Franziskaner; die wirken unter den Armen und tun mehr Gutes als die Priester. Ich danke Euch für Euren Gruß. Wenn Ihr der guten Sache dienen wollt, so verteilt einen Aufruf, den ich Euch geben werde, in Eurem Kloster und unter dem Volke.“ Fra Pantaleo erklärte sich dazu bereit; doch möge Garibaldi ihm erlauben, wiederzukommen und sich ihm anzuschließen. Er kenne Land und Leute: das Volk Siziliens wär nicht böse, aber unerzogen und abergläubisch, Barbaren, wie es den Absichten der Jesuiten, in deren Händen sie wären, paßte; wenn sie einen Mönch im Gefolge des Generals sähen, würden sie ihn eher als den Gesandten Gottes erkennen, der er sei.

Noch hatten sich Garibaldi nur die Truppen des Grafen Sant Anna angeschlossen, die Bevölkerung ließ ihn unschlüssig staunend an sich vorüberziehen; eine volkstümliche Erscheinung wie der Franziskanermönch, könnte in der Tat dazu dienen, ihn ihr geheuer zu machen. „Wenn Ihr wollt“, sagte er, „so bleibt bei mir. Ihr mögt mein Ugo Bassi sein.“ Bei dieser Mahnung flammte die Begeisterung überwältigend wie Schrecken in Fra Giovanni auf; denn der Barnabit, der, sanft wie ein Kind, die Revolution so hinreißend gepredigt hatte, daß eine Flammenspur seine Straße durch Italien bezeichnete, der seine Kutte mit dem Scharlachhemd Garibaldis vertauscht und seine Liebe Italiens mit dem Tode durch Feindeshand besiegelt hatte, war seit vielen Jahren heimlich sein Vorbild gewesen. Obwohl ihm durchaus unähnlich im Aeußeren, in Wesen und Anlage, träumte er davon, ihm zu gleichen, worin ihn bestärkte, daß Ugo Bassi, der, bevor er Garibaldi folgte, mehrere Male in Sizilien gewesen war, mit ihm, damals einem Kinde, gesprochen und ihn geliebkost hatte. So möge Garibaldi ihm gestatten, sagte er, daß er voran nach Salemi eile und das Volk belehre, in welcher Absicht er komme, und wie es ihn zu empfangen habe.

In Salemi hatte unterdessen ein Jesuitenpater soviel Leute wie möglich zusammengerufen und sie gewarnt, ihre Habseligkeiten und Personen in Sicherheit zu bringen; denn Garibaldi sei kein Christ, seine Bande bestehe aus Türken und Sarazenen, die mit dem Raub an Weibern und Kirchenschätzen und was sie sonst fänden über das Meer in ihre Höhlen zögen. Zwischen die Erschrockenen, die nicht wußten, wohin sie sich zuerst wenden sollten, trat beruhigend die vertraute Gestalt des Fra Giovanni mit seinen blühenden Wangen und seiner starken, wie eine Kugel rollenden Stimme. Indessen er sich von einem zum andern wandte, sagte er: „Hast du vergessen, wie ich dir

deine Schafe und Esel segnete, als sie trächtig waren, und was für einen guten Wurf sie machten; und du, daß ich deines Vaters Beichte empfangen und ihn getröstet habe, als er vor Gewissensbissen nicht abscheiden konnte, und daß ich ihm die Sterbegebete gesprochen habe wie einem reichen Wohltäter? Denkst du daran, daß ich dich beschützt habe, als sie dich vor Gericht ziehen wollten, weil du den Steuerboten erstochen hattest? Ich weiß es, ihr seid gut und dankbar und liebt mich, wie ich euch liebe. So hört denn auf mich und nicht auf jenen Jesuiten, der ein heimtückischer Wolf ist und euch verführen will: Garibaldi ist ein so guter Christ wie er und ihr und ich, ja ein besserer." Er lud die ganze Bevölkerung ein, in die Kirche des heiligen Agostino zu kommen, wo er zu ihnen reden wolle, und sprach, nachdem sie sich in Bälde gefüllt hatte, etwa folgendermaßen: Es war die Nacht des vierten April; aus den Bergen stiegen die kalten Nebel, die Fieber bringen und legten sich auf die mutigen Männer, die verborgen das Zeichen der Revolution erwarteten, um das Vaterland zu befreien. In der großen Stadt Palermo schliefen die meisten in ihren Betten; nicht so in den Kerkern des Königs die Gefangenen auf faulem Stroh, die davon träumten, im Kampfe gegen den Tyrannen zu sterben. Da auf einmal, wie ein Schwert ins Fleisch bohrt und Blut aufspritzt, durchdrang diese Nacht ein Glockenton, und es läutete. Die Schläfer fuhren aus ihren Kissen auf und horchten und zogen schaudernd die Decken über sich, um nicht weiter zu hören; denn der Ton war angstvoll, drohend und klagend wie Leben in Todesnot. Wißt ihr, wer den Strang gezogen hat, daß es läutete? Es war ein Mönch im Kloster La Gancia, der gesehen hatte, wie die Knechte der Bourbonen die Verratenen überfielen, die Sizilien befreien wollten. Ein Mönch tat es, ein Gelobter Gottes; denn die, welche sich Gott gelobt haben, sollen mehr als alle die Freiheit lieben, die die Luft des Himmels ist. Viele hörten den Notruf, aber verstopften sich die Ohren und verkrochen sich anstatt zu helfen. Da fiel Francesco Riso, der gute, mit seinen Gefährten, verlassen und ungerächt. Einer hörte, einer in weiter Ferne: Garibaldi. Fern unserer Insel, im freien Norden hörte er den Schrei der Glocke von Palermo und zögerte nicht: er stieg auf das Schiff und fuhr durch die lauernde Flotte des Königs hindurch, wie der Engel durch die Reihen der Wächter und mitten durch die Mauer des Kerkers schritt und Petrus hinausführte.

Solche Worte strömten dem glücklichen Bruder auf die Lippen, ohne daß er sich zu besinnen brauchte, desto kräftiger und eindringlicher, je mehr die Begeisterung um ihn zunahm. Seine Augen, die, wenn er erregt war, das blendende Funkeln geschliffener Steine hatten, zwangen die Leute, ihn anzusehen und erfüllten die Seelen ebenso sehr wie seine Worte mit dem was er wollte. Als es ihm schien, daß der Drang, Garibaldi zu sehen und ihm zu huldigen alle erfaßt hatte, schloß er seine Rede und sagte, daß sie sich insgesamt aufmachen wollten, ihm zu begegnen, der der Stadt schon nahe sein müsse. Das Volk strömte aus der Kirche, und es wurde schleunig eine Fahne geholt und eine Musikbande versammelt; Garibaldi hatte inzwischen mit seinem Stabe den

Marktplatz erreicht. Fra Giovanni, der der Volksmenge voranging, ergriff den Zügel des Pferdes, das der General ritt, und rief aus: „Sehet dies Angesicht, damit ihr inne werdet, daß Garibaldi nicht der Zögling des Teufels, sondern der Liebling Gottes ist. So sah der König der Menschen aus, Christus, als er den Drachen des Todes überwand und uns das ewige Leben schenkte."

Von den brennenden Augen, die an dem ruhig lächelnden Gesicht Garibaldis hingen, füllten sich viele mit Tränen. Auf eine kurze Pause atemlosen Stillschweigens folgte zügelloser Jubel: von der Lust ihrer aufgelösten Gefühle hingerissen, taumelte das Volk um die erstaunten Soldaten. Die schmetternde Musik vermischte sich mit dem unverständlichen Geschrei der Menge zu einem betäubenden Getöse, aus dem von Zeit zu Zeit gellend der Ruf aufstieg: Evviva Garibaldi! Evviva Cristo! Garibaldi wartete, bis das Toben sich einigermaßen erschöpft hatte, winkte mit der Hand und sagte in die Stille, die entstand: „Gott ist ein Gott des Friedens. Wer aber seinen Frieden bricht und seine Kinder mißhandelt, dem ist er der Herr der Rache. Als das Maß der Sünde auf Erden voll war, umgürtete er Christus mit dem Schwerte, damit er Krieg mit ihr führe und sie vernichte. Der Herr der Rache hat auch mir das Schwert gegeben und in seinem Namen führe ich es gegen den Tyrannen. Folgt mir und helft mir; der Diener Gottes wird an unserer Seite sein und unsere Opfer segnen." Er beugte sich bei diesen Worten zu Fra Pantaleo und küßte ihn; worauf der Jubel sich von neuem erhob, und ein jeder sich eines der Fremdlinge zu bemächtigen suchte, um ihn ins Quartier zu führen und zu bewirten.

* * *

Nachdem Crispi sich mit einigen Herren des Generalstabes beredet hatte, trat dieser zu einer Beratung zusammen und legte darauf Garibaldi die Bitte vor, er möge die Diktatur über Sizilien annehmen, bis die Bourbonen vertrieben seien; er tat es im Namen des Königs Viktor Emanuel. Da inzwischen verschiedene Banden gekommen waren, um sich unter Garibaldis Befehl zu stellen, beschloß der General, einige Tage in Salemi zu bleiben, sein Heer rasten zu lassen und ihm die neuen Truppen so gut es ginge anzugliedern, in der Voraussicht, daß der erste Zusammenstoß mit einer bourbonischen Armee, die in der Nähe zu sein schien, bald erfolgen müsse.

Die meisten sizilianischen Truppen befanden sich in einem schlechten Zustande, nicht am wenigsten die des Grafen Sant'Anna, was dieser damit erklärte, daß sie sich wochenlang in den öden Bergen hätten verborgen halten müssen, der Witterung ohne Schutz ausgesetzt, ohne Möglichkeit die bei kleinen Gefechten und schnellen Rückzügen zwischen den Felsen zerrissenen Kleider und Stiefel durch neue zu ersetzen. Garibaldi tröstete, er würde mit der Zeit Mittel finden dem Schaden abzuhelfen, Geld, Waffen und Mäntel aus Genua nachkommen zu lassen, wären die Leute nur willig und tapfer, könnten sie der guten Sache große Dienste erweisen. Die braunen Gesichter mit den sprühenden Augen, die mageren und sehnigen Gestalten, denen man ansah, wie abgehärtet

sie waren, entzückten ihn; auch hätte er sie, wenn sie noch bettelhafter erschienen wären, willkommen geheißen als die erste Bürgschaft der wirklich bestehenden Revolution in Sizilien.

Die jungen Lombarden, Genuesen und Venezianer, die die gerühmte Insel nur durch die Sagen und Geschichten aus der fabelhaften Zeit des Altertums und Mittelalters kannten, durchstreiften die üppig fruchtbare Gegend von Salemi und bestaunten die hohen Felder gelbbraunen Kornes, das unter dem starken Blau des Himmels dicht über die Erde hinlodernden Fackeln glich, die rosigen Wäldchen der Mandelbäume, die man sich mit spielenden Amoretten bevölkert denken mochte, die weißen, flachen, geheimnisvollen Häuser mit den wenigen schmalen Fenstern, aus denen schöne Mädchen, stolz, keusch und glühend wie Lilien, sahen, dahinten die nackten goldenen Berge.

Fra Giovanni bat den General ihm zu erlauben, daß er nach seiner Vaterstadt Castelvetrano gehe, seinen Aufruf an die Sizilianer an den Mauern anschlage und womöglich Freischaren werbe; es lebten ihm dort eine Mutter eine Schwester, denen sein neues Geschick zu verkünden er ungeduldig war. Mit den Instruktionen des Generals machte er sich auf, als es dunkelte, und wanderte rüstig über die wilden Pfade, die von Salemi nach Castelvetrano führten, und die er auch ohne das Licht des fast vollen Mondes, der zugleich aufging, nicht verfehlt haben würde. Er dachte an den von Träumen zerrissenen Schlaf der Mönche im Kloster Degli Angeli, an ihre Spaziergänge im Kreuzgang des Klostergartens, dem Umlauf der großen Zeiger um Uhren vergleichbar, und seine Brust weitete sich von stolzen und hoffnungsvollen Gefühlen. Die Freiheit, das Leben, das er sich erobert hatte in einem Gnadenaugenblick, wollte er allen seinen Brüdern, soweit er wirken konnte, mitteilen. An kühnen und folgereichen Plänen spinnend, beachtete er die gebrochenen Säulen von Selinunt nicht, die Türmen und Festungen gleich eine mittelalteriche Stadt zu verkünden schienen. Das leise zitternde und weich glitzernde Meerwasser umspülte die Kolosse, wie es vor Jahrtausend vielleicht das Felsgebirge umflutet hatte, dem sie entstammten. Mit unbenennbaren Empfindungen unauslöschlichen Lebens und triumphierender Vollkommenheit eilte Fra Giovanni die hohe Küste entlang, zuweilen den Namen Gottes laut ausrufend, den er zum erstenmal, nach dem eiteln Beten und Tüfteln vieler Jahre, begriffen zu haben glaubte. Als ihm ein grauer Schein von Olivenwäldern anzeigte, daß er Castelvetrano nahe sei, fing er an langsamer zu gehen und horchte zuweilen; nichts rührte sich. Der Ort lag in Dunkelheit, nirgends brannte Licht; der Mond war schon untergegangen.

Vor der Kirche des heiligen Johannes blieb er stehen, besann sich einen Augenblick und trat ein. In einer Kapelle befand sich das große und weitberühmte Gemälde der Enthauptung des Heiligen, welches eine davor brennende Ampel so beleuchtete, daß das Haupt des Täufers rötlich beschienen zu erkennen war. Fra Giovanni sah die ihm wohlbekannten Züge, die hohlen Wangen, den grassen Blick, mit einer neuen Empfindung; denn auch er war,

wie dieser Prophet, von dem er den Namen empfangen hatte, der Vorläufer eines göttlichen Helden, bereit zu dulden und zu sterben, aber erfüllt von der Ahnung unvergleichlicher Siege. An der äußeren Wand der Kirche und an dem alten Palast der Herzoge von Monteleone befestigte er den Aufruf, in welchem der Diktator die Jünglinge und Männer Siziliens ermahnte, die Waffen zu ergreifen, da der langersehnte Augenblick, die Freiheit zu erkämpfen, gekommen sei.

Niemand störte Fra Giovanni bei seiner Arbeit, nicht einmal ein Hund schlug an; er hätte sich ebensogut zwischen den Ruinen einer verlassenen Stadt befinden können. Erst als er fertig war, kam ihm zum Bewußtsein, daß die Luft kalt und feucht war, und indem er die Kutte, unter der er schon das rote Hemd trug, fester an sich zog, eilte er zu dem kleinen, in einer engen Straße gelegenen Hause, das seine Mutter bewohnte. Er klopfte an ein Fenster, hinter dem sie schliefen, wie er wußte, und rief zugleich, damit sie nicht erschräken, daß er es sei, Giovannino, worauf seine Schwester die Haustüre öffnete und ihn einließ. Er wollte sich an das Bett seiner Mutter setzen, die braun und klein wie eine Puppe zwischen den Kissen lag, doch litt sie es nicht, sondern schickte ihn in die Küche, sie dort zu erwarten. Bald darauf erschien sie völlig angekleidet und begab sich mit Hilfe ihrer Tochter an das Kochen und Zurüsten, zwischendurch den Sohn liebkosend und nach der Ursache seines Besuches zu so ungewöhnlicher Stunde ausfragend. Was er ihr von seiner Flucht aus dem Kloster und seiner Begegnung mit Garibaldi und seinen Zukunftsplänen in Eile berichtete, hätte sie erschreckt, wenn nicht sein guter Mut und das unterwürfige Vertrauen, das sie zu ihm als ihrem einzigen Sohne und einer geistlichen Person hatte, sie wiederum beruhigt hätte. Nachdem er während des Frühstücks ausführlicher erzählt und versichert hatte, daß sowohl Garibaldi wie Viktor Emanuel gute Christen seien, wurde die kleine Frau, die um vieles älter aussah, als sie war, anteilvoll und munter, ihre dunklen Augen, denen die des Sohnes glichen, fingen an abenteuerlich zu funkeln, und sein Vorschlag, sie solle mit der Schwester nach Palermo kommen, wenn es befreit sei, versetzte sie in fröhliche Erregung.

Als es Tag geworden war und Fra Giovanni annehmen konnte, daß eine große Anzahl von Menschen bereits den Aufruf gelesen hatte, begab er sich hinaus, um zu erfahren, was für einen Eindruck sie davon empfangen hatten, und da er eine ziemliche Menge auf dem Platze versammelt fand, führte er sie in die Kirche, in der er Nachts gebetet hatte, in der Absicht, sie, so wie er in Salemi getan hatte, für Garibaldi und den Freiheitskrieg zu begeistern. Seine Mutter und seine Schwester saßen festlich unter den Zuhörern und wiegten ihre Seelen auf dem Schwunge seines Predigens. Er hatte damit nicht weniger Erfolg als in Salemi, sodaß ein Häuflein junger Männer sich gleich zusammenfand, um Garibaldi zu folgen. Der Diktator empfing den Mönch und die kleine Freischar freudenvoll, als ob er sich beträchtliche Hilfe von ihnen verspräche, und bemühte sich, sie einigermaßen auszurüsten und einzuüben. Die Entscheidungsschlacht mußte in den nächsten Tagen stattfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zahnarzt.

Roman von Kurt Aram.

4.

Fortan fand sich Fräulein Wladacek sehr häufig bei Ferdinands ein. Meist abends, wenn des Tages Arbeit für alle vorüber war. Immer mit einem Blumenstrauß für Ilse, so sehr sie auch über diese unnütze Ausgabe schalt. Immer waren die drei zu ernsten Gesprächen wie heiteren Scherzen aufgelegt.

„Es ist einfach fabelhaft, was das Frauenzimmer zusammenschwatzen kann. Noch viel mehr als du, Ilse", stellte Franz fest.

„Viel merkwürdiger finde ich, daß es eigentlich selten dummes Zeug ist, was sie sagt", meinte Frau Ilse, die mit ihrem Manne noch bei einem Glase Wein im Restaurant saß, nachdem sie ihren Gast zusammen nach Hause gebracht hatten.

„Weshalb hast du eigentlich immer noch Lust in ein Wirtshaus zu gehen, Ilse?"

Frau Ilse lächelte. „Merkst du das wirklich nicht?"

Franz verneinte.

„Weil dir der Wein die Zunge löst."

„Sie ist doch auch ein famoses Mädel?"

Frau Ilse nickte zustimmend.

„Angst um sie hast du nicht mehr?"

„Nein, Franz, Angst habe ich nicht mehr, denn ich glaube, ich kenne sie nun bald so gut, daß ich sagen kann, auf etwas Unrechtes läßt sie sich nie ein."

„Was hältst du eigentlich von dem Dr. Bersen?"

„Bist du eifersüchtig, Franz?"

„Laß, bitte, die Scherze."

„Im Ernst also. Ich werde nicht klug aus ihm. Erzsi behauptet zwar immer, er interessiere sich nur für ihre Schwester, aber ich begreife nicht recht, weshalb er dann immer bei ihr steckt, nicht bei der Schwester."

„Was treibt er eigentlich? Hast du darüber etwas erfahren? Mit mir spricht er so gut wie gar nicht, mit dir um so mehr."

„Er hat mir erzählt, daß er in einer chemischen Fabrik tätig ist und noch den Winter über hier bleibt, um dann seine eigene chemische Fabrik in Amerika zu übernehmen."

„Du glaubst also, er interessiert sich für Erzsi?"

„Sonst wenigstens ist mir ganz unverständlich, weshalb er sich alles von ihr gefallen läßt. Sie behandelt ihn wirklich recht schlecht, nicht wahr?"

„Wie einen Bedienten. Nicht wie einen Liebhaber. Da hast du schon recht. Sonderbar, daß er all ihren Launen nachgiebt, nie revoltiert."

„Es wird ihm allerdings oft sauer, das merke ich wohl. Aber er schweigt, lächelt spöttisch und denkt vielleicht: warte, wenn ich dich erst habe, dann wird dies schon anders werden."

„Glaubst du, daß es Erzsi gut bei ihm haben wird?"

„Das weiß ich wirklich nicht, denn er geht wenig aus sich heraus. Für wahrscheinlich halte ich es schon, denn wer sich so viel gefallen läßt, liebt, und ein anständiger Charakter ist er unzweifelhaft."

Franz trank hastig sein Glas aus. „Gehen wir also."

Sie gingen eine Weile stumm neben einander her.

Franz seufzte. „Wenn man wenigstens helfen könnte, daß sie wirklich in gute Hände fällt und Verständnis findet."

„Hältst du das für so schwer?"

„Ich glaube nicht, daß sie viel Brutalität vertragen kann. Ich glaube, sie ist leicht unglücklich zu machen."

„An Brutalitäten muß sich jede Frau gewöhnen. Oder glaubst du, daß es irgend eine Frau gibt, die nicht auch an dem besten Mann vieles brutal fände?"

Franz wehrte ärgerlich ab. „Gewiß, gewiß, aber es handelt sich doch um einen besonderen Fall. Du sagst ja selbst, sie ist auffallend gescheit und dazu wirklich Künstlerin."

„Und Künstler sollen überhaupt nicht heiraten, hast du oft gesagt."

„Es ist wohl auch richtig."

„Dabei hast du selbst geheiratet!"

„Ich habe es längst aufgesteckt, mich für einen Künstler von Belang zu halten."

„Ich glaube, Erzsi denkt im Ernst gar nicht daran, zu heiraten."

„Das glaube ich ja auch . . . Aber ein junges Mädchen . . . Und sie ist doch auch nicht von Stein . . . Und leben will sie ebenfalls, wozu doch wohl auch die Liebe gehört. Lieben wird sie nie ohne Heiratsgarantien. Dafür steckt sie selbst noch viel zu tief in allen Konventionen der guten Gesellschaft."

„Armer Franz. Du hast wirklich deine Not."

„Spotte nur. Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

*
* *

An den ersten Abenden, wenn Fräulein Wladacek erschien, fragte Franz immer gleich, was sie den Tag über getrieben.

Nun, sie hatte gemalt, aber nicht viel, denn sie fühle sich jetzt so faul, so unlustig zum arbeiten.

„Wissen Sie, weshalb?"

Das wußte sie nicht. Sie habe so eine Unruhe in sich und gar keine Geduld.

„Es wird doch nicht Frühling, sondern Herbst", meinte Frau Ilse.

„Da draußen wohl, da haben Sie recht. Aber in mir! O, Sie wissen gar nicht, wie wohl ich mich jetzt fühle, Frau Ilse. So gut habe ich es ja noch nie im Leben gehabt. Keine Mama, die sagt: das mußt du tun, das darfst du nicht tun. So viel Freiheit! Und so liebe Menschen, die freundlich sind und mich immer noch nicht leid werden."

„Wo Sie nur alle die Bekannten her haben! Es ist erstaunlich."

Fräulein Wladacek sah Franz aufmerksam an, dann lächelte sie. „Ich will Ihnen erklären, wie das kommt. Da wohnt zum Beispiel in unserm Haus, im Parterre, ein alter schrecklich brummiger, geiziger Herr, der Hausbesitzer, der allgemein gefürchtet wird. Nun, ich will einmal telephonieren. An meinen Mallehrer. Aber nur der alte Brummbär hat ein Telephon im Haus. Frau Grün ist außer sich, daß ich es wagen will, zu ihm zu gehen und zu bitten, daß er mich telephonieren läßt. Ich lache sie aus und gehe hinunter. Ich schelle einmal, zweimal, dreimal. Endlich schlürft etwas näher, der alte Brummbär selbst öffnet die Tür mit einem Gesicht! Na, ich bekam selbst Angst. Als wollte er einen fressen mit Haut und Haaren. Ich stottere eine Entschuldigung und bringe meine Bitte vor. Er ist starr vor Erstaunen, denn das hat noch niemand gewagt. Da er nichts sagt, trete ich in den Flur und mache die Tür hinter mir zu, denn es zieht."

„War das nicht unvorsichtig?"

„Ein so alter Herr, Frau Ilse! Ich frage, wo das Telephon ist. Er knurrt etwas, bringt mich aber hin. Ich telephoniere also. Er steht hinter mir und sagt kein Wort. Aber er schnauft mir immer in den Hals, so daß ich schnell die Tür des Telephonkämmerchens zuschlage. Als ich mit Telephonieren fertig, ist mir wieder Angst, denn der Alte stand immer noch vor der Tür und ich fand den Mut nicht, wieder zu ihm zu treten. Am Ende ohrfeigt er mich, dachte ich, oder tut sonst etwas schreckliches. Aber ich kann doch nicht Stunden lang in dem Käfig sitzen, fast ersticken und warten, bis der Brummbär draußen fortgeht? Ich mache also schließlich klopfenden Herzens die Tür auf und bitte wieder um Entschuldigung. Ich könne nicht telephonieren, wenn jemand hinter mir steht und zuhört. Er antwortet gar nichts, sondern begleitet mich. Aber nicht zur Haustür, sondern in ein Zimmer. Und denken Sie, ein so schönes, altmodisches Biedermeierzimmer habe ich noch nie gesehen! Ich bin ganz außer mir vor Entzücken und vergesse den alten Herrn vollständig. O, ich sage Ihnen, ein Zimmer! Zum Küssen! Ich laufe herum und freue mich an all den alten, guten Sachen und schlage die Hände zusammen vor Jubel. Auf einmal brüllt etwas hinter mir, daß ich erschrocken herumfahre. Der alte Herr lachte, müssen Sie wissen. Es war garnicht schrecklich gemeint, hörte sich nur so an. Er freute sich über meine

Freude. Und nun sehe ich ihn zum erstenmal bei Licht, denn auf dem Gang war es dunkel. Er hat einen wundervollen, alten, geblümten Schlafrock an mit dicken roten Quasten und schöne hohe Türkenstiefel aus rotem Saffianleder. Ich werde ganz gerührt, denn wir haben solche noch von Großpapa her zu Hause. Sehen Sie einmal dort hinein, Jungfer, sagt er. Denken Sie, Jungfer sagt er. Ganz wie vor hundert Jahren. Er reißt eine Tür auf. Ein ganzes Zimmer voll Vögel. Kleine Bäumchen überall, von denen sie singen, und mitten im Zimmer ein Springbrunnen, in dem sie baden können ... So sind wir gute Freunde geworden, und Frau Grün ist ordentlich eifersüchtig."

„Was Sie natürlich freut", warf Franz ein.

„Aber sehr freut mich das! ... Und wenn ich jetzt die Treppe herunterkomme, steht er gar oft an der Haustür. Hat sie nichts zu telephonieren, Jungfer? Wenn ich irgend kann, trete ich bei ihm ein, und er zeigt mir all seine schönen Sachen. Prächtige Silhouetten und alte Stiche. In einen bin ich ganz verliebt. Ich glaube, er schenkt ihn mir, wenn ich abreise. Er stellt Byron dar. Der Kopf ist prachtvoll. Schwer in die Linke gestützt, der Blick melancholisch in die Ferne gerichtet. Auf die See, die tobt, ein furchtbarer Blitz fährt durch die Luft und zerreißt ein Schiff in tausend Stücke. Aber das schönste ist auf der Rückseite. Man muß das Bild von der Wand nehmen. Ein ganz kleiner, zierlicher Stich. Ein Gräberfeld mit Leichensteinen. Auf dem einen steht: Themistokles, auf dem andern: Alcibiades, auf einem dritten Aristides. In der Mitte des Bildchens aber der größte Leichenstein, an dem trauernd ein Engel lehnt. Der Stein trägt die Inschrift: La Grèce reconnaissante. Nicht wahr, das ist hübsch? Und dann ist da ein sehr realistischer Stich von Friedrich Schiller, wo Schiller eine ungeheure Nase hat. Und dann kolorierte englische Stiche. Ein kleines, schmachtendes Mädchen in weißem Kleid. Das Köpfchen zur Seite geneigt, das Hälschen so lieb dekolletiert. Und in der Rechten eine langstielige Rose, die sich auch schmachtend seitwärts beugt, während die Linke mit dem edel ausgestreckten Zeigefinger den Rücken eines Windspiels berührt. Und ist der alte Herr besonders gut gelaunt, öffnet er seine altmodische Schreibkommode, die wundervoll eingelegt ist, und oben drauf steht eine alte, verschnörkelte Uhr, die furchtbar hastig schlägt, als habe sie große Eile. In der Schreibkommode befinden sich unzählige Schubladen und Geheimfächer, die wir dann auskramen. Wie das schon riecht. Ein bißchen nach Rosenöl, ganz mystisch und romantisch. Da gibt es alte Heiligenbilder, Ablaßbriefe, Bischofsschreiben, fromme Rosenkränze aller Art, lauter Erinnerungen an vergangene Geschlechter. Sogar in sein Schlafzimmer hat er mich mitgenommen, an dessen Wänden Familienbilder hängen, große Porträts von allerhand Patriziermännern und Frauen. Da ist in der Mitte der große Kanzler. Groß, weil sein Format am größten. In Trier hat er gelebt und viel Unheil angerichtet. Links davon eine schöne, üppige Frau. Einst Bürgermeisterin der freien Reichsstadt Frankfurt am Main, die sich aus Liebesgram

dem Trunk ergeben, sodaß sie in einem Irrenhaus endete. Es ist wie im Märchen, sag ich Ihnen. Und dabei hat der Mann ein Telephon und ist ein moderner Hausbesitzer!"

„Den möcht ich auch kennen lernen", meinte Franz.

„Das wird seine Schwierigkeiten haben, Mann. Ich fürchte, er läßt nur hübsche Mädchen ein."

„Bei ihm traf ich bald einen andern alten Herrn. Er ist furchtbar galant, aber auf so eine nette, altmodische Weise. Von Beruf ein höherer Polizeibeamter. Sie haben mich sogar zusammen auf das Polizeibureau geschleppt, mich gemessen, wie man die Verbrecher mißt und photographiert. Fürs Verbrecheralbum."

„Sie sind halt verliebt, die alten Knaster", sagte Franz.

„Der Polizeimann hat wieder einen Sohn, der ein Automobil besitzt, in dem er mich manchmal mit andern Bekannten mitnimmt."

„Ist der auch verliebt?"

„Nein. Er ist verlobt."

„Als ob das ein Hindernis wäre."

„Bei ihm ist es eins. Aber die alten Herrn sind mir doch am liebsten. Sie sind so ehrwürdig. Das hat man nicht bei uns. Weder in Ungarn noch in Amerika. Da sieht auch das Alte noch neu aus, immer wie frisch angestrichen. Das hat man nur in Deutschland."

„Hübsch, daß Sie auch einmal was gutes über Deutschland wissen."

„Und alle sind ein bißchen verliebt."

„Das ist natürlich die Hauptsache", meinte Franz, „das gefällt Ihnen besonders."

„Die Männer sind überhaupt nur angenehm, wenn sie ein wenig verliebt sind. Sonst ist nichts mit ihnen anzufangen, nicht wahr, Frau Ilse?"

„Da haben Sie so Unrecht nicht, Erzsi."

„Da ist zum Beispiel Herr Ferdinand. Ich glaube, für gewöhnlich auch ein rechter Brummbär. Aber sehr nett, wenn er verliebt ist."

„Sie sind sehr ausgelassen heute!"

Fräulein Wladacek strahlte. „Hab' ich nicht allen Grund? Geht es mir nicht ausgezeichnet? Werde ich nicht von allen verwöhnt?"

„Und Dr. Bersen?"

„Der verwöhnt mich nicht. Ich ihn auch nicht."

„Das weiß der Himmel!"

„Ich spreche wieder nur von mir. Was haben Sie denn getrieben den ganzen Tag?"

„Ein Gebiß gemacht", erwiderte Franz trocken.

Fräulein Wladacek sah auf Frau Ilse.

„Die Kleine angezogen, gekocht, ein bißchen gelesen . . ."

Alle drei schwiegen.

Da die Antwort auf eine solche Frage der Ungarin immer ähnlich

lautete, fragte Fräulein Wladacek bald nicht mehr, sprach auch immer weniger davon, wie sie den Tag verbracht. Und da auch Ferdinands bald nicht mehr danach fragten, so war davon in Kürze überhaupt nicht mehr die Rede. So lösten sich diese Abendstunden, die sie gemeinsam verbrachten, immer mehr von allem, was jeder tagüber trieb. Man nahm sie immer mehr als Feierstunden, die mit der gemeinen Wirklichkeit der andern nichts zu tun hatten. Jedes machte innerlich Toilette für sie, schüttelte ab, was der Tag Schweres oder Unangenehmes gebracht, und erhob sich mit den andern zu allerhand Höhen, wie man sie nur in Feiertagslaune besteigt, wo man gerne Luftschlösser baut. Sie erschienen ihnen recht haltbar und solide, da keiner mehr viel an die Menschen ringsum und an den Alltag dachte. Nur wenn sich Fräulein Wladacek und Franz einmal gar zu hoch verstiegen, blickte Frau Ilse betroffen von einem zum andern. Sie ließ die Schwärmer aber noch ein Weilchen gewähren, um sie dann langsam und möglichst schmerzlos wieder der Erde zu nähern, die mit ihren Forderungen ja doch hinter diesen Stunden stand.

Bald kam es auch zu einer Korrespondenz zwischen den dreien. Wenn Fräulein Wladacek einmal nicht erscheinen konnte, brachte ein Dienstmann die Nachricht, die meist von Franz beantwortet wurde.

Als dies zum erstenmal vorkam, fühlte sich das Ehepaar recht einsam und wußte auf einmal gar nichts rechtes zu reden.

Frau Ilse erschrak, sagte aber nichts, sondern gab sich alle Mühe, ihrem Mann darüber hinweg zu helfen. Aber weshalb erschrak sie so? War es nicht ganz natürlich, da der Dritte im Bund fehlte, daß nicht die gleiche Stimmung aufkommen konnte, als wenn er zugegen war?

„Sie schreibt gerade wie sie malt.“ Franz hielt das Billet immer noch in der Hand. „Riesig forsch und männlich mit komisch großen und energischen Buchstaben.“

„Warum komisch?“

„Weil sie gar nicht so ist. Nach diesen Buchstaben sollte man sie für ein Mannweib halten, eine von den gewöhnlichen Emanzipierten.“

„Das ist sie allerdings nicht.“

„Was fangen wir nun an?“ fragte Franz kläglich.

„Du mußt heute einmal mit mir allein vorlieb nehmen.“

„Drücke dich doch nicht gleich so aggressiv aus. Von vorlieb nehmen kann gar keine Rede sein.“

Auch er gab sich Mühe, die Feiertagslaune aufrecht zu erhalten. Aber es wollte nicht gelingen. Der leere Stuhl, auf dem sonst immer der Gast saß, genierte. Er mußte ihn immer wieder anblicken, und wenn einer durch den Hausflur ging, lauschten beide und sahen auf, als müsse das die Malerin sein.

„Komisch, wie uns das Mädel schon fehlt. Vor drei Wochen kannten wir sie noch gar nicht.“

„Die Macht der Gewohnheit“, erwiderte Frau Ilse.

„Tu' doch nicht so herzlos, so gleichgültig. Dir fehlt sie ja auch."

„Gewiß. Aber es ist ganz gut, daß sie einmal nicht kommt. Sie reist ja doch bald ab. Wenn sie nicht mehr hier ist, wie wird es dann erst sein?"

Franz erhob sich und ging nachdenklich durchs Zimmer.

„Ich glaube, es ist einfach diese Jugend, die uns so wohl tut. Diese Naivität, die noch gar nichts Reelles vom Leben weiß." Er sah auf.

„Du meinst, wir sind schon recht alte Leute. So wie Kinder immer besonders gut bei Großeltern aufgehoben sind, so steht es auch mit ihr und uns?"

„Das ist wieder absichtlich übertrieben, Ilse."

„Mir scheint, du brauchst sie, um wieder jung zu werden. Mit mir allein kannst du nicht mehr jung sein."

„Sollen wir uns diesen Abend wirklich verderben?"

„Vielleicht könnte man sich klar werden . . ."

„Und was nützt das?"

„Das nützt immer."

„Um Gottes willen, laß, laß! Es hat ja doch bald ein Ende!"

„Und dann?"

„Dann gehen wir wieder zu den Unsoliden etcetera."

„Allein können wir ja nicht mehr gut bleiben."

„Du wirst bitter und ungerecht."

„Verzeih, das möcht ich nicht. Aber wenn ich so an diese Abende denke . . . es war mir oft, als kehrten alte Zeiten wieder . . . Du warst aufgeräumt, so voller Pläne und guter Gespräche . . . Und nun sehe ich . . ."

„Sag' nur, was du siehst."

„Daß ich daran überhaupt keinen Anteil habe. Nur sie!"

„Ich bitte dich! Ilse!"

Wieder schwiegen beide. Frau Ilse, weil sie sonst die Fassung verlor. Franz, weil er fühlte, daß er grob und aufbrausend würde, wenn seine Frau in der Art weitersprach.

„Unsinn!" Er setzte sich wieder.

Er sprang wieder auf und lauschte.

„Nore scheint nach dir zu rufen", bemerkte seine Frau.

„Was will sie denn? Sie soll schlafen!"

„So geh doch zu ihr und sei freundlich." Frau Ilse lag es wie Blei in den Gliedern.

Als sie allein war, schüttelte es sie wie ein Krampf. „Alt! Ich alt?" Sie biß die Zähne zusammen, um nicht laut zu lachen. Unglaublich dumm und jung benehme ich mich. Gar nicht alt, gar nicht resigniert. Am liebsten hätte sie laut hinausgeschrien. Sie reckte sich, ballte die Hände, ihre Augen glühten. Aber nein, das durfte sie nicht! Sie war ja alt . . . alt!

Als Franz wieder kam, saß sie ganz ruhig auf ihrem Platz und blickte in das Abendblatt des Generalanzeigers.

„Weißt du, was Nore wollte? Vater, kommt die Erzsi heute nicht? Weiter wollte sie nichts. Auch das Balg vermißt sie. Aber daß sie mich rief und nicht dich?“

Als wieder einmal ein Abend kam, wo Fräulein Wladcek nicht erscheinen konnte, machte sich Franz aus dem Staub. Bis zwölf Uhr mit seiner Frau alleine sitzen, dabei mit den Gedanken ganz wo anders sein, mühsam das Gespräch aufrecht halten, nein, das hatte nichts Erfreuliches, das mochte er nicht wieder durchkosten. Auch Frau Ilse war es recht, daß er ging. Sie hatte sich vorgenommen, diese Tage geduldig und ruhig zu bleiben. Wenn dann Fräulein Wladacek abreist, blieb allen eine schöne Erinnerung und Franz noch außerdem ein hübscher Traum. Das schadet gewiß nichts.

Franz bummelte wie zufällig an dem Haus vorbei, wo die Malerin wohnte. Hätte sie doch wenigstens geschrieben, wohin sie eingeladen war. Er hätte sie dann abholen können, sie so doch noch gesehn. Morgen Abend konnte er nicht zuhause bleiben. Da mußte er in ein Konzert, das ein Freund der Unsoliden abhielt. Alle gingen dahin. Schon weil zu befürchten stand, daß sich nicht allzuviel Leute einfinden würden . . . Da durfte er nicht fehlen. Man würde es ihm sehr verdacht haben . . . Also sah man sich frühestens übermorgen wieder.

Franz seufzte, und da er sich wie ein kindischer Gymnasiast vorkam, wie er immer noch um das Haus herumging, machte er energisch kehrt und suchte das Restaurant auf. Vielleicht, daß er am Tisch der Unsoliden noch am leichtesten über den verlorenen Abend hinwegkam.

Es war noch niemand von ihnen anwesend. Dagegen begrüßte ihn Anna, die Kellnerin, sehr vorwurfsvoll. „Daß Sie aber auch gar nicht mehr kommen, Herr Doktor!“

„Tut Ihnen das leid, Anna?“

„Natürlich tut es mir leid!“

„Warum denn? Ich dachte, es wäre Ihnen ganz egal.“

„Ich habe doch immer gern möglichst viel Leut in meinem Service. Gute Leut natürlich.“

„Was nennen Sie gut?“

„Leut, die ordentlich trinken und anständig Trinkgelder geben. Was Sie aber auch fragen!“ Anna lachte. Er wollte sie wohl aufziehn.

„Ach so.“

„Sie stieß ihn vertraulich an. „Das imponiert doch den Wirt, wenn man sein Service gut besetzt hat. Nachher kann man sich auch mal was herausnehmen gegen ihn. Dann läßt er einen so leicht nicht gehn.“

„Wissen Sie was, Anna? Ich wollte, ich wäre auch Kellnerin!“

„Aber so was!“

„Eine so gemütvolle Kellnerin!“

„Gelt, Sie, Herr Ferdinand?“

„Was gibt es denn?“

„Gelt, Sie sind verliebt?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Weils die andern Herrn erzählt haben.“

„Mannsleute sind immer verliebt.“

„Und die Künstler erst! Haha!“

„Und die verheirateten Künstler erst, nicht wahr?“

„Das sind die schlimmsten!“ Sie ging, seine Bestellung auszurichten.

Was gingen die Unsoliden seine Privatangelegenheiten an? Franz lächelte. Privatangelegenheiten gab es in diesem Kreis ja überhaupt nicht. Jede Angelegenheit eines Bekannten wurde zu einer Angelegenheit aller ... Das mochte zuweilen angenehm sein ... Ihm war es in diesem Fall allerdings unangenehm.

Als Anna an den Tisch zurückkehrte und ihren Gast vor sich hinbrüten sah, begann sie wieder ein Gespräch mit ihm. „Sie, Herr Ferdinand, liebt sie Ihnen denn nit?“

Franz fuhr auf. „Wer denn?“

„Wer denn! Die Ungarin!“

„Wissen Sie was, Anna? Gehn Sie zum Teufel! Verstanden!“

Die Kellnerin entfernte sich beleidigt.

Am liebsten hätte Franz das Restaurant verlassen. Da ging er von zuhause fort, weil er nicht über Fräulein Wladacek im gleichgültigen Ton reden wollte, und nun konnte das hier, wenn einer von den Bekannten erschien, gleich wieder losgehen ... Aber er mochte sein Essen nicht im Stich lassen. Auch reizte es ihn, zu hören, wie sie sich das eigentlich dachten zwischen ihm und Erzsi. Jeder war ja für die andern wie ein Guckkasten, um den sich alle drängen, hineinzuschauen, sowie man glaubte, es gehe etwas besonderes vor da drinnen.

Franz zündete sich eine Zigarette an. Was sie dachten? Sicherlich dachte jeder, er habe ein Verhältnis mit der Ungarin. Was sollten sie auch anders denken? Töricht genug, daß er nicht ebenfalls so dachte. Man nimmt mit, was man irgend kriegen kann, war wohl die Meinung der Unsoliden. Sie kriegten ja so wenig, und wenn sie etwas hatten, war es schon nicht mehr das, was sie wollten. Und im Genuß verschmachte ich vor Begierde! Komisch, daß sich die gute Gesellschaft mit Goethe so vortrefflich abfand. Man ignoriert eben die Taten, aus denen solche Worte hervorgehen. Diese Taten waren gewiß nicht gesellschafts- oder moralfähig. Das heißt, solange sie nicht herauskamen, am Ende doch.

Warum versuchte er nicht, die Ungarin einfach zu verführen? Er ärgerte sich, daß er so schwerfällig war, so gewissenhaft, daß er seiner Frau das nicht antun konnte, mochte ... und ihr, der Ungarin, auch nicht ... Gut, daß seine Freunde das nicht wußten. Wie sie ihn ausgelacht hätten ...!

Dr. Friedrich und Baron Kingler erschienen.

„Nun, mein Fürst, wie geht es Euch? Wir hatten lange nicht die Ehre.“ Friedrich schien gekränkt zu sein.

„Aber, Friedrich, du weißt doch, Herr Ferdinand war verhindert!"

„Ganz recht, Herr Baron." Franz hatte sich vorgenommen, solange wie möglich nichts zu verstehen, sich dumm zu stellen.

Kaum saßen die beiden, brachte auch Anna schon die Zeitungen, die emsig nach Literatur- und Theaternachrichten durchforscht wurden.

Gott sei Dank, jetzt lassen sie mich eine Weile in Ruhe, dachte Franz. Er heuchelte ein großes Interesse für die Notizen.

Dann erschienen Frau Kessel und Fritz Weber. Kaum wurde Weber Ferdinands ansichtig, zuckte sein ganzes Gesicht vor Neugier. Er gab ihm die Hand und fragte laut: „Nun, wars schön?"

Ferdinand stieg das Blut zu Kopf. Er trat dicht an Weber heran, die Hand zur Faust geballt: „Was meinen Sie damit?"

Kaum sah Weber diese kriegerische Haltung, duckte er sich, machte ein höchst konventionelles, erstauntes Gesicht. „Was ich meinte? Gar nichts besonderes. Da wir Sie so lange nicht sahen, erlaubte ich mir die Frage, ob es in der Zwischenzeit schön für Sie war."

Franz setzte sich wieder und schwieg. Da war nichts zu machen. Schade, daß er nicht dreinschlagen konnte. In diesem Augenblick hätte es ihm noch wohler getan als kürzlich, da er die junge Frau vor Nachstellungen auf der Straße schützte.

Er hörte nicht mehr auf das Gespräch der andern und grübelte. Wie anders die Ungarin, als er ihr von dem Straßenabenteuer erzählt, das aufgenommen hatte, als er erwartete. Sie fand sein Benehmen gar nicht besonders anerkennenswert. Das Verhalten der jungen Frau kopflos und dumm. Wie kann man sich so anstellen, wenn es noch nicht dunkel ist, und auf einer belebten Straße? Da mögen mich hundert Männer ansprechen, und es alteriert mich nicht. Was soll mir auch geschehn? Im Grunde hatte sie recht. Passiert wäre der jungen Frau ja nichts. Der Ladenjüngling wäre bis zu ihrer Wohnung neben ihr hergegangen, das war alles. Aber es kränkte ihn doch, daß die Malerin es so aufnahm. . . Es entsprach ja durchaus nicht seiner Art, sich in solchen Fällen als Beschützer aufzuwerfen. Hätte die Frau für ihn nicht eine flüchtige Aehnlichkeit mit der Ungarin besessen, würde er sich überhaupt nicht um sie gekümmert haben. Das mochte er ihr allerdings nicht sagen. Wer weiß, ob sie ihn dann nicht direkt ausgelacht hätte.

Es berührte ihn immer wieder sonderbar, daß Fräulein Wladacek sich fast nie so benahm, wie er gerade erwartete. Bald war sie weich und konnte geradezu etwas Hilfloses haben. Dann wieder zeigte sie sich unglaublich energisch und selbständig. Aber hat nicht selbst ein Tintenfaß mehrere Seiten? Weshalb soll eine Frau nicht auch mehrere Seiten haben?

„Sagen Sie, mein Fürst, wenn es erlaubt ist, worüber grübeln Sie?" fragte Friedrich.

„Ich finde, die literarische Betrachtung der Menschen, an die wir uns

gewöhnt haben, ist doch sehr schablonenhaft und der Wirklichkeit nicht entsprechend."

Alle sahen auf. Man verstand Franz nicht gleich.

„Wie bemerkten Sie eben sehr richtig?" fragte Weber mit ernstem Gesicht.

„Ich meine, die Literatur, namentlich das Drama, typisiert und rubriziert immer noch zu viel. Im Grunde gibt es immer noch die vier Temperamente. Auf eins von ihnen wird jede Gestalt geaicht. Dementsprechend erwartet man dann von ihr eine ganz bestimmte, ziemlich fest umgrenzte Art, sich zu äußern und zu leben. Im Lauf der Jahrhunderte haben sich Schablonen dafür herausgebildet, nach denen die sogenannten Menschen sich in der Kunst entwickeln."

„Und haben diese Schablonen Unrecht? Wurden sie nicht auch aus Beobachtung?" meinte Kingler.

„Als sie entstanden, mögen sie richtig gewesen sein. Aber haben sich die Menschen inzwischen nicht geändert, entwickelt, nüanciert, sodaß die alten Schemata nicht mehr passen?"

Weber sagte: „Der Melancholiker, der Choleriker, der Sanguiniker, der Phlegmatiker, so heißen die Temperamente ja wohl von Alters her. Und die Fiktion, daß es im Leben diese Vierteilung wirklich gibt, beruht sie nicht im Grunde auf der andern Fiktion der vor zweitausend Jahren entstandenen christlichen Psychologie, daß es so etwas wie eine Seele gibt, eine Einheit?"

„Verzeihung, ich verstehe den Zusammenhang nicht recht." Kingler sah ratlos drein.

„Jeder Mensch hat im Grunde dieselbe Seele, die nur durch sein Temperament ein klein wenig variiert wird. Kein Wunder, daß die Menschen bei einer solchen Psychologie, von der wir immer noch nicht frei sind, auch in der Dichtung schablonisiert werden."

„Es läßt sich der Sache ja historisch leicht beikommen", meinte Friedrich. „Bei den Griechen gab es ja gar nicht den Begriff des Individuums. Entdeckt hat das für uns sozusagen erst die Renaissance, nicht wahr? Unter den Dichtern Shakespeare. Aber natürlich typisierte er wie jeder Dichter, und mehr als wir, weil er dem christlichen Schema, wenn wir so sagen wollen, noch näher stand."

„Der König Lear wirkt doch", warf Weber ein, „wie ein Katechismusexempel auf das vierte Gebot."

„Grade das ist auch groß an diesem Werk", bemerkte Kingler ruhig.

„Was ich nicht geleugnet habe!" sagte Weber hitzig. „Aber wir von heute? Für uns ist die Seele doch längst futsch! Darin hat Herr Ferdinand gewiß recht, daß wir nur aus Denkfaulheit und Bequemlichkeit immer noch so tun, als sei sie noch da. Wir dichten nach einem Schema, das uns überkommen, aber inzwischen inhaltslos geworden ist."

„Ohne Typisches kein Drama." Kingler sah hochmütig drein.

„Es gibt ja auch noch Menschen, Baron, die nicht nur Dramen, sondern zum Beispiel Romane und Novellen schreiben. Hier dürfen am wenigsten

die alten Schablonen der primitiven christlichen Psychologie gelten, denn die Menschen von heute sind viel komplizierter, als sie denkt und duldet."

„Sie werden es allmählich wenigstens", behauptete Friedrich. „Wir stehen in dieser Entwicklung, denn wir individualisieren uns immer mehr."

„Respektive, immer mehr Menschen werden Individuen."

„Meinst du das im Ernst, Kingler, oder scherzest du wieder?"

„Ich meine es im Ernst, wenn ich es auch spaßhaft finde, daß man noch so wenig davon merkt."

„Also haben die alten Schemata Ihrer Meinung nach immer noch recht?"

„In den meisten Fällen ja, Herr Weber."

„Es gibt doch aber schon genug fortgeschrittene, komplizierte Naturen, bei denen man nicht auskommt, wenn man nur die alten Schemata auf sie anwendet."

„Zum Beispiel die Ungarinnen", meinte Frau Kessel leise aber deutlich.

Man lachte und Baron Kingler sagte: „Sie haben ganz recht, gnädige Frau. Wir sind unhöflich gegen unsere Dame geworden."

Franz erhob sich.

„Sie verlassen uns schon?" Friedrich war ärgerlich.

„Ich bin müde, ich muß nach Hause."

„Über morgen Abend sehen wir uns im Konzert?" rief Friedrich.

Franz nickte zustimmend. Weiß der Himmel, hätte Dr. Friedrich nicht nochmals daran erinnert, würde er sich das Konzert gewiß doch geschenkt haben. So aber mochte er es nicht. Er hatte keinen Grund, sich mit Friedrich zu überwerfen, der in solchen Dingen streng war.

* * *

Schön langweilig wird es werden, dachte Franz, als er in den Konzertsaal trat, der noch recht leer war.

Nun bin ich doch gewiß noch nicht lange in dieser Stadt, die sich eine Großstadt nennt, dachte Franz, der eine Weile am Eingang stehen blieb, und doch sind es schon immer dieselben Gesichter, die ich bei solchen Gelegenheiten zu sehen bekomme. Die gewohnten Premierengesichter, die man überall antrifft, wo etwas Neues und nicht allzu Billiges in Kunst und Literatur vorgeht.

Als dann der junge Mann auf dem Podium erschien, der Mann mit wallendem Haupthaar, der ungesunden Gesichtsfarbe und den immer krebsroten Fingern, die bestimmt sind, die Notenblätter umzuschlagen, begab sich Ferdinand widerwillig an seinen Platz.

Natürlich, zu seiner Rechten saß der dicke Justizrat, der bei keinem solchen Ereignis fehlen durfte. Auf der andern Seite die arme, aber furchtbar aufgetakelte Journalistin, die die Rubrik: Was in der Welt vorgeht, für einige Wochenblätter zu versorgen hatte. Selbstverständlich fehlte auch der Leutnant nicht, den das Regiment, das hier lag, als Repräsentanten der Bildung abkommandierte. Franz drückte sich möglichst tief in seinen Stuhl und gähnte.

Endlich erschien der Sänger. In Lack und Frack, mit heldisch gebauschter Hemdenbrust und ungeschickten Verbeugungen. Selbstverständlich sang er Hugo Wolf. Als er leben wollte, kümmerte sich kein Mensch um ihn. Nun er Ruhe haben will, stöbert man ihn wieder auf. Natürlich sang der Sänger Mörikelieder. Und selbstverständlich erschien jetzt auch die junge Dame, die immer zu spät kommt. Jede Sitzreihe in einem Konzertsaal hat mindestens eine solche junge Dame.

Franz fuhr auf. Das war ja Fräulein Wladacek, die vor ihm Platz nahm. Ganz verlegen, unter dem Knurren der Umsitzenden, ließ sie sich nieder und wagte nicht einmal, ihn zu grüßen, um die Heiligkeit der Handlung, die begonnen hatte, nicht zu stören.

Ganz fremd kam sie ihm vor, denn er hatte sie noch nie in Gesellschaftstoilette gesehn, immer nur in einem sehr schlichten, dunklen Kleid. Sogar dekolletiert war sie heute! Er versenkte sich eifrig in ihren Anblick.

Ein Gutes hat so ein Konzertsaal doch. Man kann seinen Vordermann mit großer Muße und gründlich betrachten. Kräftig war ihr Hals und stieg schön und fest aus den Schultern. Ein kleiner Haarbüschel hatte sich von der Frisur nicht einfangen lassen oder war ihrer Haft entronnen. Franz Ferdinand konnte nicht anders, er blies auf einmal leise vor sich hin, daß sich der Haarbüschel leise bewegte.

Wie unruhig sie wurde. Keinen Augenblick saß sie still. Bald griff sie mit der Rechten nach dem widerspenstigen Haarbüschel, um ihn einzufangen, bald rückte sie an der Kette, die sich um ihren Hals schlang, dann tastete sie wieder am Rücken entlang, ob auch alle Kleiderhaken geschlossen waren.

Franz lächelte, beugte sich ein wenig vor und flüsterte: „Es ist alles in Ordnung."

Er hörte wieder scheinbar aufmerksam auf den Gesang, freute sich aber in Wahrheit nur daran, wie sich Hals und Nacken vor ihm röteten, um dann langsam, ganz langsam wieder zur gewöhnlichen Farbe zurückzukehren.

Nach einiger Zeit beugte er sich wieder vor, da sich ihre Hände immer wieder an dem Blusenausschnitt zu schaffen machten. Er war in der Tat etwas tief geraten. Wenn man so von rückwärts über ihre Schulter sah . . . alle Achtung! Gut gewachsen war sie, sehr gut. Weshalb genierte sie sich nur so vor ihm? Wie oft mochte sie in Balltoilette noch weit mehr dekolletiert sein, ohne sich zu genieren. Er war ihr offenbar durchaus nicht gleichgültig, deshalb genierte sie sich. Als die erste Pause kam, wandte sie sich hastig ihm zu, um möglichst schnell in ein Gespräch zu kommen. Sie scheint zu fürchten, dachte Franz, ich sagte etwas über ihr Aeußeres. Deshalb ist sie so redselig und läßt mich gar nicht zu Wort kommen.

Als der junge Mann mit den krebsroten Fingern wieder erschien, sagte er zu ihr: „Wissen Sie was, Fräulein Erzsi? Setzen sie sich auf meinen Platz. Ich nehme den Ihren ein. Das wird Ihnen behaglicher sein."

Wie dankbar sie ihn ansah! „Haben Sie das wirklich gemerkt?"

Sie reichte ihm die Hand, die er vorsichtig streichelte, und wechselte den Platz. Nun hatte Franz keine hübsche Aussicht mehr. Vor ihm saßen drei magere Jünglings in Sammetröcken.

Als das Konzert zu Ende war, begleitete Franz Fräulein Wladacek, ohne erst lange um Erlaubnis zu fragen. Die Unsoliden lächelten anzüglich. Es war das reine Spießrutenlaufen.

„Ich sehe Ihre Freunde gar nicht mehr. Wie kommt das?"

„Ich wußte nicht, daß Sie Verlangen danach tragen."

„Mein Gott, es war nur eine Frage."

Sie ließ sich, um möglichst schnell nach Hause zu gelangen, durch allerhand kleine, stille Gassen führen, in denen er noch nie gewesen war. Kein Mensch begegnete ihnen.

„Habe ich mich nicht sehr nett benommen?" fragte er.

„Es ist gar nicht nett, wenn Sie jetzt noch davon reden."

„Aber ich möchte einen Lohn haben."

Sie verzog das Gesicht. „Umsonst tut ihr Männer aber auch rein gar nichts."|

„Wenigstens nicht gerne."

„Soll ich Ihnen ein Kissen sticken? Nur ein Viertelstündchen?"

„Was würden Sie tun, wenn ich Sie um einen Kuß bäte?"

„Ihn verweigern."

„Und wenn ich ihn mir nähme?"

„Sie ohrfeigen."

„Donnerwetter! . . . Doch ja, ich vergaß, ich habe ja einen Bart."

„Sie stand einen Augenblick still, |wurde blaß und sah ihn unwillig an. „Einen Lohn brauchen Sie nun wahrhaftig nicht mehr."

„Aber ich versichere Sie, mein Bart ist gar nicht rauh und hart." Er kam näher."

„Wollen Sie mich wirklich kränken?" Sie stand ruhig vor ihm.

Er setzte sich wieder in Bewegung. Als sie an das Haus kamen, wollte sie gleich schellen. Er bat, doch noch einen Augenblick zu warten. So standen sie eine Weile vor der Haustür. Wie ein Dienstbote mit seinem Schatz, dachte er, hütete sich aber, das zu sagen.

„Könnten wir nicht einmal einen Ausflug machen? Die Tage sind so schön."

Sie war einverstanden.

„Vielleicht morgen schon?" bat er. „Wir waren so lange nicht zusammen. Drei ganze Tage lang nicht."

„Mir ist es recht."

„Wir fahren irgendwohin hinaus in den Wald."

„Ihre Frau kommt natürlich mit?"

„Muß das sein?"

„Das muß sein, Herr Ferdinand."

Er seufzte. „Also schön. Wir kommen vorbei und holen Sie ab."

Wieder wollte sie schellen, wieder hinderte er sie.

„Schmerzen Ihre Augen immer noch?"

Sie verstand nicht gleich.

„Oder hat es geholfen, daß ich das Kopfkissen anders legte?"

„O, ich schlafe ausgezeichnet. Wie ein Sack!"

„Denken Sie denn nicht einmal an mich, wenn Sie zu Bett gehen?"

„Gewiß. Aber deshalb schlafe ich doch vorzüglich. Wohl deshalb. Uns Frauen tut es immer wohl, verehrt zu werden."

„Beneidenswert. Mir geht es nicht so gut."

Sie lachte und schellte, ehe er es hindern konnte.

Sie mußten noch ziemlich lange warten, bis das Dienstmädchen aufschloß.

„So gehen Sie doch', Herr Ferdinand. Sie brauchen wirklich nicht noch länger hier zu stehen, wo wir doch kein vernünftiges Wort reden können."

„Ich lasse Sie nicht allein. Man kann nie wissen, wer noch vorbei kommt, und was Ihnen dann noch zustößt."

Ungemütlich waren diese Minuten, wo sie nach dem Hausgang sahen, ob das Mädchen noch nicht kam, wo jeder gerne dem andern noch etwas hübsches gesagt hätte, ohne daß man dazu imstande war, weil ja doch jeden Augenblick die Dienstmagd erscheinen mußte. Endlich sah man ein rötliches Lichtchen näher kommen, ein Schlüssel drehte sich im Schloß.

„Schlafen Sie wohl, gnädiges Fräulein!"

„Gute Nacht, Herr Ferdinand. Und besten Dank für Ihre liebenswürdige Begleitung."

Wieder drehte sich der Schlüssel im Schloß. Langsam entfernte sich der rötliche Schein des Lichtleins. Franz stand und lauschte und starrte angestrengt dem Lichte nach . . . Er schlug sich vor den Kopf und machte, daß er nach Hause kam.

Ein frischer Wind wehte und trieb die Herbstwolken aus der Sonne, daß sie immer wieder zu Kräften kam und Macht behielt über die Erde. Das Laub saß schon recht locker an den Bäumen, und wenn der Wind es von den Aesten riß, bogen sich die Zweige ihm nach, als wollten sie das Laub wieder gewinnen, festhalten, um nicht kahl und leer in der Welt zu stehen. Die Waldwege waren rein, wie gefegt. An ihren Rändern zerzauste, welkende Grasbüschel und dornige Sträucher. Herb war die Luft und herb der Wald. Gelassen bereitete er sich zum sterben.

Dr. Bersen hatte sich den dreien angeschlossen. Zuerst war es Franz nicht recht gewesen. Es ärgerte ihn, daß Fräulein Wladacek den Doktor aufgefordert hatte, mit von der Partie zu sein. Bald aber erkannte er, es war gut so. Dr. Bersen hielt sich auch heute wieder an Frau Ilse, sodaß Franz und die Malerin getrost allein vorausgehen konnten.

„Sie sind gar nicht so heiter wie sonst", meinte Franz, da seine Begleiterin stumm neben ihm herschritt.

Sie sah auf. „In acht Tagen muß ich reisen. Soll ich da vergnügt sein?"

Er erblaßte und hatte Mühe, ruhig zu bleiben.

„Wissen das die andern auch schon?"

„Nein."

„Und warum müssen Sie?"

„Meine Mama schreibt mir von ihrer Gevatternreise aus Breslau, daß sie mich in Budapest erwartet."

„Vielleicht passiert ein Eisenbahnunglück oder so was, daß Ihre Mama noch nicht nach Budapest kann."

Fräulein Wladacek lachte. „Sie sind wirklich ein Gemütsmensch."

„Könnte Ihre Mama nicht erst hierher kommen? Vielleicht gefällt es ihr so, daß sie selbst noch gerne hier bleibt, vielleicht hierher zieht? Wäre das nicht schön?"

„Sie wollte mich abholen. Aber ich habe es ihr ausgeredet. Ich will nicht, daß sie mich hier sieht, daß sie mir die Erinnerung an diese Zeit verdirbt."

„Aber . . ."

„Sie kennen meine Mama nicht, sonst würden Sie nichts einwenden wollen. Wäre sie da, so käme ich schwerlich noch oft zu Ihnen." Sie fuhr sich durchs Haar. „Mama interessiert sich zuhause wie auf Reisen nur für berühmte Leute, Leute mit Namen oder mit Geld. Zu denen gehören Sie nicht, so viel ich weiß . . ."

„Da haben Sie recht."

„Sie würde es sehr unpassend finden, wenn sie uns so oft zusammen sähe. Sie würde dazu Bemerkungen machen, die ich nicht hören möchte."

„Ich bin doch ein Ehemann!"

„Für Leute wie meine Mama, schützt Sie das vor keinem Verdacht."

„Bei Ihnen schützt es mich vor jedem?"

„Ganz richtig."

Er knirschte mit den Zähnen. „Wenn ich denke, acht Tage!"

„Ich bitte, nicht so laut. Man hört Sie ja!"

„Wann werden Sie Dr. Bersen sagen, daß Sie abreisen?"

„Nicht früher, als ich muß. Tags zuvor."

„Warum haben Sie es mir schon heute gesagt?"

„Ich . . . ich konnte es nicht länger für mich behalten."

„Haben Sie eigentlich eine Ahnung, was Sie mir geworden sind, Erzsi?"

„Ich glaube schon."

„Na ja, das vergeht wieder, nicht wahr?" Er lachte höhnisch.

„Natürlich. Wenn ich erst fort bin, wenn Sie neue Freunde finden . . . Es ist schon am besten so." Sie haschte nach einem Blatt, starrte auf seine rostgelbe Herbstfarbe, bückte sich und bettete es vorsichtig unter die übrigen Blätter am Wege.

„Es ist selbstverständlich immer am besten, wenn alles im normalen Geleise bleibt. Nur ja keine Aufregung! Nur nicht anders als die andern!"

„Da haben Sie ganz recht. Sonst setzt man sich zu viel schmutzigen Augen und Ohren aus."

„Es könnte sonst ja auch eine Tragödie geben!"

„Ein starkes Wort", meinte sie leise, abwehrend.

„Ein lautes Wort für eine oft lautlose Sache. So sagt man vielleicht richtiger. Es gibt ja auch stumme Tragödien. Sie schmerzen nicht weniger als die mit Pulver und Blei."

„Und Morphium", fügte sie hinzu.

„Sie verspotten mich wohl?"

„Ich verspotte höchstens mich."

„Verstehen Sie mich wirklich?" flüsterte er hastig.

„Ich verspotte höchstens mich! Wenn ich das allen Ernstes sage, zweifeln Sie da noch, daß ich Sie verstehe?"

„Da ist einer, ein Mann, ein Kerl. Zweimal in seinem Leben hat er bis jetzt geliebt."

„Und es zweimal überwunden", fiel sie rasch ein.

„Das ist nicht richtig. Einmal ging es vorüber, denn die er liebte, paßte nicht zu ihm. Die er heiratete, liebt er immer noch."

„Dann hat er es besser wie die meisten andern Menschen."

„Und nun, wo er es gar nicht mehr gedacht hat, liebt er wieder . . ."

„Er muß eben lernen, sein Herz in Zaum halten."

„Sehr richtig. Man sagt ja auch zum Feuer, du mußt eben lernen, nicht zu brennen, sonst . . ."

„Sonst gibt es ein Unglück. Das wollten Sie doch sagen?"

„Und ist das ein Grund, es nicht brennen zu lassen?"

„Ich denke wohl."

„Ich nicht. Schließlich ist es doch wohl eine recht mäßige menschliche Erfindung, das Feuer nur für den häuslichen Herd zu nutzen, daß es die bürgerliche Gesellschaft nur ja immer behaglich und warm hat."

Er wartete auf eine Entgegnung, sie schwieg.

„Seiner Natur nach ist das Feuer nicht so zahm, wie die Gesellschaft es haben will."

Sie spielte wieder mit einem welken Blatt. „Malerisch, ästhetisch angesehen dürfte ein Waldbrand wohl ein wertvollerer Anblick sein als das Feuer im Ofen. Obwohl sich auch damit Wirkungen erzielen lassen. Und da es nun einmal im Ofen steckt und sich dort bewährt hat . . ."

„So kann es sich vielleicht noch ein neues Objekt in den Ofen holen, was?"

„Dazu ist das Holz, um das es sich handelt, noch nicht dürr genug."

„Bisher empfanden Sie sich immer nicht als jung."

„Aber nie als so alt!"

Franz griff nach einem Zweig, der am Boden lag, und schlug damit heftig auf das Laub ein. Fräulein Wladacek ließ ihn eine Weile gewähren,

dann sagte sie: „Da ist eine, ein Frauenzimmer, schon vierundzwanzig Jahre alt, einmal hat sie sich verliebt und den Magen daran so gründlich verdorben . . .."

„Soweit kenne ich die Geschichte", unterbrach Franz ungeduldig und blickte gespannt auf sie.

„Gebrannt Kind scheut das Feuer, nicht wahr? . . . Da es wieder sich zu verbrennen droht, macht es, daß es weiter kommt . . . Bitte nichts antworten, nicht deutlicher werden. Es ist schon Unrecht genug gegen Frau Ilse, daß wir uns überhaupt so unterhalten. Aber schließlich, Sie sollen wenigstens wissen, daß auch andere Leute von Fleisch und Bein sind, nicht nur Sie!"

„Ein hübscher Trost."

„Einen andern gibt es da nicht."

„Kinder, so lauft doch nicht so schrecklich!" rief Frau Ilse. „Wartet ein wenig, wir kommen kaum nach."

Die beiden warteten.

„Sagen Sie von Ihrer baldigen Abreise, bitte, noch nichts zu meiner Frau."

Die Ungarin nickte zustimmend.

„Und nicht wahr, wir sehn uns diese Tage noch recht oft?" bat er flüsternd.

Sie nickte wieder.

Guck du nur! dachte Franz, als Dr. Bersen die beiden verstohlen musterte. Abgucken kannst du uns doch nichts.

„Haben Sie schon die Aschanti im zoologischen Garten besucht, gnädige Frau?" fragte Bersen plötzlich.

„O, sie sind reizend!" behauptete Fräulein Wladacek.

„Da müssen wir auch einmal hingehn, Ilse."

„Besonders die jungen Mädchen sind sehr hübsch", fuhr die Malerin fort. „Eine wundervolle Haut haben sie. Wie Sammet! Durch Luft und Sonne wurde sie so. Aber wissen Sie, was ich am schönsten finde? Diese langen, schlanken, grazilen Beine. In Europa hat alles so häßlich dicke Waden!"

Frau Ilse lachte. Dr. Bersen sah vor sich hin und zeigte ein undurchdringliches Gesicht. Franz dachte an die Jugendkrankheit der Malerin. Wahrscheinlich hatte sie auch sehr schlanke Beine.

„Meist findet man solche Beine durchaus nicht hübsch", bemerkte Franz.

„So? Wirklich?" Die Ungarin errötete.

Franz lächelte dünn. Nun wußte er ja wohl, was er wissen wollte.

Am andern Tag richtete es Franz so ein, daß er sich in der Nähe der Malschule einfand, die Ungarin, wenn sie das Haus verließ, abzufangen. Errötend folg' ich ihren Spuren, dachte er, und es war ihm höchst unbehaglich zu Mut. Aber da sie nun doch bald abreiste, wollte er diese Tage noch möglichst ausnutzen.

Sie wunderte sich gar nicht, ihn hier zu treffen.

„Das Herz tut mir weh", flüsterte sie erregt, als sie ihm die Hand ge-

reicht hatte. „Ich fange schon an, Abschied zu nehmen. Das war heute meine letzte Malstunde."

„Sie kommen doch selbstverständlich wieder hierher zurück? Sie wollen doch Ihre Kunst nicht aufgeben und bei Mama bleiben?"

„Und wenn ich auch wiederkomme, so wäre das doch frühestens in einem Jahr. Wer weiß, wie dann alles ist? So wie heute, wie in diesen Wochen sicher nicht mehr."

Er winkte einem Wagen und bat sie, einzusteigen.

„Was wollen Sie denn mit mir?"

„Nichts als eine Stunde im Park spazieren fahren. Sie haben Stunden lang im Atelier gesessen, ein bißchen frische Luft wird Ihnen gut tun."

„Das geht nicht. Auch habe ich keine Zeit."

„Bitte, machen Sie uns nicht lächerlich, die Leute bleiben schon stehn."

Fräulein Wladacek nahm Platz, machte sich aber möglichst klein in ihrer Ecke.

„Mich dünkt, das Holz ist doch schon ziemlich dürr", bemerkte er spöttisch, als sich das Pferd in Bewegung setzte.

„Wie meinen Sie das?"

„Sie haben ja förmlich Angst, ich könnte Ihnen nahe kommen. Ist das wirklich so gefährlich?"

Sie machte es sich bequemer. „O, das tut gut, die frische Luft. Es ist das erste Mal, daß ich in einem Wagen in den Park fahre."

„Warum tun Sie das nicht öfter?"

„Ich wollte doch sparen. Ich wollte sehn, ob ich mich selbständig und pekuniär unabhängig machen könnte. Es schmeckt nun doppelt gut, einmal wieder in einem leidlichen Fuhrwerk durch die Welt zu fahren."

Er ließ sie plaudern und hörte zu. Die Luft war kühl, und doch ging so eine angenehme Wärme von einem zum andern. Erst hatte er die Beine über einander geschlagen, um seine Begleiterin möglichst wenig zu berühren. Aber weshalb mußte er immer und ewig rücksichtsvoll sein? Nun saßen sie Bein an Bein, und je fühlbarer die Wärme von ihr zu ihm strömte, um so eifriger redete sie. Er gab sich ganz dem Gefühl ihrer körperlichen Nähe hin, das er so stark noch nie empfunden hatte. Wie hart und fest dies Bein ist. Er dachte an die Aschantimädchen.

Er sah auf. Auch sie war verstummt. Kaum hörbar rollte der Wagen über den gelockerten Boden tiefer in den Park, wo kein Mensch war, wo man nur noch den Bach, der ihn durchfloß, leise rauschen hörte, Stare schmatzend zwitscherten und zuweilen einen Specht, der an einen Stamm pochte.

Plötzlich hielt der Kutscher an, wandte sich um und sagte: „Schaun S' da vorn, die Masse Reh!"

Die beiden erhoben sich und blickten auf die Wiese, auf der vier Rehe ästen, ohne sich durch die Nähe der Menschen stören zu lassen.

Als sie sich wieder setzten, lag Franzens rechter Arm hinter Erzsis Schulter.

Die Rehe sahen neugierig dem vorbeirollenden Wagen nach, dann fraßen sie ruhig weiter.

„Wofür uns der Kutscher wohl hält?“ fragte Franz leise.

„Das wissen Sie, auch ohne daß ich es sage.“

„Was er für neugierige Ohren macht. Er spitzt sie ordentlich.“

Als sie um eine Biegung fuhren, kam ihnen ein Wagen entgegen, in dem ebenfalls ein Pärchen saß. Sie lächelten ihnen zu. Auch Franz und Erzsi lächelten.

„Ein Liebespaar“, sagte Franz, als der Wagen vorbei war.

„Es war allerdings nicht schwer, das zu erkennen.“

„Ob die andern das jetzt auch von uns sagen?“

„Sehr wahrscheinlich. Ihren Irrtum zu berichtigen, lohnt aber wohl nicht.“

Franz schwieg. Sie brauchte die Illusion nicht so schnell zu zerstören. Sie konnte ihn wenigstens eine Stunde lang in dem Wahn lassen.

„Kutscher, fahren Sie in die Stadt zurück!“ rief die Ungarin.

„Was? Warum denn plötzlich so eilig?“

„Ich muß nach Hause, einige Besuche machen, es dunkelt schon.

Leichte Nebel stiegen langsam aus den Wiesen.

„Wie ein Pascha sitzen Sie da“, sagte Fräulein Wladacek nach einiger Zeit. „So zufrieden und dick.“

„Sie gönnen mir das nicht?“

„Nein! Sehen Sie, da geht auch noch der Mond auf. Nun ist die deutsche Sentimentalität fertig.“

„Sie macht Ihnen offenbar zu schaffen, daß Sie so böse auf sie sind.“

„Ja. . . . Bei uns in Ungarn ist es so anders, alles viel üppiger und farbiger als hier. Das spricht nur zu den Augen. Und in Amerika ist es wieder anders. Diese deutschen Wiesen und Blumen und Wälder, das spricht zur Seele. Man könnte immerzu weinen, wenn man hier ist.“

„Sie haben so etwas weiches, mildes, verträumtes, nicht wahr? Und wenn es dämmrig wird, sodaß alle Farben ganz schwach und zart werden, schleicht sich einem diese Landschaft erst recht ins Gemüt.“

„Jawohl. Man bekommt Tränen ins Herz.“

„Sollte das nicht doch mehr an Ihrer Abschiedsstimmung liegen?“

„Ich freue mich, wegzukommen!“ Sie reckte sich.

„Das ist doch merkwürdig. Vor wenigen Minuten empfanden Sie anders.“

„Man wird weich, man lebt nicht mehr mit dem Kopf, man wird eingelullt, das geht nicht länger. Gift ist dies Deutschland für mich!“ Sie barg das Gesicht in den Händen.

„Ein sehr plötzlicher Stimmungsumschlag.“

„Bei mir geht es eben nicht so langsam wie bei Ihnen.“

„Ungarisches Blut!“ Er lehnte sich ein wenig fester an sie. „Ich spüre es sogar.“

Sie wies wieder auf die Landschaft. „Man kommt rein um den Verstand.“

„Ist das ein solches Unglück?“

„Für ein sogenanntes anständiges Mädchen schon. Wir Frauenzimmer hungern nach Gemüt, Seele, Herz . . In dieser Landschaft bilden wir uns ein, überall sei das zu finden . . . Und dann? . . Dann war es nur die Landschaft.“

„Sind Sie da nicht ungerecht gegen mich?“

„Wer spricht von Ihnen? Ich spreche ganz im allgemeinen.“

„Sie werden immer liebevoller.“

„Achten Sie nicht auf mich. Ich bin so betrübt.“

„Arme Erzsi!“

Sie waren wieder in der Stadt.

„Wie ein Ehepaar fahren wir daher“, meinte Franz.

„Ich glaube nicht, daß uns dann so warm wäre.“

„Nun sind Sie schon wieder unartig.“

„Zwischen den Häusern bekomme ich Mut.“

Man stieg aus.

„Also heute kommen Sie nicht mehr zu uns? Meine Frau würde sich freuen . . .“

„Heute erledige ich noch möglichst viel Abschiedsbesuche, damit ich dann alle Abende frei habe. Bin ich nicht nett?“

„Also auf Wiedersehn morgen Abend. Aber kommen Sie nicht so spät.“

Sie schüttelten sich die Hände. „Punkt acht bin ich da“, sagte sie und entfernte sich eilig.

Ein kurioser Zustand, murmelte Franz und schlug den Weg nach Hause ein. Eilig setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm die alte Mappe mit all den alten Gedichten vor, und eh er noch recht daran gedacht, war er schon mitten in einem Gedicht: An Erzsi.

Als seine Frau ihn zum Abendessen rief, schob er das Blatt hastig bei Seite.

„Was arbeitest du eigentlich, Franz?“

„Nichts von Belang.“

„Weshalb bringst du's dann so eilig bei Seite?“

„Du weißt doch, ich kann es nicht vertragen, wenn man mich ausfragt.“

Da Franz bei Tisch recht schweigsam war, fragte Frau Ilse schließlich: „Wann kommt Fräulein Erzsi eigentlich wieder zu uns? Oder ist sie so viel mit andern Leuten beschäftigt?“

„Weshalb fragst du mich? Ich weiß darüber nicht mehr als du.“

„Ich dachte, du hättest sie inzwischen auf der Straße getroffen oder in ihrer Wohnung aufgesucht.“

„Ich traf sie allerdings gestern. Morgen will sie kommen. Sie macht Abschiedsbesuche.“

„Was du nicht sagst!“ Er merkte wohl, wie seine Frau aufatmete. „Also reist sie schon bald?“

„Ich glaube wohl. Du kannst sie morgen ja selbst fragen.“

Als man gegessen hatte, zog sich Franz in sein Zimmer zurück, da er zu arbeiten habe.

„Ich bitte dich, Franz, fange nicht wieder die Nachtarbeit an. Ich war so froh, daß du von dieser schlechten Gewohnheit endlich abkamst."

„Und ich bitte dich, laß mich jetzt damit in Frieden, ja?! Wenn es wirklich mal über mich kommt, kann ichs nicht bis zum nächsten Morgen auf Flaschen ziehn."

Als es elf schlug, kam sie in sein Zimmer. Unwillig sah er von seinen Papieren auf.

„Ich wollte dich nicht stören, nur gute Nacht sagen."

„Also, gute Nacht!"

„Die Hand könntest du mir wenigstens reichen."

„Da!"

Sie stand immer noch im Zimmer.

Nervös fuhr er herum. „Ich bitte dich, so laß mich doch endlich!"

Da ging sie leise hinaus. Sie legte sich zu Bett, ließ aber das Licht brennen und wartete. Nach einer Stunde hörte sie, wie Franz auf den Flur trat, seinen Hut nahm und auf die Straße eilte.

Er machte also Gedichte auf sie, dachte Frau Ilse. Er hat es so eilig damit, daß er sie noch in der Nacht fortbringt. Wie oft mochte er vor zehn Jahren ähnlich wie heute Nacht zur Post geeilt sein. Nur galten damals die Verse ihr. Auch als er auf der Universität war, empfing sie ja fast jeden Tag ein Gedicht. Noch heute fühlte sie ganz deutlich, wie großen Eindruck ihr das gemacht, wie stolz sie darauf gewesen. Und was läßt sich nicht alles in Gedichten sagen? Alles stürmische und erotische, an das auch nur zu denken man sich sonst scheut. Vers und Rhythmus geben auch dem eine erträgliche Form. Durch solche Gedichte erreichte er damals bei mir alles, was er wollte. Sie sind besonders gefährliche Verführer, weil sie so poetisch dreinsehn. Und nun schrieb er der Ungarin solche Gedichte, machte dies Mädchen toll damit, wie er einst sie toll gemacht. Durfte sie dazu schweigen? Wie zugänglich ist ein Mädchen für Gereimtes.

Frau Ilse erhob sich leise, um Nore nicht im Schlaf zu stören und suchte in ihrem Zimmer nach der alten Mappe, wo sie all die Jugendgedichte ihres Mannes sorgsam gesammelt hatte. Wenn ihr jetzt auch vieles unreif vorkam, sie liebte jedes dieser Gedichte, zauberten sie ihr doch am schnellsten und schönsten die ersten Liebeszeiten zurück. Aus ihnen sprach noch klarer wie aus den Briefen jener Zeit, was sie so an Franz gefesselt: seine Wärme und die wilde, rücksichtslose Leidenschaft, die alle Konvention vergißt. Das war etwas anderes, als die Art, wie sich in der guten Gesellschaft eine Neigung äußert. Poetisch und schrankenlos, bald zart, bald wild. Das, wovon man als Mädchen träumt. Wovon nun die Ungarin träumte.

Immer hastiger suchte sie, denn sie fand die Mappe nicht. Schließlich setzte sie sich traurig und erschrocken auf einen Stuhl. Traurig wie über einen

großen, unersetzlichen Verlust. Sollte nun auch die letzte greifbare Erinnerung an jene Zeit verloren sein? Oder hatte Franz die Mappe an sich genommen? Sie legte sich wieder nieder, fast entschlossen, morgen noch einmal gründlich zu suchen, ihren Mann nach der Mappe zu fragen. Es war eigentlich nicht unwahrscheinlich, daß er sie an sich genommen. Nun er sich wieder verliebt, verglich er vielleicht mit damals.

Am Ende benutzte er sogar die alten Gedichte für seine neue Liebe! Doch nein, das wollte sie nicht denken, das war beleidigend. Auch für ihn als Poeten. So viel Leidenschaft würde die Neigung zu der Ungarin schon noch aufbringen, daß sie eigene Gedichte fand.

Als sie hörte, daß Franz wieder kam, rief sie ihn an ihr Bett.

„Was willst du denn noch? Ich bin müde."

„Ich auch. Aber ich kann nicht einschlafen und da dachte ich, einen Augenblick könntest du mir noch Gesellschaft leisten ... Bitte, nicht laut und heftig werden, denk an Nore."

„Können wir unsere Unterhaltung nicht auf morgen verschieben?"

„Wenn du darauf bestehst, muß ich natürlich zufrieden sein."

Er setzte sich auf den Bettrand. „Also, ich bin ganz Ohr."

„Du schickst Erzsi Gedichte?"

„Das ist ausschließlich meine Sache."

„Ich finde nicht. Aber darüber wollen wir jetzt nicht streiten. Ich frage nur, mußt du nun das Mädchen auch quälen?"

„Auch? Wieso?"

„Wie du mich als Mädchen mit Gedichten gequält hast. Weißt du nicht mehr?"

„Also quälen nennst du das?"

„Du behauptest, du hättest sie gern. Anstatt ihr den Abschied leicht zu machen, tust du alles, ihn zu erschweren. Ist das recht?"

„Das behaupte ich nicht, ich werde mich hüten. Es ist mir aber auch ganz gleichgültig. Was heißt recht? Ich tue, was ich muß."

„Bitte, nicht so laut, Franz!"

„Ich begreife dich gar nicht. Gedichte schaden doch nicht, tun doch nicht weh. Wenn ich in ihnen sage, wie es steht, was ich von ihr halte, was ist weiter dabei? Sie braucht es ja nicht mal zu glauben. Es ist ja Poesie!"

„Du weißt sehr gut, daß in solchem Fall nichts mehr besticht ... Was willst du eigentlich? muß ich schon wieder fragen."

„Gar nichts will ich. Nur wissen soll sie, daß ich sie mag."

„Meinst du, das weiß sie nicht auch so?"

„Das kann ja sein. Ich sehe aber nicht ein, weshalb ich es ihr nicht auch noch auf meine besondere Weise sagen soll."

„Rücksichtslos seid ihr, ihr Männer!" Sie richtete sich jäh auf.

„Es steht dir sehr gut, Ilse, wenn du dich ein wenig alterierst."

„Ich möchte dich nur wieder und immer wieder bitten, quäle das Mädchen nicht.“

„Ach was, es ist ja doch alles egal. In acht Tagen ist sie in Budapest und alles erledigt.“

„Wenn du das so genau weißt, warum dann noch Verse?“

„Aber ich will nicht, daß sie mich so schnell vergißt. Ich will, daß sie die Verse immer wieder an mich erinnern. Sie soll an mich denken! . . . Und im übrigen, ich bedarf durchaus nicht eines Vormundes, ich bin kein kleines Kind!“ Er sprang auf und verließ das Zimmer.

Als er zu Bett lag, tat es ihm leid, daß er seiner Frau weh getan hatte. Am liebsten hätte er ihr das gesagt. Aber es kam ihm lächerlich vor, jetzt noch einmal zu ihr zu gehen. Weshalb schlief sie auch so weit weg und mit Nore zusammen . . . Das heißt, daran war er selbst schuld . . . Freilich hatte es Ilse ebenfalls ästhetischer gefunden . . . Nun lag er hier, sie dort drüben und beide dachten an einander. Es wäre ihm auch leichter zu Mut gewesen, da er sich gerade so mild und weich gestimmt fühlte, wenn er es ihr hätte sagen können . . . Und sie? . . . Sie sorgte sich.

Er schloß die Augen und hielt lange, freundliche Monologe an seine Frau. Nur schade, daß sie nichts davon hörte. Immer wärmer wurde ihm ums Herz, je länger er an diesen tapferen Kameraden dachte. Er gab ihr sogar viel zärtliche Worte, wonach sie sich oft vergebens sehnte, da er mit ihnen für gewöhnlich sehr sparsam war. Schade, daß sie auch davon nichts erfuhr.

Ganz unvermittelt gingen seine Gedanken wieder zu der Ungarin. Es fiel ihm auf, wie leicht es ihm wurde, fast gleichzeitig an beide zu denken, ohne daß er es als unangenehm für die eine oder andre empfand. Das ließ sich doch wohl nur so erklären, daß seine Gefühle für beide ganz verschieden waren, nie mit einander ernstlich kollidierten. Sonst hätte er dies Ueberspringen seiner Gedanken von der einen zur andern unbedingt als lästig und ungehörig empfinden müssen . . . Nun ja, seine Frau war eben sein bester Kamerad. Die Zärtlichkeit für sie hatte mit den Jahren freundschaftliche Formen angenommen. Erzsi aber war für ihn das junge Ding, das man begehrt, wie er Ilse vor vielen Jahren begehrt hatte. Nach abermals zwölf Jahren würde er für Erzsi genau so empfinden, wenn sie immer um ihn wäre, wie heute für seine Frau. Dabei begehrte er die Ungarin durchaus nicht so heiß wie einst Ilse. Das lag wohl daran, daß er älter war.

Ein Glück, daß die Ungarin bald abreiste. Was sollte sonst daraus werden? Am liebsten wäre er aufgestanden und hätte noch ein Gedicht auf sie gemacht. Es freute ihn sehr, daß er dazu fähig war, daß die so lange verflechte lyrische Ader sich wieder auftat. Ohne Lyrik kann man wohl ein Schriftsteller, aber nie ein Poet sein. Und wenn er sich auch schon längst nicht mehr für das von aller Welt ersehnte Genie hielt, so war es ihm doch ein Trost, zu wissen, daß er nicht nur Schriftsteller, sondern eben doch ein Poet war.

Am andern Morgen erhob er sich früher als gewöhnlich und saß bald wieder an seinem Schreibtisch. Diesmal störte ihn seine Frau nicht. Gegen Mittag konnte er ein neues Gedicht an die Freundin abgehen lassen.

Er war neugierig, wie sie die Verse aufnehmen würde. Als sie am Abend erschien, sagte sie nichts darüber, drückte ihm aber fest die Hand.

Am nächsten Tag sandte er mit dem Gedicht einen Strauß roter Rosen. Und so ging es weiter bis zum Ende der Woche, wo die Ungarin ursprünglich abreisen wollte. Sie schob die Abreise noch auf acht Tage hinaus.

Zuerst freute sich Franz nicht einmal sonderlich darüber. Die Rosen liefen ins Geld, die Gedichte kosteten Zeit. Er hatte mit beidem die Freundin verwöhnt und durfte keins von beiden wieder abstellen.

Immer feuriger wurden die Gedichte und Fräulein Wladacek infolgedessen allmählich zurückhaltender. Sie vermied es, mit ihm allein zu bleiben.

Frau Ilse sah sehr wohl, wie sich ihr Mann immer hitziger in seine Leidenschaft hineindichtete, wie das auf die Ungarin, die bisher eigentlich immer harmlos und guter Dinge gewesen, Eindruck machte, denn sie bekam zuweilen etwas Verstörtes, wurde scheu und auch ihr gegenüber verlegen, als hätte sie kein gutes Gewissen. Aber Frau Ilse schwieg. Das alles muß ja nun bald aufhören, dachte sie. Auch Erzsi weiß das, wird auf der Hut sein und sich nicht jetzt noch zu einer Torheit hinreißen lassen.

5.

Franz Ferdinand ging ungeduldig vor dem modernen Theater auf und ab. Er wartete auf seine Frau und Erzsi, die mit ihm die Premiere von „Rose Bernd" besuchen wollten. Sonst war seine Frau immer pünktlich. Also hatte wohl die Ungarin an der Verspätung Schuld. Oder sollte ein Unglück geschehen sein? Er wartete eigentlich schon seit Tagen auf so etwas. Doch das war ja Torheit. Seine leidenschaftlich erregte Phantasie ging mit ihm durch, die unheimlichsten Bilder und Vorstellungen stürmten über ihn her. Bald zeigten sie Erzsi im Sterben, und wie sie ihm endlich ihre Liebe gestand, wo dies Geständnis seine Qual nur mehrte. Bald war Nore etwas zugestoßen, und seine Frau sah ihn vorwurfsvoll an, als sei Nores Krankheit die Strafe für seine Leidenschaft. Dann wieder lag seine Frau auf dem Totenbett. Absichtlich hatte sie sich krank gemacht, um der Ungarin nicht länger im Weg zu sein. Namentlich kurz vor dem Einschlafen und morgens in der Frühe ergriffen ihn solche Vorstellungen, deren Bilder oft so deutlich waren, daß sie ihm den ganzen Tag keine Ruhe ließen.

War er nicht zu Hause, kamen Augenblicke, wo er jeden Dienstmann daraufhin musterte, ob er ihm nicht eine Unglücksbotschaft zu überbringen habe. Und ratterte eine geschlossene Droschke in einem ungewöhnlich schnellen Tempo vorbei, fuhr es ihm durch den Kopf: ob nicht Erzsi krank, überfahren auf ihren Polstern liegt? Begegnete ihm ein Sanitätswagen, hörte er auch

nur von Ferne den aufregenden Lärm einer Feuerglocke, so wollte sein Herz stille stehn vor Schreck, obwohl sein Verstand sagte, daß gar kein Grund vorliege, sich so aufzuregen, daß er nur nervös sei und nichts weiter.

Endlich kamen die beiden in einer offenen Droschke angefahren. Lebendig waren sie also glücklicher Weise, aber ernst sahen sie drein, gar nicht lustig. Fräulein Wladacek zeigte sogar ganz gerötete Augen, als habe sie geweint.

„Ist etwas passiert?“ stammelte er und öffnete den Wagenschlag.

„Gar nichts ist passiert, Franz. Fräulein Erzsi kommt nur nicht mit ins Theater, da sie Migräne hat.“

Mißtrauisch sah er sie an.

„So treffen wir uns vielleicht nach dem Theater? Bis dahin wird Ihre Migräne wohl vorbei sein?“ Warum stieg sie nicht aus, weshalb sprach sie kein Wort?

„Fahren Sie jetzt nach Hause, Erzsi“, sagte Frau Ilse. „Legen Sie sich zu Bett. Vielleicht spreche ich nach dem Theater noch bei Ihnen vor.“

„Nein, nein“, meinte die Ungarin hastig, ohne Franz anzublicken. „Ich komme lieber erst morgen mit Ihnen zusammen.“ Sie gab dem Kutscher einen Wink und fuhr fort.

Sonderbares Benehmen. Was hatte sie denn?

„Nachher“, sagte Frau Ilse auf seine Frage und drängte, daß Franz Billete nahm, damit man noch einen guten Platz bekäme. Er zögerte, als sei ihm das Theater verleidet, ging dann aber doch an den Billetschalter.

Als sie die Mäntel ablegten, fragte er wieder: „Nun sage endlich, Ilse, was ist los, was ist dem Mädchen zugestoßen?“

„Beruhige dich, kein Unglück, eher etwas angenehmes.“

„Da bin ich erst recht neugierig.“

Als sie zu ihren Plätzen kamen, sagte Ilse leise: „Fräulein Wladacek hat sich verlobt.“

„Was?!“

„Nimm dich zusammen! Nachher erkläre ich dir alles.“

Mechanisch setzte er sich neben seine Frau.

„Wer ist denn der Glückliche?“ fragte er nach einer Weile, als sich der Saal verdunkelte und der Vorhang aufging.

„Das hat sie mir nicht gesagt. Ich mochte auch nicht fragen.“

Franz lachte laut, so daß seine Umgebung ihn unwillig fixierte. „Unsinn ist es. Einen schlechten Witz macht ihr. Wie kann sie sich denn verloben?“

Frau Ilse sah ihn ruhig an. „Weshalb kann sie sich nicht verloben?“

„Weil . . .“ Er biß sich auf die Lippen und schwieg.

Nach einiger Zeit meinte er leise: „Wie die Kerle alle hinter der Rose Bernd her sind. Wie die Hunde. Furchtbar primitive Geschichte, was?“

Frau Ilse schwieg.

„Wann hat sie sich denn verlobt?“

„Ich glaube gestern. Schweige doch jetzt, du störst ja die Leute.“

„Pardon, richtig, daran dachte ich nicht. Sie haben vier Mark bezahlt und verlangen ein ungestörtes Vergnügen. Recht haben sie."

Da sie ziemlich weit vorne saßen, fiel von der Bühne her noch so viel Licht in den Zuschauerraum, daß Ilse das Gesicht ihres Mannes und sein Mienenspiel erkennen konnte. Sie erschrak heftig. Und wie in sich versunken er da saß! Wie ein alter Mann.

Nach dem ersten Akt fragte sie leise: „Wollen wir nicht lieber fortgehen?"

Er fuhr auf. „Warum? Ich finde das Stück sehr amüsant. Wie einfach es doch bei diesen Bauern zugeht, nicht wahr? Da ist ein dralles, junges Stück Fleisch, um das sich gebalgt wird, bis jeder seinen Bissen weg hat . . . Haha, furchtbar tragisch!"

Während des zweiten Aktes bemerkte Ilse, wie Franz plötzlich einen purpurroten Kopf bekam. Er sah aus, als könne ihn im nächsten Augenblick der Schlag treffen. Leise, um ihn zu beruhigen, glitt ihre Hand zu der seinen. Unwillig stieß er sie zurück.

„Ich bitte dich, laß mich, ich brauche dein Mitleid nicht!" Seine Stimme bebte vor Wut. „Auch noch Teilnahme bei meiner Blamage. Das könnte euch Weibern passen!"

In der großen Pause fragte er: „Du bleibst wohl hier?"

Ilse nickte.

„Also auf Wiedersehen im dritten Akt. Ich gehe an die Luft. Hier riecht mirs zu sehr nach Menschen!"

Als die Pause zu Ende, trat der Türschließer an Franz heran und teilte ihm mit, daß sich einige Herrschaften über sein lautes Wesen beschwert hätten. Er bäte darum, der Herr möge sich ruhiger verhalten.

Franz ballte die Fäuste. „Ich verstehe! Aber sagen Sie den Herrschaften, sie sollten gefälligst das Maul halten, sonst . . . Ich bin gerade in der Stimmung!"

Der Türschließer beeilte sich, fortzukommen. Ihm wollte scheinen, als sei der Herr nicht normal. Da ließ man ihn besser gewähren, um jeden Skandal zu vermeiden, hatte nur ein wachsames Auge auf ihn, um nach der Vorstellung eventuell das Nötige zu veranlassen.

Aber niemand fand noch einen Anlaß, sich über den Herrn zu beschweren. Ganz ruhig, ja teilnahmlos saß er da. Müde, abgespannt, wie zerschlagen fühlte sich Franz. In den Ohren sauste es, der Kopf schwindelte ihm. Doch, er war ja kein Schwächling, er würde sich schon nicht von einem Frauenzimmer unterkriegen lassen. Den Triumph sollte die Ungarin nicht auch noch erleben. Er nahm sich mit aller Kraft zusammen, harrte aus und freute sich, wie er allmählich wieder Gewalt über sich bekam.

Nach dem Theater sagte er: „Ich habe einen Wolfshunger, beeile dich, daß wir nicht auch noch Bekannte treffen. Ich denke, wir gehen in die Bar. Da ist es um diese Zeit noch leer. Man bekommt auch was vernünftiges zu essen und zu trinken."

Als er daußen einen Wagen nahm, wollte sich Ilse zur Wehr setzen, da die Bar kaum drei Minuten vom Theater entfernt lag. Aber er bestand darauf, dorthin zu fahren. „Nobel soll die Welt zu Grunde gehen!"

In der Bar ließ er gleich Sekt kalt stellen.

„Aber Franz!"

„Verlobung feiern!" sagte er grimmig und bestellte zugleich Tinte und Papier.

„Du willst doch nicht an Erzsi schreiben?"

„Gewiß will ich das, und zwar gleich und deutlich!"

„Sie hat dir doch wahrhaftig nichts zu leid getan. Freuen solltest du dich!"

„Das tue ich auch, wie du gleich sehen wirst. Aber erst laß mich den Brief schreiben. Und dann, Kellner, ein Beefsteak, aber blutig! Und was wünschst du, Ilse?"

„Ich warte noch."

Er begann zu schreiben und war schon nach wenigen Minuten fertig. Während der Aufführung hatte er ja Zeit genug gehabt, diesen Brief zu formulieren.

„Möchtest du mich nicht wenigstens lesen lassen?"

„Wenn es dir Spaß macht."

Sie las: Sehr geehrtes gnädiges Fräulein! Es drängt mich, Ihnen zu danken für die angenehme Ueberraschung, die Sie mir bereitet haben. Daß Sie wenigstens nicht den Mut besaßen, mir persönlich die Neuigkeit mitzuteilen, den sie doch am nächsten angeht, ist mir eine Art Genugtuung. Denn, daß Sie die Vermittlung meiner Frau anriefen, zeigt, daß Sie ein schlechtes Gewissen haben, was ich nur zu begreiflich finde. Im übrigen empfehle ich mich Ihnen auf diesem Weg, da wir beide wohl nicht das Bedürfnis haben, uns noch zu sprechen. Ja, ja, die Männer! Wie schlecht sind sie! In vorzüglicher Hochachtung. Franz Ferdinand, Zahnarzt.

Frau Ilse hielt den Brief und blickte ihren Mann an. Plötzlich riß sie ihn mitten durch.

Franz sprang erregt auf, setzte sich aber schnell wieder, lachte spöttisch und schrieb auf ein neues Blatt denselben Brief, kuvertierte ihn rasch und ließ ihn durch den Kellner fortbringen.

Lang sprach keins von beiden ein Wort.

„Jetzt könntest du dir immerhin auch etwas bestellen", meinte Franz, als sein Beefsteak kam.

Als sie gegessen hatten, steckte sich Franz eine Zigarre an. „So, nun hast du wohl die Freundlichkeit, erzähle!"

„Soll ich wirklich?"

„Aber natürlich, selbstverständlich! Ich möchte meine Blamage doch wenigstens in allen Einzelheiten kennen lernen."

„Daß es dich so tief treffen würde, hätte ich nicht gedacht!"

„Was willst du. Beleidigte männliche Eitelkeit, das sagt alles."

„Da kenne ich dich besser."

„Du bist halt immer noch verliebt in mich, Ilse. Das mußt du dir endlich abgewöhnen. Nimm dir ein Muster an anderen Leuten."

Er hob sein Glas, sie stießen an.

Dann begann Ilse, da er wieder darum bat, zu erzählen: „Ich wollte, bevor ich zum Theater ging, gerade noch eine Besorgung machen, da erschien sie, sehr aufgeregt und mit einem ungewöhnlich umfangreichen Rosenstrauß."

„Natürlich. Mit Rosen macht sie alles gut."

„Als ich mich bedankte, fing sie auf einmal zu weinen an, ohne daß ich gleich den Grund herausbringen konnte. Sie weinte und stammelte, sie sei schlecht, ich müsse sie verachten und so weiter. Ich ließ sie einige Zeit gewähren, und da ich dachte, ihre Verfassung hinge mit dir zusammen . . ."

„Sehr verbunden!"

„Ich fragte sie, ob du ihr Blumen geschickt hättest. Sie nickte. Ich meinte, das sei doch nicht so schlimm. Ich wüßte, daß du sie verehrst. Sie solle sich ruhig darüber freuen. Es sei doch immer eine Freude für ein Mädchen, wenn es sähe, daß ein gescheuter Mann es verehre."

„Weiter!"

„Sie begann heftiger zu weinen. Er hat Ihnen wohl auch Gedichte geschickt? fragte ich. Sie nickte wieder."

„Weiter, weiter!"

„Sie fragte, ob sie denn wirklich etwas so unreelles und ausschweifendes an sich habe, daß man es wagen könne, ihr solche Gedichte zu schicken . . . Du mußt sehr feurig und leidenschaftlich gedichtet haben, Franz."

„Man tut, was man kann, wenn man verliebt ist."

„Daraufhin suchte ich ihr klar zu machen, daß sie das nicht so wörtlich nehmen dürfe, daß du eben ein Poet seist . . ."

„Hör mal", unterbrach er sie, „das finde ich ganz falsch und ungerecht. Es handelt sich doch nicht um kleine Jungensscherze. Was ich ihr gesagt habe, damit war es mir vollkommen ernst, denn ich empfand so."

„Nun ja, gewiß. Es ist doch aber ein Unterschied, ob du deine Gefühle formulierst, oder der Herr Assessor Soundso. Beide könnt ihr ganz gleich empfinden . . ."

„Das bezweifle ich eben."

„Aber nehmen wir es einmal an. Beide empfindet ihr gleich. Nur steht ihm nicht die Sprache so zur Verfügung, wie dir. Infolgedessen nehmen sich deine Erklärungen, und nun gar gereimte, ganz anders aus, wirkungsvoller, wollen wir einmal sagen."

„Ich kann unmöglich damit einverstanden sein, daß du so verfuhrst."

„Das ist ja jetzt ganz gleich. Sie beruhigte sich jedenfalls allmählich."

„Und sagt sich nun, ich habe sie angelogen, mit ihr gespielt."

„Hast du denn im Grunde nicht mit ihr gespielt?"

„Nein."

„Ja? Aber? . ."

„So fragst du immer wieder."

„Das muß ich dann doch immer wieder fragen!"

Er fuhr sich durchs Haar. „Das ist doch zum Verzweifeln! Was ich wollte? Nichts bestimmtes. Das hätte sich ja alles von selbst gefunden. Ich arbeite doch nicht wie ein berufsmäßiger Don Juan nach einem bestimmten Plan auf ein bestimmtes Ziel. Ich habe sie gern, zeige ihr das, alles weitere ergibt sich von selbst. Hat es sich ergeben, ist immer noch Zeit, zu überlegen."

„Dann ist es zu spät."

„Du bist sehr geradeaus und selbstgewiß, Ilse. Ich kann es dir auch nicht verdenken. Du hast ja gesiegt, ich bin unterlegen und habe mich lächerlich gemacht."

„Das ist nicht wahr, und Erzsi empfindet auch nicht so. Lächerlich ist sie höchstens sich selbst vorgekommen."

„Sie?"

„Weil sie das alles als ein recht dummes Mädchen viel ernster und wichtiger nahm, als nötig war."

„Da haben wirs!" Franz schlug ärgerlich auf den Tisch.

„Die Sache wuchs ihr offenbar über den Kopf, sie wußte nicht mehr aus noch ein, deshalb kam sie zu mir."

„Das dummste, was sie tun konnte!"

„Das einzig anständige, was ihr zu tun übrig blieb. Heiß genug hast du ihr doch gewiß gemacht!"

„Dann konnte sie sich ja mit mir aussprechen."

„Aber Franz. Das glaubst du ja selber nicht im Ernst . . . Da ich ihr anmerkte, daß sie noch mehr auf dem Herzen hatte, ließ ich nicht eher nach, als bis sie mir schließlich noch gestand, sie habe sich verlobt. Im ersten Augenblick erschrak ich. Ich fragte sie gleich, ob das keine Uebereilung sei. Mir wollte scheinen, als habe sie es getan, um sich vor dir zu schützen."

„So fasse ich es jetzt auch auf."

„Aber sie beruhigte mich. Sie habe sich das schon lange überlegt, die Geschichte spiele schon Jahre. Er habe jetzt nur wieder sehr gedrängt, und da er ein anständiger, wohlhabender Mensch sei, habe sie sich entschlossen, ihn zu heiraten."

„Dumme Gans!"

„Weil sie nicht weiter mit sich spielen läßt?"

„Weil sie jetzt eine ganz normale Ehefrau werden wird und nichts weiter. Weil sie ihre Kunst aufgeben wird, ihr Talent verleugnen wird, das sie zu etwas besserem ausersehen!"

„Etwas besserem, als glücklich werden?"

„Ach was! Im übrigen kann es uns ja egal sein. Mich geht die Person jedenfalls nichts mehr an."

„Wenn du doch nicht von einem Extrem ins andre fallen wolltest! Wenn

du doch den ungezogenen Brief nicht abgeschickt hättest. Damit hast du wieder eine große Affäre daraus gemacht. Es ist wirklich ärgerlich. Ich gebe mir alle Mühe, daß wieder Ruhe und Ordnung in die Sache kommt . ."

„Auf beides lege ich keinen Wert."

„Du benimmst dich wie ein unartiger Junge."

„Donner, wirst du grob."

„Es ist doch auch so . . . Wochenlang haben wir mit dem Mädchen täglich verkehrt, du vor allem, und nun, wo sie nur noch ein paar Tage da ist, soll es ein solches, ein so unwürdiges Ende nehmen."

„Mach, was du willst. Ich hindre dich ja nicht, sie zu empfangen, so oft und so viel du magst. Aber mich laßt ungeschoren, ich habe genug."

„Das arme Ding! Statt daß du ihr eine angenehme Erinnerung an dich läßt, wie ich es tun würde, wenn mir wirklich an jemandem so viel liegt, treibst du es so!"

„Also nicht wahr, du tust mir den einzigen Gefallen und schweigst von dieser ganzen Sache, die für mich endgültig erledigt ist. Schließlich habe ich besseres zu tun, als den Galanten zu spielen einem Wesen gegenüber, das selbst nicht weiß, was es will."

Als sie endlich nach Hause kamen, war Franz doch froh, in seinem Schlafzimmer allein zu sein. Dieser Ausgang mit Erzsi ging ihm weit näher, als er sich selbst eingestehen wollte.

Leise, auf Strümpfen lief er hin und her und konnte sich nicht beruhigen . . . Und weshalb alterierte ihn diese Verlobung so? Wirklich nur aus verletzter Eitelkeit? Weil er sie einem andern nicht gönnte? . . . Seine Frau hatte schon recht, das war nicht der Hauptgrund, durchaus nicht. Gewiß gefiel ihm auch ihre Gestalt, ihre Körperlichkeit. Aber die Hauptsache war es ihm nicht. Gewiß, er hätte sie gerne umarmt, geküßt, seine Hände hätten gern ihre Glieder, die Linie ihrer Schultern einmal gefühlt, wenn auch nur um sie leise zu streicheln, damit auch seine Hände ihr zeigten, wie zärtlich er für sie empfand. Aber er hätte ihre Leiblichkeit, ohne daran zu sterben, schließlich auch einem andern überlassen, wenn es denn nun einmal nicht anders sein konnte. Nur in seiner Nähe sollte sie bleiben, nicht wieder fortgehen. Vielleicht redete er sich da selbst etwas ein, täuschte sich absichtlich. Aber im Augenblick empfand er jedenfalls ganz ehrlich und ohne Hintergedanken.

Und nun wird sie fortgehen, ohne daß er sie wiedersah . . . Wie leer würde es wieder um ihn sein, der doch Frau und Kind hatte, die er beide liebte. Er kannte sich nicht mehr in sich selbst aus. Sehr würde er sie vermissen. Ihr Lachen, ihr Gerede, ihre ganze Art, die so jung und frisch war . . .

Als er sich endlich niederlegte, überlegte er, ob es nicht doch ein Mittel gäbe, wieder mit ihr zusammen zu kommen. Schließlich war es doch töricht, auch darin hatte seine Frau vollkommen recht, sie die wenigen Tage, die er noch etwas von ihr haben konnte, nicht mehr zu sehen, statt diese Tage noch recht auszukosten. Nun sie verlobt war, konnten sie ja noch viel freier mit

einander verkehren, brauchte er gar kein Blatt mehr vor den Mund zu nehmen. Sehr schön hätte es werden können, wenn er sich nicht zu dem törichten Brief hätte hinreißen lassen. Er hatte ja beabsichtigt, sie zu beleidigen. Wenn sie nur wenigstens eine Antwort gab. Vielleicht ließ sich die Sache dann wieder einrenken.

Gegen Mittag des nächsten Tages erschien ein Dienstmann mit einem Brief von Fräulein Wladacek, den Franz hastig erbrach. Sehr geehrter Herr Ferdinand! Wenn ich auch gestern nicht ganz verstanden werden wollte, so gründlich mißverstanden zu werden, war wirklich nicht meine Absicht. Ihre Zeilen haben mir sehr wehe getan. Alle anderen „schlechten" Männer hätten es so gemacht. Warum erwartete ich auch von Ihnen etwas Besseres, wenn auch nur Schweigen. Jetzt weiß ich, daß Sie mich nicht, auch gar nicht verstehen. Oder haben Sie wirklich schon so maßlos viel eitle und schlechte Frauen kennen gelernt, daß es für Sie selbstverständlich ist, mich unter sie einzureihen? . . . Aber nun ist es zu spät. Ich dachte mir alles, alles so ganz anders. Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir, daß Sie mich nicht verstanden haben. Ich muß mich ja auf diesem Wege von Ihnen verabschieden, da Sie es so wollen. Die Frauen sind nicht halb so „schlecht" wie Sie denken. Und seien Sie versichert, daß sich trotz Ihrer gestrigen Zeilen doch immer dankbar Ihrer erinnert Erzsi Wladacek.

Da hatte er die Bescherung! Zwar verstand er nicht gleich alles, aber beleidigt war sie sehr und seine Bosheiten hatte sie recht ansprechend beantwortet. Aber was sollte zum Beispiel der Satz am Anfang? Er las ihn wieder. Das sah ja fast so aus . . . Sie wollte nicht verstanden werden? Also doch wohl von Frau Ilse nicht?

„Sag mal, Ilse, benahm sie sich wirklich so, wie du erzähltest?"

„Selbstverständlich. Sie leugnet es heute wohl?"

„Du sagtest doch, sie sei außer sich gewesen? Sie habe sich betragen wie sich eben ein unerfahrenes Mädchen in solchem Fall beträgt?"

„So war es auch."

Er steckte den Brief in die Tasche.

„Du willst mir ihre Zeilen nicht zu lesen geben?"

„Nein. Sie ist sehr böse, und ich habe keine Lust, daß du auch noch siehst, wie geschickt sie mich für meinen Brief straft."

Er setzte sich zu seiner Frau und wartete.

Er wartete darauf, daß seine Frau bitten würde, er solle doch wieder vernünftig sein, sich bei der Ungarin entschuldigen.

Er wartete vergeblich. Heute schien seine Frau dazu keine Lust mehr zu haben. Und jetzt hätte er es gerne getan. War sie inzwischen wieder mißtrauisch geworden?

Er nahm wieder den Brief vor und studierte den ersten Satz. Entweder verstand sich Erzsi nicht recht auf die deutsche Sprache, wenn sie schrieb . . . oder . . . Oder der Satz enthielt ein verstecktes Zugeständnis ihrer Neigung

zu ihm. Anders gab er überhaupt keinen Sinn. Aber weshalb hatte sie sich denn verlobt? Am Ende war sie gar nicht verlobt, hatte seine Frau ihre Worte mißverstanden? Und wenn sie richtig verlobt war? So hatte sie es entschieden nur getan, um vor sich selbst sicher zu sein und bereute es jetzt schon.

„Du willst dich also wieder mit ihr aussöhnen?“ fragte Frau Ilse.

„Wer sagt dir das?“

„Ich glaube es aus deiner Unruhe schließen zu können. Du scheinst nur nicht recht zu wissen, wie den Anfang machen?“

Er blickte sie erwartungsvoll an.

Frau Ilse lächelte. „Diesmal mußt du dir schon selbst aus der Patsche helfen.“

Aergerlich verließ er das Zimmer und schrieb an die Ungarin, er bitte um Entschuldigung für den gestrigen Brief, in seiner ersten Erregung sei er viel zu weit gegangen. Und da es doch schade wäre, wenn sie so auseinander gingen, bäte er, sie begrüßen zu dürfen, wenn sie, wie er hoffe, heute noch zu seiner Frau käme.

„Die Dienstmänner haben jetzt gute Zeiten“, meinte Frau Ilse, als er nach dem Mädchen rief.

„Du bist so anders als gestern. Gestern wolltest du doch absolut, daß ich mich mit ihr aussöhne.“

Sie sah ihn ernst an. „Ueberlege gut, was du tust. Heute läßt du dich ja nur durch ihren Brief verleiten und gibst dich nur noch mehr in ihre Gewalt.“

„Aber Ilse, sie ist ja verlobt.“

„Und du verheiratet, nicht wahr?“

„Was willst du damit sagen?“

„Ich meine, vielleicht beginnt nun auch sie sorgloser mit dem Feuer zu spielen.“

„Narrenspossen!“

„Ich . . . ich kann euch nicht mehr helfen. Nun müßt ihr allein sehen!“ Leise aufschluchzend, verließ sie das Zimmer.

Er blickte ihr betroffen nach. Hatte sie ganz den Humor verloren? Sah sie nun auf einmal Gefahren? Aber weshalb gerade jetzt? Offenbar, weil Erzsi seinen Brief beantwortet hatte. Sie meinte wohl, daraus zu erkennen, daß ihr mehr an ihm lag, als sie erwartet hatte . . . Er schüttelte den Kopf . . . Die kluge Ilse!

Aber begierig war er, sehr begierig, ob Fräulein Wladacek heute noch käme. Tat sie es, dann . . . ja dann mußte, durfte er doch wohl glauben, daß es mit ihrer Verlobung nicht gar so ernst war. Und dann? . . . Er zog sich an seinen Schreibtisch zurück. Hatte er kürzlich ein Gedicht nach berühmten Mustern: An die Entfernte, überschrieben, so überschrieb er das Gedicht von heute: An die Wiedergefundene.

Gegen fünf Uhr erschien Fräulein Wladacek. Das Dienstmädchen klopfte bei Franz an und meldete ihre Ankunft.

„Ist meine Frau bei der Dame?"

„Die gnädige Frau ist im Schlafzimmer. Sie gab mir den Auftrag, ich solle den Herrn rufen, wenn Besuch käme."

Er musterte das Mädchen. Es hatte auf einmal so etwas freches in ihrer ganzen Art. Was mochte sie sich wohl bei den Besuchen der Ungarin denken? Etwas gutes und sauberes gewiß nicht.

„Es ist gut", sagte Franz und blieb recht gleichmütig an seinem Schreibtisch sitzen, bis die Dienstmagd fort war. Es ist übrigens sehr anständig von Ilse, daß sie uns erst allein lassen will, dachte er und erhob sich.

Als er in Ilses Zimmer trat, fragte Fräulein Wladacek gleich, ohne ihn erst zu begrüßen: „Ist Frau Ilse nicht da?"

„O ja, sie wird sofort erscheinen. Ich vermute, sie wollte uns nur erst einen Augenblick allein lassen."

Wie rot sie wurde, wie verlegen sie war. Er setzte sich ihr gegenüber.

„Wenn Sie wüßten, wie ich geweint habe den ganzen Morgen", sagte die Ungarin leise, vorwurfsvoll und sah ihn schüchtern an.

„Wenn Sie wüßten, wie außer mir ich war, als ich Ihnen schrieb!"

Nach einer Weile fügte er hinzu: „Heute haben Sie keine Rosen mitgebracht?"

„Ich schäme mich so, ich habe mich so unglaublich dumm benommen. Dabei will ich mir und anderen einreden, ich sei schrecklich selbständig und gescheut."

„Warum dumm benommen?" Meinte sie vielleicht ihre Verlobung? Doch das war wohl nicht gut möglich.

„Ich habe alles so ernst und schwer genommen. Frau Ilse hat mich mit Recht ausgelacht."

„Das können Sie ruhig auch weiter ernst nehmen. Daß meine Frau dies alles möglichst harmlos auffaßt und Ihnen so darstellt, wundert Sie das?"

Sie blickte ihn aufmerksam an.

„Das ist doch selbstverständlich in ihrer Lage."

Sie wehrte ängstlich ab. „Ich bitte, sprechen wir nicht mehr davon. Wir sitzen im Zimmer von Frau Ilse. Es geht nicht, ich halte das nicht aus . . . Es ist zu gemein!"

„Also sollen wir uns weiter mißverstehen?" fragte er zornig.

„Aber wir verstehen uns schon wieder ganz gut, glaube ich. Besser ist gar nicht nötig, gar nicht wünschenswert." Sie versuchte, wieder keck und lustig zu sein.

Ihm gefiel das nicht. Aber Ilse konnte ja jeden Augenblick erscheinen, da mußte er sich zusammennehmen, Ruhe halten.

Ohne aufzusehen sagte er: „Ich gratuliere auch noch vielmals zur Verlobung. Wer ist denn der Glückliche?"

„Ach Gott, der Blödel! Ein alter Jugendfreund von uns, ein lieber

Kerl, der mich schon seit Jahren quält. Weil er so gut ist, hab' ich ihn Blödel getauft."

„Ich finde es nicht sehr nett, wie Sie über ihn sprechen."

„Das kann ich mir denken. Kännten Sie ihn, würden Sie sich nicht wundern, daß ich so spreche. Er war ein eifriger Korpsstudent, ist ungarischer Reserveoffizier, hat viel Geld und weiter nichts, läßt mich aber tun und lassen, was ich will."

„Mich wundert, daß Sie so etwas heiraten wollen?"

„Vorläufig habe ich mich doch nur verlobt, weiter nichts."

„Wenn Sie es freilich so auffassen!" Sie mißfiel ihm in diesem Augenblick direkt, trotzdem ihm viel leichter ums Herz wurde. Aber wie kann man sich auf eine solche Weise verloben! Die reine Karikatur.

Sie sah ihn wieder vorwurfsvoll an. „Ich dachte gar nicht, daß ich so unglücklich sein könnte wie heute morgen."

„Und ich hoffte, längst über alle ernsten Aufregungen hinaus zu sein, wie sie mir die gestrige Mitteilung meiner Frau verursachte."

Frau Ilse erschien, und Fräulein Wladacek fiel ihr erregt um den Hals, drückte sie an sich und küßte sie ab. Jede Muskel ihres Körpers zuckte, es war so viel Leidenschaft in jeder Bewegung, daß Ilse, wie Franz sofort bemerkte, ordentlich verlegen wurde.

Endlich gelang es Ilse, sich vorsichtig von diesen stürmischen Umarmungen und Küssen zu befreien. Sie fuhr der Ungarin leise, zärtlich über die heißen Wangen. „Erzsi, Erzsi, was Sie alles noch durchmachen werden!"

Fräulein Wladacek stand erschrocken und verlegen.

„Wollen Sie nicht auch meinem Mann einen Versöhnungskuß geben?" fragte Frau Ilse schnell.

„In diesem Zusammenhang will ich gar keinen!" rief Franz.

„Sie bekämen ihn auch nicht, Herr Ferdinand!" Die Ungarin setzte sich wieder, immer noch eine sichtbare, leidenschaftliche Unruhe in allen Gliedern.

„Gut tanzen müssen Sie", meinte Frau Ilse.

„O ja. Soll ich Ihnen einmal etwas vortanzen?" Ehe noch jemand etwas gesagt, sprang Fräulein Wladacek auf und tanzte in der Mitte des Zimmers.

„Auch der Cakewalk müßte Ihnen gut stehen", meinte Franz nach einiger Zeit.

Sofort fiel sie in die Bewegungen dieses Tanzes. Dann sank sie, während das Ehepaar Beifall klatschte, schwer atmend in den Sessel zurück. „Jetzt ist mir leichter!"

Das Ehepaar kam sich auf einmal sehr kleinbürgerlich und schwerfällig vor. Nicht ohne Sorge blickte Ilse auf ihren Mann. Wie sie ihn kannte, mußte ihm die Ungarin jetzt erst recht gefallen.

„Tanzen Sie öfter so?" fragte Franz.

„O sehr viel. Wie oft ist es zu Hause die einzige Rettung, daß man

nicht stirbt vor Langeweile. Als meine Schwestern noch unverheiratet waren, tanzten wir zu dritt. Oft ganze Vormittags lang. Bis wir wie tot hinfielen. O, es ist herrlich! Man braucht dann gar nichts mehr zu denken und ist so wundervoll müde."

„Jetzt tanzen Ihre Schwestern nicht mehr?"

„Nein. Jetzt sind sie ja verheiratet."

„Das gilt Ihnen als so eine Art Ersatz fürs Tanzen?" meinte Ilse lächelnd.

„Gewiß. Nur finde ich es unterhaltsamer und angenehmer. Auch kann man es allein genießen, braucht keinen Mann dazu."

„Gott sei Dank, nun sind Sie wieder die alte!" Frau Ilse atmete auf.

„Wenn man nicht reitet, Radfahren unästhetisch findet, was soll man tun? Irgend etwas will der Körper doch haben. So tanze ich denn. Sie wundern sich? Bei mir zu Hause tut man das auch. Mama findet dies Getanze für sich allein sogar unpassend. Im Ballsaal findet sie es natürlich sehr passend. Das heißt, sie sieht es seit einigen Jahren auch da nicht mehr besonders gerne bei mir. Ich werde gleich zu wild, findet sie. Sie behauptet, ich bekäme nie einen Mann, wenn ich so unanständig wild tanze."

„Nun, jetzt haben Sie ja einen."

„Bitte sehr, nur einen Bräutigam. Verzeihen Sie, daß ich schon wieder so übermütig bin, aber ich weiß nicht — sie streckte beide Arme aus — ich könnte in diesem Augenblick die ganze Welt umarmen!"

„Es ist schon gut, wenn Sie bald heiraten", erklärte Franz trocken.

„Ich will aber noch gar nicht so bald!"

„Vorläufig lieber nur tanzen?"

„Gewiß, Frau Ilse."

„Und wie steht es nun mit Ihrer Kunst?" fragte Franz.

Sie sah ihn verwundert an. „Aber da ändert sich doch nichts."

„Der Blödel!" warf Franz leise ein.

„O, er läßt mich tun, was ich will. Das fehlte gerade noch! Dann heirate ich gewiß nicht, wenn er mich hindern will."

Ilse seufzte. „Kind, Kind, was wird mit Ihnen noch werden!"

„So laß sie doch!" sagte Franz unwirsch. „Ein Glück, daß noch einer auf der Welt ist, der an seiner Fasson festhält und sie unter keinen Umständen aufgibt."

„O, ich werde sie schon festhalten!" Die Ungarin sah sehr sicher und kampflustig drein.

„Heute zeigen Sie sich von einer neuen Seite", meinte Frau Ilse.

„Sie sind doch nicht böse darüber?"

„Gewiß nicht. Aber wie wollen Sie bei solchem Temperament durch die Welt kommen? Ohne Schaden zu nehmen?"

„Wir werden sie schon hüten", erklärte Franz zuversichtlich.

„Fragt sich nur, ob sie will", meinte Ilse.

„O, das will ich schon, das will ich gerne. Ich lasse mich gerne hüten von so lieben Leuten.“ Sie sprang wieder auf und küßte Frau Ilse.

„Wie heiß Sie sind!“ Ilse nahm sie auf den Schoß.

„Ein schöner Anblick!“ bemerkte Franz.

„Die wilde Jugend im Arm des reifen Alters“, scherzte Frau Ilse.

„Aber Sie sind doch viel schöner als ich!“ Das kam so überzeugt von den Lippen der Ungarin, daß nur Ilse lachte.

„Auch schmeicheln können Sie, Erzsi.“

„Ich schmeichle niemals. Ich wollte nur, ich wäre so schön!“

„Na, so ist es denn doch auch nicht!“ behauptete Franz.

„Was verstehen Sie davon!“ Die Ungarin wurde ganz eifrig. „Die Männer sehen ja immer falsch, wissen ja gar nichts, haben keine Ahnung, was schön ist.“

„Erlauben Sie!“

„Nein, ich erlaube nicht!“ Sie schlang heftig den einen Arm um Ilses Schulter, so daß ein Knopf ihrer Taille aufsprang, ohne daß sie es merkte.

Was hat er nur? dachte Frau Ilse, als sie die Augen ihres Mannes sah. Welch sonderbaren, lange nicht gesehenen Ausdruck sie bekamen ... Er sah doch auf die Ungarin?! Ilse blickte ebenfalls auf sie, bemerkte das schimmernde Stücklein Haut, das der aufgesprungene Knopf freigab und machte eine hastige Bewegung, wie um das Kleid zu schließen. Sie unterließ es dann aber, weil sie sehen wollte, wie lange ihr Mann die Ungarin wohl so anblickte.

Unter den Blicken Franzens wurde es Frau Ilse immer unbehaglicher. Merkte denn Erzsi gar nichts? Sie plauderte harmlos weiter und schien in der Tat nicht das geringste zu merken.

„Wissen Sie, Erzsi, allmählich werden Sie mir doch zu schwer.“

Die Ungarin erhob sich sofort.

Auch Ilse stand auf, gab Erzsi einen Kuß auf die schimmernde Hautstelle und schloß den Knopf wieder.

Die Ungarin wurde sehr rot und verlegen.

„Ist das wirklich ein Grund, sich zu schämen?“ fragte Franz spöttisch.

„Was?“ stammelte Erzsi.

„Daß Sie eine Haut besitzen, ist selbst mir nicht unbekannt.“

„Das verstehst du nicht.“ Ilse stellte sich schützend vor die Ungarin.

„Merkwürdig zärtlich seid ihr heute zu einander. Man kann ordentlich neidisch werden, wenn man dabei als Zuschauer figurieren muß.“ Franz trat näher zu den beiden.

„Bleiben Sie sitzen. Sie sind so groß und dick! Ich bekomme es schon mit der Angst, wenn Sie uns so nahe rücken!“

„Also dick bin ich auch? Das wird immer schöner! Bisher hat das noch niemand zu mir gesagt.“

„Jetzt haben Sie ihn schwer beleidigt, Erzsi. Auf seine Figur ist mein Mann eitel."

„Nicht eitel. Aber dick kann ich mich nun mal nicht finden. Tot gedrückt habe ich noch niemanden."

Das Dienstmädchen brachte eine Flasche Wein.

„Wir müssen doch auf das Brautpaar anstoßen", sagte Frau Ilse und schenkte ein.

Franz lächelte, denn Erzsi hatte einen Blick mit ihm getauscht, einen Blick! . . . „Ich stoße sehr gerne darauf an." Es kam ihm von Herzen. Er fand, es sei eine ganz nette Komödie, die man vor Frau Ilse aufführte. Ich glaube, sie hat sich überhaupt nicht verlobt, dachte er wieder.

* * *

Da Fräulein Wladacek jetzt noch einige Tage länger hier blieb, weil ihr Bräutigam in Wien mit ihr zusammentreffen wollte, aber noch eine Woche in Italien sei, so saß man wieder fast jeden Abend zusammen wie vor der Verlobung. Auch Ausflüge unternahm man, an denen aber Dr. Bersen nicht mehr teil nahm. Er war beleidigt, daß sich Fräulein Wladacek verlobt hatte. Franz amüsierte sich sehr darüber.

Frau Ilse fand, daß sich der Verkehrston zwischen ihrem Mann und der Ungarin änderte. Beide waren so merkwürdig ausgelassen. Sie glaubten wohl, so am leichtesten über den bevorstehenden Abschied hinwegkommen zu können. Auch zankten sie sich nicht mehr. Als wäre ihnen die Zeit dafür zu kostbar.

Wie gut sie sich verstehen, dachte Ilse jetzt oft. Dann fiel ihr der Bräutigam ein, von dem nie mehr die Rede war. Ob er seine Braut wohl auch so gut verstehen würde? Sie fand, es wäre doch recht schade, wenn Erzsi nicht ähnliches bei ihm fände.

Recht oft wundert sie sich, daß sie so gar nicht eifersüchtig war. Es liegt wohl daran, daß ich weiß, sie ist verlobt, dachte sie, und weil ich sie wirklich gern habe und ihr diese Zeit gönne. Wunderlich ist es allerdings, daß sie das bei meinem Mann sucht und nicht bei ihrem Bräutigam, der der nächste dazu wäre. Dabei konnte sie sich durchaus keine Vorstellung von diesem Bräutigam machen, da Erzsi sofort von etwas anderm sprach, wenn sie sich nach ihm erkundigte. Ein Glück, daß das Gepäck der Ungarin zum Teil schon nach Budapest expediert war. Sonst konnte es einem angst und bange werden um die beiden, die gar nicht zu merken schienen, wie es um sie stand.

Und wenn Erzsi fort war? Ilse würde keine leichte Zeit mit ihrem Manne haben, es würde lange dauern, bis er sich dieser Abende wieder entwöhnt hätte. Auch sie würde das Mädchen sehr vermissen. Aber schließlich, gar zu mitleidig brauchte sie auch nicht zu sein. Das schöne, was sie jetzt besaßen, mußten sie dann eben angemessen betrauern. Derlei läßt sich nun einmal nicht ändern. Sie kannte ihren Mann ja so gut, sie würde ihm

schon helfen, darüber hinweg zu kommen. Sie freute sich auf diese Zeit, wo er wieder auf sie angewiesen war, wo er wieder mit ihr allein seine Abende verbracht.

So schaute sie denn den beiden zu wie einem hübschen Schauspiel. Ein klein wenig war sie zuweilen stolz auf ihren Mann, weil er diese Ungarin so an sich zu fesseln verstand. Er war eben doch ein andrer Mensch als die meisten Ehemänner, die viel zu bequem sind, um ein Wesen wie diese Erzsi ernstlich interessieren zu können. . . Wie jung und frisch er ist! Sie war stolz darauf, als habe er das ihr zu verdanken. Und ein Poet war er sicher!

Sie ließ ihren Mann und die Ungarin häufiger allein als früher. Und als der Freitag kam vor dem Samstag, da Erzsi abreisen würde, wollte sie sogar den Ausflug nicht mitmachen, der zum Abschied unternommen werden sollte.

„Sie sollen uns nicht allein lassen, wir wollen nicht allein gehen, Frau Ilse."

„Aber Kinder, ich möchte euch an diesem letzten Tag wirklich nicht stören."

„Es ist nicht der letzte, der vorletzte", sagte Franz.

Frau Ilse lächelte. „Ich weiß doch, wie es um euch steht. Diesen Tag sollt ihr noch für euch allein haben. Morgen werde ich dann dabei sein, denn schließlich habe ich ja auch noch ein Recht auf Sie, Erzsi."

Die Ungarin konnte nur schwer das Weinen unterdrücken. Hastig sagte sie: „Ja, wir sind gute Freunde geworden, sehr gute Freunde. Wer hätte gedacht, daß ich hier meine besten Freunde finden würde."

„Ich bin nicht Ihr Freund!" rief Franz.

„Lassen Sie ihn, Erzsi, wir verstehen ihn alle beide."

„Wenn Sie nicht mitgehn, kann ich auch nicht mitgehn", erklärte Erzsi.

Franz sah fast feindlich auf seine Frau. „Deine Taktik, uns immer nur lauter Gutes und Anständiges zuzutrauen, hat sich bisher ja vortrefflich bewährt. Dein Vertrauen ist nicht getäuscht worden. Aber . . ." Er atmete schwer und konnte nicht sofort weiter sprechen. „Aber es ist schon besser, diesmal gehst du mit . . Ich . . ich stehe sonst für nichts mehr!" Er sprang auf und lief durchs Zimmer.

Frau Ilse erschrak, ließ sich aber nichts merken. In leichtem Ton erwiderte sie: „Also gut, Kinder, wenn ihr es nicht anders haben wollt, gehe ich natürlich mit. Es war ja nur Rücksicht . . ."

„Ich danke für diese Rücksicht, gegen die man keine Waffen hat als anständiger Kerl!"

Die beiden Frauen ließen Franz erst ruhiger werden, bevor sie sich über den Ausflug einigten, den Frau Ilse denn auch mitmachte.

Man hatte sich etwas verspätet, es war schon völlig Nacht, als man aus dem Wald zurückkehrte. Frau Ilse drängte nach Hause, denn sie sorgte sich, ob auch Nore rechtzeitig zu Abend gegessen und im Bett sei.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie Nore ganz allein, weinend im Wohnzimmer. Das Dienstmädchen war vor einer Stunde fortgegangen, um

etwas für den Abendtisch zu besorgen, und noch nicht zurückgekommen. Nore hatte sich das Gas angesteckt, wartete und weinte.

Alle drei erschraken, als sie das Kind so fanden. Einer sah vorwurfsvoll auf den andern.

„Erzsi, nehmen Sie sich der Kleinen an, ich gehe derweil in die Küche und koche ihren Brei."

Frau Ilse eilte fort, Erzsi nahm das Kind in den Arm und tröstete es. Franz ging unwillig in sein Zimmer. Wie widerwärtig, daß dies grade heute vorkommen mußte. Die ganze Stimmung war verdorben. Na, dem Dienstmädchen wollte er aber den Standpunkt schon klar machen!

Nach einer Weile stellte er sich wieder im Wohnzimmer ein, um zu sehen, wie Erzsi mit dem Kind fertig würde. Nore saß auf ihrem Schoß, hatte noch nasse Augen, weinte aber nicht mehr, sondern lachte laut über das, was die Erzsi, wie sie die Ungarin nannte, erzählte.

„Warum sagst du denn nicht Tante zu Fräulein Erzsi?" erkundigte sich der Vater. Nore sah sie erstaunt an. „Das ist doch keine Tante!"

„Warum denn nicht, Nore?"

„Tanten sind doch alt und häßlich."

Die Ungarin drückte das Kind fester an sich. Wie sie auf einmal etwas mütterliches hatte. Franz sah ihr verwundert zu.

„Erzsi, bringen Sie, bitte, die Kleine zu Bett!" rief Ilse aus der Küche.

„Da bin ich wirklich begierig, ob Sie das können", meinte Franz.

„Aber natürlich kann ich das. Nur dürfen Sie nicht dabei sein. Wenn Nore im Bett liegt, rufe ich Sie, wenn Sie wollen."

Franz ging wieder in sein Zimmer. Als ihn die Ungarin nach einiger Zeit rief, fand er sie auf dem Rand von Nores Bett sitzen, die sie mit beiden Händen festhielt und bat, sie möge doch noch eine Geschichte erzählen.

Als sie den Vater sah, verlangte sie, er solle sich auch auf den Bettrand setzen und zuhören. Die Ungarin rückte etwas beiseite, aber Nore fand das gar nicht schön und bestand darauf, daß sie blieb, wo sie war, und daß der Vater ganz dicht heranrücke, damit er gut zuhören könne.

So dicht bei einander hatten die beiden lange nicht gesessen.

Franz wollte das Kind von seiner Bitte abbringen, da er merkte, wie sich Erzsi vor ihm genierte und zögerte, weiter zu plaudern.

„Wenn die Erzsi fortgeht, was machst du dann, Nore?"

Die Kleine umklammerte die neue Freundin fester und erklärte: „Sie soll aber nicht fortgehen!"

„Aber sie muß doch wieder zu ihrer Mama."

„Sie soll hier bleiben." Nore machte sofort Platz in ihrem Bettchen.

Erzsi lachte. „Aber Nore, ich bin doch viel zu groß, um in deinem Bett zu schlafen, ich drücke dich ja tot."

„Dann schläfst du in unserem Besuchszimmer", erklärte Nore.

„Das ist gar kein so dummer Einfall, was meinen Sie?"

„Ich muß ja doch abreisen. Machen Sie es mir nicht unnütz schwer."

„Aber wenn wir dich doch gerne haben, dann bleibst du?"

„Ich bliebe ja gerne, Kind. Aber ich war schon so viel und so lange bei Euch. Deine Mama wird froh sein, wenn ich endlich fort bin."

„Das ist nicht wahr", behauptete Nore. „Mama hat gestern noch in ihrem Bett geweint, weil du fortgehst."

Die beiden Erwachsenen rückten von einander ab. Aber Nore merkte es sofort und wollte es nicht zulassen, sodaß sie nachgaben. Sonst rief das Kind am Ende nach der Mutter, und das wäre ihnen wahrlich nicht angenehm gewesen.

„Hast du denn deutlich gehört, daß die Mutter weinte?" fragte der Vater.

Nore machte ein verschmitztes Gesicht. „Ganz deutlich habe ich es gehört. Aber ich habe nichts gesagt. Sonst sagt Mutter doch wieder, es sei nicht wahr."

„Hat sie das denn schon häufiger gesagt?"

„Fast jede Nacht sagt sie das."

„Aber Kind! Weint Mutter denn so viel?"

„Viel weint sie", erklärte das Kind wichtig. „Und schon deshalb muß Erzsi hier bleiben. Nicht wahr, du bleibst?"

„Wollen sehn, Kind." Die Ungarin erhob sich und ging in die Küche.

Franz wurde es recht unbehaglich bei der Erzählung des Kindes.

„Sag mal Nore, weint die Mutter denn schon lange des Nachts?"

„O, noch nicht lange. Aber früher hat sie auch schon geweint."

„Wann früher?"

„Es ist schon lange her." Nore gefiel es gar nicht, daß der Vater auf einmal so ernst wurde.

Erzsi kam wieder mit einem gekochten Ei für Nore. Franz setzte sich auf einen Stuhl und sah zu, wie sie das Kind fütterte.

„Ist es wirklich wahr?" flüsterte sie.

Franz nickte.

Frau Ilse erschien mit dem Brei. „Na, Nore, so gut hast du es aber schon lange nicht gehabt, was? Alles um dich versammelt, du Mittelpünktchen. Und sogar gefüttert wirst du wie ein Wickelkind. Kannst du denn das Ei nicht alleine essen?"

„Es schmeckt so viel besser", behauptete Nore und ließ sich ruhig weiter füttern.

„Darf ich das eigentlich nicht?" fragte Erzsi zaghaft, den Eilöffel in der Hand.

„Es ist zwar eine arge Verwöhnung und die Kleine ist sonst schon recht selbständig, Gott sei Dank! . . Aber heute . . ."

„Mutter, die Erzsi bleibt bei uns, ich habe es ihr eben gesagt."

Die Erwachsenen lachten etwas gezwungen.

„Jetzt benutzt du deinen Mund hübsch nur zum Essen und redest kein

dummes Zeug. Fräulein Erzsi gibt dir vielleicht auch noch den Brei, damit ich jetzt für uns den Tisch decken kann. Wir haben auch Hunger."

„Es ist mir unbegreiflich, wo nur das Mädchen bleibt!"

„Sie geht oft fort, wenn ihr nicht da seid", berichtete Nore.

„Aber Kind, weshalb sagst du das nicht."

„Sie hat es mir verboten. Wenn ich nichts sage, schenkt sie mir immer was."

„Da hört sich doch verschiedenes auf!" Franz wurde immer zorniger.

„Du darfst ihr nichts sagen, Vater, sonst bekomme ich nichts mehr." Nore verzog ängstlich den Mund.

„Sei nur ruhig, Kind", besänftigte die Mutter, „brauchst dich nicht zu ängstigen, wir werden ihr schon nicht sagen, daß du sie verraten hast." Frau Ilse verschwand wieder.

„Nun stecken Sie mitten drin im Familienidyll. Hübsch, was?!"

„Engagieren Sie mich als Kindermädchen. Dann hätte ich doch was reelles zu tun und wäre zu etwas gut auf der Welt."

Nore klatschte in die Hände vor Vergnügen und war sehr dafür.

„Und Blödel?" flüsterte Franz.

„Der kann ohne mich auskommen."

Nore aß eifrig und hatte so keine Zeit, noch viel zu reden. Franz verharrte auf seinem Stuhl und sah zu.

„Sie machen das eigentlich recht geschickt, Erzsi!"

„Glauben Sie wirklich, ich könnte nur malen? Für Kinder hat doch wohl jedes rechte Frauenzimmer Talent."

„Jetzt sollten Sie wieder mit herüber kommen", meinte Franz, als die Fütterung beendet war.

Wie hübsch sie bat, noch bei Nore bleiben zu dürfen, die beide Arme um ihren Hals schlang und sie nicht fortlassen wollte.

So blieb denn auch Franz.

Da Nore jetzt eifrig von ihren Puppen und von der Schule erzählte, denn sie glaubte, das müsse den Vater und die Erzsi so interessieren, daß sie noch recht lange bei ihr sitzen blieben, lauschten die beiden, in denselben Gedanken, wie sich Frau Ilse in der Küche zu schaffen machte . . Also, sie weinte des Nachts? Beide seufzten. Ich muß fort, ich muß nun wirklich fort! sagte Erzsi halblaut zu sich selbst. Franz sträubte sich gegen das Gefühl, das in ihm aufstieg, wie er Nore und Erzsi so dicht bei einander sah. Was sie für eine Mutter geben wird! Alles Schöne würde nun ein anderer genießen. All das Schwere, das damit zusammenhing und so fest an einander band, würde nun ein anderer erleben dürfen. Wie viel besser würde sie es bei ihm haben als bei dem dummen, albernen, unerfahrenen Blödel!

Er sprang auf. „Kommen Sie!"

Wieder sah sie ihn bittend an. Aber er mochte diese Situation nicht noch länger ertragen. „Kommen Sie!"

Sie erhob sich und folgte ihm gehorsam. Zum erstenmal gehorcht sie mir ohne Widerspruch, dachte Franz, und es wurde ihm ganz weich ums Herz.

Nore hatte schreien wollen. Als sie aber Vaters Gesicht sah, zog sie es doch vor, sich in das Unvermeidliche ohne lauten Protest zu schicken. Sonst gibt es sicher Schläge, dachte sie und legte sich in die Kissen zurück.

Frau Ilse war damit beschäftigt, den Tisch zu decken. Fräulein Wladaceк legte mit Hand an, wenn sie sich auch nicht besonders geschickt benahm.

„Ich glaube, das haben Sie noch nicht oft getan, Erzsi."

„Allerdings nicht. Aber es macht mir Spaß."

„Zum Schluß werden Sie noch ganz gehörig eingeschlachtet", meinte Franz, der sie lieber für sich im Nebenzimmer gehabt hätte. Rücksichtsvoller gegen seine Frau war es allerdings so.

„Vorhin fragte ich schon, ob man mich hier nicht als Kindermädchen anstellen wollte. Vielleicht können Sie mich auch als Hausmädchen verwenden, Frau Ilse?"

„Ich glaube nicht, daß Ihre Mama damit einverstanden wäre."

„Sie braucht ja nichts davon zu erfahren."

„Und Ihr Bräutigam? Was würde der sagen?"

„Mein Gott, noch hat er nichts zu sagen."

„So", sagte Ilse. „Nun wären wir so weit. Schneiden Sie, bitte, ein wenig Brot, während ich den Goulasch hole. Ihnen zu Ehren bereitet!"

„Woran denken Sie?" fragte die Ungarin, während sie Brot schnitt.

„An Goethes Werther", sagte Franz.

„Lotte, Brot schneidend?"

Er nickte.

„Eigentlich könnten Sie wirklich bei uns bleiben, Erzsi. Meine Frau könnte Ihre Hilfe recht gut gebrauchen."

„Und was würde aus meiner Malerei?" fragte Erzsi hastig.

„Unser Fremdenzimmer geht nach Norden. Da könnten Sie sich häuslich niederlassen. So hübsch wie Ihr jetziges Zimmer ist es immer noch."

„Sie sind wirklich ein Dichter. Sie phantasieren."

„Wäre es nicht schön?"

„Schön wäre es freilich . . ."

„Weshalb sollen wir es uns also nicht ausmalen?"

„Weil es nicht geht."

„Wenn man will, geht alles. Wenn Sie Lust hätten, würden Sie arbeiten. Geht Ihnen das Vertrauen dazu aus, wäre ich da, es wieder anzufachen. Vielleicht könnte ich Ihnen auch sonst manch guten Rat geben für Ihre Kunst . . . Haben Sie keine Lust, zu arbeiten, spielen Sie mit Nore, helfen ein wenig meiner Frau, und abends ist es, wie es alle Abends war. Dann sitzen wir beisammen und freuen uns."

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand!" versuchte Erzsi zu scherzen.

„Den Teufel?"

„Denken Sie nicht mehr daran, was Klein-Nore verraten hat?"

„Sie meinen, meine Frau litte darunter?"

Die Ungarin nickte.

Franz wollte wieder anfangen. Erzsi sah ihn bittend an, bekam Tränen in die Augen, sodaß er schwieg.

Aber es ließ ihm keine Ruhe. Bald begann er doch wieder, während Erzsi die Servietten an ihren Platz legte: „Warum sollen drei Menschen, die sich so gut verstehen wie wir, nicht beisammen bleiben? Nur, weil die Welt das nicht billigt, weil sie sich gleich etwas Schmutziges dabei denkt? Ich bitte Sie, Erzsi, Sie brauchen gar nicht zuzuhören, ich denke nur ein wenig laut vor mich hin. Was geht uns die Welt an? Da lebte einst der Graf von Gleichen . . ."

„Hören Sie auf! Ich verlange das!" Der Ungarin fiel das Gespräch ein, dem sie vor nicht langer Zeit in der Bodega zugehört hatte. Sie sagte nichts davon.

„So gut wie der Graf von Gleichen", fuhr Franz fort, ohne sich stören zu lassen, „will ich es nicht einmal haben, denn er hatte zwei Frauen zu gleicher Zeit . . . daran denke ich gar nicht. Oder wie Albert Dulk. Ich glaube, er besaß ihrer sogar drei!"

„Wenn Ihre Frau sich dazu hergibt, und wenn ich mich dazu hergäbe, hätten Sie in wenigen Jahren wahrscheinlich fünf." Die Ungarin war ehrlich entrüstet.

„Glauben Sie wirklich?" Franz sah nachdenklich drein. Er schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht. Schon weil es selten genug vorkommt, daß man noch jemanden findet, der einem wirklich sympathisch ist. So sympathisch, daß man mit ihm leben möchte. Es ist schon ein Wunder, daß sich zwei solche Menschen finden . . Drei? . . Ich glaube, das kommt nur alle Jahrtausend einmal vor."

„Schämen Sie sich, daß Sie überhaupt so ernsthaft davon reden!" Erzsi hatte sich an ihrem Platz niedergelassen.

„Sie finden das komisch?"

„Komisch, abgeschmackt, lächerlich! Wie Sie wollen!"

Er setzte sich auf seinen Platz. Frau Ilse erschien mit dem Goulasch, man begann zu essen.

„Ihr seid ja so still? Abschiedsweh?" meinte Ilse.

„Hör mal, Ilse, was würdest du sagen, wenn Erzsi noch auf einige Wochen zu uns übersiedelte?"

„Hören Sie nicht auf ihn, Frau Ilse, er schwatzt dummes Zeug!"

„Wie kommst du auf den Gedanken?"

„Ich meine nur so. Es ist eigentlich doch zu dumm, daß wir jetzt schon auseinander sollen, wahrscheinlich für immer, wo wir uns grade so an einander gewöhnt haben. Wenn Erzsi erst verheiratet ist, sehen wir sie doch nicht

wieder . . . Und da dachte ich denn . . Das heißt, es ist nur ein Einfall . . . Sie könnte vielleicht ihre Abreise noch hinausschieben. Ihre Mutter wird schon nicht daran sterben, wenn sie noch ein paar Wochen allein in Budapest sein muß."

„Was sagen denn Sie dazu, Erzsi?"

„Ich lache!" Sie versuchte zu lachen, aber es gelang schlecht.

„Sie wissen, Erzsi, wie gern ich Sie habe, und wie es mich freuen würde, Sie länger als Besuch im Haus zu haben, aber . . ."

„Aber?" fragte Franz spöttisch, ärgerlich.

„Muß ich das wirklich sagen?"

„Es ist nicht nötig, Frau Ilse, ich verstehe Sie sehr gut."

„Aber ich verstehe meine Frau nicht", sagte Franz sehr laut, obwohl er sie natürlich auch verstand.

„Seht mal, Kinder, ich glaube ja auch, daß es schwer ist, euch jetzt zu trennen, ist es mir doch auch nicht leicht."

Wieder hob die Ungarin abwehrend die Hände.

„Sie brauchen sich wirklich nicht zu genieren, liebe Erzsi, ich meine es ja gut. Und wir sind doch nicht so gewöhnliche Menschen, daß ich jetzt nicht offen sprechen dürfte. Ich finde, das wäre unser aller unwürdig. Findet Ihr nicht?"

Die beiden schwiegen.

„Es wird ja für euch nur qualvoller, wenn ihr den Abschied immer noch hinausschiebt. Und . . . für mich auch . . ." Sie griff nach der Hand der Ungarin und streichelte sie liebevoll. „Wie sollte denn das werden, wenn Erzsi noch hier bliebe?"

„Es ist ein ganz törichtes Gerede von Herrn Ferdinand", stammelte Erzsi.

„Das ist es nicht!" rief Franz.

„Es wird euch dann noch schwerer, nicht leichter . . ."

„Du hast gut reden!"

Frau Ilse errötete. „Ich glaube Franz, du kannst lange suchen, bis du eine Frau findest, die dich so versteht und dir so vertraut."

„Wie qualvoll das ist!" Erzsi rang die Hände.

„Also reden wir nicht mehr davon", sagte Franz.

„Es geht wirklich nicht, daß ich das mit anhöre!" Die Ungarin wollte aufspringen, aber Ilse hielt sie freundlich zurück, streichelte sie wieder. „Wir reden ja nicht mehr davon, liebes Kind, liebe Erzsi. Seien Sie ganz ruhig." Sie nahm Erzsis Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn. Und da die Ungarin plötzlich zu weinen anfing, ging sie mit ihr ins Nebenzimmer.

„Alberne Weiber!" schrie Franz hinter ihnen drein und eilte auf sein Zimmer. Er lief aufgeregt herum, und wenn er sich das Knie an einem Stuhl stieß, gab er ihm einen Tritt, daß er zur Seite flog. Kann man denn nie ruhig, sachlich über so etwas reden? Müssen denn die Frauen

immer gleich persönlich, gefühlvoll werden und heulen? Er horchte angestrengt nach dem andern Zimmer, ob Erzsi immer noch weine.

Als Ilse erschien, trat er wieder zornig nach einem Stuhl, obwohl er sich gar nicht gestoßen hatte.

„Ich denke, du kommst nun wieder zu uns?"

„Heult sie immer noch?"

„Sie hat sich wieder beruhigt, und wir wollen noch eine Stunde gemütlich beisammen sein."

„Gemütlich ist gut! Uebrigens ist es wirklich an der Zeit, daß die Geschichte ein Ende nimmt. Mir wächst sie nachgerade zum Halse heraus!"

„Verstelle dich nicht so. Ich weiß seit langen Jahren, daß du immer dann grob wirst, wenn es dir ganz anders um Herz ist."

„So? Weißt du das? Dann laß mich gefälligst in Ruhe."

Frau Ilse lächelte. „Mann, nimm dich zusammen. Uebermorgen ist es ja so weit, wie du wünschst."

„Also schön. Aber daß ihr auch nie ruhig, sachlich reden könnt!"

Man war sehr ausgelassen, denn jeder machte Anstrengungen, so heiter wie möglich zu erscheinen. Man wurde sogar frivol, um sich recht deutlich über die wahre Stimmung hinwegzusetzen. Es dauerte nicht lange, so diskutierte Franz wieder das Thema von einer Ehe zu dritt. Diesmal aber von der komischen Seite.

„Wie würden Sie das aufnehmen, Frau Ilse?" fragte Erzsi, die einen roten Kopf bekam.

„Ich säße gemütlich im Sofa, während Ihr Eure Hochzeitsreise macht, und freute mich meiner Ruhe."

„Und wenn wir zurückkämen, was dann?" fragte Franz.

„Dann könntet Ihr zur Abwechslung mal auf dem Sofa sitzen und ich ginge auf Reisen."

Erzsi klatschte in die Hände. „Und eines Tages gingen wir beide fort, Frau Ilse. Und dann bliebe Herr Ferdinand allein zurück, damit er auch einmal schmeckt, wie das tut."

„Jawohl, gleiches Recht für alle!" rief Ilse.

„Ich nehme euch doch noch beim Wort", sprach Franz dazwischen.

„Tu es nur, du wirst dich wundern!" Auch Ilse bekam rote Wangen. Aber lange konnte man nicht in diesem Ton weiter reden. Er war zu schwer, aufrecht zu halten.

„Sonntag morgen um acht Uhr, ist das nicht schrecklich früh? Da geht es fort nach Wien", fing Erzsi plötzlich an. Aber an die Bahn dürfen Sie nicht kommen. Dahin begleitet mich Frau Grün. Da will ich Sie nicht mehr sehen."

Das Ehepaar nickte zustimmend.

„Dienstag reise ich dann weiter nach Budapest. Und wenn Sie Mittwoch wieder um diese Stunde beisammen sind, weihen Sie mir ein stilles Glas, dann sitze ich wieder im goldenen Käfig."

„Aber doch nicht für lange, Erzsi. Denken Sie an Ihren Bräutigam."

Dazu sagte die Ungarin nichts.

„Malen kann ich dann natürlich auch nicht mehr. Da muß ich Besuche machen, jeder von der Sippe wird mich bei sich sehen wollen. O, wie werden wir vergnügt sein und uns anlügen!"

„Und wir?" Franz sah auf seine Frau.

„Wir werden wieder im Normalgleis sein."

„Ich werde wieder ernsthaft daran denken, Zähne zu ziehen", sagte Franz.

„Nore wird größer werden, und eines schönen Tags, wenn wir alle alte Leute sind, besuchen wir Sie in Amerika", meinte Ilse.

Als Franz der Ungarin eine Droschke besorgte, nahm man ziemlich ruhig von einander Abschied, denn Franz hatte durchgesetzt, daß man sich morgen abend noch einmal traf. Nicht hier, sondern im Restaurant, wo Franz für ein solennes Abschiedsmahl sorgen würde. Auch sollte es an Sekt nicht fehlen. So kam man wohl am besten auseinander.

Gerne hätte Franz die Ungarin noch einmal nach Hause begleitet, aber Erzsi bat so dringend, sie allein fahren zu lassen, ihr dies eine Mal zu gehorchen, daß er, wenn auch schweren Herzens, zu Hause blieb und der Droschke nachblickte, als habe er sein Glück verpaßt. Eigentlich hatte er doch wohl Anspruch darauf, noch jede Minute um Erzsi zu sein.

„Wird es dir so schwer, Franz?"

„Ja!" Er merkte gar nicht, wie er schon wieder aufgeregt durchs Zimmer lief.

Frau Ilse sagte: „Vielleicht ist es doch am richtigsten, wir lassen uns scheiden?"

Franz stand mit einem Ruck. „Du bist wohl verrückt?!"

„Reden wir einmal ganz ruhig und verständig auch davon. Wie zwei Geschäftsleute sozusagen, die Vorteile und Nachteile abwägen."

Franz blieb vor ihr stehen. „Aber Ilse, Menschenskind! Du bist krank, du phantasierst!"

Mit derselben Ruhe fuhr sie fort: „Die Ungarin ist reich. Den Zahnarzt könntest du endgültig aufstecken, wenn du sie heiratest, und ganz deiner Kunst leben."

„Pfui Teufel!"

„Mir träumte gestern, vielleicht ist das eine Vorbedeutung, daß an der Stelle, wo hier jetzt ein Nähtisch steht, eine Staffelei stand . ."

„Willst du denn durchaus, daß ich grob werde?!" Franz hielt nur noch mühsam an sich.

„Dazu liegt gar kein Grund vor . . Allerdings würde es wohl einige Zeit dauern, bis sie sich so in dich eingelebt hat, wie du es jetzt gewöhnt bist. Auch versteht sie gar nichts vom Haushalt und von der Küche. Ihr könntet das ja alles von bezahlten Menschen besorgen lassen. Ich fürchte allerdings, es würde dir auf die Dauer sehr ungemütlich werden. Und ob

Erzsi überhaupt die Frau dazu ist, sich auf die Dauer in so ein geregeltes Leben, wie du es gewöhnt bist, einzufügen? . ."

„Auf der Stelle hörst du auf!"

„Außerdem haben wir nun einmal das Kind, das wir nicht vergiften können. Nore bleibt natürlich bei mir. Aber ich weiß noch nicht recht, wie das werden soll, da ich kein Geld habe. Und so seid ihr hoffentlich doch nicht, mir Geld anzubieten. Ich könnte ja wohl Zimmer vermieten oder Kochfrau werden? Aber was soll inzwischen mit Nore geschehen?"

Franz trat auf sie zu, das Gesicht verzerrt, die Zähne aufeinander gebissen und zischte, während er ihre Arme schüttelte: „Kein Wort mehr, hörst du!"

Sie sank mit einem sonderbaren Lächeln in die Sofakissen und schwieg. Er lief wieder auf und ab, ohne seine Frau anzusehn.

Plötzlich horchte er auf. Es kam so ein eigentümlicher Ton vom Sofa her aus den Kissen. Ilse weinte wohl? Mochte sie weinen. Es war vielleicht das beste, was sie tun konnte. Das würde sie beruhigen.

Wieder horchte er auf den Ton, der in den Kissen halb erstickt wurde. Das klang eigentlich gar nicht wie weinen . . . Aber er mochte nicht hinsehn, er wanderte weiter auf und ab.

Da fuhr er herum und sprang zum Sofa, von dem ein wildes, irres Gelächter erscholl, daß es Franz kalt über den Rücken lief. Frau Ilse hatte einen Lachkrampf bekommen und wand sich unter Gelächter hin und her. Er sah, wie schrecklich ihr das war, sie wehrte ihm, sie winkte, er solle weitergehn, nicht auf sie achten, sie verzog das Gesicht zu tollen Grimassen, wenn er sie berührte, aber er ließ nicht von ihr, hielt die sich bäumenden Glieder fest, die sie unter Gelächter auf den Boden schleudern wollten.

Es dauerte lange, bis sich ihr Körper beruhigte, bis Frau Ilse wieder sprechen und nicht nur lachen konnte. Ihr erstes Wort war: „Geh', ich sehe gräßlich aus, laß mich allein!"

„Aber Ilse, sei doch wieder vernünftig!"

„Das bin ich wahrhaftig lange genug gewesen. Es tut mir selbst am meisten leid, daß ich es nicht mehr sein konnte . . Ich . . ich hasse dich!"

Franz lachte möglichst unbefangen. „Wenn dich das erleichtert, so habe ich nichts dagegen. Aber denk' einmal darüber nach, wie tapfer du dich andern gegenüber immer anstellst, wie du immer behauptet hast, nicht eifersüchtig zu sein. Und nun bist du so. Und gerade heute, wo doch morgen schon die ganze Geschichte ihr Ende hat."

„Wer weiß, was morgen wieder passiert. Ihr seid ja blind, ihr merkt ja nicht, wie ihr immer wieder Ausreden findet, um beieinander zu bleiben."

„Ich versichere dir, Sonntag früh reist sie endgültig ab."

„Ich habe immer nur gesagt, ich würde nicht eifersüchtig sein, wenn du irgend eine Liebschaft hättest. Aber so ist es doch gar nicht. Du bist nicht nur verliebt in ihre junge Schönheit, . . du . . du liebst sie. Ich kann kochen

und den Haushalt in Ordnung halten. Mit ihr redest du, teilst ihr mit, was dich beschäftigt." Sie schwieg, denn sie fühlte, sonst könnte sich der ekelhafte Zustand von vorhin wiederholen.

„Also wäre es dir lieber, ich ginge mit Erzsi um wie mit einer irbeliebigen Gans, die hübsch ist und weiter nichts?"

Frau Lise sprang leidenschaftlich auf. „Mach', was du willst, tu' was du nicht lassen kannst. Gewarnt habe ich dich oft genug, gebeten eindringlich genug, mehr als ich mir schon vergeben habe, mehr kann ich nicht . . Aber . . aber." Sie stürzte hinaus und riegelte die Schlafzimmertür hinter sich ab.

Franz fuhr sich wie verzweifelt in die Haare. „Bin ich denn verrückt geworden? Ist sie verrückt geworden? Wozu das jetzt noch?"

Endlich begab auch er sich zu Bett. Sein letzter Gedanke war: Gott sei Dank, daß es morgen ein Ende nimmt.

Etwas in ihm wollte das nicht zugeben. Aber er unterdrückte es tapfer und wiederholte laut: Gott sei Dank!

Frau Ilse sah am andern Tag zwar etwas bleich aus, aber sonst war sie wie immer.

Franz fühlte sich sehr erleichtert. Und wenn er an die Szene von gestern dachte, kam sie ihm vor wie ein böser Spuk, wie ein Alpdruck im Schlaf.

Auch Fräulein Wladacek merkte Ilse nichts an, als sie im Restaurant zusammensaßen, gut aßen und tranken.

Man gab sich sehr aufgeräumt, und als erst Sekt getrunken wurde, behauptete die Ungarin, sie sei froh, daß es so weit wäre, denn dies nicht fortkommen können sei allmählich doch unerträglich geworden.

Das Ehepaar stimmte dem zu.

„Ich springe halt kopfüber mit geschlossenen Augen hinein in den goldenen Käfig. Ich mache die Augen halt überhaupt nicht mehr auf. Man muß doch auch so auskommen, existieren können, nicht wahr?"

Das Ehepaar nickte.

„Und einmal bleiben die Augen ja von selbst zu, ohne daß man sich noch darum anstrengen muß. Prosit! Und nochmals tausend Dank für alles Gute und Schöne, das ich bei Ihnen erleben durfte."

„Bitte sehr, ganz auf unserer Seite", erklärte Franz.

„Es war uns wirklich eine große Freude, und nicht wahr, Sie schreiben auch einmal und lassen von sich hören?" Auch Ilse stieß an.

„Und geben Sie acht, daß der Daumen nicht zwischen die Coupeetür kommt." Auch Franz stieß an.

„So ist es recht", meinte die Ungarin. „Nun unterhalten wir uns schon, als seien wir auf dem Bahnhof. Und da ich morgen früh aus den Federn muß und Kopfschmerzen bekomme, wenn ich nicht mindestens sieben Stunden schlafe, brechen wir wohl bald auf?"

„Kopfschmerzen sollen sie jetzt jedenfalls nicht kriegen", sagte Franz. So verließ man denn das Restaurant ungewöhnlich früh.

Man nahm eine Droschke, und Erzsi erklärte, da es so früh sei, wolle sie das Ehepaar erst nach Hause bringen. Ihre sieben Stunden Ruhe fände sie doch noch. Man plauderte lebhaft, fühlte sich aber doch recht erleichtert, als der Wagen vor Ferdinands Wohnung hielt, denn es strengte sehr an, immer drauflos zu reden, wenn man an ganz andere Dinge dachte, und das jeder vom andern auch wußte.

Franz stieg zuerst aus, um die Haustür aufzuschließen und nicht zusehn zu müssen, wie sich Erzsi und Frau Ilse verabschiedeten.

Als sie damit fertig waren, trat Ilse in die Haustür, um ihrem Mann Gelegenheit zu geben, ungestört Abschied zu nehmen.

Franz stand an dem geöffneten Wagenschlag, hinter dem die Ungarin saß, große Tränen in den Augen.

Plötzlich rief Franz: „Kutscher, fahren sie zu!" Er sprang in den Wagen und fort ging es.

„Um Gottes willen, was tun sie? Kutscher, halten!" rief Erzsi. Aber der Kutscher hörte es nicht und fuhr weiter.

„Stellen sie sich doch nicht an, Erzsi. Ich will ja weiter nichts, als noch die paar Minuten ruhig neben ihnen sitzen. Ist das ein Verbrechen?"

Die Ungarin drückte sich tief in ihre Ecke und schwieg.

„Wissen sie noch? Am ersten Abende als sie bei uns waren, fuhren wir auch so zusammen. Wer hätte gedacht . . ."

Erzsi schwieg.

„Wissen Sie, Erzsi, daß ich Ihnen damals den ungezogenen Brief schrieb, den ich mir nie verzeihen kann, das geschah wirklich nicht, weil ich auf den Blödel eifersüchtig war, das müssen Sie nicht glauben . . . Er kann mir doch nichts von dem nehmen, was ich an Ihnen habe. Das kann doch überhaupt kein Mensch. Er mag, Gott weiß, was alles bei Ihnen finden, was mir gehört, gehört eben mir und niemand anders. Weshalb soll ich also eifersüchtig sein? Ich war nur schwer gekränkt, daß Sie mehr Vertrauen zu meiner Frau als zu mir zeigten. Und dann überkam mich Angst für Sie, und wenn ich mich ängstige, werde ich immer grob, sagt meine Frau. Ich dachte, wie soll es mit dem Mädchen werden, wenn sie in wüste Hände fällt? Sie ist so ein feines Instrument, das leicht verdorben und ruiniert werden kann. . . . Zum Beispiel die Sinnenliebe! . . . So ein brutaler Tölpel weiß ja gar nicht, wie zart er da mit einer rechten Frau umgehen muß. Ich weiß es aus Erfahrung, denn ich habe es durchgemacht. Ueberhaupt sollten alle Männer schon einmal verheiratet gewesen sein, bevor sie heiraten, damit sie verstehen, zart zu sein, nicht nur wilden Trieben zu gehorchen . . . Sie werden sagen: aber deine Ehefrau war ja auch ein junges Mädchen. Sie muß also geopfert werden für das folgende junge Mädchen? . . . Mein Gott, hören Sie nicht auf mich, ich bin ganz verwirrt, ich rede ja den größten Blödsinn!" Franz schwieg erschrocken.

Da die Ungarin in ihrer Ecke stumm blieb, begann er wieder: „Ich hatte

solche Angst, Sie würden brutalisiert von dem Blödel, deshalb war ich so außer mir."

„Ich bin nicht mehr verlobt."

„Was?"

„Ich kann den Blödel nicht heiraten, es ist mir unmöglich. Seine Briefe waren so albern, wie wird er selbst erst sein? Ich kann nicht!"

Und das sagen Sie jetzt erst?"

„Es ist doch gerade früh genug."

„Das . . . das ändert doch aber? . . ." Franz war ganz benommen, sehr erfreut, jedenfalls nicht imstande, sich gleich zurecht zu finden.

„Und nun wollen Sie wirklich reisen?"

„Jetzt doch erst recht!"

Der Wagen hielt.

„Müssen wir also auseinander?"

„Wir müssen."

Ehe sich die Ungarin dessen versah, war Franz vor ihr niedergesunken und küßte ihre Kniee. Sie zog ihn hastig in die Höhe.

„Sie haben heute so einen küssigen Mund, Erzsi!"

Die Ungarin lächelte milde, resigniert. Franz legte leise den rechten Arm um ihre Schulter, näherte sich langsam ihrem Gesicht, das sich rötete, ihrem Mund, der leise sich öffnete, und küßte diese schmachtenden Lippen, die sich nicht regten, leise, vorsichtig.

Er streichelte ihr Gesicht so zart, daß sie unwillkürlich die Augen schloß. Dann aber stieß sie ihn hastig zurück. „Jetzt gehn Sie!"

„Das fällt mir gar nicht ein, jetzt ist ja alles anders!" Er näherte sich wieder ihren Lippen und küßte sie. Da schlang die Ungarin plötzlich heftig beide Arme um ihn, preßte ihn wild an sich, stieß ihn wieder fort. „Gehen Sie!"

„Warum denn?"

„Ich . . ich kann sonst nicht fort, ich kann nicht!" Sie schluchzte laut.

„Das sollst du auch gar nicht, das leide ich überhaupt nicht, das ist völlig ausgeschlossen, sag ich dir! Du kommst morgen zu uns, und du sollst einmal sehen, bleibe nur ein, zwei Wochen bei uns, dann . . . dann bist du mich satt, dann gehst du gerne, dann bist du kuriert."

Der Kutscher öffnete verschmitzt lächelnd den Wagenschlag und fragte, ob die Herrschaften vielleicht noch ein wenig spazieren fahren wollten?

Franz sprang auf. „Nein!" schrie er. Was für ein gemeines Gesicht der Kerl machte!

Er half Erzsi aus dem Wagen, warf dem Kutscher ein Zehnmarkstück in die Hand. „Nun machen Sie, daß Sie weiter kommen, ja!"

Er blieb mit Erzsi an der Haustür stehen.

Als der Kutscher fortfuhr, erschrak die Ungarin.

„Was soll nun werden? Ich weiß es nicht." Sie besann sich gerade noch, daß man auf der Straße stand, sonst hätte sie laut gejammert.

„Laß mich nur machen, ich kuriere dich schon. Morgen gehst du ganz brav mit Frau Grün zur Bahn, steigst ein, fährst bis zur nächsten Station, damit die Person nichts merkt, und von dort hole ich dich ab. Ich bin schon da, wenn du ankommst."

Er zog die Schelle.

Sie fuhr sich an die Stirn, der Kopf war so leer, sie konnte keinen klaren Gedanken fassen.

„Laß mich nur machen, Erzsi. Sollst einmal sehen, das wird ganz hübsch. Du brauchst gar nichts zu denken, ich sorge für alles. Acht Tage, vierzehn Tage, bis du mich satt hast. Sei nur ganz still!"

Der Lichtschein näherte sich.

„Was du für einen küssigen Mund hast." Er küßte sie wieder, was sie ruhig geschehen ließ.

„Ich bin so müde, entsetzlich müde", murmelte sie und lehnte sich an ihn, ohne sich dessen bewußt zu werden.

„Jetzt schläfst du schön. Morgen hole ich dich zu mir. Wie vergnügt wir sein werden. Und wie bald du kuriert sein wirst! Wie fidel du dann nach Hause fährst!"

Sie lachte leise, die Augen ihm zugewandt. „Wie komisch du bist!"

„Dazu bin ich ja da, daß du dich amüsierst. Dein Spaßmacher, nicht wahr?"

Das Mädchen öffnete das Tor.

„Leben Sie wohl, mein gnädiges Fräulein!"

„Gute Nacht, Herr Ferdinand!" Sie verschwand, immer noch ein leichtes Lächeln im Gesicht.

Franz stürmte nach Hause und ertappte sich dabei, wie er laut in die Nacht hinein pfiff. Er reckte die Glieder. Wie wohl ihm war. Unsäglich wohl! Und dies Gesicht von Erzsi! Er lachte laut.

In seinem Arbeitszimmer brannte noch Licht. Seine Frau wartete wohl auf ihn. Das war ihm grade recht.

Pfeifend stieg er die Treppe hoch, pfeifend trat er in sein Zimmer.

Blaß, mit kalten, harten Augen saß Frau Ilse auf dem Sofa. Sie erstaunte nicht wenig, als sie ihren Mann pfeifen hörte. Noch mehr aber, daß er gar nicht erschrak, als er sie noch fand. Wie ein ertappter Sünder hätte er ihrer Meinung nach sein müssen. Statt dessen sah er sie lachend an, streckte die Hände nach ihr aus und — wahrhaftig — wollt sie sogar küssen!

„So schau doch nicht drein wie's Leiden Christi!"

„Erzähle, was ist vorgefallen?"

„Einen Kuß habe ich der Erzsi gegeben, oder vielmehr einige Küsse, und sie eingeladen, noch vierzehn Tage zu uns zu kommen."

„Das dacht ich mir." Sie nickte vor sich hin.

„Aber, Frau, rede doch nicht so grabeshohl!"

„Wie ich dich kenne, nimmst du natürlich an, ich bleibe hier?"

„Was denn sonst?"

„Fühlst du denn gar nicht, was du mir antust, wenn du das Mädchen in unser Haus holst?"

„Also schön, wir sind in einander verliebt. Was glaubst du, wie wir am besten davon kuriert werden? Dadurch, daß wir bei einander sind, nicht wahr? So lange man sich noch so wenig kennt wie wir, idealisiert man sich. Wenn man aber ein paar Wochen den ganzen Tag beisammen ist, vergeht das. Laß sie nur einmal erst erfahren, wie mißmutig ich vormittags sein kann, sollst mal sehn, wie sie sich wundert, die mich fast nur von den besten Seiten kennt."

„Glaubst du wirklich, mich damit überreden zu können?"

„Aber so verstehe mich doch! Sie tut mir ja leid, weil sie sich so verliebt hat. Ich möcht ihr ja helfen, davon los zu kommen. Ich weiß aber keinen besseren und sicheren Weg dazu, als sie ins Haus zu nehmen."

„Bisher tatest du alles, um sie verliebt zu machen. So leicht wirst du ihr das nicht austreiben. Da kennst du die Frauen schlecht. Du bist gar nicht wert, daß sie ihr Herz an dich hängt."

„Gut. Dann schütze sie vor mir. Ich wüßte nicht, wie du das besser könntest, als wenn du sie immer zur Hand hast."

„Das redest du alles nur, um zu erreichen, was du dir in den Kopf gesetzt hast."

„Natürlich will ich das erreichen."

„Und dann?"

„Ich bin doch kein Schürzenjäger, ich will sie doch nicht verführen wie ein Dienstmädchen."

„Bist du dessen immer noch so sicher?"

„Aber bestimmt! Zuschwören kann ich es dir."

„Und wenn ihre Leidenschaft wächst statt abnimmt?"

„Das ist doch ganz ausgeschlossen. Leidenschaften wachsen doch nur aus der Entfernung."

„Wenn es aber bei Frauen, wenn es aber bei ihr anders ist?"

„Dann weiß ich auch kein anderes Mittel mehr, dann muß sie eben in Gottes Namen abreisen und sehen, wie sie allein damit fertig wird. Dann habe ich das meine getan."

„Und ihr Bräutigam? Was glaubst du, was er dazu sagt?"

Franz wollte schon mitteilen, daß Erzsi nicht mehr verlobt sei, unterließ es dann aber. Sonst bekommt sie einen neuen Schrecken, dachte er, und das ist wirklich überflüssig.

So sprachen sie noch eine ganze Weile hin und her, bis Ilse immer stiller wurde. Sie erhob keine Einwände mehr. Schließlich meinte sie müde: „Gut, ich will auch das noch mitansehen, weil ihr so vielleicht wirklich am besten geheilt werdet, denn aus nächster Nähe betrachtet, machst du es einem nicht allzu schwer, an dir irre zu werden. Aber ich lehne alle Verantwortung ab."

„Daran tust du recht. Ich trage sie allein.“

„Aber sie schläft bei mir und Nore!“

Franz lächelte. „Daß du immer noch Hintergedanken hast. Mir ist es recht.“

Er begleitete sie ins Schlafzimmer und sagte, als sie ihn bat zu gehen: „Tu' mir den einzigen Gefallen, Ilse, schlaf jetzt, grüble nicht, schlafe, schlafe recht gut, daß du morgen vernünftiger aus den Augen schaust. Grübeln nützt doch zu nichts.“

„Man weiß wirklich nicht, bist du ein Kind oder ganz durchtrieben. Ich jetzt schlafen? Und weshalb liegt dir so viel daran? Um selbst möglichst ruhig schlafen zu können, nicht wahr?“

Er antwortete nicht, entfernte sich lächelnd. Gleich darauf hörte ihn Ilse schon wieder fröhlich vor sich hin pfeifen.

(Fortsetzung folgt.)

Das geheimnisvolle Sittlichkeitsverbrechen im Sankt Gotthardtunnel.

Von Hermann Losch in Stuttgart.

In der Station Göschenen hat der Schnellzug Stuttgart-Zürich-Mailand einen Aufenthalt von 25 Minuten; dieser reicht gerade hin, um unter der feldherrnhaften Direktion des tüchtigsten aller Bahnhofwirte Europas, Ernst Zahns, ein gutes Mittagessen einzunehmen. Nun sind die Reisenden wieder den Wagen zugeeilt, unter ihnen auch ich.

Ich hatte das eigentümliche Gefühl, daß mir etwas Merkwürdiges bevorstehe. Eben verschwindet bei prachtvollem Sonnenschein der Zug im Tunneleingang. In demselben Augenblick zieht mein Gegenüber, ein Herr, den ich für einen Kaufmann halte, eine hellgelbe dünne Broschüre aus der Tasche seines hinter ihm hängenden Ueberziehers, auf deren Umschlag in fetten Buchstaben die Worte stehen:

Das geheimnisvolle
Sittlichkeitsverbrechen
im Sankt Gotthardtunnel.

Als der Herr zu lesen anfing, beobachtete ich unwillkürlich seinen Gesichtsausdruck. Anfangs lag die wohlige Neugier des verdauenden Zeitungslesers auf seinem Antlitz. Plötzlich aber verwandelte sich der Ausdruck in Erstaunen;

dann errötete der Mann offensichtlich, blickte mich kurz und etwas scheu an, legte das dünne gelbe Heft neben sich und — zündete eine Zigarre an. Ich verstand das Gebahren meines Reisegenossen nicht ganz. Das Licht reichte vollkommen aus, um lesen zu können, und nun stieß der Mann nachdenklich den Rauch seiner Zigarre in die Luft, blickte ins Leere und ließ das dünne gelbe Heft achtlos zur Seite, gerade vor mir, liegen. Ich konnte meine Neugierde nicht mehr länger, bezähmen.

„Gestatten Sie, daß ich einen Blick in das Heft werfe".

„Bitte sehr! mit dem größten Vergnügen!"

Mit einer, wie mir schien, übertrieben höflichen Handbewegung und einem raschen Blick, der etwas Zerstreutes hatte, reichte er mir das dünne gelbe Büchelchen.

Ich nahm es in die Hand und schlug die erste Seite auf. Was las ich da?!

Ich zaudere wirklich beinahe, es hieherzusetzen. Da ich aber lebhaft überzeugt bin, daß sehr viele Leser und Leserinnen sich für diesen Gegenstand ganz außerordentlich interessieren, so muß ich mich überwinden. Ich setze also wenigstens die erste Seite her; sie lautet:

> Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, daß so beängstigend viele, scheinbar den besseren Ständen angehörende Personen sogenannte pikante Lektüre aller wirklich guten und gehaltvollen geistigen Nahrung vorziehen. Für den Fall daß Sie, o Verehrtester, oder gar Sie, o noch Verehrtere, dieser Schicht des Volkes der Denker angehören sollten, sind Sie diesmal — es tut mir wirklich leid, es kalt aussprechen zu müssen — schmählich hereingefallen. Es hat im Gotthardtunnel noch nie, gar nie, ein Sittlichkeitsverbrechen stattgefunden, vollends nicht ein „geheimnisvolles"; voraussichtlich wird auch dort keines stattfinden, warum? Das werden Sie selbst bei einigem Nachdenken vielleicht herausfinden. Und wenn je etwas Derartiges passieren sollte, so würde ich es jedenfalls Ihnen nicht mitteilen. Da ich Sie nun aber vermittelst des ganz ordinären Reiselektüretitels herangegimpelt habe, so möchte ich Ihnen doch noch etwas mitteilen.
>
> Sie und noch viele andere, — auch ich, jawohl, Sie haben ganz Recht! — wir alle sollten uns eigentlich schämen, unsere schöne und kostbare Zeit mit derlei Zeug zu vergeuden, das nur unseren niedersten Trieben auflauert, das uns erröten machen muß, wenn ein wirklich höher und besser empfindender Reisegefährte, sei es Mann, sei es Frau, mit uns in demselben Wagenabteil zu sein gezwungen ist. Also — bessern wir uns, solange wir noch nicht zu tief gesunken sind, und nun — — — glückliche Reise nach Airolo!

Francisco de Goya.

Von Karl Voll in München.

Wir sind heute gegen das 19. Jahrhundert und seine Kunst gerechter und objektiver geworden als wir vor kurzem es waren. Als diese ereignisreiche Epoche abgeschlossen wurde, haben wir ja nicht nur mechanisch begonnen, eine neue Zahlenreihe zu schreiben, sondern es hat die einfache Tatsache, daß wir vom 19. Jahrhundert als dem „vorigen" zu sprechen gewöhnt wurden, uns gewissermaßen gezwungen, unsere bisherige allzu persönliche Auffassung aufzugeben: wir sehen in ihm eine historische Erscheinung, die der Vergangenheit angehört, und damit sind wir unwillkürlich vorurteilsloser geworden. In der Tat haben unsere Vorstellungen über unsere eigene Kunst lange genug unter Voreingenommenheiten gelitten, die wohl niemals einer großen künstlerischen Zeit das Gedeihen nur annähernd so schwer gemacht haben. Die schlimmste dieser Voreingenommenheiten hat sich in dem fatalen Wort ausgedrückt, daß das 19. Jahrhundert in künstlerischen Dingen einen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen, daß es alle Tradition aufgelöst, daß es in pietätloser und zugleich törichter Weise allen lebenerhaltenden Zusammenhang mit der sogenannten alten Kunst zerstört habe. Indem man aber diese Behauptung aufstellte, sprach man auch implizite das Verdammungsurteil über die Kunst des 19. Jahrhunderts aus. Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, wer die Männer gewesen sind, die solche schlimme Worte in die Welt gesetzt haben, und was ihre Beweggründe gewesen sein mögen, als sie ihre eigene Zeit so bitterlich verleumdeten: hier soll an dem Lebenswerk von Francisco de Goya gezeigt werden, daß die Rede vom Bruch mit der Vergangenheit unhaltbar ist. Die Kunst ist aus der Zeit des Rokoko und Louis XVI. ohne Störung hinübergegangen in den Stil der Revolution und des Empire. Da und dort hat sich wohl eine Kluft aufgetan zwischen einer unnaiven, antikisierenden, mehr literarisch arbeitenden Hofkunst und zwischen der mehr volkstümlichen Malerei, die an der alten Tradition festhielt. Aber wir können heute sehr gut erkennen, daß jene Künstler, die im Sinne der damals herrschenden ästhetischen Lehre gearbeitet und die so reiches Lob dafür geerntet hatten, doch nicht die allein maßgebenden gewesen sind. Nicht genannt und auch nicht gekannt, sind so viele andere neben ihnen gewesen, die sich um die gelehrten Vorschriften nicht gekümmert haben, die ungeniert weitermalten, so wie sie es gelernt hatten, die darum die alte Kunstübung gepflegt und das, was an ihr noch keimfähig war, weiterentwickelt haben. Hierauf ist der größte Nachdruck zu legen. Die meisten Künstler ließen sich am Beginn des 19. Jahr-

hunderts nicht beikommen, mit ihren Vorgängern zu brechen, im Gegenteil, sie haben das Alte ganz konsequent weiterentwickelt. Das gilt selbst von Männern wie Jacques Louis David, der doch vom Revolutionstribunal aus die harten Worte gegen die Rokokokunst gesprochen hat. Selbst er ist wenigstens in seinen Porträts, die das Beste in seinem Lebenswerk bedeuten, bis an das Ende seiner Laufbahn ein vielgewandter Schüler der Rokokomaler geblieben.

Kein anderer Künstler eignet sich so gut dazu, uns die allmähliche Entwicklung der Dinge zu demonstrieren, wie eben Goya. Er wurde 1746 geboren, das heißt noch im vollen 18. Jahrhundert. Seine eigentliche Ausbildung erhielt er von den Werken des Tiepolo, den man den letzten der Venezianer nennt, und er lebte lange genug, um noch die napoleonische Zeit als ausübender Künstler mitzumachen. In Bordeaux ist Goya 1828 gestorben, als ein Künstler, der noch manche wichtige Neuerung, die das 19. Jahrhundert brachte, an sich selbst erlebt, ja sich wohl auch ihrer bedient hat, zum sichtbaren Ausdruck dessen, daß er die damals „neue Kunst" nicht als eine böse Feindin der alten betrachtete.

Goya ist uns Deutschen erst in den letzten Jahren besser bekannt geworden. Als Radist kannte man ihn wohl schon vor einem Dezennium, da Klinger die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatte; aber der Maler Goya war bis vor kurzem fast ganz fremd. Fremd ist uns auch der Mensch gewesen.[1]) Ueber wenige Künstler sind so viele und unglaubwürdig törichte Fabeln verbreitet worden wie über Goya. Er galt als eine Art romantischer Verbrechernatur, deren Reiz durch die hohe Qualität seiner Kunstwerke nur noch mehr ins Seltsame gesteigert wurde. Als Messerheld, Stierkämpfer, hinterlistiger Intrigant, gewissenloser Ehebrecher, als dämonischer Quälgeist seiner Familie, durfte er unserer nur zu dankbaren Phantasie vorgestellt werden. Und doch ist er alles das nicht gewesen, wenn schon sein Naturell und die Sitten seiner Zeit rasch genug waren, um ihn manche heiße Tat begehen zu lassen. Vor allem scheint die Geschichte seiner Jugend manches Blatt zu enthalten, das nicht für ängstlich biedere Augen taugt, und als Mann hat er sich, wie das Künstler von großem Rang oft tun, den Launen der verschiedenen Herrscher und Machthaber so gebeugt, daß man ihn wohl ab und zu nicht in ganz günstigem Lichte dastehen sieht. Jedoch ist die Konsequenz, mit der ein Künstler seine Ziele verfolgt, eine Eigenschaft, die für manche aus rein menschlichen Erwägungen nicht zu billigende Tat entschädigen muß und in Wahrheit auch darf.

Er war ein tüchtiger Arbeiter wie jeder Mann von echter Genialität. Wie so mancher andere geniale Meister ist er aber auch ein Opfer schlimmer Nervosität gewesen. Schwer von körperlichen Qualen gepeinigt, ist er in der Vollkraft der Jahre der Taubheit verfallen und späterhin gar noch beinahe

[1]) Diesen Uebelständen hat für Deutschland ein Ende bereitet das reich illustrierte, sehr gründliche Werk von Valerian von Loga „Francisco de Goya", das 1903 in Grotes Verlag erschienen ist.

blind geworden. Die schnödesten Intriguen von seite abgünstiger Verwandter und neidischer Kollegen sollten ihm das Leben noch außerdem sauer machen, und aus all dem Graus ist er als einer der interessantesten Künstler hervorgegangen, die es überhaupt gibt.

Interessant ist nun Goya für uns Deutsche allerdings in einem andern Sinn als er es der letzten Generation war. Die sogen. prägnanten Momente seines Lebens nehmen wir mit gutem Humor hin, ohne sie viel zu betonen. Der Inhalt seiner Werke aber, die bis vor kurzem selbst von den Künstlern mehr nach der kulturhistorischen Seite betrachtet worden sind, tritt trotz aller Bedeutung für uns hinter die künstlerischen Tatsachen zurück. Die Sittengeschichte wird ja nach wie vor aus Goyas Skizzen und Radierungen reiches Material ziehen, aber mehr als das wird jetzt die Beobachtungskunst des Mannes geschätzt. Er verhält sich zu den anderen Sittenmalern jener Zeit wie Brouwer zu Teniers.

Goya selbst ist es, der in seiner epigrammatischen und dabei so emphatischen Sprache uns den richtigen Maßstab für die Beurteilung seiner Kunst gibt. Er schrieb gar einmal unter seine Blätter die kurzen Worte: Ich hab's gesehen, eine Formel, die in äußerst interessantem Gegensatz zu der berühmten Devise des Jan van Eyck und so manches anderen germanischen Quattrozentokünstlers steht, die ab und zu unter ihre Werke die Worte setzten: So gut ich's kann.

Ich hab's gesehen, sagt Goya und nimmt das gewiß zunächst in dem Sinn, daß die von ihm dargestellte Szene bei aller Unglaublichkeit der Roheit sich eben doch wirklich ereignet hat: also unbewußt liegt ihr noch ein anderer künstlerisch viel tieferer Sinn zu grund. Was er macht, beruht auf eigenen Beobachtungen. Er ist kein Phantast, er ist kein Raisonneur; er ist Beobachter und Berichterstatter.

Goyas Kunst beruht auf Tatsächlichkeiten. Sie besitzt eine Drastik, die weit über das Maß dessen hinausgeht, was von dem sonst so gern zum Greifen deutlich arbeitenden Stil des 18. Jahrhunderts geboten wird. Man muß seine Karikaturen nur mit denen von Hogarth vergleichen, um zu erkennen, wie viel mehr sie rein künstlerisch sind, wie viel größer ihre Schlagkraft ist und wie tiefer ihre Ueberredungsgabe uns packt. Gerade der Vergleich mit Hogarth, der ihm so gut bekannt gewesen sein muß, wie es die ihm gleichzeitigen anderen englischen Karikaturenzeichner gewesen sind, zeigt uns auch, daß Goya ein Vollender gewesen ist, der endgültige Abschluß einer älteren Kunst. Der Stil des 18. Jahrhunderts, das sich in der Theorie so sehr um la vertu gekümmert hat, drängt auf einen Mann wie Goya hin, und das ist nun besonders interessant, hebt ihn so hoch, daß seine Kunst etwas zeitlich unbegrenztes, ewig und allgemeingültiges bekommt. Mehr noch als das: indem Goya auf seinem Gebiet die letzten Konsequenzen des Rokokostils zieht, wird er bereits der erste Vertreter der Kunst des 19. Jahrhunderts. In dieser Doppelstellung liegt rein kunsthistorisch gesprochen die Bedeutung seiner Tätigkeit.

Goya wurde in Fuentetodos bei Saragossa geboren als der Sohn von armen Leuten und gehörte mütterlicherseits dem Landadel an. Als Bauernsohn, wie das so oft geschieht, sollte man ihn darum nicht gerade nehmen. Ein gutes Stück seiner trotzigen Kraft und auch seiner Vorliebe für den Hofdienst mag daraus zu erklären sein, daß er alte Rechte zu wahren hatte. Viel hat er in seiner Heimat nicht lernen können; aber wenn wir in seiner Biographie die bekannte Fabel vom jungen Autodidakten antreffen, so ist das doch nicht ganz richtig. Man kann ihn schon 1760 in der Schule von Don José Luzany Martinez, dem angesehensten Maler von Saragossa, nachweisen. Wir wissen aber leider nichts Genaues über seine Jugendzeit und so kommt es, daß wir ungefähr für das Jahr 1760, wo er in Saragossa gewesen ist, auch seine erste Reise nach Madrid ansetzen müssen. Dort soll er sechs Jahre geblieben sein. Ein Deutscher war damals der führende Künstler in Madrid: Rafael Mengs. Dieser hatte über alle Fragen des Geschmackes zu entscheiden. Neben ihm war aber seit dem Jahre 1762 auch Tiepolo am spanischen Hofe tätig, um die berühmten Fresken im hochragenden Königsschloß auszuführen, das heute dem Reisenden, wenn er vom Bahnhof herkommt, so imposant gegenübersteht. Goya hatte die Wahl zwischen dem Deutschen und dem Italiener, zwischen Mengs, der den Geschmack der nächsten, klassizistisch gesinnten Zukunft vorausbildete, und Tiepolo, der, noch ganz der alten Kunstübung angehörend, doch auch herübergreift in die heutige moderne Dekorationskunst und dem darum die ferne Zukunft gehörte, wenn sein Name auch für einige Zeit durch das Ansehen von Mengs und von dessen Schule verdunkelt wurde. Goya hat sich an Tiepolo angeschlossen, und so gibt er die Kunst des 18. hinüber in das 19. Jahrhundert.

Wenn wir auch für Goya nach allem, was authentisch bekannt ist, eine große Lauterkeit des Charakters annehmen müssen und darum die vielen Gerüchte, die ihn als professionsmäßigen Raufbold schildern, ablehnen dürfen, so scheint es doch wahr zu sein, daß ein Messerhandel die Ursache seiner Reise von Saragossa nach Madrid gewesen ist und wir hören, daß er auch Madrid gegen Ende der 60er Jahre verlassen mußte, weil eine heikle Liebesaffäre vorlag. Das Künstlerblut mag lustig in ihm gerollt sein; die Integrität seines Charakters kann doch nicht angezweifelt werden. Er kam nach Rom und wieder zeigt er sich dem klassizistischen Streben abhold. Er ist nicht dazu zu bewegen, daß er nach der Antike zeichnet, wie es die meisten seiner Fachgenossen getan haben. Er spottet über jene, die vor den alten Statuen sitzen, und schlendert lieber scheinbar müssig, in der Tat als höchst aufmerksamer Beobachter in den Straßen von Rom herum, wo damals noch ein so buntes Leben geherrscht hat. Uebrigens darf man ihm diese Abneigung gegen das pedantische Lehrprogramm der Akademien nicht so ganz als persönliches Verdienst anrechnen. Manche anderen jungen Künstler machten damals Front gegen den Zwang der Akademien, wir finden das gleiche späterhin bei Carstens und bei Josef Anton Koch, die doch beide Klassizisten vom reinsten

Wasser gewesen sind. Goya scheint sich damals schon als vielversprechender Maler hervorgetan zu haben; denn wir hören von einem Preis, den ihm die Akademie von Parma zuerteilt hat. Leider können wir die preisgekrönte Arbeit nicht mehr nachweisen. Von nun ab beginnt aber sein Leben und Schaffen klar vor uns zu liegen.

1771 wird ihm der Auftrag erteilt, die Kapelle der Madonna del Pilar in Saragossa mit Fresken auszuschmücken. Diese sind noch heute erhalten und zeigen ihn als einen jungen Stürmer, der noch allzu emphatisch arbeitet und viel zu scharfe Kontraste wählt, aber man sieht hier auch schon die ganze reiche Fülle des Lebens vorgebildet, die seine späteren Werke auszeichnet. Wichtig für seine kunstgeschichtliche Stellung ist es, daß er trotz seines Aufenthaltes in Rom den Geschmack für die gute venetianische Malerei nicht verloren hatte. Seine Saragossaner Fresken zeigen ihn als verständnisvollen Nachfolger des Tiepolo. So tüchtig seine Leistung auch war, die er übrigens erst später vollenden durfte, so hatte er doch viel Verdruß dabei erfahren. Für ihn war das kleine Saragossa nicht der passende Ort. Er ging wieder nach Madrid, wo er um 1775 geheiratet hat. Wenn wir der Legende glauben, so war die Ehe die reine Hölle für ihn und seine Frau. In Wahrheit scheint aber, wie bei Dürer, Rembrandt und andern Künstlern, über die auch solche Erzählungen verbreitet worden sind, doch ein sehr trautes Verhältnis zwischen den beiden Gatten geherrscht zu haben. Jedenfalls bemerkt man, daß die Ehe einen günstigen Einfluß auf seine Tätigkeit ausgeübt hat. Goya entfaltet von da ab eine große Fruchtbarkeit. Er hat die Straße gefunden, auf der er bis an sein Ziel und Ende weiterziehen kann. Man überhäuft ihn mit Ehren, verfolgt ihn mit bitterfeindlichen Intriguen, er sieht verschiedene Herrscher, darunter auch einen Fremden, auf den Tron steigen, und geht schließlich in freiwillige Verbannung — aus seinem vom Unglück verfolgten Vaterland nach Frankreich, wo er auch stirbt. Aber das sind genau genommen nur Aeußerlichkeiten, die einen bestimmenden Einfluß auf seine Kunst nicht auszuüben vermochten.

Wenn sich Goya auch der Richtung des Tiepolo angeschlossen hatte, so trug Rafael Mengs doch kein Bedenken, den jungen Mann zu fördern. Er zog ihn an die Teppichfabrik von Madrid und sicherte ihm so die nächste Zukunft, bahnte ihm wohl überhaupt damit die Karriere.

Für die Entwürfe zu den stolzen Gobelins verwendete man in Spanien nach französischem Muster die besten Künstler, die zur Verfügung standen. Der noch so junge Mann erhielt durch Mengs Vermittelung im Verein mit anderen Künstlern den Auftrag, die Tapeten für die Gemächer des Prinzen von Asturien zu entwerfen und er hat die Aufgabe mit größtem Geschick gelöst. Die von ihm angefertigten Originalkartons sind erst vor nicht zu langer Zeit wieder aufgefunden worden und befinden sich jetzt im Museum von Madrid. Sie sind anfänglich noch spröde und zeigen zunächst wenig Verständnis für die Aufgabe des Teppichwebers, der nach den gemalten Skizzen den Gobelin an-

fertigen mußte; aber schnell genug fand sich Goya in die Technik hinein und schuf jene prachtvollen Kartons von hellster Rokokofarbe und lichtester Haltung, die heute noch den Stolz der Pradomuseums bilden. Er gab in ihnen Genrebilder, wie sie damals nach flandischer Art gern auf Gobelins dargestellt wurden; aber er gab sie frei von allem konventionellen Wesen. Die alten Bauernwitze tischt er uns nicht mehr auf. Er schildert das spanische Volksleben in unversieglicher Munterkeit und dabei nicht ohne alle Schärfe. Dabei hat er eine geradezu befreiende Leichtigkeit in der Behandlung der Komposition. Er hat gewiß nicht mit den chinesischen Vorbildern konkurrieren wollen, die damals schon so gern zum Ausschmücken fürstlicher Residenzen herangezogen wurden; aber er braucht den Vergleich mit leichtester asiatischer Dekorationskunst nicht zu scheuen. Er bekam auch von seiner Beschäftigung mit den Fresken und für die Tapetenfabrik eine gewisse dünne Leichtigkeit der Malerei, die uns heute noch seine Arbeiten so pikant finden läßt.

Dieses dünne Wesen findet man auch in seinen Porträts, die doch mit Recht in erster Stelle genannt zu werden pflegen, wenn man von Goya spricht. Er ist fraglos einer der bedeutendsten Porträtisten gewesen, die es je gegeben hat und schon dieser Umstand macht die herkömmliche Redensart vom Zusammenbruch der alten Kunst gegen Ende des 18. Jahrhunderts bedeutungslos.

Rein künstlerisch genommen, sind die Leute von damals noch sehr leistungsfähig gewesen; nur im engeren malerischen Sinn spürt man einige Schwächen. Bei kaum einem anderen Künstler wird man sich nun so gut darüber orientieren können wie bei Goya. Wir brauchen nur die Porträts zu nehmen, die er in seiner frühen, bisher betrachteten Zeit gemacht hat. Es waren die höchsten Männer des Adels und der Gelehrsamkeit, die ihm saßen. Don Luis Anton, der Bruder König Karls III. und Floridablanca, der Premierminister, seien als die bedeutendsten genannt. In der ganzen Anordnung haben diese Bildnisse viel Verwandtschaft mit den großen Tapetenkartons. Die Schilderung des Körperlichen ist allzu glatt und entbehrt die Eigenschaften des suchenden Studiums, das jedem Detail nachspürt. Das Bildnis von König Karl III, wie er als Jäger in der freien Landschaft steht, zeigt ganz offenkundige Anlehnung an Velazquez: kurz, wir haben eine Kunst vor uns, die mit lauter ererbtem Material arbeitet und der also jene höchsten Eigenschaften fehlen, die nur die völlige Selbständigkeit besitzt.

Mit alledem stehen diese Bildnisse von Goya, obwohl in ihrer Farbe, Formengebung und überhaupt im ganzen Apparat an die frühere Kunst angelehnt, doch als eine Neuheit voll intensivster Kraft vor uns und sie geben trotz aller Erinnerung an Velazquez doch das treue Abbild der damaligen Zeit. Als Zeugnis dafür braucht man nur das ausgezeichnete, eben erwähnte Bild Karls III. nennen. Dieses Stück ist geradezu ein Pendant zu den berühmten Jägerbildern des Velazquez, aber nur in Aeußerlichkeiten. Dagegen frappiert noch mehr als diese schließlich doch nicht sehr tiefgehende Aehnlichkeit die auffallende Verwandschaft mit den Bildnissen, die die großen englischen

Porträtisten damals geschaffen haben. Er hat den Herrschertypus des 18. Jahrhunderts getreu wiedergegeben: mit solcher Beseelung und fast möchte ich sagen, kritischer Beobachtung, daß der Geschichtsforscher aus seinen Fürstenbildnissen ohne weiteres die Aufklärung bekommen kann, die erst das Studium der Akten gewähren kann.

Goya hat aus diesem seinem Verhältnis zu Velazquez kein Hehl gemacht. Er pflegte zu sagen: Die Natur, Velazquez und Rembrandt seien seine Lehrmeister gewesen. Der Name Rembrandt müßte uns nun überraschen, wenn uns Goya nur als Maler bekannt wäre. Aber er, der seit seiner Ehe eine nahezu fieberhafte Tätigkeit entfaltete, hat neben der Malerei auch noch die graphischen Künste gepflegt. Viele seiner frühen Radierungen, die zum Teil heute fast unauffindbare Seltenheiten ersten Ranges geworden sind, geben religiöse Darstellungen, die ja Goya als frommer Mann mit so großer Originalität und Wärme sein lebenlang gepflegt hat. Andere sind Reproduktionen von Gemälden des Velazquez, und auch sie liefern den offenkundigen Beweis für seine enge Verbindung mit dem größten seiner spanischen Vorgänger. Aber schon recht früh hielt er sich auch in seinen graphischen Arbeiten an die Radierungen von Rembrandt, besonders an die derben Szenen aus dem Volksleben, für die er als echter faustischer Spanier viel Verständnis hatte. So finden wir ihn, der nur sehr wenige Gemälde des großen Holländers gesehen haben kann, doch auf dessen Spuren.

In Goyas religiösen Bildern begegnet man nicht selten einer ganz ungewöhnlichen Auffassung der heiligen Vorgänge und er erscheint in ihnen mitunter geradezu als ein Vermittler zwischen der Kunst des 17. und 19. Jahrhunderts. So mußte er 1787 im Auftrage Karls III. für eine Kirche in Valladolid einige Bilder malen, darunter den Tod des heiligen Joseph. Man kann vor diesem hochoriginellen Werk, das in der gesamten alten Kunst keine Parallele hat, nicht anders als an F. v. Uhde denken: so einfach menschlich ist die Szene behandelt. Als rechter Menschensohn im vollen Sinne des Wortes tritt Christus an das Bett des sterbenden Pflegevaters, stützt ihm das schwache Haupt und empfängt den getrösteten, kaum hörbar geflüsterten Dank des gebrechlichen Greises, dem sich der Tod soeben leise nahen will.

Goya war ein vielseitiger Künstler. Fast zur gleichen Zeit, wo er den Auftrag für die Bilder von Valladolid erhalten hat, wurde er endlich mit festem Gehalt für dieselbe Tapetenfabrik gewonnen, für die er als gelegentlicher Mitarbeiter schon früher gearbeitet hatte. Nicht gern übernahm er, wie es scheint, die Pflichten des Amtes und er sträubte sich, ähnlich wie seinerzeit Tizian, der der Makler am Fondaco dei Tedeschi gewesen war, für den schönen Gehalt auch künstlerische Arbeiten zu liefern. Immerhin hat er noch einige Kartons gemacht und in Verbindung mit einem von diesen Kartons entstand eines seiner berühmtesten und besten Gemälde, das Volksfest von San Isidro. Hier hat die Kunst des Rokoko einen wahren Triumph in humorvoller und echt realistischer Schilderung des täglichen Lebens gefeiert. Da

findet man noch alle Grazie des 18. Jahrhunderts. Das damals beliebte, im grunde doch weltfremde arkadische Getändele, ist es aber nicht, was er gibt; Goya hat nicht umsonst Velazquez und Rembrandt als seine Lehrmeister gehabt. Er schildert das unmaskierte Volk wie es ist. In dem Volksfest von San Isidro, mit den in ihrer Echtheit so großartigen Gruppen, führt er aus dem rezeptmäßig arbeitenden und darum abwelkenden Stil des 18. Jahrhunderts hinüber zu jener pragmatischen Auffassung des Tatsächlichen, die die Kunst des 19. Jahrhunderts auszeichnet.

In dieser verhältnismäßig glücklichen Epoche hat Goya, dessen Naturell doch mehr zu einsamer Grübelei neigte, reiche Geselligkeit gepflogen. Er war der Liebling der höchsten Kreise und schon damals genoß er den auszeichnenden Umgang mit der temperamentvollen Herzogin von Alba, die als die eleganteste Dame des damaligen Europas galt. Man hat ihm viel „Interessantes" gerade in bezug auf diese Frau nachgesagt; aber zum mindesten hat die chronique scandaleuse hierin stark übertrieben. Für uns bleibt als greifbarer Rest nur eine Serie von geistvollen Dekorationen für die Alameda, das Landhaus der Herzogin und ferner jene glänzenden Frauenbildnisse, die heute der Neid der elegantesten Damenmaler des modernen Highlife sind. Hier entfaltet er alle jene nervöse Sensibilität und jene chike Beweglichkeit, jenes rassige Durchbilden der einzelnen Bewegungen, die wir heute so sehr lieben.

Aber eben um diese Zeit traf Spanien ein schwerer Schlag, der auch für Goya nicht ohne bedenkliche Folgen blieb, obwohl der Künstler zunächst großen Vorteil davon hatte. 1788 starb der tüchtige König Karl III. und hinterließ die Regierung jenem schwachen Karl IV., der das willenlose Werkzeug seiner Gemahlin der berüchtigten Maria Luise von Parma, sowie ihres Günstlings, des Friedensfürsten Godoy war. Der neue Herrscher hatte, wie die meisten spanischen Könige genug Geschmack, um den besten Maler seines Landes zum ersten Hofmaler zu machen. Das tat er gleich im Beginn seiner Regierung und erfüllte so den höchsten Wunsch des ehemals armen Mannes, der mehr als man das heute gerne glauben möchte, nach Auszeichnungen strebte.

Natürlich wurde Goya zunächst beauftragt, die Bildnisse des neuen Herrscherpaares anzufertigen und er tat dieses in einer Weise wie vor und nach ihm wohl nie wieder gekrönte Häupter von ihrem Hofmaler gemalt worden sind. Die Unnachsichtlichkeit seiner Charakteristik hat Bilder von so schneidender Wahrheit geschaffen, daß sie in Anbetracht der Geringwertigkeit der Porträtierten zu wahren Karikaturen geworden sind. Besonders im Bilde der Königin hat Goya, ohne irgendwie scharfe Akzente zu gebrauchen, die ganze Niedertracht dieser für Spanien so unheilvollen Frau gekennzeichnet. Die Porträts fanden nun trotz alledem die rückhaltlose Billigung des Königs. Er war ganz hingerissen und bewunderte das Bildnis seiner Frau dermaßen, daß er Goya zum Danke dafür umarmte. Der Künstler mußte die Darstellungen der beiden Majestäten häufig wiederholen; und so sind die zahlreichen Repliken natürlich recht ungleichwertig. Die besten befinden sich in

Capodimonte bei Neapel und diese sind es auch, von denen der König so hoch entzückt gewesen ist.

Goya war schon seit langer Zeit nicht recht gesund und scheint besonders von Nervosität geplagt gewesen zu sein. Im Jahre 1752 befiel ihn eine neue schwere Krankheit und ließ ihm, nachdem er genesen war, sehr üble Nachwirkungen zurück. Er verlor das Gehör. Der Künstler wurde dann wie alle Tauben, schwer zugänglich und geriet etwas außer Kontakt mit der Menschheit. In jene Zeit fällt die erste Serie seiner berühmten Aquatintadrucke. Sie tragen den im Rokoko häufigen Titel Caprichos und gehören in Technik, Form und vielfach in den Sujets der Kunst des 18. Jahrhunderts an. Die Satire und eine nicht immer boshafte Lachlust entsprach der Zeit im allgemeinen. Allerdings ist nicht zu übersehen, daß viele Blätter gleichzeitig mit der französischen Revolution entstanden sind und so haben sie denn im besonderen einen grimmigen Beigeschmack von aggressiver Spottlust über die politische und soziale Misere des damaligen Spaniens. Der echte Witz des Rokoko, das oft im Hohn einen Selbstzweck des bon-mots sieht, ist bei Goya nicht mehr zu finden. Seine Satire hat eine sehr bittere Schärfe und begnügt sich nicht, einen Schaden zu konstatieren, sondern möchte ihn gewissermaßen wegätzen. Aber gerade gegenüber diesen Tendenzen muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß Goya doch als reiner bildender Künstler gearbeitet hat. Es gibt viele Zeichnungen von ihm, die sich als Studien und erste Entwürfe zu den Caprichos erweisen. Aus ihnen sieht man, daß erstens diese angeblichen Kaprizen doch nicht so ganz blos launige Einfälle, sondern gut durchgearbeitete reife Kunstwerke sind, zweitens aber zeigen sie in den oft sehr starken Umänderungen, die die ursprüngliche Idee erfahren hat, daß Goya bei den scheinbaren Phantastereien sich sehr eng an bestimmte Erscheinungen aus seiner Umgebung gehalten hat. Es liegt ihnen viel mehr positive Wirklichkeit zu Grunde als man glauben möchte. Diese Skizzen sind endlich auch insofern höchst beachtenswert, als sie unter den Zeichnungen, die wir von alten Künstlern besitzen, in die erste Reihe gestellt werden müssen; es gibt wohl ebenso gute, aber soweit die Drastik der Bewegung anlangt, keine besseren.

Goyas Charakterisierungsgabe und seine Fähigkeit, belebt zu zeichnen, kommt bei diesen Skizzen in geradezu ungebändigter Kraft zum Ausdruck.

Als Goya wieder genesen war und allmählich die alte Schaffensfreude wieder erlangt hatte, entfaltete er vor allem als Porträtmaler eine große Tätigkeit. Daneben aber malte er zu seinem Vergnügen oder zu dem seiner Freunde kleinere Bilder, oft nur Skizzen, und von diesen gilt das gleiche wie von seinen Studien zu den Caprichos. Die Skizzen zu Inquisitionsgerichten, Irrenhäusern, Hexentänzen oder zu anmutigeren Stoffen wie Volksspielen gehören durchweg zum besten was er überhaupt geschaffen hat. Das kommt daher, daß sein Talent hauptsächlich auf Drastik gestellt war. Man darf es ohne Scheu aussprechen, daß wohl niemals ein großer Künstler den Formen

der Natur so unselbständig und so verständnislos gegenübergestanden ist wie Goya. Er arbeitete mit ererbten Formen und mit Vernachlässigung jedes organischen körperlichen Zusammenhanges wie das kein anderer der großen Maler seit den Tagen des Mittelalters getan hat; das Wunderbare ist seine Gabe, mit den ganz willkürlich zusammengestellten Körperformen geistige Wahrheiten von ewiger Bedeutung auszudrücken. Seine Bilder, auch seine Porträts haben meistens etwas Maskenhaftes, sind bald verrenkt, bald flach in der Modellierung: aber ein lebendiger Geist ruht in diesen schemenhaften Körpern, der sie eine freiere, echtere, verständlichere Sprache reden läßt als sie den korrekten Bildnissen seiner Zeitgenossen eigen zu sein pflegt. Vielleicht als beste Zeugnisse dafür darf man die Bildnisse der berühmten Schauspielerin la Tirana anführen. Wenn man in der Akademie von Madrid das Porträt dieser geistvollen Frau aus einiger Ferne sieht,. ist man von der Macht der Bewegung erschüttert. Das bühnenmäßige und die starke überzeugende Theatralik der Geste ist unendlich scharf und wirkungsvoll gekennzeichnet. Wir stehen hier vor dem gesundesten Typus eines Schauspielerporträts: aber welche fatale Ueberraschung erlebt man beim Nähertreten, wo die ganze Figur zerfließt und sich scheinbar als ein Mischmasch von Fehlern erweist. Aehnlich geht es einem unbefangenen Auge bei den zwei weltberühmten Bildnissen einer Courtisane, bei den sogenannten Majas. Goya hat hier das gleiche Mädchen das einemal bekleidet, das anderemal unbekleidet dargestellt, wie es auf dem bequemen Lager ihres Liebhabers harrt. Der Verfasser hat niemals eine größere Ueberraschung vor einem Bilde erlebt als vor diesen Majas. Eine zunftmäßige Kritik, die auch gar nicht ihr Amt von Herrn Beckmesser gelernt zu haben braucht, würde Fehler auf Fehler konstatieren müssen und doch herrscht auch wieder das unmittelbarste Leben und eine Fülle der schärfsten, wenn auch nur mit andeutenden Mitteln arbeitenden Charakteristik. Was das alte Venedig oder auch die Barockkunst an Courtisanenbildern geschaffen hat, ist alles ein Wind gegen die Art wie Goya die ihres Erfolges sichere Verführungskunst kennzeichnet. Dabei bleibt er rein künstlerisch. Er gibt keine Moralvorlesung. Von der nackten Maja sagt die Ueberlieferung, daß sie im Freien gemalt worden sei, und so möchte man gern in ihr eine Ahne von ähnlichen Bildern erblicken wie sie Diaz, Manet und Monet gemalt haben. Der Vergleich stimmt nicht. Selbst wenn es wahr ist, daß Goya diese Figur im hellen Lichte des freien Tages gemalt hat, so hat er doch nicht all den Lichtreiz gegeben, den jene späteren Maler bei solchen Motiven erstrebt haben. Der kühle graziöse Glanz der Rokokofarbe gibt dem Bilde gerade genug Wert.

Goya war allzusehr Rokokomaler, war viel zu sehr an Atelierlicht und die damalige Piquanterie der Farbenzusammenstellung gewöhnt, als daß er das moderne Freilichtproblem nur hätte ahnen können. So wenig das nun zu unserer Art paßt, so gibt es doch seinen Arbeiten einen gerade heute hoch geschätzten Reiz. Goya hat noch die ganze helle Delikatesse der Rokokofarbe. Dieses schillernde Colorit, das auf den leichtesten Nuancen des Glanzes beruht,

hat nun auch gerade an der Wende des Jahrhunderts eine seiner schönsten Arbeiten unvergeßlich reizvoll gemacht: die Fresken in der kleinen Kirche von San Antonia dela Florida in Madrid. 1798 wurde ihm der Auftrag vom König erteilt und schon 1799 war die Kirche ausgemalt. Goya hat das Wunder der Erweckung eines Toten durch den heiligen Antonius gemalt. Mit voller Gegenständlichkeit in der Schilderung des täglichen Lebens, wie er sie schon in den Tapetenkartons gepflegt hatte, nimmt er das Ereignis weniger als einen heiligen Vorgang denn als eine Szene aus dem Straßeneben, wo sich das Volk um einen auffsehenerregenden Vorfall drängt. Aber profan wird der Künstler doch nicht. Was er an Schönheit der spanischen Frauen kannte, was er an südlicher Lebhaftigkeit der geschmeidigsten Bewegungen und rascher Impulsivität des Handelns so oft skizzirend beobachtet und dargestellt hatte, das faßt er nun zusammen, um im reifen Werk zur Ehre der Kirche sein Bestes zu geben. Darum läßt er denn auch oben in der Kuppel einen Engelreigen von berückender Schönheit schweben, wie niemals ein Künstler in Spanien seit Murillos Tagen Engel gebildet hatte, und er stellt sie in aller Unbefangenheit dar als bezaubernde Madrilerinnen. Nur einmal wollte Goya, der sich an Tiepolo gebildet hatte, die dekorative Kraft der alten Fresken strahlen lassen und mit höchster Meisterschaft zog er die Summe von allem, was er bei dem Venezianer gelernt hatte in diesem Fresko, das genau am Ende des alten Jahrhunderts auch den letzten Triumph der alten Kunst bedeutet: den letzten wohl, aber einen vollwertigen.

Schon im nächsten Jahr bezeugte er dem König, der ihn für die Dekoration der Antoniuskirche mit hohen Gunstbeweisen ausgezeichnet hatte, seinen Dank in dem großen Porträt der königlichen Familie, das sich jetzt im Prado befindet. Das ist ein unvergeßliches Meisterwerk, das sich tief in die Erinnerung gräbt wie wenig andere Bilder. Alle Mitglieder der Familie und sich selbst als bescheidenen Zuschauer hat er hier in lebendigster Weise gruppiert, ohne die steife Grandezza der alten Zeit, fast gut bürgerlich. Was von den zwei Porträts in Capodimonte gesagt wurde, gilt auch von diesem Werk. Die ganze Misere des Landes spricht sich in den Gestalten des degenerierten Herrscherhauses aus. Wahrheit um jeden Preis gab der Künstler, sodaß uns heute beinahe der Gedanke kommt, als habe er mißmutige Ideen über alle die Schwächen und Charakterlosigkeiten der Anwesenden äußern wollen. Das war aber gewiß nicht der Fall; denn das Bild hat keinen Anstoß erregt. Es wurde naiv aufgenommen, wie es naiv gemalt war. Wir Fernstehenden finden in diesen so drastisch charakterisierten Figuren allerlei, was ja auch wirklich in ihnen liegt; aber nur weil wir die Personen nicht mehr von Angesicht kennen. Das Porträt war den Mitlebenden gewissermaßen eine Erinnerung an die Persönlichkeiten, so wie diese gewesen sind; für uns ist es, ob wir uns dessen bewußt werden oder nicht, unter anderem auch eine Quelle der Belehrung. So sehen wir dieses großartige Werk einerseits objektiver, und anderseits doch weniger unbefangen an als die Zeitgenossen der königlichen Familie.

Goya steht mit dem grandiosen Gruppenbildnis der königlichen Familie auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Ganz konsequent hat er sich weiter entwickelt. Aus der heiteren Kunst des Rokoko ist er in einen ernsthaften Stil übergegangen, einen Stil, der dem Pathos der Revolutionszeit und der Gewalt des Direktoriums entspricht. Er, der so gerne grause Phantastereien malte, wird schließlich auch noch Chronist der täglichen Ereignisse und gehört jener Kunstrichtung an, die recht eigentlich durch die französische Revolution herangezogen wurde und die im stürmenden Drang der Ereignisse fast jeden Tag des Jahres mit ihren Darstellungen begleitete. Der pragmatische Sinn der Kunst des 19. Jahrhunderts war damals schon geweckt und ihm gehorchte Goya auch, als das schmähliche Regiment der Bourbonen durch Napoleons Intrigen und Waffen gebrochen wurde. Damals hat das arme Land alle Gräuel des Krieges erleben müssen. Was wir von antiken Schriftstellern über die Schrecken der iberischen und punischen Feldzüge hören, das wiederholt sich hier, und in der Mitte von all dem Jammer steht Goya mit klopfendem Herzen zwar, aber mit einer Hand, die von zorniger Aufregung angespannt und darum ruhig war, die das ganze Elend so wiedergab wie es war. Das Pradomuseum ist besonders reich an solchen Gemälden. In den Bildern, wo er die endlosen Fusilladen schilderte, mit denen das napoleonische Regime die Spanier zu unterdrücken hoffte, lebt nicht mehr die geniale Heiterkeit des 18. Jahrhunderts, da herrscht vielmehr ein beinahe moderner Gemeinsinn und eine so großartig sachgemäße Ehrlichkeit, daß wir auch hier wieder an unsere heutigen Verhältnisse erinnert werden, die uns über alles mit größter Schnelligkeit und möglichst großer Genauigkeit zu unterrichten erlauben. Nicht nur in den berühmten Skizzen und Gemälden hat Goya den spanisch-französischen Krieg geschildert, er hat ihm auch jene Sammlung von Kupferdrucken geweiht, die unter dem Titel los desastres de la guerra seinen Namen für ewig berühmt gemacht haben. Man sieht, daß er wirklich seine ganze Kraft der Aufgabe widmete, das Leben seiner Zeit im Bilde für alle Zukunft festzuhalten.

Der Mann aber, der hier sich als solch gefährlicher Gegner der französischen Tyrannei zeigt, ist trotzdem auf Seite des französischen Eroberers gestanden. Die besten Elemente der spanischen Bevölkerung hatten sich ja um Napoleons Bruder geschart, indem sie von ihm die Heilung der Schäden ihres Landes erwarteten. Von dieser Seite betrachtet wird uns die Serie von Goyas Kriegsbildern erst ganz klar. Sie sind voll des stärksten humanen und kosmopolitischen Geistes, sie müssen mit demselben Maße gemessen werden, wie die entsprechenden Abschnitte von Goethes Hermann und Dorothea, wo die gleichen Miseren behandelt werden. Indem wir aber solch heterogene Kunstwerke miteinander vergleichen, werden wir auch die weitreichenden nicht mehr versiegende Wirkung von Goyas Werken begreifen.

Der Traum, daß Spanien von Napoleon einen inneren Frieden wieder erhalten könnte, war bald ausgeträumt. Der Sohn Karls IV. und Maria-Luisens, Ferdinand VII. kam auf den Tron seines Vaters und nun begann

die traurigste Reaktion. Natürlich war der neue König dem Menschen Goya, dem Parteigänger des französischen Eindringlings, nicht hold gesinnt und er soll gesagt haben, daß Goya eigentlich garottiert werden müßte; aber der große Künstler stand zu hoch im Ansehen. Vor seinem Ruhm, mehr noch vor seiner Tüchtigkeit machte die Rachsucht des Königs Halt. So finden wir den greisen Meister schließlich auch noch im Dienste Ferdinands VII. und er widmete ihm seine Kraft so ehrlich wie allen Vorgängern, als ein Mann, dem nur die Kunst die Richtschnur für sein Handeln gab.

Goya hatte einen ruhigeren Lebensabend, als man nach seiner bisherigen allzu unruhevollen Carriere erwarten möchte. Er blieb ja in der Nähe des neuen Königs, den er oft genug porträtiert hat; aus dem anfänglich so einfachen Mann war im Laufe der Zeiten ein Hofmann geworden, der trotz allen Widerwillens gegen das Treiben am Königsschlosse von Madrid, doch nicht darauf verzichten konnte, unter die ersten Diener des Königs gerechnet zu werden. Trotz alledem vereinsamte er immer mehr; jedoch erblühten ihm als Ersatz für die rauschenden Ergötzlichkeiten der Geselligkeit wahrhafte edle Freuden im engen Familienkreis. Diese mögen auch mit dazu beigetragen haben, daß er in Madrid blieb. Seine letzte Tätigkeit galt, abgesehen von manchen graphischen Arbeiten wie den phantastischen Proverbios, hauptsächlich immer noch dem Porträt, für das er nun einen ganz einfachen Stil gefunden hat, der ihn Rembrandt an Tiefe des Ausdrucks nähert.

Lange Jahre hielt Goya im Dienste des neuen Königs aus. Im Jahre 1824 ging er, zunächst aus Gesundheitsrücksichten nach Bordeaux und dort ist er mit kurzen Unterbrechungen auch bis zu seinem Tode geblieben. Zu Ehren des Königs sei gesagt, daß er sich bei der Urlaubsfrage sehr entgegenkommend und verständig benommen hat. Wenn nun Goya sein Leben auch in der Fremde beschlossen hat, so war er doch nicht von seinen Freunden und Verwandten verlassen. Aufmerksame Liebe hat ihn bis zum Ende umgeben, und so ist es auch möglich geworden, daß der alte, von bösen Körperschwächen geplagte Mann noch immer genug Behaglichkeit und Konzentration der Stimmung fand, um seiner künstlerischen Arbeit nachzugehen.

Nach gut verbürgter Nachricht erlag Goya 1828 einer Schwäche, die ihn aus Freude über die Anzeige der baldigen Ankunft seines Sohnes befallen hatte. Er wurde in Bordeaux begraben; obwohl man seine Grabstätte kennt, war es bei ihrer Eröffnung vor einigen Jahren unmöglich, seine Gebeine festzustellen und der Heimat zurückzugeben.

Oben wurde aus der neueren deutschen Literatur über Goya das in mancher Hinsicht grundlegende Werk von Valerian von Loga genannt. Ihm sei hier noch die Monographie aus Pipers Verlag in München angeschlossen, die Dr. Curt Bertels in der Serie großer Illustratoren veröffentlicht hat. Es ist ein kühnes rücksichtsloses Buch, das den Künstler von ganz spezifisch modernem Standpunkt aus behandelt und mehr den heute noch interessanten Künstler als den historisch bedeutenden alten Meister in dem Lebensbild zu entwickeln trachtet.

Börnes Pensionierung.

Mit ungedruckten Aktenstücken. Von Ludwig Geiger.

In den Biographien Börnes ist zu lesen, daß der berühmte Schriftsteller sein Amt als Polizeiaktuar, das er zur Zeit des Großherzogtums Frankfurt erhalten hatte, verlor, als Frankfurt wieder zur Freien Stadt wurde. Die Biographen fügen meist hinzu, daß er eine Pension von 400 Gulden erhielt, nicht ganz ohne Mühe. Der erste, der darüber berichtet, ist Gutzkow, der vermutlich nach mündlichen Quellen, möglicherweise nach Berichten der Frau Wohl folgendes zu melden weiß:

„Endlich (er hatte vorher erzählt, daß man Börne durch geisttötende Registraturarbeiten mürbe machen wollte) da man einen Juden nicht länger mehr im Amte lassen wollte, entschloß man sich, ihn zu entfernen, konnte ihm jedoch vermöge einer Bestimmung der Kongreßakte, hinsichtlich der großherzoglich frankfurtischen Staatsdiener, die Pension nicht entziehen. Börne nahm auf das ängstliche Treiben seines Vaters diese mit 400 Gulden an, die er leicht auf das doppelte erhöht bekommen hätte, wenn ihn nicht sein eingeschüchterter Vater von einem ernstlichen Widerstand gegen die Unbill der Reaktion zurückgehalten hätte."

Dieser Bericht ist nicht ganz falsch, aber noch weniger ganz richtig. Wie sich die Sache wirklich zugetragen, kann man aus einer Reihe bisher ungedruckter Eingaben Börnes entnehmen, die in Nachstehendem folgen.

Bevor diese Schreiben mitgeteilt werden, sei über die Stellung selbst aus den Akten Genaueres angegeben.[1])

Dr. Louis Baruch wurde am 23. November 1811 als Aktuar bei der Oberpolizeidirektion angestellt und ihm ein Jahresgehalt von 400 fl. nebst 100 fl. aus der Polizeikasse und zwar vom 1. November an bestimmt. Am 25. November wurde er durch Handschlag verpflichtet. Am 5. März 1812 wurde von dem Ober-Polizeidirektor v. Itzstein verfügt, Baruch den Gehalt vierteljährlich anticipitave aus der Polizeikasse zu zahlen und ihm den klassenmäßigen Anteil an den Accidenzien zu gewähren. Am 12. April 1813 wurde von dem Polizeiminister Frhr. v. Eberstein an den Polizeipräfekten verfügt, daß die durch den Tod des Protokollisten Lattig veranlaßten Vorrückungen genehmigt seien. Dadurch wurde Baruch mit 500 fl. Gehalt und 300 fl. Taxenanteil angestellt und ihm „das Actuariat bei wichtigeren polizeilichen Untersuchungen, bei Dienststreitigkeiten des Brotgesindes, bei Arrestklagen in civilibus und in Gegenständen der Feuerlöschanstalten dortselbst übertragen, derselbe aber nur erst dann definitiv zu dekretiren, wenn sich der Herr Polizeipräfekt von seinen persönlichen Eigenschaften und Brauchbarkeit gänzlich wird verläsigt haben."

Die Briefe selbst lauten folgendermaßen:

Hochgebohrner Freiherr.[2])

Gnädiger Herr Minister!

In tiefster Ehrfurcht wage ich es mich an Ew. Excellenz zu wenden und Hochdero Schutz unterthänigst zu erbitten. Die hohen und edle[n] Ge-

---

[1]) Nach den dem Schreiben vom 13. Februar 1816 in Abschriften beiliegenden Zeugnissen..

[2]) Dies Aktenstück und die folgenden aus: Frankf. Arch. M. 14 mm. 6 Lit. O fasc. 22.

immungen Ew. Excellenz und die Billigkeit meines unterthänigst[en] Gesuchs gewähren mir die Hoffnung einer gnädigen Willfahrun[g.].

Seit ohngefähr drei Jahren bin ich als Actuar bei der hiesig[en] Polizei angestellt. Die Pflichten, die dieses Amt mir aufleg[t], habe ich stets mit der größten Strenge erfüllt. Ich darf mich wenigstens meiner Brauchbarkeit in den Geschäften mit aller Beruhigung auf das Zeugnis meiner Vorgesetzten und wegen meines redlichen und guten Willens auf das Urtheil des Publikums berufen, dessen Beobachtung man sich in solchen Verhältnissen nicht leicht entziehen kann.

Unter dem Hrn. Präsidenten von Itzstein, während dessen [Ver]waltung ich mein Amt antrat, hatte ich einen großen Th[eil] der deutschen und französischen Correspondenz zu führen, Ent[wür]fe über verschiedene Polizei-Einrichtungen zu machen, öffent[liche] Bekanntmachungen und Verordnungen zu verfassen u. s. w. Al[s lau]fendes Geschäft ward mir die Registratur gegeben. Meine amtlichen Verhältnisse waren öffentlich authorisirt, indem ich als Actuar im Großherzoglichen Staats-Kalender namentlich aufgeführt ward.

Im Jahre 1812 erschien ein Großherzogliches Dekret über die Organisation verschiedener Verwaltungszweige, worin unter ande[rm] verfügt wurde, daß bei der Ober-Polizei-Direktion 3 Actuare bestehen sollten. Zu diesen Actuariaten war zwar keiner namentlich bestellt, indessen wurden sie natürlich mit denjenigen Personen besetzt, die auf der Polizei schon vor mir verwendet worden waren. Ich war der 4te Actuar, dennoch aber hatte diese neue Organisation keinen weiteren Einfluß auf meinen Rang und den damit verbundenen Geschäftskreis. Ich wurde wie vorher in dem Staatskalender als Actuar genannt und aus den Bureaugeldern bezahlt.

Als zu Anfang des Jahres 1813 Freiherr von der Tann Polizei-Präfect wurde, starb zur nehmlichen Zeit einer der Actuare. Ich hatte alle Ansprüche an dessen Stelle zu rücken und erhielt sie auch zufolge einer Landesherrlichen Genehmigung und der Tod des Aktuars Lattig hatte im Allgemeinen bei dem Polizei-Personal zu verschiedenen Vorrückungen Anlaß gegeben, in deren Betreff Freiherr von der Tann am 5. Apr. 1813 dem Herrn Polizei-Minister Vorschläge machte. Letzterer erstattete hierauf am 7. des nehmlichen Monats Bericht an den Großherzog und erhielt per inscriptum vom 9ten die höchste Genehmigung der gemachten Vorschläge. Der Herr Polizei-Minister benachrichtigte unter dem 12ten April den Hrn. Präfecten von der erhaltenen Genehmigung und den 14ten desselben Monats wurde das Polizei-Personal durch ein Circular von den getroffenen Veränderungen in Kenntnis gesetzt. Zufolge derselben ward mir die Registratur abgenommen und dem Hrn. Actuar Gravelius gegeben. Ich erhielt die Führung aller polizeigerichtlichen Untersuchungen; nebst diesem übertrug mir der Herr Polizei-Präfect mehrere Beschäftigungen des Polizei-Commissärs, wenn die Abwesenheit eines derselben oder Anhäufung der Geschäfte, wie dieses gewöhnlich der Fall war, eine solche Aushülfe nöthig machte.

Gleich nach der Abreise der (!) Freiherrn von der Tann wa[rd] mir das Actuariat bei dem Polizeigericht gleich meinen ü[bri]gen Geschäften entzogen und ich darauf beschränkt die Re[gis]ter zu führen.

Die rechtlichen Verhältnisse meiner Anstellung kann ich nur aus der durch einen Bericht des Hrn. von der Tann veranlassten Vorstellung des ehemaligen Polizei-Ministers an den Großherzog und der darauf erfolgten höchsten Entschließung darthun. Diese Akten befinden sich gegenwärtig in dem Archive des hohen General-Gouvernements. Ich bitte daher Ew. Exzellenz ganz unterthänigst mir die Einsicht der bezeichneten schriftlichen Verhandlungen genädigst zu gestatten.

Ew. Exzellenz

unterthänigst gehorsamster

Dr. Ludwig Baruch

Polizei-Actuar.

Von dem ersten und zweiten Blatt ist ein Stück des Randes abgerissen und dadurch auch einzelne Silben am Ende einiger Zeilen auf der ersten und dritten Seite; die von mir ergänzten Stellen sind in eckige Klammern eingeschlossen.

Die erbetene Einsicht in die Akten wurde dem Petenten von dem General-Gouvernement des Großherzogtums Frankfurt abgeschlagen (3. Mai 1814), Bürgermeister und Rat der Stadt Frankfurt zum Bericht aufgefordert. Auf einen Brief des Senators Hofmann, daß Baruch nur provisorisch angestellt sei und das Gehalt aus den Bureaugeldern erhalten habe, seine Anstellung also keine stabile und die Stadt befugt sei, ihn zu entlassen, wird, da einstweilen eine Neuorganisation noch nicht im Werke sei, nur erklärt, daß Baruchs Vorstellung „unverständlich und intempestiv" und daher zu den Akten zu legen sei (30. Juni 1814).

Ein Jahr später, in der ersten Hälfte 1815, beschloß der Senat Baruchs Amtsentlassung. Dagegen wendete sich der Betroffene in folgendem Schreiben:

Hochpreislicher Senat!

Während ich, einer günstigen Entscheidung auf meine das Gesuch einer Besoldungszulage enthaltende gehorsamste Vorstellung,[1]) die ich vor mehreren Wochen überreicht hatte, vertrauungsvoll entgegensah, hatte ich den Schmerz zu erfahren, daß ein Hochpreislicher Senat meine Dienstentlassung beschlossen habe, indem der Herr Ober-Polizei-Rath Senator Hofmann, mit Hinweisung auf einen Hochverehrlichen Senatsbeschluß vom 9. Merz d. J. worin es heißt: „Ist dem Dr. Baruch zu eröffnen, daß man die Pensionirung desselben ebensowenig als die der übrigen Bureauisten anerkennen könne", mir ankündigte, daß hierunter meine Verabschiedung zu verstehen sei. Da mir nun zu gleicher Zeit bemerkt worden, wie der Zweifel an die Förmlichkeit meiner Anstellung jene Entschließung veranlaßt habe, so erlaube ich mir zuvörderst einem Hochpreislichen Senate das geschichtliche und rechtliche meiner Dienstverhältnisse gehorsamst zu erörtern.

Im Jahre 1811 wurde ich als Actuar bei der Polizei angestellt. So

[1]) Diese Vorstellung ist in den Akten nicht erhalten.

wie keiner der Polizei-Actuarien mit einem landesherrlichen Dekret versehen wurde, weil die Stabilität des Dienstes der Subalternen von dem Wohlverhalten derselben abhängen sollte, eben so verhielt es sich auch mit mir. Meine Gleichachtung mit den übrigen Actuarien beweist indessen die Gleichheit der Besoldungen und daß ich wie sie in dem mit obrigkeitlicher Sanction erschienenen Staatskalender vom Jahre 1812 und 1813 mit dem Charakter eines Actuars bemerkt bin. Die beiden Herren Polizeigerichts-Assessoren selbst sind ebenfalls nur mit Ministerial-Dekreturen über ihre Anstellung versehen.

Im Jahre 1812 wurden durch ein Großherzogliches Dekret 4 Actuar-Stellen — Actuariate, nicht Actuare — bestimmt und die Gehalte der Polizeibeamten festgesetzt. Dem Rechte folgend wurden die gesetzlich angeordneten Actuariatsstellen denjenigen Individuen übertragen, die schon früher als Actuare in Funktion waren. Ich mußte zu jener Zeit als der fünfte und als der zuletzt aufgenommene Actuar in der Art zurücktreten, daß ich eine Erledigung abzuwarten hatte.

Im Jahre 1813 starb einer der Actuare. Es hätte keiner besonderen Anregung und Bestimmung bedurft, um mich in die erledigte Stelle einrücken zu lassen, da Recht und Billigkeit dafür sprachen und ich schon in Function war. Gleichwohl wurde mir auf Antrag des Herrn Polizei-Ministers von dem Großherzoge selbst die erledigte Actuarstelle ausdrücklich übertragen. Auf diese Weise wurde ich in rechtlicher Beziehung den übrigen Actuaren gleichgestellt und trat dadurch in eines der landesherrlich bestätigten Actuariate ein, so daß ich vom Landesherrn selbst namentlich zum Actuar ernannt worden bin.

Wenn aus dieser meiner gehorsamsten Darstellung klar hervorgeht, daß auf die Förmlichkeit meiner Anstellung mit Grund nichts eingewendet werden könne, wenn ich in meinem Innern das Zeugnis trage, durch keinerlei Handlung oder Schuld Veranlassung gegeben zu haben, mir eine Stelle zu entziehen, welche ich seit 5 Jahren redlich begleite; wenn auch selbst die Nothwendigkeit einer Beschränkung des Polizei-Personals aus finanziellen Gründen nicht angeführt werden kann, da der Polizei-Etat zur nehmlichen Zeit, wo meine Dienstentlassung beschlossen worden, bedeutend erhöht worden ist und daher Ersparung meines Gehaltes unmöglich bezweckt worden seyn konnte; wenn eine Verminderung des Personals aus Gründen des Dienstes selbst einestheils eine rechtliche Anwendung auf mich nicht haben kann und andererseits jetzt um so weniger denkbar ist, als in dem dermaligen Augenblick die Geschäfte der Polizei statt vermindert eher vermehrt werden dürften und man gewiss genöthigt seyn würde, meine Stelle durch einen andern zu ersetzen; wenn endlich das Polizei-Amt provisorisch auf ein Jahr in seiner gegenwärtigen Einrichtung bestättigt worden ist, mithin durch meine fernere Beibehaltung im geringsten kein Eintrag geschehen würde; so bitte ich einen Hochpreislichen Senat ergebenst, mir meinen Dienst, der meine Lebsucht ausmacht, wenn auch nicht definitiv doch wenigstens provisorisch auf ein Jahr mit dem den Actuaren bewilligten Gehalt zu bestättigen und erneuere mein

gehorsamstes Gesuch um die Auszahlung der für das vergangene Jahr den übrigen Actuaren bewilligten Gratification. Sollte ich das Unglück haben, daß meine Verabschiedung gegen mich Schuldlosen unabänderlich verhängt wäre, so wird ein Hochpreislicher Senat meine rechtlichen Ansprüche auf Fortbezug meines Gehaltes als Pension gerechtest nicht verkennen.

Ich sehe einer geneigten Entscheidung um so vertrauungsvoller entgegen, da ich nicht einem Mitbürger in einer privatrechtlichen Forderung gegenüber, wo jedes Billigkeitsgefühl vor der Strenge und Form der Gesetze schweigen muß, sondern ein Unterthan zu seiner Obrigkeit redet und ich mich an den Edelmuth eines Hochpreislichen Senats vertrauungsvoll gewendet habe, der gewohnt ist, für das Glück jedes Bürgers besorgt zu seyn und in dessen Augen meine reine und tadellose Geschäftsführung nur größere Ansprüche erwarten muß als die lautsprechendsten Gründe des Rechts zu ertheilen vermögen.

Eines Hochpreislichen Senates

Unterthänigst-Gehorsamster
Dr. Baruch
Polizei-Actuar.

Die (undatierte)[1]) Bittschrift wurde im Senat am 1. Juli verlesen und beschlossen: Es wird dieses Ansuchen abgeschlagen.

So wenig wie das vorige, soll dieses Schreiben, das ja an sich verständlich ist, mit einem langen Kommentar begleitet werden. Auffällig sind in dem Schreiben nur einzelne Sprachfehler und einige merkwürdige Frankfurter Ausdrücke. Von jenen sei besonders hervorgehoben: Begleite, statt bekleide, und die unrichtige Konstruktion: Zweifel an die Förmlichkeit, statt an der. Unter den Provinzialismen sind zu erwähnen: das Wort Lebsucht = Nahrungsquelle, Lebensunterhalt, in diesem Sinne auch jetzt noch in Süddeutschland gebräuchlich. Ferner Förmlichkeit im Sinne von formell richtige, gesetzlich bestimmte. Gerade der letztere Gebrauch scheint eine Eigentümlichkeit Börnes zu sein, denn er ist in den Wörterbüchern nicht nachzuweisen. Trotz der brüsken Ablehnung versuchte der Petent noch einen Schritt. Er schrieb (wieder undatiert, Mitte Juli) folgendes:

Hochpreislicher Senat!

In meiner unterthänigsten Vorstellung vom 5. Apr. d. J. habe ich gebeten, mich bei meiner Stelle, der ich bisher mit Eifer und Fleiß zur Zufriedenheit meiner Obern vorgestanden habe, zu belassen. Auf den Fall aber, wo Ursachen und Gründe vorhanden seyn sollten (deren mir jedoch keine bekannt sind), aus welchen die Gewährung meines Gesuchs mir nicht gestattet werden wollte, setze ich zugleich meine Ansprüche auf die Fortbeziehung meines Gehalts als Pension umständlich auseinander. Ein HochEdler Rath hat durch den am 1. ds. M. gefassten Beschluß jenem Antrag nicht willfahrt. Ich habe daher meinen Gehalt als Pension zu gewärtigen und weiß darüber nichts weiteres hinzuzusetzen oder vorzutragen, als daß ich die zum besten der Staatsdiener des aufgelößten Großherzogthums Frankfurt von den hohen Alliirten

[1]) Nach der folgenden Bittschrift ist sie vom 5. April.

ausgesprochene allgemein bekannte beruhigende Versicherung des ungekränkten Fortgenusses des bisher bezogenen Gehalts ausdrücklich anrufe. Es kann nicht der geringste Zweifel obwalten, daß ich als Localdiener meinen Gehalt als Pension fernerhin aus der hiesigen Casse, woher ich solchen stäts empfangen habe fortzubeziehen befugt bin. Da jedoch meinen Gefühlen widerstrebt, in meinen Jahren, wo ich Lust und Fähigkeit zu arbeiten habe, eine Pension zu beziehen, so fühle ich mich verpflichtet, einem Hochpreislichen Senate meine schuldige Bereitwilligkeit zum Dienste in passenden Verhältnissen ehrerbietig zu erklären. Unter diesem Erbieten nehme ich mir die Freiheit, unterthänigst zu bitten, Ein Hochpreislicher Senat wolle geruhen, einem wohllöblichen Rechneiamte aufzugeben, mir meinen Gehalt forthin als Pension auszubezahlen.

Indem ich meine Rechte in letzter Form mir vorbehalte, verharre ich in schuldiger Verehrung

Eines Hochpreislichen Senates

Unterthänigst — Gehorsamster

Dr. Baruch.

Auch diese Bittschrift wurde „wiederholt" abgeschlagen (25. Juli), da der Supplikant nur provisorisch angestellt sei. Erst sieben Monate später richtete der in seinen Rechten Gekränkte eine zweite Bittschrift an die Kommission, und ließ, als beschlossen wurde, daß er einen rechtlichen Anspruch als Lokaldiener auf 400 fl. habe, während seine Anstellung mit 500 fl. Gehalt und 300 fl. Sportelgelder nur als provisorisch zu betrachten sei, am 18. April 1816 ein weiteres Schreiben folgen, um eine günstigere Entscheidung zu erlangen. Die Kommission beschloß jedoch (25. April) sich lediglich auf den früheren Beschluß zu beziehen und die Angelegenheit als Lokalsache der Stadt Frankfurt zu überweisen.

Demgemäß wandte sich der Petent an seine Vaterstadt (undatiert):

Hochpreislicher Senat!

Als einer derjenigen, die zufolge eingetretener politischen Ereignisse ihres Amtes verlustig geworden sind, hatte ich mich an die zu Gunsten der Staatsdiener des ehemaligen Großherzogthums Frankfurt angeordnete Commission gewendet und bei derselben meine rechtlichen Ansprüche auf Pensionirung geltend zu machen gesucht. Ich habe hierauf die hier anliegende Entscheidung erhalten, durch welche mir eine Pension von 400 fl. zuerkannt wird. Indem ich dieselbe einem Hochpreislichen Senate ehrfurchtsvoll und mit der Bitte überreiche, mir die Auszahlung der zugesprochenen Pension gnädig anweisen zu lassen, bemerke ich noch hierbei, daß mein Rückstand vom 1. Ap. 1815 anfängt und daß, da ich erst im Juli des genannten Jahres mein Verabschiedungsdekret erhalten und meine Stelle verlassen habe, mir noch ein Quartal, nach dem Betrage meiner damals bezogenen Besoldung von 800 fl. zu Gute steht.

Eines Hochpreislichen Senates

Unterthänigst — Gehorsamster

Dr. Baruch,

ehemaliger Polizei-Actuar.

Der Senat beschäftigte sich, nachdem er (8. Juni) die Sachen der engeren Deputation überwiesen hatte, mit der Sache. Die Deputation beschloß am 8. Juli, dem Petenten zwei Quartale Pension auszuzahlen, für die Nachbewilligung des Gehalts ihn zur Geduld zu verweisen, bis von der Ausgleichkommission Verfügungen getroffen seien; der Senat trat am 23. Juli dem Beschlusse bei.

Dr. Baruch, oder wie er seit 1818 hieß, Börne, bezog seine Pension viele Jahre hindurch. Weder die Zensurschwierigkeiten, die er als Redakteur der Zeitung der Freien Stadt Frankfurt 1819 zu bestehen hatte, und die ihm eine Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe eintrugen, noch die auf preußische Requisition erfolgte Verhaftung 1820, — er wurde aus der Haft entlassen, nachdem er seine Pension als Kaution gestellt hatte — änderte etwas an seinem Verhältnis zur Vaterstadt: er blieb ihr Pensionär nach wie vor. Er blieb es auch, nachdem er seinen Wohnsitz von Frankfurt nach Paris verlegt hatte, vielen als Feind des Vaterlandes galt und durch seine Schriften, namentlich durch die „Briefe aus Paris" großes Aergernis bei den „Gutgesinnten" erregt und manche Verfolgungen erduldet hatte. Vielleicht war dies Aergernis auch in den regierenden Kreisen Frankfurts erregt worden; dann läge darin die Ursache, daß man sich des langjährigen Pensionärs erinnerte und Schritte tat, um ihm die Pension abzujagen.

Am 7. Dezember 1831 beantragte das Frankfurter Polizeiamt, an dessen Spitze ein Senator stand, bei dem Senat: Da der Pensionär Börne bei den täglich sich mehrenden Geschäften der Polizei verwendet werden könnte, seiner Verwendung jetzt auch kein Hindernis mehr im Wege stände, da er zur christlichen Religion übergegangen sei, so möge man ihn auf Grund seiner Vorstellung vom 9. Juli 1815, nach der er sich bereit erklärt, weiter zu dienen, auf diplomatischem Wege auffordern, sich binnen sechs Wochen zu stellen und einstweilen die Auszahlung seines Gehaltes sistieren. Dieser Antrag wurde am 15. Dezember zum Beschluß erhoben. Er sollte dem Doktor Börne durch den Ministerresidenten Rumpf in Paris insinuiert werden. „Herr Senator von Heyden erklärte an diesem Beschlusse keinen Teil nehmen zu können." Die Insinuation erfolgte wirklich und die Bescheinigung darüber wurde am 12. Januar 1832 dem Polizeiamte übergeben.

Am 15. Februar 1832 reichte der Advokat Reinganum, der früher schon Börnes Rechtssachen geführt hatte, eine Bittschrift bei dem Senat ein, mit dem Antrage, dem Rechneiamte aufzugeben, die sistierte Pension auszuzahlen und am Anfange jedes Quartals mit der pünktlichen Zahlung der Pension fortzufahren. Der Advokat führte aus, daß Börne nicht die Pflicht gehabt habe, sich zu stellen, denn 1. sei das Frankfurter Polizeiamt nicht dasselbe, wie die frühere Oberpolizeidirektion, also gar nicht die Behörde, der es zukäme, ein solches Verlangen auszusprechen. 2. Börne habe überhaupt nicht die Verpflichtung sich in seiner früheren Kategorie verwenden zu lassen. Ganz abgesehen davon, daß er kränklich sei und daher seinem Amte überhaupt nicht mehr vorstehen könne, lege der Artikel 59 des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 nur denjenigen die Pflicht auf in ihr früheres Amt wiedereinzutreten, die ihr unverkürztes Gehalt weiter bezögen. Da aber Börne nur die Hälfte als Pension bekommen hätte und die Pension überhaupt kein Wartegeld, sondern nur eine Abfindung sei, so liege auch in der Erklärung Börnes vom Juli 1815 keine von ihm eingegangene Verpflichtung. Denn auch er habe sich nur in dem Falle zur Wiederübernahme seines Amtes bereitwillig gezeigt, wenn er sein volles Gehalt weiter bezogen hätte.

Ein direkter Beschluß auf diese Vorstellung liegt nicht vor; doch muß das Rechneiamt eine Frage bei dem Senat erhoben haben, wie es denn eigentlich mit der Auszahlung der Pension stände. Denn am 20. Dezember 1832, also ein volles Jahr nachdem die Sache vom Polizeiamte angeregt worden war, beschloß der Senat: „Beruht die angeregte Sistierung der Pensionsauszahlung auf sich, da diese nicht verfügt gewesen, es mithin keiner Verfügung dieserhalb bedarf“. Trotzdem muß der Senat die Sache weiter verfolgt und das Polizeiamt zu einer gutachtlichen Aeußerung aufgefordert haben, denn am 31. Januar 1833 berichtete der Deputierte zum Polizeiamte, Dr. Usener, an den Senat: Infolge seiner Kränklichkeit könnte Börne schwer verwendet werden, man müßte daher bald für einen Vikar sorgen; auch könnte er nur als Aktuar gebraucht werden, die vier Aktuarstellen indessen seien besetzt. Daher schlug er vor, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Das Schriftstück wurde am 12. Februar einer Senatsdeputation mit Zuziehung der Herren Syndiker zum Gutachten überwiesen. Nachdem das Rechneiamt am 26. Februar die Akten remittiert und bemerkt hatte: „Da hierorts von einem gegen den fraglichen Pensionsbezug erhobenen Anstande nichts bekannt ist, so zerfällt die Reklamation als auf einem Irrtum beruhend, in sich“, beschloß der engere Rat am 7. März, die Akten dem Senator Ihm, als dem ehemaligen Mitgliede der Ausgleichskommission, zu übergeben, mit dem Auftrage, ein Gutachten zu erstatten, unter welchen Bedingungen Börne als Pensionär übernommen worden, ob er verpflichtet sei, seine Stelle wieder zu übernehmen und im Weigerungsfalle seiner Pension verlustig gehe. Ihm erstattete am 24. März sein Gutachten des Inhalts: „daß es keineswegs angemessen sein möchte den Dr. Börne anjetzt noch als aktiven Staatsdiener in Anspruch zu nehmen“. Auch damit wollte sich der Senat nicht beruhigen. Am 25. April wurde eine Senatsdeputation unter Zuziehung der Herren Syndiker zu einem neuen Gutachten aufgefordert, aber ein solches, wie es scheint, nicht erstattet, die Sache wurde wohl einfach stillschweigend begraben, da man bemerkt hatte, daß die von der Polizei gemachte Anregung auf unfruchtbaren Boden gefallen war.

Von diesem Satyrspiel nach der Hauptaktion war bisher wenig bekannt; die Börnebiographien erwähnen es gar nicht, oder nur ganz kurz. Nur Börne selbst hat einmal davon gesprochen. Im 66. seiner Pariser Briefe vom 4. Januar 1832 macht er sich weidlich lustig über die ihm zugegangene Insinuation und deren Stil. Aber auf die Fortsetzung der Angelegenheit kam er nicht zurück. Und doch muß er von der Entwicklung der Sache gehört haben, denn seine Pension bekam er wieder ausgezahlt und der Advokat Reinganum, wie dessen Kreise, waren gewiß genügend über das informiert, was im Senate vorging. Allerdings hören die Pariser Briefe schon in den ersten Monaten des Jahres 1833 auf, so daß die eigentliche Schlußentwicklung noch nicht berichtet werden konnte. Aber merkwürdig bleibt es, daß Börne fast ein ganzes Jahr mit keinem Worte auf die Pensionssache zurückkam. Die Partei der Vernünftigen, deren Führer jener Senator von Heyden war, der von Anfang an nicht mitmachen wollte, obsiegte glücklicherweise und bewahrte den Frankfurter Senat vor einem Schritte, der ihn gar zu lächerlich gemacht haben würde.

Theater und Musik.

Eine neue Harmonielehre.

Harmonielehre von Rudolf Louis und Ludwig Thuille.
Stuttgart, Karl Grüninger, 1907.

Das im Oktoberheft der „Süddeutschen Monatshefte" durch Rudolf Louis' Artikel „Unsere Harmonielehre" als demnächst erscheinend signalisierte Buch liegt nunmehr als ein stattlicher Band von ca. 400 Seiten vor. Bedauerlicherweise traf gleichzeitig mit seinem Erscheinen die Nachricht von dem frühen Tode des einen der beiden Verfasser, des allbeliebten und geschätzten Ludwig Thuille ein. Wie groß der Anteil des älteren aber erst an zweiter Stelle auf dem Titel genannten mehr als Tonsetzer und Lehrer bekannten Thuille ist, weiß ich nicht; jedenfalls kann aber sein Hinscheiden mich nicht abhalten, die der Redaktion zugesagte Beurteilung des Werkes schon jetzt zu geben.

So sei denn zunächst kurz und bündig konstatiert, daß diese neue Harmonielehre ohne allen Zweifel eine der interessantesten Erscheinungen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Musiktheorie ist: vornehm wie in der Ausstattung so auch in der inneren Ausgestaltung, planvoll angelegt und konsequent durchgeführt. Mit veralteten durch die Praxis der besten Meister nicht nur der Gegenwart sondern bereits der großen Periode der deutschen Klassiker seit Bach unhaltbar gewordenen Regeln, wie sie nichtsdestoweniger die Mehrzahl auch der neueren Harmonielehrbücher füllen, ist reine Bahn gemacht und doch nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, d. h. nicht der blinden Willkür Tür und Tor geöffnet, sondern vielmehr die innere Logik der Stimmführung und Harmoniebewegung zum leitenden Prinzip erhoben und an die Stelle autoritativen Verbietens und Erlaubens mit Recht besonnenes Erwägen und Untersuchen und systematisches Erklären gesetzt. Nicht schulmeisterliche Vorschriften, sondern den heutigen Standpunkt der Erkenntnis der immanenten Gesetze alles Kunstschaffens vermittelnde analytische Betrachtungen, zum Teil mit Zugrundelegung sorgfältig ausgewählter Beispiele aus den allerneuesten Werken von Richard Wagner, Franz Liszt, Anton Bruckner, Richard Strauß, Max Schillings, Ernst Böhe, Emanuel Chabrier, Ludwig Thuille usw. bilden den wertvollen Inhalt des Werks. Die praktischen Anweisungen für die Führung der Stimmen im vierstimmigen Satze, insbesondere auch für die Verdoppelungen der einzelnen Bestandteile der Harmonie sind durchaus einwandfrei, desgleichen ist die prinzipielle Freigabe der vielberedeten „verdeckten" Oktaven- und Quintenfolgen bedingungslos gut zu heißen, weil der Praxis der Komponisten entsprechend. Vielleicht wird sogar mancher die Indulgenz gegenüber wirklichen Quintenparallelen (in besonderen Fällen) zu weit gehend finden und andrerseits an der Einführung des Verbots von Oktaven- und Quintenfolgen in Gegenbewegung — Antiparallelen — (die nur für Schlüsse zugelassen werden) Anstoß nehmen. Die Zurückführung des gesamten harmonischen Wesens auf das Prinzip der Tonalität und die drei tonalen Funktionen Tonika, Dominante und Subdominante, in deren Verschiebung das Wesen der Modulation beruht, die Freimachung des Blickes für die Unterscheidung von Hauptformen und mehr zufälligen Nebengebilden, wie sie besonders durch figurative Wechselnoten entstehen, die Lehre von der Stellvertretung der drei Hauptfunktionen durch scheinkonsonante Neben-

harmonien, desgleichen die Unterscheidung der für die Funktionen der Harmonie charakteristischen dissonanten Zusatztöne von den mehr zufälligen sich durch Wechselnoten, Vorhalte, Antizipationen und Alterierungen ergebenden Dissonanzen, die ausführliche Berücksichtigung der Chromatik und Enharmonik — das alles sind Dinge, welche diese neue Harmonielehre sehr scharf von den sonst gang und gäben Handbüchern für den Theorieunterricht unterscheiden.

Dabei wird es zweifellos als ein besonderer Vorzug des Buches empfunden werden, daß dasselbe die gute alte Generalbaßbezifferung konserviert und nur wo diese versagt, Gottfried Webers nun auch seit beinahe hundert Jahren akkreditierte Bezeichnung der Akkorde nach den Stufen der Skala heranzieht. Auch hat der Lehrgang dadurch etwas zielbewußtes und liebe alte Gewöhnungen respektierendes, daß systematisch alle auf den einzelnen Stufen der Skala konstruierten Dreiklangs- und Septimenakkordgebilde der Reihe nach untersucht und nach ihrem Stellvertretungsverhältnis zu den drei tonalen Funktionen Tonika, Dominante und Subdominante bestimmt werden. Kurz, der Fortschritt gegenüber den Sechter, Richter, Bußler, Jadassohn e tutti quanti ist ein ganz unleugbarer und auf jeder Seite des Werks hervortretender und überzeugender. Auch an guten Uebungsbeispielen ist kein Mangel und besonders anzuerkennen, daß dieselben nicht von dem zugehörigen, erläuternden Texte getrennt, sondern in die einzelnen Paragraphen eingefügt sind. Es werden daher auch die alleranspruchsvollsten, fortgeschrittensten Lehrer das Buch mit lebhaftem Interesse in die Hand nehmen, mit andauernder Zustimmung lesen und befriedigt weglegen. Das werden sogar auch diejenigen tun, denen das Buch nichts eigentlich neues bietet, sondern längst vertrautes nur in einer ihnen ebenfalls nicht ganz ungeläufigen Fassung, also auch allen denen, welche etwa die nähere Bekanntschaft meiner Bücher gemacht haben. Allerdings werden diese wohl zur bequemeren Kontrolle und Erleichterung des Verständnisses öfter die Erklärungen, welche das Buch gibt, in die ihnen geläufigen kurzen Formeln umsetzen, besonders auf dem Gebiete der Mollharmonik, wo die Erklärungen und Motivierungen manchmal etwas weit ausholen müssen, um das zu sagen, was sie wollen.

Das ist aber doch ein in hohem Grade anerkennenswertes Ergebnis. Die Verfasser haben das ganz gewiß nicht leichte Kunststück fertig gebracht, die positiven Resultate meiner theoretischen Schriften einer durchaus brauchbaren, handlichen Harmonielehre einzuverleiben, ohne sich dabei derjenigen Darstellungsmittel bedienen, durch welche meine Harmonielehrbücher so manchem „unvoreingenommenen Musiker" unannehmbar werden (Louis, „Unsere Harmonielehre" S. 433). Daß aber meine „Resultate" doch wohl nicht wirklich „für die Praxis zum größten Teile unbrauchbar sind" (das. S. 433), beweisen die Bemühungen der Verfasser, dieselben in solcher landläufigeren Form zu vermitteln. Diese Resultate sind zwar gerade in meinen ersten, von Louis allein genannten Schriften („Musikalische Logik" 1873, Skizze einer neuen Methode der Harmonielehre 1880 — dazwischen fehlt „Musikalische Syntaxis" 1877) noch nicht mit voller Bestimmtheit entwickelt, wohl aber in den späteren seit der „Vereinfachten Harmonielehre oder Lehre von den tonalen Funktionen" (1893), welche den Verfassern, wie ich sehe, zum mindesten ebensogut bekannt sind.

Ich freue mich also, konstatieren zu können, daß die mit so vielverheißenden Versprechungen angekündigte neue Harmonielehre durchaus auf dem Boden meiner Anschauungen steht und bis auf wenige belanglose Kleinigkeiten ver-

sicht, was ich aufgestellt habe. Da ich es stets abgelehnt habe, bei meinen theoretischen Ausführungen und praktischen Anweisungen von der Form der Darstellung abzugehen, welche ich seit Beginn meiner schriftstellerischen Tätigkeit vor 35 Jahren angewandt und in all dieser Zeit beim Unterricht einer sehr großen Zahl von Schülern praktisch erprobt habe, so kann es mir nur lieb sein, wenn von anderer Seite aus eine solche Propaganda für mein System und meine Methode gemacht wird, welche das Vehikel ihrer Mitteilung durch ein anderes, ruheliebende Leute nicht aufregendes ersetzt. Denn was ist der Kern meines Systems? Die Lehre von den tonalen Funktionen der Harmonie, welche das Buch von Louis und Thuille dermaßen in extenso reproduziert, daß man eigentlich nicht recht begreift, weshalb nicht auch die so bequem abkürzenden Zeichen T für Tonika, D für Dominante u. S für Subdominante zur Anwendung gebracht sind, womit viel Raum erspart worden wäre. Was ist der Kern meiner Methode? Die Ableitung der Gesetze für die Stimmführung, besonders die Verdoppelungen gewisser Töne, aus den tonalen Funktionen. Auch diese finde ich bis ins kleinste Detail getreu konserviert, sodaß es geradezu als sonderbar auffällt, daß für die normale Entfernung der drei Oberstimmen in vierstimmigem Satze die Grenzen gegenüber meinen Normierungen etwas erweitert werden, nämlich mit der Dezime als Maximalabstand, während ich für Diskant-Alt die Oktave als größte Entfernung aufstelle und für Alt-Tenor auch diese nur als gut anerkenne, wenn Baß und Tenor eng zusammenliegen (in Terzabstand, in tiefer Lage auch Quartenabstand). Selbstverständlich — wie ich wiederholt ausgeführt — haben aber diese Begrenzungen überhaupt nur den Zweck, den Sinn für chormäßige Verschmelzung der vier Stimmen zu entwickeln, und treten sofort außer Kraft, wo einzelne Stimmen solistisch behandelt werden oder die Vierstimmigkeit sich in eine doppelte Zweistimmigkeit zerlegt, wie so oft in Beethovenschen Quartetten; da aber wird auch die Dezime eine willkürliche Beschränkung. Merkwürdigerweise halten nun aber sämtliche Satzmodelle des Buches die von mir normierte Maximalentfernung streng ein, nur S. 79 Nr. 82 das vierte Beispiel zeigt Alt und Tenor in Oktavabstand, bei Quintabstand des Tenor vom Baß in ziemlich hoher Lage (f c^1 c^2 a^3), und fällt daher zwischen den andern durch leeren, hohlen Klang auf, der meine Regel bestätigt.

Bei der sehr großen Abhängigkeit des Buches von meinen Arbeiten durfte ich wohl erwarten, daß die Vorrede auf mich Bezug genommen hätte oder doch im Text selbst darauf hingewiesen würde, daß die Methode die meinige ist. Das ist aber nur bezüglich der Antiparallelen (S. 18) geschehen. Kein Wort verrät z. B., daß die gesamte Stellvertretungslehre der Nebenharmonien für die Hauptharmonie mit samt den sich aus ihr ergebenden veränderten Regelstellungen für das Verdoppelungswesen von mir herrührt. Das ganze Buch ist aber durchsetzt mit Termini technici, die von mir stammen, ohne daß das gesagt wird. Statt dessen finde ich hie und da die Wendung „Man hat" (statt Riemann hat). Doch sei auch das verziehen — vielleicht geschah es im Interesse der Sache, um nicht durch zu häufige Nennung meines vielen Leuten odiösen Namens den Erfolg der Methode zu gefährden. Nicht ganz fair ist es aber unter diesen Umständen, daß der Einführungsaufsatz Louis' mich als quantité négligeable, als abgetane Größe behandelt (S. 434 „Er wäre zweifellos die geeignete Persönlichkeit gewesen") und mich für einen „einseitig spekulativ veranlagten Kopf" erklärt mit „unseliger Leidenschaft zu gedanklichem Konstruieren, Vorliebe für voreiliges Verallgemeinern und Analogisieren, Ueberwuchern des subjektiven Faktors beim Theoretisieren und Mangel

an Ehrfurcht vor den Tatsachen". Sogar der Ausdruck „Fälschung der Tatsachen" fällt zweimal (S. 435 und im Buche selbst S. VII). Von den sechs Nennungen meines Namens im Buche sind drei darauf angelegt, mich lächerlich zu machen (S. 46, 371, 376). Damit hat es zwar keine Gefahr; es verdient aber doch, angemerkt zu werden.

Daß diese Harmonielehre, die nicht nur eine praktische, sondern auch eine theoretische sein will (Vorwort S. V), mit keinem Worte des Umstandes erwähnt, daß die Mollkonsonanz von der Mehrzahl der bedeutendsten Theoretiker der letzten 350 Jahre in einem der Durkonsonanz gegensätzlichen Sinne gedeutet wird, ist doch sehr verwunderlich. Aus der Darstellung des Einführungsaufsatzes (S. 433) ist nur zu schließen, daß Moritz Hauptmann 1853 den harmonischen Dualismus mit erfunden hat, nicht aber, daß die gesamte Musiktheorie des Altertums ebenso einseitig auf der Mollauffassung beruhte wie die Generalbaßlehre nur auf der Durauffassung, daß die arabische Messeltheorie des 14. Jahrhunderts die Konsonanzenlehre an der Untertonreihe demonstriert und daß seit Zarlino (1558) der harmonische Dualismus überhaupt nicht wieder aufgehört hat, eine erste Rolle in der Theorie der Harmonik zu spielen (Salinas 1577, Cartesius 1615, Mersenne 1636, Rameau [1722 Feind des Dualismus, aber bereits 1737 bekehrt!], Levens 1743, Serre 1753, Tartini 1754, Blainville 1765, Jamard 1769, Valloti 1779, Goethe [im Briefwechsel mit Zelter, wo er auf die „theoretischen Hausen" schimpft, welche den Mollakord nicht besser zu erklären wissen, denn als einen verdorbenen Durakkord]). Wie starke Wurzeln aber die Ueberzeugung von der gegensätzlichen Natur der Dur- und Mollkonsonanz in der Gegenwart geschlagen, das scheint Herr Dr. Louis ebensowenig zu wissen wie etwa Herr Georg Capellen.

Nun — und welche sind denn die Tatsachen, vor denen ich Ehrfurcht vermissen lasse, die „Fälschungen der Natur", welche mir vorgeworfen werden? Das steht wieder nicht im Buche selbst, sondern nur in Louis' Einführungsartikel (S. 434): „Denn es steht (dem Dualismus bezw. der „Mollauffassung") die elementare tonpsychologische Tatsache entgegen, daß wir alle Harmonie sozusagen von unten nach oben hören ... die Mollauffassung ist ein Phantasiegebilde, das in Wirklichkeit gar nicht existiert und niemals faktisch gehört wird."

Diesem Kapitalsatze, mit dem die ganze Opposition gegen die neue Bezifferung in nichts zerfällt, setze ich die einfache Behauptung entgegen: „Nur ein im Generalbaßsystem erzogener Schüler kann überhaupt auf die sonderbare Idee kommen, daß man Harmonien von unten hinauf höre. Tatsächlich hören wir weder von unten hinauf noch von oben herunter, vielmehr sind die Akkorde, wie S. 7 des Buches sehr richtig ausgeführt wird, in der mehrstimmigen Musik überhaupt gar nicht isolierte Einzelfakta, sondern „Produkte aus dem Gang und Zusammentreffen der einzelnen Stimmen". „Die Auffassung der Akkorde als fertig gegebener Komplexe" ist vielmehr „eine bloße Abstraktion, ja im Grunde genommen sogar eine Fiktion". Ich füge dem nur noch hinzu, daß der „unvoreingenommene" Hörer ohne alle Widerrede nicht den Baß primär hört und die anderen Stimmen darüber (also von unten nach oben), sondern vielmehr die Oberstimmen primär und die anderen Stimmen darunter!

Da mir der Einführungsauffatz Louis' s. Z. sofort direkt zugesandt und eine Besprechung des Buches durch mich seitens der Redaktion gewünscht wurde, auch Herr Dr. Louis dieserhalb mir noch persönlich schrieb, so wird man, denke

ich, billigen, daß ich die Erwiderung auf den Artikel mit der Besprechung des Buches hier vereinigt habe. Ich überlasse es andern Fachkritikern, festzustellen, ob ich in der Betonung der Abhängigkeit des Werks von mir zu weit gegangen bin oder nicht.

Leipzig. Hugo Riemann.

Die Zustände am Münchener Hoftheater.

Im Januar ist der alte Freiherr von Perfall gestorben. Von Richard Wagners Münchener Jahren bis 1893 war er Intendant der Hofbühnen und der Hofmusik gewesen. Er stammte aus einer sehr alten bayerischen Adelsfamilie, die am Ammersee begütert ist, war königlicher Kämmerer und verstand bereits etwas von seinem Beruf, als er dareingestellt wurde. Mit zäher Energie, dabei immer guten Formen hob er das künstlerische Ansehen seiner Bühne. Daß dem münchnerisch-gemütlichen, zum Patriarchalisch-Konservativen neigenden Herrn gerade der Tristan oder später Henrik Ibsens beste Dramen zur Zeit ihres ersten Erscheinens besonders entsprochen hätten — wer will das glauben? Herr von Perfall war aber Künstler und Geschäftsmann genug, als Förderer zu erscheinen, wo kaltes Ablehnen oder gar störrischer Widerstand gegen das Neue dem Ansehen der Hofbühne oder dem eigenen Prestige geschadet hätte. Herr von Perfall war auch Künstler und Geschäftsmann genug, um sich in Oper und Schauspiel ein Ensemble heranzuziehen und zu erhalten, das seinerzeit unbestrittenen Ruhms sich erfreute.

Wir sprachen von: Künstler und Geschäftsmann. Herr von Speidel, Perfalls derzeit amtierender Nachfolger wird beides nie und nimmermehr. Seit dem 1. Januar 1907 ist er Generalintendant des Hoftheaters und der Hofmusik. Der alte Herr von Perfall (dem man sein letztes Lebensquartal im Amte schon hätte gönnen dürfen, denn er war geistig heuer nicht minder frisch, als vor fünf oder zehn Jahren) wurde in den Ruhestand versetzt und Herr von Speidel wurde — was Possart als Trost in Abschiedstränen serviert wurde — Generalintendant. Herr von Speidel wurde aber auch — was Possart, nach dem kluge Theaterleute sich zurückzusehnen anfangen, nie erreichen sollte — Excellenz.

Es ist wirklich rätselhaft, wie es immer noch vorkommen kann, daß sonst ganz normale Leute Auszeichnungen und Titel als Belohnung von Verdiensten ansehen.

Wenn Excellenz von Speidel einmal in den Ruhestand treten wird, so muß man von ihm sagen: Er hatte den besten Willen, aber er verstand gar nichts von seinem Geschäft, er verstand gar nichts von der Kunst, das psychologisch so unmögliche Theatervolk an sich heranzuziehen, er verstand gar nichts von der Kunst, große Künstler mit großen Aufgaben zu betrauen, die verantwortlichen Leiter im Zaum zu halten, ein gutes Ensemble zu fesseln. Außerdem: er verstand auch gar nichts von der K u n s t, der er . . . neue Wege zu weisen berufen worden war.

Es ist nun schrecklich mit den Leuten, die nichts haben als den guten Willen. Solche Leute glauben gern, man könne sich nur über Subjekte ärgern, die silberne Löffel stehlen. Daß man sich ärgern kann über den anscheinend rettungslosen Untergang einer großen künstlerischen Tradition infolge der künstlerischen Unfähigkeit des verantwortlichen Leiters und infolge der unver-

antwortlichen Leistungen fähiger Künstler: das begreifen sie wohl nicht. Excellenz von Speidel weiß nichts von der Tradition des Münchener Hoftheaters, kann wohl auch nichts davon wissen. Da er selbst nun gar kein Künstler ist und das Wesen des Theaters kaum je erfassen wird — denn „man hat es oder hat es nicht"; erlernen läßt es sich nicht — stützt er sich auf seinen dilettantischen Eigensinn oder seine künstlerischen Berater.

Man muß es offen sagen: Excellenz von Speidel ist übel beraten. Er hat als musikalischen Leiter der Oper den größten Orchesterdirigenten unserer Zeit: Felix Mottl, und er hat als Leiter des Schauspiels zwei neue Regisseure, von denen der eine nichts vom Komödiespielen, der andere noch nicht viel von den Aufgaben der Regie versteht: Herr Runge ist Dramaturg und in allem Praktisch-Technischen höchst harmlos — vergl. Hebbels Herodes und Mariamne oder Grillparzers Traum ein Leben; das Schlimmste war der neueinstudierte „Prinz von Homburg". Und der Regisseur Herr Albert Heine ist ein sehr interessanter Schauspieler. Aber ach! ein Schauspieler nur. Es müßte denn sein, daß die gelungene Inszenierung von Ibsens „Klein Eyolf" ihn auch als künftigen Regisseur hingestellt hat; man muß noch abwarten. Vorläufig kann nur mit Bedauern wiederholt werden: Das Hofschauspiel ist und bleibt ausgeschaltet. Es ist seit Possarts Abgang fast nichts besser, einiges schlechter geworden. Vor allem fehlt es an jeder literarischen Initiative. Keine einzige kühne Tat, kein einziger interessanter Durchfall. Dieser Niedergang des Hofschauspiels, der sich in seinen ersten Phasen am erlahmenden Interesse des Publikums erwies, hat jetzt seinen vernichtend schlagenden Ausdruck gefunden: Die Vorstellungen des Husarenfiebers, dieses wirklich ganz unglaublich schlechten und witzlosen Stückes, sind regelmäßig ausverkauft. Ibsen-Aufführungen sehen immer ein leeres Haus.

Wir wollen also vom Schauspiel nicht mehr reden. Bleibt die H o f o p e r. Die Münchener Oper ist auf einem Niveau angelangt, dessen Tiefstand Exzellenz von Speidel kaum wird ermessen können. Er hört es ja täglich: Alles geht wunderschön, und was nicht wunderschön ist, daran ist Herr von Possart schuld. An jedem sinnlosen Gastspiel, an jeder Beurlaubung von Mottl bis zu Koppe, an jedem Unglück ist Herr von Possart schuld. Daran, daß die besten Stützen des Ensembles fort sind oder gehen, ist Herr von Possart schuld. Daran, daß neuengagierte Kräfte ihre Stimme verloren haben oder sonst nichts taugen, ist Herr von Possart schuld. Im übrigen geht alles wunderschön. Der Nachfolger Possarts hört und glaubt es.

J'accuse: Felix Mottl, daß er am Rückgang der Leistungen unserer Oper mitschuldig ist. Verschiedene Herren in verschiedenen Bureaux, die da meinen, kleinliche Ersparnisse seien gleich Einnahmen. Die Preßkritik, weil ein Teil von ihr aus diesen und jenen, zum Teil wohl geschäftlichen Gründen die traurigen und unhaltbaren Zustände am Hoftheater beschönigt oder nicht zu erkennen scheint.

Felix Mottl — was München an ihm hat, weiß jedes Kind Er ist allerdings nicht mehr so frisch, so elastisch, so innerlich gesund, wie in jungen Karlsruher und Bayreuther Tagen. Aber wenn er sich ans Pult setzt, bringt er aus seinem Orchester wundervolle Leistungen heraus. Das i s t umso rühmenswerter, weil unser Orchester in keiner Weise mehr mit dem Berliner, Wiener, Dresdener Hoforchester zu vergleichen ist, vielmehr qualitativ ganz beträchtlich gelitten hat. — Felix Mottl als Orchesterdirigent ist unbestritten noch das Erfreulichste an der Oper. Weniger erfreulich ist Felix Mottl als Opernleiter. Dem Namen nach ist der Generalmusikdirektor nicht Opern-

direktor, aber es steht fest, daß er Herr wäre, wenn er es sein wollte. Er will aber nicht. Seine Aufgabe ist ihm über den Kopf gewachsen. Musizieren — gern; aber Organisieren, Aufbauen, Schaffen — dazu ist Felix Mottl nicht oder nicht mehr der Mann. Eine sehr echt wienerische Leichtigkeit, sich mit ärgerlichen komplizierten Situationen verhältnismäßig behaglich abzufinden, war ihm immer eigen. Ein beneidenswertes Geschick, schwierige und undankbare Aufgaben als unausführbar abzulehnen, und die Gabe, Dinge für unabänderlich zu halten, die vielleicht doch — abänderlich wären, alles dies macht Felix Mottl aus. Er ist kein harter Arbeiter, wie etwa Gustav Mahler. Undankbare Aufgaben reizen ihn nicht, und eigentliche Kleinarbeit macht ihm keine Freude. Wie könnte es auch anders sein? Felix Mottl ist Generalmusikdirektor der Hofoper. Daneben Dirigent der zehn großen Akademie-Konzerte, daneben Dirigent der großen Konzerte des vereinigten Lehrergesangvereins und Lehrerinnen-Singchors, daneben Dirigent der Konzerte des Porgesvereins und Orchestervereins, daneben künstlerischer Direktor der Akademie der Tonkunst, daneben Lehrer für Orchesterdirektion an der Akademie der Tonkunst. Und nebenbei reist Felix Mottl zwischen Oktober und März achtmal nach Wien, um seine geliebten Philharmoniker anzuführen.

Es ist einfach unmöglich, daß ein Mann alles dies gut machen könnte. Es ist auch klar, daß die bedenkliche Zersplitterung, die Felix Mottls gegenwärtige Arbeit charakterisiert, vor allem dem Institut schadet, das seiner am meisten bedarf: der Oper.

Unserer Oper fehlt es an zwei Dingen: erstens an einem gleichmäßigen, stabilen und künstlerisch wertvollen Repertoire, und zweitens an der Möglichkeit der Heranbildung junger Kräfte. Soweit bei einem Repertoire Premieren in Betracht kommen, redet die Münchener Oper schon seit Jahren nicht mehr mit. In der Zeit vom 15. September bis April: Flauto solo von d'Albert, Salome von Strauß, Das Christelflein von Hans Pfitzner. Neueinstudiert wurden Flotows Martha (überflüssigerweise), Die Hugenotten (bei der Trostlosigkeit der Ausstattung gleichfalls überflüssigerweise), Lohengrin und Rienzi. Die Vorbereitungen zu Lohengrin waren, soweit nicht der gefürchtete „Wiener Urlaub" sie unterbrach, so intensiv, daß das Repertoire schon wochenlang vollkommen brach lag, was in Wien, Berlin und Dresden ganz undenkbar wäre. Dann — ja dann gab es je eine Aufführung der beiden Werke unter Mottls glänzender Leitung. „Die" Aufführung des Lohengrin fand statt am 13. Februar. Sie hat in fünf Wochen (bis 21. März) keine Wiederholung gesehen. Der Rienzi wurde am 5. März gegeben; er schlummerte dann drei Wochen. Uns gehen die Abonnenten nichts an; aber künstlerisch ist doch absurd, neu einstudierte Werke wochenlang liegen zu lassen. In der Zwischenzeit wird bekanntlich alles wieder vergessen.

Es ist nicht leicht, zu sagen, daß Ernst von Possart auch hieran schuld sei, Ernst von Possart ist auch nicht daran schuld, daß Frl. Faßbender. um deren enormes Talent es jammerschade ist, ihre Stimme beinahe verloren hatte und als Heroine derzeit nicht in Betracht kommt. Seit Frau Senger-Bettaque ausgeschieden ist (ihre Entlassung war ein Fehler), haben wir keine erste dramatische Sängerin. Seit Dezember 1906 singt Frl. Faßbender nach halbjähriger Pause wieder: Morgiana, Beatrice, erste Dame, Santuzza. Aber Isolde, Brünnhilde, Ortrud, Fidelio singt Frl. Faßbender noch nicht; für diese Partien ist die Künstlerin nur engagiert. Das macht der General-Intendanz und Musikdirektion nicht viel Kummer. Um die Stimme zu „schonen" — o, ihr gnädigen Götter — muß die Dame hochliegende lyrische Sopranpartien singen.

Noch eine andere Primadonna ist da: Frl. Fay, eine talentvolle Amerikanerin von fürstlichen Allüren. Sie singt, wenn es ihr paßt, aber meistens paßt es ihr nicht, zu singen. Wenn sie mit einer neuen Partie „betraut" ist, wird sie (das ist natürlich das Verkehrteste, was man anfangen kann) wochenlang sonst nicht beschäftigt. Dabei sind die Leistungen noch ganz unzulänglich. Wer ist denn eigentlich dazu da, diese schöne stimmliche Begabung zu fördern? Hier würde sich's reichlich lohnen, und die viel besprochene Ausnahmestellung der hoheitvollen Anfängerin würde zweifellos mit der Zeit sachlich berechtigt werden.

Im übrigen wimmelt es — wenn man von den wenigen alterprobten Kräften aus der Aera Possart: Knote, Feinhals, Bender, Brodersen, Geis, Frau Bosetti, Frau Preuse absieht — von jungen Kräften. Hier erweist sich die geniale organisatorische Veranlagung der Leitung am allerschönsten. Wir reden nicht davon, daß das ganze Gewimmel unbrauchbar ist: man hat jetzt — aus Ersparnisgründen — Elevinnen und Eleven engagiert, die ohne feste Bezüge angestellt sind und für zehn Mark pro Abend zu singen haben. Es ist für das Publikum nicht schön, daß diese Eleven nichts leisten, es ist aber abscheulich, daß ein königliches Institut junge Mädchen ohne Gage verpflichtet, hin und wieder auftreten läßt, sich um ihre Weiterbildung (wenigstens im Theater) nicht im mindesten kümmert und die jungen Dinger allerlei Gefahren aussetzt. Wenn schon die General-Intendanz von der Kunst nicht viel hält, so sollte sie doch wenigstens nicht soziale Pflichten gröblich vernachlässigen.

Auch bei den Urlaubs-Kalamitäten halten wir uns nicht auf: es ist genau die gleiche Sache, wie unter Possart. Nur war damals die Verteilung vernünftig, während man jetzt erleben kann, daß gleichzeitig die drei Baritonisten und gleichzeitig die zwei lyrischen Tenöre beurlaubt sind. Der Gedanke, München liege in einer weiten Wüste und sei von Augsburg und Nürnberg nicht in ein paar Stunden zu erreichen, ist unter diesen Umständen gar nicht auszudenken. Wenn Knote nicht auf seinen Conriedischen Urlaub verzichtet hätte, wäre es auch mit Rienzi und Lohengrin nichts gewesen.

Dann wäre Flauto solo geblieben und Salome. Beide Werke sind zur Zeit schon wieder beinahe verschollen, obwohl eine Sängerin da ist, die seit Monaten nur, nur die Salome singt, und obwohl in Felix Mottls Abwesenheit sein Vertreter am Pult des Amtes walten könnte: Es ist Herr Cortolezis, ein begabter Partiturspieler. Eines Tages war er als Kapellmeister engagiert. Er ist aus Niederbayern und hatte in Regensburg keine Erfolge erzielt. Niemand hatte ihn gewünscht, aber er war da. Es hieß, er solle die feinen, kleinen Vorarbeiten für den viel abwesenden Generalmusikdirektor leisten: Also gerade das, wobei ein erfahrener, bedeutender Künstler am allernotwendigsten ist in dieser Zeit der heruntergekommenen Gesangstechnik und Vortragskunst — das sollte der Anfänger machen. Felix Mottl übergab ihm auch dauernd die Leitung der Salome, als er selbst des Werkes satt und des Streitens mit Richard Strauß müde war. Die Kritik lobte die Leistung des Herrn Cortolezis als Salome-Dirigenten sehr warm, mußte aber bekennen, daß er als musikalischer Leiter der Gesangsstücke in Robert und Bertram und des eingelegten Walzers Ballsirenen aus der Operette „Die lustige Witwe" völlig versagte. Die Kritik beanstandete übrigens auch die Ueberweisung der Salome an Cortelezis anstatt etwa an Röhr. Da kam die Kritik aber an den Rechten: Die General-Intendanz schrieb dem betr. Blatte einen Brief, in dem ganz genau und sehr deutlich auseinandergesetzt wurde, daß Generalmusikdirektor Felix Mottl die Leitung deshalb abgegeben habe, weil an dem betreffenden Abend ein Nürnberger Gast den Herodes sang, der bereits Herrn Cortolezis kannte und der sich mit dem Herrn Generalmusikdirektor natürlich zu schwer getan hätte.

Dieses ist nicht übertrieben. So hat die Generalintendanz ihren Generalmusikdirektor in Schutz nehmen wollen. Ists ein Wunder, daß innerhalb und außerhalb des Theaters gelacht wird über die neue Aera?

Aber jetzt ists genug der Einzelheiten. Es sollte bewiesen werden, daß die Zustände an der Münchener Oper von Monat zu Monat trauriger, unmöglicher werden. Von den vielen Versprechungen ist nichts gehalten worden; von der verheißenen Konsolidierung des Ensembles ist keine Rede. Im Gegenteil: ein fortwährendes Kommen und Gehen, Kündigen, Urlaub und Unlust, eine Primadonnenwirtschaft ohne Primadonna — und dabei eine Preßkritik, die gelegentlich acht- und verständnislos an den sichtbaren Zeichen des Verfalls vorbeisieht und alles schön findet, was ein wenig glänzend aufgeputzt ist.

Auf der anderen Seite kann man in gewissen Zeitungen eine mit den schärfsten Waffen vorgehende Bewegung gegen die Theaterleitung bemerken. Leider werden dabei Klagen über künstlerische Mißgriffe und Unterlassungssünden verquickt mit dem erbärmlichsten Theaterklatsch und persönlichen Verunglimpfungen. Und leider richten sich die derben persönlichen Verunglimpfungen in erster Linie gegen Felix Mottl.

Dies ist nun das Trostlose an der Aktion: daß sie wieder einmal die Richtung verfehlt hat.

Wenn jemand dem Baron Speidel in schicklicher Form auseinandersetzen wollte, daß er für seinen Posten nicht geeignet ist, weil er einzig den guten Willen und sonst gar nichts dafür (s. o.) mitbringt; und wenn diese Auseinandersetzung (in schicklicher Form!) dazu dienen würde, Baron Speidel seinem früheren Wirkungskreise zurückzugewinnen — dann wäre alles gut. Dann wäre das Hoftheater um eine kostspielige Episode reicher und ein wichtiger Platz frei für einen richtigen Mann.

Wenn aber die wilde Jagd gegen Felix Mottl geht, so ist das Torheit oder Zerstörungswut. Gewiß, er hat die Hoffnungen seiner Freunde nicht erfüllt. Er ist kein Operndirektor, ist kein Freund kleiner, tüfteliger Arbeit mit den kleinen Geistern. Er meint, das Publikum merkt es nicht, wenn er zwei Tage hintereinander Paradestücke aufführt und wenn wochenlang vor- und nachher alles lahm liegt. Der Generalmusikdirektor hat einen unglücklichen Berater in Personalangelegenheiten: der Name ist: Felix Mottl. Unter diesem Manne ist die Münchener Oper nicht, wie wirs erwartet hatten, aufgeblüht. Aber deshalb darf man doch nicht den großen, warmblütigen Künstler von hier fortekeln. Und wenn alle die bösen Dinge, die ihm jetzt nachgesagt werden, auch zum Teil wahr sein sollten: es lebt kaum ein besserer Kapellmeister als er in Deutschland; der Eine aber, der vielleicht ein ebenso großer Dirigent und gewiß ein viel bedeutenderer Organisator ist — der wird von der zerfallenden Oper in Bayerns Hauptstadt nicht viel wissen wollen. Es ist also ein gefährliches Spiel, das jetzt begonnen wird. Es sind genug Ueberdurchschnittsmenschen von München fortgetrieben worden; soll wieder einer ins Exil gehen? Wen haben wir denn noch in München, wenn Felix Mottl sich vertreiben läßt?

Nein, man sollte sich trotz allem freuen, wenn Mottl bleibt, aus tausenderlei Gründen. Man sollte aber sehen, ob es nicht möglich wäre, die oberste Stelle der Hoftheaterleitung so zu besetzen, daß ein als weicher und schwankender Charakter bekannter Generalmusikdirektor da oben den Rückhalt findet, dessen er bedarf.

Felix Mottl ist ein kluger und gebildeter Mann. Er kennt gewiß Klemens Brentanos Verse:

> „Ach wie er mich geliebet
> Verstand ich nicht,
> Noch wie er mir geübet
> So bitter schwere Pflicht".

Rückhaltlose Offenheit ist heute „bitter schwere Pflicht". Sie wird geübt aus Liebe, nicht etwa zu Felix Mottl, sondern zu dem Kunstinstitut, das infolge von Unfähigkeit und grober Fahrlässigkeit so tief gesunken ist.

Literatur.

Erzählungen. (I.)

Firnwind überschreibt Ernst Zahn seine neuen Erzählungen, und erläutert die Ueberschrift in einem Gedicht:

> Firnwind soll in diesem Buche wehen,
> Wie er frostig durch mein Bergland braust,
> Wie dem Volke, dem hier Hütten stehen,
> Er den Sinn gehärtet und die Faust.

Die kühnste dieser Geschichten ist den Lesern der Monatshefte in starker Erinnerung (III, 3): Die Mutter. Aus ähnlichem Kernholz, wie die Sohnesrichterin Balbina Andermatt, sind alle Gestalten Zahns geschnitzt. Unbeugsam, trotz aller Feinheit, ist der junge Pfarrer Ludwig Heß, dessen Adelsseele in den Kämpfen einer aus Mitleid geschlossenen Mißehe verblutet. Eine Reckengestalt von wilder Größe ist der Schmied, dem der eigene Bruder das ganze Eheglück zerstört hat, und der sich mühsam mit dem Kinde zu kargem und spätem Glück durchringt. Diese Tapferkeit eignet allem, was Zahn gestaltet. Starke und unbedingte Seelen, trotzig, auf sich selber gestellt, gelassen im Handeln, gelassener im Dulden, aufrecht — so schreiten sie durch ihr Leben, ihren Weg, ihrem Geschick unverzagt entgegen. Hohe Naturen, rein und stärkend wie der Firnwind:

> Wie er weht aus mancher Menschen Nähe,
> Nicht mehr rauh und kalt, nur still und klar,
> Daß ich weiß, wenn ich vorübergehe,
> Wie ein lautrer Geist mir nahe war.

Die geratenen Erzählungen Zahns sind so abweisend gegen alles, was nicht auf ihrer Höhe steht, daß an sich ganz nette kleine Sachen, wie das Himmelsuchen von Sepp und Pepp beinah als störendes Element empfunden werden, und auch das Brenzikoner Abenteuer nicht recht in die hochwüchsige Gesellschaft passen will. Doch die drei längeren Geschichten: Keine Brücke, Stephan der Schmied, Die Mutter heben den Band mächtig heraus und geben ihm seinen eigenen Platz und Rang. Die Ausstattung der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) ist zu loben.

Der Schwede Gustaf af Geijerstam fängt an in Deutschland so viel gelesen zu werden, daß er mehr und mehr als einer der unseren gefühlt wird. Worin sein Zauber liegt, ist schwer auszudrücken. Er sagt die Dinge sonderbar einfach. Alltägliche Geschicke vollenden sich auf alltägliche Weise. Nichts Heftiges, kaum eine Spur eigentlicher Spannung. Das Wie ist alles. Was ist sein literarischer Stammbaum? Vielleicht die letzte Prosa Jens Peter Jacobsens, wie sie aus dem mühsam verhaltenen Schluchzen der Novelle von Frau Fönß unmittelbar zur Seele spricht. Diese volksliedhafte weiche Schwer-

mut liegt auch über den Blättern seines neuen Buchs **Karin Brandts Traum.** (Berlin, S. Fischer.) Wunderschön wird da erzählt von Karins Kindheit und Mädchenfrühling auf dem einsamen Herrenhofe, von ihrer stolzen Liebe und ihrer Entsagung un des Vaters willen, da sie dem nicht geliebten, ältern Manne entschlossen die Hand reicht und ihm die beste Gattin wird, „und Mutter vieler Kinder, und ihr Leben war voll Arbeit"; von den Kindern geliebt, von den Enkeln vergöttert: „denn je älter Karin ward, desto heitereren und leichteren Sinnes ward sie. Und nirgends ist es der Jugend so wohl, als im Schutz des Frohsinnes der Alten; der Frohsinn der Alten ist es, der ihnen den Mut gibt dem Leben entgegenzutreten." Erst, da Karin ganz alt geworden ist, singt süß und seltsam aus dem fernen Jugendgarten ihr alter Traum und ihn nachträumend schläft sie ein. Dies ist die Geschichte von Karin, das zarte, schlichte und stille Aufblühen, das ruhige Fruchten, das sanfte Blätterfallen eines Lebens.

Der Roman **Maria-Himmelfahrt** von **Hans von Hoffensthal** ist schon vor einiger Zeit erschienen (Berlin, Egon Fleischel). Wenn hier trotzdem mit Nachdruck auf ihn gewiesen wird, geschieht es, weil seit langem von keinem Buche die starke und reine Wirkung ausgegangen ist, wie von diesem Erstlingswerke. Maria-Himmelfahrt liegt auf dem sonnigen Ritten, wo die Ansitze der alten Bozener Familien ins heiße Tal schauen. Dort wächst Berthold auf, und so ganz erfüllt die Liebe zur wundervollen Sommerheimat sein Herz, daß kein anderer Gedanke so mächtig in ihm wird wie der, einmal ganz und für immer auf Maria-Himmelfahrt zu leben. Der Gedanke begleitet ihn durch ;seine Studienjahre und die Universitätszeit, und als Berthold die blonde Gräfin Ulla als Gattin ins alte Haus führt auf Maria-Himmelfahrt, hat sie ihm erst versprechen müssen, daß auch sie da oben bleiben will für immer, nicht nur im Schimmer des jungen Frühlings und im Sonnenglanze, sondern auch wenn die Bäume traurig ihre schwarzen Aeste in den blinden Herbsttag recken und der Schnee sein Leichentuch über die Lärchenwiesen legt. In wolkenlosem Glück leben Berthold und Ulla. Aber „sehr oft kommen in einer Ehe zwei Hände zusammen, die wohl äußerlich ganz gut zu einander passen. Aber nach einiger Zeit kommt doch einer der Teile darauf, daß es in irgend einem Punkte nicht stimmt. Und da kommt auf einmal die Hand eines dritten Menschen und löst die gelockerte Verbindung ganz. Und dann legt sich diese Hand in eine der getrennten und siehe da: jetzt merkt man erst, diese ist es, die vollends paßt, die im Leben für sie bestimmt war". Halb unbewußt spricht Renia, die Pianistin, diese Worte zu dem jungen Ehepaar, und doch ist eben sie jene Dritte, die das junge Glück spaltet. Aber nicht innige Gemeinschaft der Seelen zwingt sie und Berthold zusammen, nur der dämonische Rausch der Sinne. Wie zwei Flammen zu einer dritten hochauflodernden, vermählen ihre Geschicke sich. Ulla ist in Wien bei ihrer Mutter, wartet und wartet auf den liebevollen Brief der sie heimbittet nach Maria-Himmelfahrt. Denn weg ist der Schnee und lichtgrün glänzt das junge Laub auf dem Ritten. Aber Berthold ist mit Renia entflohen: über die veilchenblauen Wogen des Gardasees, über die Reis- und Maisfelder der Ebene, ans Meer, das ewig wechselnde, lockende, rätselvoll neue, treulose Meer. Da, vor der großen Natur, zeigt sich Renia klein, nur einen Augenblick lang. Aber der genügt, dem tief- und starkempfindenden Mann die Binde von der Seele zu nehmen. Er stößt Renia von sich, stürmt heimwärts nach Maria-Himmelfahrt. Eine Sterbende nur findet er dort. Eine Verzeihende zugleich. Keine Klage, kein Vorwurf. Nur Liebe. Die Liebe, die Abschied nimmt, und alle stumme Zärtlichkeit, alles Ungesagte, Unsagbare, alle ungeweinten Tränen

in eine rührende Geberde preßt. Er legt Ulla auf den kleinen Kirchhof, wo auch das Kind ruht, das sie in bitterlichem Herzensjammer geboren, derweil er mit der Andern im purpurnen Taumel der Leidenschaft sich selbst und Alles vergessen hatte. Dem Reuigen gibt das Geschick die heilende Gabe: Beruf und Arbeit. Berthold löst den alten Landarzt ab, und sein Leben wird ein Leben der Mühe sein und der Hilfe, den Kranken und Leidenden geweiht.

Dies Herzensbuch ist nicht eigentlich ein Roman, sondern eine mit außergewöhnlicher Feinheit ausgeführte Novelle. Es ist von Reiz, zu beobachten, wie der Verfasser an dem Werke reifer geworden ist und wie seine Kunst sich freier und kräftiger entwickelt hat. An zärtlichem Wissen von Menschenseelen darf es sich ruhig neben Geijerstam stellen. Den Lesern unseres Romanes von Kurt Aram ist nicht entgangen, daß das Problem einige Aehnlichkeit mit dem des „Zahnarztes" aufweist. Nicht daß eine Kritik des einen Werkes durch das andere beabsichtigt wäre. Sie gehören verschiedenen Gattungen an. Maria-Himmelfahrt ist das Buch eines Jugendlichen und Werdenden, voll lyrischer Köstlichkeiten, und von der ersten bis zur letzten Seite Empfindung. Kurt Aram scheint kühler; er durchschaut ohne Schonung das ganze Getriebe, und analysiert es mit scheinbarer Grausamkeit. Wer genauer zusieht, entdeckt unter dieser Psychologenneugier innerliche Teilnahme und übersieht über der Schärfe der psychologischen Momentaufnahme nicht die Liebe, mit der Menschen und Dinge gesehen sind. Daß im einen wie im andern Falle eine Künstlerin Verwirrung stiftet, ist ein fruchtbares Motiv, wie daß beidemale die Männer nach der ästhetischen Seite zu gravitieren ohne eigentlich Künstler zu sein: sie erliegen dem Zauber der Frau, die gänzlich das darstellt, dessen sie nur einen Hauch verspürt haben. Die Methoden allerdings sind sehr verschieden. Hoffensthal gibt ein Werk, das rein und vollkommen in Duft und Stimmung getaucht und von glühendstem Heimatsgefühl durchpulst ist. Seine Liebe zur Natur ist von leidenschaftlicher Innigkeit, wie seine Sprache. Jedenfalls wird man sich seinen Namen zu merken haben als den eines wirklichen Dichters und Seelenkünders, der uns noch manche edle Gabe bescheren mag.

Es ist wie ein Sprung in eine ganz andere Welt, wenn man von Werken, wie die angezeigten, zu den drei Erzählungen kommt, die der alternde Gustave Flaubert geschrieben hat (Leipzig, Inselverlag). Die deutsche Uebertragung Ernst Hardts ist im ganzen gut, doch sind einzelne Ungenauigkeiten zu verbessern, z. B. encore un S. 34 „wieder einer" (statt „noch einer"); S. 62 soleil d'or „goldne Monstranz" (statt „Goldsonne"). Die erste dieser Erzählungen, Ein schlichtes Herz, ist nichts als die Lebensgeschichte einer armen Magd. Es ist, als ob es Flaubert gereizt hätte, den Schicksalen der alten Dienstmagd nachzugehen, die in einem berühmten Kapitel der Madame Bovary für 54jährige treue und anhängliche Dienste die silberne Dienstbotenmedaille erhält. Das Stück Leben, das Flaubert aus dem Stoffe gestaltet hat, ist in seiner meisterlichen Knappheit — es füllt nur sechzig Seiten — ein ebenso typisches Beispiel für die Kunst des großen Realisten, wie die Sage von Sankt Julianus dem Gastfreien für die Liebe zu Künstlichkeit, der er im Alter gelegentlich anheimfiel. Hier ist der Punkt, wo sich seine und Oskar Wildes ästhetische Neigungen begegnen. Er braucht zwanzig Zeilen, um Julians Jagdhunde aufzuzählen, und schwelgt im Beschreiben der ritterlichen Lebensweise seines Helden. Doch bald vergißt man solch kleine Fehler in der Bewunderung des Ganzen. Wie sich in Julian aus winzigen Anfängen die Grausamkeit entwickelt, wie seine Jagdleidenschaft alles in ihm erstickt, ist mit ganz außer-

ordentlicher Phantasie dargestellt. Die Grenze von Möglichkeit und Märe, ist so fein, daß der Leser sie ahnungslos überschreitet. Julian ist ein mittelalterlicher Oedipus, mit der Aenderung, daß ihm geweissagt wird, er werde dereinst beide Eltern töten. Das Verhängnis erfüllt sich, und Julian flieht, härteste Buße zu tun. Er wird der Fährmann am wilden Strom. Da kommt ein Aussätziger, ekelhaft, grauenvoll anzusehen. Julian fährt ihn über, gibt ihm Speise und Trank, Feuer und Bett, wärmt ihn mit seinem eignen Leibe: Da umschlingt ihn der Aussätzige, seine Augen erfüllen sich mit Sternenklarheit, seine Haare leuchten wie Sonnenstrahlen, rosensüß duftet der Atem seines Mundes, Weihrauch erhebt sich vom Herd, und draußen singen die Wogen. Das Dach verschwindet, unendlich wölbt der Himmel sich ihnen zu Häupten, und Julian schwebt hinauf in den blauen Raum, Brust an Brust mit unserm Herrn Jesus Christus, der ihn in den Himmel trägt. — Welch grandiose Phantasie hat diese Legende geschaffen! Kaum lebt in irgend einem andern Werk der neueren Zeit so rein der Geist des legendenfrohen Mittelalters, wie in der Novelle dieses Nichtgläubigen und Nurkünstlers. Das dritte Stück, Herodias, ist ein geniales Nachschaffen einer verschwundenen Kultur. Man vergleiche die Größe, mit der Flaubert die Ereignisse rekonstruiert, die zur Enthauptung Johannes des Täufers führten, wie er Juden und Römer, Pharisäer und Essener gegeneinander ausspielt, wie er Herodes, Herodias, Vitellius charakterisiert, wie er Salome, getreu dem biblischen Berichte, als Nebenperson und bloßes Werkzeug behandelt — man vergleiche dies alles mit dem Einakter, den Oskar Wilde aus dem Vorwurf gemacht hat und ziehe ab, was Wilde von Flaubert direkt herübergenommen hat: dann sieht man vielleicht den Unterschied zwischen einem großen Kunstwerk und perversem Kitsch.

München. Josef Hofmiller.

Notiz.

J. J. Davids Gesammelte Werke werden im Verlag von R. Piper u. Co. in München erscheinen. Professor Erich Schmidt wird die Ausgabe durch eine Vorrede einleiten. Einzelbände werden nicht abgegeben. Der erste Band soll im Juni 1907, der sechste und letzte spätestens im Juni 1908 erscheinen.

David gehört zu den Charakterköpfen der österreichischen Literatur. Die Leser der Süddeutschen Monatshefte erinnern sich seiner Novelle „Ein wunderlicher Heiliger" (III. Band, S. 274). Der halbblinde und halbtaube Dichter war ein einsam Leidender, der nicht umsonst von sich sagte: „Ich hör', was unterirdisch kocht, und meine Muse heißt sich Not". Seine ergreifend menschlichen Gedichte, seine großen Romane „Das Höferecht" und „Blut", seine feinen Novellen werden dem für die Literatur zu früh Dahingeschiedenen zu den alten neue Freunde werben. (Wie es scheint, sollen seine Dramen „Hagars Sohn", „Ein Regentag", „Neigung" von der Ausgabe ausgeschlossen sein. Dies wäre zu bedauern. Denn auch sie sind ein wichtiger Teil seines Lebenswerkes und gehören unbedingt zu seinem Gesamtbilde.) H.

Politische Rundschau.

Zentrum und Katholizismus.

Von Albert Schäffler in München.

Im 2. Hefte dieser Zeitschrift (1907, S. 237 ff.) wurden die ersten vier Bändchen der neuen Kirchheimschen Sammlung „Kultur und Katholizismus“ besprochen; inzwischen erschienen zwei neue Bändchen, eines von Martin Spahn, „Das deutsche Zentrum“, das andere von Albert Ehrhard, „Katholisches Christentum und moderne Kultur“, die umsoweniger unberücksichtigt bleiben dürfen, als sie hinter den frühern gewiß nicht zurückstehen. So sehr uns Ehrhards wie immer geist- und lehrreiche Erörterungen über das Verhältnis zwischen Kultur und Katholizismus, zu dem wir im 2. Hefte bereits Stellung genommen, zur Aussprache locken, so müssen wir sie doch dem nächsten Hefte vorbehalten. Angesichts der ungeheuren, noch jetzt nachzitternden Erregung, die sich des deutschen Volkes anläßlich der jüngsten Wahlen bemächtigt hat, und mit Rücksicht auf die Person des Verfassers, der als Sohn des einflußreichen Zentrumsführers wie wenige Gelegenheit hatte, tiefe Blicke hinter die Kulissen zu werfen, wird man unwillkürlich zunächst Spahns Schriftchen zur Hand nehmen. Man wird lesen und lesen; man wird eine fesselnde, flott geschriebene Darstellung der Geschichte des Zentrums finden und die Posaunenßestönicht überhören, mit denen des Zentrums Verdienste gepriesen werden; aber man wird die Schrift schließlich doch mit einem Gefühl der Enttäuschung aus der Hand legen. Denn da ist nichts, was nur einen Martin Spahn und nicht ebensogut irgend einen gewandten Zentrumsjournalisten zum Verfasser haben könnte; wiederholt vermögen wir uns des Eindruckes nur schwer zu erwehren, eine zu Werbezwecken verfaßte Parteischrift vor uns zu haben, jedenfalls aber vermissen wir die großen Gesichtspunkte, von denen aus der Geschichtsschreiber das Werden und Wirken einer so mächtigen parlamentarischen Körperschaft, wie es das Zentrum des Reichstags ist, zu werten hat.

Freilich dürfen wir nicht ungerecht sein. Spahn konnte keine hohen Gesichtspunkte einnehmen, wo keine vorhanden waren. Kann man und muß man sich ja doch schon über die Existenzberechtigung des Zentrums seine eigenen Gedanken machen. Was Spahn über das Zustandekommen des Zentrums zu berichten weiß, ist durchaus nicht dazu angetan, die Notwendigkeit der Zentrumsgründung auch nur dem einleuchtend und verständlich zu machen, der entschieden auf streng katholischem Boden steht. Wie erklärt Spahn die Entstehung des Zentrums? Mit dem heftigen Gegensatz zwischen der katholischen und liberalen Weltanschauung, der sich 1870 im Gefolge der Unfehlbarkeitserklärung herausgebildet hatte. Aber Gegensätze der Weltanschauung werden durch Parteibildungen doch nicht behoben, sondern verschärft; wollten die deutschen Katholiken dem jungen Reiche den so unerläßlichen inneren Frieden wahren, so waren sie übel beraten, wenn sie sich zur Schlachtlinie zusammenrotteten. Zudem durften sie die Dinge nicht immer nur von ihrem Stand-

punkte aus betrachten. Der Katholizismus war allerdings vom Liberalismus bedroht, er hatte aber auch seinerseits diesen gereizt und herausgefordert. Die Einsichtigen wußten ja, daß die Unfehlbarkeitserklärung, dogmatisch betrachtet, lediglich der krönende Schlußstein einer Jahrhunderte währenden, auf die höchste Steigerung der Papstmacht hinarbeitenden kirchlichen Bewegung war; daß aber diese Dogmatisierung überhaupt und daß sie gerade jetzt vorgenommen wurde, das war doch nicht ein elementares Ereignis, vor dem sich die Menschheit als vor einem unabwendbaren Verhängnis einfach in stummer Ergebung hätte beugen müssen, sondern das war, wie männiglich wußte, das Werk einer intransigenten kirchlichen Richtung, die im schwarzen Papste verkörpert war und den weißen beherrschte. Es war das vom Zaune gebrochene Werk einer katholischen Richtung, die sich für den Katholizismus selbst ausgab, einer Richtung, die dem modernen, in der Freiheit der Wissenschaft und Gewissen gipfelnden Gedanken mit tödlichem, unversöhnlichem Haß gegenüberstand und wenige Jahre zuvor im Syllabus den höchsten Idealen des Liberalismus, die längst die höchsten Kulturideale der Menschheit überhaupt geworden waren, den Kampf bis aufs Messer angesagt hatte. War es da zu verwundern, wenn sich nun auch der Liberalismus seinerseits zur Wehr setzte? Hatte nicht auch innerhalb des Katholizismus selbst eine grenzenlose Erbitterung über die Vermessenheit der Leute um sich gegriffen, die die Kirche an den Abgrund zerrten? Hatten sich nicht die edelsten Männer, ergraut im Dienste der katholischen Sache, um die sie sich nicht bloß durch billige Verhimmelung unhaltbarer Personen und Zustände, sondern durch bahnbrechende Arbeiten unverwelkliche Verdienste erworben hatten, mit lautem Protest gegen die unerhörte Vergewaltigung erhoben, der die Kirche zum Opfer gefallen war? Hatten nicht sogar deutsche Bischöfe lange Zeit vom neuen Dogma nichts wissen wollen und sich ihm nur seufzend, um nicht ein Schisma zu verursachen, gefügt? Wenn sich ein Sturm erhob gegen die katholische Welt, wer hatte diesen Sturm heraufbeschworen?

Freilich, Spahn berichtet uns, Benningsen, der Führer der Liberalen, habe den Ultramontanen Kampf ohne Gnade und Rast ankünden lassen. „Sie, die Liberalen, stellten staatsrechtliche Theorien auf, die mit dem Wesen des Katholizismus unvereinbar waren.“ Allein das Taschenspielerkünstchen, Katholizismus und Ultramontanismus für dasselbe zu nehmen, ist denn doch schon so verbraucht, daß man es endlich ein für allemal in der Rumpelkammer lassen sollte. Der Katholizismus blickte auf eine fast zweitausendjährige Geschichte zurück. Er hatte unter Verhältnissen gelebt und geblüht, die viel schlimmer waren, als sie ihm von einigen liberalen Heißspornen angedroht waren, ganz abgesehen davon, daß es sehr fraglich war, ob sie jemals verwirklicht würden. Mußten sich denn die Katholiken mit den Ultramontanen solidarisch erklären, mit den Elementen, von denen sie noch jüngst so rücksichtslos kompromittiert worden waren?

Doch selbst wenn der Krieg dem Katholizismus selber gegolten hätte, war es klug, zu einer neuen Parteibildung zu schreiten und dadurch auch die Gegner zur Sammlung aller Kräfte zu treiben und ihren Argwohn erst recht zu entfesseln und zu nähren? Das Zentrum ist, das zeigt die Schrift Spahns unwidersprechlich (vgl. z. B. S. 48), von Anfang an im Zeichen des Kampfes gegen den Liberalismus gestanden; aus ihm wuchs es heraus, aus ihm sog es und saugt es noch jetzt seine Kraft, mit allen Parteien kann es sich verständigen, mit den radikalsten Bündnisse schließen, nur mit dem Liberalismus verträgt es sich nicht. Die tieferen Gründe dieser fast elementaren Abneigung sollen hier nicht untersucht werden; unleugbar hat der Umstand Anteil an

ihnen, daß man katholischerseits für die den kirchlichen Dogmen widerstreitenden Errungenschaften der Neuzeit gerne einfach den Liberalismus verantwortlich macht, während sie doch lediglich dem allerdings vom Liberalismus gehegten, aber doch an sich unaufhaltsamen, wissenschaftlichen Fortschritt anzurechnen sind. Aber trotz allem und allem war es klug, einer politisch-wirtschaftlichen, wenn auch mit Weltanschauungsfragen verquickten Partei eine rein katholisch-konfessionelle entgegenzustellen? Hätten die Katholiken ihre bedrohten kirchlichen Rechte nicht ebenso wirksam vertreten können, wenn sie sich, ohne eine eigne Partei zu bilden, unter die anderen Parteien verteilt und sie befähigt hätten, durch beständige nahe Fühlungnahme von Person zu Person zur Hebung beiderseitiger Vorurteile und zur Milderung unerträglicher Spannungen beizutragen? War nicht das Mittel, das die katholischen Führer zur Beseitigung des von ihnen gefürchteten Uebels wählten, gefährlicher als dieses Uebel selbst? Mußten sie sich nicht sagen, daß die Gründung einer geschlossenen katholischen Partei eine Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, eine Vergiftung aller Verhältnisse nach sich ziehen werde, die vom deutschen, vom vaterländischen Gesichtspunkt aus unendlich zu beklagen war? Hätten die katholischen Führer dieses traurige Los dem neuerstandenen Reiche nicht ersparen können, ersparen müssen? Liebten sie es denn nicht, dieses Reich? Bedachten sie nicht, daß sich einst das alte Reich gerade an seinen konfessionellen Bruderkämpfen verblutet hatte? Und hatten diese Bruderkämpfe nicht damit ihren Anfang genommen, daß man nicht mehr deutsch, nur mehr evangelisch oder reformiert und katholisch zu denken und zu empfinden vermochte?

Die Männer, die das Zentrum gründeten, dachten an dies alles nicht. Nicht die Not ihres Vaterlandes schwebte vor ihrer Seele, nur den Gefahren galt ihre Sorge, denen ihre, von fortschrittsfeindlichen Reaktionären im Inneren viel ernstlicher als von den Regierungen bedrohte Kirche ausgesetzt schien. Sie meinten, als sie das katholische Banner entfalteten, ihrer Kirche einen unvergleichlichen Dienst zu leisten und ahnten nicht, daß sie ihr keinen übleren Streich hätten spielen können. Sie entweihten sie, indem sie das Heiligtum zum Markte, die Religion zur Parteisache erniedrigten und die Altäre auf die Gasse, die Kanzeln in die Wirtsstuben trugen. Bis zum Ekel wiederholten es ihre Blätter, daß der Katholizismus das Zentrum sei; fast zum Dogma stempelten sie es, daß jeder katholische Geistliche ihr geborener Wahlzutreiber, jeder katholische Mann Zentrumsherdentier sein müsse, sie rasteten nicht, bis sie Spaltungen und Zwietracht in die Reihen ihrer eigenen Konfessionsgenossen getragen hatten. Noch zwar heftete sich das Glück an ihre Fahnen; noch folgten die großen Massen ihrer Losung. Aber wie lange wird es dauern? Schon scheuchen sie die Intelligenzen aus ihren Reihen; schon werden einfache Männer stutzig. Schon kracht es an allen Ecken und Enden des Zentrumsturmes und mühsam verkleistert man seine Risse.

Allerdings wird Martin Spahn diese Betrachtungsweise nicht gelten lassen. Sehr entschieden wird er sich darauf berufen, daß er ja in seiner Schrift den Nachweis angetreten habe, das Zentrum sei eben *keine konfessionelle*, sondern eine *politische* Partei. Allein dieser Beweis ist ihm nicht gelungen. Wenn der Verfasser in seiner Schrift überhaupt etwas bewiesen hat, dann hat er gerade das Gegenteil dargetan: das Zentrum war von Anfang an und ist noch heute eine durchaus konfessionelle Partei. Rein konfessionelles Gepräge trugen schon die mancherlei Parteibildungen, die als Vorläufer des Reichstagszentrums in einigen Bundesstaaten entstanden waren; so die katholische Fraktion rheinischer und westfälischer Abgeordneter, die sich

seit 1852 im preußischen Landtage ausdrücklich auf konfessioneller Grundlage zusammengeschlossen hatten; so die bayrisch-patriotische Partei, die stets als katholische galt und gelten wollte. In dem Aufrufe, mit dem Peter Reichensperger am 11. Juni 1870 in der Kölnischen Volkszeitung die Gründung des Zentrums in die Wege leitete, standen, wie Spahn selbst hervorhebt, die kirchlichen Sorgen voran; ebenso trugen die Programme, auf Grund deren die ersten Zentrumswahlen erfolgten, ausgesprochen konfessionellen Charakter. Die Zentrumsabgeordneten selbst, Mallinckrodt allen voran, fühlten sich, wie Spahn gleichfalls nicht leugnen kann, immer noch als Angehörige einer katholischen Partei; die katholischen Tagesblätter wie zahllose Versammlungsredner faßten gleichfalls „die Sache der Partei in ihren Kapuzinaden, die auf die katholische Bevölkerung losgelassen wurden, unbefangen als konfessionelle Sache auf". Endlich erschöpfte sich das Zentrum, wie Spahn nicht bestreitet, in seinen ersten Jahren durchweg in konfessionellen Angelegenheiten; es betätigte sich fast nur auf kirchenpolitischem Gebiet und rieb sich in konfessionellem Hader auf. Demnach steht nach Spahns eigener Darstellung fest, daß das Zentrum auf onfessioneller Grundlage gegründet wurde.

Dazu kommt nun aber, daß es — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — stets nur Katholiken in seinen Verband aufnahm und zwar nur solche Katholiken, die sich speziell auf sein kirchenpolitisches Programm verpflichteten; es umfaßte und umfaßt daher nur prononzierte, sagen wir kurz ultramontane Katholiken, während sich die liberaler gerichteten Abgeordneten katholischen Bekenntnisses auf die verschiedensten Parteien verteilen, — eine Erscheinung, die nicht etwa dem Reichstagszentrum eigentümlich ist, sondern in den Kammern aller größeren Bundesstaaten regelmäßig wiederkehrt. Das Zentrum ist daher die Organisation nicht etwa der Katholiken, sondern der Ultramontanen des Deutschen Reichs und seiner Bundesstaaten; und eben deshalb trägt es nicht einfach konfessionellen, sondern ultra-konfessionellen Charakter. Daß ihm vorübergehend auch einzelne wenige Nichtkatholiken als Hospitanten angehörten, kann an dem Gesamtcharakter der Partei nichts ändern.

Das Zentrum hatte das Glück, in Windthorst einen Führer von einer Genialität zu besitzen, der in keiner Partei und in keiner Kammer mehr seinesgleichen hatte. Windthorst war scharfblickend genug, das Bedenkliche und Gefährliche einer lediglich auf der schmalen Grundlage der Konfessionalität aufgebauten Partei zu erkennen; unablässig war er bemüht, sie zu einer politischen Partei auszubauen und in ihren Mitgliedern das Verständnis für diesen politischen Beruf zu erwecken. Es soll ihm ewig unvergessen bleiben, daß er die Partei zur emsigen Mitarbeit an den großen sozialen, nationalen und finanzpolitischen Aufgaben des Reiches erzog und anhielt, und noch in Lieber leuchtete ein Strahl seines Geistes. Als aber auch er ins Grab gesunken war, da waren die großen Politiker der Partei dahin; sofort trat auch ihr konfessioneller Charakter wieder schärfer hervor und es zeigte sich, daß ihre politische Seite, die sie so gern für die wesentlichste und hauptsächlichste ausgab, doch nichts als eine zu taktischen Zwecken aufgepappte Etikette war. Noch immer wußte und weiß man es, wie man selbst im Zentrumslager offen eingesteht, sogar in hoch- und höchstgestellten katholischen Kreisen nicht anders, als daß das Zentrum die Partei der „gut", d. h. streng römisch-gesinnten Katholiken sei, wie denn auch bekanntlich Leo XIII. auf die Haltung des Zentrums in der Septennatsfrage einzuwirken suchte. Der Bischof von Straßburg machte seine Diözesanen auf das Zentrum

als auf die Organisation der deutschen Katholiken aufmerksam; es kam in Westfalen vor, daß man eine Zentrumsversammlung mit dem katholischen Gruße eröffnete, wie man umgekehrt auf einer Katholikenversammlung politische, bezw. Parteisachen verhandelte, — lauter Dinge, die den konfessionellen Charakter des Zentrums laut und vernehmlich verkünden. Der konfessionelle Gedanke und er allein ist es, der das Zentrum zusammenhält. Monarchische und demokratische, unitaristische und partikularistische, industrielle und agrarische, kapitalistische und proletarische Richtungen und Neigungen sind in seinem Schoße vertreten und prallen wiederholt aufs heftigste zusammen, und sie hätten es längst nach allen Seiten zersprengt, wäre nicht die ultramontane Idee der feste Kitt, mit dem man schließlich doch wieder alle Sprünge verklebt. Zwar fehlte es auch nach Windthorsts Tod nicht an einsichtigen Männern, die mit hellem Blick für die Schwäche der Partei das konfessionelle Gepräge zugunsten einer breiteren politischen Grundlage zurücktreten zu lassen versuchten. Julius Bachem, einer der klügsten Köpfe der Partei, machte in seinen aufsehenerregenden Artikeln „Wir müssen aus dem Turm heraus" (Histor.-politische Blätter 1906, Band 137, S. 376 ff; 503 ff.) den Vorschlag, man möge für die Wahl nichtkatholischer Kandidaten wirken, die dem Zentrum beizutreten versprächen. Offen bekannte er, was übrigens sogar der römische Stuhl wiederholt zugegeben hatte, die katholische Kirche könne in Deutschland uneingeschränkt ihres Amtes walten und sich mit der Wahrung ihrer kirchlichen Freiheit bescheiden, so daß das Zentrum seinen exklusiv katholischen Charakter abstreifen und einen allgemeineren politischen Anstrich annehmen könnte. Dieser Vorschlag eines weitblickenden und wohlmeinenden Mannes stieß jedoch innerhalb der Zentrumspresse sofort auf einmütigen und entschiedenen Widerspruch, und die Polemik, die sich entspann, ließ den nur schwach verhüllten konfessionellen Charakter des Zentrums auch für das blödeste Auge aufs deutlichste hervortreten.

(Schluß folgt.)

Landtagswahlen und Reichstagswahlen in Württemberg.

Unter ganz besonderen Umständen hat die unerwartete Auflösung des Reichstags das württembergische Volk getroffen: sie fiel mitten in die Landtagswahlen hinein, zwischen den ersten und den in 27 Bezirken notwendigen zweiten Wahlgang der 75 städtischen und Oberamtswahlen, denen dann erst am 9. Januar die nach dem Proportionalsystem zu vollziehenden Wahlen der 17 Kreisabgeordneten folgen sollten. Das hatte in Anbetracht der kurzen, bis zum Wahltermin für den Reichstag verstreichenden Zeit wohl den Vorteil, daß die politische Bewegung im ganzen Lande bereits in lebhaftem Fluß war und die Parteiorganisationen, wenn man so sagen darf, bereits in mobilem Zustande sich befanden. Ueberwiegender aber mußten doch die aus jener Situation für die Reichstagswahl, gerade bei der für sie notwendig geltenden Parole, sich ergebenden Schwierigkeiten erscheinen. Denn es stand erstlich zu vermuten, daß nach einer seit dem Beginne des Herbstes immer gesteigerteren Agitation

mit dem Abschluß der Landtagswahlen, ja vielleicht schon nach der Erledigung der Hauptwahlen, eine große Wahlmüdigkeit eintreten würde; zweitens aber ließ sich nicht ohne Grund befürchten, daß die bei den Landtagswahlen in die Erscheinung getretene Parteikonstellation und die damit zusammenhängenden sachlichen und persönlichen Verstimmungen einen erfolgreichen Zusammenschluß, auch für die Stichwahlen, wider diejenigen Parteien, gegen die die Reichstagsauflösung gerichtet gewesen war, nicht wohl ermöglichen würden. Indes hat sich dann doch gezeigt, daß diese Schwierigkeiten teils überwunden werden konnten, teils durch die mit dem Erstarken des Liberalismus verbundenen Stimmenzahlverschiebungen gar nicht aktuell wurden. Und auch von Wahlmüdigkeit war schließlich doch nur vereinzelt etwas zu verspüren.

Die Landtagswahlen waren diesmal besonders bedeutungsvoll: denn aus ihnen sollte auf Grund der nach so langen Kämpfen und nach wiederholten vergeblichen Anläufen im letzten Sommer zu stande gekommenen Verfassungsrevision, welche die Privilegierten (Ritterschaft, Prälaten, Universitätskanzler) aus der zweiten Kammer entfernt hatte, zum erstenmal aus direkten Wahlen eine reine Volkskammer hervorgehen. Dabei war für die 69 Oberämter und 6 „guten Städte" wie bisher das an keinen Zensus, nur an die Staatsangehörigkeit gebundene geheime und gleiche Wahlrecht maßgebend. Dazu aber kommen drei Neuerungen: 1. die Stadt Stuttgart hat sechs Vertreter nach dem Proportionalsystem zu wählen; 2. für den zweiten Wahlgang gilt nicht mehr der bisher gültige Stichwahlmodus, der nur zwischen den beiden meisterkorenen Kandidaten die Entscheidung zuläßt, sondern das sogenannte „romanische" Verfahren, bei dem ohne Einschränkung der Kandidatenzahl die relative Mehrheit entscheidet; 3. zu den so gewählten 75 Mitgliedern treten, um namentlich im Hinblick auf die große numerische und moralische Verstärkung, die der ersten Kammer zuteil geworden war, die bisherige Mitgliederzahl (93) der zweiten Kammer zu erhalten, 17 Abgeordnete, die nach dem Verhältniswahlverfahren zu wählen sind, neun in der nördlichen (Neckar- und Jagstkreis), acht in der südlichen Landeshälfte (Schwarzwald- und Donaukreis). Da hierbei die Kandidatenlisten von Wählergruppen bei einer besonderen Behörde angemeldet sein müssen, so war von Anfang an klar, daß der „Proporz", wie man schlechtweg zu sagen pflegt, den Parteien Gelegenheit geben würde, ihre Anhänger zu zählen und so frei von Kompromissen — die doch durch die „Bindung" mehrerer Zettel (bei der Anmeldung) erfolgen konnten — ihre numerische Stärke zur Geltung zu bringen. Diese Aussicht hat denn auch die Taktik der Parteien für die Hauptwahlen nicht unerheblich, wenn auch nicht allein bestimmt und insbesondere allgemeine Wahlabkommen, obschon man sie erwartet hatte, zu unterlassen, mit beigetragen.

Ganz besonders gilt das für die Deutsche Partei. Die großen Reformgesetze des letzten Landtags (die Verfassungsrevision vor allen Dingen, dazu die Steuerreform und die Gemeindeordnung) waren außer der selbstverleugnenden Mitarbeit der meisten Privilegierten nur durch das einträchtige, grundsätzliche Zusammenwirken der beiden liberalen Parteien, der Deutschen Partei und der Volkspartei zustande gekommen. Die Haltung der übrigen Parteien — Zentrum, Sozialisten, Konservative und Bauernbund — war nur zu oft hemmend, verschlechternd und zweifelhaft gewesen und wenn sie auch außer dem schließlich isolierten Zentrum — letztlich für die Verfassungsrevision gestimmt haben, so geschah das nur, weil sie im Hinblick auf die Wahlen die Verantwortung für das Scheitern des großen Werkes nicht auf sich zu nehmen wagten. Die praktische Zusammenarbeit der beiden liberalen Parteien im

Landtage hatte vielfach in beiden Lagern die Hoffnung erweckt, daß es — im Zusammenhange mit den allgemeinen, auf Einigung des Liberalismus gerichteten Bestrebungen — zu einem gemeinsamen Vorgehen bereits bei den Hauptwahlen kommen werde. Diese Hoffnung wurde leider getäuscht. Zwar sind darüber vertrauliche Verhandlungen im letzten Sommer zwischen maßgebenden Parteiführern gepflogen worden, ohne daß eine Verständigung erreicht wurde. Ueber die Gründe des Scheiterns aber sind bisher genügende authentische Mitteilungen auch den Parteiangehörigen nicht gemacht worden. Indes weiß man, daß die Verhandlungen von seiten der Deutschen Partei abgebrochen sind und zwar vornehmlich, weil sie bei den sehr ungleichen Mandatsziffern, die den Stimmenzahlen der beiden Parteien bei den Landtagswahlen von 1900 allerdings nicht entsprach, auf der Einräumung bisher volksparteilicher Sitze bestand, weil sie ihre Stimmen für den Proporz sammeln wollte, und weil sie vor allen Dingen die Werbekraft und Konkurrenz des immer rücksichtsloser auftretenden Bauernbundes fürchtete und durch partielle Verständigung mit ihm — auch ohne formelles Bündnis — auf Kosten der Volkspartei glaubte Eroberungen machen zu können. So zogen denn alle Parteien getrennt in den Wahlkampf: die durch das romanische Verfahren ermöglichte Verständigung für den zweiten Wahlgang mochte dazu allerdings auffordern: und aus Kreisen der Deutschen Partei ist auch nachträglich erklärt worden, daß man gewillt gewesen, in dieser Weise nach der Hauptwahl sich mit der Volkspartei zu verständigen. Indessen hatte sich die Deutsche Partei ohne förmliche Allianz doch durch gegenseitige Verständigung in mehr als zwanzig Kreisen so eng mit dem Bauernbund liiert, daß jene Absicht bei der Volkspartei keine Gegenliebe mehr finden konnte. Und nach dem Ausfall der Hauptwahl blieb daher der Volkspartei für die 27 Nachwahlen kaum etwas anderes übrig, als taktische Verständigung mit der Sozialdemokratie. Das Ergebnis war, daß die Volkspartei, die auf die Behauptung ihrer bisherigen, nur durch besonderes Wahlglück zugefallenen 26 Mandate von Anfang an nicht hatte rechnen können, auf 20 Sitze kam, während die Deutsche Partei mit 11 Mandaten um eins über ihren bisherigen Besitzstand hinauskam, das heißt ebensoviel wie die Sozialdemokraten, und um eins weniger als der Bauernbund. Es hatte sich gezeigt, daß dieser und nicht die Deutsche Partei den Vorteil der Einzelabreden eingeheimst hatte.

Uebrigens hatte sich, genau wie in Baden, beim zweiten Wahlgang die Situation so gestaltet, daß durch Kompromisse und Zurückziehung aussichtsloser Kandidaten fast überall nur zwei, freilich nicht immer die höchstbestimmten, Bewerber sich noch gegenüberstanden. Wo das nicht geschah, erwies sich das durchgehends als verhängnisvoll: in Reutlingen-Land schlug der Sozialdemokrat mit wenigen Stimmen den deutschparteilichen Kommerzienrat Fischer, der sonst wohl entgegen der demokratischen Parteiparole gewählt worden wäre; in Geislingen drang wider Erwarten, seine Stimmenzahl um mehr als 30 Prozent steigend, der Zentrumsmann durch; am verhängnisvollsten aber wurde das Festhalten der Deutschen Partei an ihren ganz hoffnungslosen Kandidaten in Neuenbürg und Oberndorf: so ging jenes an den Sozialisten, dieses an das Zentrum verloren. Da aber diese Partei in den Hauptwahlen zu ihren achtzehn festen Sitzen bereits eine Eroberung (Spaichingen) hinzugefügt hatte, stand sie mit 21 Mandaten an der Spitze und selbst wenn ihre Hoffnung, beim Proporz noch fünf weitere Plätze zu gewinnen, vereitelt wurde, mußte sie einstweilen, so lange nicht die etwaige Kassierung des Oberndorfer Resultats zu einem anderen Nachwahlergebnis

führt, die stärkste Partei der neuen Kammer sein und konnte damit den Anspruch auf die Besetzung des Präsidentenplatzes erheben: eine Perspektive, die infolge der Reichstagsauflösung besonders unerfreulich erscheinen mußte.

Der Ausfall der Proporzwahlen ließ sich auf Grund der bei der Hauptwahl abgegebenen Stimmen annähernd vorherberechnen, nur über die eigentliche Zugehörigkeit der deutschparteilich-bauernbündlerischen Stimmen vermochte erst der Proporz volle Klarheit zu schaffen. Das Ergebnis war, daß das Zentrum, das mit 90000 Stimmen ein weniges hinter des Sozialdemokratie (91 500) zurückgeblieben war, sich, namentlich durch eine gewaltige Agitation im Oberlande — wo es sich freilich vergeblich um die Gewinnung eines vierten Sitzes handelte — mit insgesamt 100 000 Stimmen an die Spitze stellte, daß die Volkspartei mit einer noch stärkeren Vermehrung, von 75500 auf 90000, auch die Sozialdemokratie, die von 91500 auf 87000 sank, überholte, daß der Bauernbund, namentlich im nördlichen Teile ebenfalls stark wachsend, von 52000 auf 61000, der Deutschen Partei ein Mandat, auf das diese gerechnet hatte, entriß, während für diese Partei das Sinken ihrer Stimmen von 58000 auf 41500 und die Beschränkung auf im ganzen zwei Proporzabgeordnete eine Niederlage und eine Verurteilung ihrer Wahltaktik bedeutete. Aus den Wahlziffern ergab sich, daß von wenigen Bezirken (Stuttgart, Canstatt, Eßlingen, Geislingen und noch Freudenstadt) abgesehen, die Deutsche Partei neben Volkspartei und Bauernbund eine Minderheit, zum Teil eine ganz bedeutungslose Minderheit darstellte, auch da, wo sie in den Bezirkswahlen das Mandat errungen hatte, während andererseits der Bauernbund keineswegs eine seinen ungemessenen Prätensionen entsprechende Kraft bewiesen hatte. Dagegen hatte die Volkspartei, wenn ihr auch beim Proporz zugkräftige Namen und der Wunsch, sie gegen das Zentrum zu stärken, zugute gekommen war, sich gerade in den Bezirken, in denen es sich um starke sozialistische oder bündlerische Wählermassen handelte, als die erfolgreiche Vorkämpferin des Liberalismus bewiesen, sodaß sie im Gegensatz zur Deutschen Partei, die ihre Stimmenzahl gegen das Jahr 1900 um etwa 6000 gemindert sah, trotz der in den seither verflossenen Jahren erst zu voller Kraft gelangten bündlerischen Agitation sich auf gleicher Höhe behauptete, ja eher noch zunahm. Ihr Pakt mit den Sozialdemokraten ist vielfach getadelt worden und in einzelnen Kreisen aus lokalen oder persönlichen Gründen auch von der Wählerschaft nicht befolgt worden. Immerhin wird man anerkennen müssen, daß sich die Volkspartei in einer Zwangslage befand und nach der bedauerlichen Verquickung der Deutschen Partei mit dem Bauernbund nur so die Gefahr einer klerikal-bündlerischen Mehrheit mit Sicherheit abgewendet werden konnte und eine möglichst starke Linke erreicht wurde, was um so notweniger war, da manche Mitglieder der Deutschen Partei den bündlerischen Tendenzen recht nahe stehen. Daß sich die Volkspartei diesen Bestrebungen mit bewußter Entschlossenheit gegenübergestellt hat, hat ihr begreiflicherweise in größerem Umfange als der Deutschen Partei, trotz aller gewichtigen trennenden Momente, die Sympathien und Unterstützung der jungen, von den bisherigen Parteiorganisationen unabhängigen, auf die Einigung des Liberalismus von fest nationaler Basis aus hinstrebenden liberalen Bewegung gebracht, die freilich in jenen Monaten erst in ihren Anfängen stand, inzwischen aber in dem von den liberalen Vereinen von Tübingen, Heilbronn und Nürtingen im November geschlossenen „Liberalen Landesverband“ und durch die Begründung und den Anschluß von bisher etwa 30, in steter Zunahme an Zahl und Mitgliedern

begriffenen liberalen Vereinen[1]), einen unerwarteten und für die weitere Entwicklung der schäbischen Parteiverhältnisse sicher nicht bedeutungslosen Aufschwung genommen hat. Das Ergebnis der ganzen Landtagswahl ist: daß auf der rechten Seite neben 25 Klerikalen 15 zusammengehörige Konservative und Bündler sitzen, daß ihnen ebenso stark 24 Volksparteiler und 15 Sozialisten gegenüberstehen und daß als schwächste Fraktion mit 13 Vertretern die Deutsche Partei, die bei der zum Teil stark mit nichtliberalen Elementen untermischten Zusammensetzung ihrer Parteimitglieder doppelt verantwortungsvolle Rolle als „Zünglein an der Wage" darstellt; um so bedeutsamer wird das sein, da die Aufgaben des künftigen Landtags den Gegensatz zwischen den rechts und links stehenden Parteien stark hervortreten lassen werden. Wenn die Deutsche Partei auch drei Mitglieder mehr zählt als am Schluß der letzten Landtagssession, so bedeutet das für die Partei doch noch eine bedeutendere Schwächung als der Verlust von zwei Mandaten für die Volkspartei, da der größte Teil der Privilegierten bisher, auch ohne die Zugehörigkeit zum Fraktionsverbande, im wesentlichen auf dem Boden der Deutschen Partei stand.

Daß unter den geschilderten Verhältnissen der Ausgang der Hauptwahl und namentlich die Stellung bei den Nachwahlen eine starke Verstimmung zwischen den beiden liberalen Gruppen zurückgelassen hatten, ist nur zu begreiflich. Mit Besorgnis mußte man daher gerade im Hinblick auf die Bekämpfung der Oppositionsparteien vom 13. Dezember den Reichstagswahlen in Württemberg entgegensehen. Glücklicherweise hat sie sich doch nicht als gerechtfertigt erwiesen und der Ausgang der Wahlen, die den Sozialdemokraten von ihren vier Wahlen nur Stuttgart beließ und sie außer in Ulm überall, auch da, wo sie 1903 teils mit teils ohne Erfolg in die engere Wahl gelangt waren, schon im ersten Wahlgang ausschaltete, kann umsomehr als erfreulich bezeichnet werden, da er dem Liberalismus nicht nur beträchtlichen Stimmenzuwachs, sondern auch allein einen Mandatsgewinn — drei Sitze — gebracht hat. In mannigfachen und langwierigen Verhandlungen zwischen den für die nationale Parole eintretenden Parteien gelang es, partielle und in den besonders gefährdeten Kreisen noch weitergehende Verständigungen herbeizuführen. Das war nur möglich, weil sich die Volkspartei in den Reichstagsabstimmungen vom 13. Dezember und dann auch in der Wahlbewegung unumwunden auf den Boden „nationaler" Gesinnung gestellt hatte: daß sie aus dem Munde Konrad Haußmanns kam, verlieh dieser scharf von der Sozialdemokratie abrückenden Haltung besondere Bedeutung. Sie ist der Partei sehr gut bekommen und hat denen recht gegeben, die schon vorher darauf hingewiesen hatten, daß auch für den gemäßigten Liberalismus diese Richtung unbedingt bündnisreif geworden sei. Freilich die allgemeine Verbrüderung vom Bauernbund bis zur Volkspartei, welche manche Führer der Deutschen Partei am liebsten gesehen hätten, war nicht nur infolge des Landtagswahlkampfes, sondern aus prinzipiellen Gründen nicht herbeizuführen, da der Liberalismus in einer ganzen Reihe von Wahlkreisen auf die Bekämpfung der agrarischen Reaktion nicht verzichten konnte.

So war denn das Ergebnis, daß sich die Deutsche Partei einerseits mit der Volkspartei, andererseits mit dem Bauernbund über die einzelnen Wahl-

[1]) Man wird jetzt — Ende Februar — ihre Mitgliederzahl auf gegen 3000 schätzen dürfen. Genaue Zahlen fehlen noch.

kreise verständigte. Dabei wendete sie ihre Gunst freilich in erheblich stärkerem Maße dem Bauernbunde zu. Denn sie trat für diesen und gegen die linksliberalen Kandidaten nicht nur in seinem ganzen bisherigen Besitzstande in den Kreisen Hall (11), Gerabronn (12) und Heilbronn (3) ein, sondern sie unterstützte den Bund in dem früher liberal, zuletzt sozialistisch vertretenen Böblingen (4), während sie in Herrenberg (7) ihren Anhängern freie Hand ließ, sich für den bisherigen volksparteilichen Abgeordneten Schweickhardt oder dessen bündlerischen Konkurrenten zu entscheiden. Dagegen unterstützte sie die Volkspartei nur in drei von ihren bisherigen fünf Sitzen: Reutlingen-Tübingen (6, Payer), Freudenstadt (8) und Balingen-Rottweil (9 Konrad Haußmann), sowie in dem bisher sozialistischen Göppingen (10), behielt sich aber in Ulm (14) die Aufstellung eines eigenen Kandidaten vor, eine Absicht, die dann nur an der Weigerung des Staatsrats von Balz, gegen Storz aufzutreten, gescheitert ist.

Durch diese Vereinbarungen gelang es der Deutschen Partei zu erreichen, daß in Stuttgart (1), ihrem Bewerber außer vom Zentrum kein anderer bürgerlicher Kandidat gegenübergestellt wurde, in Canstatt-Ludwigsburg aber (2) für ihren Führer Hieber und in Eßlingen (5) für den Deutschparteiler beide andern Parteien direkt eintraten. Wenn somit, da auf eine Eroberung von Stuttgart kaum zu rechnen war, der Deutschen Partei nur zwei Sitze zufallen konnten und sie auf weitere Kandidaten verzichtete, so kommt im Vergleiche zu früheren Zeiten darin gerade bei der diesmaligen Wahlparole zum Ausdruck, daß sie das Privileg, alleinige Vertreterin des nationalen Gedankens zu sein, nicht mehr behaupten konnte, wie denn die Ziffern der Landtagswahlen auch erwiesen hatten, daß sie in keinem der Reichstagswahlkreise mehr die stärkste der nationalen Parteien war. Umsomehr mußte sie darnach streben, den in ihrem Parteiprogramm ausdrücklich betonten Charakter als „liberale" Partei zum Ausdruck zu bringen. Und von diesem Gesichtspunkt aus entstand begreiflicherweise in Heilbronn lebhafte Opposition gegen die Abmachung der Zentralleitung, die hier das Eintreten für den extremen Bündler Dr. Wolff gegen Naumann zur Pflicht machen wollte. Durch den Beschluß der Wahlfreigabe, die überwiegend ein Eintreten für Naumann bedeutete, blieb diese lokale Opposition allen Bemühungen von Stuttgart zum Trotze siegreich.

Die Wahl im dritten, Heilbronner Kreis darf als das interessanteste und bedeutsamste Moment in diesem Kampfe gelten. Schon daß es möglich war, eine Persönlichkeit wie Naumann, der weder durch Geburt noch Wohnort oder Beruf dem Schwabenlande angehörte, ohne lange Vorbereitung hier in Württemberg aufzustellen und zwar vonseiten derjenigen Partei, die bis vor kurzem als die engherzige Vertreterin eines unnationalen Partikularismus und sozialer und politischer Rückständigkeit dem wahrhaft Liberalen meist gelten mußte, machte die große Wandlung, die hier eingetreten war, offenbar. Daher denn auch ihr, wie bei den Landtagswahlen, die junge liberale Bewegung zugute gekommen ist. Die Wahlziffern der Landtagshaupt- und noch mehr der Proporzwahl ließen die sichere Hoffnung zu, daß Naumann auf alle Fälle in die Stichwahl käme. Nur mit einer Gefahr rechnete man im liberalen Lager von Anfang an: daß das Zentrum seine reichlich 4000 Wähler im ersten Wahlgang für Wolff kommandieren würde und dadurch Naumann doch ausfallen könnte. Durch seine Persönlichkeit, unterstützt durch eine bewunderungswürdige Agitation der demokratischen und liberalen Organisationen, gelang es aber Naumann, den Sozialdemokraten

um etwa 250 Stimmen zu überflügeln (9700 : 9450)[1]) und dann durch sozialdemokratische Unterstützung in der Stichwahl zu siegen.

Das war aber auch in der Tat der einzige Fall, in dem die sozialdemokratische Parteileitung in der Stichwahl für den Liberalismus eingetreten ist. Diese auffällige Stellungnahme findet ihre Erklärung in dem Ausgange der Hauptwahl.

Hier wurden in Aalen (13) und den drei oberschwäbischen Kreisen (15, 16, 17) wie bisher die Zentrumsleute — unter ihnen die Herren Gröber und Erzberger — dieser mit erheblich gesteigerter Stimmenzahl — wiedergewählt, trotz der nationalen Gegenerklärungen gutkatholischer Standesherren. Es hat sich gezeigt, daß in diesen rein ländlichen Gebieten einstweilen gegenüber der Herrschaft des niederen Klerus jede Hoffnung auf die Erweckung nationalen Verständnisses vergeblich ist. Dagegen darf man, zumal für den 15. Kreis des Herrn Gröber, in zweiter Linie auch für den 13., erwarten, daß eine systematische, einheitlich-liberale Agitation künftig Früchte bringen wird, freilich kaum ohne Kooperation der Sozialdemokratie.

In Stuttgart drang der sozialdemokratische Führer Hildenbrand im ersten Wahlgang durch, mit gesteigerter Stimmenzahl (1907: 25274, 1903: 22757) aber erheblicher geringerer Mehrheit; Konr. Haußmann hat es seither ausgesprochen, daß, wenn man die Stichwahltaktik der Sozialdemokratie näher gekannt hätte, auch Hildenbrand auf der Strecke geblieben wäre. Von den Bündlern wurde nur einer (Vogt-Gochsen in Hall) gleich niedergewählt (10500 : 8000 gegnerischen Stimmen), ferner die beiden Deutschparteiler Hieber und Wetzel, beide mit ansehnlichen Mehrheiten, und zwei Volksparteiler Payer und Wieland (dieser in Göppingen). Außer in diesem Kreise hatte der Bauernbund, in starker Ueberschätzung seiner Macht, überall den Volksparteilern eigene Kandidaten gegenübergestellt. Er wurde dabei freilich von seiner eigenen Gefolgschaft soweit im Stiche gelassen, daß er den unerwarteten glatten Sieg Payers (11800 gegen 9900 der Gegner) doppelt glänzend erscheinen ließ, andererseits aber wurde in Freudenstadt und Ulm eine sehr unnötige Stichwahl, dort mit dem Zentrum, hier mit der Sozialdemokratie, herbeigeführt. Und die Sozialdemokratie, erbittert über ihre Verdrängung aus drei ihrer bisherigen Kreise[2]) ohne irgend welche Errungenschaften an anderen Stellen — erhielt nun Gelegenheit, um sich der Zentrumshilfe in Ulm zu versichern, durch Eintreten für den Ultramontanen in Balingen-Rottweil hier den besonders verhaßten Konr. Haußmann, den man in erster Linie für die Verständigung der Liberalen verantwortlich machte, zu beseitigen, während man in allen übrigen Kreisen durch strengste Stimmenthaltung oder gar geheime Weisung für den Agrarier zu stimmen (7. Wahlkreis, weil hier Schweickhardt um 800 Stimmen voraus war) ebenfalls drei Reaktionären zum Siege zu verhelfen suchte. Der feine Plan schien gar nicht so aussichtslos, zumal Haußmann nur ca. 2000 Stimmen Vorsprung hatte (10423 : 8306), während die Sozialisten über 7000 verfügten. Trotzdem ist er an der gesunden politischen Einsicht der Wähler in der Hauptsache gescheitert. Zwar war der 12. Kreis dem bisherigen Vertreter Vogt-Büttelbronn um so weniger streitig zu machen, da hier das Zentrum über 4000 Wähler besitzt. Sonst aber entging nur im 4. Kreis dem Volks-

---

[1]) Wenn das Zentrum, was ihm ja auch ein Leichtes gewesen wäre und keinerlei Skrupel verursacht hätte, seine Stimmen zwischen Bündler und Sozialisten geteilt hätte, so wäre sein Ziel, Naumann zu beseitigen, erreicht worden.

[2]) 5 (Eßlingen), 10 (Geislingen) und 4 (Böblingen): hier kam statt ihrer der Volksparteiler in die Stichwahl.

parteiler Leo der Sieg über den Konservativen. In Freudenstadt, Herrenberg und Ulm siegten die Volksparteiler und vor allem gab das Oberamt Balingen durch seine Mehrheit von 5000 Stimmen auch Konr. Haußmann wider alles Erwarten den Sieg mit glänzendem Vorsprunge.

So ist das Ergebnis, daß wie bisher 4 Ultramontane und 3 Bauernbündler in den Reichstag eingezogen sind, außerdem aber statt 4 nur 1 Sozialdemokrat, 2 Deutschparteiler (bisher 1) und 7 Linksliberale (bisher 5): 6 Volksparteiler und Naumann als Mitglied der Freisinnigen Vereinigung. Hatten am 13. Dezember 8 Neinsager gegen 9 Mitglieder der Minderheit gestanden, so entsendet unser Land jetzt 12 in nationalen Fragen zuverlässige Männer, denen nur 5 schwarz-rote Freunde gegenüberstehen.

Der Erfolg und die Bedeutung dieser Wahl ragt aber über diese Mandatsverteilung noch hinaus. Freilich hat die Sozialdemokratie durch eine aufs äußerste gesteigerte Agitation ihre Stimmenzahl nicht unerheblich mehren können.[1]) Aber der Bauernbund hat trotz deutschparteilicher und ultramontaner Unterstützung (allein im 3. Kreis sicher 5000 Stimmen!) seine Stimmenzahl nicht vermehrt, während für die linksliberalen Kandidaten etwa 15000 Stimmen mehr abgegeben worden sind als 1903. Die frische Werbekraft des liberalen Gedankens zeigt sich auch darin, daß diese Bewegung keineswegs mit den Wahltagen ihr Ende erreicht hat, sondern in unverminderter Schwäche sich in der Weiterentwicklung und Neubildung von liberalen Vereinen von Woche zu Woche weiter betätigt: die erfreulichste Aussicht, bei rastloser Arbeit zu künftigen Erfolgen weiterzuschreiten.

Tübingen. Karl Jacob.

Warum wir wählten!

Eine Antwort an Friedrich Naumann.

Von Eugen Albrecht in Frankfurt am Main.

Wir bitten ums Wort!

Verehrter Vorredner und Mann der politischen Tat!

Gar tüchtig habt Ihrs uns wieder einmal gesagt, uns unbekümmerten Atheniensern und schmausenden Sybariten, uns Stimmlosen und Willenlosen m politischen Staat! So gerne hätten wir Euch noch lange gelauscht, wie Ihr in einem Atem uns lobt, daß wir den Widerwillen überwanden und zur Wahlurne in Scharen herbeikamen, im gleichen Atem uns freundlich

[1]) Für die Sozialdemokratie sind 1903 100000, 1907 116000 Stimmen abgegeben. Das Zentrum hat 1903 90000, jetzt 91500 Stimmen aufgebracht, aber diesmal im 10. Kreis wenigstens offiziell sich der Wahl enthalten (1903 4200 Stimmen) und im 3. Kreis stecken mehr als 4000 in den bündlerischen Stimmen. Für die Deutsche Partei sind 1907 64000, 1903 61500 Stimmen abgegeben. Da aber die deutschparteilichen Kandidaturen alle drei Kompromißkandidaturen sind, so ist die Stimmenzahl nicht beweiskräftig; ihr wesentliches Hinausgehen über die bei der Landtagswahl für sie abgegebenen Stimmen (58000) zeigt, daß sie mehr empfangen als gegeben hat. — Für die Exaktheit der Zahlen kann ich nicht überall einstehen, da ich die Korrektur ohne alle Hilfsmittel auf der Reise lesen mußte.

und auffordernd verspottet, daß wirs nicht früher taten, daß wir nun für lange Zeit uns wieder behaglich kummerlose Ruhe erhoffen! Fürwahr, wir möchten Euch zuliebe noch viel größere Sünder sein als Ihr uns vorhaltet, Herr Reichstagsabgeordneter, nur um so schön und mit so männlichen Worten gescholten zu werden. Ein köstlicher Genuß sind uns ja immer Eure Reden, und erwärmen unsere Seelen, Ihr mögt es glauben oder nicht, weit mehr als alle französische Malerei und italienische Melodie, als Ibsen und Tolstoi. Aber verzeiht, wenn wir Euch eins gestehen, zum Dank für Eure wohlgemeinte Mühe, ein wenig auch zur eigenen Rechtfertigung:

Ihr habt uns nicht tief getroffen.

Wenig sündig kommen wir uns vor; kein Wunsch noch Vorsatz der Besserung ward wach in unsern verstockten Herzen. Wie sonst kamen wir nicht auf Euren Ruf, um bekehrt zu werden, und gehen nicht als Bekehrte: sondern weil wir uns freuen, einen ganzen echten Mann kraftvoll von seinen Idealen reden zu hören, die in einigem auch die unsrigen sind, in vielem anderen nicht. Nur einen von Euern Gedanken werden wir mitnehmen und uns seiner erinnern für künftige Tage: den Gedanken, den die Wahlen uns kündeten, den Ihr uns ausprägtet und mitgebt in Worten: die Partei der Nichtwähler ist stärker als irgend eine andere — wenn sie will.

Wir werden uns seiner erinnern, wenn uns wieder einmal eine innere Not dazu treibt, in die politische Arena herab zu kommen: eine innere Not, versteht Ihr, kein Ruf von außen und keine Stimme, nicht die Eure, nicht andere, nicht Flötengetön noch Fanfaren: und inzwischen werden wir wieder für Euch mitstreitende und mitregierende Männer in dem unausrechenbaren Dunkel verschwinden, aus dem unsere Scharen heranströmten.

Ihr lächelt und denkt: „Auch der Faule hat ideale Gründe". Und Ihr hofft, daß die „unsichtbare Macht der alten, halbverschollenen, religiösen Kräfte", die uns diesmal auftrieb und in der Tiefe erregte — so sagtet Ihr doch? — uns bald wieder heranführen wird, auch wider unsern Hang zur Ruhe und Läßigkeit.

Wir möchten Euch gerne recht geben, auch hierin, einzig Euch zuliebe, hört Ihr, dessen Glauben und unermüdliches Wirken uns eine Freude und Herzerquickung sind in unserer flachen Zeit. Aber auch hierin habt Ihr uns falsch verstanden. Die Not, die Ihr aus unseren Entschlüssen herauslaset, sie ist uns fern und fremd, und hätte uns nicht in Bewegung gesetzt, diesmal gewiß nicht. Wenig tief habt Ihr in uns geschaut, mehr von Euren Wünschen und Hoffnungen uns gezeigt, als von den unsern gesehen. Nein, nein: wir haben keinen Augenblick daran gedacht, daß irgend eine Religion diesmal in Gefahr sei. Das Geschrei haben wir zu oft gehört, auf beiden Seiten, und in stärkeren Tönen als diesmal. Allzu gut wissen wir, daß vor jeder neuen Wahl das Vaterland, die Religion, Freiheit und Sitte, Bürgertum und Familie auf äußerste gefährdet sind; allzu genau wissen wir, daß nach jeder neuen Wahl alles Wesentliche seinen guten und geruhigen Gang nimmt wie vorher; daß sogar unter Euch Männern des Reichstags alle wirklich arbeitenden ein wenig von der Anstrengung der großen Worte ausruhen — wenn die Nachwahlkämpfe zu Ende sind, versteht sich —, daß nur einige von den Jüngsten, einige von den Aeltesten und einige Unverbesserliche und Unheilbare nicht aufhören können, vom tausendjährigen Reich zu predigen, oder unversehens immer wieder in die allzu eingewohnten Feuerreden verfallen.

Ach, wir sind noch viel übleres Holz, als Ihr denkt, Herr Redner: wir sind ganz und gar davon überzeugt, daß das deutsche Reich mit

jedem Reichstag und alle seine Einzelstaaten mit jeglichem Landtag gut fahren werden, in dem bloß nicht eine einzige Partei so überwiegt, daß sie ihre Ideale völlig durchführen könnte. Wir meinen, daß im Grunde immer die Notwendigkeit und die ruhige Einsicht herrscht oder zur Herrschaft kommt: daß diese bald von der Regierung, bald von dieser, bald von jener Partei zuerst erfaßt und vertreten wird: daß ihr alle euch gegenseitig treiben und hemmen sollt, daß immer alle Stimmen aus allen Winkeln und Gesellschaftsklassen des Reiches sich sollen hörbar machen können: daß über euch allen ein Letztes und Größtes steht, das mit oder wider euch unser Geschick bestimmt: des ganzen Volkes Wohl und Wehe, des ganzen Volkes Wille.

Darum auch, Ihr versteht uns jetzt, haben wir wirklich, wie Ihr sagt an manchem Ort Männer gewählt, für die wir weder ein besonderes Interesse, noch eine besondere Achtung hegten: sie sollen für eine, zwei Abstimmungen uns das halten, was sie uns gelobten — im übrigen hoffen und erwarten wir, daß wenn sie auch in allem weiteren ganz gegen unseren Willen raten und taten sollten, daraus kein allzugroßes Unglück erwachsen wird. Interessen sollt ihr vertreten: ob mit oder ohne Reden, ob im Plenum oder auf Hintertreppen, das ist uns und denen gleichgültig, die euch wählten — die euch wieder werden wählen, wenn ihr eure Sache gut macht.

Ihr seht, wie recht Ihr hattet, uns die Triarier des politischen Heeres zu nennen: wir sind's, Landsturm, letztes, allerletztes Aufgebot im politischen Kampfe. Für alle gewöhnlichen Zeitläufte seid ihr unser Heer im Frieden, ihr politisch Uniformierten, denen wir dies Teil menschlicher Arbeit ganz überlassen — aber nicht eine von euern Parteien allein, sondern ihr alle zusammen, wie ihr euch eifrig und jeder von seinen Ideen und Zwecken erfüllt durcheinander und gegeneinander, zwischen Regierung und Regierten, bewegt. Ihr sollt für uns, die wir nur wenig davon verstehen und wenig Zeit dafür übrig haben, die Fragen des öffentlichen Lebens studieren, mit ihnen in dauernder engster Fühlung bleiben und sie ständig in Fluß und in Diskussion erhalten helfen, sie nimmer zur Stagnation kommen lassen. Die höchste und letzte Entscheidung liegt nicht bei einer von euern Parteien, auch nicht bei den Regierenden, sondern in euer aller Wechselwirken; und die Gesetze dieses Wirkens stammen und bewegen aus tieferem Grunde als alle eure Erwägungen und Beschlüsse.

Wir aber, wir Unpolitischen, gehen inzwischen unserer Arbeit nach. Wir müssen uns auf unser Tun und Arbeiten konzentrieren, wie ihr auf das eure: Wissen gilt es zu schaffen, um die dunklen Kräfte in Mensch und Natur zu finden, zu bekämpfen und zu nützen, und harte und unermüdliche Arbeit gehört dazu; Not gilt es zu lindern, der Kranken, der Schwachen, der Armen, der Kinder, Frauen, Greise, der Arbeiter und Arbeitlosen — nicht ihr allein schafft daran, die ihr Gesetze machen helft —; die Höhen der Menschheit gilt es immer wieder zu entdecken und mehr und mehr allen eigen zu machen, Hoffnung, Glaube, Freude nicht aussterben zu lassen, immer neu und in neuer Form zu wecken und zu beleben. Und wir alle, wir Unpolitischen, sind uns bewußt, daß wir in dieser unserer kleinen oder großen Arbeit, in der wir aufgehen, so gut und ganz unsere Pflicht tun als ihr in der eurigen. Ihr fühlt die Pflicht, zu rufen, zu sammeln, zu ordnen und zur Schlacht zu führen — so nehmen wir es euch nicht übel, wenn ihr uns den Frühstücks- und Abendtisch voll Flugblätter werft und die Säle und Zeitungen füllt mit euren Reden: ihr fühlt in euch die Not und den Drang aller Gläubigen, Proselyten zu machen, Seelen zu retten. Wir aber

wissen nichts von dieser Not; wir verstehen eure Sorge und Kümmernis um uns läßige Brüder: aber zu wichtig sind uns unsere eigenen Aufgaben, um euren Stimmen zu folgen.

Ihr lächelt über uns politisch Unmündige, über uns Optimisten und große Kinder. Von Solon bis auf Roosevelt haben alle politischen Männer so gelächelt über jene, denen der politische Sinn abgeht, wie die Vollsichtigen wohl über die Farbenblinden lächeln; oder sie sind ergrimmt gewesen über diese unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen die Fragen des politischen Lebens. Aber weder das eine noch das andere, weder Spott noch Grimm, vermögen uns zu bewegen. Unsere und eure Vorstellungen und Gefühle sind hier nicht vereinbar. Verschiedene, entgegengesetzte Organisationen sprechen zueinander in unverständlicher Sprache, wenn wir uns darüber verständigen wollen.

Es hätte keinen Sinn, wollten wir hier weiter darüber streiten.

Aber Ihr wollt und sollt noch eines wissen, ehe wir scheiden. Warum in aller Welt, wenn wir so skeptisch und gleichgültig allem politischen Parteiwesen gegenüberstehen: und wenn wir auch diesmal nicht an gefährdete Religion glaubten, wir Parteilosen, und Eure Vermutung von der Ursache unseres Tuns verfehlt war: warum in aller Welt haben wir diesmal, gerade diesmal es für nötig, ja für unsere Pflicht gehalten an die Wahlurne zu kommen, Mann für Mann unsere Stimmen abzugeben? Die Zollkämpfe von 1895 haben uns nicht gerührt, ihr habt Recht. Rören und Dernburg sind uns Hekuba. Und auch in Südwestafrika liegt höchstens ein ganz kleines Teil unserer Hoffnungen. Sein Sand betrübt, seine Brunnen erfreuen uns: aber Ihr habt recht, auch darum hätten wir unseren Stimmzettel nicht geschwungen.

Noch mehr: wir haben Wahlaufrufe und Wahlreden gelesen und gehört und uns nur mäßig des Schönen und Guten erfreut, das jede Partei auf einmal wieder in sich, in ihren Taten und Entschlüssen entdeckte, nur mäßig uns über das Schlechte entrüstet, das sie den Männern und Absichten der anderen nachzusagen wußte. Ja sogar die nationale Parole der Regierung haben wir in unserer Müdigkeit — so sagtet ihr wohl? — nicht ganz voll genommen: wir haben die Geschicklichkeit bewundert oder nicht bewundert, mit welcher sie vorging, und waren trotzdem überzeugt, daß es ihr wohl auch anders gelungen wäre, ihre Forderungen durchzusetzen. Auch unser ästhetischer Unmut über die Auswüchse der Sozialdemokratie stammt nicht von dieser Wahlbewegung und hätte uns vom Kampfe eher abgehalten als uns herangezogen.

Ihr steht und staunt. Warum dann, warum?

Ihr werdet noch mehr staunen, wenn Ihr den Grund erfahrt. Ihr werdet merken, daß wir Nichtpolitiker ganz und auf immer verloren sind, wenn Ihr hört, was uns zur Wahl getrieben hat. Daß ich es gerade heraussage: das Schrecklichste, das Ungehörigste was in der Politik vorkommen kann: ein Gefühl hat uns getrieben. Ein ganz einfaches, primitives Gefühl, und gerade darum eins von jenen, das alle Klassen einigt. Die Parteiredner haben es hundertmal in Wahlversammlungen und Zeitungen gesagt und wieder gesagt, betont und wieder betont, dieses Gefühl. Aber Ihr sogar, Friedrich Naumann, habt so wenig an seine Wirksamkeit geglaubt, daß Ihr es in eurer Liste der Möglichkeiten kaum erwägt!

Das deutsche Volk hat im letzten Dezember einen Vorgang erlebt, der a l l e rief. Alle, die deutsch fühlten. Wir alle wußten, daß in Südwestafrika Krieg war. Daß Deutsche, unsere wackern, tapfern Brüder draußen im Felde standen, gegen einen nicht geschlagenen, tückisch fechtenden Feind. Die mili-

tärische Leitung — die einzigen Sachverständigen, die wir befragen konnten — hatten auf ihr Gewissen versichert, daß eine bestimmte Truppenzahl aufrechterhalten werden müsse. Versteht uns nicht falsch: wir waren so wenig gewiß als irgend wer, daß dies unbedingt so sein müsse, daß jene Sachverständigen und die Regierung nicht vielleicht zu schwarz sahen. Das kümmerte uns nicht in jener Stunde. In solchem Zweifelsfalle gibt es in Vaterlandsfragen nur eins: Handeln. Und was sahen wir? Proteste, Gegenanträge, Versuche, die Regierung zu drücken: als ob es sich um eine gewöhnliche Handels- und Schacherfrage handelte. Das verstanden wir nicht, als Deutsche. Oder wir verstanden es zu gut. In solchen Augenblicken gilt nur eine Losung: Zusammenstehen gegen den gemeinsamen Feind. Alles Rechnen und Abrechnen für später. Nationales Empfinden verträgt in solchen Fragen weder Zaudern noch Feilschen.

Darum standen wir auf und kamen zur Wahl. Die Veteranen und hinfälligen Greise, wie die jüngsten Wahlberechtigten. Nicht um für die Regierung, nicht um für Liberalismus oder Freisinn Ja zu sagen: um fürs Vaterland ein lautes und weithin hörbares Votum abzugeben. Seid gewiß: wären die Zentrumswähler nicht sicher gewesen, daß sogar ihre Abgeordneten, wenn es die Umstände verlangt hätten, in irgend einer Weise für die nötigen Kriegsforderungen gestimmt haben würden, das Zentrum hätte nicht 400000 Stimmen gewonnen. Und die Mitläufer der Sozialdemokratie wären auch diesmal nicht abgefallen, wenn sie sich nicht auf ihre nationalen Pflichten als Deutsche besonnen hätten.

Der Tag ist vorüber; die Partei der Nichtwähler hat ihn entschieden. Wir kehren in unsere Kreise zurück, und hoffentlich werdet ihr lange nichts mehr von uns hören. Aber wenn das Vaterland auch nur mit einem Worte nach uns ruft, werden wir wieder zur Stelle sein, alle.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Zum „Fall Hildebrand“.

Nachdem in letzter Zeit so vieles über das Konkurrenzwesen gesagt worden ist, um Empfindungen aller Art Luft zu machen, scheint es geboten, einmal ein sachliches Wort zu dieser Frage zu äußern.

Nur allmählich bricht sich die künstlerische Einsicht Bahn, daß die Wirkung eines Kunstwerks ebenso von der Umgebung wie von den in ihm ruhenden Faktoren abhängig ist. Was dem Auge als Totalität sichtbar ist, soll als künstlerische Einheit wirken. Alle künstlerische Wirkung aber ist Wirkung eines Zusammenhangs. Jede Einzelform muß deshalb als ein Teil einer größeren Form empfunden sein. Handelt es sich z. B. darum, einen Brunnen für einen Platz zu erfinden, so ist diese größere Form die gegebene Situation und der zu schaffende Brunnen muß als Teil dieser gegebenen Situation gedacht sein. Auf diese Weise erklärt sich die Schönheit der alten Städte, man hat immer für das real Vorhandene weiter erfunden. Dagegen ist alles, was als Einzelding auf dem Reißbrett oder im Atelier erfunden ist ohne solche Rücksicht auf die Umgebung unreal gedacht und folglich unkünstlerisch. Es fristet nur so lange sein Leben, als es an und für sich isoliert betrachtet wird, bei der wirklichen Ausführung jedoch an Ort und Stelle, wo es mit der bestehenden Umgebung gesehen wird und wirken soll, wird es zu einem ganz anderen.

Der Mangel dieser Einsicht hatte den größten Einfluß auf das Konkurrenzwesen, wie es bisher im allgemeinen betrieben wurde. Der übliche Gang war der: Kommissionen von nicht Sachverständigen bestimmten den Ort und Gegenstand und schrieben den Wettbewerb aus. Künstler machten Entwürfe, ohne sich viel um die Situation zu kümmern und die Juroren traten nachher zusammen, um über diese Entwürfe zu urteilen, ohne den Platz zu kennen und ohne die Frage aufzuwerfen, ob überhaupt die Aufgabe künstlerisch möglich gestellt ist. Was wurde aus dem Konkurrenzwesen? Ein Schulexamen mit Preisverteilung. Damit war die Sache abgetan. Die Stadt bekam ihren Brunnen oder ihr Denkmal schlecht und recht, wie es eben gerade in die Situation paßte oder nicht. Die Ehrung, die damit beabsichtigt war, war aber erfüllt und damit die Hauptsache erreicht. So ging es ein fürs andre Mal und eine Rückwirkung des schließlichen Resultates auf die nächste Konkurrenzbehandlung blieb ausgeschlossen. Es kam also so, daß der Wettbewerb selbst das eigentlich Wichtige war, das eigentlich künstlerische Ereignis, was interessierte — das Reale. Die ausgeführte Sache kam post festum als unbedeutender Nachakt, insoweit es sich nicht um die Enthüllungsfeierlichkeit handelte.

Die natürliche Folge dieser Auffassung war aber die, daß der Künstler immer mehr und mehr für die Scheinwelt dieses Wettbewerbs seine Arbeit wirksam darzustellen suchte. Es handelte sich ja nicht darum, für einen Platz in Wirklichkeit etwas gutes zu erfinden, sondern vor allem beim Wettbewerb den Apfel abzuschießen. Der Architekt machte die schönsten Bilder, die effektvollsten Hintergründe, um den Juror und das Publikum zu bestechen, es bildeten sich allerlei perspektivische und zeichnerische Tricks aus, um den Entwurf möglichst genial und interessant erscheinen zu lassen. Es gab Künstler, die es überhaupt gar nicht beabsichtigten, durch ihren Entwurf die Ausführung zu erhalten, sondern den Wettbewerb als Selbstzweck ansahen und eine Scheinkunst für Preiserlangung ausbildeten. Ja auch fürs Publikum war der Wettbewerb so sehr Selbstzweck geworden, daß der erste Preisträger als genialer Künstler weithin berühmt wurde, ohne überhaupt etwas auszuführen, weit angesehener als der Künstler, der ohne Konkurrenz die beste Arbeit in die Wirklichkeit setzte. Kurzum — die Bühne, auf der die Künstler um die Palme stritten, war nicht die Wirklichkeit mit ihren realen Anforderungen, sondern die fiktive Welt des Wettbewerbs. Dem Künstler aber, der zum Juror gewählt wurde, machte man die höchst seltsame Zumutung, das eigentlich künstlerische Problem zu ignorieren, seine Phantasie zu Hause zu lassen und plötzlich ein guter Beamter zu werden, der nur von Paragraph 5 bis 7 die einschlägigen Fragen und Antworten zu begutachten hat.

Das war und ist noch jetzt zum großen Teil die Art und Weise, wie Wettbewerbe angesehen und betrieben werden. Daß dem so ist, liegt nicht im Mangel an gutem Willen, sondern im Mangel an künstlerischer Einsicht. Solche Wettbewerbe sind eben nicht als Selbstzwecke zu behandeln mit allerlei Nebeninteressen, wie Unterstützung der Künstler oder wie Gelegenheiten sich irgendwie hervorzutun, sondern sie sind nur ein Mittel zu einem real künstlerischen Zweck, der von vornherein im Auge zu behalten ist und nie vergessen werden darf.

Erst hier in München lagen die Verhältnisse so, daß es möglich wurde, im ganzen Prinzip einen Wandel durchzuführen und Dank dem Entgegenkommen der Regierung eine gründliche Neubehandlung der Wettbewerbe festzulegen.

Eine Stadt will z. B. einen Brunnen stiften und dazu einen Wettbewerb eröffnen. Wo soll der Brunnen hinkommen und wie soll er angebracht werden? Aus dem Vorhergehenden ist es klar, daß der Juror nur dann im stand ist, sachlich und zweckentsprechend zu urteilen, wenn er mit der Fragestellung einverstanden ist, d. h. sie gründlich überlegt hat. Es ergibt sich deshalb von selbst, daß nicht eine beliebige Kommission, sondern die gewählten Sachverständigen, d. h. die Preisrichter diese Fragen vor dem Preisausschreiben studieren und darüber schlüssig werden. Sie reisen in die betreffende Stadt, sehen sich alle Situationen an, um den passendsten Platz ausfindig zu machen und um die Art, wie der Brunnen anzubringen sei, im allgemeinen festzustellen. Da diese Fragen die meiste künstlerische Erfahrung und Einsicht in die gegenseitigen

Wirkungsbedingungen erheischen, so ist es ja nur natürlich, daß die Lösung dieser Aufgabe den reiferen Künstlern und nicht den jungen zufällt. Andererseits wird dadurch die jugendliche Phantasie von vornherein auf ein Reales hingewiesen und dazu in Fühlung gesetzt. Zudem sind ein großer Teil der Konkurrierenden gar nicht in der Lage, den Platz selber anzusehen und bedürfen schon aus diesem Grunde klare Direktiven. Es wird somit die Aufgabe als eine für Konkurrenten und Preisrichter gemeinschaftliche angesehen, für die jeder nach Kräften sein Bestes zu tun hat. Doch soll andererseits der Konkurrent niemals behindert sein, seinerseits eine Idee zu bringen, die von der der Preisrichter gefaßten abweicht, was ihn bisher von dem Wettbewerb ausschloß.

Eine weitere Folge ist dann die, daß es sich um eine Erfindung von Entwürfen handelt, die nicht nur an sich und in ihrem kleinen Maßstab gut aussehen sollen, sondern die, wenn groß ausgeführt, für den Platz passen und in richtigem Verhältnis dazu sind. Solche Modelle sollen nur eine relative Bedeutung haben und der Künstler hat sich stets jede Form in ihrer geplanten wirklichen Größe zu vergegenwärtigen. Damit hören aber alle Kunstgriffe auf und das Modell, welches für die Wirklichkeit gedacht ist, sieht meist höchst unscheinbar an sich aus. Ebenso wird die Beurteilung der Entwürfe eine weit schwierigere als bei dem früheren System, auch vom Preisrichter wird ein ganz besonderer Aufwand von gewissenhafter Vorstellungskraft verlangt, ein sehr starkes Abstraktionsvermögen, um sich stets den Entwurf im wirklichen Maßstab vor der inneren Vorstellung aufzubauen, damit er urteilen kann. Es ist hier nicht der Platz, um näher auseinanderzusetzen, wie es zusammenhängt, daß Zeichnungen oder kleine Modelle ein so unzuverlässiges Surrogat sind für die reale Wirkung der lebensgroßen Ausführung. Jeder Erfahrene weiß aber, wie schwer es ist, sich nicht von dem bestechenden Eindruck im kleinen Maßstabe beirren zu lassen, und ihn nicht mit dem der realen Wirkung des ausgeführten Werkes zu verwechseln. Von den Irrtümern, die dabei so leicht entstehen, sprechen die vielen mißlungenen Kunstwerke und Bauten, die nach scheinbar sehr gelungenen Entwürfen ausgeführt wurden. Deshalb zeigt es von einem künstlerisch sehr naiven Standpunkt, wenn sich Unerfahrene und das große Publikum berufen fühlen, gerade bei der Beurteilung von Entwürfen, mitzuurteilen. Die Kritik mag und soll stattfinden vor dem fertigen Werk, denn da steht die reale Wirkung vor Augen, nicht aber über eine Vorarbeit, die sozusagen wie eine Partitur nur vom Fachmann richtig aufgefaßt werden kann.

Diese sachliche Reform der Konkurrenzbehandlung bringt es mit sich, daß die Anforderungen an die Wettbewerber bedeutend ernsthaftere sind, als früher und daß eine neue ungewohnte Seite der künstlerischen Tätigkeit in den Vordergrund tritt. Es ist die Seite, die man nicht auf der Schule lernt und die auch abseits aller aktuellen Streitfragen und zeitlichen Bestrebungen liegt, denn es handelt sich dabei um keine Stilfrage oder Stilrichtung. Die Gegen-

sätze der sogenannten alten und modernen Richtung beruhen zum großen Teil doch nur auf Stilhuberei. Denn es ist ziemlich dasselbe, ob jemand alte Formen anwendet, weil sie früher angewandt worden sind, oder alte Formen grundsätzlich vermeidet, weil sie früher angewandt worden sind. Handelt es sich doch immer nur darum, das anzuwenden, was notwendig aus dem Zusammenhang entspringt und entspringen muß. Das Wesen des Erborgten liegt nicht darin, daß das Erborgte schon einmal da war, sondern daß es keinen neuen natürlichen Entstehungsgrund hat.

Als sich nun kürzlich eine solche Mißstimmung über den Ausfall der Konkurrenzen Luft machte, zeigte sich deutlich die vollständige Unkenntnis und die vollständige Mißdeutung der wirklich entscheidenden Gründe. Es erklärt sich so, daß man für das Unverständliche am Urteil der Preisrichter nach Motiven suchte, die gar nichts mit der Sache zu tun hatten und daß man dabei gründlich daneben gehauen hat. Nicht die Subjektivität, noch die Kunstrichtung ist an diesen Urteilen schuld, sondern gerade die Objektivität, mit der der künstlerische Zweck der Wettbewerbe im Auge behalten wird. Diese ruft so manche Unzufriedenheit hervor, weil das bisher üblich gewesene Verfahren aufgehört hat und weil ein noch so talentvoller Entwurf nicht durchkommt, wenn er nicht für die Situation paßt. Gerade hier in München werden jetzt die Wettbewerbe künstlerisch so ernsthaft behandelt, wie wohl nirgends sonst und mit der Zeit wird man einsehen, daß auf diese Weise der Kunst und ihrer Entwicklung mehr gedient ist, als dadurch, daß man persönliche Rücksichten obenan stellt, indem man jeden zu Wort kommen lassen will, nur damit alle vertreten sind und der Vorwurf der sogenannten Parteilichkeit vermieden wird.

Adolf Hildebrand.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

5.

Die bourbonische Armee, die unter dem Kommando des Generals Landi eines Sizilianers, stand, hatte die dreifache Stärke der Freiwilligen Garibaldis, und außerdem den Vorteil, mit allem Nötigen gut versorgt, gut geschult und erfahren zu sein. Da sie noch dazu eine günstige Stellung inne hatten, nämlich auf einer Anhöhe zwischen den gleichfalls auf Hügeln gelegenen Ortschaften Vita und Calatafimi, die vom Feinde über sieben Terrassen erstürmt werden mußte, was unmöglich schien, so zweifelten gerade die tüchtigsten unter Garibaldis Offiziere am Siege. Daß er dennoch so vollkommen errungen wurde, hatte seinen Grund in dem Heldenmute der Garibaldiner, die nicht mit der gewöhnlichen, eigentlich maschinenmäßigen Tapferkeit tüchtiger Soldaten fochten, welche auch die Bourbonen hatten, sondern mit der Hingebung Liebender, die um Glück und Ehre kämpfen, vor allem aber in Garibaldis Willen, der wie ein Dämon die glühende Luft erfüllte und die Seelen der Feinde brach. Bixio, dessen unwiderstehliches Vorwärtsstürmen nächst der Sicherheit des Generals am meisten Staunen erregte, schöpfte eine wunderwirkende Kraft aus der Verzweiflung; denn er, der bei geringem Selbstvertrauen die höchsten Ansprüche an sich stellte, handelte in großen Wagnissen immer wie einer, der den Todessprung tut, düster, unaufhaltsam und blindlings, sich selbst erschöpfend wie ein Blitz. Er verfehlte sein Ziel nicht und erlahmte nicht, bis er erreicht hatte, was ihm oblag; er erfüllte nicht nur den Gegner, sondern auch seine Untergebenen mit Schrecken, zugleich aber auch mit fast schaudernder Bewunderung.

Dem ganz geschlagenen und flüchtenden bourbonischen Heere nach verfolgten die Tausend über Alcamo und Partinico die Straße nach Palermo und erreichten nach einigen Tagen Passo di Renna, den höchsten Punkt eines Gebirgspasses, von welchem man Palermo sollte sehen können. Die verbannten Palermitaner, deren einige sich im Heere befanden, hatten unterwegs von diesem Anblick und der Schönheit dieser Stadt viel gesprochen und ihre Schritte mehr und mehr beschleunigt; aber in den letzten Augenblicken gingen sie langsamer, so daß die neugierigen Fremden ihnen vorauseilten. Es war Abend, da die Spitze des Zuges die Paßhöhe erreichte, wo die Stadt sichtbar wurde; sie lag als ein unbeweglicher sanft gebogener Schimmer zwischen dem Meere und den jähen Bergen. Hauptmann Carini aus Palermo, der Anführer einer Kompagnie, verriet sein Gefühl nur durch die Blässe des Ge-

sichtes und den feuchten Glanz der Augen; ein anderer zitterte heftig wie ein junger Baum, der geschüttelt wird. „Sie gleicht", sagte Carini nach einer Pause, „der Jungfrau des Märchens, die durch die schlechten Künste der Stiefmutter scheinbar tot im gläsernen Sarge liegt, ohne daß ihre rosige Schönheit sich verfärbt hätte, und der der Königssohn nahe ist, der die vergiftete Spange aus ihren Locken ziehen und sich ihr vermählen wird."

Es wurden Feuer angezündet, um die die Soldaten sich lagerten; der Himmel hatte sich mit dunklen Wolken bezogen, es wurde kalt und der Wind blies durch die Felsen. Nachdem gegessen war, legten sich die meisten schlafen. Hauptmann Carini erzählte jungen Leuten aus seiner Kompagnie Geschichten von der Unheimlichkeit dieser Einöde, in der es Höhlen gab, die von jeher Räubern zu Schlupfwinkeln gedient hatten. Von einem Räuber erzählte er, der besonders gefürchtet gewesen sei und jeden Vorüberkommenden niedergemacht habe, nur nicht die Mönche eines tiefer unten befindlichen Klosters, das er selbst gestiftet habe. Deshalb hätten die Reisenden sich womöglich von einem Mönch aus jenem Kloster begleiten lassen, in welchem Falle er sie geschont habe, doch hätten sie sich nicht immer dazu herbeigelassen aus Furcht, den Räuber zu beleidigen, wenn sie ihm zu viele Opfer entzögen. Sein Ende sei dadurch herbeigeführt, daß er sich in eine Frau verliebt und sie geraubt habe, worauf ihr Mann mit seiner Sippschaft und Freundschaft ausgezogen sei und ihn erlegt habe. Diese Männer hätten die Absicht gehabt, den Leichnam zu zerstückeln und unbegraben liegen zu lassen, aber die Mönche hätten ihn bei Nacht entwendet, um ihn gemäß einem Vertrage in geweihter Erde zu bestatten; wenigstens sei er verschwunden und keine Spur davon aufzufinden gewesen. Im Jahre 1848, erzählte Carini, habe sich eine Schar Patrioten, die nach der Niederwerfung der Revolution die Waffen nicht hätten niederlegen wollen, lange Zeit in diesen Höhlen verborgen gehalten, darunter auch Frauen und Mädchen, bis einer nach dem andern im Kampfe mit den Häschern der Regierung gefallen sei. Zuletzt sei einer geblieben, der die Namen aller seiner Gefährten und seinen eigenen in eine Höhlenwand eingegraben habe, darunter das Wort Dio, Gott, um zu sagen, daß Gott ihnen gnädig sein möge, oder aber, um ihn als den Rächenden anzurufen. Dann habe er sich mit einem Revolverschuß getötet.

Die Jünglinge blickten mit behaglichem Grauen von ihrem Feuer weg in den vom Winde getriebenen Nebel, der die fabelhaften, Götzen wilder Völker ähnlichen Gestalten der Felsblöcke und stacheligen Opuntien bald erscheinen, bald verschwinden ließen, bis ihre Augen zufielen.

Garibaldi wachte noch lange. An eine Felswand gelehnt, blickte er auf die Stelle an der Küste hinunter, wo ein gelblicher Flor das ungestüme Herz von Palermo bedeckte. Der Himmel war so dunkel, daß die gigantischen Berge Pellegrino und Grifone, die die Stadt einschließen, sich kaum davon abhoben und ihr Wesen in die Nacht vermummt schien; ihnen gegenüber stand über einem hellleuchtenden Streifen am Horizonte eine einförmig schwarze

Wolke, wie wenn sie auch ein Berg wäre. Zwischen diesen Urtieren elementarischer Natur verkündete ein undeutlicher Schimmer die alte Sirene, die den Namen der Glücklichen führte und viel Blut verschlungen hatte. Dort war das alte Kloster, aus dem der Glockenton gekommen war, der ihn gerufen hatte; dort stand das marmorne Kreuz zum Denkmal der sizilianischen Vesper, dort der Turm La Martorana, unter dem nach Hinmordung aller Franzosen die glorreichen Insurgenten zu einem freien Parlament zusammengetreten waren; und dort waren die Gefängnisse voller Patrioten und in den Schlössern residierten die Vertrauten der bourbonischen Könige, Henkersknechte, eigenmächtig wie Fürsten. Wer konnte wissen, wie die Menschen, die dort schliefen, ihn empfangen würden, wenn er nun käme? Ob sie entschlossen wären, ihr Leben, ihre Häuser, ihre Habseligkeiten um der Befreiung willen preiszugeben? Oder ob die lange Tyrannei sie so entnervt hätte, daß sie im schrecklichen Augenblick der Entscheidung zurückbeben und sich ducken würden? Wer konnte ihm zählen, wieviel stolze und wieviel verräterische Herzen dort schlügen? Er sah so angestrengt hin, als ob er wünschte, daß seine Augen Adler würden und sich auf die Zinnen von Castellamare setzten, um die Geheimnisse der goldenen Stadt zu erbeuten.

Es waren ihm tüchtige Männer bei Calatafimi gefallen, erprobte, die die sizilianischen Insurgenten nicht ersetzen konnten; es konnte rasend erscheinen, sein kleines Heer, seine unwiderbringlich Einzigen, gegen Mauern zu werfen, die von 20000 wohlgeschulten Soldaten verteidigt werden. Seine Tausend durfte er nicht verlieren, nicht aufs Spiel setzen; mit diesen, die er auf eigene Gefahr gefordert, und die das Vaterland ihm willig gegeben hatte, durfte er nur siegen. Er warf einen langen, zärtlich schwelgenden Blick auf die Gruppen der schlafenden Soldaten, zwischen denen hie und da die aufgepflanzten Bajonette blitzten, und wiederholte sich, daß ihn nichts entschuldige, wenn er diese Getreuesten verschleudre; denn er wußte, daß Bertani ihm eine neue Expedition ausrüstete, vielleicht schon abgeschickt hatte, auf die er warten konnte, um nach Belieben verstärkt den Schlag auf die Stadt zu führen. Freilich hatte er diesen Feldzug nicht auf Zögern und Verschieben angelegt, weil es ihm unheilvoll schien, wenn die Gegner Zeit sich zu besinnen fänden. Täglich erwartete er Nachricht von Rosolino Pilo, der mit seinen Freischaren in den Bergen von Palermo war und vielleicht mit ihm zusammenwirken konnte. Sein Blick blieb wieder an dem zerflossenen Schein hängen, der Palermo bezeichnete; wer ihm sagen könnte, ob die, die dort schliefen, sich ihm ergeben und ihm beistehen, oder ob sie ihn im Stiche lassen würden, wie den guten Francesco Risa? Es war ihm klar geworden, daß er im ganzen auf die Einwohnerschaft der Insel mit Sicherheit nicht zählen konnte; in den meisten Ortschaften war ihm das Volk wohl mit betäubender Huldigung entgegengekommen, anderswo hatten sie ihn geduckt und lauernd vorüberziehen lassen, wie Raubtiere, die den Abgewendeten anfallen wollen, dessen Auge sie nicht mehr bändigt. Indessen, trotzdem er sich dies sagte, überwog das Gefühl in

ihm, daß sie alle sein wären, wenn es darauf ankäme und er wollte. Seine Gedanken begannen daran zu arbeiten, wie er es machen könne, die Besatzung Palermo's so zu täuschen, daß sie annähmen, er zöge ins Innere, vielleicht versuchten, ihm den Weg abzuschneiden und ihm dadurch Gelegenheit gäben, nach einer plötzlichen Wendung in schnellen Märschen die geschwächte Stadt zu überraschen. Er saß währenddessen so still, daß er ein Teil des Felsens zu sein schien, an dem er lehnte; wenn der Nachtwind seine Haare aufblies und bewegte, hätte man sie für Gräser halten können, wie sie aus den Ritzen des Gesteines herwuchsen. Als es anfing, zu regnen, stand er auf und legte sich schlafen.

Am anderen Morgen, bevor das Lager abgebrochen war, fanden sich mehrere Herren aus Palermo ein, um Garibaldi Nachrichten aus der Stadt zu bringen. Sie hatten Bekannte unter den verbannten Sizilianern, die sich bei den Tausend befanden; als sie einander ansichtig wurden, umarmten und küßten sie sich unter Tränen. Was sie berichteten, war etwa dies: daß nach der unglücklichen Erhebung vom 4. April der Belagerungszustand über Palermo verhängt worden sei und niemand ohne Erlaubnis die Stadt habe betreten oder verlassen dürfen; trotzdem sei es Rosolino Pilo gelungen, die Botschaft hinein gelangen zu lassen, daß Garibaldi kommen werde. Diese Aussicht habe die Bewohner in dem Trotze bestärkt, mit dem sie ungeachtet der scharfen Bewachung jede Gelegenheit ergriffen, um ihre Gesinnung zu äußern. Sie erzählten, wie ein Polizist einem Manne auf der Straße den Revolver auf die Brust gesetzt und ihm befohlen habe, zu sagen: es lebe der König! wie dieser laut gerufen habe: es lebe Viktor Emanuel! und im gleichen Augenblicke, ins Herz getroffen, zusammengesunken sei. Wie Soldaten Häuser plünderten unter dem Vorwande, daß sie Rebellen gehörten, und wie die Offiziere sie nur mit Mühe, oft gar nicht daran verhindern könnten. Wie das Garibaldilied gejagt würde, einem Vogel gleich, der allerorten wieder sich aufschwinge, aufleuchte und entwische. Ferner wie sich das Gerücht verbreitet habe, Garibaldi sei gelandet, und wie darauf von den Bourbonen das andere ausgestreut sei, er sei von einem königlichen Geschwader in den Grund gebohrt. Wie dann, nach der Schlacht bei Calatafimi, da das Geschehene doch nicht völlig hätte verdeckt werden können, öffentlich bekannt gemacht worden sei, Piraten hätten die westliche Küste überfallen und wären plündernd und brandschatzend durch einige Dörfer gezogen, bis General Landi mit seinen Braven sie vernichtet hätte; der Hauptmann der Räuber sei unter den Toten. Wie jedes Herz geschlagen hätte: das geht um Garibaldi! und wie die Ungewißheit, ob die Bekanntmachung irgend etwas Wahres enthalte, die allgemeine Aufregung vermehrt habe. Alle Stände seien einig; obwohl es einträglich sei, Anhänglichkeit an die Bourbonen zu zeigen, Haß gegen sie zu verraten totbringend, gebe es nur wenige Aristokraten, die frei bourbonische Gesinnung bekennten, ja fast seien die Königlichen mehr darauf bedacht, ihre Neigung zu verbergen, als die Rebellen die ihre.

Diese Nachrichten kamen Garibaldi erwünscht und bestärkten ihn in seinem des Nachts entworfenen Plane, den er aber noch geheim hielt. Zum großen Schmerze der Seinigen, welche gern gerade auf Palermo losgegangen wären und seine Absicht nicht verstanden', schlug er statt dessen die entgegengesetzte Richtung ein, und als die Bourbonen wirklich ausrückten, spiegelte er eine Flucht vor, die sie zu weiterer Verfolgung bewog. Dann trennte er einen Teil seiner Truppen ab und schickte diese unter Anführung des tüchtigen Orsini nach Corleone im Inneren der Insel, während er selbst mit dem größeren Teile der Mannschaft auf schwer zugänglichen Bergpfaden bei Nacht in schnellen Märschen, denen auch die Kräftigen kaum gewachsen waren, nach dem östlich von Palermo gelegenen Misilmeri eilte. Auf dem verlassenen Gipfel brannten unterdessen Feuer, um den Feind irrezuführen.

Bald hinter Passo di Renna begegneten dem Heere Aufständische, die Garibaldi in tiefer Bekümmernis meldeten, daß Rosolino Pilo gefallen sei: in einem fast beendigten Gefechte mit den Bourbonen hatte ihn eine Bombe an die Stirne getroffen, als er im Begriffe war, Garibaldi wegen seines Sieges zu beglückwünschen.

* * *

In einer rauchigen Schenke von Misilmeri saßen Garibaldiner an mehreren Tischen und plauderten beim Wein über die zurückgelegten Märsche und die bevorstehenden Ereignisse. Man wußte noch nicht, was geschehen sollte; einige glaubten, es gehe nach Castrogiovanni, einem Orte, der ungefähr in der Mitte der Insel lag, wo die sizilianischen Insurgenten erst kriegstüchtig gemacht werden sollten, bevor man Palermo angreife, andere hofften und glaubten, es gelte dennoch sogleich der Hauptstadt. Ein junger Venezianer sprach den Wunsch aus, daß es erst ins Innere gehe: Palermo sei eine Mäusefalle, sagte er, die Orangenwälder, die sie umgäben, wohlriechender Speck; man gelange vielleicht hinein, aber dort würden einem hundert Eisen den Pelz durchdringen, es sei besser, sich vorher gründlich zu rüsten. Während er mit gutem Humor, seinen heimischen Dialekt redend, ausmalte, wie die Maus, nämlich er selbst, teils gespießt, teils ersäuft zappeln, quicken und sich geberden würde, und die Kameraden lachten, sprang plötzlich Nino Bixio auf, der allein, böse vor sich hinstarrend, an einer Ecke gesessen hatte, trat blitzschnell an den Tisch, wo das Gespräch geführt wurde und gebot augenblickliches Stillschweigen; die Maßnahmen des Generals dürften nicht begutachtet, Befürchtungen, die geeignet wären, entmutigend zu wirken, nicht ausgesprochen werden. Die jungen Leute blickten erschrocken, doch mehr gekränkt als eingeschüchtert auf den berühmten Anführer; der Venezianer unterdrückte mühsam eine unbotmäßige Antwort und sagte, indem er sich sichtlich anstrengte, ruhig und achtungsvoll zu sprechen, er werde sich wie jeder andere den Beschlüssen des Generals stillschweigend und ohne jede Kritik, die ihm nicht zustehe, unterwerfen, er habe gewisse Befürchtungen in scherzhaft übertriebener Weise geäußert in der Meinung, daß dies, zumal in kleinem Kreise, erlaubt sei. Nein,

es sei nicht erlaubt, rief Bixio unbegütigt, es sei nicht Zeit zu scherzen. Wer Garibaldi nach Sizilien gefolgt war, dürfe nicht fürchten, nicht zweifeln, nicht zaudern, müsse den Tod als etwas wünschenswertes ansehen und nichts anderes als schlagen und siegen oder sterben. Mit Gesinnungen, wie der Venezianer geäußert habe, nehme man Palermo nicht ein, Palermo müsse aber genommen werden. „Antwortet mir nicht", fuhr er noch heftiger auf, als es ihm schien, daß einer der jungen Leute dazu Miene machte. „Wenn Palermo unser ist, fordert mich. Aber bis Palermo unser ist, habt ihr keine Meinung, als zu gehorchen und keine Ehre, als zu sterben". Seine feinen Nasenflügel zitterten und seine Stirn war dunkelrot geworden; er blieb noch eine Weile stehen, und als er sich überzeugt hatte, daß alle schwiegen, drehte er sich kurz um und verließ die Schenke. Da einer losbrechen wollte, das dürfe man sich nicht gefallen lassen, sagte der Venezianer, der eigentlich betroffen war, jener solle still sein, künftig werde er leiser sprechen, wenn er etwas Reglementwidriges zu sagen habe. Er sei überzeugt, Bixio werde ihn gelegentlich um Entschuldigung bitten, diese fliegende Wut habe er nun einmal, dafür sei er der beste Heerführer nächst Garibaldi, man müsse ihm etwas zu gute halten. Fürchteten ihn seine Untergebenen, so bewunderten sie ihn doch nicht minder. Er leiste noch mehr, als er von anderen fordere, er selbst sei nie müde, nie verrate seine Haltung oder sein Blick Erschöpfung; wie er sich im Sattel höbe, wie er den Arm führte, wie er den Blick wendete, immer schiene es, als ob von seinem Kopfe Blitze ausgingen und seine Bewegungen vollzögen.

Garibaldi lagerte vor der Stadt unter einem Zelte mit seinen Freunden Basso, Nuvolari und dem Pfarrer Gusmaroli von Mantua, einem schönen weißhaarigen Alten, der es gerne hörte, wenn man ihm sagte, daß er dem Diktator ähnlich sehe; sein Sohn Menotti und dessen Freund Giorgio Manin, der Sohn des verstorbenen Daniele, der 1848 Präsident der venezianischen Republik und der Liebling seines Volkes gewesen war, beide leicht verwundet, plauderten abseits. Einige Engländer, deren Schiffe im Hafen von Palermo lagen, und die begierig waren, den großen italienischen Admiral und Condottiere und die Tausend, mit denen er seine Zauber wirkte, zu sehen, wurden von ihm empfangen und zeigten ihm einen Plan der Stadt Palermo, in welchem sie die Stellungen der bourbonischen Armee für ihn bezeichnet hatten. Garibaldi unterhielt sich mit ihnen in englischer Sprache, die ihm geläufig war, betrachtete den Plan angelegentlich und ließ sich Erklärungen dazu geben. Nachdem das Gespräch beendet war, mischten sie sich unter die Tausend, die in Gruppen rings umher lagerten, entwarfen Skizzen von den Erscheinungen, die ihnen auffielen, und nahmen Briefe zur Beförderung in Empfang, die ihnen von allen Seiten zugetragen werden; von den Italienern kauerten viele auf der Erde und schrieben eifrig, einen Stein oder einen Rucksack als Unterlage benützend. Weiterhin waren die Hügel bedeckt von den sizilianischen Rebellenscharen, die La Masa im Auftrage des Diktators in den Bergen von Gibilrossa gesammelt hatte. Es waren etwa 2500 Mann, ver-

schieden und ganz beliebig gekleidet, unter denen besonders die Anführer, meist adlige Besitzer großer Güter, durch eine wunderliche Tracht auffielen.

Inzwischen berief Garibaldi die Offiziere seines Stabes, diejenigen, die die 8 Kompagnien der Tausend anführten, und die Hauptleute der sizilianischen Guerillascharen zu einem Kriegsrate. Es sei nicht seine Gewohnheit, sagte er, als sie versammelt waren, Rat zu halten; aber es handle sich jetzt um eine Sache, die das Schicksal Siziliens, vielleicht das Schicksal Italiens entscheide, so wolle er denn nicht handeln, bevor er die Meinung seiner Offiziere vernommen habe. Dann erklärte er kurz die Lage: daß sie am folgenden Tage Palermo angreifen könnten; daß die Umstände verhältnismäßig günstig seien, da es gelungen sei, einen Teil der bourbonischen Armee aus der Stadt zu entfernen und den Feind über Absichten und Aufenthalt irrezuführen; daß sie sich andererseits ins Innere der Insel zurückziehen, dort Verstärkungen aus Genua erwarten und die kriegsuntüchtigen Scharen der Aufständischen vorbereiten könnten. Zum Schlusse bat er die Offiziere, ihre Meinung kurz zu äußern, da keine Zeit zu verlieren sei. Er selbst halte für das beste, morgen Palermo anzugreifen.

Die beiden Ungarn Tuköry und Türr unterstützten Garibaldis Vorschlag, ebenso Bixio mit drohender Heftigkeit: ein Rückzug sei ein Aufgeben des großartig Begonnenen und Gewonnenen, augenblicklicher Sturm auf Palermo sei nicht nur ratsam, sondern notwendig. Dem entgegnete Sirtori ruhig, er teile diese Ansicht nicht, man setze vielmehr durch augenblicklichen Angriff das großartig Begonnene und Gewonnene aufs Spiel. Er sprach von dem Unterschied zwischen einer Schlacht im offenen Lande und dem Angriff auf eine große, unbekannte Stadt, die von Soldaten beherrscht sei. So gut wie Kühnheit sei Vorsicht zur rechten Zeit am Platze. Besser sei ein sicherer Gewinn später, als ein unsicheres Wagen, das vielleicht einen wunderähnlichen Erfolg hätte, vielleicht alles verdürbe. Einige der sizilianischen Anführer schlossen sich den Worten Sirtoris an, wobei sie besonders die mangelhafte Disziplin und Brauchbarkeit ihrer Truppen hervorhoben. Bixio war es anzusehen, daß er ihnen die Worte in der Kehle zu ersticken wünschte; aber Garibaldis Anwesenheit hielt ihn im Zaume. Indessen stimmte die Mehrzahl der Offiziere mit dem Diktator, dessen Vorschlag dadurch angenommen war. „Ich glaube", sagte Garibaldi mit einem Lächeln gegen Nino Bixio, „unser Sirtori kann sich glücklich schätzen, daß wir gesiegt haben." Bixio antwortete errötend: „Wenn wir Palermo haben, will ich mich bessern." „Ich fürchte", sagte Garibaldi, „es wird immer noch einen unbefreiten Winkel in Italien geben, der dich daran verhindert."

Nachdem noch über den einzuschlagenden Weg beratschlagt und beschlossen war, wobei der General sich der Ansicht der Sizilianer fügte, die von der seinigen etwas abwich, suchte er nach seiner Gewohnheit den höchsten Punkt der Umgegend auf, um sich den Schauplatz des bevorstehenden Kampfes einzuprägen. Es war eine steile Anhöhe, deren Fuß bebaut war, während oben

auf dem nackten Felsboden nur die Opuntie oder indische Feige gedieh. Unterhalb des Gipfels, wo der Ausblick auf die Fluren und Gärten, in deren Pracht Palermo eingebettet ist, sich auftat, saß ein Mönch, der, als Garibaldi an ihm vorüberging, die Augen mit einem müden und traurigen, eigentümlichen anteillosen Ausdruck auf ihm ruhen ließ. Garibaldi, dem dieser Blick und das sanfte, leidende Gesicht des alten Mannes auffiel, fragte ihn stehen bleibend, wer er sei, und ob man etwas für ihn tun könne. Der Mönch schüttelte den Kopf und sagte, daß er ein Mönch aus dem Kloster der Dreifaltigkeit sei, das am Abhang dieses Berges liege, und nichts bedürfe; doch möge der Fremde ihm sagen, ob er zu dem Heere jenes Garibaldi gehöre, der nach Sizilien gekommen sei, um die Bourbonen zu vertreiben. Er sei jener Garibaldi, antwortete der Diktator, wenn der Mönch sich ihm anschließen wolle, solle er willkommen sein. Dieser machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, betrachtete aber den General mit etwas mehr Aufmerksamkeit als vorher, und Garibaldi sah nun, daß er keineswegs alt war, sondern nur infolge des eingefallenen Gesichtes, der gelben Farbe und des müden Ausdruckes so erschien. Ob er denn sein Vaterland nicht liebe? fragte Garibaldi; ob er es nicht frei und glücklich sehen möchte? Das, antwortete der Mönch, würde es nicht mehr unter Viktor Emanuel als unter den Bourbonen sein. Ebenso durch die wehmütige Bitterkeit in Ton und Miene des Mannes wie durch seine Worte betroffen, fragte Garibaldi, wie er das meine? Der Mönch sagte: „Seht die Opuntien dort am Felsen, der keinen Halm und keine Distel mehr nährt: sie allein, das Staub und Erde fressende Tier, hält aus und befruchtet noch den grausamen Boden, indem ihre Blätter abfallen und vermodern. Vermag er dann andere Pflanzen zu tragen, so muß sie weichen und in andere Einöden auswandern. Ihr gleicht der sizilianische Bauer, der die Fluren der reichsten Erde bebaut und kein Brot hat. Ihm Dienst, Arbeit, Entsagung, Krankheit, Hunger und früher Tod, seinen Herren Besitz, Genuß und Ehre. Mögen seine Herren sich wählen welchen König sie wollen, sein Schicksal ist zu tief unten, als daß der veränderte Gang einer Wolke es berührte. Die großen Herren, die Euch gerufen haben und Euch helfen, die Ihr rühmt und die Euer König belohnen wird, sind seine Tyrannen und werden ihn nach wie vor mit Erde speisen und die Erde mit seinem Fleische düngen. Ich glaube, wir Mönche tun mehr für unsere armen Brüder, wenn wir hier bleiben und die Verhungernden mit einem Stück Brot erquicken, als wenn wir um die Freiheit derer kämpfen, die das Volk zu Sklaven gemacht haben."

Garibaldi schwieg eine lange Weile; dann sagte er: „Ein guter König liebt sein ganzes Volk und die Unglücklichen und Verarmten am meisten, und das nenne ich keine Freiheit, die nicht allen zu gute kommt." Er versuchte dem Mönch begreiflich zu machen, wie er sich die Entwickelung Italiens vorstellte; indessen schloß er damit, daß er ihm zugab, er könne mit Werken der Mildtätigkeit seinem armen Volke ebenso nützlich sein, wie ein anderer im Kriege. Wenn viele Geistliche wie er dächten, so möchte wohl das Elend

nicht so groß geworden sein. Im Weitergehen fiel er so tief in Gedanken, daß er von dem schmalen Pfade mehrmals abkam. Er dachte an die hageren, in schwarze Fetzen gekleideten, bettelnden Frauen, die er auf seinem Zuge durch die Dörfer Siziliens gesehen hatte, hexenhafte Gestalten, ebensoviel Abscheu wie Mitleid erregend; an Frauen, die Greisinnen zu sein schienen, und Säuglinge an der Brust hielten, an Männer mit hohlen, fieberverzehrten Gesichtern, und an andere, Hirten in einsamer Bergwildnis, mit wölfischem Blick und stammelnder Sprache, als ob sie gewohnt wären, nur in wilden Lauten sich zu verständigen. Er dachte, wie diese Menschen sollten anders reden können, und ob jemals andere hier gelebt hätten? Sein Blick überflog die Kornfelder, die breite Hügel wie die seidene Mähne eines schönen Tieres golden bedeckten, die alabastergrauen Wälder der Olive, die Wälder der Orangen, der Zitronen und Mandeln, diesen Ueberfluß einer Erde, die ihre Kinder nicht nährte. Die ungeheure mit Gras bedeckte Steppe fiel ihm ein, die Rom umgab, auf die er oft vom Janiculus trauernd hinuntergesehen hatte, durch die verwilderte Bauern die Herden der Fürsten trieben, deren Paläste und Gärten der Fremde bewundert. Es hatte nur einmal, in den ersten Zeiten der römischen Republik freie, besitzende Bauern auf italischer Erde gegeben, würde Viktor Emanuel diese glückliche Vergangenheit wiederbringen?

Er hatte vergessen, warum er den Berg bestiegen hatte, und als es ihm einfiel, wurde es ihm schwer, seinen Geist von den Gedanken zu befreien, die ihn mit Schatten füllten; doch gelang es ihm. Alle die Männer, die ihr Leben an die Freiheit Italiens wagten, und Viktor Emanuel zählte zu ihnen, liebten ihr Volk, ihrer aller gemeinsame Arbeit, sagte er sich, mußte das Unrecht und die Schwäche der Jahrhunderte hinwegräumen und Platz für einen ursprünglichen Zustand schaffen können, wenn nur erst die blutsaugenden Fremdlinge und Pfaffen entfernt wären. In sich selbst fühlte er das unbegrenzte Vermögen eines fest auf ein Ziel gerichteten Willens und ein solches sollte bald ganz Italien beseelen. In wiedergewonnener Zuversicht richtete er einen Blick auf Palermo, das wie aus dem Füllhorn eines Gottes ergossen glühend zwischen Bergen und Meer ruhte. Berauscht von überschwänglichen Wohlgerüchen der Bäume, Blumen und Früchte schien die Sonne im Begriff sich in Feuerströmen bis auf den letzten Tropfen herabzustürzen, das Paradies der Erde mit den Himmeln vertauschend. Garibaldis Blick hing fest und prüfend über der Stadt; unsichtbar über ihr kreisend umfaßte er sie und siegelte sie zu seinem Eigentum.

Als Garibaldi auf dem Rückwege an der Stelle vorbeikam, wo der Mönch gesessen hatte, kam ihm das vergilbte, kluge und müde Gesicht desselben wieder in den Sinn, und er sah sich nach ihm um; aber er war nicht mehr dort. Unter den Soldaten hatte die Kunde, daß am folgenden Tage der Sturm auf Palermo unternommen werden sollte, eine solche Stimmung erregt, wie wenn der Vorabend eines Festes wäre. Ehe die Sonne aufging, wurde aufgebrochen, nachdem die Offiziere den Soldaten empfohlen hatten, so

viel wie möglich jedes Geräusch zu vermeiden. Vor den Augen der bewegten Männer, die nicht wußten, ob sie das Ende des Tages sehen würden, hoben sich die Häupter der Berge, der Pinien und Palmen wie Meeresinseln in das Rosenlicht des ätherischen Morgens.

* * *

Um Abend des 26. Mai erzählte in einer kleinen Osteria in Palermo ein Mönch von der Schlacht bei Calatafimi, bei der er mitkämpfend zugegen gewesen sein wollte. Unter dem Schutze seines Gewandes war er in die streng bewachte Stadt gekommen und verbreitete in den Wirtshäusern die Kunde der staunenerregenden Ereignisse, die die Regierung geheim hielt oder entstellt berichtete, wofür er reichlich Bewirtung und Lohn erhielt. Er beschrieb die Heeresmassen der Bourbonen, wie sie die Anhöhe von Calatafimi gleich einem Walde bedeckten, durch den dann und wann ihr Ruf: Viva lo re! wie dumpfes Rauschen ging. Dann die Garibaldiner: Jünglinge mit blondem, flaumigen Haar und mädchenhaft lächelnden Lippen, Männergestalten wie Pinien, die einsam auf hoher Bergkante unter Sturm und Sonne stehen, Greise wie Felsen, die in der Morgenröte glühen; er beschrieb Nino Bixios Falkengesicht, dessen Umriß vom Blitz gezogen schien, und die Riesenkraft des Fahnenträgers Schiaffiino, über dessen Leichnam Damiani, herrlich in Schlankheit und Jugend, mit dem Feinde um den glorreichen Fetzen rang, der Italien bedeutete. Er schilderte, wie die Tausend eine Terrasse nach der andern erklommen, während ihr Blut zurück ins Tal strömte, auf jeden der Schritte dem feindlichen Geschosse näher, Garibaldi mitten unter ihnen, das Schwert in der Hand, mit den bezauberten Augen tötend und siegend. Vor ihm her schwebte der gekreuzigte Erlöser, von einem Mönche getragen, hinter ihm durch Rauch und Staub verhüllt, ein götterhaftes Weib, gekrönt, die Füße in Blut, das Haupt im Gewölk. War es Italien? War es die Revolution? Er erzählte von der Tapferkeit der Bourbonen, von deren Entmutigung, von ihrem Schrecken und Schaudern, ihrer Flucht. Von den Toten und Verwundeten unter den himmlisch sanften Sternen, von den ermatteten Siegern, die traumlos und still wie Tote zwischen den hohen Halmen des Kornes schliefen. Von Garibaldi, der einsam sinnend an dem schwarzen Gemäuer der Sarazenenstadt vorüber dahin blickte, wo aus ferner Wildnis der silberne Tempel von Segesta tauchte, und wie sein Auge, während es an der unsterblichen Erscheinung hing, Tränen vergoß, indem er daran dachte, daß er Italiener gegen Italiener geführt und die heilige Erde mit dem Blute ihrer eigenen Söhne getränkt hatte.

Die Zuhörer folgten der Erzählung gespannt, unterbrachen sie zuweilen durch lauten Ausruf, tranken und füllten dem Mönche das Glas. Da nun an einem anstoßenden Tische ein Gast saß, der die freudige Erregung nicht zu teilen schien, vielmehr den erzählenden Mönch und die um ihn Gescharten mit einem Lächeln, das wohl Spott oder Schadenfreude ausdrücken konnte, betrachtete, fiel es einem jungen Manne ein, es möchte derselbe ein Spion

sein, worauf ihm das Blut aufwallte, so daß er, unfähig sich zu beherrschen, dem Fremden eine Drohung zurief, falls er nicht aufhöre, ihn frech anzusehen. Der Mann antwortete ruhig, er sähe nicht ihn an, sondern das hübsche Mädchen an seiner Seite. „Schau eine Kröte an, um die es nicht schade ist!“ rief der Bursche zornig aufspringend; womit er andeuten wollte, daß jener den bösen Blick habe. „Ich weiß nicht, ob es um einen von euch schade ist“, entgegnete der andere kühl. Jetzt zog der junge Bursche sein Messer, und die anderen drängten sich um ihn, während der Fremde ihn durch sein hämisches Lächeln und seine scheinbare Gemütsruhe noch mehr herausforderte. Als indessen das schöne Mädchen ihm mit einem Blick der Verachtung das Wort Spion zuschleuderte, fuhr die Wut unversteckt aus seinen Augen; er sprang plötzlich auf seinen Gegner zu und suchte ihn durch den unvorhergesehenen Anprall zu Boden zu werfen.

Während die beiden miteinander rangen und unter wachsendem Lärm auch andere Partei nahmen, drangen Polizeisoldaten ein, bemächtigten sich nach Gutdünken mehrerer Streitenden und trieben sie ins Gefängnis; der Mönch hatte sich schon vorher davongemacht. Man zweifelte jetzt nicht mehr, daß der Fremde, der gleichfalls weggeführt wurde und sich nicht ohne Widerstand die Hände hatte fesseln lassen, ein Spion sei. Das schöne Mädchen, das weinend dem Zuge folgte, überschüttete abwechselnd ihn mit Beleidigungen, und den jungen Mann, der den Kampf veranlaßt hatte, mit liebkosenden Worten des Trostes, indes die Polizisten sie schimpfend und drohend zu verscheuchen suchten.

Die kleine Osteria grenzte an die Rückseite eines Palastes, der von einem großen Garten umgeben war, in dem Beete voll weißer Lilien blüten; sie ragten aufrecht wie Schwerter mit schimmerndem Griff, für eine geheimnisvolle Heerschar aus der Erde gewachsen, und durchdufteten die warme Nacht weithin. Der Graf und die Gräfin Castroforte, denen der Palast gehörte, und die noch wach waren und das Geschrei hörten, schickten einen Diener hinaus mit dem Auftrage, die Ursache desselben zu erforschen. Der Diener berichtete, in der benachbarten Osteria habe ein Mönch von den großen Schlachten bei Calatafimi erzählt, die er mitgemacht haben wollte, und viele Zuhörer um sich angesammelt, die von der Polizei betroffen und fortgeführt seien; man vermute, daß der Mönch ein Spion gewesen sei und die Gesinnungen der Leute habe herauslocken wollen, jedenfalls sei er vor dem Eindringen der Häscher verschwunden; doch sei der Zusammenhang nicht festgestellt. Die Erwähnung der Schlacht versetzte den Grafen und die Gräfin in Aufregung; sie beklagten, daß sie den Mönch nicht hatten sprechen und ausfragen können und erwogen allerlei Möglichkeiten. Dann hingen beide ihren Gedanken nach, er im Hintergrunde des Zimmers auf einem Divan ausgestreckt, sie am offenen Fenster mit heißen Augen in die Dunkelheit blickend. „Es ist ein fernes Gewitter“, sagte der Graf, als ein leises Rollen durch die Nacht lief. Die Gräfin beugte sich weit aus dem Fenster und flüsterte, die

Hand aufs Herz gepreßt: „Es ist Garibaldi!“ Der Graf stand auf, stellte sich zu ihr und sagte, der Himmel sei freilich klar, es möchte ein Wagen gewesen sein; sie hätten die letzten Nächte beinahe ganz durchwacht, immer der gleichen Hoffnung nachhängend, und wären nun überreizt, sie täten besser zu Bette zu gehen. Nur eine Weile noch, sagte sie, wolle sie bleiben, und fuhr fort, schweigend hinauszuhorchen. Es war Mitternacht vorüber, als sie sich entschloß, vom Fenster wegzugehen und todmüde das Schlafzimmer aufzusuchen.

* * *

Kurze Zeit später brachen die Garibaldiner in Misilmeri auf und zogen über den Berg Belmonte in das Tal des Oreto hinunter gegen Palermo. Als die Sizilianer der ersten in die Umgebung der Stadt hineingebauten Villen ansichtig wurden und vielleicht diese selbst betreten zu haben glaubten, stießen sie, den erhaltenen Befehl vergessend, Jubelrufe aus, wodurch die Aufmerksamkeit der bourbonischen Vorposten erregt wurde, so daß ein Gefecht sich entspann. Nach einem ungestümen Zusammenstoß an der Admiralsbrücke und an der Porta di Termini drangen die Tausend ein und besetzten den Altmarkt, den schon die ruhmvolle Erhebung des Jahres 1848 denkwürdig gemacht hatte. In den Straßen setzte sich der Kampf heftiger fort, da inzwischen die Besatzung allarmiert war und die Soldaten herbeiströmten. Den Jubel der Garibaldiner über den errungenen Einzug dämpfte das anteillose Schweigen der Stadt, auf deren Unterstützung man gerechnet hatte; nur hie und da sah man ein ängstliches Gesicht hinter einem Fenster erscheinen. Um die Einwohner zu ermahnen und zu ermutigen, beauftragte Garibaldi Fra Pantaleo, der an seiner Seite war, in die Kirchen und Klöster zu eilen und zu bewirken, daß Sturm geläutet würde. Fra Pantaleo erinnerte den Diktator daran, daß seit dem 4. April die Schlegel aus den Glocken entfernt worden seien; diesen Befehl hatte nämlich nach jenem verunglückten Aufstand, zu dem die Glocke des Klosters La Gancia geläutet hatte, der Statthalter von Palermo gegeben, indem er gesagt hatte: „Wenn die Glocken es mit den Rebellen halten, wollen wir ihnen die Zunge ausreißen“, worauf das Geläute eingestellt war. „Freund“, erwiderte Garibaldi, „so müssen die Schlegel wieder eingesetzt werden“, und Fra Giovanni begab sich ohne weitere Entgegnung in die nächste Kirche, wo er im Namen des Diktators befahl, daß unverzüglich Sturm geläutet werde. Die Geistlichen entschuldigten sich damit, daß die Schlegel aus den Glocken entfernt wären und sie selbst nicht wüßten, wo sie wären; da aber Fra Giovanni drohte, wenn es ihnen nicht augenblicklich einfiele, würde Garibaldi selbst kommen, erschraken sie und versprachen schleunigen Gehorsam. Nach einigen Minuten begann das Sturmläuten: bald tobte der eherne Aufruhr durch die Luft. Sowie die ersten Töne laut wurden, beugte sich eine Dame aus dem Fenster und schrie auf die Straße, eingedenk der erwähnten Worte des Statthalters: „Die Antwort der Glocken: Revolution!“ mit so gellender Stimme, daß sie trotz des Getöses gehört und verstanden wurde. Viele wiederholten den Ruf: er klang wie Jubelgeschrei in den zunehmenden Schlachtlärm.

Bald fielen aus den Kastellen Bomben in die Stadt, mit Pausen von wenigen Minuten einander folgend, in verschiedenen Quartieren Feuerbrünste entzündend. Mittlerweile waren die Menschen aus den Häusern geströmt, beteiligten sich am Kampfe und errichteten Barrikaden; mit den Schreckensrufen, die das Einschlagen der Bomben hervorrief, mischten sich die begeisterten Begrüßungen Garibaldis. Brand und Blutdurst der bourbonischen Soldaten wüteten; aber die Gefahr und Todesnähe steigerten nur die Wonne des äußersten Kampfes. Man wußte, daß Garibaldi unter einer der Statuen des großen Brunnens auf der Piazza Pretoria stand, und daß seine Befehle die ganze Stadt durchflogen und ihn allgegenwärtig machten, und man fürchtete den Tod so wenig wie unter den Augen einer schützenden Gottheit.

Als nach dreitägigem Kampfe die Verhandlungen um einen Waffenstillstand sich daran zu zerschlagen schienen, daß der neapolitanische General eine unterwürfige Eingabe der Stadt Palermo an den König zur Bedingung machte, und Garibaldi vom Balkon des Senatsgebäudes die Masse des Volkes, das den Platz erfüllte, anredete: „Ihr Männer und Frauen von Palermo! Eure Häuser brennen! Mordgierige Soldaten bedrohen Euer und Eurer Kinder Leben! Aber Eure Herzen sind tapfer. Den Waffenstillstand, den der Feind nur unter schimpflichen Bedingungen anbot, habe ich in Eurem Namen zurückgewiesen. Ich und die Meinen, wir wählen mit Euch Freiheit oder Tod!" da erschütterte der losbrechende Beifall der Menge, die bereit war, sich selbst zu opfern und fähig, den eigenen Abgott zu verschlingen, die Erde mit vulkanischer Kraft, sodaß die an den Fenstern Zusehenden ebensosehr Schwindel und Grauen wie Lust erfaßte. Garibaldi stand still und leuchtend, wie die Sonne steht, umschwungen vom donnernden Lauf unzählbarer beherrschter Sterne.

* * *

Während diese rasch einander folgenden Ereignisse das Geschick Siziliens entschieden, wartete man in unbehaglicher Spannung in Genua und Turin. Cavours Hoffnung, mit dem Könige von Neapel ein Bündnis schließen zu können, wodurch die Verhältnisse Italiens vorderhand geregelt würden, verwirklichte sich nicht; denn der König wollte sich nicht zu den Reformen verstehen, die verlangt werden mußten, und zeigte überhaupt keine Neigung, mit einem vom Papste verdammten Regenten in Verbindung zu treten. Insofern als die Dinge, so wie sie waren, nicht bleiben konnten, wäre eine Lösung durch das Schwert freilich erwünscht gewesen; aber was für Widerwärtigkeiten, ja was für unabsehbares Unglück konnte ein Anschlag bringen, der mißlänge! Schon zeigten sich Schwierigkeiten im diplomatischen Verkehr: Napoleon III., der längst eine Gelegenheit gewünscht hatte, um Garibaldi unschädlich zu machen, beklagte sich in der Meinung, daß die Expedition dem Kirchenstaate gelte. Cavour hatte Garibaldi ziehen lassen, weil er sich nicht hatte entschließen können, ihn gewaltsam zurückzuhalten; aber als er fort war, wollte es ihn reuen und er dachte daran, daß er sich seiner unterwegs noch bemächtigen

konnte. Er schrieb dem Admiral der sardischen Flotte, dem Grafen Persano, der sich bei Sardinien aufhielt, er solle die beiden Schiffe unter gewissen Umständen anhalten, drückte sich aber mit Absicht so ungenau aus, daß der Empfänger den Befehl so und anders auslegen konnte, damit doch dem Schicksal in dieser Sache nicht vorgegriffen würde.

Als es sich zeigte, daß Garibaldi wirklich nach Sizilien ging, beruhigte sich Cavour. Er fing an, einer gewissen Spannung Raum zu geben, ob es dem General gelingen würde, durch den Ring der neapolitanischen Flotte hindurch sein Ziel zu erreichen. Obwohl er der Ansicht war, daß Garibaldi, wenn er unterginge, wie Pisacane, es verdient hätte, wünschte er es doch nicht, und im Grunde glaubte er es nicht. Nachdem die Landung bei Marsala bekannt geworden war, hielt er ein völliges Scheitern des Unternehmens nunmehr für ausgeschlossen. Das untätige Wartenmüssen war ihm unleidlich; es schien ihm, als müsse er das Künftige aus der Miene eines jeden Menschen ablesen. Zum ersten Male dachte er ernstlich an einen günstigen Ausgang der rasenden Fahrt und die Folgen, die sich daran knüpfen könnten. Wenn Garibaldi ein großer Streich gelänge? Wenn dadurch die Revolution zur Macht und Herrschaft käme? Die Möglichkeit erschreckte ihn mehr, als daß sie ihn erfreute; denn gesetzt auch, daß die fabelhafte Insel Viktor Emanuel durch ein Wunder zufiele, was wollte aus Garibaldi werden? Was sollte man anfangen mit diesem Menschen, dessen Name auf allen Lippen und in allen Herzen war, der, wenn er die Stimme erhob und rief, sofort von Hunderten und Tausenden tapferer Männer umringt war, die sich selig priesen, von ihm geführt in den Tod ziehen zu können? Es wäre fast besser, dachte der Graf, der unbelehrbare, unbezähmbare Mann ginge mit seinen Tausend zu Grunde.

Die ersten Nachrichten von der Schlacht bei Calatafimi lauteten infolge der Ausstreuungen der neapolitanischen Regierung unsicher. Als der erste Brief Garibaldis an Bertani mit einer eingehenden Schilderung ankam, ging Medici zum Grafen Cavour, um ihm den Inhalt mitzuteilen. Der Graf hörte angelegentlich zu, stand auf, trat ans Fenster und blieb dort eine Weile stehen, während er mit den Fingern auf das Fensterbrett trommelte. „Er ist ein Teufelskerl“, sagte er endlich, indem er sich umdrehte, „ein Hexenmeister“. Dann ging er lebhaft auf uud ab, blieb vor Medici stehen und sagte: „Lieber Medici, er geht einen Riesengang. Wir haben einen Helden in Italien“. Seine Augen glänzten, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde immer zufriedener. „Solche Ereignisse“ fuhr er fort, „sind Gewitter der Geschichte. Was für ein Schauspiel für ein Volk! Sie schauen und horchen andächtig schweigend, niemand tut Einspruch, wenn der Blitz die Wolken zerreißt und Kronen spaltet. Wir Diplomaten haben es nicht so gut, wir haben den Himmel nicht über uns, aus dem die Blitze entspringen, wir sitzen am Schachbrett und tun vorsichtige Züge und wenn wir endlich den Gegner glauben überlistet zu haben, sind vielleicht die Zuschauer müde geworden und schmeißen

das Brett samt den Figuren zusammen. Es ist fein und bewundernswürdig, wenn Verstand und Ueberblick und Berechnung miteinander ringen und einer den andern zu einem einzigen unklugen Schritt verleitet oder zwingt, der ihn stürzt; aber es verschwindet als ein kleinliches Wesen vor den Machtsprüchen der Natur". Nachdem er sich in solcher Weise ausgesprochen hatte, sagte er zu Medici, da es nun so sei, müsse die Regierung helfen, um der Bewegung Meister zu bleiben. Er versprach jede Unterstützung an Geld und Waffen, an Freiwilligen fehle es sowieso nicht. Jetzt könne man etwas ausrichten. Dieser Sieg sei wie die Fahne, die einst die portugiesischen Conquistadoren an der unentdeckten Küste aufpflanzten, um dadurch vom Lande Besitz zu ergreifen. Sizilien gehöre jetzt Viktor Emanuel, es handle sich noch darum, die Zugehörigkeit faktisch zu machen.

Der Minister hatte unruhige Tage. Während die Freunde der Einheit ihn bestürmten, das wunderbare Ereignis für diese auszunützen, kamen die Vertreter des piemontesischen Adels händeringend und verlangten energische Maßregeln gegen den barbarischen Friedensbrecher Garibaldi; sie gaben zu verstehen, daß sie Cavour für einen Entarteten, für einen Jakobiner hielten, weil eine solche Gewalttat unter seiner Regierung habe geschehen können. Der Botschafter des Königs von Neapel beklagte sich bitter, daß Viktor Emanuel, mit dem sein Monarch in guten Beziehungen stehe, den räuberischen Ueberfall geduldet habe. Cavour lehnte jeden Anteil der Regierung an der Expedition und jede Verantwortung derselben ab; er habe einen Versuch gemacht, die Schiffe zu fangen, daß es vergeblich gewesen sei, werde niemand besser als der König von Neapel begreifen, da seine gesamte große Flotte nicht dazu im stande gewesen sei. Die neapolitanische Regierung sei selbst schuld an diesen Exzessen, die auch ihm peinlich wären; denn die Funken, die aus einem Gebiet aufflögen, fielen zündend und verheerend in andere Länder. Sie hätten die wohlgemeinten Vorschläge Viktor Emanuels annehmen und zur rechten Zeit den berechtigten Wünschen des Volkes entgegenkommen sollen. Obwohl der Gesandte den Versicherungen Cavours durchaus keinen Glauben schenkte, mußte er sich wohl oder übel damit begnügen.

Die von Medici angeführte Expedition zur Unterstützung der Tausend hatte Genua kaum verlassen, als die Nachricht von der Eroberung Palermos eintraf, wodurch die Befürchtungen der einen und die Hoffnungen der anderen Partei übertroffen wurden. Der glücklichste Mensch in Turin war der alte Giorgio Pallavicini. Gott habe ihm, sagte er, schon auf Erden die Auferstehung gewährt; durch die Nacht des Kerkers habe er ihn in den Glanz der unerhörten Erfüllungen dieser Tage geführt. Viele Helden und Märtyrer hätten gelitten und wären zu Grunde gegangen um Italiens willen. Garibaldi habe die Hand ausgestreckt und es gemacht. Gott habe ihn erkoren, den anderen bleibe nichts als ihn zu lieben und Gott zu danken. Er wiederholte mit kindlicher Freude, daß er sich nichts als Verdienst anrechne, als daß er die Formel: Italien und Viktor Emanuel! ins Leben gerufen und Gari-

baldi dafür gewonnen habe. Dem Grafen Cavour hingegen war die Freude vergangen: wie ein allzugroßer Fisch in das Netz eines Fischers geraten, es zu zerreißen und den Verlust des ganzen Fanges herbeizuführen droht, so gefahrvoll fiel dieser gigantische Sieg in das Gewebe seiner Politik. Auch der Mensch, nicht allein der Minister, konnte verdrießlich über die Hochflut und Ueberschwemmung dieses einen Namens werden. Mit wem er sprach, und wohin er ging, hörte er nichts als Garibaldi. Des Abends waren die Fenster beleuchtet, auf dem Platze spielte die Musik die Hymne Garibaldis, aus den Kaffeehäusern schollen die lauten Deklamationen über die Taten Garibaldis, in denen er mit Herkules verglichen wurde. Aber Herkules, hieß es, sei nur von heidnischem Ehrgeiz getrieben worden, Garibaldi von der Liebe zum Vaterlande. Das siegende Schwert in der Hand beweine er die Gefallenen, Freunde und Feinde. Er brauche kein Heer, um Königreiche zu erobern; er ziehe hoch über den Menschen hin wie der Sturm. Man wähne ihn geschlagen, man wähne ihn vernichtet, er stehe siegreich vor Palermo, vor Rom. Derartige Reden wurden gehalten und in den Zeitungen wiederholt, die Cavour seufzend aus der Hand legte; denn er litt außerordentlich unter diesem Stile der Beredsamkeit und sagte zu seinen Vertrauten, daß Garibaldi ebenso verderblich für den guten Geschmack wie für die Politik wäre. Schon verbreitete sich bis Turin ein Geruch von Revolution. Die Republikaner jubelten laut, als ob es sich um einen Sieg ihrer Sache handle. Bertani, der als unbedingter Republikaner bekannt war, trat in Genua, von Garibaldi durch eine förmliche Vollmacht dazu berechtigt, als sein Vertreter auf: er nahm Geld auf, warb Freiwillige und rüstete wie irgend ein Souverän, als gäbe es keinen König, und das schien bei weitem unerträglicher als die Diktatur des Löwen, der unwillkürlich mit einem anderem Maß als andere Menschen gemessen wurde. Dachte Cavour daran, daß ebenso eigenmächtig wie Bertani auf dem Festlande, der ihm gleichgesinnte, doch noch energischere Crispi in Sizilien vorging, so schien es ihm unmöglich in Turin zu bleiben und zuzusehen. Es peinigte ihn, daß er Sizilien nicht kannte und sich deshalb unzulänglich fühlte, selbst schnell und nachdrücklich in die dortigen Verhältnisse einzugreifen. Die sizilianischen Emigranten, die durch die jüngsten Ereignisse leidenschaftlich erregt waren, mischten in ihren Jubel die eifersüchtige Besorgnis, wie die Lage ihrer Heimat ohne ihr Zutun gestaltet werden würde. Sie trauten Garibaldi nicht ganz und haßten Crispi, sein schroffes republikanisches Bekenntnis und seine Art sich stillschweigend über seine Gegner hinwegsetzend nach eigener Willkür zu handeln. Sie erhoben ein Geschrei über die Gefahr, der ihr Vaterland, ja ganz Italien ausgesetzt sei, nämlich des Umsturzes, der Herrschaft der Schlechten, der Anarchie. In einer Versammlung beschlossen sie die Vereinigung Siziliens mit Piemont und gingen Cavour an, Vorkehrungen zu treffen, daß dieselbe schleunig vollzogen werde, bevor die Republikaner sich einmischen könnten. La Farina erklärte sich bereit, sofort nach Palermo zu reisen, die Verhältnisse zu studieren, Garibaldi zu überraschen und den Anschluß zu be-

treiben; ihn verzehrte der Gram, daß die Befreiung seiner Heimat ohne ihn vorgegangen war, und die Ungeduld das Unterlassene nachzuholen und etwas ganz Besonderes, alles bisher Geschehene Verdunkelndes zu unternehmen.

Cavour gab La Farina den ersehnten Auftrag mit nicht ganz freiem Gemüte, doch sagte er sich, daß es notwendig sei. Zwar hatte Garibaldi wieder und wieder Italien unter Viktor Emanuel proklamiert, und er kannte ihn nicht anders als einen Mann, dem das Lügen eine fremde Sprache war, und nicht erlernbare; aber die Menschen, die ihn umgaben, und von denen viele Anhänger Mazzinis waren, beeinträchtigten in den Augen vieler seine an ihm selbst unantastbare Zuverlässigkeit. Mazzini haßte der Graf schlechtweg; er sah in ihm einen aufgeregten und aufregenden Menschen, einen Schwärmer, der noch dazu hochmütig, selbstgefällig und eigensinnig wäre. Der Sinn für das republikanische Ideal fehlte ihm so sehr, daß es eigentlich für ihn nicht in Frage kam; im Grunde ärgerte es ihn, daß er sich mit solchen Hirngespinnstern überhaupt befassen mußte. Doch da verlautete, daß Mazzini willens sei, nach Sizilien zu eilen, glaubte er es verhindern zu müssen; denn der Genuese konnte keinen anderen Zweck haben, als dort seine Utopien unter dem Schutze Garibaldis, der einst seiner Sekte angehört hatte, zu verwirklichen. Er ließ es sich angelegen sein, in Erfahrung zu bringen, mit welchem Schiff Mazzini reisen wollte, damit er ihn rechtzeitig festnehmen könnte, auf die Gefahr hin, daß er Garibaldi durch eine so gewaltsame Maßregel beleidigte.

An dem Tage, als Garibaldi nach mehrmaligen Waffenstillständen einen Vertrag mit dem neapolitanischen General abschloß, in dem der König sich verpflichtete, seine Truppen aus Palermo zurückzuziehen, traf La Farina auf einem Schiffe des Admirals Persano, unter dessen persönlichen Schutz Cavour hn gestellt hatte, dort ein. Graf Persano, den Cavour angewiesen hatte, aufzumerken, ob Garibaldi irgendwie von seinem erklärten Programm, Italien unter Viktor Emanuel, abweichen würde und, wenn es nötig schiene, seine Offiziere zu beeinflussen, hatte sich darauf vorbereitet, als ein unwillkommener Aufpasser mit Mißtrauen aufgenommen zu werden und war überrascht von der Herzlichkeit, mit der der Diktator ihm entgegenkam. Er sehe in ihm, sagte Garibaldi, gleichsam einen Vertreter des Königs Viktor Emanuel, dessen Einverständnis mit ihm durch des Admirals Anwesenheit dem Volke klar dargetan werde. Als ein Mann, der, ohne ein eigentliches Talent zum Feldherrn zu haben, an geselligen Liebenswürdigkeiten reich war und ganz besonders an hervorragenden oder sympathischen menschlichen Erscheinungen die Freude eines Feinschmeckers hatte, fühlte sich Persano sogleich zu Garibaldi hingezogen, und die warme und achtungsvolle Höflichkeit, die er ihm in jedem Falle gezeigt haben würde, entsprach seinem Gefühl. Er war bei sich überzeugt, daß Garibaldi ohne Wanken die Rechte des Königs wahren würde, und daß die Vorsicht und Befürchtungen Cavours überflüssig wären, doch beschloß er seinem Auftrage gemäß auf der Hut zu sein und die Schritte des Diktators genau zu überwachen. La Farina sogleich zu empfangen weigerte sich Garibaldi; sie

seien keine Freunde, sagte er, sodaß es sie drängte, sich wiederzusehen, sie könnten warten; ein Amt oder einen Auftrag habe La Farina, so viel er wisse, bei ihm nicht, seine Zeit sei durch so viele und so wichtige Dinge in Anspruch genommen, daß Tag und Nacht nicht ausreichten, allem zu genügen. Wirklich war der Diktator in den ersten Tagen von Besuchern und Bittstellern umlagert. Es kamen Herren, meistens in Kleidung und Auftreten elegante, die mit Hinweis auf ihre Taten und Opfer in vergangenen Jahren oder auf in der Verbannung ausgestandene Leiden Anspruch auf Anstellungen erhoben, Frauen, die, weil Männer oder Söhne in patriotischen Kämpfen gefallen seien, um eine Pension nachsuchten, dann auch solche, die gewisse Inhaber guter Stellen als Verräter oder Gesinnungslose zu verdächtigen suchten. „Und auf dieses Gesindel", sagte Persano, „scheint alle Tage dasselbe lächelnde und leuchtende Gesicht, das ich jetzt anzusehen das Glück habe?" „Es scheinen jetzt auf sie", sagte Garibaldi, „die feurigen Augen meiner Braven, aus denen ich eine Kommission gebildet habe, die Gesuche zu begutachten, die, wie ich fürchte, zuweilen ungeduldiger und ärgerlicher handeln werden, als die Gerechtigkeit wollte." Ihm selbst, sagte er, mißfiele es zwar, Verdienste um das Vaterland, wenn solche selbst wirklich beständen, zu persönlichem Vorteil ausnützen zu wollen, und auch die Art dieser Leute, die oft zugleich zudringlich und unterwürfig, wortreich und hinterhältig wären, habe ihn fremdartig berührt. Nichtsdestoweniger gebe es unter diesem Gesindel viele gute Menschen, und dafür, daß einige es nicht wären, müsse man die Verhältnisse verantwortlich machen. Elend, Kampf um das Notwendigste, Unterdrückung und Furcht, die zu Verstellung verleite, entstellten das ursprüngliche Bild eines Volkes; an Italien, namentlich an Neapel und Sizilien sei lange schwer gesündigt worden. Er hoffe jedoch, fuhr er lebhafter fort, die Spuren der Mißwirtschaft in weit kürzerer Zeit, als sie gewährt habe, verwischen zu können. Es wäre die Art der Menschen, durch böses Beispiel und Verführung allmählich zu sinken, sich auf den Wink eines guten Willens rasch zu erheben. Wenn die Umstände ihm eine Weile Zeit ließen, so hoffe er, den Grund wenigstens zu einem neuen, gesunden Leben des sizilianischen Volkes legen zu können.

Graf Persano glaubte das durchaus nicht; aber er verschwieg seinen Zweifel an der Besserungsfähigkeit des menschlichen Geschlechtes, um das schöne Heldengesicht, in dem das stolze Vertrauen in die eigene Kraft und die unvertilgbare Güte aller Wesen sich spiegelte, ungetrübt zu genießen. Er war neugierig, wie lange die Honigwochen der Verbindung zwischen der dankbaren Stadt und ihrem Befreier dauern würden, deren Ergebnis zunächst lauter Eintracht, Liebe und Hoffnung zu sein schien: wie eine durch die Schrecknisse des Todes hindurchgegangene, in ein neues, unverwesliches Fleisch gekleidete Seele, erhob sich Palermo strahlend, in den Düften seines Frühlings gebadet, aus der Verwüstung. Die Geschäfte, von denen viele mit der Verkündigung des Belagerungsstandes geschlossen waren, öffneten sich, man nahm die gewohnten Arbeiten wieder auf oder beteiligte sich an denen, die der Wiederher-

stellung des Zerstörten oder dem Schutze des Gewonnenen dienten. Glocken wurden aus Klöstern und Kirchen geführt, um zu Kanonen umgegossen zu werden; man sah auf den Plätzen die Uebungen der Soldaten, die unter Waffen blieben. Täglich verließen die königlichen Truppen die Stadt und wurden auf bereitliegenden neapolitanischen Dampfern eingeschifft, die sie nach dem Festlande führten. Einheimische Soldaten sorgten dafür, daß die Ordnung nicht gestört wurde, und daß die verhaßten Häupter des gestürzten Despotismus sich ungefährdet der Rache des Volkes entziehen konnten. Wie man wegeilenden Wetterwolken nachsieht, die lange den Himmel verdunkelten, wenn schon die letzten Tropfen im Sonnenlicht blinken und der siebenfarbige Siegesbogen sich ins Unendliche spannt, folgten die Blicke den langen Reihen der abziehenden Soldaten, die die Werkzeuge eines knirschend ertragenen Druckes gewesen waren. Während diese bösen Geister verschwanden, brachten andere Schiffe Befreundete und Willkommene; denn es kamen von allen Seiten Hilfstruppen, die Freunde Italiens und Garibaldis, so der alte Rebell Nicola Fabrizi aus Malta, gesammelt hatten, und die zahlreichen Sizilianer, die von der Verbannung aus mit Sehnsucht auf eine Wendung des Geschickes ihrer Insel erwartet hatten.

Unter diesen war der angesehenste der Baron Torrearsa, dem man es hoch anrechnete, daß er allen Werbungen des Königs von Neapel unzugänglich geblieben war; ein Mann, dessen bis zur Verblendung gesteigerter Stolz ihn vor jeder Kleinlichkeit oder Unschicklichkeit im Reden und Handeln bewahrte, so daß sein Hochmut selbst nur selten und von wenigen bemerkt wurde. Menschen aller Stände wetteiferten, den allbekannten Mann, auf den Palermo wie auf eines seiner Monumente stolz waren, festlich zu empfangen. Beim Anblick der geliebten Stadt, über deren noch rauchenden Ruinen die Siegesfahnen jubelten, brach der Heimkehrende in Tränen aus, die nicht aufhörten zu fließen, bis er Garibaldi gegenüberstand, den er sofort aufsuchte. Man erzählte sich, daß er, den fabelhaften Befreier mit den Augen messend, gesagt habe: „Ihr habt getan, wofür ich nur Gott einmal danken zu können hoffte;" worauf Garibaldi heiter erwidert habe: „Danket immerhin Gott. Ich habe wenig getan, und etwas Großes ist geschehen: die Lücke, die dazwischen liegt, wollen wir mit dem Namen des Allmächtigen ausfüllen".

Ebenso große Teilnahme begleitete die Gefangenen, die, als die bourbonische Besatzung das Kastell verlassen hatte, aus der Haft befreit in Wagen stiegen und zum Senatspalaste fuhren, um dem Diktator für Siziliens und ihre Befreiung zu danken. Es waren Männer aus den ersten adligen Familien Palermos, die nach dem 4. April, als der Teilnahme an der unglücklichen Erhebung Francesco Risos verdächtig, eingekerkert worden waren. Diese Freudenprozessionen kreuzten die Leichenbegängnisse derer, die bei dem Sturm auf Palermo oder in den Straßenkämpfen gefallen waren; auch über den Särgen rauschte die Trikolore und auch auf sie stürzten aus den Fenstern,

unter denen sie vorbeikamen, balsamische Blumen, so daß die Feste des Lebens und des Todes in einer und derselben Glorie untertauchten.

So oft er konnte besuchte Garibaldi die Schulen, die Spitäler und die Wohlfartsanstalten, um einzugreifen, wo es ihm nötig schiene. Da er eines Tages im Vorbeifahren über dem Portale eines großen, verkommenen alten Hauses eine Inschrift sah, die erklärte, daß hier ein Asyl für Waisenkinder sei, sprach er den Wunsch aus, dasselbe zu besichtigen. Das Innere des Hauses war im Stile eines Palastes, aber schäbig und trübselig; die allmählich entstandenen Schäden schienen niemals ausgebessert zu sein. Eine beklemmende Stille herrschte, mehrere Frauen in Nonnentracht, denen sie in den Gängen begegneten, erschraken vor dem unangemeldeten Gast und liefen davon, um, wie sagten, die Oberin zu benachrichtigen. Diese, zu der er endlich geführt wurde, war eine Herzogin, eine alte Frau mit hagerem gelben Gesicht, einer stark gekrümmten Nase und blauen Augen, die von schweren, breiten Lidern fast verdeckt waren. Sie empfing den Diktator mit herablassender Höflichkeit und einem Anflug von Ironie; denn sie pflegte nur das ernst zu nehmen, was ihre nur noch aus wenigen Köpfen bestehende, aussterbende Familie anging. Sie führte ihn durch mehrere Säle, deren Eigenschaften und Bestimmung sie kurz erklärte, ohne daran Anstoß zu nehmen, wenn die Tatsachen mit ihren Worten nicht übereinstimmten. In einem Zimmer saßen blasse Mädchen, die mit Handarbeiten beschäftigt waren; wenn er eine von ihnen anredete und eine Frage an sie richtete, antwortete die Herzogin an ihrer Stelle, während das Kind ihn ängstlich anstaunte. In einem anderen, der durch herabgelassene Vorhänge verdunkelt war, befanden sich kleine Kinder, schwächliche und kranke, mit denen einige ältere sich beschäftigten; sie saßen auf der Erde oder auf kleinen Stühlen und Garibaldi betrachtete erschreckt ihre wächsernen Gesichter, die trüben Augen und an manchen die schlecht verbundenen Wunden. Als er sich zu einem Kinde niederbeugte, um mit ihm zu spielen und versuchte, es durch Späße zum Lachen zu bringen, veränderte es seine ernste Miene nicht und wendete sich endlich mit gesenkten Mundwinkeln gramvoll weg. Als der Rundgang beendet war, sagte Garibaldi, die Einrichtungen, die die Herzogin ihm erklärt habe, seien vortrefflich, doch habe er die Freude nicht gefunden, die bei Kindern herrschen solle, vielmehr glaube er sich in einem Kloster der Trappisten befunden zu haben. Die Herzogin sagte mit einem ironischen Blick auf den General: „Es wäre gut, wenn die ganze Welt ein solches Kloster wäre".

Auf seine Erkundigungen erfuhr Garibaldi, daß das Waisenhaus mit reichen Einkünften dotiert sei, von welchen die verarmte, aber verschwenderisch lebende Familie der Herzogin ihren Unterhalt bestreite, sie selbst spekuliere leidenschaftlich und mit außerordentlichem Geschick. Er blieb nachdenklich und einsilbig. Eine Theatervorstellung, der er am Abend beiwohnte, erheiterte ihn nicht, vielmehr stimmte das Flimmern des erleuchteten Hauses und der Anblick der mit blendender Kostbarkeit geputzten Damen, die sich bemühten, seine Auf-

merksamkeit zu erregen, noch trüber. Während die Figuren des Dramas sich phantastisch gebärdeten, dachte er an das kleine Kind, das sich traurig abgewendet hatte, als er mit ihm spielen wollte. Es schien ihm unbegreiflich daß so viele Kinder kläglich, ungeliebt verkümmern sollten, wo so viel Frauen, augenscheinlich mit warmen Herzen und der Begeisterung fähig, in Reichtum schwelgten, und er kam dazu, sich zu sagen, daß nur Unkenntnis und Gedankenlosigkeit daran schuld sein könnte. Als nach einem Fallen des Vorhangs das mit den Tüchern wehende, laut zujubelnde Publikum ihn um eine Ansprache zu bitten schien, fiel es ihm plötzlich ein, daß er in diesem Augenblick den bewegten Frauen die armen Kinder ans Herz legen könnte. Er stand auf und sprach von der Schönheit der Frauen, die durch Augen und Herz die Menschheit beglücke; daß aber ihrer Schönheit eigentümliches Wesen die Liebe sei, durch welche die Frau wie die Sonne erwärmend, belebend, beseligend wirke. Daß es die Natur der Liebe sei, sich zumeist den Unglücklichen und Hilfsbedürftigen zuzuwenden, daß aber niemand hilfsbedürftiger sei, als die Kinder, die eigentlichen Schutzbefohlenen der Frauen. Dann erzählte er von den freudlosen Kindern, die er gesehen, von dem Schmerz, den er darüber empfunden habe, und den sie selbst noch inniger fühlen würden als er, und empfahl zum Schlusse alle verlassenen und armen Kinder der Hilfsbereitschaft der schönen Frauen Palermos. Er lächelte jetzt wieder im Gefühl, was ihn bekümmerte, guten Händen anvertraut zu haben, worin ihn der seinen Worten folgende, nicht endenwollende Jubel bestärkte, der ein Verstehen und ein Geloben auszudrücken schien.

Diesen Auftritt schilderte am andern Tage Graf Persano, der im Theater gewesen war, La Farina und sagte, er erstaune selbst, daß er darüber nicht hätte lächeln müssen, wie er sicher getan hätte, wenn ein anderer an Garibaldis Stelle gewesen wäre. Garibaldi aber mache mit seiner Erscheinung das Wunderbare leibhaftig, sodaß man sich, solange man ihn sähe, darin heimisch fühle, ähnlich wie, wenn ein Theaterstück von Musik begleitet sei, man in die erfundenen Begebenheiten und vorgetäuschten Leidenschaften leichter hineingerissen werde, oder wie es einem Berauschten nicht auffalle, wenn er oder ein anderer mit lauter Stimme oder in pomphaften Bildern redete.

La Farina, dessen feindselige Stimmung gegen Garibaldi triumphierte, seit der Diktator seine Ankunft unbemerkt gelassen hatte, sagte, daß freilich ein Rausch und eine Täuschung bei dem Taumel, der jetzt Sizilien und auch das Ausland ergriffen habe, im Spiele sei. Die Augen würden einem aufgehen, wenn die Wogen sich legten. Garibaldi könne nimmermehr erfüllen, was er jetzt verspräche. Im Geiste sähe er Sizilien seinem Untergang entgegengehen, wenn nicht die Verständigen sich zusammentäten, das Unheil aufzuhalten.

Persano entgegnete, er habe weder Garibaldi noch sich selbst mit Berauschten oder Getäuschten vergleichen wollen. Freilich werde es immer herz- und gedankenlose Frauen und verlassene und untaugliche Kinder geben; das schließe jedoch nicht aus, daß aus einem großen Herzen Kraft und Wärme in

andere überströmen könne. Auch habe das nichts mit dem Schicksal Italiens im ganzen, noch mit dem Siziliens zu tun. Garibaldi und seine Minister bemühten sich ehrlich, eine italienische Verfassung einzuführen; man solle ihn doch gewähren lassen. Er könne nicht mit einem Schlage alle Uebel heilen, andere würden es ebensowenig oder noch weniger vermögen.

La Farina bewegte verneinend die Hand: er als geborner Sizilianer durchschaue die Verhältnisse besser als der Admiral. Unter der Hülle des allgemeinen Jubels gähre die Unzufriedenheit und Zwietracht. Viele Unwürdige befänden sich unter den Männern, die Garibaldi an das Steuer gestellt hätten, am schädlichsten sei Crispi, der den Diktator beeinflusse, der als Republikaner, Unitarier und despotischer Charakter überall verhaßt sei. Die Bourbonen und Klerikalen fingen an, sich wieder zu regen und fänden Anhang, viele kämen zu ihm, um sich zu beklagen. Die ersten Männer Siziliens, die Barone Correarsa und Pisani, die Garibaldi hochachteten, teilten seine Ansicht, daß er nicht fähig sei, ein Land zu verwalten, und daß nur schleuniger Anschluß an Piemont helfen könne. Garibaldis Versuche, die Mißstände zu heben und ideale Gesinnung zu pflanzen, seien kindisch. Andererseits achte er die Kultur für nichts und lasse seine barbarischen Gefährten ungestraft Werke der Kunst und Gelehrsamkeit vernichten. Er bilde sich ein, alles zu vermögen, und die törichte Vergötterung des Pöbels bestärke ihn darin. Die Diktatur sei von jeher sein Ziel gewesen, er werde desto weniger willens sein, das endlich Errungene aufzugeben, je länger er es gekostet habe.

Graf Persano schüttelte den Kopf; er habe gesehen, sagte er, wie Garibaldi zu Fuß durch die Straßen gegangen sei, und wie das Volk ihn wie einen aus den Wolken zur Erde gefahrenen Gott angebetet habe. Eltern hätten ihre Kinder zu ihm aufgehoben, damit er ihnen den Segen erteile, er sei überzeugt, daß Kranke seinen Mantel angerührt hätten in der Hoffnung, dadurch zu gesunden. Er habe aber nicht bemerkt, daß Garibaldi in diesen Ehrungen, die allerdings das einem Menschen Gebührende und Zuträgliche überstiegen, in seinem Innern angetastet werde, sie schienen ihn nicht einmal aufzufallen. Es sei ihm eine Lust, diesen stillen und sieghaften Menschen durch die verzückten Massen hindurchschreiten zu sehen wie einen Kometstern, der nicht wisse und nicht beachte, ob die Menschen ihn verehren oder verfluchen, ob sie Gutes oder Uebles von ihm erwarten, ja nicht einmal ob er Gutes oder Uebles anrichte. „Ich bin der Meinung“, sagte er, „daß es das beste sei, ihn die Bahn durchlaufen zu lassen, die ihm bestimmt ist, da er sich doch nicht wird irren lassen, und die anderen dabei zu Schaden kommen könnten.“

„Man sieht, lieber Graf“, sagte La Farina lächelnd, „daß Ihr ein feiner Geist seid und die Dinge aus einer Höhe betrachten könnt. Was Ihr gesagt habt, würde einem Dichter Ehre machen. Anders denken muß einer, der mitten im Getriebe steht und für den Gang der Maschine verantwortlich ist. Die meisten Emigranten sind wie ich der Meinung, daß die mazzinianische Republik uns aufgedrungen werden wird, wenn wir uns nicht bei Zeiten

wehren, und sie würden eher nach Neapel gehen, als sich der Tyrannei einiger extremer Köpfe unterwerfen."

Graf Persano richtete sich mit Würde auf, indem er sagte, er lasse sich nicht blenden, noch durch Gefühle täuschen; seiner Pflicht sei er sich bewußt und werde danach zu handeln wissen. Seiner Ansicht nach sehe La Farina zu schwarz, doch werde er die Augen offen halten. Er versprach, dahin zu wirken, daß La Farina von Garibaldi empfangen werde; denn seinem persönlichen Einfluß, meinte der Sizilianer, würde es vielleicht gelingen, den General auf den rechten Weg zu weisen.

Der Admiral fand Garibaldi zum ersten Male seit er ihn in Palermo sah, in verdüsterter Stimmung. Er war im Gespräch mit Nuvolari und anderen vertrauten Freunden, die ihm zuredeten, daß er gegen La Farina Maßregeln ergreife, der offenbar darauf ausgehe, seine Stellung zu erschüttern. „Dieser Kammerdiener Cavours", sagte Nuvolari, „schleicht sich ein mit einer Kiste voll Geld und voller Zettel, auf denen geschrieben steht: ich stimme für den Anschluß an Piemont, einer Pandorabüchse, aus der alle Uebel in unser Paradies kriechen, klebt die Zettel an alle Mauern, daß es das Ansehen hat, als wäre ein patriotischer Schnee aus den Savoyer Alpen auf Palermo gefallen. Wo er einem Kerl begegnet, der mißvergnügt mit der Nase schnüffelt, steckt er diesem mit einer Hand ein Stück Geld in die Tasche, legt ihm die andere auf die Schulter und sagt ihm vertraulich, daß die neue Regierung aus Trotteln und Schuften bestehe, und daß Viktor Emanuel, wenn er erst zu sagen hätte, ihn, gerade ihn, den schnüffelnden Tagedieb zum ersten Minister mit doppeltem Gehalt machen würde." „Ich sagte dir immer", fuhr er eifrig zu Garibaldi gewendet fort, „daß das System der Dynastie des Bourbonenkönigs nicht unweise war für dies Klima und dies Ungeziefer, das es hervorbringt, und daß es übereilt wäre, es sogleich zu beseitigen. Wer würde dich nicht loben, wenn du diesen Menschen aus Messina, den Ränkeschmied und Giftmischer, der in die schönste Frucht der Eintracht seine Schlangeneier legt, in jenes berühmte Krokodilsloch oder ein anderes von den Burgverließen weisest, an denen diese Insel so reich ist."

Garibaldi sagte erklärend zu Persano, der vergnügt zugehört hatte, man habe ihm vorhin, als er durch die Straßen geritten sei, nicht nur wie sonst zugerufen: Es lebe Garibaldi!, sondern zugleich: Nieder mit Crispi!, von dem man doch wisse, daß er sein Freund sei und mehr fast als alle um die Befreiung Siziliens sich verdient gemacht habe. Er sei schon vor Tagen gewarnt, daß eine Verschwörung gegen ihn im Werke sei mit der Absicht, ihm die Regierung zu entziehen und sofort dem Könige Viktor Emanuel zu übergeben; er habe es bisher nicht beachtet, nun aber sehe er ein, daß er es nicht so weiter könne gehen lassen. Persano brachte verschiedenes vor, um La Farina zu entschuldigen, der eine große persönliche Verehrung für Garibaldi habe, nur zuweilen voreilig und übereifrig und sehr empfindlich sei. Er fühle sich verletzt, daß der Diktator ihn noch nicht empfangen habe, Garibaldi möge es

tun, vielleicht könnten sie sich im Gespräch verständigen und dadurch unheilvolle Konflikte abwenden.

Trotz der Gegenvorstellungen Nuvolaris willigte Garibaldi ein; doch empfing er La Farina mit Zurückhaltung und ohne die Befangenheit des Gegners durch ein Lächeln oder ein freundliches Wort zu ermutigen. La Farina sah leidend aus, sein Blick war unruhig, sein hübsches Gesicht dicklich und schlaff geworden und dadurch entstellt, doch war er noch redefertiger und im Auftreten gewiegter als früher. Er faßte sich schnell, beglückwünschte Garibaldi zu seinen Erfolgen und erinnerte ihn an den Anteil, den er selbst an der Expedition genommen habe. Dann sprach er von dem Charakter der Sizilianer und Palermitaner insbesondere und beklagte ihre Veränderlichkeit und Parteiwut, was ihn auf ihre Abneigung gegen Crispi brachte. Garibaldi würde gut tun, ihn auf eine Weile zu entfernen.

Er denke nicht daran, erwiderte dieser, um selbstsüchtiger Menschen willen, einen Mann fallen zu lassen, der dem Vaterlande seine Ergebenheit und Opferwilligkeit hundertfach bewiesen habe.

Man könne zuweilen, meinte La Farina, um des Nutzens willen etwas tun, was das Gefühl mißbillige.

Nein, rief Garibaldi heftig aus, eine undankbare und sinnlose Handlung könne niemals nützlich sein, und betonte seine Worte so, daß La Farina es geraten fand, den Gegenstand fallen zu lassen. Ihn bewöge, sagte er, einzig die Sorge um Siziliens und Italiens Schicksal. Er wisse, wie stark die Bourbonen noch auf der Insel seien; die Gutgesinnten dagegen wären schwach, ließen sich einflüstern, daß Garibaldi nicht im Einverständnis mit Viktor Emanuel gehandelt habe, und fürchteten, daß sie ohne starken Schutz von außen der Rache des Königs von Neapel bald wieder würden ausgeliefert werden, wie es 1848 geschehen sei. Sofortiger Anschluß an Piemont würde aller Unsicherheit und allen Parteiungen ein Ende machen.

Garibaldi brauste auf; eben weil er die Gefahren des Abfalls kenne, wolle er die Insel, die er erobert habe, noch in seiner Hand behalten. „Ich habe sie", sagte er, „auf meine Gefahr angegriffen und mit dem Blute der Meinen erkauft, und werde sie, wann es mir Zeit scheint, dem geben, dem ich sie zugedacht habe". La Farina fühlte, daß er sich dem Blick schneidender Verachtung, der auf ihm ruhte, nicht länger aussetzen könne, und verabschiedete sich von Garibaldi in einer Weise, die die unversöhnliche Entfremdung zwischen ihm und dem Diktator deutlich machte.

Als Graf Persano kam, um sich nach dem Verlauf des Besuches zu erkundigen, war der Groll aus den Mienen Garibaldis verschwunden. Während sie zusammen nach der Festung Castellemare fuhren, die in diesen Tagen auf Befehl des Diktators demoliert wurde, gab er seiner Entrüstung Ausdruck, doch ohne Empfindlichkeit. Es seien aber jetzt, sagte er, Nachrichten von bösartigen Revolten in Bronte, Cesarò und anderen Ortschaften Siziliens eingelaufen. Schandtaten seien verübt, als sei mit dem Sturze der Bourbonen das Gesetz

selbst vernichtet. Inmitten dieses wilden und unberechenbaren Volkes habe der Feind noch bedeutende Festungen besetzt: Milazzo, Messina, Syrakus. Er könne jetzt nicht heimgehen und sein unvollendetes Werk anderen Händen überlassen, welche es auch seien. Ihm habe das Volk sich vertraut, er habe sich ihm gelobt und werde nicht ruhen, bis es frei sei.

Der Graf stimmte ihm bei; immerhin, meinte er, würde die Verkündigung des Anschlusses an Piemont ihn keineswegs hindern, sein Werk zu vollenden. Viktor Emanuel würde ihn in der Regentschaft über Sizilien bestätigen, und er würde mit dem sicheren Rückhalt eines ansehnlichen Staates handeln können.

Garibaldi warf dem Grafen einen schnellen Blick zu und sagte: „Ich stand bisher fest, da ich allein stand. Auch weiß ich nicht, ob dem Könige ein Geschenk willkommen wäre, das ihn zum erklärten Feinde der Bourbonen machte".

Der Weg nach Castellamare war fröhlich belebt durch Wagen voll festlicher Menschen und Fußgänger. Der Befehl des Generals über die Zerstörung der Burg, die er angeordnet hatte, weil seine Festung an dieser Stelle nur zur Unterjochung der Stadt, nicht zur Verteidigung nach außen dienen konnte, war volkstümlich wie kein anderer; denn es befriedigte die Menschen, das jahrhundertalte Symbol ihrer Knechtschaft stürzen zu sehen, und sie hätten die Mauern gern mit ihren Händen niedergerissen. Einige Türme und ein Teil des Mauerwerks war schon eingerissen; Staubwolken stiegen ununterbrochen wie Rauch eines Opfers in den duftenden Aether. Damen in bunten Kleidern bemühten sich, mit kleinen Hammern Steine loszuschlagen, vor Mutwillen glühend und mit den Herren, die sie begleiteten, lachend. In einem leeren, halb zerstörten Fenster stand ein Mönch, die dreifarbige Schärpe um die Kutte geschlungen, und redete zu einer Gesellschaft, die auf Steinen und im Grase gelagert war, wobei er ein Beil in der Hand schwang und zuweilen, wenn die großen Worte kamen, an das Gemäuer schlug, daß es weithin dröhnte. Andere Mönche, in roten Hemden und mit Waffen versehen, arbeiteten emsig an der Zerstörung. Ein Mann, dessen totenhafte Bläße und Magerkeit vermuten ließen, daß er lange gefangen gewesen war, kniete gesenkten Hauptes an einer Stelle, von der aus man die nun geöffneten Kerkerlöcher sehen konnte, neben ihm eine schlanke Frau, deren Körper von leidenschaftlichem Schluchzen erschüttert war. Nicht weit von diesen hatten sich zwei junge Mädchen, die die Röcke voll Blumen hatten, auf einen Mauervorsprung geschwungen und ließen aus den aufgehobenen Händen Ginster, Rosmarin, wilden Oleander und Granaten in die aufgerissenen Grüfte fallen. Mächtig stand die eherne Gestalt des purpurnen Pellegrino hinter dem Gewimmel über den stürzenden Mauern.

Garibaldi und Persano waren ausgestiegen und betrachteten das Schauspiel. „Heute", sagte der Graf, „ist es in Wahrheit das glückliche Palermo". Garibaldi stand eine Weile im Sinnen und sagte dann: „Welche Aufgabe, dies Volk glücklich zu machen, das in der Gnade der Natur steht! Es scheint, daß die Menschen sich allzuweit vom Herzen der Natur entfernt haben, und es ihnen deshalb nicht mehr gelingen wollte". Persano dachte bei sich, indem

er Garibaldi verstohlen ansah: Ja, du bist aus ihrem Eingeweide! Du hast von ihrer Milch getrunken! Aber was hilft es dir in unserem erklügelten Dasein? Ist es nicht vielleicht das Schönste, was dir gelingt, daß ich und meinesgleichen sich an dir laben können? Zugleich sagte er sich, daß dieser Mann einen Trieb zu herrschen wohl haben müsse, und daß es jedenfalls nicht überflüssig sei, ihn aufmerksam zu überwachen.

Garibaldi hatte über dem bei Castellamare empfangenen Eindruck La Farina vergessen, doch erinnerten ihn bei seiner Heimkehr erneute Zusammenrottungen von Menschen daran, die ihn mit dem Rufe: Nieder mit Crispi! verfolgten. Daran schloß sich am folgenden Tage ein anderes Ereignis: Der Gemeinderat, an dessen Spitze Baron Pisani stand, überreichte ihm eine Adresse, in der er ihm für die Befreiung förmlich dankte, ihm den Beschluß mitteilte, daß das Tor Porta Termini, durch das er mit seinen Tausend eingedrungen sei, künftighin seinen Namen tragen solle, daß ihm das Geschenk eines Ehrensäbels bestimmt sei, und ein jeder von den Tausend eine Gedenkmünze erhalten werde, um endlich damit zu schließen, daß es nunmehr an der Zeit sein möge, die Sehnsucht des Volkes nach der Vereinigung mit dem großen Vaterlande durch Verkündigung des Anschlusses an Piemont zu befriedigen.

Zunächst empfand Garibaldi bei dieser unerwarteten Wendung mehr Ueberraschung als Unmut. Er hatte nicht gedacht, daß diese Männer, die er als die Spitze der Stadt ansehen mußte, die ihm ihrer Zuneigung, ihrer Verehrung und ihres unbedingten Vertrauens oft versichert hatten, diesen Anschluß so sehr wünschten und für so notwendig hielten, daß sie in förmlicher Weise, obwohl sie fürchten mußten, ihm damit unwillkommen zu sein, daran mahnten. War es denn wirklich der Wunsch des Volkes, warum, fragte er sich, sollte er nicht willfahren? Er hatte ihnen die Freiheit gebracht, damit sie selbst über sich verfügten; sollte er ihnen aufdrängen was sie nicht wollten, oder entziehen was sie wollten?

Er wurde in seinem Gedankengang durch Crispi unterbrochen, der, als sein Sekretär, sich in seiner Nähe aufzuhalten pflegte. Da Garibaldi ihm mitteilte, daß er nicht abgeneigt sei, dem offenbaren Willen des Volkes nachzugeben, sah Crispi ihn erstaunt und fast ungläubig an. Ob jene Ehrgeizigen und Bedenklichen, die La Farina aufgestachelt haben, das Volk seien? Ob er Sizilien erobert habe, um es gleichgültig wie ein Künstler einen Block Marmor, der für seinen Entwurf zu klein sei, beiseite zu werfen und andern zu überlassen? Ob er ihn nicht wenigstens mit ein paar Hammerschlägen zuhauen wollte, ehe ihn andere verpfuschten? Ob er sich nicht bewußt sei, das Gute für Sizilien zu wollen und mehr zu vermögen, als ein anderer vermöchte?

„Ihr seid, Crispi", sagte Garibaldi, „in Eurem Herzen ein Republikaner und habt das Haus Savoyen niemals gern in Eurer Heimat leiden wollen." Crispi entgegnete finster: „Ich bin unter Eurer Führung, nicht unter Viktor Emanuel heimgekommen, wenn ich auch wußte, daß wir für ihn arbeiteten,

und ich rechnete darauf, mit Euch weiterzugehen, bis wohin Ihr wolltet, nicht bis der König Euch stehen zu bleiben hieße?"

Nachdem Garibaldi bis tief in die Nacht allein gewacht hatte, antwortete er am folgenden Morgen dem Gemeinderat, es sei nach wie vor sein Wille, daß Sizilien ein Teil Italiens unter Viktor Emanuel werde; daß er es aber solange in eigenen Händen behalten wolle, bis er Neapel und Rom befreit habe; denn er sei nicht gekommen, um nur Sizilien zu helfen, sondern um Italien zu machen, und er bedürfe dazu der Macht, die er jetzt innehabe. La Farina ließ er nach einer Frist von wenig Stunden auf ein Schiff begleiten, das ihn nach Turin zurückführte.

Nuvolari brummte über diese Maßregel: „Ist das Gerechtigkeit? Dieser Mensch aus Messina, der wegen hochverräterischer Umtriebe gegen den Diktator in die Krokodilkammer hätte geworfen werden sollen, wird mit angenehmer Eile auf einem wohnlichen und haltbaren Schiff nach dem lieblichen Italien befördert. Wir, die wir es treu meinen und uns redlich plagen, müssen in dieser stinkenden Hölle, dieser Grube voll Nattern, dieser Wiege der Skorpione schwitzen, indes der Uebeltäter den milden Himmel unseres Italiens wiedersieht!"

„Er hat die Hölle samt Nattern und Skorpionen im Busen", sagte der alte Ripari tröstend.

Graf Persano war der Meinung, es sei Garibaldi nicht zu verdenken, daß er sich des Unruhestifters entledigt habe, hielt es aber für seine Pflicht, ihm vorzuhalten, daß er weniger schroff gegen einen Vertrauten des Grafen Cavour hätte vorgehen sollen. Der Minister hatte ihm kürzlich den Auftrag gegeben, den Diktator zu veranlassen, daß er Mazzini, wenn er in Sizilien ankäme, den Aufenthalt auf der Insel nicht gestatte, sondern sofort nach Genua zurückschicke; doch hatte er für diese Zumutung, die ihm übertrieben vorkam, bisher noch keine passende Einkleidung gefunden. Nun, dachte er, könnten die mißfälligen Besprechungen mit einem Male abgemacht werden. Garibaldi schnitt seinen höflichen Vorstellungen die Entfernung La Farinas betreffend ungeduldig ab, indem er sagte, ihm scheine es albern, Formen zu wahren, wenn das innerste Leben in Aufruhr sei. Cavour habe ihn mit Spionen umgeben, die ihn hätten lähmen und zu Falle bringen sollen; er habe die herankriechende Schlange, bevor sie hätte beißen können, mit einem Fußtritt von sich gestoßen. Das würde er nicht bereuen noch sich deswegen rechtfertigen, geschweige denn entschuldigen.

Einlenkend sagte der Graf, er gebe zu, daß Garibaldi im Rechte sei. Doch habe er La Farina bedauern müssen, der ihm, als er ihn bei seiner erzwungenen Abfahrt gesehen habe, wie ein kranker, im Innern zerrissener Mann erschienen sei. Seine Augen seien flackernd und tief unterschattet gewesen, alle seine Aeußerungen gewaltsam. Seine Liebe zu seiner Heimat sei echt, sein Gefühl innig, sein Verstand in Ordnung; irgend ein entfesselter und ausartender Trieb scheine ihn zu verzehren. Sicherlich habe er seine Befugnisse

mißverstanden oder überschritten; denn Cavour verkenne keineswegs, was Garibaldi für Italien Gutes getan habe und noch tun könne, er wolle ihm herzlich wohl und wünsche sich nichts besseres, als vereint mit ihm zu handeln. Cavour sei ein großer Mann und habe nichts im Sinne als das Heil Italiens. Der Diktator möge beweisen, daß er, indem er La Farina entfernt habe, sich nicht gegen Cavour habe wenden, sondern nur der Gerechtigkeit habe genugtun wollen, er könne das nämlich dadurch tun, daß er Mazzini, der in einigen Tagen in Palermo landen würde, festhalte und zurückschicke.

Garibaldi errötete; Persano konnte sehen, wie ein plötzlich aufflammender Zorn ihn ganz überlief und verwandelte. „Sagt dem Grafen Cavour", antwortete er, „daß in Sizilien ein Regierungswechsel vorgekommen ist. Ich bin nicht Maniscalco." Der Admiral, der nicht furchtsam war, betrachtete Garibaldi mit teilnehmender Neugier, wie wenn er sich etwa über einen lebendigen vulkanischen Krater beugte, in dem zuvor ein dumpfes Rollen hörbar war, so daß er damit rechnen müßte, plötzlich von herausgeschleuderten Steinmassen getroffen zu werden. „Ihr habt mich", sagte er mit der vornehmen Würde, die er in geeigneten Augenblicken zu entfalten wußte, „als einen Ehrenmann und Patrioten kennen gelernt. Ich entledigte mich, indem ich das Ansinnen an Euch stellte, eines Auftrages, in dem ich nichts Anstößiges sehen konnte, nachdem Ihr soeben selbst gezeigt habt, wie ihr mit Männern verfahrt, die eine Gefahr für den Staat bilden. Auch Mazzini ist ein Friedensstörer und, als Republikaner, ein Gegner der von Euch verkündigten und vertretenen Regierung."

„Wollt Ihr im Ernste", rief Garibaldi drohend, „Mazzini, der sein Leben zum Opfer gebracht hat, mit La Farina vergleichen, der im Trüben fischen wollte?" Er hätte nicht gedacht, fuhr er fort, daß Persano, den er als einen freimütigen Mann von warmem Herzen zu erkennen geglaubt habe, sich zum Diener des teuflischen Rechners Cavour habe machen können. Er sei ein Diener des Vaterlandes, sagte der Graf, das Cavour mit viel Arbeit und Aufopferung stark und einig gemacht habe. Garibaldi wandte sich ab. „Er wird mich finden", sagte er rauh, „wenn er mich für Italien braucht; mit dem Minister des Königs von Sardinien habe ich nichts zu schaffen."

Garibaldi glaubte die Verstimmung, die diese Vorgänge in ihm hinterlassen hatten, nicht so bald überwinden zu können; aber es war, als litte die Sonne, die über Palermo stand, keine Wolken auf seiner Stirne. Die von Medici geführten Freiwilligen, die an diesem Tage einrückten, und die er vom Balkon seines Palastes aus begrüßte, jubelten zu dem siegreich lächelnden Antlitz auf, das ihnen ebenso in Schlachten geleuchtet hatte. Vollends als das Fest der heiligen Rosalie mit dem äußersten Gepränge begangen wurde, erschien der Diktator in so heiterer Herrlichkeit, daß die Stadtgöttin selbst in Vernachlässigung geriet, und die seit Jahrhunderten ihr angestammte Verehrung auf den neuen, im schönsten gegenwärtigen Dasein strahlenden Heiligen übertragen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gustav von Hoffstetter.

Von Alfred Stern in Zürich.

„Im Stabe Garibaldis befand sich ein Schwabe, Gustav von Hoffstetter, der in seiner Heimat an der liberalen Revolution teilgenommen hatte und nach ihrem Niedergange erst in die Schweiz und dann nach Italien ausgewandert war, um unter der Fahne der Freiheit, wenn auch im Ausland, zu kämpfen. Er hatte ein nachdenkliches Gesicht und beobachtete die Welt mit Liebe aus ernsten Augen, die einem von schwarzen Tannenwäldern umgebenen tiefen Weiher glichen." Mit diesen Worten führt Ricarda Huch in ihrem bewundernswerten jüngsten Werk „Die Verteidigung Roms" den deutschen Waffengefährten Garibaldis ein. Wer sich die Aufgabe stellen wollte, nachzuforschen, aus welchen geschichtlichen Quellen die Dichterin geschöpft hat, würde finden, daß ihr vor allem das „Tagebuch aus Italien 1849 von Gustav von Hoffstetter, vormaligem Major in römischen Diensten" (Zürich, Schultheß; Stuttgart, Scheitlin & Krais 1851, Italienische Uebersetzung Capolago, tipografia Elvetica 1851) die wertvollsten Dienste geleistet hat. In der historischen Literatur nimmt dies 1860 zum zweiten Mal aufgelegte Buch schon längst einen Ehrenplatz ein. Die neueste italienische Darstellung der Verteidigung Roms durch Garibaldi führt es ebenfalls sehr häufig an.[1]) Nun feiert es, dank Ricarda Huch, auch gleichsam eine poetische Auferstehung. Es würde einen eigenen Reiz gewähren, im einzelnen zu verfolgen, wie ihre fast überreiche Phantasie aus skizzenhaften Angaben der geschichtlichen Vorlage poetische Bilder voll stärkster Leuchtkraft geschaffen hat. Indessen mag es sich noch mehr lohnen, das Andenken Hoffstetters, als eines wackern, deutschen Mannes, durch eine kurze Schilderung seines Lebensganges aufzufrischen. Anziehend, wie dieser Versuch an sich ist, wird er durch die überaus dankenswerte Gefälligkeit der hinterbliebenen Töchter Hoffstetters erleichtert, die eine Anzahl in seinem Nachlaß befindlicher Papiere bereitwillig zur Verfügung gestellt haben. Eine gute Grundlage bildet der ihm gewidmete Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" XII, 619 ff.

Gustav von Hoffstetter, geboren am 6. April 1818 in Aschaffenburg, entstammte einer Familie, die im achtzehnten Jahrhundert aus Tirol nach Bayern übergesiedelt war. Sein Vater hatte sich als bayrischer Offizier unter den Fahnen Napoleons ausgezeichnet. Er selbst wurde 1829 in die Münchener Kadettenschule aufgenommen, wo seine Begabung Anerkennung fand, sein Unabhängigkeitssinn aber zu mannigfachen Reibungen führte. Auf die Schulzeit folgte ein mehrjähriger Dienst als Unteroffizier bei einem Artillerieregiment in Würzburg und als Kadett bei einem Infanterieregiment in Landau. Ohne Hoffnung auf baldige Beförderung, folgte der junge, lernbegierige und

[1]) Ermanno Loevinson: Giuseppe Garibaldi e la sua legione nello stato Romano 1848—49. Roma, Società editrice Dante Alighieri 1902, 1904. (Biblioteca storica del risorgimento Italiano Ser. III. No. 4, 5. Ser. IV. No. 6. Vgl. daselbst Ser. I. No. 10, 1899. R. Belluzzi: La ritirata di Garibaldi da Roma nel 1849.)

tatendurstige Soldat 1841 einem Ruf der Regierung von Hohenzollern-Sigmaringen, um als Offizier an der Neugestaltung des dortigen Wehrwesens mitzuarbeiten. Allein auch diese beschränkte Wirksamkeit genügte ihm nicht. Er zog eine Beteiligung an den Kämpfen in Algier, wo es damals heiß herging, in Betracht und besaß schon die Zustimmung von französischer Seite, als die Verweigerung des Urlaubes einen Strich durch seine Pläne machte. Glücklicher war er im Jahre 1847 beim Ausbruch des Sonderbundkrieges. Auf sein Ansuchen beurlaubt, um die Milizeinrichtungen zu studieren, ward er durch Vermittlung Ochsenbeins als Oberleutnant in ein Berner Bataillon aufgenommen. Er zeichnete sich während des kurzen Feldzuges durch seine Leistungen aus und sammelte reiche Erfahrungen. Erst lange Jahre nach seinem Tode (Bern 1894) ist sein höchst lehrreicher Bericht über seine kriegerischen Erlebnisse, gewidmet den eidgenössischen Obersten Kurz und Egloff, in deren Stab er die Operationen gegen Freiburg und das Gefecht von Gislikon mitmachte, vom schweizer Generalstabsbureau aus der Handschrift herausgegeben worden.

In der diesem Bericht vorausgeschickten biographischen Skizze heißt es, Hoffstetter sei in Sigmaringen Ende 1847 nach seiner Rückkehr mit mehrwöchentlichem Arrest empfangen worden, weil er sich erlaubt hatte, statt nur die Rolle des Zuschauers einzuhalten, am Kriege tätigen Anteil zu nehmen. Da brachte der Frühling 1848 einen gänzlichen Wechsel der Szene. Hoffstetter beteiligte sich mit Begeisterung, wie er selbst sagt, „am neu erwachten Leben des Volkes in der Heimat." Er wurde Kommandant der Bürgerwehr von Sigmaringen und stand in enger Verbindung mit den Führern der revolutionären Bewegung im Seekreis. Franz Sigel erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1848 und 1849" (herausgegeben von W. Blos, 2. Auflage, Mannheim 1902, S. 20): „Persönlich eilte ich (8. April) nach Meßkirch und hatte dort eine Zusammenkunft mit dem damaligen Oberleutnant Gustav von Hoffstetter, welcher im Sigmaringenschen Kontingente diente und zugleich die Organisation der Volkswehren bildete. Er verlangte wenigstens noch eine Woche Zeit zur Vorbereitung, erklärte jedoch mit Bestimmtheit, er werde im Falle der Not sich mit einem Bataillon Linien-Infanterie, einer Batterie und aller verfügbaren Volkswehr uns anschließen." Hoffstetter teilte, wie Sigel weiter bemerkt, die Idee, „im Falle einer feindlichen Bewegung alle verfügbaren Streitkräfte entweder in Stockach oder in Engen zu sammeln und den heranrückenden Württembergern oder Bayern ein Treffen zu liefern." Allein das Scheitern des republikanischen Aufstandes Friedrich Heckers nötigte ihn, da er mit Gefangenschaft bedroht war, zur Flucht in die Schweiz.[1]) Auf eidgenössischem Boden, in Emmishofen, traf auch Sigel (s. S. 47 seiner Denkwürdigkeiten) wieder mit ihm zusammen. In der Schweiz fand sich damals für Hoffstetter keine seinen Neigungen entsprechende Wirksamkeit. Er gedachte nun zuerst, seinen Degen als Teilnehmer der „lombardischen Legion" in den Dienst des Königs Karl Albert von Sardinien zu stellen. Dies bezeugt ein an ihn gerichtetes Schreiben Ramorinos aus Vercelli vom 25. November 1848. Der mehr berüchtigte als berühmte Genuese, der schon 1834 während Mazzinis Savoyerzug eine höchst zweideutige Rolle gespielt hatte, unterzeichnete als „Lieutenant Général Commandant en chef de la division Lombarde". Er mußte melden, daß für den Augenblick kein Anzeichen für den Wiederbeginn des Kampfes gegen Oesterreich vorliege und daß außerdem

[1]) Der Artikel der Allg. Deutschen Biographie versetzt diese Flucht irriger Weise in den Frühling 1849.

die Zahl der Offiziere in seiner Legion schon übergroß sei. Hierauf richtete Hoffstetter seine Blicke nach Sizilien. Er betätigte sich bei der Organisation einer Legion, die dort gegen die Neapolitaner kämpfen wollte. Schon befand er sich auf dem Weg nach seinem Bestimmungsort, als Verbote der Regierungen von Frankreich und Sardinien die Errichtung von Truppendepots in den betreffenden Häfen unmöglich machten. Da entschloß er sich, der jungen römischen Republik seine Dienste anzubieten. Er bestieg in Marseille ein Schiff, fuhr nach Genua und gelangte am 28. April nach Civita-Vecchia, ein paar Tage, nachdem das französische Expeditionskorps unter dem General Oudinot dort gelandet war. Am 29. April war er in Rom, auf der Stätte „seiner Jugendträume". Die siegreiche Abwehr des ersten französischen Angriffs am 30. April erlebte er zu seinem tiefen Schmerz nur als müßiger Zuschauer. Aber schon am folgenden Tag erreichte er es, in dem Bataillon lombardischer Bersaglieri unter Führung des edlen Mailänders Manara als Stabsoffizier aufgenommen zu werden.

Was er in den folgenden Wochen und Monaten geleistet hat, als Hauptmann, dann als Major, schließlich an Stelle des gefallenen Manara als Generalstabschef Garibaldis, in den siegreichen Gefechten gegen die Neapolitaner, während der heroischen Verteidigung Roms gegen die neuen Angriffe der Franzosen und vor allem bei dem wundersamen Rückzug der kleinen Garibaldischen Schar bis zu ihrer Auflösung im Gebiet der Republik San Marino: das alles steht mit unvergänglichen Lettern im Buch der Geschichte eingeschrieben. Wie Garibaldi selbst gelang es ihm unter Gefahren und Abenteuern aller Art, der von den Oesterreichern drohenden Gefangennahme zu entgehen. Nach kurzem Aufenthalt in Mailand, wo er die junge Witwe Manaras sprechen konnte, gelangte er auf den sicheren Boden der Schweiz. Unweit Luganos fand er auf einem Landgut die Mutter und die Schwestern eines anderen gefallenen Waffengefährten, Morosini, und einige seiner römischen geretteten Freunde, unter ihnen den kaum von seiner Wunde genesenen, um den Tod des Bruders trauernden Emilio Dandolo. Dann nahm er mit wehmütigen Gefühlen den Weg über den Gotthard, erreichte Luzern, machte Halt in Zürich, begrüßt von Bekannten, „die ihn längst nicht mehr unter den Lebenden geglaubt hatten".

Aus jener römischen Heldenzeit Hoffstetters haben sich in seinem Nachlaß kostbare Reliquien erhalten, die zum Teil schon als Autographen Wert besitzen. So findet sich das in dem gedruckten Tagebuch erwähnte Empfehlungsschreiben Mazzinis an den Kriegsminister der römischen Republik, ein anderes, an denselben gerichtetes, für Hoffstetter ausgestelltes Billet des „Vorstandes der Barrikadenkommission", Cernuschi, der von Daverio, dem Chef des Generalstabs der italienischen Legion, unterzeichnete Tagesbefehl vom 5. Mai (Dal quartier generale di Tivoli), eine Anweisung mit der Unterschrift Manaras vom „11. Mai Mitternacht" für die Besetzung der Villa Pamfili u. a. m. Bei weitem das wertvollste Stück der Art, das jedem Museo del Risorgimento in Italien zur höchsten Zierde gereichen würde, ist ein vergilbtes Blatt, auf das Garibaldi an einem der denkwürdigsten Tage der Verteidigung Roms mit Bleistift ein paar Zeilen hingeworfen hat, die einen Befehl für Manara enthalten [1]). Vermutlich hat Hoffstetter das Blatt

[1]) Garibaldis Schriftzüge sind halbverblaßt. Doch läßt sich der Wortlaut seines in der Eile irrtümlich vom 3. Mai statt 3. Juni datierten Befehles noch sehr wohl erkennen: „Porta S. Pancrazio. 3. Maggio 1849. Il Coll^{llo} Manara va alla sinistra per disporre alcuni pezzi contro travagli preparati dal nemico. Ubbidiranno agli ordini di detto capo quantunque forza, infanteria, artilleria etc.

G. Garibaldi.

von Manara als Geschenk empfangen. Er hat es mit den übrigen Papieren während des Rückzugs und der Flucht gerettet. In seinem gedruckten Tagebuch hat er seinen Inhalt S. 124 mit kleinen Abweichungen mitgeteilt und stillschweigend richtig „vom 3. Juni", dem Tag des Ueberfalles der Villen vor der Porta S. Pancrazio, datiert.

Auch das Original des Tagebuches, ein Notizbuch ganz kleinen Formates, in dem die Einträge mit Tinte und Bleistift wechseln, mit ergänzenden Zetteln in einem Seitentäschchen, ist noch vorhanden. Bei einer genaueren Vergleichung mit dem Druck erkennt man, wie in diesem die rasch aufgezeichneten Notizen ohne wesentliche Aenderung des Tatsächlichen, viel weiter ausgeführt sind. Sehr selten nur findet sich in der Handschrift etwas im Druck Fehlendes, z. B. ein paar Bemerkungen über den Aufstand in Baden, dessen Ausbruch Hoffstetter in der Ferne erfuhr. „Oh ich bin mehr im Vaterlande als hier" schreibt er am 30. Mai. Dann aber, von Manara überzeugt, daß er auch in Rom der gemeinsamen, guten Sache diene, entschließt er sich, nach schwerem Kampf mit sich selbst, zu bleiben. Er quält sich jedoch mit den Fragen: „Wo ist jetzt Sigel? . . Was wird Bayern tun?" Am 16. Juni klagt er: „Es gehen keine Briefe mehr aus und ein . . . vom Vaterlande gar keine Nachrichten" . . Er fügt die sorgenvolle Bemerkung hinzu: „Ist Sigel Generalissimus, so wird's nicht gut gehen; denn er ist zu jung und zerstreut, hat zu wenig Kenntnisse. Sollte sich kein Generalstabsoffizier gefunden haben? Wieder bloß ein Freischarenzug! Armes Vaterland." Das scharfe Urteil über Sigel aus Hoffstetters Mund wird vielleicht überraschen. Noch überraschender ist es aber jedenfalls in Armand Göggs „Nachträglichen authentischen Aufschlüssen über die Badische Revolution von 1849" (New-York, 1876) S. 135, wo offenbar die Ereignisse von 1848 und 1849 verwechselt werden, die Mitteilung zu lesen: „Sigel, den 25. Mai zum Oberkommandanten der Armee ernannt, wollte mit höchstens 5000 Mann zuerst nach Hechingen und Sigmaringen, deren Bevölkerung sich freudig angeschlossen und das Korps mit einem Linienbataillon und einer Batterie unter Hoffstetter verstärkt hätte" usw. An jenem 25. Mai 1849 stand Hoffstetter mit der Vorhut von Garibaldis zum Einfall ins Königreich Neapel bereitem Korps unweit der Grenzstadt Ceprano!

Es läßt sich denken, daß er auch später mit manchen der italienischen Kampfgenossen in Verbindung geblieben ist. In der Tat befinden sich in seinem Nachlaß einige von ihnen herrührende Briefe. Sehr rührend ist ein französisches Schreiben Emilio Dandolos aus Lugano vom 30. August 1849, das Hoffstetter alsbald nach seiner Ankunft in Zürich empfing. Dandolo, des Bruders und der teuersten Freunde beraubt, ist dem Himmel dankbar dafür, daß ihm die Freundschaft eines Mannes wie Hoffstetter zuteil geworden. „Möge Gott, schreibt er, Ihnen das Glück gewähren, das er mir für immer genommen hat: ein freies und geachtetes Vaterland und edle Seelen, die Ihnen das Leben sanft und angenehm machen können." Im Begriff, seine jüngsten Erlebnisse aufzuzeichnen und seinen gefallenen Kameraden ein literarisches Denkmal zu errichten, bittet er Hoffstetter um einige kurze Notizen, namentlich aus der Zeit, da er selbst in Rom verwundet ans Bett gefesselt und von der Außenwelt abgeschieden gewesen sei. Er hat von Hoffstetters eigenem Plan der Herausgabe seines Tagebuches schon Kenntnis, fürchtet aber nicht, durch sein Unternehmen ihm Konkurrenz zu machen. In der Tat trägt sein bekanntes kleines Werk I Volontari ed i Bersaglieri Lombardi einen ganz anderen Charakter wie Hoffstetters Tagebuch.

Die Nachricht des Erscheinens dieses Buches veranlaßte Nino Bixio, Garibaldis berühmten Mitstreiter, zu einem sehr freundschaftlichen Schreiben in seiner Muttersprache an den Verfasser, datiert vom 4. Dezember 1850 aus Genua. Bixio, der während der stürmischen römischen Tage Hoffstetter nahe getreten war, hatte ihn schon als Toten betrauert. Denn das Gerücht hatte ihm die falsche Kunde zugetragen, er sei auf der Flucht vor den Oesterreichern gestorben. Um so größer war nun seine Freude, ihn gerettet zu wissen. „Ich liebe Sie, weil ich Sie als den Besten unter den Unsrigen für unser unglückliches Land habe kämpfen sehen, und das in einer Zeit, da es keine andere Hoffnung gab, als die des Ruhmes". Er bittet ihn, der Sache Italiens treu zu bleiben und damit „der Menschheit einen Dienst zu leisten". Zugleich versichert er, daß er gern zu ihm eilen möchte, um von seinem militärwissenschaftlichen Unterricht zu profitieren, sieht sich aber durch viele Gründe, u. a. seine Unkenntnis der deutschen Sprache an der Ausführung dieser Absicht gehindert.

Das größte Interesse beanspruchen zwei Briefe Garibaldis aus dem Jahre 1859. Sie verdienen im Wortlaut mitgeteilt zu werden. Der erste, von Garibaldi nur unterzeichnet und ohne Zweifel diktiert, mit orthographischen Versehen seines Sekretärs, die hier stillschweigend verbessert werden, ist unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens von Villafranca geschrieben. Aber er war durch ein Anerbieten und durch Auskünfte Hoffstetters veranlaßt worden, die dem Frieden noch eben vorausgegangen waren.

Juillet 17. 1859 Lovere.

Mon cher ami.

J'ai reçu votre lettre du 11. courant et je vous serais infiniment obligé de la carte que vous m'offrez. Je vous remercie des importantes informations que vous me fournissez sur le fort de Finstermünz. Je n'ai pas encore vu vos recommandés. Vous pouvez être sûr que je ferai pour eux mon possible Votre

G. Garibaldi.

Ich bin nicht imstande nachzuweisen, wer unter den von Hoffstetter „Empfohlenen" zu verstehen ist. Man könnte zunächst denken, der deutsche Demokrat Theodor Mögling habe zu ihnen gehört. Dieser war in der Tat, wie er in seiner sehr interessanten Schrift „Ein Besuch bei Garibaldi" (Zürich, Schabelitz 1860) erzählt, im Sommer 1859 durch seinen Freund Hoffstetter bei Garibaldi eingeführt worden. Aber er hatte ihn schon am 24. Juni in Lecco getroffen, war dann eine zeitlang als Kriegsberichterstatter schweizerischer und deutscher Blätter seinem Hauptquartier gefolgt und hatte sich am 7. Juli in Sondrio von ihm getrennt. An eben jenem 19. Juli, von dem Garibaldis Brief an Hoffstetter datiert, empfing auch Mögling, wie er S. 99 seiner Schrift erzählt, einen Brief Garibaldis aus seinem Hauptquartier Lovere am Iseo-See, aus dem er ersah, daß Garibaldi „den Abschluß des Friedens noch nicht für gesichert, sondern den jetzigen Zustand bloß für einen Waffenstillstand halte."

Der zweite an Hoffstetter gerichtete Brief Garibaldis, der sich erhalten hat, ganz von dessen eigener Hand, datiert aus Fino. Hier befand sich Garibaldi in der Villa jenes Marchese Raimondi, dessen Tochter kurze Zeit in dem Herzensleben des Helden eine so merkwürdige Rolle spielte. Garibaldi war damals zu Ende des Jahres 1859 in der Lombardei für die Selbstbewaffnung des Volkes eifrig tätig und stand mit dem Zentralausschuß, der zu diesem Zweck in Mailand gebildet war, in engster Verbindung. Wie man weiß,

erließ er bald danach, am 4. Januar 1860 von Turin aus das Manifest an die Italiener, in dem er, nach Auflösung der Gesellschaft Nazione armata eine Aufforderung zur Subskription für den Ankauf einer Million von Gewehren ergehen ließ. Hoffstetter hatte von seinen Plänen Kunde und war in der Lage gewesen, ihm seine Dienste anzubieten. Darauf bezieht sich die folgende Antwort Garibaldis.

Fino 27. Décembre 1859.

Mon bien cher Hoffstetter.

Combien je vous suis obligé pour votre bon souvenir et pour l'intérêt que vous prenez à notre cause qui effectivement est la votre — comme vous le savez très bien. —

Je soumettrai votre proposition pour les fusils à la commission centrale de Milan et quand vous avez la complaisance de vous en charger je suis bien certain de faire une bonne acquisition — — Veuillez me donner souvent de vos nouvelles et de votre famille que j'aime sans connaître — et souvenez vous que je suis votre dévoué compagnon d'arme[s] pour la vie G. Garibaldi.

Saluez de ma part bien affectueusement Mr. Latour.[1])

Als Hoffstetter diese Briefe Garibaldis empfing, hatte er schon eine seinen Gaben entsprechende Stellung im eidgenössischen Militärdienst gefunden. Dank der Vermittlung seiner Freunde in der aargauischen Gemeinde Eggenwil als Schweizerbürger naturalisiert und durch kriegswissenschaftliche Vorträge auf das vorteilhafteste in militärischen Kreisen bekannt geworden, ward er bereits 1852 zum Oberinstruktor der Infanterie des Kantons St. Gallen ernannt. Er erwarb sich in diesem Amt, vorzüglich durch gründliche Ausbildung der Offiziere und Schulung der Truppen für den Felddienst großen Ruhm. Neben der unermüdlichen praktischen Tätigkeit ging die schriftstellerische einher. Seine Veröffentlichungen „Die Obliegenheiten der einzelnen Grade nebst dem Wach- und Sicherheitsdienst nach dem eidgenössischen Dienstreglement" (1853), „Das Exerzierreglement für die eidgenössischen Truppen mit taktischen Erläuterungen und Begründungen" (1855), „Der Bedeckungsdienst bei Geschützen" (1856) fanden allgemeine Anerkennung. Im Jahre 1859 wurde er kantonaler, 1860 eidgenössischer Oberst. Zuerst als Gehilfe, seit 1866 als Nachfolger des Obersten Hans Wieland auf dem Posten des Oberinstruktors der Infanterie und Adjunkten des Militärdepartements entfaltete er eine außerordentliche Wirksamkeit. Sein pädagogisches Talent kam dem Unterricht und der Ausbildung des Generalstabs zugute. Auf seine Anregung und nach seinen Vorschlägen wurden zum Zweck gleichmäßiger Instruktion die Infanterie-Offiziersschulen, die Majors- und Korporalschulen eingeführt. Seine Kenntnisse und seine Erfahrung waren dem Militärdepartement in allen Fragen organisatorischer Art unschätzbar.

Von fachmännischer Seite ist darauf hingewiesen worden, wie viel seine in Thun gehaltenen Vorträge über den Krieg von 1866 der persönlichen Anschauung des Schauplatzes der Hauptkämpfe verdankten. Er hatte die böhmischen Schlachtfelder bereist, und seine Absicht war, sich in derselben Weise auf die Behandlung des Krieges von 1870 und 1871 vorzubereiten. Das Schlachtfeld von Wörth, wo einer seiner Brüder als Hauptmann gefallen war, hätte

[1]) Ohne Zweifel Kaspar Latour von Brigels, 1859 Major im eidgenössischen Stabe, nach gefälliger Mitteilung seines Neffen, des Hrn. Bezirkspräsidenten Latour in Brigels, mit Garibaldi bekannt. Garibaldis Brief trägt deutlich das Datum des 27. Dezember. In Widerspruch damit steht die Angabe von Guerzoni: Garibaldi I, 505, er sei nur bis zum 26. Dezember in Fino gewesen.

für ihn noch ein besonderes Interesse gehabt. Indessen es blieb ihm versagt, was er sich vorgesetzt, auszuführen. Ein früher Tod rief ihn ab aus der Mitte eines glücklichen Familienlebens, das nur durch das jähe Ende eines hoffnungsvollen Sohnes verdüstert worden war, aus dem Kreise treuer Freunde, aus reichgesegneter Tätigkeit. Er erlag am 9. Februar 1874 in Thun nach kurzer Krankheit einem Unterleibsleiden. Seine Leiche wurde auf dem Friedhof zu Bern mit militärischen Ehren bestattet.

In einem der Nekrologe, die seinen Verlust beklagten, heißt es: „Hoffstetter war ein durch und durch gebildeter Militär, bei dem sich reiche, praktische Erfahrungen mit gründlichem theoretischen Wissen glücklich paarten. Obschon strenge im Dienst, war er doch bei den Soldaten und Offizieren beliebt und genoß in den weitesten Kreisen allgemeine Achtung. Das Militärwesen unseres Landes verliert in ihm eine nur schwer zu ersetzende Kraft, das Land selber einen treuen Sohn. Oberst Hoffstetter nimmt das Bewußtsein mit in das Grab, seinem zweiten Vaterlande, das den Mann zu würdigen verstand, bis zum letzten Atemzuge auf das treueste gedient zu haben und auf seinen Grabstein dürfen mit Recht die Worte gesetzt werden: Er hat sich um das Vaterland verdient gemacht".

Aristoteles und die organische Natur.*)

Von Theodor Gomperz in Wien.

Kennten wir Aristoteles nicht als allumfassenden philosophischen Enzyklopädisten, man könnte beinahe versucht sein, ihn für einen zoologischen Fachmann zu halten. So auffallend ist der Grad seiner Vertiefung in diesen Gegenstand, so erstaunlich die Ausdehnung seiner hierhergehörigen Leistungen. Der Umfang der zoologisch-biologischen Hauptwerke verhält sich zu jenem der die anorganische Natur behandelnden (Physik, vom Himmelsgebäude, vom Entstehen und Vergehen, Meteorologie) ungefähr wie 3 : 2. Er gleicht fast genau dem Umfang der im weitesten Wortsinn anthropologisch zu nennenden Hauptschriften (Psychologie, Ethik, Politik, Rhetorik und Poetik, deren verlorenes zweites Buch wir dem erhaltenen ersten gleichsetzen), und ebenso demjenigen der allgemein philosophischen, für alle Disziplinen gleichmäßig grundlegenden Werke: der Bücher des Organon und der Metaphysik. Der andere Hauptzweig des organischen Lebens hat den Stagiriten offenbar weit weniger nachhaltig beschäftigt. Das uns erhaltene Schriftchen „Ueber die Pflanzen" ist freilich unecht und gestattet uns keinerlei Schlüsse zu ziehen; aber die Tatsache, daß sein Schulnachfolger Theophrast die Botanik in zwei umfangreichen, auf uns gekommenen Werken behandelte, liefert den Beweis, daß der Meister hier dem Jünger gar viel zu tun übrig gelassen hat.

Waren es die von den ärztlichen Vorfahren ererbten Neigungen, die Aristoteles zu dieser Bevorzugung des animalischen Lebensbereiches geführt haben?

---

*) Mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Veit & Co. aus der in Vorbereitung begriffenen 14. Lieferung der „Griechischen Denker" (Buch IV, Kap. 12) abgedruckt. Es ist der erste der drei diesem Gegenstand gewidmeten Abschnitte.

Oder stand das Tier als Nachbar des Menschen dem Interesse des Mannes besonders nahe, der alle Seiten des menschlichen Daseins mit nie erlahmendem Eifer durchforscht hat? Am wenigsten Fachmann ist er jedenfalls, auch in seinen eigenen Augen, in den mathematisch-astronomischen Dingen, bei deren Besprechung er sich so häufig auf die „Kenner" oder die „Sachkundigen" beruft. Dazu stimmt es, daß er das zunächst angrenzende Feld, das physikalisch-chemische, wie wir heute sagen, mit ungleich geringerem Erfolge als das biologische bebaut hat. Fast möchten wir ihn einen Humanisten auch als Naturforscher nennen, dessen eindringendes Verständnis in dem Maße wächst, als die Forschungsobjekte sich dem anderen Pol aller Erkenntnis, dem geisteswissenschaftlichen oder psychischen nähern.

Uebrigens hat sich Aristoteles selbst über die Beweggründe dieser seiner Bevorzugung der organischen Welt in denkwürdigen Worten geäußert. „Auch hier sind Götter" — so ruft er mit Heraklit den in diese Forschungsregion Eintretenden zu. In ihr mehr als anderswo herrsche nicht der blinde Zufall, sondern der Zweckbegriff, der im Bereich des Schönen (wir würden sagen, des Ideales) wurzle. Wollte jemand über die Beschäftigung mit Tierleibern darum die Nase rümpfen, weil ihm Blut, Fleisch, Schleim usw. nichts Erhabenes dünken, so dürfte er nicht anders auch von der Erforschung des Menschen denken. Hier und dort aber gelte es nicht die Materie, sondern deren Zusammensetzung und die ganze Wesenheit. Unendlich höher als alles Irdische seien freilich die unvergänglichen Wesen zu achten, die uns das Himmelszelt offenbart; allein ihre weite Entfernung entrücke sie genauer Anschauung allzusehr. Da müssen wir uns mit Wenigem begnügen, gleichwie der Liebende mit Geringem vorlieb nimmt, das der Gegenstand seiner Leidenschaft ihm zeigt, und es höher achtet als die Fülle aller anderen Gesichte. In betreff der tierischen Welt aber trete gleichsam eine „Kompensation" ein. Seien diese vergänglichen Wesen auch nicht mit den ewigen Gestirnen an Wert zu vergleichen, so bieten sie, und selbst die unscheinbarsten und geringfügigsten von ihnen, doch eben darum, weil sie uns näher stehen und vertrauter sind, „unsägliche Genüsse" dar, zumal denen, „die philosophischen Sinnes nicht bar und der Ursachenforschung ergeben sind".

2. Des Zweckbegriffs mußten wir im voranstehenden bereits gedenken. Haben wir doch mit dem Boden der organischen Welt die ganz eigentliche Heimat und die vornehmste Pflegestätte der vierten der aristotelischen Ursachen, der Zweckursache, betreten, der übrigens die dritte, die begriffliche oder formale, so nahe steht, daß sie nicht selten mit ihr zusammenfällt. Als echtbürtiger Jünger Platons zeigt sich nämlich der Stagirit darin, daß er den Dingen alle Bestimmtheit von den, ihnen freilich nicht äußerlich gegenüberstehenden, sondern innewohnenden oder immanenten, Artbegriffen zukommen läßt. Ungelöst bleibt hierbei die Frage, worin denn die von Individuum zu Individuum wechselnden, nicht einem Gattungstypus zugehörigen Eigenschaften, z. B. die braune oder blaue Farbe unserer Augen, wurzle. Der Kunstfertigkeit des Menschen wird die „Zielstrebigkeit" der Natur (um Ernst v. Baers trefflich geprägten Ausdruck zu gebrauchen) als wesensverwandt gegenübergestellt. Wäre das Haus ein Naturprodukt — so heißt es an einer bemerkenswerten Stelle der Physik — so gliche es dem jetzt durch menschliche Kunst geschaffenen. Als ein oberster Grundsatz gilt die Regel, daß „die Natur nichts umsonst tut". Allein freilich, auch dieser Regel fehlt es nicht an Ausnahmen. Daß der Begriff oder der Naturzweck nicht überall und allezeit sich durchsetzt und zu voller Verwirklichung gelangt, für diese offenkundige Tatsache ist der Stagirit nichts

weniger als blind gewesen. Er anerkennt in solchen Fällen das siegreiche Walten eines widerstrebenden Faktors, des Stoffes oder der Materie (hyle), die er anderwärts freilich für bloße bestimmungslose Potentialität erklärt. Sein Geist bewegt sich auch hier in den von Platon gelegten Geleisen. Monströse Bildungen insbesondere, deren Vorkommen in der Tierwelt ihn angelegentlich beschäftigt hat, vergleicht er mit Verfehlungen, wie sie in allen Kunstbetrieben begegnen, mit gelegentlichen Buchstaben-Verwechselungen des Schreibenden oder mit der unrichtigen Verdünnung eines Heilmittels durch den Arzt oder Apotheker.

Die teleologische Weltauffassung des Aristoteles ist der kümmerlichen Enge entwachsen, in welche diese Denkweise jedenfalls bei Xenophon, vielleicht bei Sokrates selbst, eingeschlossen war. Nicht der Mensch und der Nutzen, den er aus der Wohlordnung der Welt zieht, steht hier im Vordergrunde seiner Betrachtung. Es ist vielmehr diese Wohlordnung und die Schönheit des Kosmos selbst, die ähnlich wie bei Anaxagoras, beim Apolloniaten Diogenes und bei Platon sein Urteil bestimmt hat. Die gelegentliche und vereinzelte Erzielung eines Erfolges — so ungefähr heißt es an einer dieser Erörterung gewidmeten Stelle der Physik — gilt uns als Zufall; wo aber ein Vorgang oder ein Tun ausnahmslos oder doch in der großen Mehrzahl der Fälle solch einen Zweckerfolg erreicht, da haben wir Grund, ein auf Erreichung des Zweckes gerichtetes Streben anzunehmen. Wer zur Zeit des trojanischen Krieges von der Höhe des Berges Ida die zweckdienliche Aufstellung des griechischen Heeres und seine geordneten Bewegungen wahrgenommen hätte, der wäre berechtigt gewesen, eine regelnde Absicht dahinter vorauszusetzen; nicht minder, wer ein Schiff mit voll entfalteten, dem günstigen Winde ausgesetzten Segeln die hohe See durchschneiden und dem Hafen zueilen sähe. Mit derartigen Beispielen hat der Stagirit in einer seiner populären Schriften die Zweckmäßigkeit der Naturvorgänge beleuchtet. In vorderster Reihe steht ihm hierbei der Bau und die Lebensverrichtungen der organischen Wesen mit Inbegriff der auf die Erhaltung der Arten zielenden Verrichtungen, wie es der Nestbau der Vögel, die Leistungen der Bienen, der Ameisen usw. sind. Er kennt den Versuch des Empedokles, die Zweckmäßigkeit organischer Bildungen auf das bloße Ueberleben der Tauglichen zurückzuführen; allein er verspottet diesen Versuch in einer nicht witzlos zu nennenden Weise. Wären jene Zwitterwesen, die Empedokles spontan entstehen und durch ihre Unzweckmäßigkeit zugrunde gehen ließ, z. B. die „Rindsleiber mit Menschenhäuptern", in Wirklichkeit unserem Blick begegnet, wir hätten sie nicht mit anderen Augen anzusehen gehabt, als jene Monstrositäten, die auch heutzutage in der Tierwelt auftauchen, nämlich als Abweichungen von einer bereits feststehenden Regel, nicht als Erscheinungen, die der Feststellung solch einer Regel vorangehen.

Auf die Teleologie des Aristoteles mit Geringschätzung herabzublicken, dazu fehlt uns selbst jede Berechtigung. Gehört die Zweckmäßigkeit organischer Bildungen doch immer noch zu den Rätseln, deren Lösung wir ersehnen und trotz Lamarck, Wallace und Darwin keineswegs erreicht haben. Die Hauptfrage, die sich uns hier aufdrängt, ist die folgende. Ist die Voraussetzung von Naturzwecken mehr geeignet, den Fortgang der biologischen Forschung zu hemmen oder zu fördern? Diese Frage gestattet, soweit wir zu urteilen vermögen, keine einfache und peremptorische Antwort. Hat der Betrachter eines Apparates dessen Leistung oder Aufgabe richtig erkannt, so ist sein Blick für die Einzelheiten des Baues und der in ihm sich vollziehenden Prozesse ohne Zweifel ein schärferer und sicherer geworden. Insofern spricht

man gewiß mit Recht von dem heuristischen Wert der teleologischen Betrachtungsweise. Diesem Vorteil stehen jedoch zwei Nachteile gegenüber. Die Annahme und Verfolgung von Zwecktendenzen kann das Augenmerk des Forschers von der Ergründung der unmittelbaren, menschlicher Einsicht mit größerer Sicherheit zugänglichen Ursachen ablenken. Und ferner: die Aufgabe oder Leistung eines Organs kann mißverstanden werden und die irrige teleologische Auslegung kann die Auffassung der Tatsachen selbst trüben, kann ungenaue Wahrnehmungen und voreilige Schlüsse stützen oder erzeugen helfen. Der ersteren dieser Gefahren war Aristoteles sich wohl bewußt, und er hat ihr entgegenzuarbeiten sich angelegentlich, aber doch sicherlich nicht durchweg erfolgreich bemüht. „Zeus" — so heißt es einmal bei ihm — „läßt nicht regnen, damit das Getreide wachse, sondern mit Notwendigkeit. Denn die hinaufsteigenden Dünste müssen erkalten, die erkalteten zu Wasser werden und herabsinken." Hier überrascht es, die streng mechanische Erklärung an die Stelle der so naheliegenden teleologischen treten zu sehen. Es ist einerseits der sofort folgende Hinblick auf den von übermäßigem oder unzeitigem Regen gestifteten Schaden, der unseren Philosophen diesmal vor teleologischem Optimismus bewahrt hat. Andererseits kommt die physikalische Durchsichtigkeit der betreffenden Vorgänge in Betracht, wie denn die teleologische Auffassung sich auch bei Aristoteles zumeist dort einstellt, wo die gewöhnlichen Hilfsmittel der Naturerklärung versagen. Grundsätzlich freilich will er neben der Frage des Wozu? oder Weswegen? die andere nach dem Warum? nicht vernachlässigt wissen. Er läßt an einer bedeutungsvollen Stelle die mechanischen Ursachen im Dienste der Zweckursachen und als ihre Werkzeuge gelten. Allein eines ist diese prinzipielle Anerkennung, ein anderes ihre folgerechte Durchführung. Diese scheitert begreiflicherweise gar häufig an der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, den Zusammenhang der nächsten oder mechanischen Ursachen, zumal in biologischen Dingen, zu durchschauen. So zerfällt ihm denn das Naturleben tatsächlich in zwei Sphären, in deren einer die Notwendigkeit waltet, während die andere von Zwecktendenzen beherrscht wird. Gleich tadelnswert erscheinen ihm übrigens diejenigen, die dort Naturzwecke voraussetzen, wo bloße mechanische Notwendigkeit ihr Spiel treibt, und jene, die wie die Atomisten die Frage nach dem Zweck oder dem Wozu? überhaupt beiseite setzen und nicht anders urteilen, als wenn jemand beim Punktieren eines Wassersüchtigen die Lanzette des Arztes und nicht die von diesem erstrebte Gesundung des Kranken als die Ursache der Operation bezeichnen wollte. So ansprechend dieser Vergleich ist, er ist wahrlich nichts weniger als überzeugend. Denn während viele menschliche Absichten wie die jenes Operateurs offen zutage liegen, ist unser Versuch, Zwecktendenzen der Natur zu erkennen, den schwersten Täuschungen ausgesetzt und durch subjektive Auslegung der Tatsachen beirrt. Damit berühren wir die zweite der oben namhaft gemachten Gefahren dieser Methode. Ein grelles Beispiel solcher Irrung mag hier eine Stelle finden. Ungenaue Beobachtung hatte Aristoteles oder einen seiner Vorgänger dazu geführt, die Zahl der Nähte im menschlichen Schädel für größer als in jenem anderer Lebewesen und im männlichen für größer als im weiblichen zu erklären. Flugs heftet sich an die Fehlwahrnehmung eine ihrer Berichtigung den Weg verlegende Deutung! Jene Nähte sollen der Ventilation des Gehirns dienen und müssen darum dort am zahlreichsten sein, wo Herz und Lunge am blutreichsten sind und die dem Gehirn — wundersamerweise — zugewiesene Aufgabe eines Kühlapparates mithin der ausgiebigsten Durchführung bedarf.

3. In drei großen Werken hat der Stagirit sich über alle Bereiche des Tierlebens verbreitet. Das erste und umfangreichste, die Tiergeschichte, behandelt nach seiner Ausdrucksweise die „Phänomene" des animalischen Lebens, während das zweite nicht, wie die Aufschrift „von den Teilen der Tiere" vermuten lassen könnte, bloß anatomischen Zwecken dient, vielmehr mit der Darstellung des Tierkörpers auch jene seiner Verrichtungen verbindet und darum vom Verfasser als Darlegung der „Ursachen" bezeichnet wird. Das dritte Hauptwerk endlich, „über die Entstehung der Tiere", will uns über ihr Werden unterrichten und erörtert demgemäß das Gebiet der Zeugung und Entwicklung (Embryologie).

Zum Preise dieser Werke erschallt ein Chorus begeisterter Stimmen. Einige der hervorragendsten Biologen, Zoologen und philosophischen Naturforscher des 19. Jahrhunderts haben sich in der Bewunderung des „großen Stagiriten" überboten. Cuvier und der Sohn seines Gegners, der jüngere Geoffroy St. Hilaire, der deistisch gesinnte Sir John Herschel und der von Positivisten hochgeschätzte de Blainville gehen hier einträchtig zusammen. Kein Geringerer als Charles Darwin erklärt einmal, er habe stets zu Linné und Cuvier wie zu Göttern aufgeblickt; neben dem Verfasser der Schrift „Von den Teilen der Tiere" aber erscheinen sie ihm als bloße Schulknaben. Dagegen hat George Henry Lewes, der Goethe-Biograph und Verfasser der „Seestrandstudien" an diesem Teil der aristotelischen Leistung in seinem „Aristoteles, ein Kapitel aus der Geschichte der Wissenschaft" eine strenge, nicht selten wohl überstrenge Kritik geübt. Allein es erging ihm wie Bileam; seine Scheltrede mündet an mehr als einer Stelle in einen überschwänglichen Lobeshymnus.

Doch betrachten wir zunächst die Kehrseite des Bildes. „Aristoteles — so ruft einmal Lewes aus — wußte nichts von den Muskeln; er kannte nicht einmal ihr Dasein. Er wußte etwas, aber in Wahrheit sehr wenig, von zwei oder drei Nerven und ganz und gar nichts von dem Nervensystem. Er unterschied nicht zwischen Arterien und Venen. So waren ihm die drei wichtigsten Bestandteile des Organismus vollständig verschlossen." Wir können weitergehen. Das Gehirn, das schon von Alkmäon, dem ein großer Hippokratiker und Platon folgten, als Zentralorgan erkannt war wurde vom Stagiriten dieses seines Ranges verlustig und ebenso wie die Lungen für ein zur Kühlung des Blutes bestimmtes Organ erklärt; das Herz hingegen ward in Uebereinstimmung mit der Volksphysiologie der Vorzeit wieder zum Sitz des Bewußtseins erhoben. Der Zeugungsakt ist, da dem männlichen Element nur die Aufgabe der Anregung und Belebung zugewiesen ward, arg mißverstanden, die Annahme der Urzeugung selbst auf Wesen von ziemlich zusammengesetztem Bau erstreckt worden. Wie läßt sich mit der Anerkennung solcher schwerer Mängel und Irrungen, die zum Teil wenigstens der Zurückweisung bereits gewonnener Einsichten entsprangen, die übermäßige Hochschätzung des Biologen Aristoteles vereinigen? Um diese Frage mit Billigkeit zu beantworten, um dem großen Manne, so weit als irgend möglich, sein volles Recht widerfahren zu lassen, um sein Verdienst nicht allzu hoch und nicht allzu niedrig zu veranschlagen, tut es vor allem not, einen raschen Blick auf seine Vorgänger, auf die ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel und auf die von ihm angewandten Methoden zu werfen. Auf diesem Wege werden wir — dieses Urteil dürfen wir vorwegnehmen — die unerhörte Großartigkeit seines Unternehmens, die verblüffende Weite seines Umblicks, die, man möchte sagen im Kampfe mit den Verlockungen seiner dialek-

tischen Virtuosität errungene Wahl wertvoller Methoden, schließlich einige viel-, wenn nicht allumfassende Verallgemeinerungen und die ihnen zugrunde liegenden erstaunlichen Gaben des vielseitigen Forschers erkennen und bewundern lernen.

4. Die vordem verbreitete, vor einem Vierteljahrhundert noch kaum bestrittene Ansicht, Aristoteles habe die Zoologie gleichsam aus dem Nichts geschaffen, hat unserem Philosophen zugleich zu viel und zu wenig Ehre erwiesen. Sie mutet ihm eine schier übermenschliche Leistung zu, und sie belastet ihn mit der Verantwortung für ungezählte Fehlschlüsse und Fehlbeobachtungen anderer. Eine reinliche Scheidung des Selbsterrungenen und Selbstverschuldeten von fremdem Verdienst und fremder Irrung ist auch heute nicht möglich. Allein wir wissen zum mindesten, daß es Aristoteles auf keinem der hier in Frage kommenden Gebiete an Vorgängern gefehlt hat. Zwischen eigener Anschauung und von anderen übernommenen Beobachtungen unterscheidet unser Autor selbst, wie uns dünken will, bisweilen nicht ohne Beflissenheit. Einem nachdrücklichen „wir haben beobachtet" steht nicht selten ein „es ist gesehen worden", „man hat wahrgenommen" gegenüber. Ebensowenig fehlt es, was freilich niemals verkannt werden konnte, an Berufungen auf Spezialforscher, wie z. B. bei der Beschreibung der Adern der Kyprier Syennesis, der Hippokratiker Polybos und der Apolloniate Diogenes, in betreff von Zeugungsproblemen Leophanes (oder Kleophanes), der mutmaßliche Verfasser der pseudhippokratischen Abhandlung „über die Superfötation", benutzt und beurteilt werden. Neben die wissenschaftlichen Spezialisten tritt die Schar der nicht der gelehrten Zunft angehörigen „Sachverständigen", von denen insbesondere Fischer, dann Zeidler, Hirten und Jäger allerart, Vogelsteller, Viehzüchter und Tierärzte genannt werden. Hierher gehörige Lehren der alten und der jüngeren Naturphilosophen werden gar oft angeführt, mitunter mit Anerkennung, häufiger mit herber Kritik, einer Kritik, die auch vor Platons „Timäos" keineswegs Halt macht. Geringer scheint die Zahl seiner Vorläufer in der beschreibenden Zoologie. Fraglich bleibt es, inwieweit Demokrit dazu gehört, von dessen aus drei Büchern bestehender, das Tierleben besprechender Problemschrift uns nur spärliche Reste vorliegen; jedenfalls hat Aristoteles seine tierphysiologischen Lehren ungemein oft erörtert. Speusipp konnte nach dem, was wir von seinem Buch „Ueber die Aehnlichkeiten" wissen in dieser Zahl unmöglich fehlen; ein Herodoros aus Heraklea wird einmal in betreff einer Spezialfrage genannt und getadelt, und auch auf einen Irrtum, den „viele" begangen haben, verwiesen. Bedeutsame Vorarbeiten im Bereiche der mit der Beschreibung eng verknüpften Klassifikation, der vergleichenden Anatomie und Embryologie werden uns bald zu beschäftigen haben.

An die literarischen und die ihnen verwandten Hilfsmittel reihen sich die der eigenen Beobachtung dienenden Behelfe. Konnte man sich schon zu Herodots Zeit im Park des persischen Königsschlosses zu Susa am Anblick mannigfaltigen exotischen Getiers ergötzen, und hat es in Aegypten der Ptolemäer selbst nicht an städtischen Tiergärten gefehlt, so wird uns wenigstens nichts derartiges von Makedonien und Griechenland gemeldet. Hingegen wurden zu Athen einzelne seltene Tiere von Liebhabern gehalten und gegen Entgelt zur Schau gestellt. Ja, selbst in Menagerien gaben bereits dressierte Löwen, Bären usw. allerhand Kunststücke zum besten. Die Nachrichten der Alten über die Unterstützung, die Alexander seinem Lehrer durch Zusendung von Tieren aus dem fernen Osten gewährte, verdienen schon um der fabelhaften Zahlen, die dabei genannt werden, wenig Glauben. Jedenfalls konnten

solche Sendungen erst in das letzte Lustrum des Lebens unseres Philosophen fallen, während die Abfassung seiner zoologischen Werke zwar einer vorgeschrittenen, aber doch nicht eben der allerletzten Phase seiner wissenschaftlichen Betriebsamkeit angehört. So haben ihm denn in diesem Betracht schwerlich reichere Hilfsquellen als anderen seiner Zeitgenossen zu Gebote gestanden, und die genauere, teilweise ungemein genaue Kenntnis von ungefähr 500 Tierspezies, welche die Fachschriftsteller bei ihm nachweisen (ein Dreitausendstel der jetzt auf dem ganzen Erdenrund bekannten Arten), ist unter allen Umständen eine erstaunliche Frucht seiner rastlosen Forschung und seines hingebenden Sammeleifers Diese Kenntnis hat sich von den niedrigsten Schaltieren, die er selbst „ein Mittelding von Tier und Pflanze" nennt, bis zum Menschen erstreckt.

5. Man ist nicht wenig befremdet, zu vernehmen, daß die Kenntnis, die Aristoteles vom physischen Menschen besaß, weit tiefer steht, als diejenige, die er von ungleich niedrigeren Lebewesen erworben hat. So hat er wohl weder die menschliche Niere, noch die menschliche Gebärmutter gesehen. Scheut er doch selbst vor dem Geständnis nicht zurück, daß das Innere des Menschen „am wenigsten bekannt" ist und diese Kenntnis auf die Untersuchung anderer Lebewesen gegründet werden muß — ein Fundament, auf das er auch sein anatomisches Tafelwerk aufgebaut hat. Ja die bereits erwähnte grundfalsche Angabe in betreff der Zahl der Schädelnähte zeigt uns, wie man richtig bemerkt hat, daß er nicht einmal die ohne Zweifel oft dargebotene Gelegenheit wahrgenommen hat, kahle Totenschädel genau anzusehen und untereinander sowohl als mit Tierschädeln zu vergleichen. Wollen wir aber — das sei beiläufig bemerkt, — solche leicht vermeidliche Verfehlungen nicht dem großen Enzyklopädisten selbst, sondern seinen literarischen Gewährsmännern zur Last legen, so berauben wir uns des Rechtes, auffallend genaue Beobachtungen, die man in anderen Fällen bewundert, nicht eben diesen, sondern ihm selber zuzurechnen. So beispielsweise die Wahrnehmung, daß männliche Polypen bisweilen einen Fangarm in die Mantelröhre des Weibchens einsenken und darin zurücklassen, ein Phänomen, das sogar Cuvier noch falsch gedeutet hat, indem er in dem Fangarm einen Eingeweidewurm erblickte. In der einen wie in der anderen Reihe von Instanzen wird man besser daran tun, einmal die unvergleichliche Sinnenschärfe und allezeit rege Beobachtungslust der alten Griechen überhaupt, ein andermal ihren Mangel an nachhaltiger, streng sachlicher Sorgfalt und szientifischer Schulung für das Ergebnis verantwortlich zu machen. Doch um zum Menschen zurückzukehren: was der eingehenden Kenntnis seiner somatischen Beschaffenheit im Wege stand, das war die Scheu vor Sektionen, die erst die exakte Naturforschung der großen alexandrinischen Aerzte überwunden hat. Nur in einem Punkte hat diese Scheu nicht gewaltet. Der menschliche Foetus ward bereits von den Zeitgenossen des Aristoteles und von ihm selbst geöffnet und zergliedert; und so kam es, daß die, hier überdies durch die Häufigkeit absichtlich herbeigeführter Fehlgeburten geförderte Forschung ein weit genaueres Bild vom werdenden als vom gewordenen Menschen zu entwerfen imstande war.

Im Gefolge des Schlächters, des Opferpriesters und des Kochs ist der Anatom einhergeschritten. Das wirkliche und das vermeintliche Bedürfnis hat wie sonst so oft der Wissenschaft den Weg geebnet. Auch zum Behuf bloß äußerlicher Beobachtung hat man Tiere in sinnreicher Weise vorbereitet. So indem man sie absichtlich aushungerte, um an den abgemagerten Leibern den Lauf der Adern besser verfolgen zu können. Wählte man die Untersuchung

am toten Tier, so tötete man es in solchen Fällen schließlich durch Erdrosselung, um die infolge des Blutverlustes eintretende Entleerung der Adern zu vermeiden. Wenn uns die Legende Demokrit von geöffneten Tierleibern umgeben zeigt, so stellt sie uns damit, wie der Wissensstand jenes Zeitalters lehrt, nur ein treues Spiegelbild der damals allein üblichen anatomischen Forschungsweise vor Augen. Daß Aristoteles selbst zootomische Studien in weitem Umfang getrieben hat, steht außer Zweifel, und daß er in diesem Betracht den Kreis der damaligen Forschung erheblich erweitert hat, darf zum mindesten als höchst wahrscheinlich gelten. Wäre die minutiöse Untersuchung auch niederer Tiere keine Neuerung gewesen, schwerlich hätte der Stagirit das Bedürfnis empfunden, diesen Forschungszweig gegen seine Verächter nachdrücklich in Schutz zu nehmen; er hätte nicht den „kindischen Widerwillen", der gegen die Untersuchung „gering geachteter Tiere" bestand, zu geißeln nötig gehabt. Es mochte ihm ähnlich ergehen wie dem Begründer der englischen Chirurgie, John Hunter (1728—1793), den minder weitblickende Berufsgenossen darob verspotteten, daß er „seine Zeit mit dem Studium von Fliegen und Fröschen vergeude". Nichts galt dem Stagiriten als allzu geringfügig oder allzu entlegen: nicht der Eierstock der Auster, nicht die Urinblase der Schildkröte, nicht die Stellung sich paarender Igel! Hat er auch auf diesem Gebiet zahlreiche Einzelirrtümer begangen: die hohe Wertschätzung und erfolgreiche Weiterbildung, wenn nicht die Begründung der Zootomie, der wir nach Tiedemanns Ausspruch „fast die Gesamtheit der wichtigsten anatomischen und physiologischen Entdeckungen verdanken", bildet ein Verdienst allerersten Ranges.

6. Wir gelangen zu der an sich wichtigen und für die Zwecke dieses Werkes bedeutsamsten Frage: zur Frage nach der Geistesverfassung, in der Aristoteles den Schatz eigener und fremder Wahrnehmungen ausgemünzt, dem Tatsachenmaterial weitgehende Folgerungen und allgemeine Einsichten abgewonnen hat. Hier überrascht uns sofort ein tiefgreifender Gegensatz. Durften wir bei der Erörterung der physikalischen Werke von „mißbrauchter Dialektik" sprechen, so wird niemand daran denken, die biologischen Bücher in dieser Art zu kennzeichnen. In keinem Teil seiner Schriften steht der Stagirit dem Verfasser der „Topik" so ferne, wie in jenen, die uns hier beschäftigen. Lockere, rein dialektische Beweisführungen werden aufs bestimmteste zurückgewiesen. Die Ableitung von Schlüssen aus den dem Gegenstand eigentümlichen „spezifischen Prinzipien", wird wiederholt und mit höchstem Nachdruck eingeschärft. Die „allzu weit hergeholten" Erklärungen werden mit Emphase verurteilt. Dabei kann es der gewandte Dialektiker sich freilich nicht immer versagen, spitzfindige Scheinbeweise zu ersinnen. Allein er stellt sie diesmal nicht etwa nur, wie sonst so oft, in das Vordertreffen, um ihnen gewichtigere und bündigere Argumente nachfolgen zu lassen; er bezeichnet sie vielmehr ausdrücklich als „leer" oder „nichtssagend" und unterscheidet solches Spiel des Witzes aufs bestimmteste von den nach seinem Ermessen wahrhaft schlüssigen Beweisführungen.

So in betreff des mindestens von der Zeit Demokrits an viel verhandelten Problems der Unfruchtbarkeit der Maultiere. Er versucht zunächst die Unmöglichkeit einer fruchtbaren Paarung dieser Tiere zu erweisen. Denn wie sollten ihre Jungen beschaffen sein? Aus der Verbindung von zwei Wesen ungleicher Art entspringe ein von beiden Arten verschiedenes; aus jener von zwei Wesen gleicher Art ein solches von derselben Art. Keine dieser zwei Annahmen sei hier zutreffend. Das Junge kann nicht von verschiedener Art sein, weil das Männchen und das Weibchen als Maultiere derselben Art angehören; ein Junges gleicher Art könne ebensowenig die Frucht solcher Paarung sein,

weil beide Teile selbst aus Pferd und Esel gemischt, also verschiedenartig seien. Es leuchtet ein, daß die Worte „artgleich“ und „artverschieden“ in den zwei Teilen des Arguments nicht in demselben Sinne gebraucht sind. Wird doch das einemal nur auf die Beschaffenheit der zwei Tiere selbst, das anderemal auf ihre Abkunft Rücksicht genommen. Und in der Tat: Aristoteles bringt das Argument nur vor, um es zu verurteilen und zwar als ein „allzu allgemeines und darum leeres“, als ein bloßes Scheinargument, das übrigens allzuviel, nämlich die Unfruchtbarkeit aller Bastarde, ohne Ausnahme, beweisen würde.

Das Fieber der All-Erklärungs-Sucht hat ihn darum hier nicht weniger als anderwärts heimgesucht. Auch die biologischen Werke strotzen von verwegenen Erklärungsversuchen, die unzulänglicher Kenntnis und untriftiger, man darf mitunter vielleicht auch sagen oberflächlicher Deutung der Phänomene entspringen. Jene weise Zurückhaltung, die auf die Erklärung rätselhafter Vorgänge verzichtet und auf eine für diese Aufgabe besser vorbereitete Zukunft verweist, sie bildet die seltenste aller Ausnahmen. Was am meisten Schaden stiftet, ist die Neigung zu übereinfachen Erklärungen, zu solchen, die spezifisch biologische Vorgänge unmittelbar an rein physikalische Ursachen anknüpfen. Man möchte von verfrühten Versuchen sprechen, die „Einheit der Naturkräfte“ zu erhärten, — eine Tendenz, zu der die Atomisten durch die ausschließlich mechanischen Voraussetzungen ihrer Lehre gedrängt wurden, zu der aber die mangelnde Einsicht in die höheren Regionen des organischen Lebens, zumal die totale Unkenntnis der Gehirn- und Nervenprozesse, auch unseren mit tieferer biologischer Intuition ausgestatteten Philosophen nicht selten verführt hat. So wenn er das durch Erschrecken verursachte Herzklopfen aus einer vom Affekt bewirkten Erkaltung der oberen Körperteile, aus der daraus folgenden Senkung und Zusammenziehung der Lebenswärme ableiten will, woraus sich ihr gelegentliches Erlöschen und damit der Tod der erschreckten Tiere ergebe. Oder wenn die manchen Tieren eigentümliche Größe des Herzens als Ursache ihrer Scheu und Furchtsamkeit betrachtet wird, weil die auf einen großen Raum verteilte Herzenswärme geringere Wirkung als die auf einen engeren Raum zusammengedrängte übe, etwa wie das gleiche Kaminfeuer ein kleines Gemach, nicht aber einen geräumigen Saal zu erwärmen vermöge. Andere Beispiele liefert der abenteuerliche Versuch, das weiche Blondhaar der Sarmaten und zugleich das rauhe Wollhaar der sarmatischen Schafe gleicherweise durch die Kälte des Nordens zu erklären. Ebenso wird das Mutieren des Jünglings und die hohe Stimme der Kastraten aus grundfalschen anatomischen Voraussetzungen, das Kahlwerden des Hauptes aus der vermeintlichen Kälte des Gehirns abgeleitet usw. usw. Wohl mochte Georges Pouchet, der beste Darsteller der aristotelischen Biologie, angesichts solcher Verirrungen ausrufen: „Glückliche Philosophie, die alle Widersprüche so gut zu versöhnen und für alles einen Grund anzugeben wußte!“ Doch neben solchen Aeußerungen eines berechtigten Unmuts darf vielleicht auch die nachfolgende Ueberlegung einen Platz finden. Die so befremdliche Vordringlichkeit des Erklärungstriebes mag ein unerläßlicher Behelf der aristotelischen Polymathie gewesen sein. Schwerlich hätte der Geist des alles umfassenden Enzyklopädisten dieselbe unermeßliche Fülle von Kenntnissen sicher bewahren können, wenn sie ein Haufe großenteils unverbundener Daten und Probleme geblieben wäre. Seine Erklärungsversuche, so voreilig und vermessen auch viele von ihnen waren, haben doch ein Netz gesponnen, dessen Fäden die un-

geheuere und ungefüge Masse zusammenzuhalten und vor dem Auseinanderfallen zu bewahren geeignet waren.

7. Der Auskunftsreichtum unseres Philosophen, diese zugleich so wertvolle und so verhängnisreiche Mitgift, hat, wie man sieht, in verschiedenen Phasen seines Wirkens eine sehr verschiedene Gestalt gewonnen, eine andere in den physikalischen, eine andere in den biologischen Werken. Von dem leeren Apriorismus der ersteren ist er in den letzteren so weit als möglich entfernt. Man möchte von fortschreitender Reife, von einer im Ablauf der Zeit vollzogenen Läuterung seines Geistes sprechen. Und in der Tat: die drei die Gebiete der Zoologie, der Anatomie und Physiologie, endlich der Embryologie behandelnden Hauptwerke setzen nicht nur die Abfassung der vier physikalischen Hauptschriften, sondern sogar jene der Bücher „von der Seele" voraus. Doch hält uns manches davon zurück, den Fortschritt des Alters für diesen Wandel der Methode allein verantwortlich zu machen. Wir denken hierbei nicht so sehr an die Rolle, welche dialektische Scheinbeweise in der noch weit später verfaßten Rhetorik spielen, deren Stoff und Bestimmung sie gar eng an die früh verfaßte Topik anreiht, als an das Häufen triftiger und untriftiger Beweisgründe, wie es gelegentlich auch in der nicht lange vor der Rhetorik abgefaßten Poetik vorkommt, so z. B. dort, wo der Vorzug der Tragödie vor dem Epos mit einem erstaunlichen Aufgebot von Argumenten zugleich lockerer und strenger Art verfochten wird. Hierher gehören auch jene schematisierenden Gewaltsamkeiten, durch welche sämtliche Tugenden, sogar mit Einschluß der Wahrhaftigkeit und der Gerechtigkeit in den einen Begriffsrahmen des „Mittleren" gezwängt werden. Mehr noch als der Unterschied der Altersstufe mag der Unterschied der Gegenstände bedeuten. In der Physik ward Aristoteles durch den Mangel an zugleich gesicherten und fruchtbaren Grunderkenntnissen, der freilich (wie in der Zurückweisung der demokritischen Theorie vom Auftrieb) bisweilen ein selbstverschuldeter war, leeren Begriffskonstruktionen, wie seine Elementenlehre eine ist, geradezu in die Arme getrieben. Im biologischen Bereich hingegen stand ihm eine ungezählte Fülle wertvoller Tatsachen zu Gebote. Er ist, so möchte man sagen, hier im Konkreten ebenso heimisch wie dort im Abstrakten. Und er wird durch die übergroße Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit seines Geistes diesmal statt zu gehaltloser Begriffsbildnerei, vielmehr zu voreiligen Annahmen in betreff vermeintlicher tatsächlicher Zusammenhänge gedrängt. Von diesen Auswüchsen der Ursachenforschung bleibt nur ein Zweig der Biologie völlig verschont. Es ist dies derjenige, in welchem der Geist des Forschers sich mit vergleichender Beobachtung begnügen muß, wo das Ordnen, das Klassifizieren, das Ermitteln von Aehnlichkeiten und von viel umfassenden Normen der Koexistenz seine einzige Aufgabe bildet. Hier ist es, wo er — so darf man unbedenklich behaupten — als Naturforscher sein Bestes geleistet und seine volle Meisterschaft bewährt hat.

Der Zahnarzt.

Roman von Kurt Aram.

6.

Die beiden Frauen fühlten sich recht befangen.

Erzsi schämte sich, denn sie hatte noch in derselben Nacht, da Franz sie zum erstenmal geküßt, einen langen Brief an ihre Mutter geschrieben, in dem sie ihr auseinandersetzte, sie müsse noch eine Weile unter den Augen ihres Mallehrers bleiben, sonst sei alles hinausgeworfenes Geld. Dafür hatte Mama Verständnis, dafür war sie empfänglich. Damit sie sich aber nicht einfallen ließ, hierher zu kommen, teilte ihr die Tochter mit, der Maler ginge mit seiner Schule für einige Wochen aufs Land. Auch habe sie eine andere Wohnung genommen, und um Frau Grün nicht zu beleidigen, so getan, als sei sie wirklich abgereist. Ein ganzes Netz von Lügen, die ihr in dieser Nacht unglaublich leicht aus der Feder gingen. Ohne ihn noch einmal zu lesen, hatte sie den Brief verschlossen und für das Dienstmädchen zurecht gelegt, damit sie ihn am nächsten Morgen gleich in der Frühe zur Post bringe. Man konnte ja nicht wissen, ob sie am nächsten Tag, in der Nüchternheit der ersten Morgenstunden diesen Brief sonst nicht doch zurückhalten würde.

Noch mehr schämte sie sich vor Frau Ilse. Was mußte die von ihr denken? Begriff sie doch selber nicht, wie das so hatte über sie kommen können. Aber sie mußte sich noch eine Weile von Franz verwöhnen lassen, verehren lassen, noch einige Zeit mit dem Mann zusammen sein, der sie als Mensch und Künstlerin so schätzte, der so verliebt und doch so gar nicht zudringlich war. Daß er sie in jener Nacht geküßt hatte, konnte sie ihm nicht übel nehmen, denn hätte er es nicht getan, wahrhaftig, so wäre sie ihm um den Hals gefallen. Er war gar so gut und verständnisvoll gewesen.

Frau Ilse war befangen, weil es ihr nicht in den Kopf wollte, daß ein junges Mädchen sich ernsthaft an einen verheirateten Mann hängen kann. Das würde ihr nie möglich gewesen sein. Dazu hatte sie auch Erzsi für zu stolz gehalten. Aber freilich, entschuldigte sie dann wieder das Mädchen, sie ist von einer andern, besonders feurigen Rasse, sie hat noch wenig Liebe erfahren, und als recht unerfahrenes Ding ist sie sich wohl gar nicht über die Konsequenzen, die das haben kann, klar.

So lange Ilse allein war, reichten solche Gedanken zur Entschuldigung aus. Sowie sie aber mit Erzsi zusammensaß, wurde es ihr immer wieder fast unbegreiflich, daß dies schöne Wesen sich dazu hergab.

Es waren jedoch noch nicht acht Tage dieses Zusammenlebens vergangen, da verkehrten die beiden Frauen wieder wie früher mit einander. Es kam hauptsächlich daher, daß Franz stets unbefangen, immer guter Dinge, ja ausgelassen war. Wenn Ilse ihn so sah, dachte sie nicht ohne Erregung an die Zeit zurück, da sie allein die Ursache solcher Stimmung gewesen, und wollte Bitterkeit in ihr aufsteigen, kämpfte sie dies unwürdige Gefühl tapfer nieder.

Auch Erzsi sah nicht ohne Bewegung, wie glücklich ihre Anwesenheit Franz machte. So bin ich doch zu etwas gut, dachte sie.

So fanden sich die beiden Frauen wieder zu einander.

Am besten verstanden sie sich, wenn ihnen die ausgelassene Art des Mannes ein Lächeln abnötigte. Dann sahen sie sich an wie zwei Mütter, die sich an den Torheiten eines Kindes erfreuen. Er kam ihnen oft genug wie so ein recht verwöhnter Junge vor, der sich vor Freude nicht fassen kann, weil man ihm wieder einmal den Willen getan hat.

Am meisten half ihnen zur Unbefangenheit, daß Franz sich gar nicht als schmachtender Liebhaber zeigte. Namentlich Frau Ilse beruhigte das sehr. Sie kannte ihren Mann zu genau, um nicht sofort zu merken, wenn ein sinnliches Begehren in ihm übermächtig geworden wäre. Da sie davon nichts spürte, dachte sie, es handelt sich am Ende um eine Freundschaft. Waren die Gefühle der beiden nicht freundschaftliche, dann begriff sie diese ewige Heiterkeit ihres Mannes nicht. Daß Franz vorläufig nur deshalb so zufrieden und glücklich war, weil er selbst gar nicht im Ernst zu hoffen gewagt hatte, daß ein solches Leben zu dritt zu stande kam und daß man so miteinander leben würde, darüber konnte sich Frau Ilse noch nicht klar sein, war Franz selbst sich dessen doch kaum bewußt.

In den ersten Tagen wurde Erzsi allerdings zuweilen etwas unheimlich zu Mut. Da sie Franz jetzt besonders nahe stand, verstand sie ihn in manchem besser als seine Frau und fand, daß er sehr raffiniert vorging, um sie beide zu beruhigen.

Als er sie direkt von der Bahn in sein Haus brachte, hatte er Erzsi sofort wieder mit Sie angeredet, aber an demselben Abend noch gefordert, daß sie alle drei du zu einander sagten. Er hatte sogar verlangt, daß sich die beiden Frauen einen Bruderkuß gäben, während er selbst darauf verzichtete. Er habe sich, wie er erklärte, schon vorher an Erzsi schadlos gehalten. Was sollte man dazu sagen? Es kam so drollig und humoristisch heraus, daß Ilse nicht ernstlich böse werden konnte.

Wie die Uhr Mitternacht schlug, hatte er Erzsi ins Bett geschickt und erklärt, da man jetzt immer zusammen sei, müsse das liederliche Aufbleiben ein Ende nehmen. Auch wäre Erzsi noch viel zu jung, um die halbe Nacht aufzusitzen. Unter Lachen war sie gegangen. Als dann Frau Ilse im Schlafzimmer erschien, kaum eine halbe Stunde später, tat Erzsi freilich, als ob sie schliefe, denn sie schämte sich entsetzlich und wäre am liebsten fortgelaufen.

Am andern Morgen war es gut, daß Nore sich so über die Anwesenheit der Erzsi freute und allen Ernstes glaubte, ihre Eltern hätten sie als eine Art besseres Kindermädchen engagiert.

Als sie am Frühstückstisch saßen, lachte Franz, der schon anwesend war, nahm Nore auf den Schoß und meinte, wie ihr denn dies Harem gefalle? Da der Vater lachte, lachte Nore auch. Und da Nore verlangte, die Mutter und Erzsi sollten ebenfalls lachen, lachten sie mit, obwohl es ihnen bei dem Ausdruck, den Franz da eben gebraucht hatte, gar nicht lächerlich zu Sinn war.

Dann mußte Erzsi mit Franz in die Stadt, um eine Staffelei für das Fremdenzimmer zu kaufen, damit sie wieder arbeiten könne. Das Faulenzen höre nun ebenfalls auf, versicherte er sehr ernsthaft. Auch er habe eine große Arbeit vor.

Er behandelte in diesen ersten Tagen Erzsi überhaupt wie ein Kind. Und wie gerne ließ sie sich so von ihm behandeln. Er entwarf eine Tageseinteilung, auf die er mit komischer Feierlichkeit drang. Um Elf mußte sie zu Bett, Frau Ilse eine halbe Stunde später. Morgens um Acht mußte sie beim Frühstück sein. Frau Ilse stand schon um Sieben auf. Dann wurde Nore vom Mädchen in die Schule gebracht und die Erwachsenen gingen an ihre Arbeit.

Als die Ungarin zum erstenmal um halb Neun in ihrem Atelier stand, kam ihr das ganze so sonderbar vor, daß sie wohl eine halbe Stunde lang vor sich hinstarrte. Aber da ging auch schon die Türe auf. Franz steckte den Kopf herein, zu sehen, ob sie auch fleißig sei. Gleich verschwand er wieder. Die Ungarin schüttelte den Kopf und machte sich an die Arbeit. Erst ganz mechanisch, dann wuchs das Interesse, und sie war sehr erstaunt, als sie um Elf zum zweiten Frühstück gerufen wurde. So schnell war ihr die Zeit vergangen.

Nach dem Frühstück wurde bis zum Mittagessen wieder gearbeitet. Nach Tisch schlief alles, und den Nachmittag und Abend verbrachte man gemeinsam. Man plauderte, ging spazieren, ins Theater und ähnliches.

An einem der ersten Tage hatte Ilse Franz gebeten, er möge sich doch nicht so oft mit Erzsi allein auf der Straße zeigen. Den Nachbarn falle es schon auf. Sonst würde sich auch das neue Dienstmädchen bald wieder dreist und frech benehmen.

Franz lachte sie aus. „Was gehn uns diese Menschen an, diese Nachbarn! Und wenn das Mädchen frech wird, setzen wir sie auch an die Luft. Es wäre ja noch schöner, wenn man solche Rücksichten nehmen wollte und auf die schmutzigen Zungen der andern achten!" Er war ja glücklicher Weise kein Staatsbeamter. Da konnten ihm die Meinungen seiner Nebenmenschen gleichgültig sein.

Ilse sagte fortan über diese Angelegenheit nichts mehr, aber es beunruhigte sie, sehen zu müssen, wie die Leute von gegenüber ans Fenster traten, lange Hälse machten und miteinander tuschelten, wenn ihr Mann und die Un-

garin aus dem Hause kamen. Sie glaubte auch zu bemerken, daß man gegen sie von einer gar zu eindeutigen Höflichkeit war. Die Gemüsefrau nebenan, der Gastwirt und der Metzger zwei Häuser weiter, der Kolonialwarenhändler in derselben Straße, sie alle grüßten Ilse viel zuvorkommender als früher. Als hätten sie Mitleid mit der Frau Doktor und wollten ihr das auf ihre Weise zeigen. Auch darüber sprach sie nicht. Franz hätte sie doch nur wieder ausgelacht. Auch schalt sie sich selbst, daß sie gegen diese Höflichkeit und Devotion so empfindlich war und sie sicher falsch auslegte.

Eines Tages, gegen Abend, gingen Franz und Erzsi wieder einmal zusammen in die Stadt, um neue Oelfarben einzukaufen und ein Bouquet für Frau Ilse zu besorgen, denn morgen war ihr Hochzeitstag.

Sie unterhielten sich wie gute Kameraden, scherzten, lachten oder redeten über Kunst, denn über ihre Zuneigung ließen sie jetzt nicht einmal mehr eine Andeutung fallen, seitdem Erzsi Franz ausdrücklich darum gebeten hatte, denn sonst könne sie unmöglich in seinem Hause bleiben.

Da hörten sie plötzlich Friedrich hinter ihnen drein rufen, man möge doch warten und nicht so laufen, er habe ihnen etwas zu sagen.

Wie neugierig er sie musterte, als er bei ihnen war.

„Sie sehen und hören ja nichts! Die Lunge muß man sich ausschreien, so versunken wandeln Sie dahin."

„Wir unterhielten uns grade über Hans von Marées und seine Bestrebungen", entgegnete Franz ruhig.

Friedrich schüttelte beiden die Hand.

„Man sieht Sie ja garnicht mehr!"

„Meinen Sie mich oder Fräulein Wladacek?"

„Alle beide."

„Ich schreibe an einem Roman. Fräulein Wladacek arbeitet auch. Da sieht man sich halt nicht so häufig."

„Und wie geht es Ihrer Frau?"

„Danke, gut. Morgen ist unser Hochzeitstag. Wir sind grade dabei, ein Bouquet zu kaufen."

Was für ein verblüfftes Gesicht Dr. Friedrich machte.

„Arbeitet Ihre Frau auch so eifrig? Auch sie sieht man nirgends mehr."

„Frau Ilse ist ja auch früher nicht viel ausgegangen", meinte Erzsi, der es lästig wurde, immer so neugierig gemustert zu werden.

„Ach so, ja, pardon, ich vergaß, Sie wohnen ja jetzt bei Ferdinands, wie man erzählt? Da wissen Sie natürlich Bescheid."

„So? Erzählte man sich das? Wofür sich die Leute alles interessieren." Franz war ärgerlich. Es paßte ihm nicht, daß man jetzt am Tisch der Unsoliden wohl erst recht sich über ihn und die Ungarin aufhielt.

Friedrich lenkte ein. „Haben Sie schon meine Einladung zu übermorgen abend erhalten?" wandte er sich an Franz.

„Nein."

„Wir haben nämlich jedes Jahr um diese Zeit eine größere Gesellschaft. Und vielleicht macht uns auch Fräulein Wladacek das Vergnügen? Ich wußte nämlich Ihre Wohnung nicht genau, gnädiges Fräulein, denn ich wollte sie ebenfalls bitten. Ich dachte mir, es würde Ihnen als Ausländerin vielleicht Freude machen, all diese Leute aus Kunst und Literatur einmal beisammen zu sehn."

„Sehr liebenswürdig." Erzsi sah auf Franz, denn sie wußte nicht, wie er es mit dieser Einladung halten würde.

„Wenn Sie nach Hause kommen", wandte sich Friedrich wieder an Franz, „finden Sie die Einladung sicher vor. Wir rechnen bestimmt auf Sie und Ihre Frau."

Franz schwieg unschlüssig.

„Und wohin darf ich die Einladung an Sie adressieren, gnädiges Fräulein? Wir hoffen, daß Sie nun auch kommen, und ich danke dem Zufall, der Sie mir noch grade rechtzeitig in den Weg führt."

„Wenn Sie es noch für nötig halten, adressieren Sie, bitte, an Herrn Ferdinand, wo ich, wie Sie ja wissen, noch auf einige Tage wohne. Doch ist es ja nicht mehr nötig."

„Wir dürfen also auf Sie alle drei rechnen?"

Franz und Erzsi sahen sich wieder unschlüssig an, dann aber sagte Franz für sich und seine Frau zu. Nun dankte auch die Ungarin für die Einladung und versprach, zu kommen.

Friedrich begleitete sie noch einige Schritte und empfahl sich dann, da er eine Verabredung habe.

„Daß uns auch grade der über den Weg laufen mußte!" Franz blickte ihm zornig nach.

Friedrich drehte sich noch einmal um und rief: „Fast hätte ich vergessen, es gibt noch eine kleine Ueberraschung übermorgen, die grade Sie interessieren wird. Also kommen Sie nicht zu spät. Spätestens neun Uhr."

Die Lust zu harmlosen Kunstgesprächen war den beiden vergangen. Man redete jetzt im Kreis der Unsoliden viel über sie, das konnte man Dr. Friedrich deutlich anmerken.

Franz sah auf. „Eigentlich ist ihre Neugier gar nicht merkwürdig, wenn ich mich an die Stelle dieser Leute versetze. Ich würde in Ihrem Fall auch neugierig sein."

„Du hast ja wohl recht, Franz. Aber sowie einer von denen mich anblickt, kommt mir auf einmal alles unsauber vor. Und das ist es doch nicht?" Wie aufgeregt und ängstlich sie ihn ansah.

„Mußt du das wirklich erst fragen, Erzsi?"

„Wir gehen hin und kaufen deiner Frau ein Bouquet. Du tust es, weil morgen Euer Hochzeitstag ist. Ich schließe mich an, weil ich ihr so dankbar bin und das auch gerne zeigen möchte. Aber wenn ich an das Gesicht von Dr. Friedrich denke, der sicher der anständigste ist in dem Kreis, erschrecke ich

ordentlich, kommt es mir fast wie eine boshafte Ironie gegen Frau Ilse vor, daß ich mit dir gehe, ihr Blumen zu kaufen. Ginge ich nicht mit, wäre ich überhaupt nicht hier, würde sie morgen jedenfalls viel froher sein."

„Ilse sieht das nicht mit den Augen Friedrichs, darauf kannst du dich verlassen. Sie versteht es schon, weshalb du an dem Rosenkauf teilnehmen willst."

Erzsi seufzte. „Manchmal wird mir angst und bang vor mir selbst. Dann verstehe ich absolut nicht, wie ich das alles tun konnte: meine Mutter so anlügen und zu euch ziehn. Wer weiß, wozu ich noch im stande bin, wobei ich mich selbst noch überraschen werde."

Er zog leise ihren Arm in den seinen. „Die Kur scheint nicht gut anzuschlagen?"

„Welche Kur?" fragte sie wieder ängstlich.

Er lächelte. „Der Alltag sollte dich doch kurieren von dem Wahn, als sei ich etwas besonderes, als lohne es sich, mich zu lieben."

„Ich habe dich in Verdacht, du hast mir das nur vorgeredet . . ."

Er streichelte ihre Hand. Hastig zog sie ihren Arm aus dem seinen. „Die Leute sehen es!"

„Aber Kind, was gehen uns die Leute an."

„Ganz hilflos hast du mich gemacht. Das ist nicht recht von dir!"

Er lächelte wieder. „Das ist nun einmal so, wenn ein Mädchen liebt."

„Sprechen wir lieber wieder von Marées."

„Das hätte sich der Aermste gewiß nicht träumen lassen, daß er noch einmal dazu dienen müßte."

„Wozu?"

„Zwei Verliebten zu helfen, daß sie nicht von ihrer Liebe reden."

„Das dürfen wir auch nicht. Du weißt gar nicht, wie froh ich bin, daß du zu Hause alles so humoristisch nimmst, dich gar nicht verliebt anstellst."

„Mein Gott, man tut, was man kann, um so ein scheues Wesen, wie du im Grunde bist, nach und nach daran zu gewöhnen, daß es aus der Hand frißt, zahm wird."

„Netter Vergleich!"

„Bei einer Ungarin denkt man leicht an so was."

„Sicher willst du mich machen? Dein Benehmen ist also weniger natürlich als eine geschickte Verstellung?"

„Jawohl. Mittel zum Zweck!"

Darauf gab sie keine Antwort. Gerade so hatte Franz es erwartet. Mithin verstand sie recht gut, was er mit dem Zweck meinte.

Sie traten in einen Blumenladen, dessen Auslage besonders herrliche Rosen zeigte, und machten ihren Einkauf.

„Ein Opfer auf dem Altar der ehelichen Liebe", sagte er im Hinausgehen. „Auf daß uns Ilse freundlich gesinnt bleibe und mit Wohlgefallen auf uns blicke. Es steckt doch ein tiefer Sinn in der Opferidee."

Sie betrachtete ihn verwundert.

„Ich habe mich immer für Religionen und Riten interessiert.“

„Dafür besitze ich nicht das geringste Verständnis.“

„Es ist mir schon aufgefallen, daß man aus deinem Mund nie ein Wort hört, das irgendwie an Religiöses anklingt. Wie kommt das?“

Jetzt nahm sie zutraulich seinen Arm und schob ihn in den ihren. „Wir sind katholisch, haben aber nie Gebrauch davon gemacht. Und da ich nicht in eine öffentliche Schule ging, wurde ich fast ohne jede Kenntnis religiöser Dinge groß. Als ich erwachsen war, interessierten sie mich überhaupt nicht mehr. Da hatte ich meine Kunst, verstehst du?“

Er nickte. Sie plauderte weiter, und als sie nach Hause kamen, hatten sie die Begegnung mit Dr. Friedrich vollständig vergessen. Erst durch die Einladung, die mit der letzten Post einlief, wurden sie wieder an ihn erinnert.

Am andern Morgen erwachte Erzsi ungewöhnlich früh. Sie sah sich erschrocken um, denn ihr war, als hätte sie ganz laut das Wort: Hochzeitstag ausgesprochen. Doch Frau Ilse schien noch zu schlafen und Nore ebenfalls.

Erzsi lag möglichst unbeweglich mit offenen Augen und fühlte sich recht beklommen: denn wieder trat ihr das Wort: Hochzeitstag auf die Lippen. Und ihr Herz tat weh, wenn dies Wort laut werden wollte . . War sie neidisch, eifersüchtig auf Ilse? Erzsi reckte sich und blickte auf Frau Ilse, die sie anlächelte.

„Ich dachte, du schliefest noch?“

„Ich bin schon eine ganze Zeit lang wach, Erzsi.“

„Das ist doch sonst nicht deine Art?“

„Heute ist ja auch mein Hochzeitstag.“

„Das weiß ich.“

„Wirklich? Ich dachte schon, Franz hätte ihn diesmal vergessen.“

„Wir haben sogar gestern einen großen Strauß Rosen für dich bestellt.“

Ilse seufzte.

Ich glaube, nun ist sie eifersüchtig auf mich, dachte Erzsi und trat an ihr Lager.

„Du könntest mir eigentlich von damals erzählen, Ilse!“

Ilse richtete sich auf. „Es war der schönste Tag meines Lebens. Wir waren ja so lange verlobt und hatten so manchen Widerstand zu besiegen, bis wir uns heiraten konnten. Da kannst du dir denken, wie froh und glücklich ich war. Ich benahm mich durchaus nicht wie eine Braut. Die Schneiderin, die mir das weiße Kleid anzog, war direkt entsetzt. Sie fand es sehr unpassend, daß ich nicht ein bißchen weinte, wie es sich doch gehört. Ausgelassen war ich, so ausgelassen wie nie wieder . . . Auch meine Eltern waren gekränkt . . . Aber wenn man erst erwachsen ist, wird man ihnen ja doch fremd. Es ist schon gut, man bleibt nicht bei ihnen, sonst verliert man alle Kinderillusionen über sie. Ist man erst eine Weile fort, kommen sie schon wieder.“

„Das verstehe ich gut. Man entwächst seiner Familie. Aber daß man

sich wieder Illusionen über sie macht, wenn man fort ist, das verstehe ich nicht."

Ilse strich über Erzsis Wange. „Wenn du erst ein paar Jahre verheiratet bist, wirst du das auch verstehen. Es ist zwar zu Hause immer ein bißchen langweilig. So ein rechter Elternhaushalt, der mit der Zeit ganz von selbst seinen gewohnten Gang geht, ermüdet, alteriert einen jungen Menschen, aber man macht wenigstens nicht allzuviel schweres durch, so lange man ihm angehört. Das lernt man später wieder schätzen."

„Gewiß, äußerlich ist man ja gut aufgehoben", meinte Erzsi nachdenklich.

„Nicht nur äußerlich. Solange man zu Hause ist, glaubt man zwar gern, es gäbe nichts schlimmeres als dieses ewige Einerlei, die ärgsten Qualen, die es gibt, leide man mit all seiner Jugend und Eigenköpfigkeit unter der Abhängigkeit von so alten Leuten, die mit dem Leben schon so gut wie abgeschlossen haben. Aber die wahren Leiden und Schmerzen kommen überhaupt erst später. Dagegen ist das bißchen Alteration daheim Kinderspiel."

Erzsi beugte sich tief über Ilse und blickte ihr prüfend in die Augen. Ilse hielt den Blick ruhig aus und meinte: „Du bist immer noch ein unerfahrenes, dummes, kleines Ding, Erzsi, verlaß dich darauf!"

„Soll ich gehen, Ilse?"

„Das mußt du selbst am besten wissen. Darin kann ich dir am allerwenigsten jetzt noch raten. Auch möchte ich gar nicht, daß du gingest, solange es dir ernstlich schwer fällt."

Erzsi lächelte melancholisch. „Wenn du darauf warten willst . ., ich fürchte, dann werde ich noch lange bleiben."

„Was denkt sich eigentlich deine Mutter bei dem allen?"

„Sie glaubt, ich sei mit der Malschule auf dem Land."

Ilse schwieg.

„Verlobt bist du natürlich auch nicht mehr?" fragte sie nach einiger Zeit.

Erzsi wandte errötend den Kopf zur Seite.

„Weshalb habt Ihr mir das nicht gesagt, Erzsi?"

„Ich dachte erst, Franz hätte es gesagt. Als ich merkte, daß er es nicht getan, konnte ich es nicht sagen." Sie rang die Hände voller Pein. „Es wird alles so häßlich, wenn man davon redet."

„Du frierst ja, Erzsi!"

„Darf ich zu dir?"

„Jetzt machst du ein Gesicht wie Nore. Nun ja, zehn Jahre Ehe habe ich vor dir voraus. Fast könnte ich deine Mutter sein."

Erzsi schlüpfte zu ihr und überfiel sie förmlich mit Küssen und Liebkosungen, sodaß Ilse erschrak.

„Du drückst mich ja tot!"

Ilse wurde ganz blaß, denn ihr war, als gälten diese Küsse nicht ihr, sondern eigentlich jemand anders. Am liebsten wäre sie weit fort gerückt von der Freundin. Aber Erzsi hätte dann sicher gemerkt, weshalb. Und weh tun wollte sie ihr nicht.

Erzsi lag nun ganz ruhig, nur ihr Atem ging schwer.

„Wenn wir beide nur immer offen und ehrlich zu einander sind, Erzsi. Dann läßt sich alles tragen, dann wird nichts häßlich."

„Erzähle mir noch ein wenig von deinem Hochzeitstag", bat Erzsi.

„Nach der Trauung wurde furchtbar feierlich und würdig gegessen. Das heißt, die andern waren feierlich, die Eltern und Gäste. Franz und ich hatten ganz unanständigen Hunger und Durst. Er freute sich damals ja auch, daß es endlich so weit war . . . Machten die Gäste und die Eltern Gesichter! . . . Und dann saß mein Brautkranz nicht grade, und den weißen Schleier hatte ich am Hinterkopf festgebunden, weil er mich genierte, und ich ihn doch nicht ablegen durfte . . . Ich glaube, alle waren froh, wie wir schon um vier Uhr nachmittags abreisten und sie nun endlich die Hochzeit weiter feiern konnten, wie es sich für gebildete und gesittete Leute gehört. Ohne uns . . . Am andern Morgen haben wir von Berlin aus gleich telegraphiert als das glücklichste Ehepaar der Welt. Sie haben das Telegramm nie erwähnt. Sie fanden es ebenfalls sehr unpassend . . . Acht Tage blieben wir in Berlin. In acht Tagen hatten wir die fünfhundert Mark durchgebracht, die mein Vater zur Hochzeitsreise gestiftet. Auf der Hinreise hatten wir Pommery getrunken. Auf der Heimreise reichte es grade noch zu zwei Flaschen Bier und zwei belegten Brötchen."

Ilse lachte laut und herzlich. „Und weißt du, was wir uns als Andenken von der Hochzeitsreise mit nach Hause nahmen? Einen Schlüsselhaken, den ich immer noch benutze. In der Passage unter den Linden kostete er eine Mark. Zu mehr war kein Geld mehr da."

„Ihr paßt fabelhaft gut zusammen."

„Sonst wären wir wohl auch längst wieder auseinander."

„So leicht kannst du sein! Wie Sekt."

„Jugendliche Liebhaberin, die nun allmählich ins Fach der Mütter übergeht."

„Sagst du das wirklich ohne Bitterkeit?"

„Im Augenblick wirklich. Zuweilen habe ich natürlich auch schwache Stunden."

„Wenn ich mir denke . . ." Erzsi starrte düster nach der Decke.

„Du bist eben mehr Heroine!"

„Ich?"

„Das wußt ich gleich. Heroinen bescheiden sich schwer, Erzsi!"

Die Ungarin wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu, denn Nore war wach geworden und fing fürchterlich zu schreien an, als sie sah, daß Erzsi bei der Mutter war.

„Das Kind hat Krämpfe!" Erzsi sprang zu ihr hin. Aber Nore schrie nur noch lauter und wehrte mit Händen und Füßen, als die Ungarin sie beruhigen wollte.

Auch Ilse erhob sich. „Sie ist nur eifersüchtig, Erzsi, das ist alles. Bei Kindern sieht man so recht, eine wie törichte, blinde Leidenschaft das ist." Sie trat zu Nores Bett und beruhigte das Kind ohne Schwierigkeit.

„Die Erzsi soll aber nicht bei dir schlafen!" schluchzte Nore. „Ich will bei dir schlafen, niemand anders darf bei dir schlafen!"

„Nun hältst du hübsch deinen Mund und dann darfst du heute abend in mein Bett kommen. Nicht die Mutter ärgern. Mutter hat heute ihren Hochzeitstag."

Nore wurde sehr rot, ihre Augen leuchteten.

„Was hast du denn nun wieder, Kind?"

„O, ich freue mich so, ich habe dir etwas gekauft, etwas schönes!"

„Hast du mich denn gar nicht mehr lieb, Nore?" fragte Erzsi.

„Aber du sollst nicht bei meiner Mutter schlafen!" Wieder verzog die Kleine den Mund.

Ilse schüttelte den Kopf. Wenn sie doch nur nicht so eifersüchtig wäre, dachte sie. Das wird ihr noch viel Elend bringen, wenn sie erwachsen ist.

„Da wir nun glücklich alle drei wach sind, wer zieht sich zuerst an?"

Erzsi legte sich sofort zu Bett. „Bitte, du!"

„Und dann ich!" sagte Nore.

„Mir soll es recht sein."

„Wie schön du bist. So zart und schlank", sagte Erzsi leise.

Ilse, die sich mit kaltem Wasser übergoß, lachte. „Mein Hochzeitstag fängt wirklich gut an. So viel Wesens hat man lange nicht mehr um mich gemacht. Uebrigens, Erzsi, wenn du auch einmal von trüben Gedanken geplagt wirst, so empfehle ich dir so einen Guß kaltes Wasser. Das tröstet besser als alle Worte und erfrischt wirklich."

Als Nore zum Frühstück erschien, einen Topf mit Alpenrosen in der Hand, den ihr das Dienstmädchen heimlich hatte besorgen müssen, wurde Franz ganz elegisch.

„So weit sind wir also schon. Vom eigenen Kind kann man sich glücklich etwas zum Hochzeitstag schenken lassen."

„Wie alt man wird! wolltest du natürlich wieder einmal sagen, Mann!"

„Ich danke, daß du mich dessen enthoben hast."

Ilse hing sich zärtlich an seinen Arm, was er sich mit einem scheuen Seitenblick auf Erzsi gefallen ließ. Ilse merkte es wohl, ließ sich aber nicht stören. Am heutigen Tage wollte sie ihn einmal ganz für sich haben.

Als hätte Erzsi das erraten, verschwand sie sehr schnell in ihr Arbeitszimmer und erschien erst zu Mittag wieder. Als Franz sie nach dem Café mitnehmen wollte zu einem Familienbummel, entschuldigte sie sich. Sie sei grade so gut bei Stimmung, sie möchte ihre Arbeit jetzt nicht im Stich lassen.

Ilse nickte ihr dankbar zu, was Erzsi verlegen machte. Wenn erst eins des andern Gedanken errät, nachher kann es unheimlich werden, dachte sie.

Da Dr. Friedrich auf der Einladung gebeten hatte, die Damen möchten in Balltoilette, die Herren im Frack erscheinen, so warfen sich auch Ferdinands und Erzsi in ihren besten Staat. Und da Ilse verlangt hatte, Franz möge hübsch brav im Wohnzimmer warten, bis sie fertig wären, wartete er schon eine gute Viertelstunde und kam sich in seinem Kellnergewand recht komisch vor. Aber er wurde nicht ungeduldig, denn er hatte Erzsi seit jenem Konzertabend nicht wieder in Festkleidung gesehen. Er war recht neugierig, wie sie aussehen würde. Hoffentlich gut, denn darauf legte er bei solchen Gelegenheiten großen Wert.

„Dekolletiert man sich bei Euch in New-York und in Budapest immer so gründlich?“ fragte Ilse scherzend in ihrem Schlafzimmer, während sie Erzsi das Kleid schloß und sie unversehens auf den Nacken küßte.

„Ich schäme mich auch. Aber die andern Sachen habe ich ja schon nach Budapest gehen lassen, und bei uns zieht man sich nun mal bei besonders feierlichen Gelegenheiten so aus.“ Sie legte beide Arme über die Brust.

„Du wirst Aufsehen machen, Erzsi. Ich beneide dich um deine zwanzig Jahre.“

„Als wenn du nicht viel feiner aussähst.“

„Und wie gelungen, daß wir beide in Schwarz sind.“

Franz war ganz betroffen, als seine Damen erschienen. „Teufel! mit Euch kann ich mich wirklich sehen lassen?“

„Na, siehst du, wie beneidenswert du bist!“ Ilse gab sich alle Mühe, freundlich zu bleiben, obwohl die Augen ihres Mannes gar so bewundernd an Erzsi hingen. Er freute sich zwar auch an ihr, aber doch nur so nebenbei, weil er sie nicht kränken wollte, wie sie dachte.

„Jetzt sollen wir schon Sekt trinken?“ fragte Erzsi entsetzt, als Franz mit einer Flasche kam.

„Aber natürlich. Ich gehe nie in eine Gesellschaft, ohne eine halbe Flasche im Magen. Sonst langweilt man sich ja tot. Es gibt doch nichts stimmungsloseres als eine Abfütterung großen Stils.“

„Auch unter Künstlern?“

„Ich fürchte, da ist es nicht anders.“

Als man zu Friedrich kam, war der gewohnte Kreis schon versammelt. Die andern ließen noch auf sich warten. Das ergab eine wenig gemütliche Situation. Eine Gruppe stand in Friedrichs geräumigem Arbeitszimmer, eine zweite nebenan im Salon, und Friedrich selbst lief von einer zur andern, bot Zigaretten und Schnäpse an, gab sich als Gastgeber die größte Mühe, Stimmung unter seine Gäste zu bringen. Sie wollte aber nicht aufkommen, weil man immer wieder nach der Tür horchte und jeder neu angekommene Gast die Gruppe, der er sich anschloß, sofort um das Thema brachte, an dem man sich eben gerade Stimmung holen wollte.

Allmählich füllten sich die schönen Räume. Aber immer nur fanden sich

wieder Bekannte zusammen, die sich über die andern, die Fremden, flüsternd unterhielten. Friedrich lief wieder mit rotem Kopf von einem zum andern. Erst als einige Schauspieler vom modernen Theater auftauchten, mischten sich die Gruppen, kam Leben in die Gesellschaft.

Immer noch nicht ging man zu Tisch. Auf leise Fragen erklärte Friedrich, er erwarte noch einen Gast, die besondere Ueberraschung für den Abend. Dabei lächelte er geheimnisvoll.

„Am Ende ist es der Kultusminister in eigener Person", witzelte Kessel.

„Zeit wäre es schon, daß er mal was für die moderne Kunst täte!" behauptete Fritz Weber.

„Also wenigstens einmal mit uns Abendbrot äße", meinte Baron Kingler.

Wieder schellte es, alle reckten die Hälse, jetzt mußte ja wohl die Ueberraschung, die so lange auf sich warten ließ, erscheinen.

So war es denn auch. Am Arm Dr. Friedrichs trat ein hochgewachsener, hagerer Herr mit einem langen wallenden Vollbart ein, der blasiert und fröstelnd nach der Decke blickte.

„Ich wußte gar nicht, daß heute Maskenball ist", flüsterte Kingler, denn der blasierte Herr hatte einen Fez auf dem Kopf, weiche, türkische Stiefel an den Füßen und war in eine Art Burka gehüllt, die nicht erkennen ließ, was er sonst noch an Kleidern trug.

„Ich schäme mich so. Ich glaube, er hat nicht einmal ein Hemd unter dem Mantel", flüsterte Frau Kessel ihrem Manne zu.

„Gestatten Sie, daß ich die Herrschaften bekannt mache", rief Friedrich und alles drängte sich um ihn. „Herr Rizza Bey aus Konstantinopel."

Der Bey legte die Hände vor die Brust und neigte leicht das schwere Haupt, wenn Friedrich ihm einen neuen Gast vorstellte. Da vierzig Personen versammelt waren, hatte man Zeit, zu bewundern, wie der Türke mit derselben Ruhe und Gemessenheit sich vierzigmal verneigte.

Dann entstand eine kleine verlegene Pause, denn niemand verstand Türkisch. Man wußte nicht, in welcher Sprache man den Herrn im Fez anreden könne.

Friedrich amüsierte sich sichtlich darüber und erklärte dann: „Herr Rizza Bey ist ein geborner Deutscher, ein Schulkamerad von mir und hieß früher Meiergeschrei."

Das Lächeln, das über alle Gesichter ging, schien der Bey nicht zu bemerken. Langsam, würdevoll begab er sich zu einem Divan und ließ sich in einer heroisch-elegischen Pose auf ihn nieder, die Füße leicht übereinander gekreuzt.

„Ist er nicht prachtvoll, was?" Friedrich lief, sich die Hände reibend, durch den Kreis der Freunde und freute sich, daß die Ueberraschung so gelungen war.

„Die Jahrmärkte könnte man mit ihm besuchen", behauptete Kingler.

Fritz Weber fand, das sei doch wirklich einmal eine interessante Erscheinung. Ob er auch mehrere Frauen habe?

„Aber deshalb ist er ja Mohammedaner geworden", erklärte Friedrich. „Ich habe euch doch früher einmal davon erzählt."

„Ach so, damals in der Bodega, nicht wahr?"

„Wo hat er denn seine Weiber?" fragte Kessel.

„Noch in Konstantinopel. Er ist hier, um zu sehen, ob er auch in Deutschland mit ihnen zusammen leben kann. Dann will er sich nämlich hier niederlassen. Sonst kehrt er nach Konstantinopel zurück."

„Da werden wir die Erscheinung nicht lange unter uns sehen. Vielweiberei ist ja verboten", meinte Kingler.

„Aber doch nicht für Türken!" Fritz Weber wurde ganz eifrig.

„Nicht einmal der türkische Gesandte, der doch exterritorial ist, darf sein Harem hierher mitbringen."

„Eine kleinliche Sippschaft, diese Europäer!" Weber ballte die Fäuste.

„Meiergeschrei zu heißen, das ist allerdings zum türkisch werden! Rizza Bey klingt entschieden besser". Kingler warf einen neugierigen Blick auf den Mann im Fez.

„Interessante Schicksale hat er hinter sich. Ihr würdet staunen!" sagte Friedrich.

„Besteht denn sein Harem nur aus Türkinnen oder sind auch Europäerinnen dabei?" fragte Fritz Weber.

„Er hat überhaupt kein Harem. Nur zwei Frauen. Und zwar Europäerinnen."

Fritz Weber begab sich eilig zu dem Bey. Darüber mußte er mehr erfahren.

Friedrich trat zu Fräulein Wladacek, die mit einem jungen Zeichner sprach. „Unser Beardsley" hatte ihn Friedrich vorgestellt.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, was sagen Sie zu unserm Türken?"

„Sie nehmen an, daß ich mich für ihn interessiere?"

„Eine Dame! Die interessieren sich doch für Exotisches, sollt ich meinen."

„Mein Gott, mir sind Türken nicht so exotisch."

„Nun ja, freilich, in Budapest . . . Balkanstaaten . . . Da kann ich mir denken . . ."

Was hatte nur Friedrich gegen sie? So höflich er zu sein versuchte, es war ihr doch, als wolle er sie verletzen oder wenigstens verspotten.

Endlich ging es zu Tisch, und die Gesellschaft, in die gerade Leben kam, würde wieder stumm und steif geworden sein, wäre nicht Herr Meiergeschrei alias Rizza Bey gewesen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und als er den Löffel nahm, um die Suppe zu essen, sahen einige Damen sichtlich enttäuscht aus. Sie hatten erwartet, der Bey führe die Suppe mit der hohlen Hand zum Mund. Seit der Schah von Persien in Europa gewesen, erzählte man sich ja die grausigsten Geschichten von der Art der Orientalen, ihre Mahlzeiten einzunehmen.

Friedrich hatte seinen alten Schulkameraden, der auch bei Tisch die Burka anbehielt, da ihn in Europa stets fröstelte, zwischen Frau Ferdinand und Fräulein Wladacek gesetzt, was Frau Kessel sehr übel nahm, denn sie hätte gar zu gern schon bei Tisch näheres über türkische Zustände gehört.

Rizza Bey benahm sich nach europäischen Begriffen wenig höflich. Er seuzte jedesmal schmerzlich, wenn er eine Schüssel weiterreichen mußte, und da er selbst keinen Wein trank, sondern nur Wasser, hielt er sich auch nicht für verpflichtet, seinen Nachbarinnen einzuschenken.

„Hör mal, Meiergeschrei", sagte Friedrich, „du bist im Augenblick nicht in Asien, lieber Freund, also nimm dich ein wenig deiner Damen an!"

„Der Herr Bey ist gewöhnt, in den Frauen nur Sklaven und Dienerinnen u sehen", meinte die Ungarin, die das Gebahren des Mannes ärgerte.

Rizza Bey musterte stumm und längere Zeit seine Nachbarin, als sähe er sie jetzt zum ersten Mal. Da erglomm ein kleines, rötliches Feuer in seinen großen, schwarzen Augen, und er wurde auf einmal sehr höflich uud zuvorkommend.

Mit einem Blick auf Fräulein Wladacek meinte Fritz Weber: „Finden Sie nicht auch, Herr Bey, daß die europäischen Trachten mancherlei Vorzüge haben vor den orientalischen?"

„Wie meinen Sie?"

Weber kniff die Augen ein und blickte wieder auf die Ungarin.

Rizza Bey lächelte leicht, melancholisch. „Mein Gott!" Er seufzte, ohne aber den Blick von der Ungarin zu wenden.

Da Ilse merkte, wie unangenehm das ihrer Freundin wurde, wandte sie sich an ihren Nachbarn: „So, Herr Bey, nun könnten Sie sich auch mir einmal ein wenig widmen."

Rizza Bey wandte sich der Sprecherin zu, tat auch jetzt, als sähe er sie zum ersten Mal und verneigte sich höflich.

„Schöne Frauen gibt es auch bei uns, was Meiergeschrei?" fragte Friedrich.

„Sehr schöne Frauen."

„Es ist zum türkisch werden!" rief Weber begeistert.

Nach Tisch stellte sich eine kleine Verstimmung ein, weil sich fast alle Damen um den Bey gruppierten, der sich wieder malerisch auf einer Chaiselongue niederließ.

„Ein solcher Charlatan ist mir schon lange nicht mehr über den Weg gelaufen", meinte Erzsi, die mit Ilse durch die Zimmer ging, hier ein modernes Bild bewunderte, dort ein modernes Möbel.

„Ich glaube, er hat im ganzen noch nicht zehn Worte gesprochen", sagte Ilse.

„Wenn er mehr spräche, würde wahrscheinlich jedem der Gäste die Illusion über ihn vergehen."

„Weshalb bist du so schlecht auf ihn zu sprechen, Erzsi?"

„Ich kann es dir nicht einmal genau sagen. Ich finde ihn widerwärtig. Und daß er zwei Frauen hat, erst recht."

Ilse sah sie einen Augenblick an. „Unsympathisch finde ich eigentlich nur, daß eine so komische Figur wie dieser Bey zwei Frauen, zwei Europäerinnen an sich zu fesseln vermag."

„Es ist ein schlechtes Zeichen für die Europäerinnen?"

„Das meine ich."

„Wenn er aber ein ernst zu nehmender oder gar bedeutender Mann wäre?"

„Dann fände ich die beiden Frauen schon begreiflich. So blamieren sie nur unser ganzes Geschlecht. Deshalb haben die Männer auch solchen Spaß an der Geschichte."

Erzsi deutete auf die Chaiselongue. „Und die anwesenden Damen?"

„Je komischer einer ist, um so mehr Beachtung findet er im gelangweilten Europa."

Sie traten in ein anderes Zimmer.

Es dauerte kaum eine Stunde, da kam die Gesellschaft dahinter, daß sich Fez und Burka Herrn Rizza Beys zwar immer noch gut ausnahmen, daß aber der Herr Meiergeschrei darunter ein recht langweiliger Herr war. Er wußte nichts interessantes über Haremsabenteuer zu berichten, wie man erwartete, wußte nur ausgezeichnet zu schweigen. Ließ man aber gar nicht locker, so brachte er das Gespräch in kurzer Zeit auf seine Philosophie, ein Konglomerat, das er sehr originell fand, von dem er sich einen neuen Weltfrühling versprach. Das paßte zwar gut zu seinem Prophetenbart, aber nicht zu dieser Gesellschaft, die sich amüsieren wollte. Selbst der Gastgeber war enttäuscht und fand, sein alter Schulkamerad sei doch recht zurückgekommen. Es müsse doch recht schwer sein, wenn man zwei Frauen habe, geistig frisch zu bleiben.

So saß denn Rizza Bey bald ganz verlassen auf seiner Chaiselongue. Aber das schien ihm durchaus nicht unangenehm zu sein. Er rauchte stumm eine Zigarette nach der andern und starrte vor sich hin.

In den neuen Weltfrühling, wie Fritz Weber meinte, der einzige, der immer wieder auf den Mann aufmerkte.

Man plauderte, trank und blickte verstohlen nach der Uhr. Es wollte sich heute keine rechte Ausgelassenheit einstellen, und man wußte, daß Dr. Friedrich sehr gekränkt sein würde, wenn man den Wunsch äußerte, diesmal früher ins Bett zu kommen, als es bei solchen Gesellschaften Sitte war.

„Er kann einem ordentlich leid tun", meinte Erzsi zu Franz, indem sie auf den Gastgeber wies, der im Schweiße seines Angesichts sich abmühte, durch Alkohol und schlechte Witze die allgemeine Mattigkeit zu verscheuchen.

Endlich atmete Friedrich leichter. Es bildeten sich endlich wieder kleine Gruppen, aus denen zuweilen ein Lachen an sein Ohr drang. Er rieb sich

die Hände. Es würde schon noch lustig werden, wie es bei seinen Gesellschaften immer war. Als alle erst Sekt tranken, wurde es auch lustig.

Fritz Weber trug einige seiner besten und eindeutigsten Lieder vor, und dann begann man zu tanzen.

Hatte man sich bisher nicht mehr um die Ungarin gekümmert als um eine der andern Damen, war man bis jetzt sogar zurückhaltender gegen sie gewesen, da sie ja nicht zu dem Kreis gehörte, so flogen ihr nun alle Blicke zu, denn sie tanzte entschieden weit besser als alle andern. Davor hatten diese Künstler weit mehr Respekt, als wenn sie die gescheuteste Person der Welt oder ein Malgenie gewesen wäre. Talente aller Art besaßen sie selbst, für gescheut hielt sich jeder, aber ein solches Tanzen! . . .

„Es ist eine Offenbarung", flüsterte Weber.

Maler Lippert vergaß völlig, daß er die Ungarin uninteressant gefunden, weil sie schwarze Haare hatte. Er hockte sich auf einen Stuhl und suchte mit dem Bleistift besonders charakteristische und rassige Bewegungen dieses Körpers festzuhalten.

Baron Kingler machte ein ziemlich dummes Gesicht, da er nur geistreich aussehen konnte, wenn er spottete. Hier fand er absolut keinen Anlaß dazu.

Herr Kessel setzte sich einfach auf den Boden und schmachtete die Tanzende an, die sich immer noch mit dem jungen Zeichner, „unserm Beardsley", drehte.

Nun war alles in bester Stimmung und niemand dachte ans Nachhausegehen. Nur Frau Kessel fand, daß diese Art zu tanzen doch allzu indecent sei, wenn sie auch nicht wagte, es laut zu sagen, da sie ausgelacht worden wäre.

Als die Ungarin endlich erschöpft auf einen Sessel sank, bemühten sich alle um sie. Der eine brachte Wein, der andre Sekt, ein dritter kam mit einem Teller voll Früchten, ein vierter kratzte allen Kaviar zusammen, den er im Eßzimmer noch auftreiben konnte, denn er sei am bekömmlichsten.

Fritz Weber pflanzte sich vor der Ungarin auf und schrie: „Es ist eine Gemeinheit, daß diese Kunst nicht mit Gold aufgewogen wird!"

Man rief nach Federlein, daß er einen Artikel über die Künstlerin in die Zeitung brächte, Kessel schlug vor, eine Dankadresse an Fräulein Wladacek aufzusetzen, verziert mit Ropsschen Zeichnungen. Lippert bat, sie möge doch noch einmal tanzen. Das wollten auch alle andern, nur solle sie sich erst noch ein bißchen erholen. Kessel legte ihr sorgsam einen Shawl um die Schultern.

Erzsi blickte verwundert, lächelnd von einem zum andern. Was war denn in die Menschen gefahren? Wie lauter gute Kameraden benahmen sie sich und so vertraut und dankbar.

Kingler schlich sich zü Ferdinand, der etwas abseits stand und stolz war.

„Meine Hochachtung!" flüsterte er ihm zu.

Franz musterte den Baron mißtrauisch.

„Ihre Freundin tanzt wirklich wunderbar!"

Franz nickte, sagte aber nichts.

Die Ungarin tanzte auf allgemeinen Wunsch noch einmal, und diesmal allein. Der Flügel wurde aus dem Nebenzimmer in die Tür gerollt, damit Fritz Weber, der sehr musikalisch war und auf dem Klavier begleiten wollte, auch etwas sehen konnte. Die andern standen an den Wänden oder rückten sich einen Stuhl zurecht, Kessel nahm wieder auf dem Boden Platz und schmachtete. Ilse und Franz sassen zufällig nebeneinander.

Bald merkte man, wie die Ungarin eigentlich nur für diese beiden tanzte. Man sah sich an, und Kingler konnte wieder ein paar amüsante Bemerkungen machen über das merkwürdige Verhältnis, in dem Ferdinands und diese Ungarin offenbar standen.

„Das sind ja lauter Liebeserklärungen, die sie tanzt", meinte er, „lauter Liebeserklärungen an das Ehepaar Ferdinand."

Es tagte schon, als man sich trennte. Alle waren sehr angeregt und guter Dinge. Nur Kessel kam aus dem Seufzen nicht heraus. Er beneidete Franz Ferdinand.

Als Ferdinands und die Ungarin endlich allein waren, faßte Franz die beiden unter und hüpfte mit ihnen im Tanzschritt durch die Straßen. Es war eine große Erregung in den dreien, ohne daß einer dem andern etwas davon verriet. Und da sie nicht müde waren, saßen sie zu Hause noch bei einer Flasche Wein zusammen. Ja, als die beiden Frauen sich endlich niederlegten, erschien Franz noch einmal, ohne erst lange zu fragen, und küßte eine nach der andern, so daß Nore wach wurde und verlangte, auch geküßt zu werden.

Ein großer Uebermut kam seit diesem Abend über die drei. Bei Ilse entsprang er hauptsächlich einer Reaktion gegen all die Sorgen, die sie sich nun schon so lange und immer wieder gemacht hatte. Sie war das leid. Erzsi war schließlich alt genug, um zu wissen, was sie zu tun und zu lassen hatte. Man konnte es Franz nicht verdenken, wenn er sich mehr zu der Ungarin hielt, solange ihm seine Frau immer wieder den Kopf mit allerlei Bedenken heiß machte. Sogar ihre Kleidung hatte sie etwas vernachlässigt. So leicht brauchte sie es Erzsie denn doch nicht zu machen. Selbst Nore litt manchmal darunter, daß ihre Mutter so unfrisch war. Was konnte das Kind zu dem allen? War sie erst einmal erwachsen, kam alle Traurigkeit noch früh genug an sie. Und jetzt empfand Ilse es direkt als eine Beruhigung, daß Franz sich wieder mehr in der Weise verliebt zeigte, wie es Männer durchschnittlich sind. Sein gar so ideales Verhältnis war ihr allmählich unheimlich vorgekommen. Etwas mehr Erdenschwere erschien ihr vorteilhafter. Es wird dann halt doch eine „Episode" werden, dachte sie. Ist sie vorbei, kehrt er zu mir zurück, bin ich wieder allein sein guter Kamerad.

Ueber Erzsi war eine Art va-banque-Stimmung gekommen. Nun weiß ja doch alle Welt, wie es um mich steht, dachte sie. Warum soll ich mir

und andern etwas vormachen? Wir lieben uns, wir wollen das genießen. Ist es vorbei, kann ich immer noch malen. Ein ganzes Leben lang. Weshalb soll ich nicht auch einmal glücklich sein? Wenn ich fort bin, hat Ilse ihn ja doch wieder allein. Bis dahin will ich mich geben, wie mir zu Mut ist. Ohne Rücksicht auf jemand anders. Rücksichten haben wir nun genug genommen.

Franz merkte natürlich sehr bald den Umschlag in der Stimmung der beiden Frauen. Gott sei Dank, endlich besann sich Ilse und gab das gedrückte Wesen auf, und Erzsi wurde wieder kokett und zeigte ohne viel Rückhalt, was sie empfand. Es war fast wieder so wie in den ersten Tagen, da sie sich kennen lernten. Nur mit dem Unterschied, daß nun jeder genau wußte, wie es um den andern stand. Auch er legte seinen Gefühlen keinen Zwang an. Dafür daß er nicht sentimental und elegisch wurde, sorgten die beiden Frauen durch ihre Ausgelassenheit. Keiner mochte mehr denken und grübeln. Jeder gab sich dem Augenblick, so daß die Tage wie in einem Rausche dahin gingen.

Franz „brummte" nicht einmal mehr. Selbst vormittags nicht. Und auch dann nicht, wenn das Essen kein glänzendes Zeugnis für die Kunst der Köchin ablegte. Nore verlor alle Scheu vor dem Vater und wagte sich sogar in sein Zimmer, wenn sie aus der Schule kam, um ihm brühwarm ihre neuesten Erlebnisse zu berichten. Er schalt ja überhaupt nicht mehr.

Selbst das Dienstmädchen fand, sie habe einen ungewöhnlich angenehmen Dienst und durfte lachen und singen, ohne daß ihr jemand dreinredete. Dabei kam man nie vor Mitternacht zu Bett. Freilich konnte man sich dafür morgens auch ausschlafen. Außen an der Korridortür hing eine Tafel, auf der geschrieben stand: man bittet, nicht vor zehn Uhr zu läuten. Die Lieferanten gewöhnten sich gerne daran, da es nach zehn Uhr nicht an Trinkgeldern fehlte.

In der Nachbarschaft sprach man nur noch ein wenig neidisch von diesem Künstlerhaushalt, wo es immer lustig zuging und niemand zu arbeiten schien. Da es in dieser Gegend keine Sozialdemokraten gab, besaß man überhaupt keinen allzu großen Vorrat an sittlicher Entrüstung. Und weil das Dienstmädchen, ein gutmütiges Ding, auf alle Fragen, ob nicht zwischen der Malerin und Herrn Ferdinand etwas los sei, versicherte, das wäre nicht der Fall, und sie müsse es doch wissen, denn sie mache jeden Tag alle Zimmer rein, so beruhigte man sich auch darüber.

Der Gastwirt nebenan, der in seiner Jugend Lackierer gewesen, besann sich auf einmal wieder darauf, daß er sich selbst immer für einen halben Künstler gehalten, und verteidigte schon seiner eifersüchtigen Frau wegen, die dem ehemaligen Lackierer noch nicht traute, die Art der Ferdinands. Wie er Bier schenke, so ziehe Herr Ferdinand eben Zähne. In Wahrheit sei er aber auch eine Künstlernatur, und die Künstler seien nicht halb so schlimm, wie sich die gewöhnlichen Leute das vorstellten. Es sähe nur manchmal schlimm aus, weil sie sich nicht um das Gerede der andern kümmerten. Im

Grunde seien sie viel anständiger als die meisten, die sich auf ihre Ehrbarkeit etwas zu gute täten.

Ein alter Kanzleirat, der in diesem Gasthof täglich seinen Abendschoppen trank, bestätigte das, besaß er doch auch Erfahrungen mit Künstlern, denn eine Serpentintänzerin war die Geliebte seines Sohnes, von der er immer wieder erzählte, wie solid sie lebe und wie anständig man sich überhaupt in Künstlerkreisen benähme. Ehescheidungen und solche häßlichen Geschichten kämen fast gar nicht vor.

Dem stimmte wieder ein Polizeisergeant zu, der mit der „Sitte" zu tun hatte und sich doch gewiß in diesen Fragen auskannte.

Der Kanzleirat sagte: „Ausschweifungen schwächen, wie bekannt, nicht nur den Körper sondern auch die Phantasie. Deshalb sind nicht nur die Athleten, sondern auch die Poeten außerordentlich keusch, wie alle Leute, die von der Phantasie leben. Denn warum? Was sollen die Poeten anfangen ohne die Kraft der Phantasie? Einfach verhungern müssen sie, da sie sonst nichts gelernt haben. Leben will aber jeder gern."

Ja, ja, so sei es, sagten alle, und die Gemüsefrau aus derselben Straße, die um diese Stunde für ihren Mann, einen Heizer, immer eine Maß Bier holte, schämte sich ordentlich, daß sie einen Geliebten hatte.

„Aber sie arbeiten ja überhaupt nicht", sagte die Gemüsefrau, um ihr Gewissen zu beruhigen.

Der Kanzleirat verzog mitleidig das Gesicht. „Ein Poet arbeitet so gut wie ein Athlet. Nur sieht man das nicht so genau."

„Bei den Künstlern gehört auch das Vergnügen zur Arbeit", erklärte der Wirt. „Wenn man nichts erlebt, kann man auch nicht schreiben und malen."

„Jawohl," bestätigte der Kanzleirat, „das Vergnügen gehört dazu, das sagt die Claire auch immer. Künstler brauchen Anregung."

„Da möchte man auf der Stelle Künstler werden", schrie die Gemüsefrau.

Der Kanzleirat seufzte. „Das möchte gar mancher. Aber das kann man nicht werden wie . . . wie . . ."

„Dazu gehört Genie!" rief der Wirt. Er blickte triumphierend auf seine Frau.

So wurde die ganze Straße den Ferdinands wohlgesinnt. Im Grunde aber lag es daran, daß jeder der kleinen Gewerbetreibenden jetzt mehr an ihnen verdiente als früher. Und dann wohnten seit kurzem in der Nachbarstraße drei Künstler: ein Geiger, eine Sängerin und ein Bildhauer. Da mußte man doch Rücksicht nehmen, daß alle wohnen blieben und zufrieden waren.

Frau Ilse fiel das andere Benehmen der Leute sehr angenehm auf. Sie haben uns jetzt gern, dachte sie erfreut. Sie fand: wenn man nur selbst harmlos ist, sind es die andern auch. Sie war endlich wieder recht von Herzen zufrieden mit der Welt.

Wie Franz sich abzappelte! Gar oft mußten die beiden Frauen über

ihn lachen. Wenn er der Ungarin ein Kompliment machte, erklärte Ilse: „Ganz dasselbe hast du mir vor zehn Jahren gesagt."

Was er dann für Grimassen schnitt!

„Du siehst, Franz", meinte Erzsi, „du mußt endlich etwas neues erfinden, sonst blamierst du dich vor deiner Frau und mir."

Wie er sich dann Mühe gab, neu und eigenartig zu sein. Glaubte er wirklich, etwas Besonderes für Erzsi ersonnen zu haben, blickte er schmunzelnd auf seine Frau: „Na, Ilse, war das auch wie vor zehn Jahren?"

So hatten die Frauen ihr Spiel mit ihm, auf das er willig einging, da es ihm immer wieder eine Umarmung, einen Kuß eintrug.

Auch Nore merkte, wie man seinen Spaß hatte mit dem Vater und fand einen ganz neuen, schelmischen Ton ihm gegenüber.

Was ein rechtes Weib werden will . . . dachte Franz und amüsierte sich über das Kind. „Der richtige Spaßvogel bin ich für euch drei Weiblein geworden."

Wenn die Frauen lächelten, schmunzelte er. „Ich komme dabei nicht zu kurz." Er erwischte Erzsi beim Kopf.

„So laß ihn doch, Erzsi, gib ihm doch einen Kuß!" rief Frau Ilse.

Die Ungarin sträubte sich kokett ein bißchen, hielt ihm dann aber willig ihre Lippen hin. Frau Ilse war ja zugegen, und von wie manchem unsympathischen Verwandten muß man sich einen Kuß gefallen lassen.

Der letzte Rest der gewohnten bürgerlichen Ordnung, der bis jetzt noch in Erinnerung und aus der Gewohnheit des Elternhauses vorhanden gewesen, wich immer mehr aus dem Haushalt. Man aß, wenn man Lust hatte, man erhob sich, wie es jedem grade paßte, man schlief, so lange man mochte, und wenn Nore einmal nicht in die Schule wollte, was aber selten vorkam, da sie gerne hineinging, fand sich leicht ein Grund, sie zu Hause zu lassen.

„Wie die Heiden leben wir in den Tag", sagte Frau Ilse.

„Gelöst sind alle Bande der Zucht und Ordnung", spottete Franz.

„Nur Neigung fesselt und regelt unser Leben", sprach Erzsi.

„Wer von uns hätte daheim, bei seinen Eltern je gedacht, daß es so etwas gäbe auf der Welt!" meinte Ilse.

„Ein Glück, daß niemand nichts weiß", gestand die Ungarin.

„Und doch könnte jeder alles wissen", erklärte Franz.

„Ist das dein Verdienst, Mann?"

„Das eure natürlich."

„Wenn wir dich nicht so kurz hielten." Die Ungarin lächelte.

„Ihr habt euch das recht geschickt ausgedacht", fand Franz.

„Bedenkt man recht, bist du kalt gestellt, nicht wahr?"

„Das glaubst du, Ilse. Noch ist nicht aller Tage Abend!"

Alle drei schwiegen und sahen einander längere Zeit an.

Die Ausgelassenheit der drei bekam mit der Zeit etwas krampfhaftes, unnatürliches. Wenn Franz und Erzsi einmal allein im Zimmer waren, sprachen sie gesucht laut und lachten unmäßig, damit es Ilse draußen auch ja höre, während ihre Augen eine ganz andere Sprache redeten.

Bevor Ilse in das Zimmer trat, machte sie sich irgendwie bemerkbar. Sie stieß erst mit dem Fuß an die Tür, räusperte sich laut oder tat, als hätte sie sich verschluckt. Trat sie dann ein, so flogen ihre Augen ängstlich zu den beiden, während sie lachenden Mundes sofort zu reden begann.

So geht das nicht mehr lange, dachte Ilse voller Entsetzen. Es muß ein Ende nehmen. So oder so.

Dann überkam sie wieder ein großes Mitleid mit den beiden Verliebten, die sie oft so fragend ansahen, als erwarteten sie ein Wort, ein erlösendes Wort von ihr. Aber sie mußten doch einsehen, daß dies über ihre Kraft ging. Und doch hatte die Hilflosigkeit der beiden wieder so etwas rührendes. Sie begehrten ja immer heißer zu einander und trauten sich zugleich nicht, ihr das anzutun. Mußte sie denn auch jetzt die Ueberlegene, die Vernünftige sein, blieb ihr auch das nicht erspart?

Ging Erzsi einmal früher zu Bett, so saß das Ehepaar stumm bei einander. Manchmal blickte Franz entschlossen auf, sagte aber doch nichts.

O, sie wußte, was in ihm vorging, konnte ihm aber nicht zu Hilfe kommen. Das ging doch wirklich nicht!

Wie unruhig Erzsi schlief! Wie oft hörte Ilse sie im Halbschlaf nach Franz rufen, zärtliche, leidenschaftliche, verlangende, abwehrende Worte ausstoßen.

Eines Vormittags war Erzsi wieder einmal in ihr Atelier gegangen, um zu arbeiten, wie sie sagte.

Das Ehepaar saß schweigend einander gegenüber.

Plötzlich lauschten beide und sahen sich erschrocken an.

„Was ist das für ein Geräusch, Franz?"

Er hatte sich erhoben. Auch Ilse stand auf. Beide traten leise auf den Flur. Das Geräusch kam aus Erzsis „Atelier".

Leise näherten sie sich der Tür und lauschten wieder.

Dann sahen sie sich an.

„Soll man lachen?" flüsterte Franz mit verzerrtem Gesicht.

„Es ist zum weinen!" Ilse lehnte sich an die Wand.

Sie hörten ganz deutlich, wie Erzsi in ihrem Atelier tanzte und schluchzte.

Das Ehepaar schlich wieder an den Frühstückstisch zurück.

Plötzlich sah Ilse auf und sagte leise: „Laß mich nur machen, Franz!"

Er erhob sich und ging schnell in sein Zimmer. Er wußte nicht, was ihn mehr ergriff: Erzsi, die schluchzend tanzte, oder die Art, wie eben Ilse den kleinen Satz ausgesprochen hatte. Er kam sich unsäglich schlecht und zugleich unglaublich kindisch vor.

Mittags, bei Tisch, während Nore eifrig aus der Schule erzählte, schellte

Ilse auf einmal und beauftragte das Dienstmädchen, einen Koffer vom Boden zu holen.

Die beiden andern fuhren zusammen und erblaßten, während Nore weiter redete. Sie sahen, wie Ilse mit einem Entschluß rang. Jeder der beiden wollte ihr gerne etwas Beruhigendes sagen, aber das Herz schlug ihnen im Halse und schnürte ihn zu, sodaß sie kein Wort über die Lippen brachten.

Endlich hatte sich Ilse genügend in der Gewalt. Sie stand auf und sagte: „Ich schlage euch vor, ihr macht jetzt eine kleine Reise."

„Aber du bleibst bei mir, Mutter!" rief Nore erschrocken.

„Ich bleibe bei dir!" Ilse ergriff das Kind und eilte hinaus.

(Schluß folgt).)

Die Lampe.

Der Tag verglomm, und Abend will es sein,
Die Feder ruht, der Sand der Stunde rinnt.
Da — leise Schritte: golden blinkt ein Schein,
Wo grau die Dämmrung ihre Fäden spinnt.

Nun ist es hell; von einer weißen Hand
Getragen schwebt die Lampe zu mir her,
Und mir zur Linken, wo sie immer stand,
Steht sie und leuchtet, wie von ungefähr.

Nicht Worte spricht, nicht laute Regung wagt,
Nicht ihren Schatten wirft auf das Papier
Die Trägerin der Flamme; und sie zagt
Auch nicht — und ist schon nicht mehr hier.

Doch heimlich, wie ein Wind die Rosen küßt,
Ging eines lieben Mundes sanfter Hauch
Durch meine Haare, gleich als wenn sie wüßt,
Daß ich zu meinem Werk der Liebe brauch.

Und Stille rings . . . die Lampe brennt, es singt
Die Feder leis in der beschwingten Hand:
Und wenn mir, was ich schreibe, je gelingt,
Sie hat's gesegnet, die mir jetzt entschwand.

Badenweiler. Hermann Stegemann.

Ueber Deckengemälde.

Von Karl Doehlemann in München.

Unter den Vorzügen, die wir einem Kunstwerk zuschreiben, wird die Naturtreue oder Naturwahrheit sicher am häufigsten angeführt. Wir betrachten etwa ein Landschaftsbild und freuen uns über die feine Naturbeobachtung, über die gut durchgeführte Charakteristik der Landschaft, über scharf gesehene Einzelheiten. Sind wir aber zufällig in der Lage, einen Blick in die Werkstatt des Künstlers zu werfen und die Studien und Skizzen zu sehen, aus denen das Bild hervorging, so wundern wir uns vielleicht umgekehrt darüber, was der Künstler aus dem betreffenden Motiv gemacht hat, wie viel er ändern, weglassen, hinzufügen mußte, kurz wie weit er sich von einer bloßen Abschrift der Natur entfernt hielt.

Auch bei verschiedenen Künstlern werden wir entsprechend ihrer Eigenart und der Natur der von ihnen dargestellten Sujets einen verschiedenen Grad der Naturtreue erwarten und beobachten. Ein holländisches Bauernbild von Ostade oder ein Gemälde von Leibl oder Liebermann wird eine größere Annäherung an die Natur zeigen als etwa eine mythologische Darstellung von Rubens oder Klinger.

Ja ganzen Kunstperioden kann man nur gerecht werden, wenn man berücksichtigt, daß ihnen die Naturtreue gar nicht das wichtigste war. So hat zum Beispiel das frühe Mittelalter in seinen Schöpfungen sicher nicht in erster Linie die Naturwahrheit erstrebt. Damals war die bildende Kunst noch gänzlich abhängig von der Literatur: die heiligen Bücher, die Bibel und die Legenden gaben dem Künstler eine strikte Anweisung, was er unbedingt auf seinem Bilde wiedergeben mußte und erst in zweiter Linie kam die Art der Ausführung und die künstlerische Auffassung.

Wir sehen, der Begriff der Naturtreue oder Naturwahrheit läßt sich nicht scharf bestimmen. Er ändert sich je nach dem Zeitalter, der Natur des dargestellten Gegenstandes und je nach der Eigenart des Künstlers. Das wird auch von seiten der Kunsthistoriker, so von A. Jolles und E. A. Brinckmann, in der Gegenwart besonders betont. Wir müssen dem Künstler eine gewisse Bewegungsfreiheit zubilligen: fest bestimmt sind nur die beiden Grenzen oder Extreme. Das eine ist die völlige Abkehr von der Natur. Alle Objekte der sichtbaren Welt kommen uns zum Bewußtsein durch ihre Form und ihre Lage im Raume. Ist ein Kunstwerk nicht imstande, bestimmte Form- und Raumvorstellungen in uns auszubilden, so fällt es nicht in den Bereich der bildenden Kunst. Es löst sich dann im günstigsten Falle auf in eine symbolische Linien-

oder Farbensymphonie. Das andere Extrem erhalten wir in der bedingungslosen sklavischen Nachahmung der Natur, ohne sichtende, künstlerische Auslese und Vereinfachung. Auch diese Auffassung des Kunstwerks werden wir ablehnen müssen. Denn sie führt zu der Anschauung, daß ein Kunstwerk ein Stück Natur vortäuschen soll. Das ist aber sicher nicht der Fall. Wenn wir vor einem Landschaftsbilde stehen, so wissen wir ganz genau, daß sich die dargestellte Gegend nicht wirklich hinter der Wand ausbreitet. Wir haben durchaus die Empfindung, daß der Raum des Gemäldes ein gedachter, idealer ist und bringen das auch besonders dadurch zum Ausdruck, daß wir das Gemälde gegen die Wandfläche durch einen Rahmen abschließen, der eben gerade diese Grenze betont. Nur in gewissen Gebieten der angewandten Kunst, zum Beispiel beim Panorama, oder gar im Panoptikum, werden durch Kunstwerke wirkliche Täuschungen beabsichtigt. Aber zwischen diesen beiden Extremen gibt es alle möglichen Uebergänge und ich will eine Kunstauffassung, die sich mehr dem letzteren Extrem nähert, als Illusionskunst oder Illusionsmalerei bezeichnen.

Wenn wir uns nun im folgenden mit der Deckenmalerei beschäftigen wollen, so werden wir zunächst die Wand überhaupt ins Auge fassen müssen, da die Decke architektonisch mit der Wand in Zusammenhang steht. Handelt es sich um die künstlerische Ausschmückung der Wand, so sind auch hier wieder die Grenzfälle anzuführen: entweder betonen wir durch den Schmuck die Fläche als solche oder wir lösen dieselbe durch die Malerei mehr oder minder auf, das heißt, wir negieren die Wandfläche. Beispiele dafür bietet die Art und Weise, wie man die Fassade eines Hauses behandelt: für die erste Art der Ausschmückung darf vielleicht auf die Grotesken der Renaissance sowie auf die Rokokokunst hingewiesen werden, welche die Fassade mit einem Schleier von Ornamenten überzog, ohne die Flächenwirkung zu zerstören. Dagegen wird die Fläche aufgelöst namentlich dann, wenn sie in illusionistischer Malerei Personen oder Räume zeigt, die als im Innern des Hauses befindlich zu denken sind. Die Bauernhäuser Süddeutschlands zeigen nicht selten derartige Spielereien (Husar in Garmisch, Wiedenbauer bei Hundham im Leitzachtal), wo Personen aus gemalten Fenstern heraussehen. Für die Behandlung der Innenräume gilt das gleiche: Benutzen wir z. B. eine Wandfläche, um auf ihr den Blick in einen zweiten Raum darzustellen, so kann man dadurch vielleicht erreichen, daß der ursprüngliche Raum größer erscheint. Die gleiche Wirkung läßt sich durch das Anbringen von Spiegeln erzielen, welche den Raum reproduzieren.

Die Decke wird nun im allgemeinen doch die auf der Wand zum Ausdruck gebrachten Motive entweder übernehmen oder ausklingen lassen. Soferne es sich aber um eine Ausschmückung derselben durch figürliche Darstellungen handelt, zeigt sich hiebei ein wesentlicher Unterschied. Wir wollen die Decke der Einfachheit wegen als eine horizontale Ebene voraussetzen, indem wir von Gewölben ꝛc. absehen. Nun denken wir uns bekanntlich bei unseren Bildern die Bildebene stets vertikal. Man kann nun zunächst den Umstand, daß die

Decke horizontal verläuft, ignorieren, die für die Decke bestimmten Gemälde in gewöhnlicher Weise herstellen und einfach an die Decke verbringen. Daß das Bild sich jetzt in horizontaler Lage befindet, stört uns ebensowenig als wir Anstand nehmen, eine Zeichnung oder Photographie zu betrachten, die auf einem Tische vor uns liegt. In unserer Vorstellung oder unserer Anschauung richten wir die Objekte ebenso sozusagen auf. Der in solchen Deckengemälden dargestellte Raum ist natürlich ein ganz idealer und er steht in keiner Beziehung zu dem realen Innenraum.

Im Sinne einer illusionistischen Wirkung liegt aber eine andere Behandlung des Plafonds näher. Wir können denselben direkt als Bildebene einführen, also im Innern des Raumes irgendwo das Auge annehmen und nun Gegenstände, Personen oder Architektur, die man sich oberhalb der Decke befindlich denkt, auf diese projizieren, d. h. abbilden. Beispielsweise kann die Architektur des Innenraumes so gewählt werden, daß sie sich jenseits der Decke fortsetzen würde, aber diese Fortsetzung wird nur im Bilde der Decke dargestellt. Derartige Perspektiven, die auf horizontalen Ebenen entworfen sind, haben mathematisch genommen ganz dieselben Eigenschaften wie solche auf vertikalen Ebenen, in praktischer Hinsicht aber zeigen sie die größten Abweichungen. Das hängt damit zusammen, daß die durch die Richtung der Schwerkraft bestimmte Vertikale für unsere ganze Raumanschauung, für die Orientierung aller Bauten und für unseren aufrechten Gang von ausschlaggebender Bedeutung ist. Bei einer gewöhnlichen Perspektive in einer vertikalen Ebene erscheinen alle Vertikalen als Parallele, parallele Horizontalen gehen im Bilde durch einen Punkt, wobei nur diejenigen anzunehmen sind, welche zur Bildtafel parallel laufen. Eine solche Deckenperspektive dagegen zeigt alle Vertikalen als Linien, die in einem Punkte zusammenlaufen, während parallele Horizontale auch im Bilde wieder parallel verlaufen. Bei einer derartigen Behandlung des Plafonds ist der auf demselben dargestellte Raum nicht mehr ideal, sondern real, da er ja die Fortsetzung des wirklichen Innenraumes darstellt und die ästhetischen Wirkung dieser Deckenmalerei besteht eben darin, daß dadurch der Innenraum höher erscheinen soll.

Die Darstellung von Personen begegnet freilich bei dieser Auffassung den größten Schwierigkeiten. Denn wir irdische Menschen brauchen ja immer eine Unterlage für unsere Existenz und diese verdeckt dann wieder im Bilde den darüber befindlichen Menschen. Der eine Weg, diese Schwierigkeit zu vermeiden, besteht darin, die Personen aus der Mitte des Bildes möglichst an den Rand zu rücken, da man dann mehr Seitenansicht gewinnt. Aber auch dann noch bieten die an den Architekturen in schwindelerregenden Stellungen klebenden Figuren ungewohnte und oft unschöne Ansichten. In anderer Weise umgeht man diese Schwierigkeit, indem man die Personen im Zustand des Emporfliegens oder Emporschwebens darstellt. Schon aus diesem äußerlichen Grunde also eignen sich Himmelfahrten, Glorien, Allegorien, sowie den Himmel erfüllende Engelscharen vorzugsweise für derartige Deckenmalereien. Daß ferner

die technische Ausführung derselben eine unbedingte Beherrschung der Perspektive voraussetzt und daß größere Gemälde dieser Art wirklich konstruiert werden müssen, leuchtet unmittelbar ein, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, wie der Maler, auf einem Gerüst stehend oder auf dem Rücken liegend, zu arbeiten hat.

Fragen wir uns endlich noch, wie sich eine derartige Behandlung der Decke mit den Gesetzen der Architektur verträgt. Das letzte Ziel des Architekten ist es doch, durch gewisse Raumformen zu wirken, seine Kunst beruht auf der Raumgestaltung: die gotische Hallenkirche, die Kuppel der Renaissance, die Jesuitenkirche der Barockzeit bringen ganz bestimmte Raumformen zur Geltung. Um die Formen aber zu begrenzen, braucht man Flächen und deswegen liegt es nicht im Interesse der Architekten, die Auflösung der Flächen und auch der Decke durch bildliche Darstellungen zu weit zu treiben. Blickt man aber zum Beispiel in einer Kuppel in die duftigen Fernen des geöffneten Himmels, so tritt an Stelle der architektonischen Wirkung eine malerische. In der Tat erreicht diese Art der Deckenmalerei ihre weiteste Verbreitung und höchste Blüte zur Zeit des Barock und Rokoko, also in einer Kunstperiode, da die Grenzen der einzelnen Künste wenig beachtet wurden und alle die Mittel bieten mußten, starke malerische Effekte zu erzielen. Wir sehen da, wie in den Bildern Gegenstände in plastischer Form angebracht werden, wie die Plastik stark bemalt wird, und andererseits Vorhänge, Teppiche und andere malerisch wirkende Objekte eine plastische Darstellung finden. Die Ausnützung der Decke zu malerischen Zwecken verrät also ganz die gleiche Tendenz. Wenn aber die Decke der Linienwirkung nach uns in kühnen Verkürzungen Architekturen und Personen erblicken läßt, so verrät sich darin eine andere Eigentümlichkeit des Barockstiles: seine Vorliebe für perspektivische Wirkungen. Das zeigen uns die Fassaden mit ihrem starken Relief, mit der Verdoppelung, ja Häufung der einzelnen Glieder, wie Säulen, Pilaster, die zahlreichen Verkröpfungen, gebrochenen Giebel, übereckgestellten Säulen.

Betrachten wir in großen Zügen die Deckenmalerei in Italien, so gibt Mantegna in der kleinen Camera degli Sposi in Mantua (1474) das erste Beispiel dieser illusionistischen Behandlung der Decke, Correggio wendet sie in der Kuppel des Domes von Parma (1526—1530) und Veronese im Dogenpalast an (1580). Am meisten Schule machte der glänzende und geistvolle Dekorateur Pietro da Cortona. Seine Deckengemälde im Palazzo Pitti in Florenz (1640) vermeiden bei maßvoller Verwendung der reichen Mittel allzu störend wirkende Untersichten. Noch begrenzt in ihnen der Rahmen die ideale Welt des Bildes. Weiter geht schon der Jesuitenpater Andrea Pozzo. In seinem Kolossalgemälde in der Jesuitenkirche S. Ignazio in Rom (beendet 1689), welches die Ausbreitung des christlichen Glaubens in allen vier Weltteilen durch diesen Heiligen darstellt, schließt sich an die Fenster der Kirche eine großartige, gemalte Architektur, eine Art von Säulenhalle vorstellend. Allegorische Darstellungen der vier Weltteile und zahllose andere Figuren sitzen auf den Ba-

lustraden und Gesimsen oder schweben dem in der Mitte sich ausdehnenden Empyraeum zu. Das Bild ist für einen Standpunkt konstruiert, der auch auf dem Boden des Mittelschiffes durch eine Platte bezeichnet ist. Den Höhepunkt aber dieser ganzen Entwicklung bezeichnet der Venezianer Giovanni Battista Tiepolo (gest. 1770) mit seinen Deckengemälden in Venedig (Chiesa dei Gesuati, Palazzo Labia, Polazzo Rezzonico) Verona (Palazzo Canossa) und Würzburg (Treppenhaus der Residenz). Bei ihm dringt gewissermaßen der Inhalt des Bildes über den Rahmen heraus, Personen werden aus dem Bilde in den Raum der Kirche hinuntergeschleudert und aus seinen Wolkenlandschaften, in denen er seine Triumphwagen zwischen Pyramiden und symbolischen Figuren sich fortbewegen läßt, drängen sich häufig einzelne Wolkenballen über das Kranzgesimse, das als Bildrahmen dient, hinaus. Im übrigen hat er durch seine brillante Farbengebung und virtuose Zeichnung ausgezeichnete Raumwirkungen erreicht. Die süddeutsche Barockkunst wurde von Italien stark beeinflußt, namentlich ist für das 17. und 18. Jahrhundert Cortona von bestimmendem Einfluß und nach Rom ziehen auch die süddeutschen Künstler, wie die Brüder Cosmas Damian und Egid Quirin Asam und die Tiroler Knoller und Johann Jacob Zeiller. In der Maria Victoria-Kirche in Ingolstadt, der jetzigen Studienkirche, haben die Brüder Asam (1732) ein Deckengemälde geschaffen, das sich mit dem von Pozzo, was das Raffinement der Zeichnung und die Farbenwirkung betrifft, sehr wohl vergleichen läßt. Es ist auch für einen bestimmten Standpunkt konstruiert, stellt ebenfalls die Ausbreitung des christlichen Glaubens in die vier Weltteile dar, nur enthält es weniger Architektur; bloß die Gruppe der Verkündigung, die sich über dem Hochaltar befindet, ist in einen antiken, reich verzierten Tempel verlegt. Doch bieten eine Pyramide, sowie ein Schiff noch genug Gelegenheit, die Kunst der Verkürzungen zu zeigen. Knoller fällt bereits in die Zeit des Ueberganges, wo Raphael Mengs wieder zu der alten Art der Behandlung der Deckengemälde zurückkehrte und wir können beobachten, daß er zwischen beiden Darstellungen wechselt. Das Deckengemälde der Kirche in Gries bei Bozen (1773) z. B. ist ganz im Sinne Tiepolos gehalten, während Knoller in dem Riesengemälde im Bürger-Saal in München (1774), das die Himmelfahrt Mariens darstellt, die frühere Behandlungsweise zur Anwendung bringt.

Petition der Münchener Frauenvereine.

Unter Beifügung des im Februarheft der Süddeutschen Monatshefte erschienenen Aufsatzes der Stuttgarter Polizeiassistentin Schwester Henriette Arendt wurde dem bayerischen Ministerium des Innern folgende Petition übersandt:

An das

k. b. Ministerium des Innern

München.

Betreff: Anstellung gebildeter Frauen als berufliche Polizeipflegerinnen.

Die unterzeichneten Vereine erlauben sich an das k. b. Ministerium des Innern das ergebene Gesuch zu richten, es möchte in München versuchsweise eine gebildete Frau als berufliche Polizeizeipflegerin angestellt werden.

Begründung:

Unter den polizeilich eingebrachten Frauen und Mädchen befinden sich auch solche, die besserungsfähig sind. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß diese vor der Berührung mit sittlich verdorbenen Personen bewahrt, von ihnen abgesondert gehalten werden. Genügt doch oft ein ganz kurzes Zusammensein mit gewohnheitsmäßig Prostitution oder Kuppelei treibenden Personen, um ein unbesonnenes Mädchen auch der Prostitution zuzuführen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß da, wo für Absonderung der Besserungsfähigen gesorgt wurde, und solche Pflegerin, meist Polizeimatrone oder Polizeiassistentin genannt, schon vorhanden ist, junge Mädchen durch ihre Einwirkung wieder zu ehrbarer Arbeit und geordnetem Leben zurückgeführt werden konnten; denn einer gebildeten Frau wird es im allgemeinen leichter gelingen als dem Mann, das Vertrauen junger Mädchen zu gewinnen, sich dadurch ein Urteil über den sittlichen Wert der Eingebrachten zu bilden und Einfluß auf sie auszuüben. Außerdem hat das ausschließliche Angewiesensein der weiblichen Polizeigefangenen auf männliches Aufsichtspersonal etwas sehr Mißliches und hat erfahrungsgemäß mitunter große Härten und bedauerliche Mißstände gezeitigt.

In Stuttgart ist schon seit 4 Jahren eine fest angestellte besoldete Polizeiassistentin zur vollen Zufriedenheit ihrer vorgesetzten Behörde tätig; bei der stets wachsenden Arbeitslast erwies es sich bereits als nötig, ihr eine Hilfsbeamtin beizugeben. In Hannover ist seit 2 Jahren eine Polizeibeamtin angestellt, in Köln, Dortmund und anderen größeren Städten ist man im Begriff, ähnliche Einrichtungen zu treffen; von seiten der betreffenden Polizeidirektionen

sind bereits Anfragen an die Stuttgarter Polizeibeamtin ergangen, ob sie bereit wäre, die berufliche Ausbildung hierzu geeigneter Frauen zu übernehmen.

Indem wir oben gestelltes Gesuch ergebenst wiederholen, erlauben wir uns, anliegende Drucksache zu überreichen und um Kenntnisnahme derselben zu bitten.

Verein zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit (Münchener Zweigverein der internationalen, abolitionistischen Föderation).
Blau Kreuz-Verein München II, (Trinkerrettung).
Christlicher Deutscher Frauenbund München.
Elisabethen-Verein.
Familienheim Nazareth.
Frauenverein Arbeiterinnenheim e. V.
Frauenverein zur Förderung der Landkrankenpflege in Bayern e. V.
Hauspflegeverein e. V.
Internationaler Verein „Freundinnen junger Mädchen" in München.
Katholischer Arbeiterinnenverein München, innere Stadt.
Katholischer Arbeiterinnenverein München r. d. J.
Katholischer Arbeiterinnenverein Sektion Dienstboten.
Katholischer Arbeiterinnenverein Sektion Dienstmädchen.
Katholischer Lehrerinnenverein i. B.
Katholischer Verein zur Erziehung der verwahrlosten Jugend in München.
Marianischer Mädchenschutzverein.
Münchener Jugendfürsorgeverband.
Münchener katholischer Frauenbund.
Münchener katholischer Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder.
Mütterverein St. Jakob.
Mütterverein St. Joseph.
Mütterverein St. Michael.
Ortsgruppe München der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten".
Patronage f. jug. kathol. Arbeiterinnen (Werk des hl. Philippus Neri).
Verein abst. Katholiken.
Verein für Fraueninteressen.
Verein Maria Stella für Handelsgehilfinnen.
Verein Mutterschutz München.
Verein der katholischen Erzieherinnen Bayerns.
Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande, Bayer. Verein.
Waisenpflegerinnenverband.

Inzwischen ist uns zur Kenntnis gekommen, daß eine ganze Reihe norddeutscher Städte, Berlin an der Spitze, bereits ihre Polizeipflegerinnen haben.

Der amerikanische Schlächtergeselle in Europa.

Von Hermann Losch in Stuttgart.

Motto: „Ich kann nur Amerikaner gebrauchen."

1.

In einer deutschen Haupt- und Residenzstadt, welche vom Jahre 1951 ab an einem Kanale liegen wird, war seit Wochen eine fieberhafte Tätigkeit entfaltet worden. Es hatte sich darum gehandelt, für überaus wichtige und dringliche Wohlfahrtszwecke Geld zu beschaffen. Zu diesem Behuf war der Gedanke verwirklicht worden, aus Privatbesitz eine Porträtausstellung zusammenzubringen. Um den künstlerischen Charakter dieser Veranstaltung zu wahren, war bestimmt, daß nur Porträts zugelassen wurden, welche eine der folgenden fünf Bedingungen erfüllten:

1. Das Bild muß von einem bedeutenden Künstler gemalt sein.
2. Das Bild muß eine bedeutende Persönlichkeit darstellen.
3. Das Bild muß von einem bedeutenden Mann oder einer bedeutenden Frau für die Ausstellung angeboten werden.
4. Das Bild muß zu irgend etwas lokal Bedeutendem irgend eine Beziehung haben.
5. Das Bild muß aus irgend einem sonstigen Grund bedeutend, oder wertvoll, oder interessant oder zulaßbar sein.

Trotz dieser Beschränkungen war der Erfolg ungeheuer. Das Komitee hatte Tausende von Zuschriften und Besuchen zu bewältigen und konnte sich schließlich lediglich dadurch helfen, daß nur noch Miniaturen zugelassen wurden.

Am Eröffnungstage hatte sich ein großartiger Menschenknäuel herangewälzt, durch welchen für die Majestäten nur mit Mühe und unter Anwendung sanfter Gewalt Bahn gebrochen werden konnte.

Nach 14 Tagen war diese einzigartige Porträtausstellung — eine Tat nebenbei auch von bemerkenswerter historisch-patriotischer Tragweite — geschlossen worden. Die Abrechnung ergab einen Reinertrag von 9998 Mark und 59 Pfennigen, welcher 17 verschiedenen wohltätigen Zwecken zugewendet werden konnte. Die Befriedigung war groß und allgemein. Fast aus jeder besseren Familie war ein bedeutendes Stück da gewesen, hatte ein Glied mit bedeutenden Menschen zu einem bedeutenden Zweck bedeutend mitgewirkt; bedeutend war der künstlerische Gesamteindruck, der Besuch war bedeutend, die Einnahmen waren bedeutend, die Belehrung war bedeutend, der Reinertrag war über alle Erwartung bedeutend und alle Mitwirkenden oder Verwandten und Bekannten von unmittelbar oder mittelbar Mitwirkenden hatten sich dazu noch mehr oder minder bedeutend unterhalten.

2.

Ich hatte als Spezialberichterstatter des lokalen Generalanzeigers dem Schlusse angewohnt, einen begeisterten Artikel eben der Druckerei zugesandt und

begab mich nunmehr innerlich hochbefriedigt in ein neben den Ausstellungsräumen gelegenes Café. Kaum saß ich an einem kleinen Nebentische, als ein noch jüngerer Mann, dem man den Fremden sofort ansah, in das Café hereinkam und sich unmittelbar neben mich setzte. Der Fremde eröffnete ohne weiteres mit mir eine Unterhaltung und es stellte sich heraus, daß er in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geboren war und zwar von schwäbischen Eltern, welche dorthin ausgewandert waren. Er sei auf einige Wochen herübergekommen, um dieses „Köntre" zu sehen, wo seine Eltern herstammen. Ganz unbefangen erzählte er von seiner Tätigkeit als Schlächter in einer großen Fleischerei Chicagos und fragte dann, warum so viele festlich gekleidete Menschen aus dem Nebenraume herausgekommen seien. Ich erzählte ihm von der Porträtausstellung und von ihrem Erfolg. „9998 Mark sagen Sie, also etwas über 2000 Dollar, das ist wenig, das ist bäd, very bäd," meinte er. Mich ärgerte diese Großtuerei des Metzgergesellen und ich fragte in etwas hochmütigem Tone, „warum nennen Sie das very bäd?" Ohne im geringsten in Verlegenheit zu kommen, fing der Mensch folgende Auseinandersetzung an. „In dieser Sache sind jedenfalls viele Tausend Briefe geschrieben und Besuche hin und her gemacht worden. Oder etwa nicht? Ich denke, es haben viele schöne Frauen und Damen mitgewirkt. Infolgedessen sind viele auch noch ganz junge Männer aus wohlhabenden und aus nicht wohlhabenden Familien einmal, zweimal, vielleicht auch dreimal dort hineinflaniert, um unreifen kleinen, oder überreifen großen Girls dumme und alberne Dinge zu sagen; ich habe erzählen hören, daß sogar Frauen von sehr vernünftigen Männern sich aus Ehrgeiz, Neid, Mißgunst schon vor der Eröffnung krank geärgert haben. Manche Ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen haben dabei vielleicht nur eine Stunde, manche aber auch eine ganze Woche gearbeitet. Wie hoch ist denn der Taglohn in dieser Stadt? Drei Mark und fünfzig Pfennig! Well, also allerdings noch nicht ein Dollar. Es sind aber die bessern Leute, sagen Sie, die in dieser Sache gearbeitet haben, nicht etwa die gewöhnlichen Arbeiter. Nehmen Sie den Tag zu 1½ Dollar, das ist 6 Mark in Ihrem Gelde hier. Aber ich will die Leute nicht beleidigen, Sie können auch einen höheren Taglohn annehmen. Ich habe in Milwaukee als Wurststopfer 2 Dollar verdient und verdiene in Chicago 2 Dollar 25 Cents. Vor ein paar Tagen habe ich ganz zufällig in einem Ihrer hiesigen news papers gelesen, daß zu der Eröffnung dieser Sache viele Ihrer prominent men kommen mußten, um der Sache einen Schwung zu geben. Das sind doch alles Leute, welche gute Qualität von Arbeit tun müssen, oder tun bei Ihnen die Minister nicht gute Qualität von Arbeit? Diese Leute mußten sich doch alle gut ankleiden, zu der Eröffnung hinkommen, da herumstehen und sich unterhalten, um die Sache in Schwung zu bringen. Wie hoch ist denn der Taglohn eines Präsidenten hier? Wissen Sie, das alles hat doch viel money gekostet, denn Zeit ist Geld! Well! Ich sage Ihnen das, was diese Leute an Zeit aufgewendet haben, muß zusammen doch mindestens 25000 Dollar

gekostet haben, wenn diese Leute das sind, was Sie sagen. Wieviel sagten Sie, sei dabei Geld gemacht worden? 9998 Mark?! Verdient sagten Sie? Ha! zugesetzt müssen Sie sagen, verloren, mindestens 90000 Mark! Kein Cent weniger. Und das soll ein vernünftiges Geschäft, eine gute Arbeit gewesen sein? Das freut Sie? in Europa? Das macht bei uns ein einziger Mann in einer halben Minute — er schreibt einen Chec, und dann geht er wieder an seine Arbeit."

Eine längere Pause entstand. Ich mußte diesen schwäbischen Abkömmling, den Metzgersgesellen von Chicago anstarren. Viele Gedanken schossen gleichzeitig durch meinen Kopf. Einen Augenblick wollte ich sagen: „Ja, gibt es denn bei euch dadrüben nichts Derartiges?", aber ich schwieg, schüttelte den Kopf und sah mir meinen Metzgersgesellen nur immer wieder an; der zog inzwischen das Reichseisenbahnkursbuch aus seiner Brusttasche und sagte: „Warum sehen Sie mich so an? O! ich verstehe! Sie halten mich für einen Schwindler; ich bin ein amerikanischer Bürger und ich sage meine Meinung immer, es ist meine Meinung!" „Bitte, bitte", erwiderte ich; „nichts liegt mir ferner, als Sie für einen Schwindler zu halten. Im Gegenteil. Ich finde Ihre Meinung sehr merkwürdig und interessant, sehr sogar —!" Nach einer Weile fragte der amerikanische Bürger, ob er in dieser Nacht noch mit einem Schlafwagen nach Luzern fahren könne. Ich war sprachlos. „Was wollen Sie denn in Luzern tun?" „Oh!" sagte der, „ich muß in 14 Tagen wieder zurück über den großen Bach. Und ich will noch die Schweiz machen. Mein Ticket geht über Genua". Ich konnte ihm keine Auskunft über den Schlafwagen geben. Er bezahlte bald darauf und wir verabschiedeten uns mit freundschaftlichem Händedruck.

3.

Als der Mann fortgegangen war, las ich nicht, wie ich beabsichtigt hatte, die Zeitungen. Ich steckte mir eine Zigarre an und rauchte sie nachdenklich zu Ende. Endlich kam ich zu dem Entschlusse, dies sonderbare Erlebnis am nächsten Tage einigen meiner vertrautesten Landsleute zu erzählen. Ich tat dies auch, wurde jedoch von allen ausgelacht. Kein Mensch wollte an den Chicagoer Metzgersgesellen glauben; mir selber sind nachträglich Zweifel darüber aufgestiegen, ob der Kerl nun auch wirklich ein Schlächtergeselle bei der berühmten Firma Armour u. Cie. in Chicago Ill. gewesen ist. Wenn ich mir dann aber wieder die bauernhaft gesunde Unbefangenheit ins Gedächtnis zurückrief, mit welcher der Mann inmitten der hohen geistigen Kultur einer südwesteuropäischen Großstadt seine Meinung heraussagte, dann verflogen diese Zweifel immer wieder. Ich hielt mich deshalb schließlich für moralisch verpflichtet, dieses in jeder Hinsicht sonderbare Erlebnis aufzuschreiben. Zur Veröffentlichung jedoch entschließe ich mich nur deshalb, weil ich annehme, daß irgend ein Leser den öden Nützlichkeitsstandpunkt dieses deutsch-amerikanischen Rüpels mit ein paar schlagenden Gründen gründlich abzutöten im stande ist. Mir fehlt dazu leider die in diesem Falle ganz unentbehrliche Unbefangenheit.

Kunst und Kunstgewerbe.

Zur Ausstellung „München 1908“.

Ist wirklich ein Bedürfnis da nach dieser Ausstellung?

Mit großen Opfern hat die Stadtgemeinde München ein riesiges Gelände für Ausstellungen erworben, ausgedehnte Bauten sollen darauf entstehen. Seit 20 Jahren hat München keine große Ausstellung mehr gehabt. Eine Reihe anderer deutscher Städte will München auf diesem Gebiet in den Hintergrund drängen, Gründe genug, um sich zu rüsten. Gründe genug? Freilich genug, nur nicht gut genug!

Aber vielleicht können Bestrebungen gefördert werden, die vielen eine wichtige Angelegenheit sind, von denen aber nur wenige wissen, daß sie den Inhalt und das Ziel einer Ausstellung bilden, daß sie gerade durch eine Ausstellung um einen großen Schritt vorwärts gebracht werden können.

Die letzten 4 oder 5 Jahrzehnte können gewiß ohne Ruhmredigkeit für Deutschland und für alle seine Teile außerordentlich reich an Erfolgen genannt werden und auf den verschiedensten Gebieten liegen diese Erfolge. Aber auf dem Gebiet des guten Geschmacks, da liegen sie nicht. Und so ist ein Zustand geworden, der anfängt auf immer weitere Kreise zu drücken und der immer mehr Menschen spüren läßt, daß die Machtstellung des Reiches, die riesigen technischen Errungenschaften, der sich mehrende Reichtum noch nicht das Ziel sein können: Der Weg müssen sie sein und das Ziel muß Kultur sein. Jene großen Erfolge können sogar zunächst ein Hemmnis sein, weil sie die feinsten und fähigsten Köpfe anziehen, so daß die anderen Gebiete brach liegen. Dann kommt aber endlich die Zeit, wo eine Sehnsucht in vielen wächst, erst unscheinbar und kaum bemerkt, schließlich groß und verlangend wie ein gesunder Hunger. Ich meine sogar, die Zeit kommt nicht erst, die Zeit ist da! Mit jedem Tag mehrt sich die Zahl von solchen, die den Mangel an Gefälligkeit und Gediegenheit an den täglich gebrauchten Gegenständen, an Heiterkeit ebenso wie an Ernst in unserer Geselligkeit, die Unerträglichkeit unserer neuaufschießenden Fabrik- und Miethäuser-Viertel gequält verspüren. Aber sie meinen, daß sie alles das ergeben und geduldig ertragen müssen als etwas Unabwendbares, als etwas mit allen Vorzügen unserer Zeit notwendig Zusammenhängendes. Zwar an Versuchen fehlts nicht, sich zu retten aus dem öden Zustande. Begnügen sich etwa Staat und Stadt, wenn sie Räume beschaffen wollen für die Verwaltung, für die richterliche Tätigkeit, sich dem Bedürfnis anzupassen? Sie gehen weit darüber hinaus, noch zu keiner Zeit sind so viele „Monumentalbauten“ entstanden. Werden die Bahnhöfe vor allem übersichtlich und zweckmäßig gebaut? so daß auch für den Fremden alles Fragen überflüssig wird? und daß den kaum übersehbaren Möglichkeiten einer zukünftigen Verkehrsentwicklung durch eine gewisse Beweglichkeit der Anlagen entgegengekommen wird? Monumentalbauten! Begnügt sich der Fabrikherr, die notwendigen Neubauten so herzustellen, wie er sie braucht? Hält er nicht, zusammen mit seinem Architekten, darauf, daß nirgends gegen diese merkwürdige „Schönheit“ gesündigt wird, daß alles „schön“ in Reihe und Ordnung steht und im rechten Winkel zu einander, und daß wenigstens da und dort ein Renaissance-Profil oder ähnliche nützliche Dinge auf die Kenntnis des Architekten und den „Schönheits“-Sinn des Bauherrn hinweisen.

Aber niemandem wird recht wohl bei all den Versuchen. Das Gefühl der Oedigkeit will nicht schwinden, und die Sehnsucht wächst.

Auch anders wird's versucht; bald mit krampfhaftem haltlosem, modischem Suchen nach dem Neuen, Unerhörten, bald aber auch mit dem ehrlichsten, verständigsten Streben, die Dinge frei zu machen von dem Wust sinnlos verwendeter Formen und von der Tyrannei des Lineals, die Dinge wieder zu ehen, wie sie selber sind und zu gestalten aus ihren eigenen Bedingungen heraus. Verwirrung ist gestiftet, aber auch wichtiges erreicht. Sinds auch noch wenige, so werden bald aus den wenigen viele werden, die's begriffen haben, daß der wesentliche Fortschritt nur gefunden werden kann in der Sachlichkeit, auf die in früheren Zeiten kein Mensch hingewiesen werden mußte, weil sie selbstverständlich war und weil das Empfinden gesund war, nicht verdorben und verbogen durch Schul- und Papierweisheit.

Von den Milliarden, die jedes Jahr im deutschen Reich verbaut werden, fallen jetzt doch schon hier und dort ein paar Millionen ab auch für solche Bauten, die mehr sind, als entweder Stilübung oder Notbehelf; die in organischer Gestaltung lebendige Bedürfnisse befriedigen, die wieder gern und froh ihren Dienst zu tun scheinen, nicht mit der Miene eines gelangweilten Beamten oder eines talentlosen Schauspielers. Für die meisten unerwartet, von den Weitschauenden freudig erhofft und begrüßt, nahen auch Hilfstruppen, abgeschickt von den Maschinenbauern und den Ingenieuren, welche von der Gediegenheit und äußersten Zweckmäßigkeit der Arbeit, zu der sie sich genötigt finden, zur schönen, gefälligen Form vordringen. Dann aber auch von den verschiedensten Zweigen der Industrie, sobald eben irgendwo erkannt worden ist, daß Billigkeit auf Kosten der Gediegenheit anzustreben, zur Verkommenheit führt.

Ueberall Ansätze und Hoffnungen und doch ein so langsamer, mühsamer Fortschritt! Wo liegen denn die Hindernisse? — Es fehlt vor allem daran, daß diesen Bestrebungen Vertrauen und Glauben entgegengebracht wird. Jetzt stehen sie bei weitaus den Meisten einem mitleidigen Lächeln im besseren Fall, einer durch die Gewohnheit abgestumpften Gleichgültigkeit oder noch schlimmer, protzenhafter Unbildung gegenüber. Spricht man von Maschinen und von Schönheit, so vertragen sich für den einen die zwei Begriffe gut miteinander, sie gehören fast zusammen für ihn, und der andere, wenn er das merkt, fährt mit den Händen in die Luft und lacht so herzlich, als wäre der beste Witz gemacht worden. Und diese anderen sind leider noch 100fach in der Mehrzahl. Wenn sie nur dann wenigstens folgerichtig blieben, und die Dinge, von denen sie behaupten, daß sie nicht schön gemacht werden können, nicht doch schön machen wollten — durch Ornamente und Goldbronze. Könnte man dem Gleichgültigsten, der wirklich ganz stumpf die unerträglichste Umgebung hinnimmt, daneben die gleichen Dinge mit gutem Geschmack und feinem Sinn angeordnet zeigen, er würde — vor solche Wahl gestellt — zum wenigsten beunruhigt werden und vielleicht zum erstenmal einen Augenblick nachdenken über die Möglichkeiten, die hier stecken.

Ums Zeigen also handelt sich's! Wie viel Worte sind schon gemacht worden, begeisterte und feine, klare und überzeugende, und sie haben manchen gewonnen und erfreut, aber den unendlichen Massen, denen harte Arbeit oder mangelnde Schulung oder auch allzugroße Vorliebe für die Kneipe oder für Pferde oder für die neueste Mode die Beschäftigung mit solchen Gedanken verleidet, bleibt's verborgen, sie wissen's nicht, sie ahnen's nicht. Ihnen müßt man's zeigen können, man müßt sie so zwingen, zu sehen und zu glauben,

was sie Worten gegenüber immer bestreiten werden. Sehen sollen sie, daß nicht fürstlicher Prunk, der mit unzulänglichen Mitteln erstrebt wird, Behaglichkeit in den Wohnraum bringt, sehen sollen sie, daß die Sachen lügen können, wie es die Menschen können und daß man die Sachen lieb gewinnen kann, weil sie nicht lügen können, wie man die Menschen lieb gewinnen kann, weil sie nicht lügen können. Sie sollen etwas ahnen von der stillen Freude, die daraus erwachsen kann, wenn die Umgebung, in der man sich bewegt, sich bewährt, von Tag zu Tag lieber und vertrauter wird, — ja, vertrauter, das ist der rechte Ausdruck: man weiß schließlich, daß man darauf vertrauen darf, daß das edle Material, die gediegene Arbeit durch Alter und Abnutzung eher gewinnt als verliert, daß die feine Form ihren Reiz nicht einbüßt. — Und sehen sollen sie, daß auch der Fabrikraum, in dem Dinge und Menschen tatkräftig zusammenwirken in Ordnung und Zweckmäßigkeit, seine eigenartige Schönheit und Lust haben kann und sie sollen sehen, daß in den Wirtschaftsräumen, die von einer klugwaltenden Hausfrau erzählen, der Wohlhabende besser seine Freude zeigen kann am stattlichen Besitz, als in einem protzigen Salon. — Sie sollen noch viel mehr sehen; vor allem, daß wir Kraft und Lust genug haben, da zu bessern, wo wir's noch nicht so herrlich weit gebracht haben, wie es der Selbstgefälligkeit oft scheinen möchte. — Sie sollen sehen, daß ein Bühnenbild, das verzichtet darauf, das Unmögliche, die Wirklichkeitstäuschung zu erreichen, Vorzüge zu bieten vermag, welche weit auch den besten Effekt überwiegen, an dem sich jetzt ein etwas kindlicher und unreifer Geschmack erfreut. — Sie sollen auch sehen, was ihnen schon oft gesagt worden ist und was sie schon oft nicht geglaubt haben: daß mit den einfachsten und schlichtesten Mitteln, daß für den bescheidensten Aufwand, den ein Arbeiter mit seinem Durchschnittslohn treiben darf, das für seine tägliche Umgebung erreicht werden kann, was das wichtigste ist: Behaglichkeit; und daß die Trostlosigkeit mancher Arbeiterwohnung weniger von sozialen Mißständen abzuleiten ist, wie von Mißständen in unserem Geschmack. — Und das sollen sie auch sehen: was die Maschine erzeugt, muß nicht geschmacklos sein, nur haben wir bisher gar oft nicht diese freie Herrschaft über die Maschine ausgeübt, die nur aus langer, langer Uebung erwachsende Vertrautheit mit einem schwierigen Werkzeug verschafft und wir fangen erst an, aus dem Geist der Maschine heraus die Formen zu erfinden. Alles, was echt ist, ist wertvolles Objekt für die Arbeit des guten Geschmacks, nur an allem Schwindel macht er nichts besser, er müßte ihn ja offenkundig machen; und Maschinenarbeit ist ehrlich und echt, und außerdem ist sie unentbehrlich, denn Maschinenarbeit allein ist für uns die billige Arbeit, Handarbeit ist fast durchgehend zur Luxusarbeit geworden. Die Maschine kann manches, was man ihr bisher nicht zugetraut hat. — Und sie sollen weiter sehen, daß eine Seifenfabrik ihre Erzeugnisse nicht veredelt, wenn sie zu Ausstellungszwecken eine schmierige Bavaria daraus gießen läßt, daß sie aber andererseits auch sehr wohl ausstellungsfähig sind. Dem Fachmann, der Brauchbarkeit und Vorzüge mit geschultem Auge an Proben zu finden versteht, müssen diese Proben eben so dargeboten werden, daß alle Eigenschaften recht gründlich gesehen und erkannt werden können und nichts versteckt bleibt. Die anderen, die — und darüber sollte sich der Aussteller nie täuschen — von den eigentlichen Vorzügen, einfach weil sie von der Sache nichts verstehen, gar nichts sehen und merken können, muß die Erscheinung freuen und aufmerksam machen und das ist auch möglich, ohne den guten Geschmack zu verletzen, z. B. durch gute Farbenzusammenstellung, gleichmäßige Wiederholungen in der Anordnung, durch Massenwirkung

und vor allem durch den Rahmen; der kann in einem einfachen, geschmackvoll sich aufbauenden Gestell bestehen, er kann aber auch z. B. gefunden werden auf solche Weise, daß in der Vorratskammer eines großen gemeinnützigen Unternehmens oder auch eines fürstlichen Haushalts die Erzeugnisse der Seifenfabrik zusammen mit Besen, Eimern, Stiefelwichse, Putzgerät und ähnlichen Dingen vorgeführt werden; und ein anstoßendes Gewölbe mag dann etwa Konserven und alles, was die stattlichste Speisevorratskammer bergen kann, zeigen.

Das alles sollen sie zu sehen kriegen und wenn einer Lust hat zum Nachdenken, so wird es sich ihm, auch wenn er vorher am bedenklichsten gelächelt hat, aufdrängen: Es kann Schönheit und gerade die frischeste, lebendigste Schönheit doch drin stecken im Alltäglichen und schließlich gehören sie gar zusammen. Hat man's begriffen, so möcht einen das Leben noch mehr freuen, und glaubt man dran, so möcht man sich sehnen nach der guten neuen Zeit, wie man sich jetzt immer gesehnt hat nach der guten alten Zeit.

Und auch mancher Künstler, der bisher mit feiner Begabung seiner Leinwand Reize zu geben verstanden hat, die nur der Kenner, nur der geschulteste, verliebte Kenner recht zu würdigen imstande ist, auch der soll gar manches finden und soll dort erfahren, daß der Sammlungsraum und die Gunst des Liebhabers verglichen werden können mit dem Topf und dem künstlichen Dünger, — freilich können da auch die köstlichsten Orchideen gedeihen — aber, wenn alle Lebens- und Erwerbsverhältnisse von künstlerischem Empfinden berührt oder durchdrungen sind, dann kann man davon sprechen, wie von einem reichen fruchtbaren Boden, auf dem Eichen und Buchen aufragen und der Weizen wogt. Das alles bedroht ja die Orchideenzucht nicht. Im Gegenteil: gerade auf diesem reichen Boden gedeiht erst recht der Sinn, der sich freut an den Orchideen.

Aber trotz alledem könnte noch ein Tummelplatz für Schwärmer, die hier dem Publikum angenehme Zerstreuung bieten und ihre gutgemeinten schönen Ideen begönnern lassen, aus der Ausstellung werden, wenn sie nicht noch eines zeigen kann. Dann erst wird sich München einer Tat rühmen dürfen, wenn die Ausstellung erweist, daß gar kein besseres Geschäft zu machen ist, als überall und überall die Kunst auch mit zu Rat zu ziehen, ob sie nun viel dazu zu sagen hat oder nur ganz wenig. Und ich denke, sie wird's erweisen können, was die klügsten Köpfe schon lange wissen und auch befolgen. Es „rentiert sich glänzend“ wenn man den rechten Künstler mit drein reden läßt. Man kann's nachrechnen: die Geschäftsspesen werden geringer, wenn man nicht Nouveautée's nach Nouveautée's hinausheizt, wenn man lieber das Beste zu machen und im nächsten Jahr noch besser zu machen versucht. — Ein kleiner guter Einfall — und bestände er nur in einer lustigen Farbenzusammenstellung, oder in der harmlosen Verwendung des einfachsten Materials, das allen längst bekannt, nur nicht als vornehm genug galt — verbilligt oft die Herstellung und läßt zugleich denselben Gegenstand tausendmal verkaufen, den vorher niemand beachtet hat. — Die immerwährende Beschäftigung mit demselben Material, mit denselben Handwerksregeln stumpft schließlich ab. Schaut einer mit feinem Materialgefühl auf einmal von außen herein — der kann oft mit einem Wort Anregungen geben, die mit vielen tausend Mark noch nicht zu teuer bezahlt wären, weil sie noch viel mehr tausend Mark wieder eintragen. — Es bringt einen guten Ruf und trägt so wieder Geld, wenn man lieber durch guten Geschmack, als nur durch Billigkeit die andern zu überbieten versteht, wenn man bei seiner Arbeit nie die Absicht aus

den Augen läßt, das Publikum zu der Erkenntnis zu erziehen, die vor allem in seinem eigenen Interesse liegt: Daß allein die gediegenste, sorgfältigste und geschmackvollste Arbeit billig ist, denn sie allein leistet, was sie leisten soll und sie dauert und es dauert die Freude dran. Und es werden mit jedem Tag mehr Menschen, die das merken und die in allen Angelegenheiten nach dem Mann suchen, der nach solchen Grundsätzen arbeitet; die nicht für billig halten, was wenig kostet und noch weniger taugt, sondern was als Leistung seinem Preis wirklich entspricht.

Eingehendste Sachlichkeit der Arbeit, die auf alle Vorbedingungen feinfühlig reagiert, die Formen wachsen läßt aus den Dingen heraus als etwas Natürliches und Selbstverständliches, das bedeutet Künstlerarbeit und das Zusammenarbeiten zwischen Künstler und den anderen Erwerbsständen wird mindestens so lang etwas unentbehrliches sein, bis eben durch diese Arbeit wieder künstlerisches Empfinden Allgemeingut geworden ist, bis die unheilvolle Kluft, die sich aufgetan hat zwischen Kunst und Leben wieder eingeschüttet ist. Das soll die Ausstellung vor Augen stellen, daß gerade die Stadt München infolge ihrer geographischen Lage, infolge von politischen und Verkehrsverhältnissen auch vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus einzig und allein diesen Weg betreten kann, um zu Einfluß und zu Reichtum ebenso wie zu frohem Lebensgenuß zu gelangen. Bringen wir's fertig durch solches Zusammenarbeiten zu erreichen, daß Münchner Industrie und Münchner Handwerk, aber auch Münchner Handel in allen ihren Erzeugnissen und in der Art, wie sie die Erzeugnisse weitergeben, guten Geschmack erweisen, nicht modischen Geschmack, der morgen als veraltet und lächerlich bezeichnet, was er heute anbetet, sondern solchen Geschmack, der immer weiter verfeinert, immer weiter verbessert, nichts, was ihm gut scheint, aus Neuerungssucht aufgibt, vor keiner Neuerung zurückschreckt, wo sie eine Verbesserung mit sich bringen will: Dann wird man, was wir machen, haben wollen und kaufen in der ganzen Welt. Wir wollen zeigen, daß wir in München klug genug sind, dieses Verhältnis richtig einzuschätzen, daß wir genug Mut haben, frisch an die Arbeit zu gehen und daß wir die Kräfte haben, die solche Arbeit durchführen können.

Es wäre ja über vieles noch zu sprechen und viel wäre noch anzuführen, aber es ist wohl schon genug. Denn die Frage auf die es ankommt, ob die Ausstellung Zwecken dienen will und kann, die wichtig genug sind, daß die tüchtigsten Kräfte sich zusammenschließen und Zeit und Arbeit dem Unternehmen widmen, die ist, so hoffe ich's wenigstens, beantwortet. Mit der Antwort aber ist es wohl auch klar geworden, daß die Ausstellung ein riesiges Unternehmen und ein kühnes Wagnis ist. Zu hoffen, daß es in allen Teilen gelingt, wäre Ueberhebung. Zu hoffen, daß es im großen Ganzen gelingt, dazu haben wir, glaube ich, in München guten Grund. Wenn keiner sich ausschließt, der mithelfen kann, wenn in allen Ständen und Kreisen Interesse erregt werden kann und wenn nur guter Wille dem Unternehmen entgegengebracht wird, dann wird aus der Aufgabe heraus bald Begeisterung wirken, und dann wird ein wichtiges Werk getan sein, und es wird keiner mehr fragen: War denn wirklich ein Bedürfnis da nach dieser Ausstellung?

München. Richard Riemerschmid.

Theater und Musik.

Zu Hugo Riemanns Besprechung der Louis-Thuilleschen Harmonielehre.

Wie Riemanns eigene Harmonietheorie, so trägt auch seine Besprechung des von mir mitverfaßten Buches einen durchaus dualistischen Charakter. Sie zerfällt in zwei sehr ungleichartige Teile. In dem einen wird unserer Harmonielehre das denkbar höchste Lob gespendet, während der andere sich allmählich zu einem ungemein scharfen Angriff gegen die Verfasser des so hochgelobten Buches auswächst. Mit der Anerkennung, die Riemann unserer Arbeit erteilt, will er nämlich nicht sowohl uns als sich selbst gelobt haben. Denn, so behauptet er, unsere Harmonielehre bringe im wesentlichen nur eine Reproduktion seiner eigenen Anschauungen und die Tatsache, daß wir diese angebliche Abhängigkeit von Riemann angeblich nicht genügend anerkannt hätten, gibt ihm Anlaß zu bitterem, ja beleidigendem Tadel.

Wenn dieser Tadel mich allein getroffen hätte, würde ich wohl dazu geschwiegen haben. Denn eigentlich hat mich Riemanns Tadel kaum weniger gefreut als sein Lob. Beweist mir doch der — sachlich nach meiner festen Ueberzeugung gänzlich ungegründete — Tadel fast noch mehr als das Lob, daß Riemann vor unserer Leistung Respekt hat, daß ihm der Wettbewerb, in den unser Buch mit seinen eigenen, dem gleichen Gebiete angehörenden Produkten tritt, unangenehm ist und daß es letzten Endes nur dieses „Konkurrenz"-gefühl war, was ihn als Beurteiler so ungerecht hat werden lassen. Einen unbequemen Wettbewerb als „unlauteren" Wettbewerb diskreditieren zu wollen, das ist menschlich, und leider Gottes ist ja die menschliche Natur in ihren Grundzügen die gleiche im Künstler und Gelehrten wie im Politiker und Geschäftsmann.

Aber der Vorwurf, den Riemann erhebt, richtet sich nicht nur gegen mich, sondern auch gegen meinen verstorbenen Freund Ludwig Thuille. Und das zwingt mich zur Erwiderung.

Riemann glaubt konstatieren zu können, daß unsere Harmonielehre „durchaus auf dem Boden seiner Anschauungen stehe und bis auf wenige belanglose Kleinigkeiten verfechte, was er aufgestellt habe". Denn der Kern seines Systems sei die Lehre von den tonalen Funktionen der Harmonie, der Kern seiner Methode die Ableitung der Gesetze für die Stimmführung, besonders die Verdoppelungen gewisser Töne, aus den tonalen Funktionen, und in beiden Punkten seien wir ganz und gar von ihm abhängig.

Dem entgegne ich das folgende:

Das Gesetz der Tonalität als oberstes Prinzip für die Einheit der harmonischen Zusammenhänge zuerst aufgestellt und durchgeführt zu haben, ist keineswegs ein Verdienst Hugo Riemanns. Ich brauche nur den Namen Fr. J. Fétis zu nennen, um in die Erinnerung zurückzurufen, wieweit Riemann gerade hierin von seinen Vorgängern schon vorgearbeitet worden war. Nicht minder war es eine alte Erkenntnis, daß als die einzig primären harmonischen Elementarverhältnisse die wechselseitigen Beziehungen

zwischen Tonika, Dominante und Unterdominante anzusehen seien. Beruht doch auf dieser Einsicht die traditionelle Unterscheidnng von Haupt- und Nebenharmonien der Tonart, die ohnedem gar keinen Sinn und Zweck hätte. Ja sogar die Auffassung dieser Nebenharmonien als Stellvertreter der Hauptharmonie ist zum Teil wenigstens Vor-Riemannisch: die Erklärung des Dreiklangs und Septakkords der VII. Stufe als unvollständige (bzw. durch die statt des Grundtons eintretende None modifizierte) Dominantharmonie taucht schon früh auf, und die Beziehung der II. Stufe zur Unterdominante war schon von Rameau erkannt worden.

Dagegen gebührt zweifellos Hugo Riemann der Ruhm, die ganze „Stellvertretungslehre" konsequent ausgebaut und vor allem auch die einschlägige Terminologie um einige, zum Teil sehr glückliche Ausdrücke bereichert zu haben. Daß ich*) gerade in diesem Punkte Riemann viele Anregung verdanke, ihm in manchem gefolgt bin und seine Terminologie mir zunutze gemacht habe, das zu leugnen fällt mir natürlich nicht ein. Aber ich muß dagegen protestieren, daß man das als „belanglose Kleinigkeiten" erkläre, worin wir auch in der Theorie der Nebenharmonien von Riemann abweichen. Darin nämlich, daß wir weit schärfer darauf hinweisen, wie der stellvertretende Charakter der Nebenharmonien sich durchaus nicht immer gleich bleibt, wie die Anwendung von Nebenharmonien, sobald sie sich mal weniger deutlich als Stellvertreter tonaler Hauptharmonien zu erkennen geben, eine Lockerung der tonalen Bezogenheit, eine Anspielung auf außertonale Verhältnisse herbeiführen kann (Betonung des Begriffs der „unausgesprochenen Modulation" wie des der „uneigentlichen Dominante": Rameau-d'Alemberts „dominante imparfaite" u. a. m.)

Als Kern seiner Methode erklärt Riemann die Ableitung der Gesetze für die Stimmführung aus den tonalen Funktionen. Wenn damit — wie man doch eigentlich verstehen muß — gesagt sein soll, daß Riemanns Methode alle Stimmführungsgesetze aus den tonalen Funktionen ableite, so ist das schon deshalb nicht richtig, weil es unmöglich ist. Wichtige Stimmführungsregeln — ich erinnere nur an das Parallelen- und Querstandsverbot, an die Bedenken gegen sogenannte „unmelodische" Stimmschritte u. a. m. — haben mit den tonalen Funktionen ganz und gar nichts zu tun, und zwar in Riemanns Methode ebensowenig wie in irgend einer andern. Ja, ich vermag nicht einmal einzusehen, welche Stimmführungsgesetze denn überhaupt aus den tonalen Funktionen ableitbar sind, — mit einer einzigen Ausnahme: der Regeln nämlich, die für die Verdopplung von Akkordtönen gegeben werden. In diesem Punkte stimmt unser Buch allerdings insofern mit Riemann überein, als auch wir die häufig begegnende Terzverdopplung bei den Akkorden der II., III. und VI. Stufe damit motivieren, daß diese Nebendreiklangsterzen, im Grunde genommen, Fundamentstöne, nämlich die Grundtöne der von den betr. Nebenharmonien vertretenen Hauptharmonien sind.

Wenn Herr Professor Riemann wirklich damit einverstanden ist, daß man künftig die Lehre von der Stellvertretung der tonalen Hauptharmonien durch die Nebenharmonien der Tonart als den Kern seines Systems und die Un-

*) „Ich": denn von Thuille weiß ich bestimmt, daß er Riemanns Arbeiten nicht kannte. Daß er trotzdem in seinem eigenen Harmonieunterricht das Wesen der Nebenharmonien (und zwar auch bezüglich der III. und VI. Stufe) durch deren Zurückführung auf die tonalen Hauptharmonien zu erklären pflegte, ist ein neuer Beleg für die oft erwiesene Tatsache, daß Uebereinstimmung und Abhängigkeit in irgend einer Frage zwei sehr verschiedene Dinge sind.

weisungen für die Verdopplung der Akkordtöne bei Nebenharmonien als den Kern seiner Methode ansehe, dann — aber auch nur dann — kann ich zugeben, daß unsere Harmonielehre mit dem Kern von Riemanns System und Methode übereinstimme. Ist es aber — ernstlich gesprochen — nicht ein geradezu grotesker Anblick, wenn ein Mann wie Riemann im blinden Eifer, ein in Einzelheiten ganz gewiß vorhandenes Abhängigkeitsverhältnis verallgemeinernd zu übertreiben, — man kann nicht anders sagen als: seine eigenen Leistungen herabsetzt und verkleinert? Denn wenn er von einem Buche, das — um nur Eines ausdrücklich anzuführen — den harmonischen Dualismus mit allen seinen Konsequenzen — „Mollauffassung", Konstruktion der Mollharmonik in einem der Durharmonik entgegengesetzten Sinne usw. — glatt ablehnt und also gerade das perhorresciert, worin sich Riemanns Harmonik am weitesten und auffallendsten von der herkömmlichen Anschauungsweise entfernt, — wenn er selbst von einem solchen Buche behaupten kann, daß es „bis auf wenige belanglose Kleinigkeiten" durchaus auf dem Boden seiner Anschauungen stehe, so ist die Folgerung nicht abzuweisen, daß der ganze harmonische Dualismus mit allem, was drum und dran hängt, von seinem eigenen tapfersten Vertreter heute zu den „belanglosen Kleinigkeiten" gerechnet werde. Und wenn Riemann uns nachrühmt: wir hätten das ganz gewiß nicht leichte Kunststück fertig gebracht, die „positiven Resultate" seiner eignen theoretischen Schriften einer durchaus brauchbaren, handlichen Harmonielehre einzuverleiben, so scheint daraus hervorzugehen, daß Riemann nunmehr dahin gelangt ist, bei seinen eignen theoretischen Arbeiten die Unterscheidung zwischen „positiven" und „nichtpositiven" Resultaten zu machen. (Denn was sollte sonst das Epitheton „positiv" besagen wollen?) Als positiv gelten ihm diejenigen Ergebnisse, in denen wir mit ihm übereinstimmen; als „negativ" anscheinend alle diejenigen, in denen wir von ihm abweichen; also vor allem auch alles, was mit dem dualistischen Prinzip in Verbindung steht oder sich von ihm herleitet. Wie gesagt, mir scheint das eine notwendige Konsequenz der Riemannschen Behauptungen zu sein, eine Konsequenz, die unausbleiblich dann noch zu einer weiteren Folgerung führen müßte. Wäre nämlich dem wahrhaft so, daß wir alles „Positive" der Riemannschen Lehre in unser Buch aufgenommen, das mehr „Negative" dagegen beiseite gelassen hätten, so wäre den Riemannschen Büchern durch unsre Publikation jeder „positive" Wert für Gegenwart und Zukunft geraubt worden. Indem unser Buch die seinigen vollständig und zwar durch etwas Besseres (weil nur die „positiven Resultate" der Riemannschen Theorie Enthaltendes) ersetzte, hätte es Riemanns eigne Schriften durchaus antiquiert. Riemann selbst scheint dieser Ansicht zu sein. Ich bin es nicht.

Für die Beurteilung der Abhängigkeit kommt übrigens nicht nur die Frage in Betracht, ob Riemanns Theorie außer dem, worin wir mit ihr übereinstimmen, noch weitere „positive Resultate" gezeitigt habe oder nicht. Wichtiger dafür ist die Entscheidung jener andern Frage, ob der Inhalt unseres Buches denn mit dem erschöpft sei, worin es sich mit Riemann berührt. Ich muß diese Entscheidung denen überlassen, die genaue Kenntnis der Riemannschen Arbeiten mit dem guten Willen verbinden, unsere Harmonielehre einer unvoreingenommenen, sachlichen Prüfung zu unterziehen. Hier sei nur das Eine konstatiert: Unser Buch gliedert sich in zwei fast genau gleich lange Abschnitte. Die Stellen, die Riemann als beweisend für die Unselbständigkeit unserer Arbeit anführt, sind ohne Ausnahme deren erster Hälfte entnommen. Also selbst unter der Voraussetzung, daß diese ganze erste Hälfte nur Riemannisches enthalte — einer Voraussetzung, die Riemann wohl selbst bei ernstlicher Ueber-

legung als allzu ungeheuerlich abweisen müßte —, selbst dann bliebe immer noch die ganze zweite Hälfte (S. 199—395) übrig, die wir in aller Bescheidenheit als unser geistiges Eigentum in Anspruch nehmen dürften und in der sich denn doch wohl mehr als „wenige belanglose Kleinigkeiten" finden lassen dürfte.

Nach all dem kann kein Zweifel sein, daß Riemann die Uebereinstimmungen, die unser Buch mit seinen Arbeiten aufweist, ganz maßlos übertrieben hat, vor allem auch dadurch, daß er die Differenzen, die bestehen, in einer Weise ignoriert oder als unwesentlich hinstellt, die zu ihm selbst im Ernste kaum annehmbaren Konsequenzen führen muß. Dagegen ist es richtig, daß manches bei uns steht, was man in gleicher oder ähnlicher Art auch bei Riemann findet, und daß einiges davon auf eine direkte Beeinflussung meiner Anschauungen durch das Studium Riemannscher Schriften zurückzuführen ist. Nun gehört eine solche Benutzung von Vorgängerarbeiten gewiß zu den erlaubten Dingen, und Riemann ist auch weit davon entfernt, ein Verbrechen daraus zu machen. Nur meint er, daß wir ihm nicht die verdiente Ehre erwiesen und seinen Namen nicht oft genug und vor allem nicht mit der gebührenden Hochachtung genannt hätten. Demgegenüber sei folgendes festgestellt:

Auf Riemann ist an sechs verschiedenen Stellen unseres Buches ausdrücklich Bezug genommen. Sein Name erscheint öfter als der irgend eines andern Theoretikers,[1]) und schon allein diese Tatsache genügt, um zu zeigen, daß eine Absicht, Riemann möglichst selten zu nennen, ganz gewiß nicht bei uns vorlag. Wenn wir ihn nicht überall da genannt haben, wo er hätte genannt werden können, so lag das an dem von vornherein feststehenden Charakter unseres Buches, in dessen Vortrag schon aus pädagogischen und didaktischen Gründen das Moment der historischen und kritischen Anknüpfung an das von unsern Vorgängern Geleistete durchaus zurückzutreten hatte. Auch darf man nicht vergessen, daß unser Buch eine Harmonielehre und nicht etwa eine Geschichte der Harmonik ist.

Ueber einzelne Fälle, wo wir unsere Uebereinstimmung mit Riemann nicht ausdrücklich konstatierten oder von ihm gebrauchte Terminos adoptierten (bezw. bloß anführten, wie etwa auf S. 30), ohne seinen Namen zu nennen, wird sich reden lassen. Ich habe den Grundsatz befolgt, daß man von einer namentlichen Zitierung dann immer absehen dürfe, wenn es sich um eine Anschauung, einen Satz oder einen Ausdruck handelt, der schon in weiteren Kreisen acceptiert und dadurch zum Allgemeingut, s. z. s. zu einer geistigen res nullius geworden ist. Jedenfalls lag uns da, wo etwa ein zuerst von Riemann gebrauchter Terminus ohne weiteres oder auch in indefiniter Anführung (— „man" hat dies und das so oder so genannt —) bei uns auftaucht, die Absicht einer Sekretierung der Riemannschen Leistungen, wie gesagt, durchaus fern. Ganz abgesehen von dem, worauf ich gleich zu sprechen kommen werde, wird die Annahme einer solchen Absicht von vornherein verwehrt durch die nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß wir eben doch faktisch nicht weniger als sechsmal in unserem Buche Riemann ausdrücklich genannt haben.

Aber, so behauptet Riemann weiter: drei von diesen sechs Nennungen

---

[1]) Es wird genannt Ambros 2 mal, K. J. Bischoff 1 mal, G. Capellen 3 mal, S. de Caus 1 mal, A. v. Dommer 1 mal, Fétis 2 mal, Fux 3 mal, Hauptmann 2 mal, Jadassohn 1 mal, Marx 1 mal, Rameau 2 mal (!), W. A. Rischbieter 1 mal, Reusseau 1 mal, Sechter 3 mal, Tappert 1 mal, D. G. Türk 1 mal, Uhlig 1 mal, Zarlino 1 mal, Zelter 1 mal.

seines Namens seien darauf angelegt, ihn „lächerlich zu machen". Ich reproduziere diese drei Stellen hier ausführlich und man wird erkennen, daß der Herr Professor, gelinde gesagt, Gespenster sieht.

1. Auf S. 46 unseres Buches heißt es in einer Fußnote: „Jeder in dieser Weise" — nämlich als Doppelvorhalt vor dem Dreiklang — „gebrauchte Quartsextakkord ist das, wozu H. Riemann den Molldreiklang hat machen wollen: ein Dreiklang mit der Quint als Fundamentston."

2. S. 371 wird Riemanns Ansicht zitiert, daß das ganze Verbot der verdeckten Oktaven einzuschränken sei auf den Satz: gleiche Bewegung zweier Stimmen in einen Ton, der sich weniger gut zur Verdopplung eigne (Terz einer Hauptharmonie, Auffassungsdissonanz) sei im nicht mehr als vierstimmigen Satz von schlechter Wirkung und deshalb zu meiden. Unser Text fährt dann fort: „Daran ist ganz gewiß etwas Richtiges. Es gibt Verdopplungen, die, wenn sie unmotiviert auftreten, befremden, und Parallelbewegung läßt naturgemäß jede Verdopplung doppelt scharf als solche hervortreten. Trotzdem müßte die Riemannsche Formulierung des Verbots der verdeckten Oktaven zu Konsequenzen führen, die noch viel unhaltbarer wären als die des früheren, nur durch wenige Einzelausnahmen gemilderten Allgemeinverbots. Um nur eines anzuführen, müßten z. B. nach Riemann die verdeckten Oktaven:

c" — d"	in C dur gut, dagegen die:	cis" — d"
a' — a'		a' — a'
g' = f'		g' = f'
a = f		a = f

in d moll schlecht sein, während die Aussage des Ohrs dahin geht, daß — wenn überhaupt ein Unterschied zu machen ist — eher vielleicht noch das zweite Beispiel (und zwar wegen des die ganze Accordverbindung flüssiger machenden Leittonschritts in der Oberstimme) zu bevorzugen wäre."

3. S. 376 wird gesagt: „Die von H. Riemann vertretene Theorie kann zwar dem Einwurf, warum parallele Quinten direkt unangenehm klingen, während man das von parallelen Oktaven als solchen nicht sagen kann, wohl damit begegnen, daß sie darauf hinweist, daß eben dieser mittlere Verschmelzungsgrad des Quintintervalls, der nicht so groß ist, um wie bei der Oktav die beiden Töne ganz zu identifizieren, aber auch nicht so klein, um sie, wie bei der Terz, als eine gut unterschiedene Zweiheit erscheinen zu lassen, daß diese Zwitterstellung zwischen Einheit und Zweiheit dem Quintintervall seine besondere Eigentümlichkeit verleihe. Schlimmer scheint es uns zu sein, daß die Riemannsche Theorie, konsequent angewendet, zu einem absoluten und ausnahmslosen Verbot aller reinen Quintenparallelen führen muß, wodurch sie in einen bedenklichen Widerspruch mit der musikalischen Praxis gerät." Weiterhin wird dann die Riemannsche Erklärung für die üble Wirkung paralleler Quinten von uns gelten gelassen, aber betont, daß es notwendig sei, die Hauptmannsche Ansicht als Hilfstheorie mit heranzuziehen.

Ich frage nun: Wie in aller Welt kann ein Mensch von normaler Empfindlichkeit überhaupt dazu kommen, aus diesen einerseits harmlosen, anderseits streng sachlichen Bemerkungen die Absicht des Lächerlichmachens herauszulesen? Mir ist das einfach rätselhaft. —

Weiterhin vermißt Riemann, daß wir in der Vorrede unseres Buches auf ihn Bezug genommen hätten. Ich kann ihm versichern, daß ich das lebhafte Bedürfnis eines solchen Bezugnehmens gefühlt habe und daß mich auch die notgedrungene Rücksicht auf möglichste Kürze der Vorrede nicht hätte abhalten können, in dieser Hinsicht das zu tun, was mir als Pflicht erschienen wäre, — wenn ich nicht eben Gelegenheit gehabt hätte, all das, was eigentlich in

der Vorrede zu sagen war, ausführlicher und eingehender, als es dort hätte geschehen können, in dem Einführungsaufsatze darzulegen, der in Nummer 10 des 3. Jahrgangs (Oktober 1906) der Süddeutschen Monatshefte erschienen ist. Dort findet sich auch die im Vorwort vermißte Bezugnahme auf Riemann.

Aber gerade mit der Art, wie ich von Riemann in diesem Aufsatz gesprochen habe, bezeugt er selbst seine höchste Unzufriedenheit. Er behauptet, ich habe ihn „als quantité négligeable, als abgetane Größe" behandelt und mich damit einer Handlung schuldig gemacht, die „nicht ganz fair" sei. Um diesem schweren Vorwurf — der mich nur deshalb so kalt läßt, weil er mich so ganz und gar nicht trifft — wenigstens einen Schein von Berechtigung zu geben, ist Herr Professor Doktor Riemann zu einem Kunststück genötigt, das ihm, offen gesagt, sehr wenig zur Ehre gereicht. Indem ich von Riemann in jenem Aufsatz rede, bezeuge ich ihm zunächst meine Bewunderung und Dankbarkeit, sage, wie sehr ich seiner erstaunlichen Gedankenarbeit mich verpflichtet fühle, rede von den glänzenden Eigenschaften seines Geistes usw.[1]) Weiterhin lege ich mir dann die Frage vor, warum den Bemühungen Riemanns, seine harmonietheoretischen Einsichten für die musikalische Unterrichtspraxis nutzbar zu machen, relativ (d. h. im Verhältnis zu der Bedeutung des Mannes und seiner Leistungen) so geringer Erfolg beschieden gewesen sei. Und ich finde diese Ursache in der einseitig spekulativen Veranlagung des Riemannschen Geistes, in seiner Neigung zu theoretischer Voreiligkeit und Kritiklosigkeit, die ihm immer wieder sein bestes Denken verderbe.

Ob ich einigen Grund gehabt habe, einen Mann, der selbst die von ihm vertretene Richtung der musikalischen Theorie so oft und so gern „spekulativ" genannt hat, als typischen Repräsentanten der spekulativen Geistesrichtung zu charakterisieren und ob ich in dieser Charakterisierung irgendwie zu stark aufgetragen habe, das mögen diejenigen Fachgenossen entscheiden, die gleich mir in wissenschaftlichen Dingen auf dem Boden strenger Empirie stehen. Jedenfalls wird man mir aber beistimmen, wenn ich sage: Für die Beurteilung meines Verhaltens gegenüber Riemann ist es von höchstem Belang, daß der zu solcher Beurteilung aufgerufene Leser nicht nur von dem Kenntnis erhalte, was ich *gegen* Riemann, sondern ebenso auch von dem, was ich *zu seinem Lobe* sage. In seiner Besprechung unseres Buchs *ignoriert aber Herr Professor Riemann all das vollständig, womit ich meinem tiefen und aufrichtigen Empfinden des Dankes und der Verehrung für seine Person und seine Arbeit Ausdruck zu geben mich bemühte.* Meine Kritik seiner Denkweise nennt Riemann „nicht fair". Wie soll *ich* dann aber dieses Ignorieren einer für die Entscheidung der strittigen Frage sehr wichtigen, ja entscheidenden Tatsache nennen, dieses Verschweigen, das,

[1]) Hier der Wortlaut: „Keiner, der sich in unserer Zeit ernsthaft und eingehend mit musikalischer Theorie beschäftigt hat, kann den Namen *Hugo Riemann* ohne das Gefühl hoher Bewunderung und aufrichtiger Dankbarkeit aussprechen. Denn auf welchem Standpunkt einer auch stehen und was ihn selbst auch von Riemann trennen möge, auf alle Fälle wird er der erstaunlichen Gedankenarbeit dieses geistvollen Gelehrten und unermüdlich tätigen Mannes sich tief verpflichtet fühlen müssen — und wäre es nur um der Fülle von Anregungen willen, die ein jeder von uns ihm verdankt. Riemann, dem das Urteil der Geschichte den Ehrentitel eines deutschen Fétis gewiß nicht vorenthalten wird .... — in allem übrigen besitzt Riemann in so glänzender Weise die zu einer glücklichen Lösung seiner Aufgabe erforderlichen Eigenschaften, daß kaum einer unter den Lebenden in dieser Hinsicht ernstlich mit ihm wird konkurrieren wollen. — All diese Vorzüge, seine erschöpfende Kenntnis der ganzen einschlägigen Literatur, seine Vertrautheit mit der praktischen Musik der Gegenwart und Vergangenheit, seine umfassende Allgemeinbildung und der staunenswerte Scharfblick seines Geistes ...."

wenn nicht den Zweck, so doch jedenfalls den Erfolg hat, daß der Leser der Riemannschen Besprechung in einem wesentlichen Punkte durchaus irregeführt werde, indem es mein Benehmen gegenüber Riemann in einem Lichte erscheinen läßt, das es in der vollen Tagesbeleuchtung der Wahrheit ganz zweifellos nicht hat.

Bei dieser seltsamen Art von Riemanns persönlicher Polemik — die übrigens nur aus einem ganz abnormen Zustand der Verärgerung und Verbitterung heraus psychologisch zu erklären ist — wäre es mir kaum übel zu nehmen, wenn ich mich auf die Zurückweisung der Ungehörigkeit dieser Polemik beschränkte und auf jedes Fortspinnen der sachlichen Diskussion von vornherein verzichtete. Trotzdem wäre ich sehr gerne etwas näher auf das Wenige eingegangen, was Riemann zur Verteidigung des harmonischen Dualismus bzw. der „Mollauffassung" sagt. Leider steht dem aber der Umstand im Wege, daß Riemann im Sachlichen dieselbe Kampfesweise anwendet, wie im Persönlichen. Seine Argumentation richtet sich nicht sowohl gegen das, was ich wirklich gesagt habe, als vielmehr gegen das, von dem er glauben machen will, es sei von mir gesagt worden, — so daß die Aussicht auf Fruchtbarkeit der Diskussion von allem Anfang äußerst gering ist.

Ich führe nämlich (in meinem Einführungsauffsatz S. 434 f.) eine elementare tonpsychologische Tatsache an, die eine Anwendung und Durchführung des dualistischen Grundgedankens in der Harmonik als der Lehre von den musikalischen Zusammenklängen unmöglich mache. Ich formuliere diese Tatsache zunächst dahin, „daß wir alle Harmonie s. z. s. von unten nach oben hören", fühle aber sofort das Mißverständliche dieser Formulierung und erläutere sie daher gleich mit einem: „will heißen, daß wir von vornherein geneigt sind, bei jedem Zusammenklang in dem tiefsten Tone den harmonisch wichtigsten, den Träger (das Fundament) der Harmonie zu vermuten und erst dann das Fundament in einer andern als der Baßstimme suchen, wenn jene zuerst versuchte Auffassung (Baßton gleich Fundamentston) sich als unmöglich erweist."

Was tut nun Riemann in seiner Erwiderung? Er löst jene erste Formulierung („daß wir alle Harmonie von unten nach oben hören") aus ihrem Zusammenhang und ignoriert die folgende Erläuterung vollständig. So wird es ihm möglich, die erste Formulierung gründlich mißzuverstehen und ihr etwas entgegenzustellen (das Postulat, im polyphonen Satze nicht sowohl Akkordkomplexe als die Bewegungen der einzelnen Stimmen und die Zusammenklänge als deren „zufällige" Ergebnisse zu hören), was mit der von mir gemeinten Tatsache, daß uns die Baßstimme in demselben Sinne zur spezifisch harmonichen Stimme (Fundamentsstimme) prädestiniert erscheint, wie wir die Oberstimme zunächst immer als die Melodiestimme präsumieren, ganz und gar nichts zu tun hat.

München. Rudolf Louis.

Mannheimer Theater.

Im Mannheimer Hoftheater herrscht unter der neuen Intendanz von Dr. Karl Hagemann ein reges literarisches Leben. Oper und Schauspiel entfalten in der Gestaltung des Spielplans eine erfreuliche Rührigkeit.

Als erste Uraufführung des Schauspiels unter dem neuen Herrn ist am 2. März d. J. Herbert Eulenbergs deutsches Schauspiel Münchhausen in Szene gegangen. Eine Uraufführung allerdings nur in bedingtem Sinn: das vor sieben Jahren veröffentlichte Stück (Sassenbach, Berlin 1900) wurde schon einmal im Februar 1902 im Verein Neue Bühne in Berlin gespielt. In Mannheim ist es zum erstenmal auf die öffentliche Bühne gedrungen. Eine große theatralische Laufbahn wird man ihm freilich nach den Erfahrungen dieser Aufführung nicht prophezeihen können. Eulenberg gehört ohne Zweifel zu den sympathischen und fesselnden literarischen Erscheinungen der Gegenwart. Er ist ein Dichter, er wandelt sinnend und träumerisch seine eigenen Wege, unbekümmert um die Mode neben ihm und das, was die großen Erfolge macht. Ihn fesseln eigenartige und interessante Probleme. Er möchte den Märchenritter Blaubart psychologisch zu ergründen suchen; dabei gerät er freilich auf bedenkliche Irrwege; aber man folgt ihm auch auf diese mit Interesse; das Urteil der wüsten Berliner Radaupremière wird durch eine sachliche Kritik noch eine wesentliche Korrektur zu erfahren haben. So hat es ihn auch gereizt, den Lügenbaron Münchhausen zu vermenschlichen.

Illusion heißt unser aller Arzt,
Etwas Münchhausen ist ein jeder Mensch.

Aus dem Treiben des großen Lügenhelden wird die Tragödie des Künstlers, der sich die heißersehnte Befriedigung seines armen Erdenseins in dem Phantasiebau einer erlogenen Welt zu erringen sucht. Das Werk ist getränkt von dem Herzblut eines wirklichen Künstlers und enthält in der Charakteristik des Helden viele Einzelheiten von berückender Schönheit. Aber die Bewältigung des Problems im Sinne eines harmonischen Kunstwerks ist ihm nicht geglückt. Vor allem eignet sich dieser phantastische Schwärmer, der von sich selbst sagt: „O ich Knirps, so groß im Träumen und so klein im Wollen!“ nicht zum Helden eines Dramas. Ein „halber Held“ taugt nicht zur dramatischen Mittelfigur. Und dieser Münchhausen ist kaum ein halber Held. Er wird in dem Stück immerwährend geschoben, zuerst von seinem Freunde Eberstein, der ihn eigentlich gegen seinen Willen in sein Schloß zurückbringt und damit den Ehekonflikt heraufbeschwört, und dann von der Frau, die ihn liebt und die in dem ganzen Liebeshandel das treibende Element ist. In diesem Liebesdrama aber, das die eigentliche Handlung des Dramas bildet, gehen die Züge Münchhausens mehr und mehr verloren; das Problem des Werkes gleitet dem Dichter aus den Händen. Theatralisch wird das Stück nach einem sehr frisch und glücklich einsetzenden Expositionsakt in seinem weiteren Verlauf leider immer schwächer. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, seitab von der großen Heerstraße der theatralischen Routine. Wie naiv und weltfremd der Dichter vielfach in theatralischen Dingen ist, zeigt neben der ungeschickten Duellszene und ihrem undramatischen, völlig wirkungslosen Schluß u. a. der charakteristische Umstand, daß er die Wirkung eines ganzen Aktes auf das Spiel setzt, indem er in der letzten Szene einen Hund — und zwar keineswegs als bloße Staffage — auf die Bühne bringt. Eulenberg hat für Hunde eine besondere Liebhaberei. Auch der erste Akt des Trauerspiels Leidenschaft — sonst eines der besten Dramen des Dichters — schließt mit einer Szene, worin die aus dem elterlichen Hause entweichende Heldin mit einem Hunde bewegte Zwiesprache hält. Die Szene ist poetisch wundervoll gedacht, aber sie ist, ebenso wie die in Münchhausen, für das unsichtbare Theater geschrieben. Sobald ein Hund die weltbedeutenden Bretter betritt, ist er die Hauptperson; der Dialog geht rettungslos zugrunde unter der unausgesetzten Heiterkeit, die die völlig stilwidrigen

Improvisationen des vierfüßigen Spielers naturgemäß zu erregen pflegen. Das mußte eine kundige Regie voraus wissen und den Dichter zu einer Umarbeitung der betreffenden Szene d. h. zu einer Ausmerzung des Hundes zu bestimmen suchen.

Auch sonst fehlte dem Dichter bei der Mannheimer Aufführung die bühnenkundige Hand des Dramaturgen, die bei einem Werke, das theatralisch auf so schwachen Füßen steht, doppelt und dreifach notwendig ist. Die Schwächen des Stückes wurden durch die Regie nicht verhüllt, sondern eher in eine noch hellere Beleuchtung gerückt; die wunderbaren Schönheiten aber, an denen die Dichtung reich ist, kamen nicht oder nur ungenügend zur Geltung; vor allem deshalb, weil der Darsteller der Titelrolle nicht genügte. Ihm fehlten die beiden wesentlichsten Erfordernisse dieser Rolle: Phantasie und Poesie. Alles blieb verständig, aber nüchtern und trocken. Die shakespearisierenden Rüpelszenen würden trotz manches Reizvollen, was ihnen eigen ist, eine stärkere Kürzung vertragen. Der anwesende Dichter konnte am Schluß vor der Rampe erscheinen.

Der sonstige Spielplan des Schauspiels zeigte im großen und ganzen eine sehr erfreuliche Abwechslung und bekundete in seiner Zusammensetzung und der Wahl der Stücke das wohltuende Walten einer literarischen Hand. Von Werken der modernen Literatur erschienen zum erstenmal Ibsens Frau vom Meere, Schnitzlers Bildschnitzer, Braccos Untreu, Wildes Idealer Gatte, Wolff-Friedbergs Sonnenprinzeß, Dreyers Winterschlaf und in neuer Einstudierung Halbes Jugend. Die Klassiker waren u. a. durch Neueinstudierungen von Romeo und Julia, König Lear, Der zerbrochene Krug und zahlreiche Reprisen vertreten. Lücken des bisherigen Spielplans wurden durch die Erstaufführungen von Grillparzers Weh dem, der lügt, Hebbels Agnes Bernauer und Otto Ludwigs äußerst selten gegebener, prächtiger historischer Lagerszene Die Torgauer Heide in sehr dankenswerter Weise ausgefüllt. Rechnet man dazu die zahlreichen Stücke, durch die das leichte und heitere Unterhaltungsgenre vertreten war, so muß man dem Maße der geleisteten Arbeit volle Anerkennung schenken.

Ebenso wichtig, ja in gewissem Sinne noch wichtiger als der Charakter des Spielplans ist die Art und Weise, wie dieser Spielplan zur Ausführung kommt: also die künstlerische Beschaffenheit der Vorstellungen. Außer in den literarischen Vorarbeiten des Bureaus wird sich die Befähigung des Theaterleiters vor allem auf der Bühne zeigen, in der praktischen Arbeit der Probe, in der Sorge für ein ausgeglichenes und stilvolles Ensemble, in der Heranbildung des schauspielerischen Materials, in der Herstellung einer möglichst großen Anzahl einheitlicher und abgerundeter Vorstellungen.

Die Anforderungen, die heute an eine Theatervorstellung gestellt werden, haben sich in einer Beziehung gegen früher ganz erheblich gesteigert: durch den immer mehr überhand nehmenden Luxus und den wachsenden Naturalismus der Dekorationen und szenischen Ausstattung. Das System der plastischen Bühnendekoration, der neuesten Errungenschaft dieser Richtung unserer Ausstattungskunst, hat in dem derzeitigen Intendanten des Mannheimer Hoftheaters einen warmen Fürsprecher gefunden. Dr. Hagemann hat dieses Prinzip in seinen theoretischen Schriften mit großer Hingabe verfochten und ist geneigt, in den nach dieser Richtung vorbildlichen dekorativen Leistungen der Reinhardtschen Bühnen einen glänzenden Höhepunkt moderner Bühnenkunst zu bewundern. Man kann über diesen Punkt völlig anderer Ansicht sein, ohne deshalb zu den „Nörglern" zu gehören, die mit ihrer rückständigen „Urväterweisheit" den Geist der modernen Zeit nicht zu begreifen vermögen. Mag man über den

Wert dieser Bestrebungen denken wie man will: in der Praxis wird sich Dr. Hagemann mittlerweile überzeugt haben, daß die Durchführung des von ihm als Ideal ersehnten plastischen Bühnenbildes bei einer Bühne, die mit wechselndem Repertoire arbeitet und nicht über ganz ungewöhnliche Mittel verfügt, mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden ist.

Auch Dr. Hagemann ist bis jetzt, soweit ich sehe, erst ein einziges Mal imstande gewesen, sein Ideal in Mannheim zu verwirklichen: bei der Erstaufführung der Straußischen Salome, in der er selbst als verantwortlicher Regisseur auf dem Zettel gezeichnet hat. Die hierfür angekündigte neue Bühneneinrichtung bestand darin, daß man nach dem bekannten Berliner Vorbilde, unter völliger Beseitigung der Prospekte, Bögen, Soffiten 2c., die ganze Palastterrasse in einen halbkreisförmigen Lufthorizont in plastischer Weise hineinbaute. Der rein architektonische Charakter dieser Dekoration, der keine Vegetation notwendig macht, bietet für die plastische Ausgestaltung des Bühnenbildes eine besonders günstige Vorbedingung. Trotzdem vermochte auch die Mannheimer Inszenierung die mannigfachen Widersprüche nicht zu beseitigen, die der Naturalismus der plastischen Szene mit sich bringt, vor allem die Widersprüche, in die sich dieser Naturalismus mit der damit nicht gleichen Schritt haltenden Beleuchtung notwendig verwickeln muß. Je naturalistischer sich die Dekorationskunst geberdet, desto größer werden bekanntlich die Ansprüche des Zuschauers. Der wandelnde Vollmond des Hintergrunds, die natürliche Lichtquelle für die in nächtlichem Dunkel liegende Terrasse, blieb auch in Mannheim ohne jeden Einfluß auf die Beleuchtung der Architektur und der Figuren. Der Mißbrauch des Rampenlichtes ist gewiß in vielen Fällen ein Uebelstand; aber er wird dadurch nicht gebessert, daß man an seine Stelle eine künstliche Oberbeleuchtung setzt, für die jede natürliche Motivierung fehlt. Der große Erfolg, den die Mannheimer Aufführung der Salome nicht bloß Dank der Macht der Mode, sondern auch Dank einer im Gesamtbild sehr schönen und lebendigen Inszenierung und Dank einer höchst anerkennenswerten Wiedergabe der beiden Hauptrollen (Signe von Rappe und Friedrich Carlen) mit Recht erringen durfte, war gewiß nicht abhängig von dem dabei verwendeten Systeme der plastischen Bühnendekoration. Sonst müßten sämtliche andere Vorstellungen des Mannheimer Theaters dagegen sehr im Schatten stehen. Denn die neue Bühneneinrichtung blieb bis jetzt auf die einzige Salome beschränkt. Die andern Erstaufführungen und Neueinstudierungen zeigten trotz der hohen Bedeutung, die Dr. Hagemann den „Darstellungswerten" der praktischen Szene beimessen möchte, im wesentlichen dasselbe Bild, das man überall, entsprechend der bestehenden Theaterkonvention, dem Zuschauer zu zeigen pflegt.

Auch auf dem Gebiete des Schauspiels ist Dr. Hagemann bereits als Regisseur hervorgetreten. Er hat sich zu seinem Debut zwei moderne Stücke gewählt: Arthur Schnitzlers feine, für die Bühne vielleicht allzufeine Plauderei Der Puppenspieler und Roberto Braccos pikante Ehekomödie Untreu. Für das erfolgreiche Wirken eines Regisseurs ist ein längeres Zusammenarbeiten mit der betreffenden Künstlerschar unbedingt notwendig. Nur so gewinnt er jene Fühlung und Vertrautheit mit dem Personal, die für eine wirklich nutzenbringende Einwirkung auf die schauspielerischen Leistungen notwendig ist. Man mußte sich in vorliegendem Falle darauf beschränken, die Wirksamkeit der Regie in dem geschmackvollen äußeren Rahmen, in einer Reihe schön und stilvoll eingerichteter Zimmerinterieurs zu bewundern. Die Darstellung selbst war äußerlich korrekt, ließ aber namentlich in der Braccoschen Komödie allzusehr jene Leichtigkeit, Selbstverständlichkeit und natürliche Vornehmheit vermissen,

ohne die das durch und durch romanisch empfundene Stück seine feinsten Reize einbüßt. Dies ist für deutsche Schauspieler, die zu einem fortwährenden Unterstreichen neigen, bekanntlich sehr schwer. Besitzt man hierzu nicht das geeignete Material, so unterlasse man lieber die Aufführung eines derartigen Stückes. Es ist besser, als wenn man die Vornehmheit italienischer Aristokratie in eine biedere deutsche Bourgeoisie verwandelt.

Weiterhin ließ Dr. Hagemann, seiner literarischen Studien über diesen Dichter sich erinnernd, Oskar Wildes Idealem Gatten, ferner der Wolff-Friedergschen Sonnenprinzeß seine besondere Regietätigkeit zuteil werden. Auf dem Gebiete des klassischen Dramas, also dem Gebiete, das den zuverlässigsten Prüfstein für das künstlerische Wirken eines Regisseurs bildet, hat Dr. Hagemann seine Kraft bis jetzt noch nicht versucht; wenigstens nicht offiziell, indem er mit seinem Namen für die Inszenierung zeichnete. Trotzdem wird man auch bei den zahlreichen Aufführungen, die unter anderer Flagge segelten, namentlich bei denen der literarisch wertvollen Werke und der ernsten Novitäten, an eine künstlerische Mitwirkung des Intendanten zu denken haben. Ein künstlerischer Bühnenleiter, der selbst einen Teil der Stücke in Szene setzt, wird die Befriedigung seines Ehrgeizes nicht etwa darin suchen, bloß den unter seinem Namen gehenden Aufführungen eine möglichst große Vollendung zu geben; er wird nicht von dem Ehrgeize gespornt sein, auf Kosten der ihm unterstellten Regisseure zu glänzen; er wird nicht deren Rivale sein. Er wird sein Streben vielmehr darauf richten, die volle Verantwortung für das Ganze, für die Gesamtheit aller Vorstellungen tragen zu können. Er wird, wie es alle bedeutenden Bühnenleiter, wie es ein Eduard Devrient, ein Heinrich Laube gewesen ist, in sämtlichen Aufführungen sein eigener Oberregisseur sein, er wird, auch wenn er die Roharbeit einem anderen Regisseur überläßt, doch die eigentliche Seele der Inszenierung bleiben und jeder Aufführung den Stempel seiner eigenen überlegenen künstlerischen Persönlichkeit aufdrücken. Bloß auf diese Weise kann Einheitliches und wirklich Harmonisches geleistet werden.

Nur ein Blick hinter die Kulissen könnte lehren, ob und inwieweit der neue Intendant des Mannheimer Theaters an der Gesamtarbeit in dem angedeuteten Sinne beteiligt ist. Nach dem Eindruck des Außenstehenden möchte man eher annehmen, daß der neue Herr — bei der Ueberlastung mit Arbeit in dem neuen Amte gewiß nicht verwunderlich! — sich in der wichtigen Arbeit der Probe zunächst eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Schon in seinem Interesse muß diese Annahme gestattet sein. Es würde seiner Regietätigkeit kein hervorragend günstiges Zeugnis ausstellen, wenn eine Vorstellung wie die der Hebbelschen Agnes Bernauer auf sein künstlerisches Konto gesetzt werden müßte. Denn diese Aufführung des prachtvollen Werkes vermochte, abgesehen von dem Lichtpunkte, den die anmutige und sympathische Darstellung der Titelrolle durch Mathilde Brandt im großen und ganzen bot, nur den bescheidensten Ansprüchen zu genügen. Sie trug namentlich in den ersten Akten einen sehr provinzialen Charakter, war in ihren schauspielerischen Leistungen zum Teil höchst minderwertig und zeigte so gut wie nichts von dem Einfluß einer überlegenen geistigen Inhaltregie. Gewiß ist kein Regisseur der Welt imstande, mittelmäßige Schauspieler in ausgezeichnete zu verwandeln. Wohl aber kann er auch mäßige Talente zu einem einigermaßen stilvollen Ganzen zusammenschweißen und ausgesprochene Mißgriffe des Einzelnen verhindern. Er kann es verhindern, daß die Sprache Hebbels im saloppsten Konversationston gesprochen wird, daß der Darsteller des Badergesellen Theobald seinen einleitenden Monolog und alle Seitenbemerkungen gleich einem

Operettentenor direkt ins Publikum spricht; er müßte es verhindern können, daß eine so schön und scharf gezeichnete Gestalt wie die des alten Bernauer ganz und gar von dem Schauspieler vergriffen wird. Auch darüber müßte sich die künstlerische Leitung im klaren sein, daß ein szenisch so zerrissenes und vielfach episch angelegtes Werk wie Hebbels deutsches Trauerspiel die denkbar rascheste Abwicklung der vielen Verwandlungen verlangt und nicht durch umständliche und zeitraubende dekorative Aufbauten und infolge dessen durch überlange, jeweils mit dem Vorhang gedeckte Verwandlungspausen statt in fünf Akte in deren zwölf zerhackt werden darf. Wenn die Spieldauer des an sich keineswegs sehr langen Stückes auf einen Zeitraum von 3³/₄ Stunden gedehnt wird, wovon eine ganze Stunde etwa auf die Pausen fällt, so wird die theatralische Wirkung des Werkes mehr oder minder zugrunde gerichtet.

Weit erfreulicher gestaltete sich der Gesamteindruck bei der im ganzen recht wohl gelungenen Aufführung von Otto Ludwigs prachtvollen realistischen Lagerszenen Die Torgauer Heide, dem fragmentarischen Vorspiel zu dem unvollendeten Schauspiel Friedrich II. von Preußen. Die verdienstliche Hervorholung des kleinen Werkes zeigte, welch ein edles und wirkungsvolles patriotisches Festspiel — im besten Sinne des Worts — die deutsche Literatur in dieser Dichtung besitzt. Freilich wären auch hier einige wichtige Momente von der Regie in ungleich feinerer Weise herauszuarbeiten und der weihevolle Schlußeindruck dürfte nicht dadurch in wenig geschmackvoller Weise geschmälert werden, daß der Vorhang, während noch der Choral verklingt, sich dreimal öffnet, um dem Zuschauer nach Art mancher vorstädtischen Kunstbuden das Schlußbild einigemale als Tableau zu präsentieren. — Eine Neueinstudierung des Zerbrochenen Kruges, die zusammen mit dem Stücke Ludwigs gegeben wurde, war weniger schauspielerisch als literarisch verdienstlich, indem sie anstelle der noch heute auf den meisten Bühnen eingebürgerten alten Bearbeitung des Hamburger Theaterdirektors Schmidt eine lobenswerte, textlich ziemlich vollständige Einrichtung des Originales setzte.

Man wird sich hüten müssen, über die neue künstlerische Leitung des Mannheimer Hoftheaters nach einer relativ so kurzen Zeit des Wirkens schon ein irgendwie abschließendes Urteil fällen zu wollen. Jeder neue Herr bedarf der Einarbeitung und hat, zumal wenn er aus der Theorie zum erstenmal in die Praxis tritt, berechtigten Anspruch auf ein geduldiges Zuwarten von Publikum und Presse. Die Gestaltung des Repertoirs zeigt bis jetzt eine sehr wohltuende und erfreuliche Frische. Wieweit der Intendant für die künstlerische Beschaffenheit der Vorstellungen zur Verantwortung gezogen werden kann, wieweit es ihm möglich werden wird, auch hier den wünschenswerten und unentbehrlichen Einfluß zu gewinnen, dies wird erst die Zukunft zu zeigen haben. Einstweilen bleibt nur der Wunsch, daß es in Mannheim gelingen möge, im Einklang mit den schönen literarischen Intentionen auch den Charakter der Vorstellungen auf die entsprechende künstlerische Höhe zu heben.

Karlsruhe. Eugen Kilian.

Literatur.

Ein alter Schatz.

Der von Hans Thoma in unserem Märzheft ausgesprochene Wunsch nach einer Neuausgabe der Dürerschen Schrift „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit“ wird nun bald erfüllt werden. Unser Verlag wird das Buch neu erscheinen lassen. Dr. Alfred Peltzer überträgt es unter Wahrung des Dürerschen Sprachcharakters in neueres Deutsch und Hans Thoma versieht es mit einer Vorrede.

Erzählungen. (II.)

Unter dem Titel „Die Schwestern“ hat Jakob Wassermann drei Novellen vereinigt: Donna Johanna von Castilien, Sara Malcolm, Clarissa Mirabel (Berlin, S. Fischer). Gemeinsam ist diesen Schwestern eins: Die Hysterie. Doch der Verfasser hat verstanden, den an sich eintönigen Vorwurf zu variieren, indem er im ersten Falle eine hysterische Mörderin, im zweiten eine hysterische Diebin, im dritten eine hysterische falsche Zeugin als Heldin wählte. Ohne Zweifel wäre es nicht nur möglich, sondern sogar leicht, jeder dieser Schwestern eine günstigere Charakteristik zu geben. Man müßte nur statt der groben Terminologie des Polizeiarztes den süßschleimigen Jargon benützen, den die Literaturschmöcke erfunden haben. Schade, daß Wassermann soviel Interesse an pathologischen Konstruktionen hat. Denn außergewöhnlich ist die technische Feinheit, mit der er den Leser an seinen unerfreulichen und berechneten rätselhaften Fällen festhält. Er beherrscht die Kunst der Erzählung so eminent, daß am Ende diese Kunst ihn beherrscht. Das beste Beispiel hierfür ist die dritte Novelle, die mit minutiöser Liebe konstruierte Geschichte eines auf Indizien, falsche Zeugenaussagen und Fanatisierung einer ganzen Bevölkerung gestützten Justizmordes. Die Art, wie hier sachte Gewicht zu Gewicht gelegt wird, immer wieder eins; wie die öffentliche Meinung gleich einem Bluthunde auf einen imaginären Schuldigen gehetzt wird, um ihn natürlich in der Person eines gänzlich Unschuldigen zu finden; wie jeder Zufall und das gleichgültigste Wort in das höllische Gewebe verwoben werden und das Bild des vermeintlichen Mörders runden helfen: das ist überaus kunstreich gemacht. Gerade dieser kriminelle Einschlag des novellistischen Gewebes zeigt jedoch, wo die minder vornehmen Anverwandten solcher belletristischer Produkte zu suchen sind: auf den Hintertreppen der Großstadthäuser, wo gruselsüchtige Köchinnen mit den Zehnpfennigfortsetzungen spannender Schauererzählungen beglückt werden. Die Kunst Wassermanns riecht ein wenig stark nach dem neuen Pitaval. Gewiß war es von jeher Dichterrecht, aus den Tiefen menschlichen Elends, aus Schmach und Verbrechen sich den Stoff zu wählen, wie

der Chemiker auch aus verachteten Ueberresten leuchtende Farben und zarte Düfte herstellt. Das Entscheidende bleibt dabei nur, ob der Schriftsteller in der pathologischen Beschreibung des Falles stecken bleibt, oder ob es uns plötzlich aus dem Munde seiner armen Helden anschreit mit den ewigen Lauten: „Tat twam asi! Bruderherz, das bist du!" Wassermann steckt noch in der Lust am künstlichen Motivieren des Rätselhaften. Aber er motiviert addierend, wie der Kolportagepsychologe, anstatt auf einfachen und großen Fundamenten sein novellistisches Gebäude zu errichten. Darum eignet auch all diesen scheinbar lückenlosen Ketten des Geschehens etwas Unglaubwürdiges, trotz, oder vielmehr wegen der ängstlichen Sorgfalt, mit der Glied an Glied gefügt ist.

Künstlich, und dennoch dichterisch sind die beiden kurzen Geschichten von Heinrich Mann, die er Mnais und Ginevra überschrieben hat (München, Piper). „Soll ich herabsteigen? Würdest du sehr erschrecken, wenn ichs täte? Ja, horch, ich bins, zu der du im geheimen betest, wenn wie jetzt der Mond um mein Gebüsch herflimmert. Du meinst, ich wüßte nicht um dich, armer Knabe, und nennst mich deine tote Nymphe. Ich bin keine Göttin und nicht tot. Mnais bin ich, eine Sikulerin, seit langer, schlimmlanger Zeit in Marmor gefesselt, einst aber meiner süßen Glieder froh und der Sonne, die Goldreifen um sie bog, und des Quells, der sie kühl und hart machte, und des Schattens, der die ausgestreckten mit den Abbildern kleinen Blätter sprenkelte." In diesem anmutsvollen Tone erzählt die Statue ihr Geschick, das traurig ist, wie eine sehnsüchtige Elegie, und voll leisen Reizes, wie ein zärtliches Hirtenlied. Nicht ganz so rein ist das Experiment in der zweiten Erzählung geglückt, die Mann einer toten Geliebten in den Mund legt, die nächtens auf der Bahre erwacht, am Elternhause klopft, am Haus des unlieben Gatten, an dem des Geliebten. Trotz feinen Zügen in Fülle fehlt ihr das in sich selbst Vollendete, das die Mnais auszeichnet. Mnais ist wirklich ein Gedicht in Prosa: es beginnt wie eine selige Fabel und endet wie ein Grabrelief reinen Stiles. Ginevra ist gespenstiger, romantischer, dramatischer; das Motiv ist nicht ausgeschöpft; es eignet sich wohl überhaupt mehr für eine Ballade in der Art der Braut von Korinth. Für Prosa, und sei sie die edle Prosa Heinrich Manns, ist es zu grell.

München. Josef Hofmiller.

Notiz.

Die Kunstwart-Ausgabe der Werke Mörikes wird die schönste. Der erste Band, der die Gedichte enthält, berechtigt zu diesem Superlativ (abgesehen von der Wiedergabe der drei Zeichnungen von Schwind: die Schuld scheint am Papier zu liegen). Karl Fischer besorgt die Herausgabe. Manch unbekanntes Gedicht wird sich finden, je ein ungedrucktes Dramolett und Singspiel, das bisher nicht veröffentlichte Bruchstück eines religiösen Romans. Der Maler Nolten wird gebracht, wie ihn Mörike hinterließ; an mehr als 500 Stellen wurde von Klaibers Ueberarbeitung auf den ursprünglichen Text zurückgegriffen. Wann die auf sechs Bände berechnete Ausgabe (Verlag von Callwey, München) fertig vorliegt, wird auf sie zurückzukommen sein.

Brief eines anderen Elsässers.

Sehr geehrte Redaktion!

Unter der Spitze „Brief eines Elsässers" veröffentlichten Sie im November-Hefte 1906 Ihrer geschätzten Monatsblätter eine Zuschrift des Herrn Georg Süß in Straßburg, die sich hauptsächlich mit dem gegenwärtigen Stand und der Entwickelung des hiesigen Elsässischen Theaters befaßte, und deren Ausführungen in manchen Punkten einer Erwiderung und Berichtigung bedürfen. Die Sonderstellung des Elsaß und seiner Bewohner, die Tatsache, daß die Elsässer in gewissem Sinne Sorgenkinder des deutschen Reiches sind, (allerdings nicht durch ihre Schuld und passive Resistenz allein, sondern auch durch die Kurzsichtigkeit und die falsche psychologische Analyse der Regierung nach 1870) haben mehr als bei anderen deutschen Dialekttheatern die allgemeine Aufmerksamkeit jenseits der Vogesen und des Rheins auf unser Elsässisches Theater gelenkt und die nervösen Kultur- und Kunstbewerter zu den verschiedenartigsten Deutungen, Urteilen, Angriffen und Verteidigungen veranlaßt. So sehr man sich über das allgemeine Interesse freuen mag und muß, das der jungelsässischen Literaturbewegung und besonders dem Elsässischen Theater entgegengebracht wird, der Umstand, daß das plötzliche und rasche Einfluten der deutschen geistigen Kultur namentlich in den letzten 15 Jahren die Elsässer selbst in zwei Lager geteilt hat, in deren einem man an der heimatlichen Eigenart festhalten und sie zu stolzer Kunsthöhe emporführen will, in deren anderem aber der Anschluß an das deutsche Geistesideal als das einzig erstrebenswerte Ziel gepredigt wird, hat auf beiden Seiten zu Mißverständnissen und Unterschätzungen geführt, vor allem aber schon die Sonderbestrebungen der reinen Elsässer zu schädigen vermocht. Denn alle die, die eine ruhige Entwickelung des Elsässischen Theaters nicht abwarten konnten, die die Kulturvereinsamung des Volkes nicht aus seiner Geschichte begreifen wollten, sie haben in verschiedenen Kunstblättern ihrem Unmute und ihrer ungerechtfertigten Enttäuschung Worte geliehen und dadurch ein schiefes Bild vom Wollen und Können der spezifisch elsässischen Dichter gegeben. Das Theater besteht nun seit zehn Jahren. Ist das eine Zeitspanne, um eine junge Bewegung schon diskreditieren zu dürfen? Ist das ein Zeitraum, innerhalb dessen ein völlig theaterentwöhntes Volk zum Genießen inhaltlich schwerer Werke gebracht werden kann? Ist das überhaupt ein zeitliches Maß, in der sich eine Entwickelung zu einer wenn auch nur bescheidenen künstlerischen Höhe vollziehen kann? Ich glaube es nicht. Wer kann eine Entwickelung voraussehen oder etwas von ihr vorausfordern? Das tut aber Herr Süß, dem der elsässische Anzengruber und Shakespeare viel zu lange ausbleiben. Er zähle einmal die Jahre des allmählichen Werdens der englischen und wienerischen Bühne bis zum Schaffen der beiden Dichter nach, und er wird beschämt die Augen niederschlagen und nicht von einem elsässischen Theater verlangen, was jene erst nach 60 und hundert Jahren erreicht haben. Den schwersten Vorwurf aber erhob Herr Süß, wenigstens meiner Meinung nach, gegen Stoskopf, unseren hervorragendsten Dialektdichter und den Direktor des Elsässischen Theaters Straßburg, dem er einseitig betriebene Kassenpolitik vorwarf.

Ich will versuchen, die allzu voreiligen und einseitigen Urteile des Herrn Süß durch eine allgemeine Volkscharakteristik zu entkräften, und ich glaube, daß mir das nicht allzu schwer werden wird.

Werfen wir also einen Blick zurück auf das nachnapoleonische Elsaß der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre. Ein stilles Land, das wir da sehen.

Alles geht seinen ruhigen, geordneten Gang. Keine Hast, keine Nervosität. „Kumm i hit nit, kumm i morje"! Dies Wort kann nur der Elsässer vor 1870 geprägt haben, es atmet seine fast unzerstörbare Gelassenheit und Ueberlegenheit. Er genießt das Leben auf seine Art. Reicht das Einkommen zu gutem Essen und Trinken, so ist er zufrieden Geselligkeit liebt er und gute, wenn auch derbe Späße. Jedes Dorf hat seine Falstaffe, prächtige Kerle, die über einen gesunden Mutterwitz verfügen und hinter einem Glase Bier oder Wein ihre schon in rein sprachlicher Hinsicht interessanten Witzraketen steigen lassen.

Keine Vernunftsquatscherei, auch kein Professorsgewitzel. Aus dem Vollgefühl ihres Selbstbewußtseins entringen sich den Elsässern diese Schlager im besten Sinne des Wortes. Denn sie schlagen in der Tat. Sie peitschen den Körper zum Lachen, zum unausweichbaren Lachen. Sie sind wie Sonne und erwärmen Seele und Körper. Man muß solche improvisierten Shakespeare-Szenen beobachtet und miterlebt haben. Das geht hinüber und herüber mit Herausforderung und Antwort immer kühner und kräftiger. Beileibe nicht so rasch wie in den wortreichen Auseinandersetzungen der Berliner. Die schütten Sand weg, kleinsten, feinsten Sand, aber der konzentrierte Elsässer gibt einen Klotz, einen zermalmenden, niederschmetternden Steinklotz. Der braucht Zeit, bis er im heißen Innern zurechtgebacken ist, aber die Wirkung ist darum auch eine ganz andere als bei den Vielrednern. Die geistige Frische des Volks blieb fast allein nur durch diese Art humor- und neckereienreichen Verkehrs erhalten, ja sie wurde durch diese einseitige Kultivierung des Volks- und Unterhaltungswitzes geradezu zur Virtuosität ausgebildet, und die Behauptung braucht nicht bewiesen zu werden, daß die Wucht der Schlagfertigkeit des elsässischen Idioms von der eines anderen nicht übertroffen wird. Zweierlei wird der Tieferblickende daraus verstehen: daß sich einerseits der Elsässer, der echte Elsässer stets selbst genügt und genügen mußte, daß er seiner Art und Tradition stets treu zu bleiben suchte und andererseits eine kindliche Freude daran haben mußte, seine Sprache, seine Worte und Witze, überhaupt seine ganze Ausdrucksweise von der Bühne herunter zu vernehmen. Die oft beobachtete Gewohnheit, in ernsten Stücken an ernsten Stellen über ein kräftiges Wort zu lachen, resultiert aus dieser ganz eigenen Anlage des elsässischen Volkes, und der Einsichtige wird sich nicht in dem Maße darüber verwundern oder entrüsten können, wie das viele Elsässer-Deutsche, die durch den scharfen, ästhetischen Kneifer blicken, oft getan haben. Das soll und will nicht heißen, daß das immer so bleiben wird. Auch hier wird die Zeit Wandel und Besserung bringen. Aber freuen wir uns doch, daß vorläufig wenigstens das elsässische Volk gerade durch die Liebe zu seiner Sprache wieder für das Theater und die Kunst gewonnen worden ist. Allerdings nicht durch diese Liebe allein. Es hat inzwischen 1870 erlebt, und der Elsässer stellte sich dazu, wie Naturell, Charakter, Erziehung, Meinung und — Geschäft ihn zwangen. Die geistig-persönlichen Unterschiede und Lebensanschauungen sind zur Zeit wohl in keiner deutschen Provinz so manntgfaltig und abgestuft als im Elsaß. Vom Bauern auf dem Lande bis zu Lienhard — das ist eine gute innere Strecke. Aber der Partikularismus ist doch das Stärkste im Elsässer. Und der feinste Schilderer des elsässischen Partikularismus ist Stoskopf, aber nicht dadurch, daß er ihn selbst zeichnet, sondern diejenigen Elemente, die von ihrem Elsässertum abgewichen sind, die Wasser auf beiden Schultern tragen und das Mäntelchen nach dem Winde hängen. Stoskopf ist also Satiriker. 1870 ist für ihn erledigt, aber die elsässische Frage ist

es nicht für ihn. Dem Elsässer soll sein rein rein-elsässisches Bewußtsein und Sondertum erhalten bleiben und wer die Elsässer kennt, der wünscht das von Herzen mit. Denn wie sie einst Franzosen mit treuer Bewahrung alles Eigentümlichen waren, so können sie mit denselben Vorzügen auch wieder Deutsche sein und werden. Das geistige Kapital der Menschheit ist international. Die Ereignisse von 1870 haben allein im Elsaß künstlerische Früchte gezeitigt, und das ist nicht bedeutungslos. Hier war ein Volksstamm ins Tiefste und Persönlichste hinein getroffen worden. Was aber konnte nun das Volk eher wieder für Theater und Kunst gewinnen, als die innere Angelegenheit, die es immerzu beschäftigte, als das Spiegelbild seines neuen Lebens? So kam das Elsässische Theater. So kam Stoskopf. Er war es, der die Sache von der richtigen Seite anfaßte, der den Willen seines Volkes am besten erkannte. Er ist Dichter der partikularistischen Idee, ihr bester und einziger bisher. Daß er sich dabei enger an das Volk anschloß, ist selbstverständlich. Er hatte es gewonnen, er mußte es auch festhalten, hie und da gewiß auf Kosten seines künstlerischen Gewissens, nie aber auf Kosten der Triebfeder seines Schaffens: der elsässisch-partikularistischen Frage. Deshalb muß er in Schutz genommen werden vor dem Süßschen Vorwurf, daß er lediglich nur noch Kassenpolitik treibe. Es ist immer der Fehler der stolz zur Seite Stehenden gewesen, daß sie sich keine Rechenschaft ablegen von den Lebensbedingungen eines geschäftlich so komplizierten Unternehmens, wie es das Elsässische Theater ist. Daß sie sich überhaupt keine Rechenschaft ablegen, auch nicht von den großen Lebensentwicklungen. Es fällt im Ernst keinem praktisch denkenden Menschen ein, von einem Jungwald zu verlangen, daß er in 10 Jahren ein Hochwald sein soll. Aber von einer jungen literarischen Erscheinung und von der Gesamtheit eines gerade in künstlerischer Hinsicht zurückgebliebenen Volkes verlangt man etwas ähnliches. Die der Zufall und das Glück begünstigte, rascher in das geistige Leben hineinzuwachsen, die haben das Recht nicht, nun von ihrer hohen Warte aus — die übrigens nicht sie selbst, sondern Größere gebaut haben — mit Geringschätzung auf die andern herabzublicken, die nicht desselben Glückes teilhaftig geworden sind und die nur langsam dahin nachfolgen können, wohin jene wie im Schwindel gelangt sind.

Und dann: Haben wir etwa auf der Höhe der spanischen oder englischen Bühne begonnen? O nein! „Aber", wird Herr Süß vielleicht sagen, „wir haben inzwischen auch die Klassiker gehabt, von denen Stoskopf manches profitiert haben wird." Aha, er hätte also sein Volk doch gleich auf ein anständiges Geschmacksniveau gehoben, trotz kleiner Zugeständnisse an dessen geistig-künstlerische Jugend? Daß die Elsässer vorläufig heitere Stoffe vorziehen, das erklärt sich wohl zur Genüge aus der eingangs gegebenen Schilderung. Uebrigens hat Stoskopf auch Werke e r n s t e n Inhalts geschrieben, was Herr Süß in seinem Briefe völlig verschweigt.

Zu widerlegen ist dann noch die Süßsche Behauptung, die Stoskopfschen Schwänke seien technisch schwach und verbildend. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Sie sind vorzüglich aufgebaut und übertreffen mit ihrer technischen Sicherheit und Schlankheit alle neueren französischen und deutschen Schwänke, ganz abgesehen davon, daß sie durch die speziell elsässische Färbung eine lebensvolle Zutat erhalten haben, die sie über alle gattungsähnlichen Stücke weit hinausheben.

Ich will noch hierhersetzen, was Konrad Haußmann, gewiß eine maßgebende Persönlichkeit, über die technischen Vorzüge z. B. der Stoskopfschen „Demonstration" geschrieben hat:

„Der lustige Stoff mit seinem tieferen Sinn ist bühnentechnisch vortrefflich behandelt. Eine Stimmung gedankenvollen Lachens ist mit künstlerischen Mitteln aus der Handlung selbst heraus erzeugt, diese selbst spannend belebt und unterbrochen durch eine Fülle charakterisierender Einfälle. Die „Demonstration“ ist besonders geeignet, die Bedeutung des Dialekts als künstlerisches Differenzierungsmittel zu demonstrieren. Man vergegenwärtige sich: es wird in buntem Wechsel gut deutsch, scharf deutsch, elsässisch-deutsch und brockenweise französisch geredet, und zwar teilweise von denselben Personen, je nach dem Wechsel des Gegenübers. Das läßt dann recht tief in den engen Zusammenhang zwischen Sprache und Wesen eines Menschen Einblick gewinnen und Stoskopf, der diesen Einblick im täglichen Leben seines vielsprachigen Heimatbodens beobachten kann, operiert souverän mit diesem Kunstmittel, um das ihn die anderen deutschen Lustspieldichter fast beneiden müssen. Wenigstens hat mir ein solcher sein innigstes Wohlbehagen über die prächtigen Lichter ausgesprochen, die der elsässische Poet spielend aufzusetzen vermochte; auch gefiel der verpönte elsässische Dialekt seinem bayrischen Ohr so gut wie meinem allemannischen.“

Das ist das Urteil eines deutschen Kritikers über ein elsässisches Stück. Und unsere elsässischen Philologen? Wenn da nur Stoff und Worte süß sind, dann ist das Drama vortrefflich.

Vom klassisch-deutschen Standpunkt aus fällt man ein absolut falsches Urteil über die partikularistisch-elsässische Bewegung. Man lasse ihr doch Zeit zu wachsen und zu werden. Und wenn Herr Süß unter dem Ausdrucke „Stoskopf treibe lediglich Kassenpolitik“ etwa die zähe Kraft versteht, mit der der tatkräftige Leiter des Elsässischen Theaters das Unternehmen in stolz-partikularistischer Weise zu halten, und zu fördern sucht, so kann man ihn schließlich gelten lassen. In jedem anderen Sinne aber ist er durchaus zurückzuweisen. Elsässer sein kann in kurzer oder langer Zeit heißen: Guter Deutscher sein, gereifter, geistig hochstehender Weltbürger — und doch Elsässer, ganz Elsässer, stolzer, sich selbst genügender Mensch.

Nur störe man nicht mit übereifrigen, ungeschickten Händen in ein stilles, heiliges Wachstum. Nur grabe man nicht immer die Wurzeln aus, sondern pflege und begieße sie. Dann wird sich das Bäumchen einst schon zum großen Baume dehnen und recken und schimmernde Blüten und reiche Früchte tragen.[1])

Straßburg. A. Rudolph.

[1]) Nachträglich kamen mir die beiden Prévôtschen Aufsätze „Elsässisches Theater“ und „Die deutsche Literaturbewegung im Elsaß“ in die Hände. Es sind zwei interessante, belehrende Arbeiten, die die literarischen Verhältnisse im Elsaß klar beleuchten. Aber auch Prévôt wendet sich — sehr zu Unrecht — gegen den elsässischen Partikularismus, die kräftigste geistig-politische Erscheinung, die die Kriegsjahre 1870/71 innerhalb der deutschen Grenzpfähle erzeugt haben. Partikularismus heißt im weitesten Sinne des Wortes nicht Enge, Abschluß von den allgemeinen Bewegungen oder absolute Beschränkung auf das Alte, nein, was Stoskopf und seine Freunde unter der partikularistischen Idee verstehen, das ist Lebenserkenntnis und Weltfülle gefaßt im Spiegel einer bewußten stolzen Sonderheit, die unter besonderen Umständen entstanden, sich nicht vermischen will mit Fremdem, Andersgeartetem. Darum ist ja gerade das Elsässertum so etwas einziges, ein Fluß mit eigener Quelle, der sich über alle Hindernisse hinweg seinen Weg bahnen wird.

Politische Rundschau.

Zentrum und Katholizismus.

Von Albert Schäffler in München.

(Schluß.)

Sofort erschien in denselben gelben Heften ein Gegenartikel: „Müssen wir aus dem Turm heraus?“ (S. 676 ff), worin nachdrücklich betont wurde, die Zentrumsfraktion sei allerdings nicht ausschließlich im Interesse des Katholizismus geschaffen, aber doch hauptsächlich. Die Hauptsache des Zentrumsprogramms seien die kirchenpolitischen, und nicht, wie Bachem verlangt hatte, die sozialpolitischen Forderungen; seinem kirchenpolitischen Programme vor allem verdanke das Zentrum sein stetes Wachstum und festestes Ferment. Wenn Bachem gemeint habe, die Katholiken müßten sich die Wahrung der kirchlichen Freiheit genügen lassen, so könne man sich damit nicht zufrieden geben. „Wir verlangen viel mehr. Wir sind nicht zufrieden damit, privatim nach den Gesetzen unserer Kirche leben, unsere religiöse Ueberzeugung betätigen, für unsere Weltanschauung Propaganda machen zu dürfen, sondern wir verlangen, und es ist unser Bestreben, daß unsere katholische Weltanschauung das gesamte öffentliche Leben wie ein Sauerteig durchdringe. Wir verlangen und erstreben die Betätigung und Durchführung der katholischen Weltanschauung, an deren endlichen Sieg wir glauben und glauben müssen, wenn anders wir von der Wahrheit und Unüberwindlichkeit unserer heiligen Kirche überzeugt sind, im gesamten Leben unseres Staatswesens. Auch in der Politik muß dieselbe zur Anerkennung und Geltung gelangen. Seitens des Staates muß dieselbe sich insbesondere in der Gesetzgebung betätigen — insoweit kein Gesetz derselben widerstreiten darf — sowie in der völlig paritätischen Behandlung der Katholiken mit den Angehörigen anderer Konfessionen. Von diesen Forderungen darf das Zentrum auch kein Jota nachlassen. Das müssen die Katholiken von ihm verlangen, umsomehr, als das Zentrum ja, wie betont, die einzige Partei ist, die sich die Durchführung der Wünsche der Katholiken im öffentlichen Leben zur Aufgabe gemacht hat, und als es gerade die Katholiken waren, die sich das Zentrum als ihre politische Partei geschaffen haben, als eine Partei, die vor allem ihren Interessen dienen soll, selbstverständlich ohne den Rechten der Angehörigen anderer Konfessionen auch nur im geringsten nahezutreten. Sollte die Zentrumspartei, was aber als ausgeschlossen gelten muß, sich in Zukunft dieser ihrer Aufgabe nicht mehr unterziehen wollen, so wäre sie damit nicht mehr existenzberechtigt und die Katholiken müßten sich eine andere Vertretung schaffen, denn sie sind nicht der Partei wegen da, sondern die Partei ist in erster Reihe ihretwegen da“[1]) (S. 684).

---

[1]) Von uns unterstrichen.

Daß eine Partei mit solchen durch und durch konfessionellen Grundsätzen eine durch und durch konfessionelle Partei ist, das ist so klar wie der helle Tag. Ebenso liegt auf der Hand, daß mit Grundsätzen, wie sie dem Zentrum vorschweben, kein modernes Staatswesen regiert werden kann. Das wäre ganz undenkbar schon dann, wenn das deutsche Volk ganz oder doch größten teils katholisch wäre. Daß sich aber das deutsche Reich, ein seiner überwiegenden Mehrheit nach protestantisches Land, die ultramontan-katholische Weltanschauung aufdrängen lasse, das ist eine so ungeheuerliche Vorstellung, daß sie nur pathologisch zu verstehen ist. Wäre das Zentrum wirklich eine politische Partei, so müßte es mit den politischen Machtfaktoren rechnen und einsehen, daß es seine Ansprüche nicht ins Ungemessene steigern und seinen Bogen nicht zu straff spannen darf, wenn er nicht brechen soll!

Warum gibt sich denn nun das Zentrum nicht gleich offen und ehrlich als konfessionelle Partei zu erkennen? Warum tritt es denn nicht in der ernsten Toga der Kirche auf? Warum läßt es sich von seinen Fraktions-kammerdienern in das kleidsamere Gewand der Weltkinder hüllen? Das ist leicht einzusehen. Die lange Toga gehört nur zum Hausgebrauch. Wenn es sich auf die Straße wagen, wenn es mit den Weltkindern gehen, Arm in Arm mit den roten Genossen lustwandeln will, dann putzt sich das Zentrum politisch auf. So geschah es noch jüngst in Bayern, als es die Stichwahl-anweisung zur Wahl der Sozialdemokraten ausgab: Da steiften sich die bayerischen Zentrumsführer, Prälaten und kirchliche Dignitäre, auf den politischen Charakter des Zentrums. Wie schlecht ihm aber diese Maskerade stand und wie ungewohnt ein solcher Anblick war, das zeigte sich sofort an dem peinlichen Aufsehen, das er in breiten Volksschichten erregte. Die Nachricht, daß die Leitung einer Partei, die sich stets als den stärksten Schutz und Hort des katholischen Glaubens, als die festeste Stütze des Thrones und des Altares aufgespielt hatte, gemeinsame Sache mit jenen machen wolle, die den Sturz der Throne und Altäre auf ihre Fahne geschrieben hatten, rief die stärkste Beunruhigung unter allen religiös, national und monarchisch gesinnten Männern hervor, die noch auf eigenes Urteil Anspruch erhoben und sich zu gut dünkten, sich von einem unbekannten, hinter verschlossenen Türen tagenden Ausschuß an die Wahlurne kommandieren zu lassen. Unzähligemale war den Katholiken gerade vom Klerus eingeschärft worden, daß die Religion sein heiligstes Gut sei, für das ihm kein Opfer zu schwer sein dürfe; schon als Kind hatte er es gelernt, daß auch die Liebe zum Vaterlande, die Treue zum angestammten Königshause zu den heiligsten Pflichten des gläubigen Christen gehöre; von Jugend auf war er gewöhnt, in den Ruhm und Glanz seines näheren und weiteren Vaterlandes seinen höchsten Stolz zu setzen; mit tausend Ketten fesselte ihn sein Beruf, sein Amt, der Diensteid, den er geschworen, an den bestehenden Staat und seine Ordnung. Und nun sollte er sich, der eigenen Ueberzeugung entgegen, zum willenlosen Stimmvieh für eine Partei hergeben, die all das verneinte, was ihm heilig war? Das war unmöglich; das konnte, wenn es schon Beschluß der Parteileitung war, niemals der Wille der kirchlichen Oberen sein; zu einer solchen grenzenlosen Verwirrung des religiösen und sittlichen Volksbewußtseins konnten sie, durften sie niemals ja und Amen sagen. So lechzte man denn förmlich nach einer autoritativen Erklärung der Erzbischöfe. Und sie blieb nicht aus. Sie lautete, wie sie nicht anders lauten konnte. Nun bot sich aber ein neues, überraschendes Schauspiel dar. Das Zentrum, das sich sonst immer als die Partei der streng kirchlichen, allein treuen Katholiken ge-

bärdete, lehnte sich gegen die Erzbischöfe auf und fiel in Ausdrücken über sie her, die nur zu sehr an den Ton der Gassen und niedrigsten Schenken gemahnten, und selbst katholische Geistliche ergingen sich in Schmähungen wider ihre Oberhirten, die jedem anständigen Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben mußten. Die wackeren Zentrumsblätter entrüsteten sich freilich über die angeblichen Eingriffe kirchlicher Oberer in die politische Selbständigkeit der Parteileitung und der Parteiangehörigen. Sie übersahen vollständig, daß eben sie selbst die Wahlangelegenheiten als religiöse Sache behandelt hatten, für die die Kanzel benützt, der Beichtstuhl mißbraucht worden war: und das Recht, das den Pfarrern, den jüngsten Kaplänen eingeräumt war, bei den Wahlen „für die gute, d. h. katholische, Sache“ zu wirken, das wollten die Zentrumsleute den Erzbischöfen verweigern? Das war gerade vom Zentrumsstandpunkte selbst aus eine unbegreifliche Inkonsequenz! Doch davon ganz abgesehen: Die Erzbischöfe wollten mit ihren Erklärungen keine politischen, sondern religiös-sittliche Direktiven geben. Sie wollten und mußten den Tausenden, die vom berechtigten Zweifel gequält waren, ob sie als gläubige Katholiken, als treue Staatsbürger dem Kandidaten einer religions- und staatsfeindlichen Partei mit gutem Gewissen ihre Stimme geben dürften, die Belehrung erteilen, daß sie eine solche Abstimmung mit ihren christlichen und staatsbürgerlichen Pflichten nicht vereinbaren könnten, eine Belehrung, zu der die Bischöfe als die obersten Lehrer und Hirten ihrer Sprengel nicht bloß berechtigt, und zwar allein berechtigt, sondern auch kraft ihres Amtes verpflichtet waren. Sache der katholischen Wähler war es dann, ob sie sich an diese Erklärung halten und sich darnach richten wollten oder nicht. Sie konnten nach wie vor tun wie sie wollten, und wenn sie sozialdemokratisch wählten, so hatten sie dies mit Gott und ihrem Gewissen auszumachen. Aber in jedem Fall waren sie der autoritativen Erklärung ihrer kirchlichen Oberhirten respektvolle Ehrerbietung schuldig, und niemals durften sie sich eine Sprache herausnehmen, die nicht bloß gegen alle Ehrfurcht, sondern gegen die elementarsten Forderungen des Anstandes verstieß. Die Parteiführer, wütend über die Niederlage, die sie erlitten, und betroffen über die Selbständigkeit, die die Erzbischöfe bekundet hatten, beriefen sich pathetisch auf „taktische Erwägungen“ und nahmen das Recht in Anspruch, wie jede politische Partei Bündnisse und Wahlkompromisse zu schließen, mit wem sie für gut hielten. Sie vergaßen nur, daß, wer für Religion und Sittlichkeit zu kämpfen vorgibt, Religion und Sittlichkeit auch in seinen taktischen Erwägungen im Auge behalten muß. Sie bedachten nicht, daß eben das Zentrum keine politische Partei wie jede andere sei, daß es sich vielmehr beim Volke stets als die katholische, als die streng kirchliche Partei eingeführt hatte! Nun rächte sich bitter eben am Zentrum selbst die zweideutige Zwitterstellung, die es einnahm: es wollte politisch und katholisch zugleich sein und hatte sich doch weder politisch noch katholisch bewährt. Als politische Partei durfte es nicht die religiösen Instinkte des Volkes aufreizen und in Kirchen, Schulen, Wirtsstuben, Versammlungslokalen und zahllosen Flugblättern die Märe verbreiten, die Religion sei in Gefahr, ein furchtbarer Kulturkampf sei im Anzug, wenn man die Zentrumskandidaten nicht wähle. Als katholische Partei durfte es den religiösen, den monarchischen, den staatsbürgerlichen Faktor nicht völlig ausschalten und nicht zum Bündnis mit Leuten raten, vor denen es selbst nicht eindringlich genug hatte warnen können; es durfte sich namentlich nicht in der skandalösen Weise gegen die Erzbischöfe aufführen, in der sich sogar Prälaten gefielen. Mochten ihm auch als Entgelt einige Mandate in Aussicht stehen:

um das Linsenmus kleiner Vorteile durfte ihm seine Parteiehre nicht feil sein. Auch um der größten Vorteile willen durfte es die religiöse und die staatsbürgerliche Gesinnung des Volkes nicht verwirren und fälschen und es müßte lieber den letzten Sitz preisgeben, als der Meinung Vorschub leisten, daß es mit sich handeln lasse, und daß es überhaupt einen Fall geben könne, in dem man eine religions- und staatsfeindliche Partei positiv unterstützen dürfe. Dann hätte man vor ihm Respekt gehabt. Die Ereignisse der jüngsten Zeit lehren, daß es kleine Männer sind, die das Steuerruder des Zentrumsschiffes lenken; sie lehren, daß auf diese Männer weder in nationalen noch in kirchlichen Dingen ein rechter Verlaß ist; sie lehren insbesondere klar und deutlich: Das Zentrum ist nicht der Katholizismus. Es täuscht das Volk, wenn es sich für die Vertretung der deutschen Katholiken ausgibt. Zahllose deutsche Katholiken wollen nichts von ihm wissen, da sie weder ihre kirchlichen, noch ihre deutschnationalen Ideale in ihm verkörpert finden. Nicht aus begeisterter Liebe zum deutschen Vaterlande ist es geboren; eine Versündigung am neuen Reiche, in dessen kaum errichteten Bau es die Brandfackel konfessionellen Haders warf, war schon seine Gründung. Der Haß gegen den Liberalismus ist der Vater des Zentrums. Und der Haß ist ein schlimmer Berater. Dieser Haß richtet sich nicht etwa nur, nicht einmal hauptsächlich gegen den Liberalismus als wirtschaftliche R[illegible] sondern gegen den Liberalismus als Fortschrittsprinzip. Und an diesem Haß wird es untergehen. So groß auch die Macht sein mag, die es dank der ihm noch blindlings folgenden ländlichen Wählermassen zeitweilig in den gesetzgebenden Körperschaften des Reichs und der Bundesstaaten und in den Kabinetten nachgiebiger Staatsmänner an sich reißt, es kann den geistigen Fortschritt, den ehernen Gang der Wissenschaft nicht aufhalten. Und dieser Fortschritt zerfrißt, je weitere Kreise er unwiderstehlich erfaßt, seine Grundmauern. Schon heute schleicht der liberale Gedanke in seinen Reihen. Seine tüchtigsten Gelehrten, seine geistvollsten Schriftsteller und Denker sind längst mehr als sie wissen und zugeben, von ihm angesteckt; keiner, der sich nicht schämte, die von der Kirche so oft verfluchte Magna carta liberaler Grundsätze, die Gewissensfreiheit, die Glaubensfreiheit, die Preßfreiheit die Lehrfreiheit, offen zu verleugnen. So werden und müssen sich schließlich die edleren Teile des Zentrums dem modernen und nationalen Geiste ergeben. Erst dann, wenn das Zentrum seine Beschränktheit aufgegeben und seinen Schmollwinkel verlassen, wenn es statt ultramontan katholisch, statt konfessionell religiös, statt einseitig-kirchlich national zu empfinden gelernt haben wird, erst dann können Spahns Worte von ihm gelten: „Seine Fahnen flattern überall, wo deutscher Sinn und deutsches Recht hochgehalten wird, ohne Unterschied des Gaues und der Klasse.“

Im Reichstage.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Wenn man einige Monate Mitglied des deutschen Reichstages ist, so hat man natürlich noch kein volles Verständnis dieser hohen Körperschaft. Um dieses zu gewinnen, muß man mindestens zweimal gewählt worden sein, denn das, was der erst einmal Gewählte kennen lernt, ist immer nur die zufällige Zusammensetzung des einen Reichstages, den er vor sich hat. Das Wesen einer Sache entschleiert sich stets erst denen, die den Wechsel der Erscheinungsformen an sich vorüberziehen lassen. Man sollte nie über ein Land schreiben, wenn man es zum erstenmal besucht, denn erst beim zweiten Sehen scheidet sich das Zufällige vom Wesentlichen! Und doch habe ich über Syrien und Algerien geschrieben, als ich sie zum erstenmal sah! Ja, ehrlich gestanden, ich bin froh, daß ich sofort beim ersten Sehen geschrieben habe, denn viele Dinge entdeckt man entweder sofort oder niemals. Man muß nämlich zweierlei streng auseinanderhalten: der erste Eindruck bringt ein neues und unbefangenes Auge mit, bis man sich an den neuen Gegenstand gewöhnt, — später aus langer Vertrautheit mit den Dingen aber ringt sich erst das tiefste innerste Urteil aus einer mit der ganzen Seele verflochtenen Sachkenntnis heraus. Wieviele Menschen aber sind überhaupt imstande, über den deutschen Reichstag Urteile dieser zweiten Art abzugeben? Als ich in den letzten Tagen inmitten einer endlosen Menge den Sarg Auers zur Grabesruhe begleitete, da kam mir in den Sinn: wie mag der Mann, den wir hier begleiten, in der ruhigen Tiefe seiner geduldigen und ironischen Seele über den deutschen Reichstag gedacht haben? Was hat er vom Parlamentarismus gehalten? Er war grundsätzlich für ihn, aber wie dachte er über seine Methode und Wirkung? Und als ich dann einige Tage später den Grafen Posadowsky sagen hörte, daß er nun 20 Jahre lang höhere Staatsämter verwaltete, kam derselbe Gedanke wieder: wie denkt im Grunde dieser Mann, der den Parlamentsbetrieb seit vielen Jahren kennt, über die Methode der Leitung der Staatsgeschäfte in der modernen Welt?

Der Leser merkt schon aus diesen einleitenden Worten, daß ich mich der äußeren Methode des deutschen Parlamentarismus gegenüber in kritischer Stimmung befinde. Ob es einen Zweck hat, diese Stimmung literarisch zum

Ausdruck zu bringen, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist es nicht, denn alles, was mir schwerfällig und hart erscheint, ist so fest verankert in den Einrichtungen des „hohen Hauses“ und seiner Geschäftsordnung und ist Ergebnis so langer und mühevoller Erfahrungen, daß alle Empfindungskritik sich an der Festigkeit dieser Dinge von vornherein wund stößt. Aber soll man nicht auch über Eindrücke sprechen können, deren Ursachen nicht leicht beseitigt werden können? Ich schreibe nicht, um zu reformieren, sondern um dem Leser den Zustand zu verdeutlichen, in dem die deutsche Gesetzgebung entsteht.

Viele Leute sind weniger empfindlich gegen architektonische Einwirkungen als gerade ich es bin. Die Architektur des Reichstagsgebäudes steht für mich in engem und beständigem Zusammenhange mit dem geistigen Inhalt dieses Hauses. Ich bin gegen die Außenarchitektur dieses Gebäudes viel weniger kritisch als es der moderne Berliner im allgemeinen zu sein pflegt. Das Haus als Ganzes ist würdig und von fester Gestaltungskraft. Auch in seinem Innern hat es viele Stellen, die ich geradezu liebe. Wenn man abends, nachdem das Gesurr und Gewimmel zu Ende ist, durch die Mittelhalle schreitet, unter sich den roten Teppich, über sich den großen schimmernden Kronleuchter und vor sich die Reihe der Pfeiler, dann hat man eine Freude am Raum, und wenn man während der Fraktionssitzung zum Fenster hinausschaut in die Wipfel des Tiergartens, dann ist man denen dankbar, die die Arbeit der Gesetzgeber dem engen Druck der Stadtumgebung enthoben haben. Vieles einzelne ist sehr behaglich und zweckentsprechend, aber der eigentlich entscheidende Raum, der Sitzungssaal der Plenarsitzungen ist unfrei und schnörkelhaft und entspricht nach meinem Gefühl in keiner Weise den praktischen Bedürfnissen, für die er hergestellt wurde. Ich kenne als Redner viele Kirchen und fast alle großen Säle Deutschlands und habe ein durch die Versammlungspraxis gewonnenes Gefühl dafür, welche Architektur dem Redner hilft und welche ihn hindert. Es gibt Räume, die den Redner froh machen, weil sie der Stimme eine Wölbung geben, nach der die Stimme verlangt. Ein vorzügliches Beispiel ist der Nibelungensaal in Mannheim. Auch die Stuttgarter Liederhalle und der Frankfurter Saalbau sind nicht schlecht. Oft sind ganz formlose Räume rednerisch richtig. Im Reichstag ist alles Hören und Reden schwierig, fast so schwer wie in einer gotischen Kirche. Es handelt sich dabei nicht um etwaige Kunstwirkung. Eine solche braucht im Reichstag nicht vorhanden zu sein, aber das einfache körperliche Hören ist schwer und der Redner hat ein Gefühl, als möchte er erst einmal alle die Kanten, Ecken, Spitzen, Wappen, Schnörkel und Höhlen alle in die Hand nehmen und hinauswerfen, damit er Luft bekommt für das, wozu er hier ist. Daß die Versammlung während der Reden plaudert, hin- und hergeht, Geschäfte erledigt,

Briefe schreibt, ist nicht zu verwundern, aber alles das würde weniger verhängnisvoll für den Betrieb sein, wenn eine reine gute Akustik vorhanden wäre. Erst war der „Stil“ und dann war der Zweck. Der Stil verschlingt Jahr aus, Jahr ein einen Teil der parlamentarischen Kraft.

Im Saale sitzen mehrere hundert Männer, von denen jeder in seinem Kreis und in seiner Partei etwas bedeutet. Es gibt natürlich Unterschiede der Begabung und Leistung, aber es ist schließlich doch niemand hier, dessen Zeit nicht einen besonderen Wert hat. Diese Männer sitzen viele Stunden und Tage und verbringen ihre Zeit halb hörend, halb wartend in einer Art von anstrengender Unbeschäftigtheit. Das ist für Viele, bei denen zuhause die Arbeit sich drängt und häuft, kein kleines Opfer. Man bleibt sitzen, weil man wissen will, wovon die Rede ist, weil man sich redlich bemüht, auch die Argumente des Gegners zu verstehen und weil man den Ueberblick über alle Teile der hier verhandelten Fragen gewinnen will. Es ist auch nicht vergeblich, daß man hier sitzt, denn es gibt kaum einen Redner, der nicht irgend etwas bringt, das zum Aufbau der Gesamterkenntnis dient. Die Zeitungsberichte verschlucken natürlich oft gerade das Einzelne und Kleine, das für den Fachmann von Wert ist. Auch der gedruckte stenographische Bericht ist nicht das, was die persönliche Rede ist. Es ist nichts Kleines, daß hier jeder Redner unter der Kontrolle aller seiner Gegner spricht. Aber wieviel Zeit verfließt inhaltlos! Gibt es denn kein Mittel, die Vorteile des Verfahrens leichter genießbar zu machen?

Man kann die Freiheit der Rede nicht einschränken, wenn man den Parlamentarismus nicht an seiner Wurzel anschneiden will. Es muß Jeder alles hier vortragen können! Kein Präsidium kann darüber entscheiden wollen, wann zwecklose Wiederholungen einsetzen. Und geredet wird ja vielfach nicht für die Anwesenden. Gestern setzte sich ein norddeutscher Kollege zu mir und sagte während der Rede eines verehrten Gegners: lassen Sie uns, bitte, einmal prüfen, wer jetzt zuhört! Wir gingen die Gesichter durch und fanden etwa folgendes: ein Mitglied des Präsidiums, ein Beamter des Reichsamtes des Innern, einige Parteigenossen des Redners, einige Abgeordnete, die hinter dem Betreffenden auf der Rednerliste standen, — das war alles. Die Rede floß wie ein Bach im Sande . . . . für die Stenographen, für die Zeitungen. Die Maschine klappert geduldig weiter für das Publikum da draußen. Wer aber wird draußen die wenigen Sätze lesen, die von der Rede schließlich übrig bleiben? Auch das Interesse der Außenwelt wird leicht überschätzt. Ob wohl in ganz Deutschland 1000 Menschen gerade diese Rede wirklich lesen? Es ist möglich, aber . . . . das sind die Stunden, in denen sich ein neuer Abgeordneter vorkommt, als sei er durch einen Sturm in eine Wüste getragen

worden. Nun sitzt er hier als Dekorationsstück der Maschinerie des Parlamentarismus.

Vielleicht ließe sich ein Verfahren finden, nach welchem die Reden gedruckt würden, ohne gehalten zu werden. Aber wo bliebe dann die oben besprochene Kontrolle und die doch immer theoretisch vorhandene Möglichkeit, die Entscheidung durch Gedanken zu beeinflussen. Das Agitatorische und das Parlamentarische läßt sich nicht von einander trennen. Es wird immer gleichzeitig für den Reichstag und für die Außenwelt geredet werden und der Neuling wird sich darein finden müssen, den Zustand der täglichen Ungeredetheit als notwendige Berufslast des parlamentarischen Arbeitens mit derjenigen Entschlossenheit zu ertragen, mit der man unvermeidliche Mühen bei jeder Berufserfüllung in Kauf nimmt.

Oefter sah ich in Stunden des parlamentarischen Mißbehagens auf die Köpfe alter, ergrauter Helden des Reichstages. Da sitzt Bebel, fleißig und aufmerksam wie ein Jüngling! Da sitzt Schrader, eifrig und geduldig! Da sitzen Gröber, Gamp und Andere! Diese Männer kennen nun den Ton und die Musik seit langen Jahren. Und doch sitzen sie hier. Das macht auf mich einen tieferen Eindruck als alles stille Theoretisieren, mit dem ich mir die Sachlage innerlich in Ordnung bringen will. Hier haben es Männer von der Energie und geistigen Fülle wie Bennigsen, Miquel, Richter, Windthorst ausgehalten und haben vielfach bis zum letzten Atemzuge diesem Mechanismus ihr Gehirn gewidmet. Also muß doch der Zweck dieses Mechanismus stark genug sein, um seine Nebengeräusche vergessen zu lassen.

Der Reichstag im ganzen erscheint mir auf Grund solcher Erwägungen oft wie eine Fabrik, deren einzelne Handlungen, für sich allein genommen, geisttötend sind und deren Produktion doch einfach notwendig für die Gesamtheit ist. Auch in der Fabrik kann vieles noch geräuschloser, präziser, schneller gearbeitet werden, als es jetzt geschieht, aber alle Verbesserungen des Verfahrens helfen über die Grundtatsache nicht hinweg, daß die Werkstatt ihren besonderen Werkstättenlärm und Werkstättenstaub besitzt und daß viele Hände Teilarbeit machen müssen, damit brauchbare Gegenstände fertig werden können. Es ist die Werkstättenluft der Gesetzgebungsfabrik, an die sich der Neuling gewöhnen muß und die ihm zuerst den Atem benimmt.

Bisweilen denkt man, es müsse möglich sein, alle rednerische Tätigkeit außer den letzten abschließenden Referaten in die Kommissionen zu verlegen und dadurch den Plenarverhandlungen Knappheit und Exaktheit zu geben. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob damit wirklich etwas genützt werden kann, denn dann würden sich eben die wichtigeren Kommissionen zu ähnlichen, allgemeinen Aussprachen gestalten, wie heute die Plenarsitzungen, wozu sie schon

jetzt gelegentlich Neigung zeigen. Wichtiger würde es sein, wenn wir über die Vielheit kleiner Parteien zu wenigen größeren Parteikörpern gelangen könnten. Beim durchgeführten Zweiparteiensystem verlegt sich die Menge der anregenden und vorbereitenden Reden in die Fraktionssitzungen. Die Fraktionssitzung großer Parteien ist in ihrer Art ein Vorparlament, das dem offiziellen Parlamente viele unnütze Reibungen erspart. Aber wie sollen wir in Deutschland bis dahin kommen? Schon die liberale Einigung ist schwierig. Sie schreitet fort und hat eine Zukunft, aber an ihren Mühen kann man ermessen, welcher Zeitraum nötig sein würde, Deutschland bis zum Zweiparteiensystem zu bringen, falls es je dahin gelangt. Wir tragen in unserem Parlamentarismus die Spuren einer vielzerklüfteten deutschen Vergangenheit, die Spuren religiöser und kleinstaatlicher Kämpfe. Das zeigt sich im Alltagsbetrieb des deutschen Reichstags. Nur langsam hebt sich das neue Deutschtum aus seiner romantischen und verschnörkelten Vergangenheit heraus. Es hatte darum doch eine gewisse Logik, dem Reichstag einen Saal zu bauen, der dieser Vergangenheit entspricht, den Saal ohne große Einheitslinie. In ihm wird es noch manche parlamentarische Berufsmühe geben, ehe die Versammlung über den Charakter ihres Raumes wirklich hinausgewachsen sein wird.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Justinus Kerner.

Von Friedrich Th. Vischer.

Auf den Wunsch der geehrten Redaktion veröffentliche ich hier zur Erinnerung an den Geburtstag meines Vaters, 30. Juni 1807, einen Abschnitt aus seinen Vorträgen über neuere deutsche Literatur, welche nun bald erscheinen werden.[1]) Sie sind von mir und anderen nach Stenogrammen und Kurrentnachschriften bearbeitet worden, denn mein Vater pflegte frei zu sprechen und nur ganz kurze Dispositionen dabei zu benützen.

Göttingen. **Robert Vischer.**

Justinus Kerner wurde am 18. September 1786 in Ludwigsburg, als jüngster Sohn des dortigen Oberamtmanns, geboren. Die Geschichte seiner Jugend hat er selbst erzählt unter dem Titel: „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (1849). Dieses Buch bietet außerordentlich viel Interessantes; Kerner vergegenwärtigt uns darin alle Orte, die mit seiner Entwicklung zusammenhängen: Ludwigsburg mit seinen weiten Straßen und Alleen und dem Hofleben der württembergischen Herzoge, das klösterliche Maulbronn und das an gelehrten Persönlichkeiten reiche Tübingen. Auf diesem Hintergrund zeichnet er uns in einer Reihe von Porträts die Personen, mit denen er in Berührung kam. Wir erfahren von seinem eigenen Entwicklungsgang, seinem Traumleben, seinen Studien. Nach dem frühen Tode seines Vaters sollte Kerner erst Schreiner, nachher Konditor werden. Dann entschloß er sich zur Kaufmannschaft; er wurde in die herzogliche Tuchfabrik gebracht und mußte dort als Lehrling Säcke schneiden und nähen. Durch Vermittlung seines väterlichen Freundes Karl Philipp Conz, konnte er sich endlich davon losmachen, und nun ging er zum Studium der Medizin nach Tübingen, wo ihn mit Uhland, Karl Mayer und später auch mit Schwab das innigste Freundschaftsband verknüpfte. Ueber das Treiben der poetischen Genossenschaft gibt Karl Mayers Buch: „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen" (1867) eine gute Schilderung. Varnhagen von Ense, der 1809 in Tübingen studierte, charakterisiert Kerner höchst interessant in seinen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" (Band III, Mannheim 1838). Nachdem sich Kerner auf Reisen in Deutschland umgesehen und als Arzt in Dürrmenz, Wildbad, Welzheim und Gaildorf praktiziert hatte, ließ er sich 1819 in dem lieblichen Weinsberg nieder. Schon a. 1813 hatte er seine Braut, die Pfarrerstochter Friederike Ehmann heimgeführt. Am Fuß der durch die Sage verherrlichten Weibertreue baute sich Kerner an unter Bäumen und Weinreben. In dem Zueignungslied „an Sie" gibt er seiner Freude über sein trauliches Heimwesen Ausdruck:

---

[1]) Sie werden sich den bereits herausgegebenen Vorträgen (Stuttgart, Cotta, 1898—1905) als dritte Reihe anschließen.

Jetzt, was kaum ich sah in Träumen,
Bildete sich wirklich aus!
An dem Berg der Frauentreue
Stehet unter grünen Bäumen
Freundlich unser kleines Haus,
Und geliebter Kinder dreie
Hüpfen fröhlich ein und aus. —

Wenig und nur zu kurzen Ausflügen hat er sein Weinsberg verlassen. Als im April 1854 seine Frau starb, war die Glanzzeit des Hauses vorüber. Kerner erblindete allmählich fast ganz und war durch die Gicht ans Zimmer gefesselt. Da er seine Gäste nicht mehr gut sah, pflegte er sie zu befühlen. Im Gespräch vergaß er dann wohl seine Schmerzen, und es kam vor, daß ihn seine Gäste in der heitersten Stimmung verließen. Er starb am 22. Februar 1862.[1])

* *
*

Kerner ist draußen in der weiten Welt nicht sehr geschätzt. Viele halten ihn für einen listigen Kopf, der in der Art Cagliostros die Welt zum besten hatte mit mystischen Geschichten; andere wieder erklären ihn für einen Narren. Wir kennen ihn anders. Und es ist besser, man ist gerechter, wenn man einen Menschen ganz kennt, nicht bloß das an ihm kennt, was öffentlich geworden ist. Gerade an diesem Manne ist wichtig, wie er leibt und lebt, und da können wir nicht besser anfangen, als wenn wir sagen, er war ein Herzmensch, grundgut und grundweich. — Ein Charakter im nachdrücklichen Sinn kann er freilich nicht genannt werden, aber damit ist ja nicht gesagt, er sei charakter l o s gewesen oder habe schlimme Charakterzüge gehabt. Durchaus offen, freundlich, liberal, wie er war in seinem Gemüt, so nahm er die Menschen auf in seinem Haus. Wer ihn besuchte, der kann davon erzählen.

Dieses Haus war ein wahres Asyl der Gastfreundschaft; Kerner selbst wußte kaum, wer alle die Leute seien, die sich bei ihm einstellten. Einmal kam ein Handwerksbursche und verlangte zu trinken, er meinte, es sei ein Wirtshaus. Hinten am Haus im Garten war ein alter Stadtmauerturm und in ihm eine schön hergestellte gotische Stube. Dort lagen die Briefe an Kerner gesammelt, z. B. die von Uhland. Wie viele Dichter gingen über seine Schwelle! Lenau fand bei ihm eine zweite Heimstätte.

Nun war Kerner auch Tierfreund. Unter seinen Hausgenossen war ein altes Pferd, welches das Gnadenbrot bekam und nur selten angespannt wurde, ein zahmer Storch u. a. Er hatte überhaupt sein Wesen mit Tieren, und Varnhagen erzählt, daß, als Kerner Student war, seine Bude wimmelte von Igeln, Eichhörnchen, Hamstern usw., die ihm im Schlaf manchmal übers Gesicht liefen. Diese Liebhaberei war freilich auch schon Studium; Kerner hat (1808) als Mediziner doktoriert mit einer sehr guten Abhandlung über das musikalische Gehör der Tiere. Um dieses zu studieren, kroch er auch im Schweinestall herum. Er hat ferner eine sehr gute Schrift über das Wildbad geschrieben, medizinischen Inhalts, aber zugleich mit einer Sammlung der alten Sagen des Orts. Ebenso ein vortreffliches Buch über Wurstgift; er lachte immer herzlich, wenn man diese Schrift rühmte.

Berühmt war Kerners Spiel auf der Maultrommel; das Zimmer mußte dabei verhängt werden; er spielte bloß im Dunkeln, kaum hörbar, nur ganz zart gehaucht, aber er brachte Töne hervor, die aus einer andern Welt her zu kommen schienen. Auch unterwies er Bekannte in dieser Kunst, besonders einen gewissen Eulenstein.

[1]) Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Von Aimé Reinhard, Tübingen 1862.

Er war lustig und hatte den Spaß gern. Bekannt ist, wie ihm einmal der Bote begegnete, der noch ein Rezept verlangte für einen Kranken, das sogleich hergestellt werden sollte, da schrieb Kerner dem Boten das Rezept mit Kreide auf den Buckel, weil er kein Bleistift hatte. Das ist Humor, wie er sich in das Leben einmischt. Er hat sein Leben überhaupt mit Humor gewürzt und mit Phantasie geschmückt, und wenn man zu ihm kam, wurde man immer poetisch gestimmt.

Mit seinem phantasievollen Dichtersinn warf sich nun Kerner auf die Somnambulgeschichten. Damit aber hatte er in der Welt kein Glück, man verstand ihn nicht darin, es diskredierte ihn. Das wußte Kerner auch recht gut, wie sein „Prognostikon" überschriebenes Gedicht ersehen läßt. Hierin sagt er:

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Namentlich Immermann hat ihn verspottet in seinem „Münchhausen", wo er ihn „Kernbeisser" nennt, ebenso seinen Gesinnungsgenossen Eschenmayer als „Eschenmichel" aufgezogen. Eschenmayer war Autorität in Geistergeschichten. Als einmal jemand zu Kerner kam, um ihm über eine Geistererscheinung zu fragen, sagte Kerner: „Gehen Sie nur zu Eschenmayer, der wird es schon erklären". Auch Strauß, der Kerners Haus oft besucht und es in seinen „Kleinen Schriften"[1]) sehr schön geschildert hat, war damals noch in diesen Dingen gläubig, erst nachher ist er auf seinen rationalen Standpunkt gekommen. Kerner, Eschenmayer und Alle die zu ihrem Kreis gehörten, sagten, die Geister wohnen in einem Mittelreich und von da ragen sie in unsere Welt herein. Dieses „Hereinragen" ist Kerners Lieblingsausdruck. Es spukt einmal bei ihm ein Geist, der ein großes Trinkglas austrank. Kerner berichtet: „Es neigte sich, es hob sich — und wurde unsichtbar ausgetrunken". Darüber sagte Paulus, der rationalistische Theologe: „Dieser aus der andern Welt in die unsere hereinragende Bierlümmel" .... Aber Kerners Phantasie war mit dem Leben anders verschlungen, als in andern Menschen und Dichtern.

Zuerst hatte ers mit dem Somnambulismus; und nachher kam das Wesen mit den Besessenen, das war ein zweites Stadium.[2])

Der Somnambulismus verbindet sich mit der Geistertheorie. Ueber die Geistertheorie gibt Kerners Buch die „Seherin von Prevorst" Auskunft.[3]) Da finden Sie allen Mystizismus aus der Quelle. Ich habe die Seherin von Prevorst einmal selbst gesprochen. Sie war eine Förstersfrau, eine feine Erscheinung, bleich, mit fieberhaft geröteten Wangen und geisterhaft schimmernden, etwas gläsernen Augen. Ihr Nervensystem war zerrüttet, sie litt an Halluzinationen. Sie erzälte mir als völlig selbstverständlich, daß ein unverschämter Geist — denn die Geister können auch unverschämt sein, wenn man sie nicht erlösen will — ihr die Strümpfe vom Fuß gerissen und ihrer Schwester angeworfen habe; und die Schwester bestätigt es. Ebenso sagte sie, sie sinke im Bad nicht unter. Dies hat man zusammengebracht mit der sogenannten Hexenprobe. Es ist freilich eine fatale Probe: sinkt sie unter, so ertrinkt sie, sinkt sie nicht unter, so ist sie eine Hexe und wird verbrannt.

Es ist ja wahr, daß die „magischen Striche" eine eigentümliche physiologische Folge haben, sie versetzen in einen Traum. Nun fragt sichs aber: Ist es

[1]) Ges. Schriften I Bonn 1876 S. 119—173.
[2]) S. Kerners Schriften hierüber: Geschichte zweier Somnambulen 1824.
[3]) 1829. 6. Auflage 1892, 2 Teile. — Blätter aus Prevorst 1831.

wahr, daß in diesem hellen Traum die Seele gegen die Gesetze, die uns bekannt sind, in die Ferne des Raums dringt und in die Ferne der Zeit? Eine Somnambule soll den Kerner gesehen haben, wie er auswärts beschäftigt war. Die Seherin von Prevorst soll gesehen haben, wo ein gewisses Blatt liegt in der Registratur des Oberamtsgerichts zu Weinsberg in Betreff eines Betruges; sie gab die Stelle an, das Blatt lag auch wirklich daselbst, und in Folge davon entstand ein Prozeß. Also haben wir hier die Annahme eines Rückwärtsblickens ohne Schranken der Zeit und des Raumes. Sie sagte auch z. B. einmal von einem Geiste, der in einem Keller „gehen" müsse, weil er die Verwaltung dieses Kellers einmal betrogen habe: sie sagte, er gehe an einem Walfisch vorüber; das war ein Walfisch, der auf ein Faß im Keller gezeichnet war. Darnach würden also die Somnambulen Seelenkräfte besitzen, die höheres vermögen als die der Nichtsomnambulen. Hiemit hängt natürlich zusammen Kerners Geistertheorie: der Somnambulismus setzt eine solche voraus. —

Ein Beleg dafür, daß diese Dinge niemals aufhören und daß die menschliche Schwäche immer aufs neue dazu disponiert ist, wahnsinniges Zeug zu glauben, haben wir in unserer Zeit. Es ist ja neuerdings unter streng gelehrten Herren die Geschichte von einer sogenannten vierten Dimension aufgekommen, sage unter Gelehrten! Es waren Professoren in Leipzig und Halle! Und in dieser vierten Dimension des Raumes — wo sie ist, weiß ich nicht — da, hieß es nun wieder, sind auch Geister.

Heute noch blüht ja sehr der Spiritismus. Sie wissen von Medien, Psychographen und allem, was dazu gehört. Nun, wenn diese Dinge jetzt noch los sind und allezeit los sind, warum sollen wir es unserem Kerner übel nehmen, daß er an sie glaubte, sich mit ihnen abgab und sie betrieb? Es ist um so begreiflicher und verzeihlicher, als damals eine mystische Philosophie überhaupt an der Tagesordnung war. Man darf nicht vergessen, wo man sich in der Zeit seiner Jugend befindet. Die Schellingsche Philosophie war im Schwang, welche die sogenannten „Nachtseiten des Lebens" betonte. Oder denken sie an den geistreichen Philosophen Franz Baader in München, der suchte die Philosophie durch Mystik zu neuer Blüte zu bringen. Ein Schüler Schellings war der schon genannte Eschenmayer, Professor in Tübingen, der gab ein Buch heraus: „Der tierische Magnetismus". Da bringt er z. B. den Bericht: in der französischen Revolution, als die Guillotine beschäftigt war, scheuten die Ochsen, welche den Wagen der Verurteilten zogen, vor dem Hinrichtungsplatz. Man erklärte sich das aus dem Blutgeruch, aber Eschenmayer sagt: sollte es nicht vielmehr wahrscheinlich sein, daß diese Ochsen vor den Geistern der Hingerichteten scheuten, die da herumschwebten? Es ist Eschenmayer ganz ernst, und es ist ganz im Sinn der damaligen Stimmung.

Eine Hauptrolle in der Geistertheorie spielt der sogenannte „Nervengeist". Man kann ja von einem solchen reden, wenn man darunter versteht eine eigentümliche Funktion des Nervensystems einer Person im Hinüberwirken auf die Nerven einer andern. Dies zeigt sich im Hypnotismus, der ja bestätigt ist. Das sind erstaunliche Einwirkungen, aber sie sind gewiß nicht übernatürliche; und sie bestehen ja nur in der Aktion; daraus folgt nicht, daß es eine eigene Substanz gibt, genannt „Nervengeist". Kerner hatte eine prächtige große Dogge geerbt vom Herzog Alexander von Württemberg. Einmal sah er den Hund sentimental an und sagte: „Ja, wie viel vom Nervengeist unseres lieben verstorbenen Herzogs mag noch in dem Hund stecken?" So macht er diesen Nervengeist zur Materie, die auf andere, ja auf Tiere übergeht.

Das ist nun doch ein Materialisiren dessen, was nur dynamisch ist, also nur in der Aktion wirkt.

Diese Dinge sind ja für uns komisch. Einmal spottete ich über die Spiritisten. Einer der Herren, der etwas gläubig war, bemerkte mir, man müsse vorher prüfen, in ihre Sitzungen gehn. Ich sagte: Die einzige Prüfung besteht darin, daß man nicht hingeht, denn wer hingeht, den hat es schon am Frack. Ich bin überzeugt, wenn es heißt, eine Kommode komme die Königstraße herunter und singe „Gaudeamus igitur“, so laufen die Leute hin.

Was gilt nun aber für uns? Es gibt einen wahren und einen falschen Mysticismus, und man muß sie unterscheiden. Aber man begreift auch, wie sie, obwohl sehr verschieden, dennoch in einander übergehen, auch bei geistreichen Menschen, die eben Phantasie und Verstand nicht genug trennen. Ich will zur Erläuterung ein Bild anwenden. Denken Sie sich das Universum als einen Kreis. Das Zentrum dieses Kreises sei der geheimnisvolle Urgrund der Dinge, der Urgeist, der Urquell, die Urkraft und tiefste Einheit, oder wie Sie es nennen wollen. Wir personifizieren es, wir denken es uns persönlich unter dem Namen „Gott“, aber wir wissen nicht, was wir uns hier unter „Persönlichkeit“ denken sollen. Genug, von diesem Zentrum gehen Radien, und zwar geregelte, an die Peripherie des Kreises. Diese Radien seien die Existenzen, die Reiche der Natur, die Klassen, die Gattungen und der Mensch, die Gebiete seines Lebens mit inbegriffen. Der gute, gesunde Mysticismus ist überzeugt, daß dieses Zentrum in die Peripherie durch die Radien stetig als ewige, wahre und wesentliche, göttliche Gegenwart geheimnisvoll hineinwirkt, und will nichts hören von einem Wirken und Schaffen Gottes von außen, kann sich dabei nichts denken. Lebendige Einheit ist das Prinzip des gesunden, des guten Mysticismus. Nun denken Sie sich außer der Peripherie noch Kreise im Kreis gezogen, also weitere Peripherien dem Zentrum zu. Diese bilden Verbindungsbrücken zwischen den Radien, und diese Verbindungsbrücken, diese Linien, welche die Radien im Kreise schneiden, seien die Naturgesetze; und auf diesen Linien nach diesen Naturgesetzen wirken die Wesen auf einander, herüber und hinüber. Das wäre also die Wechselwirkung zwischen den Wesen; diese geht nach unzerreißbaren Regeln, die Naturordnung kann nicht durchlöchert werden; jedes Wunder, das angeblich sich in der Natur begeben soll, wäre ein Loch in die Natur, eine Aufhebung ihres Organismus; und das ist Unsinn, und deswegen der Wunderglaube ein Wahn. Wahr bleibt nur, daß das Göttliche überall gegenwärtig, jedoch gesetzlich, wirkt. Nun aber der andre Mysticismus: der glaubt also, daß diese Linien, die Radius mit Radius verbinden und die ewigen Naturgesetze darstellen, in jedem Augenblick zerreißbar seien auf wunderbarem Wege. Dies ist der falsche, der schlechte Mysticismus.

Kerners Zeit war durch und durch mystisch und zwar in dem einen wie in dem andern Sinn, sie verwechselte die falsche Mystik mit der wahren. Und so war auch Kerner. Er nannte die, welche an die Unzerreißbarkeit der Naturgesetze glaubten, „Plattisten“, will sagen: platte Aufklärer, und Leute wie Paulus pflegte er Glasköpfe zu titulieren, weil Glas nicht leitet; er sagte: wir Gläubigen sind Metallköpfe, die Rationalisten aber sind Isolierschemel. Lesen Sie sein Gedicht: „Metall und Glas.“

Nach dem Somnambulismus kamen bei Kerner die Besessenen dran. [1]) Der Glaube an Besessene taucht immer wieder auf und kommt schon im neuen

[1]) S. Justinus Kerner, Geschichten Besessener neuerer Zeit 1836.

Testament vor. Sie kennen die wunderbare Geschichte mit dem Gergesener![1] Damals und noch in Zeiten, die uns näher liegen, meinte man, in gewissen Kranken stecken Teufel. In den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderte ein gewisser Pater Gaßner in der Schweiz und in Oberschwaben herum, der verkündigte, daß Krankheiten von Besessenheit herkommen. Er hielt Versammlungen, zu denen es von allen Gegenden zuströmte, und heilte solche von Teufeln Besessene, namentlich Epileptische, durch Beschwörungen. Er beschwor z. B. den Teufel im rechten Arm, dann bekam der Kranke furchtbare Verrenkungen am rechten Arm; das war wahrscheinlich vorher gehörig eingeübt. Lavater glaubte an diesen Gaßner, und Lavater war doch wenigstens kein dummer Mensch. Mit einem solchen Contagium wirken diese Dinge! Und wenn heute ein Gaßner kommt, so stehe ich nicht dafür, daß die halbe Gesellschaft ihm nachläuft.

Nun aber sind es bei Kerner nicht mehr Teufel, sondern Tote, die sich manifestieren: den Geist eines Toten „besitzt" irgend eine Person. Man beschwört nun die Person, oder vielmehr den Geist in ihr; und wenn das wirkt, dann fängt die Person ein eigentümliches Gurgeln an, dann spricht aus ihr eine ganz fremde Stimme, der besitzende Geist, sodaß jetzt also zwei Personen da sind. Oft sind auch mehrere Geister in einer Person. Die besitzenden Geister haben alle den gemeinschaftlichen Charakterzug, daß sie nichts Heiliges hören können und daß sie ganz gemein schimpfen, wenn man ihnen etwas Heiliges vorliest. — Strauß hat in den Berliner Jahrbüchern einen vortrefflichen Artikel über diese Erscheinungen geschrieben; er hat sie physiologisch erklärt. —

Die Welt hat nun gemeint und meint noch jetzt: da war der Kerner eben doch ein Betrüger — oder doch ein Lügner, wenn er dabei nichts gewinnen wollte. Das halte ich für gründlich unrichtig. Kerner war mit seinen Phantasien ganz verwachsen, daher seine barocke Art. Er war Phantasiemensch, deshalb verwechselte er den Mysticismus, der die Verbindungsbrücken für durchbrechbar hält, also die zweite der oben angeführten Arten, mit der ersten. Er konnte über diese Dinge lachen; er mußte lachen, wenn bei den Besessenen das Gurgeln anfing. Er lachte nicht höhnisch, aber er lachte, und doch zog er die Konsequenzen nicht. Sokrates glaubt ja auch, er habe einen Geist, der ihn manchmal zupft, wenn er einen Fehler machen will, oder wenn ein Unglück sich naht. Diesen Geist nennt er sein Daimonion. Es wird ihn oft gezupft haben, aber als Mann der Logik gab er dem keine Konsequenz. Kerner dagegen war ein Mann der Selbsttäuschung, die Phantasie mischte sich bei ihm ins Denken ein, und so konnte er natürlich auf Abwege geraten. Ein Dichter steckt aber nicht so fürchterlich fest in einer Vorstellung, sein Verhalten ist immer wieder doch ein Schweben. Es gibt eben nicht bloß Licht und Dunkel, sondern auch Helldunkel. Und so schwebt Kerners Auffassung in einem Zwielicht. Er ist einmal darin, aber vermöge seines Humors auch wieder darüber hinaus; es ist eine dämmrige Mitte zwischen Glauben und Schalkheit. Wer dieses Schweben nicht versteht, der kann Kerner nicht begreifen und tut ihm Unrecht.

Kerner war grundnaiv, aber nicht so wie ein Kind naiv ist, und er war nicht etwa töricht, sondern dennoch ein ganz klarer Menschenkenner. Er wußte auch ein wenig um seine Naivität, er wußte wie seine Natürlichkeit günstig wirkte und war daher im Umgang mit den großen Herren immerhin etwas,

[1]) Matth. 8, 28—34; Marc. 5, 1—19; Luc. 8, 26—39.

ein klein wenig „Hoftiroler“ — aber nur schonend ist es zu sagen. — Er verkehrte viel mit Fürsten, besonders mit dem Herzog Alexander. Ein humoristischer Arzt in Heilbronn, einer seiner Freunde, sagte manchmal, wenn ein fürstlicher Besuch bei ihm war: „man kann jetzt nicht hinüber zu Kerner, es prinzelt wieder“. Es war eine seiner menschlichen Schwächen. Man kann auch deshalb von ihm nicht so nachdrücklich wie von Uhland sagen, er sei ein Charakter gewesen. Der Mann, der vorzüglich gut, weich, edel und naiv war und ein Phantasiemensch, ein Stimmungsmensch, der konnte nicht gleichzeitig ein eherner Charakter sein wie Uhland.

So war er auch in der Politik. Wenn es ihn stark anflog in großen Bewegungen, da konnte er auch in ihrem Geiste dichten: so sang er mit im griechischen Befreiungskampf, dann im Polenkrieg. Das haben Sie nicht erlebt, den unendlichen Kultus mit den Polen, wie man sie aufnahm usw. Auch anno 1848 hat Kerner wieder einiges gedichtet. Es ist ein Vers von ihm bekannt, mit dem er die Wahl eines Schlossermeisters zum Parlament empfahl.[1]) Dieser Schlossermeister hat sich an der Stelle, zu der er gewählt war, als ein sehr tüchtiger Mann erwiesen.[2])

Nun Kerners Verhalten zur Religion. Er war wundergläubig, mystisch, romantisch in dem genannten Sinn, und so auch auf dem Gebiete der Religion, einer der Dichter, die Grund geben, die schwäbische Schule an die romantische anzureihen. Die magische Farbenglut und Farbenstrahlung des Mittelalters nimmt auch ihn gefangen, doch behält er sich innere Freiheit vor. Er hat Freude am mittelalterlichen Leben, er liebt Legenden, Wundergeschichten zu behandeln, er ist heimisch in dieser Gattung von Stoffen. Aber wer wußte, wie er war, konnte niemals auch nur einen Augenblick meinen, daß er Ernst machen und zur katholischen Kirche übertreten würde wie Werner, Stolberg und Schlegel. Das fiel ihm nicht ein. Die romantische Welt war ihm eine Phantasiewelt, und daraus macht man nicht Ernst, wenn man gesunden Geistes ist. Glauben Sie, daß er nach der letzten Oelung geseufzt hätte? O nein! Es versöhnt mit ihm, wenn man einen gewissen Auftritt kennt, welcher sich begab, als er auf seinem Sterbebett lag. Kerner war, um ein schwäbisches Wort zu gebrauchen, das aber kräftig und gut ist, und das man drucken könnte: ein „Maunzer“. Wenn er lange krank war, pflegte er zu „maunzen“, zu klagen. Das war aber nur so eine angenommene Manier. Kam zu ihm ein Freund, welcher ihn anredete, so konnte er aufleben und sich im Bett aufrichten und ein heiteres Wort sprechen. Nun schickten ihm seine Verwandten einen Bekehrer an sein Krankenbett, das war ein gewesener Missionar Hebich, ein sehr gesuchter Pietist, eigentlich ein grober Bauer, von Verehrern und Verehrerinnen übel verwöhnt. Dieser fieng bei Kerner an mit einem Leichenbitterton: „Wie geht es Ihnen?“ Kerner sagte: „Wenn ich nur schon aufgelöst wäre und im schöneren Jenseits.“ Der Missionar tröstete ihn mit den Worten: „Schön, daß Sie so denken! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“. Aber Kerner, den der Leichenbitterton ärgerte, richtete sich wütend auf und fuhr den Pietisten an: „Gehen Sie mir zum Teufel, des Doktors Haus in Weinsberg ist mir noch lange gut genug“. — Eigentlich haben die fünf ersten Worte anders gelautet. — Der Fürst Alexander von Hohenlohe hatte eine hohe geistliche Charge. Er war auch ein Gebetsheiler, reiste in Deutschland und sonst herum als eine Art höherer fürstlicher „Blum-

[1]) Nicht Doktors, nicht gelehrte Geister, Wir wählen einen Schlossermeister.
[2]) Es war der Abgeordnete von Murrhardt und hieß Nägele.

hardt" [1]) Dieser Herr mußte nach stehendem Herkommen an Ostern jedes Jahres sieben Fastenpredigten herausgeben. Er hatte einmal keine genügenden da und bat nun seinen Freund Kerner, er möchte ihm aushelfen, und so hat sechs von diesen sieben Fastenpredigten Kerner verfaßt.[2]) Diese waren einmal angezeigt in der Jenaer Literaturzeitung; der Rezensent bemerkt, es sei sehr wohltuend, daß man so wenig vom katholischen Dogma darin verspüre. Begreiflich, weil Kerner wenig davon wußte.

* * *

Und nun Kerners Dichtertalent. Er hatte das Organ für Poesie in hohem Maße, in höherem als Uhland. Es kommt bei ihm ganz von selbst heraus, es quillt mehr, oder mit Lessing zu reden: es schießt in volleren, reicheren Strahlen auf. Demnach hätte Kerner ein Dichter noch über Uhland werden können. Aber seine Phantasie war nicht frei, sie war mit seiner Persönlichkeit so verwachsen, daß er eigentlich niemals völlig dazu gelangte, sie als Gabe für objektive Schöpfungen aus diesem Verwachsensein zu trennen; es reichte ihm nicht hin zur Objektivität. Er war mehr eine poetische Existenz als ein Poet. Etwas ähnliches sagt Strauß über ihn. Obwohl Kerner so reich an Phantasie war und an Empfindung, welche die Resonanz der Phantasie ist, hat er es daher doch zu keinem eigentlichen Kunstwerk gebracht. Er besaß das Traumhafte, aber halb im bedenklichen Sinn. Es fehlte ihm die innere Disziplin, er hatte nicht Geduld genug und ebendarum auch nicht genug Technik, um ein größeres poetisches Ganzes in richtiger, korrekter Komposition zu schaffen, also ein Epos, einen Roman oder ein Drama; es gibt ähnliches von ihm, aber es ist kein Kunstwerk.

Auch in der Form der gebundenen Sprache mangelt es bei ihm oft an Reinheit. Kerners Verse sind mit wenigen Ausnahmen so nachlässig, daß man ihn schon darum nimmermehr einen klassischen Dichter nennen kann. Denn was klassisch ist, muß auch in den Versen recht sein. Ich will nur einen vorlesen:

Dreiviertel Jahre kalt und wüst,
Ein ewiger Kampf von Licht und Schatten,
Ja! das schon lange Jahre ist,
Der traurige Himmel, den wir hatten.[3])

Das ist arg! Kerner meinte eben: wenn man nur die innere Herzensmeinung verstehe, wenn man nur den inneren Herzensklang mitempfinde, so sei das genug.

Freilich war das nicht ganz bloß Nachlässigkeit, es war auch etwas Theorie dahinter, Grundsatz, aber falsch angewandter Grundsatz. Schillers lyrische Poesie z. B. mochte er nicht recht leiden; sie war ihm zu geschmückt, zu prachtvoll, zu blumenreich. Von der Stelle aus Hero und Leander:

„Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt",

sagt er, das sei ihm zu schön, ein solcher musikalischer Wohlklang mache ihm Brausen im Ohr und lulle ihn ein, so daß er an den Sinn der Worte nicht mehr denken und nichts dabei empfinden könne. Mag man nun auch sagen, daß daran eine Kernersche Wahrheit ist, so wird man doch die Konsequenz nicht wie er ziehen daraus, ihm nicht einräumen, daß die Schlichtheit Nachlässigkeit werden darf.

---

[1]) Pfarrer im Bad Boll, einer Heilanstalt bei Göppingen.
[2]) Das entstellte Ebenbild Gottes durch die Sünde, Regensb. 1836.
[3]) Vers in dem Gedicht: Süddeutschlands Wärme.

Indes nicht überall brauchen wir strenge Fassung zu verlangen: Wo Kerner märchenhaft wandeln kann, wo er seinen phantastischen Einfällen in ungebundenem Spiel folgen darf, da ist er prächtig, da ist er genial — und nichts weniger als angebrannt, frivol ironisch, wie es die Romantiker so häufig sind, sondern ferngesund und grundlustig. —

Seine poetischen Gedanken haben jenes Etwas, woran man den Dichter erkennt, den goldnen Schleier, der über den Dingen liegt, den Abendschimmer — etwas, das in den Worten nicht erschöpft ist, sondern über den Zeilen schwebt. Jenes undefinierbare Klingen, Verschwinden und Verschweben, das war seine Sache.

Die erfindende Phantasie ist bei ihm prächtig reich an Humor. Er hat, ich kann es nicht anders nennen: ein besonderes Organ, den Sinn für das toll Phantastische. In den „Reiseschatten" z. B. kommt einer vor, der seine Nase aus- und einziehen kann, wie ein Perspektiv. Und so hat Kerner auch eine eigentümliche Gabe, halb närrische Schrullen und vollen Wahnsinn zu tragikomischer Anschauung zu bringen. Im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" bekommt man treffliche Bilder grillenhaften und verrückten Wesens. Da schildert er aus Ludwigsburg die sonderbaren Käuze, woran diese edle Stadt immer so reich war, z. B. den pensionierten Rittmeister, der sich durch die Leidenschaft des Reitens in die Lumperei gebracht hat. Dann die Wahnsinnigen im Irrenhaus, wo einer immer sagt: „Abendrot, Totengebein und zu Nacht den roten Wein." —

Die Reiseschatten erschienen zuerst 1811 in Heidelberg mit dem Zusatz „Von dem Schattenspieler Luchs" (so nennt Kerner sich selbst). Dann wurden sie wieder aufgelegt im zweiten Band der „Dichtungen" (3. Auflage, 2 Bände, Stuttgart und Tübingen 1841). In den Reiseschatten gab Kerner den größten Beweis seines Humors, jedoch sie bedürfen leider Gottes Noten und werden deshalb sehr wenig mehr gelesen. Sie bestehen zum Teil aus Reminiszenzen von seiner ersten Reise, die er, als schon Verlobter, durch Bayern, Franken und Schwaben gemacht hatte; auch enthalten sie zum Teil Erinnerungen an Wien, aber damit sind eine Menge Phantasiegebilde verwoben, und vieles ist nur Traumversetzung in alte Zeiten. In der bunten Abwechslung des Phantastischen und Komischen mit dem Sentimentalen erinnert das Werk an Jean Paul; durch die romantische Willkür ist es auch vergleichbar mit Eichendorffs „Taugenichts", welcher aber erst 1826 erschien. Beide Elemente der Romantik sind in Kerners Schöpfung vertreten, das Positive in der Begeisterung für Mittelalter und Natur, das Negative in der Verachtung platter Prosa und Aufklärung. Nach einheitlicher Form darf man hier nicht fragen; in traumartigem Umtausch folgen Erzählungen, Lieder und Schattenspiele aufeinander. Erst kommt ein Stück Erzählung, hierauf ein kurioses Drama, das er selbst Schattenspiel nannte, dann wieder närrische Erzählungen, hernach wieder ein Schattenspiel und vor dem Ende noch eines. Es ist nichts weniger, als eine Reisebeschreibung, sondern Kerner macht uns ganz bald bekannt mit einer verrückten Reisegesellschaft, dazu kommen noch mehr Figuren, und es begibt sich eine tolle Szene nach der andern. Hierin sind auch satirische Anspielungen enthalten. Unsere heutigen Leser wissen nicht mehr, wer speziell gemeint ist, es tut aber nichts, allgemeine Standpunkte sind ja genug vorhanden. „Der Popanz" ist der alte Cotta, „der schmeckende Wurm" das Morgenblatt. Die Dichtungen der schwäbischen Schule erschienen vielfach im Morgenblatt. Das war ein treffliches Blatt — schade, daß es eingegangen ist — aber für dieses Blatt schrieben auch Aufklärerr von der seicht-rationalistischen Sorte, „Plattisten",

die sich ab und zu darin gegen die romantische Schule vernehmen ließen. Der „schmeckende Wurm“, das heißt: der Wurm, der fein schmeckt, wo etwas Mystisches wäre. Es kommt auch ein rasender Poet vor mit Namen Holder, das ist Hölderlin, der tragikomisch hingestellt ist. Unter einem gewissen Haselhuhn ist der dicke Conz, Professor der Philosophie in Tübingen gemeint, ein etwas komischer Herr, der sehr zerstreut war. Dieser brennt an, muß sich entkleiden, es kommen viel „Hemder“ zum Vorschein. Seine Frau soll viel darauf gehalten haben, daß Conz regelmäßig sein Hemd wechsle. Es hieß nun, das habe er gewissenhaft getan, aber dabei vergessen, das alte Hemd auszuziehen, sodaß er ganze dicke Schichten von Hemden um sich hatte. Wer der lange Mensch ist, welcher so lange Beine hat, daß er damit beim Reiten unter dem Bauch des Pferdes einen Knopf machen kann, weiß ich nicht. Ferner kommt vor ein Chemikus aus „Grasburg“, der alles auf Chemie reduziert, ein gewisser Staudenmaier. Dann ein Pfarrer mit einer fürchterlich roten Nase und einer Stockbibel, d. h. einem Stock, worauf eine Bibel geschnitzt ist, ein starker Eiferer gegen die Poeten. Ein junger Bursche begeht den Frevel, ihm auf diese rote Nase zu spucken, worauf die Nase zischt wie eine glühende Ofenplatte. Hier sehen Sie wieder, wie sehr Kerner zu dem neigt, was ich närrische Vorstellungen nenne. — „Grasburg“ ist Ludwigsburg. Da sieht man von Zeit zu Zeit eine Gestalt über das grasbewachsene Pflaster schreiten. Die Stadt „Mittelsalz“ ist Tübingen. Dort spielt eine höchst komische Szene: die Professoren halten eine Gerichtsversammlung über einen der Poesie suspekten Studiosen. Dann die Geschichte mit dem Stock: Dieser wurde von einem Studenten bei einem Professor liegen gelassen. Der Stock bewegt sich, durchstöbert die Bücher des Professors und läßt sich als Privatdozent nieder. Der lustigste Abschnitt des ganzen Buches ist die Reise im Postwagen mit einem dicken Brunnenmacher [1]) und einem mageren Pfarrer, die beide sehr hungrig sind und von einem lustigen Koch durch die lockende Beschreibung einer guten Mahlzeit so gierig gemacht werden, daß der Pfarrer den Brunnenmacher in die fette Backe beißt. Hieraus entsteht nun lächerliche Verwirrung: der Pfarrer meint, er selbst sei kürzlich von einem Hund in die Nase gebissen worden, den der boshafte Koch als toll bezeichnet.

Es spielen aber auch ernste Partien in diese barocken Schnurren hinein. In die Geschichte von einem Liebespaar, das getrennt wird, sind besonders poetische Lieder eingestreut; wir werden dazu gelangen beim Lyrischen. Eine Harfenspielerin und Sängerin, die fern von einer Nordsee-Insel herkommt, spricht wunderbare Dinge von Meermuscheln, Seetieren, alten Märchen und Sagen. Das hat Klang, diese Partie mit ihrer verschwebenden Stimmung gemahnt wie Töne von Aeolsharfen.

Nun aber eine Hauptpartie, die Schattenspiele. Es sind drei. Eines ist „König Eginhardt“. Dieser entführt die Tochter des Kaisers Otto aus dem Kloster, und der Kaiser, der davon erfährt, verfolgt die Tochter, findet sie endlich mit dem König und verzeiht. Die Fabel ist einfach, aber es findet hier ein ganz toller Bilderwechsel statt: Wenn irgend eine Verwandlung nötig ist, so läßt der Schattenspieler immer ein Ding in das andere übergehen: ein Baum wird ein Tisch, ein Tisch etwas anderes usw. Dann verirrt sich der Kaiser in einem Wald, es wird gefährlich, drei Wölfe kommen und sperren den Rachen bis in den Schwanz auf. Das sind ganz erheiternde Spässe. — Dann das letzte: „Das Krippenspiel von Nürnberg“. Es besteht einfach darin, daß immer wieder ein neues Bild aus den prächtigen

[1]) Bei dem dicken Brunnenmacher dachte Kerner an den Ludwigsburger Kämpf, von dem er im „Bilderbuche“ berichtet.

Erinnerungen der alten Stadt aufgeführt wird, z. B. Kaiser Maximilian zieht ein, hierauf wird Hans Sachs begraben, dann trägt die Metzgerzunft die berühmte, große, 658 Ellen lange Wurst durch die Stadt.

Das bedeutendste unter diesen Schattenspielen ist das zweite: „der Totengräber von Feldberg". Er will durchaus fliegen, erfindet Flügel und versucht sie Nachts auf dem Friedhof. — Das ist eine Gestalt aus der Wirklichkeit, ein Ludwigsburger, Namens Hartmayer. Man hieß ihn Flug-Meyer; er beschäftigte sich mit Versuchen, Flügel zu erfinden und zu fliegen. Brennend vor Begierde, fliegen zu können, sagt er einmal zu seinem Weibe:

Siehst du den Reiher dort oben, Weib?
Blau wie der Himmel sein Flügel,
Licht und Luft ist der stolze Leib,
Ihm däucht die Erde ein Hügel.
Sieh an! So bodenlos und ohne Zügel!
Ist einst das Wagstück mir gelungen, Weib!
Werd ich angestaunt dort oben schweben.

Das sind schöne Verse, solche hat Kerner nicht immer gemacht. — Nun beschwört der Totengräber den Teufel und dieser verspricht, ihn fliegen zu lehren, wenn er Weib und Kind ermorde. Der Totengräber tut es, und der Teufel hält sein Versprechen so, daß der Reuige sich selber dem Gericht ausliefert. Und nun fliegt er am Galgen. Während ein Nachbar seinen Henkerstod erzählt, singt ein Handwerksbursche das Lied:

Mir träumt' ich flög gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinsliebchen Haus.

Feinsliebchen ist betrübet,
Als ich so flieg, und weint:
Wer dich so fliegen lehrte,
Das ist der böse Feind.

Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schrei erwacht';
Da lieg ich, ach! in Augsburg,
Gefangen auf der Wacht.

Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb auch nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank ich in freier Luft.

Das ist so echt im Volkston, daß Arnim und Brentano, vollkommen getäuscht, es unter der Ueberschrift „Ikarus" in des Knaben Wunderhorn aufnahmen. — Der klassische Name paßt aber gar nicht zu der nordischen Stimmung. —

Nun hat aber dieses Schattenspiel eine höchst humoristische Zwischenhandlung. Ein Dichter liebt die Tochter des Totengräbers, Elsbeth, die ihrerseits einem Gärtner in Liebe verbunden ist. Der Dichter träumt aber, er möchte ganz eine Blume werden, und der Gärtner lügt ihn an er sei eine Sonnenblume, steckt ihn in einen Kübel und begießt ihn stark; der Dichter springt wütend heraus und entläuft. Das Tirilieren des in seinem Blumengefühl schwelgenden ist eine allerliebste Satire auf die Romantiker, eine gute Verspottung ihrer Klingklangdichterei.

Die Reiseschatten sind das beste und umfangreichste der Jugendwerke Kerners, er hat seinen kostbarsten Phantasiereichtum hineingegeben. Es ist nicht eigentlich durchkomponiert, kein Kunstwerk, aber ein echtes Traumwerk, ganz erfüllt von dem Zauberhauch seiner Phantasie, ein geniales Gemisch von tragischem Dunkel und erheiternden Strahlen des lustigsten Humors. Der Un-

fang zu trübselig, der Ausgang ganz natürlich und echt poetisch. Kerner ist nirgends mehr in dem Grade Dichter gewesen wie hier.

Nun Lyrisches von ihm. Der Grundzug seiner Gedichte ist Liebe zur Natur. Das ist freilich ein so oft gebrauchter Ausdruck, daß dabei Niemand mehr etwas denkt, aber wann irgendwo, so muß er hier gebraucht werden. Wir finden bei Kerner stets ein wirkliches, wahrhaftes Sicheinsenken und -einleben des Dichtergemütes in die Natur, ein Heimischsein in diesem reinen Element, und eben daher einen gründlichen Ekel, eine gründliche Scheu vor dem Gedräng, der Interessenhetze dieser Menschenwelt. Diese Stimmung hat ihren guten Grund in einem natürlichen Rechte der tieferen Menschenseele, aber wir erwarten, daß sie auch wiederum anderen Stimmungen Platz machte. Sie soll ihr Recht haben, aber dann soll man den Dichter auch wieder mutig finden mitten im Drang und Sturm der Menschenwelt; er soll auch anderer Stimmung fähig sein als dieser Sehnsucht, welche aus dem Lärm und leeren Gewühl fort will zur Natur, als dem Bilde der Einheit, und auch aus der Natur hinweg, hinab ins Grab. Dieser Jean-Paulisch sentimentale Ton wird stehend bei Kerner, wird Leitton, Grundton. „Die Erde ist ein Jammertal", heißt es bei Jean Paul, darauf ruht alles bei ihm. Das geht aber auch zu sehr durch bei Kerner, die Weichheit herrscht bei ihm zu sehr vor.

Der weiche Zug und Ton ist überhaupt allen schwäbischen Dichtern gemeinschaftlich. Es ist merkwürdig, dem schwäbischen Charakter und Wesen fehlt doch eben das Derbe, Grobe, Eckige und Hartkantige nicht. Aber es scheint, daß die Schwaben auch darin ganz spezifisch deutsch sein müssen, daß daneben in ihnen das Weiche so eigentümlich stark vertreten ist. Bei Hölderlin wird es völlig zu einer ihn verzehrenden Potenz. Wir haben es bei Uhland gefunden in seinen Jugendpoesien, wir werden es im hohen Grade bei Karl Mayer finden. Mörike ist ebenfalls weich. Auch bei den schwäbischen Künstlern schlägt diese Richtung vor. Weich ist der größte unserer Künstler, der jung gestorben ist und wenig geschaffen hat: Schick. Er liebt das anmutig Milde und wählt sich Raphael zum Vorbild. Auch Wächter hat viel von diesem Zug, und im Grund auch Dannecker.

Sie werden das bei Kerner konstanter finden, als angenehm ist. Ein Beispiel, wie er das moderne Weltgewimmel verwünscht, haben Sie an dem Gedicht „Eisenbahnhof". Was läßt sich alles Herrliches von Vorteil der Eisenbahn sagen! Dem Dichter wird es oft anders vorkommen, aber man wird natürlich den Ausdruck seiner widerstrebenden Stimmung nicht als blutigen Ernst nehmen.

Hört ihr den Pfiff, den wilden grellen,
Es schnaubt, es rüstet sich das Tier,
Das eiserne, zum Zug zum schnellen,
Herbraust's, wie ein Gewitter schier.

— — —

Jetzt welch ein Rennen, welch Getümmel,
Bis sich gefüllt der Wagen Raum!
Drauf „fertig!" schreits, und Erd und Himmel
Hinfliegen, ein dämonscher Traum.

Dampfschnaubend Tier! seit du geboren,
Die Poesie des Reisens flieht;
Zu Roß mit Mantelsack und Sporen
Kein Kaufmann mehr zur Messe zieht.

Kein Handwerksbursche bald die Straße
Mehr wandert froh im Regen, Wind,
Legt müd sich hin und träumt im Grase
Von seiner Heimat schönem Kind.

Kein Postzug nimmt mit lust'gem Knallen
Bald durch die Stadt mehr seinen Lauf,
Und wecket mit dem Posthorns Schallen
Zum Mondenschein den Städter auf.

— — —

Kein Wandrer bald auf hoher Stelle,
Zu schauen Gottes Welt, mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorübereilt.

Ich klage: Mensch, mit deinen Künsten
Wie machst du Erd und Himmel kalt!
Wär' ich, eh' du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wildsten Wald!

Wo keine Axt mehr schallt, geboren,
Könnt's sein, in Meeres stillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.

Fahr' zu, o Mensch! treib's auf die Spitze!
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft,
Flieg mit dem Aar, flieg mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht, als bis zur Gruft!

Das ist wirklich ganz gut, besonders am Schluß; und es wird uns ja gewiß nicht einfallen, gegen den Dichter die Gründe für die Eisenbahnen vorbringen zu wollen, das wäre lächerlich.

Die Lieder der Klage und Sehnsucht nach dem Grab sind sehr zahlreich. Lesen Sie „Sehnsucht", „Trost in der Natur", „Der Riß durch's Herz", „Der Kranke an den Arzt", „Ehmals". — „Armer Sohn der Arznei" nennt er sich da. — Der „Preis der Tanne" ist besonders charakteristisch für ihn. Die Tann und die Rebe sprechen miteinander. Die Rebe rühmt ihre Frucht. Die Tanne antwortet säuselnd:

Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein
Lebensmüde! — Welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein.

Ob da die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Tränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

Die letzte Wendung ist schön.

„Der Wanderer in der Sägemühle": Eine Tanne wird zersägt, sie kündigt mit ihrer Trauermelodie dem Dichter an, für ihn werde aus den Brettern „ein Schrein zur langen Ruh:"

— —

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir wars ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Dazu fügt sich: „Der schmerzreiche Ton":

— —

Wenn der Tischler mit dem Hammer
Schlägt den letzten Nagel ein.

Diesmal ist also der Sarg nicht so tröstlich. Das Gedicht ist ergreifend, aber wir wünschen nicht, daß der Dichter zu lang dabei verweile. — Ebenso

ist es mit dem Gedicht „Herzenslast“. — Allzu trübselig auch „Frühlingsklage“. Der Dichter klagt, daß er in enger Zelle sitze, während in der Natur draußen alles lebt:

Ich blick empor mit Sehnen,
Befangen schlägt mein Herz,
Mein Lied erzeugt der Schmerz,
Schnell stirbt es hin in Tränen.

Das ist verallgemeinert in dem Gedicht „Poesie“:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesieen
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

Wenn das Leid so schöne Frucht bringt, so wird ja das Leben nicht so trüb sein. Daher sollte der zweite Vers die Sache nicht so trostlos abschließen, das ist auch dichterisch keine Lösung; es fehlt etwas, ein versöhnender Schlußakkord.

Aber Kerner hat andres gedichtet, wo dieser Ton poetischer, freier und — wir wollen auch sagen — wahrer wird.

Schön, zart ist „Morgenrot“:

Morgenrot, das herrlich rings den Himmel hellt,
Ach, du bist nur Bote, daß heute Regen fällt,
Oft bringt, was entzücket, Tränen nur und Not,
Tausend Menschenfreuden sind ein Morgenrot.

Innig schön und allgemein menschlich wahr klingt die Sehnsucht in dem Gedicht „Alphorn“:

Ein Alphorn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft,
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Tal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen;
Tönt tief ins Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gesunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Die Seele wird in eine Idealwelt heimgerufen. Aber das Gedicht schließt leider zu traurig ab, als ob sie nur jenseits vorhanden wäre. Im Gegenteil: Das Leben ist schön, seine Poesie wird bestehen, so lange man das Alphorn hört. — Aehnlich das Gedicht „Auf der Wanderung“. —

So sehr sich Kerners Wehmutsphantasie zu Grabe neigt, so spricht er doch einmal resigniert über den Tod in dem Gedicht: „Hoffe“:

— — —

Hoffe, daß durch Todesnacht
Gott dich führt in Sonnen ein,
Was er immer mit dir macht,
Du bist dein nicht, du bist sein.

Sei demütig wie das Blatt,
Das im Herbst vom Baume geht:
Niemals das geklaget hat,
Daß es jetzt der Sturm verweht.

Besonders lieb in Kerners Lyrik war mir immer „der Einsame“:

Du ruhst im zarten Frauenarm,
Am Rosenmund voll Duft;
Einsam geh' ich, im Mantel spielt
Die kühle Abendluft.

Es kommt kein Wandrer mehr des Wegs,
Der Vogel ruht im Baum;
Ich schreite durch die düstre Nacht,
In mir den hellsten Traum.

Das ist gesund, frei, dichterisch beseligt und besser als alle die Jammergedichte.

Kerner war mehrere Jahre in Welzheim. Nach diesem Ort und nach den schönen Wäldern um ihn her fühlte sich der gute in seinem Weinsberg, so freundlich dieses auch war, doch immer sehr zurückgezogen. Kerners älteste Tochter, Marie Niethammer, schrieb ein treffliches Buch: Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus, nach Briefen und Erinnerungen (1877), worin sie ein anmutiges Bild aus der Zeit seiner jungen Ehe in Welzheim gibt. Darauf bezieht sich „Sehnsucht nach der Waldgegend“:

Wär ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch so lange, lange Jahr!
— — — — — —

Hier in diesen weiten Triften
Ist mir alles öd und stumm,
Und ich schau in blauen Lüften
Mich nach Wolkenbildern um.

In den Busen eingezwinget,
Regt sich selten nur das Lied;
Wie der Vogel halb nur singet,
Den von Busch und Baum man schied.

Zum Besten gehört „Wanderer“:

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und tot!
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenrot. —

„Abendschiffahrt“:

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erschallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle;
Dann sinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne. — —

Das ist schön fromm, wie ein Goldhimmel.

Immer wieder will er dem Menschentreiben den Rücken kehren. So in dem Gedicht: „Rat im Mai“:

— Sei wieder frei gegeben
Der alten Einsamkeit!
Wie Vogel singt in Lüften,
Ausströmt die Blum' in Düften,
Strömt aus, o Herz, dein Leid!

Lesen Sie auch „Glück des Verlassenseins“.

Der weiche und klagselige Ton, der so sehr vorwaltet in Kerners Lyrik, nimmt noch zu in seinen Altersgedichten. Beispiele „Der letzte Blütenstrauß“ und „Der Winterstrauß“.

Aber wir haben genug Proben davon. Jetzt wollen wir uns recht vergegenwärtigen, daß bei ihm auch die Gesundheit wieder heraustritt und das ganz freie, volle Lebensgefühl in so manchem Gedicht. So namentlich in dem „Wanderlied“. Das singen die Studenten noch heute, und man wird es hören, solang es deutsche Studenten gibt. „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“ .... Das hat Klang und läuft. Ganz besonders schön ist der zweite Vers: „Die Sonne sie bleibet am Himmel nicht stehn“, ... Das bewegt sich frischweg, wie der Inhalt oder das Bild sich bewegt.

Nun Gedichte von der Liebe. Dafür stehen unsrem Kerner schöne Töne zu Gebot. Eines kommt schon in den Reiseschatten: Sonnenlauf. Es ist gewiß intim, aus seiner eigenen Erfahrung hervorgegangen: die Sehnsucht nach seiner Braut auf der Reise spricht sich darin aus. Die Sonne trennt mit ihrem Lichte den Liebenden von der Geliebten, indem sie das ganze bunte Weltschauspiel zwischen ihnen erstehen läßt:

Aber wenn die Sonne fliehet,
Mit sich ziehend Berg und Tal,
Mit sich ziehend Flüß' und Städte,
Und die Menschen allzumal:
Kehret schon die Ferne wieder,
Leis vom Abendstern bewacht,
Schifft sie in dem Kahn des Mondes
Durch das stille Meer der Nacht. —

Das ist ein Bild des größten Dichters wert!

Und nun etwas Lyrisches aus den „Reiseschatten“. Da muß ein Bursche, Andreas, von seinem Mädchen sich trennen. Die Lieder, welche nun ihm und ihr in den Mund gelegt sind, haben zum Teil ganz echten Volkston. Eines davon ist in die gesammelten Gedichte aufgenommen unter dem Titel

Liebesklage.

Schwarzes Band, o du mein Leben!
Ruh' auf meinem Herzen warm;
Liebe hat dich mir gegeben,
Ohne dich, wie wär' ich arm!

Fragt man mich, warum ich trage
Dieses schwarze schlechte Band,
Kann ich's nicht vor Weinen sagen:
Denn es kommt von Liebeshand.

— — —

So ich sollte zu mir nehmen
Etwas Speise oder Trank,
Kann ich nicht vor lauter Grämen
Sagen Dank: denn ich bin krank.

Krank sein, es nicht dürfen klagen,
Ist wohl eine schwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen sagen,
Muß ein hartes Lieben sein!

Das ist ein Kleinod in der Lyrik unsres Dichters. Es ist auch mehrfach und gut komponiert.

Eine Reihe besonders inniger Gedichte hat Kerner an seine Frau gerichtet. Sie war ein vortreffliches Wesen, im ganzen Lande bekannt schon durch ihre Gastfreundlichkeit in Kerners Haus, wo sie natürlich Meisterin war und für alles vorzusorgen hatte. Wenn da der Gemahl mit seinem Dichtersinn gewaltet hätte, dann hätte es nicht so gehalten werden können. Sie brachte zum Phantasieleben ihres Mannes den Verstand, aber, nicht zu vergessen, auch ein warmes Herz. Sie hieß mit dem Kosenamen „Rickele“. Einige von seinen Gedichten an sie will ich lesen.

Im Herbst.

Zieh' nur, o Sonne, zieh'
Eilend von hier, von hier!
Auf daß ihr Wärme komm
Einzig von mir!

Welkt nur, ihr Blumen welkt!
Schweigt nur ihr Vögelein!
Auf daß ihr sing und blüh'
Ich nur allein.

Kein Geburtstag.

Wann du geboren, weiß ich nicht,
Will's wissen nicht, wenn ich's auch fände.
Sei mir ein Kreis, ein ew'ges Licht
Wie ohne Anfang, so ohn' Ende.

Er vergaß immer ihren Geburtstag. — Unter den späteren Gedichten an seine Frau findet sich im letzten Blütenstrauß ein besonders rührendes Gedicht:

An ihre Hand im Alter.

O, wär ich Alter noch im Stand'
Ein junges Lied zu heben an,
Wie säng ich euch von ihrer Hand,
Und was die Liebes hat getan.

Die liebe Hand, die fleiß'ge, die
Die Spuren ihrer Arbeit trägt,
Geschrieben hat ein Buch sie nie,
Sich nie auf dem Klavier bewegt.

Die liebe Hand, die fleiß'ge Hand,
Die Spindel hat sie oft gedreht,
An manchem Hemde und Gewand
Bis in die späte Nacht genäht.

Sie hat gekocht, sie hat gestrickt,
Daß sie die Arbeit machte rot;
Oft hat ein Wandrer sie gedrückt,
Dem vollauf Speis' und Trank sie bot.

Noch fühl' ich ihren ersten Druck
In meiner Hand zur jetz'gen Stund',
Wie mächtig mit magnet'schem Zug
Er fuhr in meines Herzens Grund.

Und wenn die liebe treue Hand
Sich mir aufs Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den diese Hand still in sich trägt.

Mein Mund küßt sie mit Jugendglut,
Aus blindem Auge fällt auf sie
Oft meiner Tränen Flut.
Ist diese Hand nicht Poesie?

Das Wort „blind" darf hier nicht allgemein genommen werden, es gilt positiv: Kerner war augenleidend. Allgemein genommen, wäre es flach. Mit dem Schluß bin ich nicht ganz einverstanden: „Ist diese Hand nicht Poesie?" Das soll der Dichter nicht selbst sagen, es soll der Eindruck des Lesers sein. Aber das darf uns das Rührende in diesem Gedicht nicht stören.

Tief herzlich sind auch die nach ihrem Tod gedichteten Zeilen:

Wie bin ich alt!

Lang lebte sie, doch wurde sie nicht alt,
Jung blieb sie stets an Geist mir, an Gestalt,
Und jung auch ich; jung, jung mein Herze schlug,
Das ich bald siebzig Jahr' lang in mir trug,
Doch als der Tod sie plötzlich von mir nahm,
Da fühlt' ich erst, woher die Kraft mir kam;
Von ihr kam mir der Jugend langer Halt,
Sie ging — und o mein Gott! — wie bin ich alt!

Und nun das Gebiet der Freundschaft und anderer Lebensbeziehungen. Da ist nun ein Gedicht herauszuheben, das längst alle Welt als eines der schönsten von Kerner anerkennt. Von Strauß wird es an die Spitze gestellt:

An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes.

Du herrlich Glas, nun stehst du leer,
Glas, das er oft mit Lust gehoben;
Die Spinne hat rings um dich her
Indes den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet sein
Mondhell mit Gold der deutschen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieser Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas so hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Mute.
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem teuren Blut.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem krystall'nen Grunde.

Dies ist echt poetisch namentlich dadurch, daß alles an ein einfaches sinnliches Objekt sich anknüpft. Das sind ja die rechten Gedichte, die ganz mit dem Unmittelbaren zusammenhängen.

Es gibt in Kerners Lyrik auch heitere Klänge gemeinsamer Freude, fröhliche Trinklieder. Mit Recht beliebt ist namentlich sein

Trinklied zum neuen Weine.

Laßt uns heut' mit Geistern ringen;
Blickt der Alte noch so klar,
Bringet jetzt den Neuen dar,
Der dem Kerker will entspringen!

Hört sein unterirdisch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig dringt sein Geist durchs Haus,
Daß wir stehn von ihm umgeben.

Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu singen euch ein Lied:
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne:

Wie von hohen Bergen nieder
Frei sah er die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott sang,
Um ihn tönten Vogellieder;

Wie mit Sonn' und Stern im Bunde
Mählig seine Traube schwoll,
Bis sie war des Saftes voll,
Der von Geistern nun gibt Kunde.

Füllet mutig bis zum Rande
Den Pokal mit seiner Glut!
Stoßet an! Dem Jugendblut
Heil im weiten deutschen Lande!

Ach! es liegt erstarrt, veraltet,
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Lust und Scherz
Sind in ihrer Brust erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch ins Herz hinein.
Trinkt in Lust den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

Das „Trinklied für den Bund der Jungen und Alten" ist eine heitere satirische Anspielung auf die Verfolgungen der freiheitsbegeisterten Jugend. — Mehrere Gedichte sind an Uhland gerichtet. Lesen Sie „Uhlands frische Lieder" und „An Ludwig Uhland". Eines ist „Nach Gustav Schwab's Tod" entstanden. — Auch Kerners Bruderliebe gibt sich lyrischen Ausdruck. Sein Bruder Georg hatte als Jüngling merkwürdige Schicksale, erlebte in Paris zur Zeit der französischen Revolution gefahrvolle Tage und war später Arzt in Hamburg. Kerner stand mit seinem Bruder in einem innigen Verhältnis, davon gibt ein tief gefühlter Liederkranz Kunde, mit dem Titel: „Des Bruders Tod". Eines der ganz kurzen aus dieser Gruppe ist folgendes:

Seit du warst hinweggenommen,
Treibt mich sehnliches Verlangen
Hin, wohin du bist gekommen.

Lieber! Lieber!
Möchte leis' zu dir hinüber!

Wie man schleicht mit leisem Tritte
Aus langweiliger Visite,
Draus der liebste Freund gegangen.

Das triviale Wort scheint zunächst auffällig, aber es ist so verwendet, daß man kein anderes sich denken kann: das Bild ist so schlagend und so gefühlt, daß man nicht wüßte, was an seine Stelle zu setzen wäre. Man könnte es ja umschreiben mit „Gesellschaftskreise", aber nein, es soll nur das gewöhnliche hier stehen. — Viele Gedichte gehen auch auf berühmte Männer: auf Keppler, Frischlin und Schubart, auf Gangloff, den Maler in Heilbronn, und auf Peter Bruckmann.

Bei der Charakteristik des Mannes habe ich bereits von seinen politi-

schen Gedichten gesprochen. Es sind gar manche da. Eines will ich sogleich hervorheben, das sehr schöne auf den „Hohenstaufen“ an Conz.

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreist in trägem Schwung,
Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Turm und Tor
Erbauet sich aus Wolken klar,
Die alte Linde sproßt empor,
Und alles wird, wie's vormals war.

So Harfe wie Trompetenstoß
Ertönt hinab ins grüne Tal,
Gezogen kommt auf schwarzem Roß
Rotbart der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel singt mit süßem Laut
Vom schönen griech'schen Heimatland.

Und Konradin, an Tugend reich,
Der süße Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr traurend Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Tal
Den bleichen Tag der rote Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht
Kalt weht der Morgen auf den Höhn, —
Und wie der Fels, so kalt und öd'
Scheint rings das deutsche Land zu stehn.

Das Gedicht ist, namentlich am Anfang und am Schlusse, tief stimmungsvoll. — Die junge Generation möge daraus ersehen, wie traurig es früher war. Jetzt können wir auf den Hohenstaufen anders dichten, da er auf ein geeinigtes Deutschland herniederschaut. —

Das lebendige Gemüt Kerners ist natürlich höchst empfänglich für jede große Regung im politischen Leben. Auch dem Heroischen und menschlich Edlen auf dem Thron verschließt er sich nicht. Mit einem schönen Gedicht begrüßt er den Kronprinzen von Württemberg bei seiner Zurückkunft aus Frankreich. Der Königin Katharina widmet er seine Beschreibung des Wildbads mit Versen, worin er die wohltätige Quelle ihre Schwester nennt. Gefühlt ist auch das Gedicht „Nach Katharina's Tod“. Daß er sehr stark und feurig ergriffen wurde vom Aufstande der Griechen und von dem der Polen a. 1830, haben wir schon gesehn; Beides liefert ihm Stoffe. — Flüchtige Polen fanden bei ihm Aufnahme. — Dann kommt die Revolution von 1848, da lebt er wie ein Jüngling auf. Freilich etwas zur Illusion geneigt, wie er ist, richtet er mehrere höchst naiv gerührte Gedichte an den Erzherzog Johann bei dessen Reichsverwesung, die zu keiner guten Stunde herbeigeführt wurde. Um so tiefer ist er niedergeschlagen, wie die ganze große, in ihrem Ursprung so herrliche Erhebung zurücksinkt infolge der Sünden von allen Seiten, besonders der Sünden des Parlaments, der demokratischen und der umgekehrten

Partei. Der eigentliche Tod dieser Bewegung war die Annahme des Waffenstillstands bei Malöm; das kam von der Mittelpartei. Ueber alle die Exzesse, namentlich über die Ermordung Lichnowskys und Auerswalds wurde Kerner von Schauer gefaßt. Er ließ noch Worte der Klage und bitteren Verachtung hören im „letzten Blütenstrauß".[1]) Dann wandte er sich ganz von der Politik ab. Er war eben keine politische Natur, kein ἄνθρωπος πολιτικός wie Uhland.

Wir suchen Kerner jetzt noch im Gebiete der Religion auf. Da tritt er uns als mystischer Romantiker entgegen, jedoch nicht so sehr, als es scheint. Eines von seinen religiösen Gedichten, „der Stephansturm", ist mittelalterlich fromm, aber auch politisch:

Lichtvoll die Herde gehet
Auf blauer Himmelshöh',
Einsam der Hirte stehet
Und klagt der Nacht sein Weh.

Also den alten Kummer
Singst du, o Riesengeist!
Indes der träge Schlummer
Die lasse Welt umfleußt:

O schönste Zeit der Erde,
Wo ich einst, gut und recht,
Geführt die fromme Herde,
Ein kindlich treu Geschlecht!

Da heil'ge Lieder schallten
Ernst durch mein Gotteshaus,
Fürsten und Helden wallten
Demütig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutschen Kaisersaal,
Da Treu' und Recht noch wohnten
Unten im Erdental.

Sittsame Frau'n, ihr lieben!
Ihr Helden stark und groß —
Herde, die treu geblieben, —
Du schläfst in meinem Schoß!

Doch, was jetzt unten schleichet!
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Ihr Knechte, von mir weichet!
Bin euer Hirte nicht!

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut,
Seit ihr euch selbst verloren
In eurem Frevelmut!

Also von hohen Zinnen
Der Geist des Turmes sang,
Die Sterne zogen von hinnen
Der Vogel sich aufschwang.

Die Sonne stieg aus den Tiefen,
Der Turm, der stand gar stumm,
Zu seinen Füßen liefen
Die kleinen Menschlein herum.

Im letzten Verse stand ursprünglich statt Menschlein, Knechte. — Ein ähnliches Gedicht findet sich am Anfang der „Reiseschatten". Da geht er „durch die Straßen der alten Reichsstadt" Nachts der schönen gotischen Kirche zu;

[1]) In dem Gedicht „Nun ist's genug!"

ein schwarzer Sarg stund sie, noch nicht vom Monde beleuchtet, in Trauer da; lange Seufzer ertönten in ihr, die Pulse der Uhr. Immer schauriger und ernster wurde die Nacht und Stille um sie; da sang eine dumpfe Stimme, wie aus den Tiefen ihres Chores, es war der Geist der Kirche:

Weh dem lebenden Geschlechte!
Weh dem schwachen, weh dem kleinen!
Unter Seufzen, unter Weinen,
Harr' ich, wie viel tausend Stunden!
An die Särge festgebunden
Keine Rechte
Will zu lösen mich erscheinen.

Die den Tod für mich gefunden,
Schmach und Wunden,
Liegen all' um mich in Grüften —
Auf denn, Geister in den Lüften!
Und ihr unter Leichensteinen!
Schwebt in der Gestirne Scheinen
Ein in die verlassnen Hallen!
Daß die heil'gen Lieder
Wieder
Ernst durch die Gewölbe schallen! —

Wir werden dem Dichter diese idealisierende Traumvorstellung gerne gestatten, als ob einst eine Menschheit gewesen wäre, höher, edler und besser als die jetzige. Das ist Schönheit der Illusion. — Kerner hat freilich auch sehr vieles, was nach jener Mystik aussieht, die wir als die zweite, nicht löbliche Form: besprochen haben. Dazu gehören die Gedichte an Ungläubige. Den Rationalisten in Paulus in Heidelberg nennt er Saulus. Er läßt ihn sich bekehren durch eine Vision.[1]) Indessen das Katholisieren geht nicht so schrecklich tief bei ihm; und sein Gedicht „Aufruf" hat im besten Sinn ernst protestantischen Inhalt Hierin sagt er: was nützen Wallfahrten, Gebeteschnurren 2c.? ihr habt den Frieden mit eurem Gott im Innern abzumachen. Das ist einfach gesund.

Noch ein Gebiet gibt es, in dem wir Kerner zu suchen haben, das der Balladen und Romanzen. Er ist hier zwar nicht so reich und fruchtbar wie Uhland, aber einige Gedichte dieser Gattung sind ihm doch recht gut gelungen. Es versteht sich, daß der Mann, der so sehr zum Volkslied und Volkston sich neigt und einen so stark mystischen Zug in sich hat, auch geisterhafte Balladen dichtet. Einige sind ganz und gar echt, wirklich im Volkston gehalten und erfüllt von jenem eigentümlichen Bangen vor einem Unheimlichen, das in der Natur verborgen sein könnte. In der Ballade „Der Wassermann" behandelt Kerner einen Stoff ähnlichen Charakters wie Goethe im „Erlkönig" und im „Fischer". „Der Erlkönig" ist, wie wir sahen, eine umgedichtete dänische Sage und eine der vielen Balladen, wie sie namentlich im skandinavischen Norden geblüht haben. Darin sind unheimliche Naturmächte besungen, Wolkengeister, Meerweiber, die den Menschen, tückisch lockend in ihre unheimlichen Tiefen hinunterziehen. — Die Personen werden hier nicht genannt. Jungfern von Tübingen tanzen um eine Linde. Da kommt ein fremder, glänzender Jüngling, reicht einer der schönsten die Hand und setzt ihr aufs Haar einen meergrünen Kranz

O Jüngling! warum ist so kalt dein Arm?
In Neckars Tiefen ists nicht warm!

O Jüngling! warum ist so bleich deine Hand?
Ins Wasser dringt nicht der Sonne Brand!

[1]) In „Pfarrer Sauls Gesicht".

Er tanzt mit ihr seit ab und weiter, weiter den Neckar entlang. Sie fleht, er möge sie lassen, hört ihre Mutter schrein.

> Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein;
> O Vater und o du Mutter mein!
>
> Er führt sie in einen krystallenen Saal:
> Ade, ihr Schwestern im grünen Tal.

Sie sehen, der Dialog ist echt im Balladenton des Volks gehalten; das geht ganz rasch und echt geisterhaft vorüber.

Dann das Gedicht: „Der Ring", eines von seinen besten: Ein fremder Kavalier stürzt ab vom schwarzen Roß und tritt in den Königssaal, er trägt einen wunderbaren Edelstein am Ring, der König will ihn erkaufen, der Kavalier gibt ihn nicht her, der König befiehlt erbost seinem Hauptmann, ihm die Hand abzuhauen.

> Der Hauptmann reckt das Schwert,
> Haut nach des Mannes Hand,
> Doch statt des Kavaliers
> Der Teufel vor ihm stand.
>
> Glut strömt aus seinem Ring,
> Zur Hölle wächst der Stein,
> Schleußt Burg und König bald
> Samt allen Dienern ein.

Dies gibt wiederum das Geisterhafte in ganz raschem Verlauf und bedarf doch keiner Erklärung, die begleitenden Gedanken bringen Sinn genug hinzu.

Schauerlich ist besonders auch die Ballade „Herr von der Haide". Herr von der Haide wird aus Bremen zum Hochgericht geführt wegen eines nicht genannten Verbrechens; die Motivierung fehlt, aber wir brauchen sie nicht. Das Grauenhafte ist vortrefflich gegeben:

> Sagt an, Herr von der Haide, sagt!
> Was soll dies weiße Kleid?
> „Wohl auf der Höh', weh! auf steiler Höh'
> Steht mir ein Rad bereit."
>
> Sagt an, Herr von der Haide, sagt!
> Wo ist denn euer Weib?
> „Wohl auf der See, weh! auf weiter See,
> Schifft sie zum Zeitvertreib."
>
> Man führt ihn unter Sang und Klang
> Zu Bremen zum Tor hinaus,
> Zwei Raben fliegen hinterher,
> Zwei andre fliegen voraus.
>
> „Hört an! o hört an, ihr Vögel schwarz,
> Da in der blauen Höh'!
> Seid ihr von meinem Fleische satt,
> Erzählt's der Frau zur See!" —
>
> Leis' streicht das Schiff durch die grüne See,
> Der Mond durch den Himmel blau,
> Stolz blickt vom Verdeck mit ihrem Galan
> Herrn von der Haidens Frau.
>
> „Seht an! seht an! die Vögel schwarz
> Da in der blauen Höh';
> Sie sinken auf Mast und Segelstang',
> Halt, Schiffer! mir wird so weh!"
>
> Hurra! huhu! ihr schwarzen Gäst'
> Auf Mast und Segelstang'!
> Sie blicken ruhig, sie sitzen fest.
> „Halt, Schiffer! mir wird so bang!"

Der erste läßt fallen ein Auge schwarz,
Der zweit' ein Fingerlein,
Der dritte läßt fallen eine Locke Haar,
Der vierte läßt fallen ein Bein.

Leis' streift das Schiff durch die grüne See,
Der Mond durch den Himmel blau —
Tot liegt im Arme des Galans
Herrn von der Haidens Frau.

Nur durch den psychischen Vorgang geisterhaft ist die Ballade „Die vier wahnsinnigen Brüder". Vier freche, liederliche Gesellen wollen Nachts, da sie vom Trunk heimtaumeln, mit Hohn in die Kirche stürmen. Da tönt ihnen, „wie zum Weltgerichte" der ernste Chor entgegen:

Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Sie stehen sprachlos, wie Steinbilder, ergraut, von Gottes Zorn getroffen und werden ins Irrenhaus gebracht.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die Vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen starr sich gegenüber,
Blicken immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Das ist gewiß von großer Stimmungsgewalt. — Aehnlich eines der besten Gedichte von Wilhelm Schlegel: der „Wandersmann". — In der Schauerballade: „Graf Usper" fehlt es allzusehr an Motivierung. — Ein stimmungsvolles Bild ist gegeben in der Ballade: „Das treue Roß". Ein verwundeter Graf steigt nachts tief im Walde vor einem Gotteshaus von seinem weißen Rosse und sagt ihm, ehe er hineintritt: „Graf', bis ich wieder komm', im Moos!" Das Tor fährt auf mit dumpfem Schall. Er tappt hin an kalter Wand, findet einen alten Sarg (es ist der Sarg eines Königs), legt sich darauf zu rasten, und stirbt.

Seitdem verstrich manch hundert Jahr,
Sein harrt das Roß noch immerdar.

Vorm Gotteshaus steht noch ein Stein,
Dran graſ't das Roß im Mondenschein.

Alle diese Balladen mit Ausnahme der letzten und drittletzten standen zuerst in Kerners Reiseschatten und sind sodann von ihm in seine lyrischen Dichtungen aufgenommen worden.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch auf ein Kapitel in den „Reiseschatten" aufmerksam machen. Dort bringt Kerner ein wirkliches, nicht von ihm gedichtetes Volkslied: „Es spielt ein Graf mit seiner Magd". Der Graf verführt sie und will sie dann seinem Mohren zum Weibe geben; sie läßt sich aber die Schmach nicht gefallen, kehrt heim zu ihrer Mutter und vertrauert ihr Leben. Das ist, wie es das Volk zu halten pflegt, in Vielem mit sehr trocknen Wendungen gesagt. Nun läßt Kerner einen darüber kommen, welcher „der weiße Mann" genannt wird. — Er hat mit ihm einen gewissen

Weisser im Sinn.[1]) — „Der weiße Mann", welcher in hohem Grade schwärmt für die rhetorische Poesie, findet nun das Lied in seiner naiven Schlichtheit und Nüchternheit lächerlich, kindisch, überdies noch höchst unmoralisch und bringt nach seiner Art Verbesserungen an. Der Graf sagt in dem Volksliede:

Weine nicht, weine nicht braun's Mägdelein
Ich will dir alles bezahlen,

Ich will dir geben den Mohren mein,
Dazu fünfhundert Taler.

Dazu bemerkt nun der phantasievolle Kritikus: „Wie abgeschmackt! welcher Mann wird an der Bräune eines Mägdleins Gefallen finden! — — ‚Ich will dir geben den Mohren mein' (sic!), warum nicht meinen Mohren, oder besser, meinen Heinrich, meinen Johann? Ueberhaupt lauteten diese Verse so gegeben viel besser:

„Ha! trockne die Tränen, schön Röschen traut,
Du wirst meines Johanns stattliche Braut;
Bekömmst, so wahr ich kein Prahler,
Zur Mitgift fünfhundert Thaler."

Das gefällt ihm besser — es gefiele wohl manchem besser.

Das Mägdlein erwidert im Volkslied:

Wann ich den Herrn nicht selber kann han,
So geh ich zu meiner Mutter,

In Freuden bin ich von ihr gangen,
In Trauren wieder zu ihr.

Der weiße Mann korrigiert:

„O nein! Herr Oberst! da wird nichts draus,
Zur sorgsamen Mutter kehr ich nach Haus.
Frischblühend bin ich gegangen,
Nun bleichet Schwermut die Wangen."

So werden die deklamatorischen Balladen persifliert.

Außerdem hat Kerner geschichtliche Balladen gedichtet, und sie wirken durch ihren frisch einfachen, unmittelbar naiven Charakter. Es ist Ihnen bekannt, was er uns geschenkt hat, und zwar seinem Lande speziell: das Gedicht „Der reichste Fürst." Wie gut ist hier in aller Schlichtheit der Stoff behandelt!

In der Ballade „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grab" ist ein schönes Bild gegeben. Dem Kaiser wird in Germersheim von den Aerzten der nahe Tod angekündigt, er dankt freundlich lächelnd für die Kunde, läßt sich sein Roß bringen, das ihn oft in der Schlacht getragen; er will nach Speyer zum Dome reiten, wo so mancher deutsche Held liegt begraben. Und das Schlachtroß wird gebracht.

„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden",
Spricht er, „trage treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"

Halb schon eine Leiche, reitet er zwischen zwei Kaplanen aus seinem Schloß.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

---

[1]) Wahrscheinlich den klassizistischen Dichter Friedr. Weisser, einem Stuttgarter, den Uhland in einem Sonett ein „reines Hermelin der alten Schule" nennt (1761—1836). A. d. H.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n,
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

— — —

Das ist ohne Frage echt poetisch; auch in der Form weicher als vieles andere von Kerner.

Und nun die legendarischen Balladen. Legenden, Wundergeschichten zogen Kerner an, waren ihm nach dem Herzen, aber hier muß ich wiederholen, was ich schon gesagt habe: es ist ihm damit nicht so blutig ernst, wie man meinen könnte; diese Stoffe interessieren ihn mehr als Dichter, er behandelt sie vor allem aus poetischer Versetzung.

In dem Gedicht „St. Walderichs-Kapelle zu Murrhardt" sehen wir Kaiser Ludwig, wie er auf seiner Waldburg Wolkenstein in Tränen des Grams einschläft und einen wundersamen Traum träumt. Ein Greis mit strahlendem Haupt erscheint ihm, kniend vor einem Kreuz, Lilien blühen zu seinen Füßen. Eine Stimme vom Himmel befiehlt ihm, dem Greise zu folgen. Erwacht, reitet er zu Tal, sieht in der Ferne drei Lilien und den Greis bei dem Kreuze; er eilt auf ihn zu; der Greis befiehlt ihm, sein Schloß abzutragen und eine Kirche im Tal zu bauen, worauf er verschwindet; es war St. Walderich. Der Kaiser folgt seinem Geheiß und findet Frieden in des Erlösers höherem Leid.

Das ist kindlich fromm, und so auch das stimmungsvolle Gedicht „Die heilige Regiswind von Laufen", worin Kerner eine liebliche Sage nach ihrem Verdienst verherrlicht. Eine Dienerin, die der Graf wund geschlagen, lockt sein Töchterlein mit Rosen zu dem reißenden Neckar und stößt es hinein. Die Leiche wird gefunden, aber unverwest, und wie man sie in den goldnen Sarg niederlegt, so blüht das Kindergesicht „wie eine Rose rot, wie eine Lilie weiß"; und wenn der Vater die Gruft besucht, so entsteigt ihr Rosenduft.

In dem Gedicht „Sankt Alban" wird geschildert, wie Britannien wüst lag vor zwölfhundert Jahren. Ein Fels an einem See stellt ein Bild des Satans vor zum Fluch des Landes ringsum, die ganze Gegend ist unfruchtbar, voll von Drachen und Schlangen. Sankt Alban, der Bekehrer, zerschlägt das Bild und errichtet ein Kreuz an seiner Stelle. Darnach erblühen überall

Rosen und Lilien, die Drachen liegen erdrückt in den Klüften, und Fischlein sind im See zu schaun, wo es früher nur Schlangen gab.

Die Legendenwelt ist nicht arm an humoristischen Vorstellungen; der Humor geht gut mit ihrem Charakter zusammen und tut kindlichem Glauben nicht im geringsten weh. Humoristisch religiöse Parabeln sind ja auch nicht selten. Hans Sachs z. B. hat „Sankt Peter mit der Geis" gedichtet und war doch ein gläubiges, frommes Gemüt. Ich will noch etwas verweilen bei Kerners humoristischer Legende: „Der Geiger von Gmünd". Der geigt vor dem Bilde der heiligen Cäcilie so schön, daß diese ihm einen ihrer goldnen Schuhe hinwirft. Er nimmt ihn, eilt weg, ihn bei einem Goldschmiede zu verkaufen. Dieser erkennt in ihm den Schuh der Heiligen. Der Geiger wird als Dieb gefangen genommen und zum Tod verurteilt.

Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen
War des Geigers letzte Bitt'.
„Wo so viele musizieren,
Musizier' ich Geiger mit!"

An Cäcilias Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehaffet,
Seufzt: „Das arme Geigerlein!" —
„„Eins noch bitt' ich"", singt er, „„lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!""

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

— — —

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathaus ihn hinein.

— — —

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet sein.

— — —

Eine ganz liebenswürdige Legende.

Kerner hat noch einige phantastische Sachen gedichtet: „Die Heimatlosen", eine mit Liedern und Märchen durchflochtene Erzählung; „Ein ärztliches Spiel", fünf Besuche des Arztes beim Kranken in versifizierten Dialogen; und „Der Bärenhäuter im Salzbade", ein humoristisches Schattenspiel, ebenfalls in Versen. Darauf kann ich mich aber nicht mehr einlassen.

Uhland besaß die Gabe, sich in menschliche Zustände hinein, Kerner die Gabe, sich darüber hinaus zu empfinden. — Kerners Persönlichkeit ist durch und durch anmutend, einige Schwächen abgerechnet. Er war auch eine schöne Erscheinung, bis er später etwas überstark wurde; er hatte ein außerordentlich fein gezeichnetes Profil und eine große, kräftige, wohl gewachsene Gestalt. Man wendet sich ungern weg von seinem liebenswürdigen Bild, es bleibt jedem eingegraben.

Aus Briefen von Friedrich Th. Vischer an seine Freunde.

Heinrich Kern war zu jener Zeit in Weikersheim Diakonus, später Gymnasialprofessor in Stuttgart; Christian Märklin, Professor am Gymnasium in Heilbronn, Verfasser des Buches: Darstellung und Kritik des modernen Pietismus (Stuttg., 1839). David Friedrich Strauß, der berühmte Verfasser des Lebens Jesu und anderer Werke, wohnte damals in Darmstadt.

R. Vischer.

An **Kern.**

Lieber Freund!

— — —

Eigentlich hat mich, was du von der Absolutheit deines inneren Glückes schreibst, erschreckt, für mich, denn das weiß ich nur noch vom Hörensagen, daß ein Mensch glücklich sein kann, ganz, von innen heraus, in Sättigung des Gemüthes mit dem Geist. Ich weiß wohl, was es macht, die Ehe. Bald reut es mich, daß ich mir nicht eine schöne Hydriotin oder Naxiotin mitgenommen habe. Man kann doch nicht den Fuß an seinem Schreibtisch heirathen.

— — —

In den Druck gebe ich nichts. Man muß länger in diesen Ländern gewesen sein, um darüber schreiben zu können. Aber ich bin doch auf der Akropolis gestanden, ich habe die Thermopylen, Marathon, das himmlische Delphi, den Olymp gesehen, aus der Hippokrene, der kastalischen Quelle getrunken. Ich glaube es kaum mehr. Ich habe die Kunst, ich habe den großen Stil, ich habe eine antike Natur, antike Menschenformen, das Meer gesehen. Ich bin umgewandelt im geheimen Innern. Da, im Kern ist es gut. Jung. Jugendlich, ich werde nie alt werden. Aber mein Mensch, meine ganze Peripherie ist verbittert, das Laub abgehauen, die Lebenswünsche zu nichts geworden. Da bin ich ein Greis an Einsicht in das Nichts. — Ich werde mir so bald als möglich ein Pferd kaufen, darauf freue ich mich. —

Dein

Fr. Vischer.

Tübingen d. 29. November 1840.

Lieber Märklin!

Ich gratuliere dir herzlich zu dem Mädchen. Ich habe keine klare Vorstellung davon, inwieweit der Mann ein großes Bedürfniß fühlt, auch ein Mädchen heranzuziehn; ungeschickt freilich wären wir für uns immer darin,

so wie das Weib keinen Knaben erziehen kann. Aber im Prinzip verstehe ich wohl, daß die Ehe sich vollkommen dargestellt sieht, wenn in den Kindern beide Geschlechter wiederkehren, auch ist es diesen selbst höchst wohlthätig, in dem Verhältniß des Bruders und der Schwester aufzuwachsen. Mädchen die Brüder haben, sind ganz anders, als die keine haben, namentlich weniger prüde, auch mehr für Bildung und Allgemeines. Jungen sind humaner, die Schwestern haben, aber auch Haushammel und Weichlinge, wenn sie nur unter Schwestern aufwachsen. Ich gäbe etwas darum, in der Familie aufgewachsen zu sein, da hätte sich die Menschheit in mir freier und besser entwickelt.

Mit den Klassikern, das glaube ich. Da ist Ein Guß. Das habe ich erst in Italien und Griechenland recht fühlen gelernt. Dazu gehörte auch ihre äußere Natur, stets groß, bedeutend, und fertige Formen. Ich versichere dich, schon ein Berg, wie z. B. der Vesuv, der Monte Pellegrino bei Palermo, der Lykabettos bei Athen, das ist ein ganz anderer Kerl als unsere Berge, reif, fertig, ausgebacken, das Verhältniß der Linien im Wechsel sich kompensierend, zu einem wohlthätigen, satten Ganzen abschließend. Die Vegetation ernst, dunkel, silhouettenartig deutlich von dem durchsichtig klaren Himmel abgeschnitten. Vollends das Meer, die Inseln, so klar, sicher gezeichnet, so unendlich und doch so bestimmt. „Die heilige Meerfluth", das habe ich verstanden; und warum der Lorbeer die verwandelte Daphne ist, und das „eherne Gewölbe" des Himmels auch, die blaue Krystallkuppel ohne ein Wölkchen Monate lang, mit dem Geschosse versendenden Helios darin. — Und nun die Kunst dazu, diese Tempel, Götterbilder, die plastischen ernsten körnigen Porträtstatuen — und vor ihnen stand ein Mensch, in Kutten und Klöstern aufgewachsen, brütend, grübelnd in sich, unfertig, immer skeptisch, der Teufel schlage darein. Hier in Tübingen gerieth mir in den ersten Tagen Jean Paul in die Hände, ich mußte ihn wegwerfen, diese schönen Seelen mit runzlichen, skurillen Körpern, Siebenkäsens lange dürre Arme, dies Mißverhältniß, aus dem der Humor entspringt. Ich lechze wie der Hirsch zurück nach der klaren, wohlthätig kalten Quelle, nach der kräftig kühlen Brust der Alten.

Reis' auch einmal hin, thu's, man wird erst ein ganzer Mensch. Meine Persönlichkeit hat sich nicht mehr umwandeln können, ich bin zu alt geworden in geistiger Krankheit und zu kurz dort gewesen. Aber die Anschauung hab ich doch. Es ist doch tief hinten in meiner Phantasie eine Stelle, ein dorisches Tempel-Heiligthum, da steht fest und ganz das Bild großer Menschheit, antik, satt und selbstgenugsam in sich. Mein Mensch, der ist drum herum und schluchzt oft in seinen Tiefen auf, so weit ab davon zu sein, so zerstückt, noch stark, Alles zu tragen, aber unlustig und durch und durch verbittert. Tübingen und Rom, Stuttgart und Athen, ach ja. Nicht sentimental, das ist so, das weiß ich, das ist nicht anders.

— — —

Dein Fr. Vischer.

Tübingen, den 14. Dec. 1840.

An **Strauß.**

Lieber Freund!

— — —

Die einzige Begebenheit in meinem Leben ist, wenn mein Pferd steigt oder ausschlägt. Sei's noch um einige Jahre, so werde ich vielleicht abgestumpft sein, wie ihr mich haben wollt. — —

D. Fr. Vischer.

Tübingen, d. 12. Januar 1843.

An **Strauß.**

Lieber Freund!

— — —

Ich freue mich auf deinen Voltaire.[1]) Ich bleibe dabei, er wird guten Succeß haben, weil ein allgemeines Wißbedürfniß da ist. Ganz wahr, daß Voltaire kein biographisches Subjekt ist, aber ein anatomisches Subjekt, für das so Viele ein unparteiisch geführtes scharfes Messer erwarten.

Ich habe jetzt über Shakespeare einen ganzen Stoß neues Manuskript. Bin gegenwärtig wieder an Richard III. und staune über immer neue Tiefen. So namentl. das Komische im Dämonisch-Furchtbaren. Die Komödie auf dem Rathhaus, die Komödie mit den Bischöffen — wie Recht hat doch der Spitzbub gegen die Lumpenwelt und wie tief allgemein wahr ist die Komödie, — Bild des Verlogenen, des kläglichen Maskenspiels nicht nur bei Usurpatoren, sondern in aller Politik! — — Die jugendliche Ueberfruchtung in der Komposition zeigt sich in 3 Wiederholungen: 2 Werbe-Scenen, 2 Klage-Chor-Scenen. Aber doch jede wieder neu und noch tiefer![2])

Warum ist Shakespeare trotz der Gerechtigkeit seines immanenten Schicksals doch schließlich finster, unversöhnt, unversöhnend? Er hat keine Menschen, die für Milderung, Humanisierung der Menschheit ein begeistertes Streben haben. Z. B. sein Brutus hat ganz wenig subjektives Leben; was hätte ein Schiller in seine Monologe gelegt! — Kein Vorwurf für Shakespeare; eben ein Mangel der bärenhaften Zeit. Es gibt Rechtschaffene, aber keine idealen Neuerer. Daher ist das Gute kein wahres Diesseits. Es ist nicht mit Tendenz nach Reformen im Diesseits.[3])

— — —

Dein

Fr. Vischer.

14. Febr. 70.

---

[1]) Voltaire. Sechs Vorträge von D. Fr. Strauß, Leipzig 1870.

[2]) Vgl. Shakespeare-Vorträge von Fr. Vischer, 5. Band, Stuttg., Cotta 1905, S. 177—348.

[3]) Vgl. ebenda, 1. Band, 2. Aufl. 1905, S. 57 ff. u. 6. Band, 1905, S. 70 ff.

Der Zahnarzt.

Roman von Kurt Aram.

7.

Frau Ilse hatte eine schwere Zeit. Schon am zweiten Tag ging sie aus und suchte alte Bekannte auf, an die sie lange nicht mehr gedacht hatte, um nur nicht allein sein zu müssen mit ihren Gedanken. Die Bekannten fragten natürlich auch nach Franz, und weshalb er nicht mitgekommen sei.

Ilse war einen Augenblick verlegen, da sie daran nicht gedacht hatte. „Er ist verreist", entgegnete sie und erzählte ein langes und breites über diese Reise und ihre Notwendigkeit. Er habe sie in literarischen Interessen unternommen, und sie erhoffe viel von ihr. Die guten Bekannten sollten doch merken, daß sie Hoffnungen und Aussichten hatten, daß ihr Franz doch noch einmal ein berühmter Mann sein würde und nicht so ein langweiliger Banquier, der nur von den Kursen gut lebt, ißt und trinkt. Auch wußten die Bekannten ja, wie sauer es Ilses Eltern geworden, sie an diesen Zahnarzt zu verheiraten. O, niemand sollte denken, daß sie es nicht gut habe, daß es ihnen nicht ausgezeichnet ging.

Wie es mit Franzens Praxis stehe? fragten die Bekannten.

Ilse machte ein hochmütiges Gesicht. Die habe ihr Mann so gut wie aufgegeben. Nur aus Gefälligkeit sozusagen, weil einige erfahren hatten, wie tüchtig er in seinem Fach war und deshalb nicht von ihm lassen wollten, befasse er sich noch zuweilen mit diesem Beruf.

Die Bekannten zeigten sich recht besorgt, und der Herr Banquier meinte, es sei doch gerade in solchen Zeiten wie den gegenwärtigen sehr zu überlegen, ob man ein sicheres Brot so ohne weiteres aufgeben dürfe, zumal sie doch ein Kind hätten. Auch die Frau Banquier hatte ihre schweren Bedenken. Heraus sei man leicht aus bürgerlichem Beruf und Brot. Ganz von der Schriftstellerei leben, wäre doch jedenfalls eine schwierige Sache, wenn man noch keinen großen Namen habe.

Das reizte Ilse maßlos. Was verstanden diese Philister davon? Sie waren wohl nur neidisch, weil sie immer auf demselben Fleck sitzen mußten und nie aus ihrer engen, langweiligen Haut herauskamen.

Ihr Mann verdiene schon jetzt recht tüchtig mit seinen Arbeiten, erzählte sie. Man schätze ihn doch schon weit mehr, als sie selbst gedacht habe und man in bürgerlichen Kreisen wisse, wo man sich ja um solche Dinge wenig

kümmere. Auch hätten sie vom Land her genug zurückgelegt, um es einige Zeit aushalten zu können für den Fall, daß einmal schlechtere Zeiten kämen, was man ja bei einem Mann mit freier Tätigkeit nie wissen könne. Aber wie wenig bedeute das gegenüber der Freiheit und Unabhängigkeit, in der sie jetzt lebten, wo sie auf niemanden Rücksicht zu nehmen hatten.

Der Banquier lächelte dünn und meinte, so viel er wisse, seien Zeitungs- und Buchverleger als Brotherrn auch nicht grade Engel.

„Da die Arbeiten meines Mannes gesucht sind, merken wir nichts von ihren unangenehmen Eigenschaften", erklärte Ilse.

„Du bist wirklich immer noch so verliebt wie früher", meinte die Frau Banquier nicht ohne Neid.

Nun erzählte Ilse blind drauf los, wie gern sie ihr Mann habe, wie sie ein Herz und eine Seele seien, wie sie überhaupt nie gedacht, daß sie noch einmal so glücklich werden könne.

Gar kein Ende konnte Frau Ilse damit finden. Erst als sie wieder auf der Straße stand, schämte sie sich und hätte am liebsten geweint.

Leider luden die Bekannten sie nicht zum Essen ein, wie sie eigentlich bestimmt gehofft hatte. Nun mußte sie den Abend, die endlose Nacht wieder mit sich allein verbringen.

Sie ging in ein Restaurant, dort Abend zu essen, weil ihr vor der eigenen Wohnung graute. Sie ging in das Restaurant, wo sie mit Franz schon so oft gegessen, wo man sie kannte. Sie sah Baron Kingler, Friedrich und Federlein. Friedrich erhob sich sofort und bat sie an seinen Tisch.

Sie nahm gerne an. Nur nicht allein sein!

„Sind Sie Strohwitwe, gnädige Frau?" fragte Kingler sehr neugierig.

„Mein Mann ist nach Berlin. Man schrieb ihm wegen eines Stückes, das einem maßgebenden Kritiker sehr gefallen hat."

„Ach, das ist ja sehr interessant. Wie heißt es denn? ist es schon irgendwo angenommen?" Federlein griff nach dem Notizbuch.

„Ihr Gatte ist aber schon ein rechter Duckmäuser", meinte Kingler. „Zu uns hat er nie von derlei gesprochen."

„Er liebt eben die Ueberraschungen, Herr Baron."

„Und die Freundin, die Ungarin? ist sie auch abgereist?" fragte Friedrich.

„Hoffentlich nicht mit Ihrem Gatten zusammen, gnädige Frau . . . Da würde ich doch sehr vorsichtig sein und sie lieber noch einige Zeit bei mir zurückhalten", scherzte Kingler.

„Dazu liegt kein Grund vor", bemerkte Ilse kühl.

„Da bin ich wirklich froh!" sagte Friedrich. „Ich fürchtete schon, er könne sich da verplempern."

„Wie meinen Sie das?" fragte Ilse ruhig.

Friedrich schien etwas verlegen. Dann half er sich und meinte: „Auf mich machte die junge Dame jedenfalls den Eindruck, als gäbe sie sich zu einer Liebelei so leicht nicht her . . Und ein Mann in die Dreißig als unglücklich

Verliebter ist gewiß kein erfreulicher Anblick. . Ich bot ihn selbst einmal und weiß außerdem, wie sehr es die Produktion stört, wenn man nicht in erster Linie Lyriker ist. Und das ist Ihr Gatte meines Wissens ja nicht?"

Ilse nickte bestätigend.

„Wir brauchen leichte, heitere, glückliche Lieben", bemerkte Kingler.

„Und gute Weine und Schnäpse. Wie Byron", sagte Ilse lächelnd.

Das Gespräch kam von Franz ab, wurde allgemeiner, was Ilse nur lieb war. Man benahm sich wirklich sehr freundschaftlich und nett ihr gegenüber, zumal sie an diesem Abend die einzige Dame in dem Kreis blieb.

Ilse fühlte sich ganz angeregt und leicht. Daß schließlich Federlein beordert wurde, sie nach Hause zu begleiten, machte ihr auch Spaß. Die beiden andern wollten noch in ein neu eröffnetes Lokal. Sie fand, man benahm sich wirklich kameradschaftlich, machte keine unnützen Redensarten und war von einer naiven und deshalb amüsanten Nonchalance. Wenn sie dachte, wie man sich in einem solchen Fall daheim angestellt hätte. Jeder hätte so getan, als müsse er sie unbedingt nach Hause bringen, obwohl es jedem genau so lästig gewesen wäre wie Friedrich und Kingler. Hier wurde einfach der Jüngste abkommandiert, basta!

Kaum war Ilse zu Hause, überfiel sie schon wieder der ganze Jammer. Sie ging eilig in das Schlafzimmer, wo sie sich, schon um Nore nicht im Schlaf zu stören, beherrschen mußte. Wie schwach war sie geworden, daß sie dessen bedurfte, um wenigstens äußerliche Gewalt über sich zu behalten.

Rastlos, auf Hausschuhen ging sie durch das Schlafzimmer, immer um Nores Bett herum, das nur mit dem Kopfende an der Wand stand.

Weshalb führte sie immer noch nicht aus, wozu sie es nun schon lange trieb? . . Aber wohin sollte sie? . . Zu ihren Eltern? . . Ihr grauste davor, denn sie fühlte sich ihrem Gedanken- und Lebenskreis so völlig fremd geworden, daß sie bei ihnen nicht mehr leben konnte. . . Mein Gott, die teilnehmenden Gesichter der Bekannten, die Vorwürfe und Sorgen der Eltern, die natürlich sagen würden: da siehst du's, so mußte es kommen, gedacht haben wir das ja immer —, das alles hätte sie um Nores willen wohl auf sich genommen. Aber das Leben dort, nein, das war unerträglich . . . Und Nore wieder in diese Anschauungen hineinbringen, daß sie auch groß würde wie jedes arme Beamtenmädel, ohne rechte Freude, ohne ernste Sorge? . . Ilse graute auch davor . . . Sich von den Eltern Geld geben lassen, daß sie wo anders etwas anfing? . . . Sie hatten ja kein überflüssiges Geld. Und ihr Vater war zu alt, um sich jetzt noch einschränken zu können . . . Grade jetzt, wo es den Eltern pekuniär etwas besser ging — diese einzige Frucht eines langen, langen Lebens — sie ihnen wieder nehmen, sie darum bringen? Unmöglich, ganz unmöglich! . . . Von Franz sich trennen und ihn zwingen, für Nore und sie noch weiter aufzukommen? . . . Er hatte ja selbst nichts. Damit würde sie ihn auch noch ruinieren . . Nein, das konnte sie nie übers Herz bringen, so weh er ihr auch tat.

Mechanisch entkleidete sie sich und legte sich nieder, da Nore nun doch infolge ihres rastlosen Umherwanderns unruhig, halb wach wurde.

Ilse hielt den Atem an und dachte: Wenn ich nun ein Ende machen würde? . . Da hörte sie auch schon Nore jammern und wehklagen, und wie es das Kind nicht aushalten würde ohne die Mutter . . Ilse barg den Kopf in den Kissen, damit Nore ihr Stöhnen nicht vernähme . . . . Also mit Nore zusammen sterben? . . Neulich Nacht, im ersten Impuls, als die beiden wirklich abgereist waren, da hätte sie es vermocht, wäre sie nicht so elend gewesen. Aber jetzt? . . . Sie konnte das vor sich selbst nicht verantworten. Wer weiß, ob mit dem Tod nicht alles aus und vorbei ist. Dann hatte sie Nore um ihr ganzes Leben betrogen, ein Kind, das doch auch noch Schönes erfahren durfte! . .

Ganz lahm und energielos machte sie dies ewige Grübeln. Aushalten mußte sie, die Zähne zusammen beißen und warten . . . Warten? . . Worauf? . . Bis auch diese Episode wieder vorbei war, bis ihre Zeit dann wiederkäme . . Wie feig, wie unwürdig! . . . Ja, hätte sie etwas studiert, etwas gelernt, um sich selbstständig durchs Leben zu bringen . . . Aber als sie jung war, gab es das in Deutschland ja überhaupt noch nicht.

So verbrachte Ilse grübelnd ihre Nächte. Tagsüber suchte sie Zerstreuung in der Stadt, ging zu Frau Friedrich, Frau Kessel, um Abends erst recht zerschlagen nach Hause zu kommen, wo Nore sie mit unruhigen, ängstlichen Augen empfing . . . O, diese Kinderaugen! Man konnte meinen, sie wüßten alles, obwohl der Mund nicht sprach. Und wie zartfühlend sich die Kleine benahm, die wohl merkte, daß die Mutter ernste Sorgen hatte. Sonst konnte sie sehr ungezogen sein. Jetzt aber, wo sie empfand, daß es sich nicht um Kleinigkeiten handelte, war sie merkwürdig artig und folgsam.

Das Kind wird mir noch ganz verschüchtert und altklug, dachte Ilse zuweilen voll Schrecken und versuchte, lustig und ausgelassen zu sein. Aber Nore blickte nur immer nach der Mutter Augen, die garnicht lustig dreinsahn, und ließ sich die Lustigkeit ihrer Lippen gefallen, ohne recht daran teilzunehmen. Und wie sonderbar, daß Nore garnicht mehr fragte, ob die Mutter am Ende nicht vielleicht doch noch fortliefe wie die Mutter der kleinen Becker. Auch sprach sie nie von ihrem Vater oder der Ungarin, und Ilse wagte nicht, davon anzufangen.

Zuweilen wurde ihr das Kind in seiner Schweigsamkeit, aus der heraus nur die Augen sprachen, fast unheimlich. Sie sorgte sich um Nore und konnte es nun erst recht nicht übers Herz bringen, irgend etwas zu unternehmen, was für das Kind zu einer Katastrophe werden konnte.

Je mehr der Tage wurden, die Frau Ilse allein blieb, um so unruhiger, hilfloser fühlte sie sich.

Als schon acht Tage vergangen waren, schoß es ihr durch den Kopf: vielleicht kommt er allein zurück . . . vielleicht wird er inzwischen endgültig von seiner Leidenschaft frei. Sie wollte schon aufatmen, aber da fiel ihr ein: vielleicht kehrt auch er nicht wieder zurück.

Nun ging sie auch unter Tags nicht mehr aus. Sie wollte doch da sein, wenn eine Nachricht von ihm kam, wenn er selbst erschien.

Noch nie war es ihr aufgefallen, wie unzählige Menschen an ihrer Tür klingelten und irgend etwas begehrten. Händler aller Art, Bettler, Lieferanten. Nicht eine Stunde am Tag, wo nicht wenigstens einer die Schelle zog, so daß sie jedesmal zusammenfuhr und lauschte, ob das Franz sei, und ob er allein komme oder mit der andern.

Als er dann wirklich mit Erzsi zurückkam, blieb Ilse, ohne sich bewegen zu können, auf dem Sofa in ihrem Zimmer sitzen. Er hatte natürlich nicht geschellt, sondern seine Schlüssel benutzt, die er mit auf die Reise genommen. Daß sie daran nicht gedacht hatte!

Fröhlich, heiter traten die beiden in Ilses Zimmer. Franz hatte schon draußen sehr energisch und laut das Mädchen ausgefragt. Blaß, bewegungslos saß Ilse auf dem Sofa.

Ehe sie noch eine Bewegung machte, befanden sich die beiden rechts und links neben ihr auf dem Sofa und küßten sie.

Nein, das war nicht zu ertragen! Ilse brach in ein schallendes Gelächter aus. Erzsi bebte vor Mitleid und Grauen. Franz kannte diesen Zustand ja schon und bemühte sich um Ilse, damit sie wieder zur Ruhe kam.

Als er ihr ein Glas schweren Wein eingeflößt und sie wieder einigermaßen gefaßt aussah, meinte Franz: „So, Ilse, nun kommen ruhigere Zeiten, verlaß dich darauf. Nun wirst du bald das Leben wieder leichter finden."

„Gute Kameraden werden wir sein", sagte Erzsi.

„Gebt Euch keine Mühe, mich zu beruhigen. Es ist unnütz."

„Jetzt sei nicht ungerecht! . . ."

„Ungerecht?" Ilses Lippen zuckten.

„Nun ja, ich denke", begann Franz wieder, „es ist ganz ehrlich gemeint, was Erzsi da sagt."

„Sollst einmal sehen, wie fein ich dich pflege", flüsterte Erzsi, „bis du wieder ganz obenauf bist".

Als Nore aus der Schule kam, tat sie gar nicht erstaunt, die beiden vorzufinden. Sie war schwer zu bewegen, ihnen guten Tag zu sagen und hielt, an die Mutter geschmiegt, die beiden andern immer voll Mißtrauen im Auge.

Erzsi empfand das Benehmen des Kindes besonders schwer und schmerzlich. Noch in keinem Augenblick war es ihr so wie unter diesen Kinderblicken zum Bewußtsein gekommen, was sie angerichtet hatte. Aber alle Vorwürfe gegen sich selbst, die aufsteigen wollten, unterdrückte sie energisch. Dazu ist jetzt nicht die Zeit, sagte sie sich, indem sie auf Ilse blickte. Erst muß ich ihr wieder auf ein vernünftiges Geleise helfen, dann kann ich mir immer noch Vorwürfe machen. Aber sie fühlte ganz deutlich, daß sie es dann erst recht nicht tun würde. Einmal hatte sie sich ganz einer Leidenschaft hingeben, in ihr glücklich sein wollen. Sie war es gewesen. Nun mochte kommen,

was kommen mußte. Ruhig würde sie es auf sich nehmen. Das war sie ihrer Liebe schuldig.

Man trank Kaffee. Nore sprach mit ihrer Mutter, die beiden andern waren auf sich angewiesen. Als hätte der Zufall zwei paar Menschen, die sich nicht weiter kannten, an einer Hoteltafel zusammengeführt.

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich mich vorstelle, mein Name ist Franz Ferdinand", wandte sich Franz mit einer Verbeugung an Ilse.

„Sehr angenehm."

„Fräulein Erzsi Wladacek, Malerin, Ungarin", begann Franz wieder. „Vielleicht haben Sie schon von ihr gehört, gnädige Frau?"

Ilse nickte und sprach mit Nore.

„Gnädige Frau sind schon lange im Besitz dieser Tochter?"

„In Bälde werden es zehn Jahre, denke ich."

„Nun brauchen wir uns nur noch über das Wetter zu unterhalten", meinte Erzsi. „Willst du mir nicht wenigstens eine Hand geben, Nore?"

„Nein." Nore blickte sie feindlich an.

„Die Kleine scheint sich in diesen Wochen sehr verändert zu haben", meinte Franz.

„Ist das ein Wunder?" konnte sich Ilse nicht enthalten zu fragen.

„Sollen wir noch lange Komödie spielen?"

„Ich habe damit nicht angefangen", entgegnete Ilse.

Franz erhob sich und ging hinaus.

„Ilse!" Erzsi war aufgesprungen.

„Ich bitte dich, nimm Rücksicht auf das Kind!"

Erzsi wollte auf Ilse zueilen. Aber sie hielt in ihrer Bewegung ein, als sie sah, wie blaß Ilse wurde.

„Mußt mir noch ein bißchen Zeit lassen, Erzsi. Nimm es mir nicht übel . . . Aber habe keine Angst. Bald werde ich mich daran gewöhnt haben."

„Woran?"

„Ich denke, du verstehst mich auch so!"

„Du hast ja allen Grund, böse zu sein. Ich kann dazu nur schweigen und es auf mich nehmen. Verdient hätte ich ja noch ganz anderes. Aber vermagst du denn wirklich nicht? . . ."

„Ich verstehe dich vollkommen, Erzsi. Aber ich bitte dich, laß das jetzt. Wenn du wüßtest! . . . All diese Tage und Nächte! . . ." Ilse sprang auf und verließ mit Nore das Zimmer.

Erzsi lauschte und wandte sich dann ihrem „Atelier" zu. Als sie die Türe öffnete, fuhr sie zurück und erblaßte. Man hatte, derweil sie fortgewesen, ihr Bett hierher bringen lassen. Das war mehr als deutlich.

Ein wilder Haß stieg in der Ungarin auf. Aber sie faßte sich sofort wieder. Zum Hassen hatte sie gewiß kein Recht. Welch ein Jammer, daß es so ausgehen sollte!

Während sie mit Franz auf Reisen war, wurde ein Gefühl des Stolzes

immer stärker in ihr, des Stolzes über sie alle drei, besonders auch über Ilse. Waren sie nicht in der Tat höhere, stärkere Menschen als die andern? . . . Ein Schicksal war über sie gekommen, anders, größer und schwerer als anderer Menschen Schicksale. Aber es hatte sie würdig gefunden und brauchte sich dieser drei nicht zu schämen. Und nun? . . ."

Sie setzte sich an das Fenster und blickte beklommen hinaus auf die trübselige vom Herbst verdorbene Wiese, die nahe bei dem Hause lag. Wie schmutzig die Schafe aussahen, die an den welken Gräsern nagten, wie schmutzig der Hirt, der starr in ihrer Mitte stand, wie ruppig der Hund, der die Tiere unaufhörlich umkreiste. Ihr war, als sei sie plötzlich aus ihrer hohen, leidenschaftlichen Stimmung, in der sie nun viele Tage gelebt, mitten hineingeworfen in den Alltag, den Werktag, hilflos und schmutzig wie er.

Was würden die da draußen auf der Weide sagen, wenn sie wüßten? . . Blöd und träg würden die Schafe dastehen und gucken. Der Hund würde bellen und heulen wie verrückt, und der Hirt . . .

Erzsi fuhr vom Fenster zurück. Der Hirt hatte mit dem kleinen Spaten an seinem Stab in den lehmigen Boden gestochen und den Schmutz heftig nach einem Schaf geschleudert, das sich ein wenig abseits seine Nahrung suchen wollte. Ihr war, als sei der Spaten voll Schmutz nach ihr geworfen worden. Weshalb war sie auch ausgebrochen aus der großen, dummen Herde?

Sie hielt sich die Ohren zu, um nicht zu hören, wie der Köter kleffte. Sie sah ihn ordentlich, wie er das törichte Schaf, das seinen eigenen Weg gehen wollte, so lange peinigte, bis es blutig, verwundet wieder mitten unter der großen Herde steckte. Der Hirt sah gemächlich zu. Sein Hund war ja auf derlei abgerichtet, so daß er das Tier wohl verwundete, aber nicht tötete. O, es würde sich so bald nicht wieder einfallen lassen, auszubrechen, eine Extraweide zu suchen,

Und wie dankbar war sie Ilse gewesen. Das war doch wirklich einmal eine große heroische Natur. Nur ein Weib bringt das fertig. Wie stolz sie das machte, die auch ein Weib war. Wie sich ihr das ganze Geschlecht dadurch hob. Und nun? . . . Sie ließ sich wieder am Fenster nieder, nachdem sie vorsichtig hinausgespäht hatte. Der Hirt mit seiner Herde war nicht mehr zu sehen . . . Ihr war plötzlich zu Mut, als habe sie einem armen, dürftigen Geschöpf seine letzte Habe gestohlen. Ihr Gesicht verzerrte sich. Einen ganz gewöhnlichen Diebstahl hatte sie begangen, nichts weiter, nichts größeres. Und nun galt es, sich auch fortzustehlen wie ein Dieb. Leise, feige. Nachdem man das geraubte Gut leise, feige wieder zurückgebracht hatte.

Nein, so durfte und sollte es nicht sein! . . . Nie hätte sie dem armen Geschöpf sein Gut geraubt, wenn sie gewußt, daß es so arm war.

Sie schritt auf und ab. Sie war ungerecht, bitter, sie haßte. Und alles verhielt sich ja doch nicht so, wie es der Haß ihr vorstellte. Schwach kann doch jeder einmal sein . . . Es verging wieder, und ihre Aufgabe war, dabei zu helfen. Jawohl, das war jetzt ihre Pflicht. Ilse, Franz und sich

selbst gegenüber. Half sie nicht dazu, was sollte dann aus Franz werden? . . Sie hatten sich ein Recht genommen, das die Welt dem Menschen versagt; und mit gutem Grund, denn sie weiß am besten, wie schwach ihre Menschen sind. Aber sie, sie drei waren das bisher nicht gewesen, durften es jetzt erst recht nicht sein. Sonst behielt die Welt auch ihnen gegenüber recht, und alles, was sie getan, versank in Häßlichkeit.

Erzsi richtete sich energisch auf. Nein, mit ihrem Schicksal sollte die Welt nichts zu tun, an ihm nichts zu mäkeln haben! Groß und stark und ehrlich, wie sie drei bisher getragen, was über sie kam, groß und stark und ehrlich sollte es zwischen ihnen auch bleiben.

Wenn sie fort ging, sollte es nicht sein, als ob sie sich aus einem Sumpf rette. Es sollte sein, wie wenn man aus schönen, hohen Stunden mit einem unverlierbaren Schatz im Herzen getrost gen Mittag schreitet und auch ohne Sorge um die Zukunft und den Abend. So hatte sie es sich ausgemalt, so mußte es auch werden . . . . Niemand wußte, wie schwer es ihr wurde, ihr Glück nun bald nur noch in der Erinnerung zu besitzen. Sie wußte es. Seit acht Tagen ganz genau. Und deshalb hatte sie sich ihr Teil Glück genommen wie ihr gutes Recht, an dem die Reue kein Teil hat. Niemand durfte ihr jetzt noch etwas daran verderben. Auch Ilse nicht. . . . Wie sie ihr jetzt anders gegenüberstand. Wie ein Weib dem andern, gleich zu gleich, eins nicht mehr, aber auch ganz gewiß nicht weniger als das andre.

Erzsi verließ das Atelier mit einem kurzen, prüfenden Blick auf die angefangenen Bilder. Sie mußte lächeln. Mit dieser Malerei war es nun auch vorbei. Sollte die Zeit wiederkehren, wo sie aufs neue an einer Staffelei stand, ganz anders würde sie malen. Und sie wußte, nicht schlechter . . . Was für ein dummes Mädel sie bis vor kurzem gewesen! Franz hatte ganz recht. Wie anders sie geworden durch ihre große Leidenschaft. Reich, alles Unklare wie geglättet, und ruhig, ihrer Kraft so sicher wie ein Stück Land, über das Stürme und Wetter voll Segen gegangen sind.

Ilse mußte einige Tage das Bett hüten, so elend fühlte sie sich. Nore freute sich fast darüber, denn sie hielt es für selbstverständlich, daß sie so lange aus der Schule blieb und die Mutter pflegte. Hatte sie doch kürzlich noch oft genug und aus weniger triftigen Gründen die Schule versäumt.

Franz war mit Nores Wunsch einverstanden. Er dachte, es würde seiner Frau die Situation wesentlich erleichtern. Aber Ilse wollte nichts davon wissen. Es sei schon mehr als genug in diesen Wochen aus aller Ordnung gekommen, meinte sie. Traurig genug, daß auch Nore das gespürt und erfahren. Aber fortan dürfe das nicht mehr sein. Nore wenigstens solle sich wieder an Ordnung und Zucht gewöhnen. Also mußte Nore in die Schule gehn, so schrecklich es ihr auch war die Mutter der Fürsorge des Vaters und der Erzsi anzuvertrauen. Wenn sie auch nicht verstand und in Worte fassen konnte, was vorgefallen war, so wußte sie doch ganz genau, daß der Vater und die Erzsi der Mutter sehr weh getan hatten.

Ilse verlangte immer wieder, allein zu bleiben. Franz tat ihr den Gefallen und ging ihr aus dem Weg. Er dachte, so findet sie sich am leichtesten wieder zurecht. Aber Erzsi gehorchte nicht. Sie konnte Stunden lang in Ilses Schlafzimmer sitzen und war nicht zu vertreiben. Da sie kein Wort sprach, wenn Ilse es nicht wünschte, nur stumm dasaß und das Mädchen rief, sobald sie merkte, daß Ilse etwas nötig hatte, mußte sich Ilse ihre Gegenwart gefallen lassen.

Eines Tages begann Erzsi ganz plötzlich und unvermittelt von ihrer Reise mit Franz zu erzählen.

„Ich bitte dich, schweig!"

„Nein!" sagte Erzsi hart.

„Warum mußt du denn auch noch darüber reden?"

„Weil ich es mir und dir schuldig bin. Du mußt das alles jetzt einmal mit meinen Augen sehen. Vielleicht siehst du es dann wieder wie früher, bevor wir gingen."

Ilse seufzte, weinte, aber Erzsi gab nicht nach und sprach von der Reise.

„Ich bin kein Dienstmädchen, das sich verführen läßt und hinterdrein schämt. Es handelt sich gar nicht um eine Verführung, wie du sehr wohl weißt, sonst schwiege auch ich am liebsten darüber .... Ich schäme mich gar nicht, mich Franz hingegeben zu haben, gar nicht! ... Ich bin stolz darauf, daß ich nach freier Wahl, ohne nach der Welt zu fragen, handelte, wie ich gehandelt habe."

Ilse wehrte ab und barg den Kopf in die Kissen, um nichts zu hören. Erzsi schwieg sofort und begann erst wieder, als sie wußte, daß Ilse sie hören mußte.

„Wie grausam du bist!" klagte Ilse.

„Ich kann ja für heute schweigen und morgen fortfahren", bemerkte Erzsi.

„Dann fahre lieber gleich fort. Je schneller es vorbei, um so lieber ists mir."

Erzsi erzählte, ohne Ilse anzusehen, ruhig, vor sich hin, wie Franz und sie die zehn Tage verbracht hatten. Sie erzählte natürlich so, wie sie diese Tage sah, mit verhaltenem Pathos.

Ilse wollte nicht zuhören, aber sie mußte. Sie richtete sich bald sogar leise, vorsichtig, damit Erzsi es nicht merke, ein wenig auf, um besser zu hören. Da war ihr auf einmal, als hörten auch Frau Friedrich, Frau Kessel und der Herr und die Frau Banquier zu. Sie bettete sich wieder tiefer in die Kissen.

Erzsi schwieg und wartete.

„Was glaubst du, daß deine Mutter zu dem allen sagen würde?" fragte nach einer Weile Ilse.

„Sie würde mich verachten."

„Könntest du ihr das übel nehmen?"

„Nein, durchaus nicht. Wie sollte sie auch so etwas verstehen. Das kann überhaupt nur, wer es erlebt hat."

„Alle würden sie mit Fingern auf uns weisen!“

Erzsi lächelte bitter und geringschätzig.

„Ich bin keine heroische Natur wie du!“

„Es soll mir nur einer mit schmutzigen Worten nach diesen Tagen greifen!“ Erzsi bebte vor Zorn.

Sie erzählte weiter.

„Nehmen wir einmal an, Franz heiratete dich?“ sagte Ilse plötzlich.

Erzsi sah sie verständnislos an. „Heiraten? mich?“

„Ihr könntet doch auf den Gedanken kommen. Er liegt nicht gerade fern.“

„Ich nicht.“

„Das verstehe ich nicht.“

Erzsi kam ihr ein wenig näher, ohne daß Ilse darauf achtete.

„Ich will dir etwas sagen, Ilse. Auch ihn würde ich nicht heiraten, nie! Was würde dann aus diesen schönen Tagen!“

„Eine schöne Erinnerung“, fiel Ilse rasch ein.

„Aber begraben unter dem Alltag und seinen Forderungen . . . Jedes Jahr erinnert man sich dann vielleicht einmal . . .“

„Das ist dir zu wenig?“

„Viel zu wenig! . . . Nein, nein, dann käme mir alles lächerlich vor . . . So etwas tut man nicht, wenn man heiraten will.“

Jetzt sah Ilse recht ratlos drein. Erzsi setzte sich auf ihr Bett. Ilse ließ sie gewähren.

„Hätte ich solchen Ausgang für möglich gehalten oder gar gewünscht, wäre ich jetzt gewiß nicht hier. Wofür hälst du mich?!“

„Es ist nicht leicht, sich in dir auszukennen“, erwiderte Ilse nicht ohne Bitterkeit. „Wie anders dachtest und handeltest du noch vor vierzehn Tagen!“

Erzsi blickte vor sich hin und lächelte. Ilse wandte sich ab. So hatte sie auch einmal lächelnd vor sich gesehn. Lang war es her. Und da fühlte sie, daß Erzsi eigentlich gar nicht so Unrecht habe, diese Erinnerung stark und immer lebendig zu erhalten, die Erinnerung an die Tage erster, großer Leidenschaft, die nicht wiederkehrt, am wenigsten in der Ehe.

Erzsi sah wieder auf. „Bin ich wirklich so anders? Ja, ich glaube selbst, du hast recht. Früher warst du die stärkere, im Augenblick bin ich es.“ Sie strich besänftigend über Ilses Hand. „Das darfst du nicht übel nehmen. Bald bist du ja wieder die stärkere, denn du wirst dann die glückliche sein.“

Franz kam sich in diesen Tagen sehr überflüssig vor. Er trug es mit Humor, denn er fand es sehr begreiflich, daß nun erst die beiden Frauen miteinander ins Reine kommen mußten. Als darüber aber Tag für Tag verging, wandte er sich schließlich an Erzsi mit der Frage, ob er denn endgültig ausgeschlossen sei aus ihrem Bunde? „Ich komme mir vor, als säße ich nun glücklich zwischen zwei Stühlen.“

„Was für ein Vergleich!“ Erzsi sah böse drein.

Franz machte ein unglückliches Gesicht. „Du weißt, ich habe absolut

kein Talent fürs Pathetische und Großartige. Mußt mich auch weiterhin nehmen, wie ich nun einmal bin." Er wollte auf sie zu, aber sie wehrte lächelnd ab. „Das gibts nicht mehr, mein Lieber, die schönen Tage .... du weißt schon!"

„Das wäre ja noch schöner!"

„Es ist mir voller Ernst damit, Franz. Wir haben jetzt nur daran zu denken, deine Frau wieder hoch zu bringen."

Bald stand denn auch Ilse wieder auf. Erzsi und Franz umgaben sie mit so viel Liebe uud Zärtlichkeit, daß sie allmählich ruhiger wurde.

Man könnte fast meinen, wir seien Geschwister geworden, dachte sie. Geschwister, die zum ersten Mal zusammenleben, seitdem sie heranwuchsen. Ihre Zuneigung hat alle Wärme, ohne sinnlich zu sein .... Noch richtiger könnte man vielleicht sagen, überlegte Ilse, wie alte Eheleute benehmen wir uns. Alle stürmische Leidenschaft liegt hinter ihnen, so daß sie ruhig ihren Weg weitergehen, nachdem sie sich endlich aus dem Gestrüpp herausgefunden und an seinen Dornen manch Haar gelassen haben. Jedes sieht noch des andern Narben, schont sie und berührt sie nicht unnütz, daß sie ausheilen können.

Ilse merkte wohl, daß sich Franz doch zuweilen von diesem ebenen, geruhsamen Pfad, den sie da jetzt miteinander wandelten, fortsehnte. Aber es bedurfte nur eines Wortes, eines Blickes von Erzsi, und er schritt gehorsam neben ihnen weiter. Ilse beneidete dann zwar Erzsi um die Macht eines solchen Blickes, ihrer Worte, aber sie regte sich wenigstens nicht auch äußerlich darüber auf und gewann so wieder die Herrschaft über sich selbst. Gebrauchte Erzsi doch auch ihre Macht jetzt nur zu ihrer aller besten.

„Du fühlst dich immer noch sehr stark, sehr reich?"

„Das tue ich."

„Ich tat es auch einmal."

„Ich weiß."

„Leidest du nie unter dem Gedanken, daß du auch einmal so arm und schwach sein wirst wie ich?"

„Nein, Ilse, darunter leide ich nicht, denn dazu wird es nicht kommen."

„Du bist noch so jung. Es wird nicht deine letzte Leidenschaft sein, glaub ich."

Erzsi biß sich die Lippen.

„Du überlegst so viel, wirst dir auch über deine Empfindungen immer möglichst klar. Darf man darüber nicht auch einmal sprechen?"

„Ich habe am wenigsten Anlaß und Recht, dir deine Unterhaltung mit mir vorzuschreiben, wenn sie mir auch schmerzlich wird und mich aufregt. Nur wirst du selbst nicht glauben, daß ich jetzt, in diesem Augenblick an so etwas zu denken vermöchte. Pfui!"

Ilse sah, wie Erzsi mit den Tränen kämpfte. Warum soll sie nicht auch einmal weinen? dachte sie. Wie viel habe ich in diesen Wochen weinen

und leiden müssen. Sie fuhr fort: „Wenn du darin einem Manne gleichst, daß du keine Rücksicht kennst, wenn dich eine Leidenschaft übermannt, so gleichst du ihm vielleicht auch darin, daß deine Leidenschaften nicht ewig dauern und Platz machen für neue . . .“

„Jetzt rächst du dich auf eine echt weibliche Art und Weise!“

„Kann ich anders?“

„Der einen ists am wohlsten, wenn sie em ganzes Leben in der Nähe des wärmenden Ofens verbringt. Alles wohl temperiert, nichts heiß . . .“

„Du vergißt Nore!“ unterbrach Ilse mit blitzenden Augen.

„Wie so?“

„Ein Kind braucht diese Temperatur, um zu gedeihen. Deshalb hat es die Natur bei der Ehe so eingerichtet.“

„Die Natur? Wirklich die Natur?“

„Meinetwegen auch die Menschen, weil sie fortleben wollen in ihren Kindern.“

„Das ist mir zu dunkel, ich verstehe dich nicht.“

„Meinst du, ich wäre so lau, wie ich jetzt tue? Meinst du, ich hätte nicht auch Blut und Glut in mir? — —“

Erzsi ging hinaus. Sie waren ja beide viel zu erregt, um sich jetzt nicht für immer weh zu tun, wenn das Gespräch nicht abgebrochen wurde. Das aber wollte sie um keinen Preis.

Die beiden gingen stumm umeinader herum. Sie hatten sich unnütz verletzt, das war häßlich. Sie schämten sich beide.

Am andern Morgen suchte Ilse die Freundin in ihrem Zimmer auf. „Wir wollen Frieden schließen und uns nicht weiter zwecklos Malicen sagen.“

„Ich meine auch, es ist schon deshalb überflüssig, uns das Leben schwer zu machen, weil ja gar kein Krieg mehr ist zwischen mir und dir.“

Sie reichten sich feierlich die Hände und mußten dann beide über diese Feierlichkeit lächeln.

„Ein Zweibund?“ meinte Ilse fragend.

„Gegen wen?“

„Gegen den, der uns all die Not gebracht.“

„Und all das Glück“, sagte Erzsi wieder in feierlichem Ton.

„Einen Bund schließt man ja nicht nur gegen jemanden, sondern auch sozusagen für sich selbst“, meinte Ilse.

„Damit bin ich sehr einverstanden“, erklärte Erzsi und begann, ihre Skizzen und Bilder von der Staffelei und von den Wänden zu nehmen.

„Was hast du vor, Erzsi?“

„Schau dir das Zeug an! Kannst du ihm noch Geschmack abgewinnen?“

„O ja.“

„Ich nicht.“

Ehe sich Ilse dessen versah, begann Erzsi mit wildem Eifer ihre Arbeiten zu zerreißen und unbrauchbar zu machen.

Ilse wollte sie hindern, gab es aber auf, da Erzsi mit aller Gewalt auf dieser Vernichtung bestand.

„Die ganze Zeit habe ich mich schon über den lächerlichen, nichtssagenden Kram geärgert, aber die liebe Eitelkeit kann sich erst jetzt überwinden und mit ihm aufräumen.“

„Du lerntest mit andern Augen sehen?“

„Ich sehe überhaupt jetzt erst.“ Erzsi zerriß den letzten Bogen und atmete leichter.

„Willst du deine Kunst aufgeben?“

„Durchaus nicht. Wenn ich erst in Budapest sitze oder gar in Newyork, dann werde ich wieder malen. Und wie! Was sollte ich auch sonst tun?“

„Du malst dirs von der Seele. Wie gut du es hast. Wie die Männer!“

„Ich glaube nicht, daß du mich beneiden brauchst. Männer schreiben, malen, arbeiten sich vielleicht soetwas von der Seele. Ich? eine Frau? Ich glaube, die begabteste Frau vermag das nicht. O, ich sehe mich schon in Newyork sitzen und arbeiten. Für Euch, für ihn! Nicht um von Euch loszukommen, sondern um wenigstens so noch mit Euch zu leben . . Und du wirst mir schreiben, wie Euch die Sachen gefallen, du wirst mir schreiben, wie es Euch geht, was Ihr treibt, denn hier bei Euch, Ilse, ist doch nun einmal mein wirkliches zu Hause . . Nichtwahr, das versprichst du mir?“

„Warum soll gerade ich schreiben?“

Erzsi hielt ihr den Mund zu. „Weil ich dann nur noch von dir Briefe haben will, nicht von ihm . . Meinst du, ich hielte es aus drüben, wenn er mir schreibt? . . . Und aushalten muß ich doch, etwas anderes weiß ich nicht . . . Ich könnte mich ja umbringen. Die Liebe scheint das nun einmal bei mir nahe zu legen . . Aber ich kann nicht. Und weißt du, warum nicht? Es ist so lächerlich! Ich höre dann nichts mehr von Euch, deshalb kann ichs nicht . . . Auch muß ich mir beweisen, daß ich diese Wochen wert war. Und wodurch soll ich das, wenn nicht durch meine Kunst? Wird es etwas damit, wem verdanke ich das? Du weißt schon . . So lebe ich dann doch in meinen Besten noch mit Euch, von ihm . . . Warum lachst du nicht, Ilse?“

Ilse trat auf Erzsi zu, die vor Erregung glühte, und umschlang sie leise, ohne zu antworten.

„Du wirst dann wieder glücklich sein . . Und ich? Ich werde, ich will nicht unglücklich sein, ich bin ja doch hier, wenn ich auch zufällig in Amerika wohne . . Siehst du, so arbeite ich mir die Sache von der Seele. So lache doch!“

Ilse umschlang die Erregte fester.

„Nichtwahr, du schreibst mir? Jeden Monat einmal . . Nicht öfter.“

Ilse nickte.

„Bist du nun zufrieden?“

„Jetzt wäre es an mir, Erzsi, zu tun, was du gestern tatest: das Zimmer zu verlassen.“

„Verzeih, du hast recht, entschuldige!“ Erzsi wollte Ilse die Hand küssen, aber Ilse küßte sie auf den Mund. Sie waren beide sehr bewegt, ließen sich am Fenster nieder, sahen auf die öde welke Wiese und schwiegen.

Als sie Franz auf dem Flur hörten, gaben sie sich Mühe, heiter dreinzusehn.

„Wir sind doch närrisch, wir Frauen“, meinte Erzsi leise. „Warum ändern wir nun unser Gesicht?“

„Weil wir ihn gern haben.“ Ilse küßte die Freundin wieder.

„Wie lieb von dir, daß du das tust“, sagte Erzsi und hielt Ilse lange umschlungen. „Das war mir das schrecklichste. Ich kam mir so schmutzig vor, weil du jede Berührung mit mir ängstlich miedest.“

„Sprechen wir nicht mehr davon!“

„Und wenn nur Nore nicht so eifersüchtig wäre! Glaubst du, das Kind haßt mich?“

„Es vergeht, Erzsi, es vergeht wieder.“

„Also hier steckt Ihr?“ rief Franz. „Ueberall habe ich Euch schon gesucht.“

„Gar so groß ist doch die Wohnung nicht, Mann.“

„Weiß der Himmel, ich habe immer Sorge, wenn ich einmal aus bin, derweil geschähe hier etwas unangenehmes.“

„Brauchst dir keine Sorge mehr zu machen. Wir haben uns ausgesprochen.“

„Gut Ding will Zeit haben.“

„Gut Ding?“

„Hälst du es nicht für etwas Gutes und Schönes, daß wir wieder so vor dir stehn?“

Erzsi blitzte ihn an.

„Da kann ich also gratulieren?“

„Wir danken.“

„Das muß gefeiert werden. Mit Pommery!“

„Weshalb immer alles betrinken?“

„Ihr sollt mir auf die Erde zurück, ihr macht beide ganz unirdische Gesichter, da wird mir unbehaglich. Frauen mit solchen Gesichtern sind zu allem fähig, wovon ein Mann keine Ahnung hat.“

„Dann wollen wir wenigstens hier feiern“, meinte Ilse. Aber Franz wollte nicht. In der Stadt, im besten Restaurant sollte gefeiert werden, sodaß Ilse gar keine Umstände davon hätte, denn zu Pommery gehöre auch das entsprechende Essen.

„Und wenn man uns wieder zusammen sieht?“ Ilse sah nachdenklich drein.

„Erstens gehn wir in das beste Restaurant, wo niemand unsrer Bekannten zu sein pflegt . . Und wenn uns wirklich jemand sieht?“

„Ich habe erzählt, daß Erzsi nach Hause reiste und du nach Berlin.“

„So hast du dich eben geirrt. Erzsi ist halt wieder hierher zurückgekehrt,

hat etwas vergessen oder so . . Zur Zeit kann uns doch auch wirklich niemand etwas anhaben. Oder leben wir nicht wie Geschwister, wie fromme Brüder in einem Kloster?"

So ging man denn wirklich in die Stadt und ließ es sich wohl sein, zumal sie keinen ihrer Bekannten trafen.

Das Zusammenleben der Drei gestaltete sich wieder recht harmonisch. Nur Franz verzog zuweilen das Gesicht, weil sie gar so bieder beisammen saßen.

„So hatte ich es mir nun nicht grade vorgestellt", meinte er.

Die Frauen lachten laut, so enttäuscht sah er aus.

„Wir haben nämlich einen Bund gegen dich geschlossen", erklärte Erzsi.

„Das wird immer netter!"

„Keins von uns will sich mehr durch dich aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Wir haben lange darunter gelitten."

„Nur gelitten?"

Die Frauen erröteten.

„Jedenfalls würden wir jetzt nur darunter leiden", sagte Ilse.

„Bist du derselben Meinung, Erzsi?"

„Ich muß wohl."

„Da kann ich ja gleich Mönch oder Einsiedler werden! Hätt ich das gedacht!"

„Du bist unglaublich undankbar!" sagte Ilse.

„Ich bin ja wie auf Besuch hier", grollte Franz. „Nicht mehr Herr im eignen Haus!"

„Wo steht denn geschrieben außer im alten Testament, daß just du der Herr sein mußt?" warf Erzsi ein. „Wir Frauen haben hier die Mehrheit."

„Nur in einem sogenannten konstitutionellen Staat entscheidet sie."

„So haben wir uns eben eine Konstitution gegeben", sagte Erzsi.

„Und mir bleibt nichts anders übrig als dem König von England: zu unterschreiben, was Ihr für gut findet?"

„Außerdem darfst du uns vor der Oeffentlichkeit und dem Ausland gegenüber vertreten."

„Zum Repräsentieren bin ich also noch gut genug?"

„Ich wundre mich längst, daß sich das Ausland noch nicht energisch in unsre Angelegenheiten gemischt hat", sagte Erzsi.

„Du denkst an deine Mutter, deine Verwandten?" fragte Ilse.

„Aber vergeßt doch nicht, wir kennen uns ja kaum zwei Monate!" rief Franz.

„Freilich, das vergesse ich immer wieder. Mir kommt es vor, als lebe ich schon zwei lange, inhaltsschwere Jahre hier bei Euch . . . Aber ungeduldig ist Mama längst. Wenn sie nicht Angst hätte, all das viele Geld für meinen Malunterricht . . ."

„Du hast ja wohl auch für deine Kunst hier mehr gelernt als bei einem Mallehrer", meinte Franz.

„Mama würde das sicher nicht finden."

„Was geht uns Mama an! So laß doch Mama!!"

Franz gab sich alle Mühe, von dem Thema abzukommen, denn das erhöhte die Stimmung nicht.

Und wenn sie auch darüber schwiegen, daß dies Leben nun bald vorbei sein würde, so dachte doch jedes natürlich oft genug daran. Franz wollte schon deshalb nicht, daß man sich diesen Tag trübte und verdarb. Er dachte: leben wir halt noch so lange wie möglich dahin wie die Türken. La ilaha illa lahu!

Das einzige Wesen im Haus, das nicht vergnügt mittat, war Nore. Sie haßte die Erzsi jetzt von ganzer Seele, denn sie war an allem schuld: daß die Mutter sich so viel grämen mußte, daß der Vater so wenig mit ihr und der Mutter allein war, und weshalb blieb sie immer noch hier? Konnte sie nicht ganz fortbleiben, als sie damals mit dem Vater verreiste? . . . Und wie Vater und Mutter immer mit Erzsi zusammen waren! . . . Um sie hatten sich die Eltern nie so viel gekümmert. Gerade als wäre Erzsi ihr Kind und nicht Nore!

Die Erwachsenen schwiegen zu ihrer unfreundlichen, verstockten Art. Nore gegenüber hatten sie alle drei kein gutes Gewissen. Selbst Ilse trug es stumm, daß sich das Kind auch ihr immer mehr verschloß. Wenn wir erst allein sind, wird sich das von selbst wieder geben, dachte sie. Sie nahm sich vor, dann vor allem dahin zu arbeiten, daß das Kind diese schreckliche Eifersucht verlor. Wohin sollte das noch einmal führen? . . .

In den Stunden, wo Nore in der Schule saß, waren die beiden Frauen fast immer zusammen. Da Erzsi nicht mehr malte, ging sie im Haushalt zur Hand und freute sich wie ein Kind, wenn sie Ilse irgend einen Handgriff absah. Auch kümmerte sie sich um die Küche und half so mit zu dem Behagen und der Gemütlichkeit, wie sie ihrer Meinung nach vor ihrer Dazwischenkunft in dem Hause geherrscht hatten.

Kam Nore nach Haus, verschwand Erzsi in Franzens Zimmer, um dem Kind aus dem Weg zu gehen, das sie nicht mochte, während Ilse sich der Kleinen annahm.

Diese Stunden in Franzens Zimmer wurden Erzsi bald besonders lieb. Sie saß ganz ruhig da, denn Franz ließ sich in seiner Arbeit nicht stören, und schaute ihm zu, ohne daß er es merkte oder wenigstens darauf achtete.

Wie er sich ganz seiner Arbeit hingab. Nicht mit einem Gedanken schien er in diesen Stunden an die beiden Frauen zu denken. Das kränkte Erzsi durchaus nicht. Sie fand es vielmehr männlich, stark und schön. Nur wenn ihr einfiel, wie sie nie würde so arbeiten können rein um der Arbeit willen, konnte ihr recht jämmerlich zu Mut werden.

Während der Arbeit sprang Franz oft auf und lief erregt durchs Zimmer. Wie intensiv er bei der Sache ist, dachte Erzsi und wandte kein Auge von ihm. Jede Bewegung, jeden Gesichtsausdruck nahm sie in sich auf. Das

war ja ein gut Teil des Schatzes, von dem sie nun bald würde zehren müssen ... Es konnte sogar geschehen, daß er direkt vor ihr stehen blieb, sie durchdringend anblickte, ohne sie zu sehen, durch sie durchsah. Wie klar und hell dann seine Augen waren! Wie sie ihn gerade in solchen Augenblicken liebte!

Plötzlich wandte er sich ab und kehrte an seinen Schreibtisch zurück.

Ob Ilse in früheren Jahren wohl auch so bei ihm gesessen hatte? Danach fragen mochte sie nicht. Aber wahrscheinlich erschien es ihr. Schon weil ihn ihre Anwesenheit so gar nicht störte. Er war also offenbar an die Gegenwart eines zweiten in solchen Stunden gewöhnt ... Weshalb aber saß Ilse jetzt nicht mehr hier? ... Der Haushalt, die Küche, das Kind ... Das wars ... Und wieder freute sich Erzsi, daß ihre Liebe mit keinem von diesen Dingen verknüpft war.

Es kam auch vor, daß er aufsprang und sie küßte, oder beim Umherwandern für einen Augenblick die Hand auf ihr Haar, ihre Schulter, ihre Brust legte. Sie hielt ganz still. Es geschah ja in Gedanken. Er merkte ja selbst kaum, daß ihm ihre Nähe wohl tat, daß er sie das ganz unwillkürlich durch einen flüchtigen Kuß, eine flüchtige und doch so innige Bewegung merken ließ.

Einmal aber sagte er doch: „Du glaubst gar nicht, wie deine Nähe mich beflügelt. Phantasie, Verstand, alles arbeitet noch einmal so schnell und angespannt. Nicht einmal Pommery brächte das zustande."

Legte er die Feder endgültig hin, nahm er sie wohl auf den Schoß, küßte sie und drückte sie fest an sich. Hätte sie jemand überrascht, würde er geglaubt haben, bei einer Liebesszene zu stören. Und doch war es nicht so. Die Gesten und Bewegungen konnten wohl aussehen, wie die eines stürmischen Liebhabers, sie entsprangen aber in Wirklichkeit dem Wunsch, das Gefühl des Glücks über sein Schaffen sie auch mitfühlen zu lassen.

Das spürte Erzsi sehr deutlich und ließ ihn gewähren. Jeden Morgen reute sie sich auf diese Stunden. Ihr schien, nichts zeige so deutlich und klar wie diese Augenblicke, daß sie ihm viel bedeutete. Was sie zusammengeführt, das war mehr, das war besseres als ein Rausch der Sinne.

Noch nie hatte sie so viel auf sich selbst gegeben, noch nie sich so gepflegt und geschmückt. Für diese Stunden machte sie sich schön und kostbar. Um ihretwillen würde er sie nie vergessen.

„Deine anima gehört zu mir", sagte Franz. „Per animal ad animam."

„Das mußt du mir schon verdeutschen."

„Durch das Animalische hindurch führt der Weg zur Seele. So erreiche, besitze ich sie. Per aspera ad astra."

Kam aber doch einmal ein ander Feuer in seine Augen, wenn er sie auf den Knieen hielt, sprang sie sofort auf und ging.

War Nore zu Bett gebracht, gesellte sich Ilse zu ihnen, denn erst dann war ihr bei ihnen wohl. Wurde sie doch das Gefühl nicht los, als könne Nore in ihrem Unverstand Erzsi noch einmal etwas wirklich Böses antun, wenn sie über die Kleine nicht unausgesetzt wache, solange sie auf war.

Wieder einmal war Nore ins Bett gebracht, unschädlich gemacht. Ilse ging ins Eßzimmer, wo Erzsi und Franz schon am Tisch saßen, um zu essen, denn sie wollten nachher noch in die Stadt, da schellte es zweimal laut und heftig hintereinander.

Erzsi fuhr in die Höhe. „Die Mama!"

„Narrheiten!" sagte Franz. „Daß uns eine Schelle so ins Bockshorn jagen kann!"

Alle drei lauschten. Das Mädchen meldete Dr. Friedrich.

„Da habt Ihrs! Narrheiten!" Franz sprang auf und bat Dr. Friedrich, hereinzukommen.

Friedrich sah rot und verlegen aus, begrüßte die Damen und stürzte sich in einen Schwall von Worten und Witzen.

Da ist doch etwas besonderes los, dachte Franz beunruhigt. Ueberhaupt, er hat uns noch nie besucht. Die beiden Frauen schienen ähnliches zu empfinden, denn sie sprachen ebenfalls viel und hastig.

Plötzlich wurden alle still. Eine peinliche Stille.

„Mein Gott, daß ich daran nicht gleich gedacht! Nicht wahr, Sie legen ab und essen mit uns?" bat Ilse.

Friedrich zögerte einen Augenblick, nahm aber dann dankend an.

„Vielleicht rauchen Sie lieber erst noch eine Zigarette?" fragte Franz.

„Wenn Sie gestatten, nachher, nach Tisch."

Man begann zu essen und unterhielt sich sehr ausgelassen. Nur Erzsi wurde still und blaß. Ihr war, als brächte gerade ihr dieser Besuch nichts angenehmes. Sie wehrte sich vergebens gegen dies Gefühl. Aber hatte sie nicht immer bei Friedrich etwas wie Abneigung gegen sie verspürt, so sehr er sich auch bemühte, es zu verbergen?" Wie hastig er aß und trank. Wie sein Blick immer wieder schnell und forschend zu ihr ging. Oder bildete sie sich das nur ein? . . . Das schöne Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit, das wieder über sie gekommen war, fiel mit eins von ihr. Sie empfand eine unbestimmte Angst, die ihr das Herz beben machte.

Wie lange man heute bei Tisch saß. Ilse nötigte Friedrich immer wieder, doch noch etwas zu nehmen. Gerade als sei ihr auch bange, als wolle sie das Gespräch, das gewiß nach Tisch kommen würde, möglichst weit hinausschieben . . . Und doch, war diese Angst nicht töricht? Was konnte Friedrich ihnen anhaben?

Endlich erhob man sich.

„Rauchen Sie jetzt eine Zigarette oder vielleicht eine Zigarre?"

„Wenn ich um eine Zigarre bitten dürfte." Wie förmlich wir sind, dachte Friedrich. Als ob Ferdinand merke, daß ich ihm kein angenehmer Gast sein werde.

„Ich möchte Sie übrigens gerne für einen Augenblick allein sprechen, wenn die Damen gestatten."

„Sie machen uns ja ganz neugierig", sagte Ilse und versuchte zu lächeln.

„Am Ende überbringen Sie mir eine Forderung“, scherzte Franz.

„Keine Angst, meine Damen, es ist nichts gefährliches, nur eine ganz kleine, harmlose Angelegenheit unter Männern.“

„Aber wir gehen doch in die Stadt?“ sagte Ilse wenig höflich, in dem Bestreben, dies Gespräch um jeden Preis zu verhindern.

„Darf ich da einen Vorschlag machen?“ fragte Friedrich. Die andern blickten ihn erwartungsvoll an.

„Wie wäre es, wenn die Damen schon vorausführen? Wir kommen nach. Und wenn Sie gestatten, benachrichtige ich auch noch meine Frau, und wir verbringen den Abend dann zusammen?“

„Aber gewiß, sehr gerne“, meinte Ilse erleichtert. Wenn Friedrich seine Frau nachkommen ließ, konnte es mit dem Gespräch unter vier Augen nicht so schlimm sein.

Die Damen machten sich fertig, während die beiden Herren in Franzens Zimmer gingen.

Ilse öffnete noch einmal die Tür. „Nun, Sie reden ja noch nicht?“

„Gleich, Frau Ilse. Es handelt sich nämlich sozusagen, na ja, wenn Sie wollen, um eine Art Theaterangelegenheit.“

„Um mehr nicht?“

„Auch noch um eine Regiefrage, die mir wichtig ist.“

„So geht doch, Ilse, wir kommen bald nach“, sagte Franz ärgerlich.

„In einer halben Stunde spätestens sind wir bei Ihnen, gnädige Frau. Und meiner Frau, die sich sehr freut, wieder einmal mit Ihnen zusammenzukommen, telephoniere ich von unterwegs.“

Endlich waren die Männer allein, entzündeten ihre Zigarren und ließen sich nieder.

„Wie war es denn in Berlin?“ fragte Friedrich.

„In Berlin?“

„Ihre Frau Gemahlin erzählte, sie seien dorthin gefahren.“

„Ach so.“

„Haben Sie Ihr Stück angebracht? Bei Brahm? . . . Daß Sie auch nie davon sprachen! Ich hätte Ihnen da in manchem behilflich sein können, und wäre es gern gewesen.“

„Ich war gar nicht in Berlin.“

Friedrich blickte unter sich.

„Also, was führt Sie zu mir, Herr Doktor?“

„Uff!“ seufzte Friedrich. „Es ist eine fatale Geschichte. Es fällt mir schwer, den rechten Anfang zu finden . . . Diskrete Angelegenheit . . .“

Aha, dachte Franz, es handelt sich also doch um Erzsi. Aber er kam ihm nicht zu Hilfe.

„Darf ich offen sprechen?“

„Ich bitte darum.“

Friedrich stöhnte kläglich. „Wir sind so feierlich, so geht es nicht! Da bekommt die Sache von vornherein ein falsches Gesicht."

„Aber ich bitte, sprechen Sie doch, wie Sie es am angemessensten finden."

„Nun ja, ich komme sozusagen als Freund, der sie gut leiden kann. Wie wir alle in unserm Kreis."

„Hat der auch damit zu tun?"

„Allerdings. Wenn auch nicht direkt. Aber bevor ich mich entschloß, zu Ihnen zu gehen, habe ich mich mit Kingler beraten. Er fand auch, es sei am richtigsten, ich suche Sie auf . . . Wir sind wirklich nicht engherzig."

„Das müßte sich wohl erst noch zeigen."

„Sie sehen das schon daraus, sollt ich meinen, daß ich meine Frau bitte, nachher mit uns zusammen zu sein."

„Das klingt wie eine captatio benevolentiae."

Friedrich sprang auf, setzte sich aber sofort wieder.

„Es handelt sich ja doch wohl um eine Privatangelegenheit, wenn ich recht verstehe?" meinte Franz, der erregt wurde.

„Sie können es wohl so nennen . . . Sagen Sie, wird die Dame aus Ungarn noch lange bei Ihnen bleiben? Ich frage nicht aus Neugier."

„Sie werden begreifen, daß ich Ihnen auf diese Frage keine Antwort schuldig bin, so lange Sie nicht deutlicher reden."

„Also schön . . . Zunächst klingt es etwas lächerlich, was ich zu sagen habe, aber das darf Sie nicht stören . . . Ihr früheres Dienstmädchen dient nämlich jetzt in dem Haus, in dem auch ich wohne."

„Aha!" Franz lachte bitter.

„Sie hat offenbar einen Groll gegen Sie, denn sie erzählt überall recht fatale Geschichten, Sie wissen schon, worüber . . ."

„Dienstbotengeschwätz. Aber natürlich glaubt man ihr?"

„Allerdings. Der Augenschein spricht ja auch für ihre Klatschereien . . . Sie sind nicht gerade sehr vorsichtig."

„Was kümmert mich das Geschwätz der Leute!"

„Aber Sie leben nicht in Afrika. Sie leben nun einmal in einem Staat, der sehr auf Ordnung hält."

„Nun? . . . Und weiter?"

„Kurz und gut, man beschäftigt sich überall in der Stadt mit Ihnen. Der Klatsch nimmt immer unheimlichere Dimensionen an, wie das so geht. Man weiß von immer merkwürdigeren, unglaublichen Vorgängen zu erzählen."

Franz sprang auf. „Nennen Sie mir einen Namen, nur einen einzigen Namen! Daß ich einen solchen Kerl greifen kann!"

„Das hätte ich längst selbst getan, wenn sich so etwas greifen ließe. Aber das ist ja das Fatalste bei solchen Geschichten. Das schleicht im Dunkeln, läßt sich nicht fassen und frißt immer weiter . . . Es herrscht eine große Entrüstung in der sogenannten guten Gesellschaft."

„Man nennt sie die gute . . . Sie wissen!"

„Sie verzeiht sozusagen alles außer dem Haus. Aber eine Extravaganz im eigenen Haus verzeiht sie nie. Außer wenn es sich um Dienstboten handelt natürlich."

„Und wenn schon?"

„Sie wünschen doch wohl selbst nicht, daß die Geschichte in aller Leute Mäuler und schließlich auch in das der Presse kommt."

Franz lächelte dünn. Das alterierte Friedrich erst recht.

„Mann, nehmen Sie Vernunft an! Sie sind abhängig geworden vom guten Willen ihrer Nachbarn, der Dienstboten, der Metzger und Bäcker. Wissen Sie, was das heißt? Es braucht nur einer Anzeige zu erstatten, und die Sache kann sehr unangenehm, direkt verhängnisvoll für Sie werden. Man spricht schon so zu viel darüber."

„Unter welcher Rubrik verhängnisvoll?" fragte Franz scheinbar ruhig.

„Erregung öffentlichen Aergernisses, Konkubinat, Bigamie, was weiß ich! Es gibt tausend Paragraphen und Vorwände. Wollen Sie sich und Ihre Damen dem aussetzen? Und selbst wenn Ihnen juristisch nichts nachzuweisen ist, semper aliquid haeret!"

„Ich dachte allerdings nicht, daß es schon so weit wäre."

„Es ist so weit, verlassen Sie sich darauf. Und nur deshalb komme ich her. Um Sie zu warnen. Als Ihr Freund. So lange es noch Zeit ist! Zu den Annehmlichkeiten werden Sie eine solche Auseinandersetzung wie diese auch nicht rechnen. Weder für Sie, noch für mich."

Franz ging langsam, mit kleinen Schritten durch das Zimmer. Er blieb vor Friedrich stehn und fragte: „Was würden Sie also tun an meiner Stelle?"

„Verreisen!"

„Wie?"

„Machen, daß ich den Leuten für eine Weile aus den Augen käme!"

„Hm."

Friedrich erhob sich ebenfalls. „Ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung."

Franz sah ihn an. „Ich verstehe nicht recht."

Friedrich wurde verlegen und meinte scherzend: „Wissen Sie, es ist einmal wieder ein kleines Goldschiff bei mir angelaufen . . . und da denke ich . . . unter guten Bekannten."

Franz schüttelte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen herzlich, aber so weit ist es glücklicher Weise noch nicht."

„Ich meinte nur, für alle Fälle . . ."

Franz bekam ein gequältes Gesicht. Wie ekelhaft es war, darüber nun in dieser Weise reden zu müssen.

„Ich meine natürlich nicht", begann Friedrich wieder und diesmal mit einem leichten Lächeln, „daß Sie allein verreisen sollen, oder mit der Dame aus Ungarn, sondern alle mit einander sollen Sie reisen . . . Und dann kommen Sie mit ihrer Frau nach einiger Zeit allein zurück. Wie ich die

Welt kenne, wird sie damit zufrieden sein und Sie in Ruhe lassen. Haben Sie doch ihre Anschauungen respektiert."

„Ich soll also in allem Ernst, man mutet mir zu, vor ihr und ihren schmutzigen Gedanken reißaus zu nehmen?"

„Kann man etwas anders tun, wenn man schwächer ist als der Gegner? Das klingt nicht besonders mutig und heroisch, aber ich denke mir, es wird doch auch für Sie die Hauptsache sein, daß Ihre Freundin nicht für ihr ganzes ferneres Leben unmöglich, unglücklich gemacht wird?"

Franz nickte.

„Darf ich noch eine Bitte, einen Wunsch äußern?"

Franz nickte wieder.

„Reisen Sie möglichst bald. Es ist am besten."

Franz sah sein Gegenüber erstaunt an.

„Ich darf und will nicht mehr sagen."

„Und wenn meine Freundin allein abreiste?"

„Ich halte es für besser, Sie verschwinden alle für einige Zeit. Sie brauchen ja nicht unbedingt zusammen zu reisen. Auch brauchen Sie niemand zu sagen, wohin . ."

„Hören Sie, stehn die Dinge wirklich so?"

„Auf mein Wort!"

Beide setzten sich wieder.

„Also gehen wir?" meinte Franz nach einer Weile.

Sie erhoben sich und nahmen ihre Ueberzieher.

„Es ist Ihnen doch recht, wenn ich meine Frau noch bitte?" fragte Friedrich.

„Aber gewiß." Franz schüttelte Friedrich nochmals dankbar die Hand. Als sie die Treppe hinunter gingen, meinte Friedrich ganz nebenbei: „Und wenn Sie unterwegs oder so in eine Verlegenheit kommen sollten, so wenden Sie sich nur ohne alle gêne an mich, ich bitte darum."

Man war sehr vergnügt im Restaurant. Friedrich bestellte sofort Sekt, und Frau Friedrich erschien auch bald. Franz sah allerdings oft etwas zerstreut aus, raffte sich aber immer wieder auf und beteiligte sich dann ungewöhnlich lebhaft an der Unterhaltung, die immer ausgelassener wurde. Auch Ilse und Erzsi stellten sich sehr heiter, schon um sich nicht merken zu lassen, wie sonderbar sie dies alles berührte. Daß Franz ihnen auch nicht mit einem Wort andeutete, worum es sich bei dem Gespräch unter vier Augen gehandelt hatte!

„Ist die Theaterangelegenheit nun wirklich erledigt?" fragte Ilse schließlich.

„Ich denke doch", antwortete Friedrich mit einem Blick auf Franz. „Ihr Mann wollte zwar zuerst, daß eine Tragödie daraus würde, aber schließlich hat er doch nachgegeben."

„Wir sind übereingekommen", meinte Franz, ein modernes Drama daraus zu machen. „Die gehen ja alle aus wies Hornberger Schießen."

„Sie sprachen doch auch von Regie, oder irre ich mich?"

„Ganz richtig, Frau Ilse.“ Friedrich lachte. „Was Sie ein gutes Gedächtnis haben!“

„Ich erlaubte mir, Ihrem Mann auch darin zur Hand zu gehen. Ich habe ja eine längere Theaterpraxis hinter mir als er.“

Man trank recht viel, und schließlich schlug Friedrich vor, daß man Schmollis trinke, was denn auch geschah.

Erzsi schloß sich davon aus, rief plötzlich nach dem Kellner und verlangte das Kursbuch.

„Was soll das?“ Friedrich sah erschrocken drein.

Erzsi lächelte dünn und begann in dem Buch zu blättern.

„Wir wollen das lieber bis morgen aufschieben“, sagte Franz, strich Erzsi leise über die Hand und entzog ihr das Buch. Alle blickten auf einmal sehr ernst drein.

„Das Abschiedssouper!“ sagte Erzsi laut und hart.

Man erhob sich, denn nun würde man doch nicht mehr froh und lustig scheinen können.

Die Frauen küßten sich zum Abschied. Friedrich fragte: „Bekomme ich denn gar nichts ab von diesen guten Sachen?“

Ilse wandte sich lachend, mit gespitzten Lippen ihm zu.

„Ich bitte darum“, sagte Friedrich, küßte Ilse und schaute dann die Ungarin an, die ihn feindselig musterte. Er errötete, küßte der Ungarin die Hand und flüsterte: „Verzeihen Sie! . . Und wenn ich in Kürze nach Budapest komme oder nächstes Jahr nach Amerika, darf ich mir erlauben, Sie aufzusuchen?“

Erzsi murmelte etwas, was er nicht verstehen konnte.

Als das Ehepaar und Erzsi in der Droschke saßen, sagte Erzsi: „Morgen früh müßt Ihr mir für eine Stunde das Mädchen überlassen, meine Koffer zu packen.“

„Aber Erzsi, was ist denn mit dir?“

„Stelle dich doch nicht so, Ilse. So weit können wir doch alle beide noch Gedanken lesen.“

Franz hielt es für am besten, den Frauen nun zu erzählen, worum es sich bei dem Gespräch mit Friedrich gehandelt hatte. Er erzählte nicht alles. Nur das, was ihm das wichtigste zu sein schien, und was Erzsi am wenigsten verletzen konnte. Sie merkte sehr wohl, daß er nur einen Auszug aus dem Gespräch gab.

Als sie wieder in Ilses Zimmer saßen, erklärte Erzsi: „Ich reise also morgen.“

„Welche Route gedenkst du zu nehmen?“

„München—Wien—Budapest.“

„Da könnten wir dich ja bis München begleiten?“ meinte Franz, der nichts davon sagte, daß Friedrich geraten, sie möchten alle für eine Weile verschwinden.

„Soll die Qual immer noch kein Ende nehmen? Das mute ich Euch und mir nicht zu.“

„Reist du morgen allein, so sieht das wirklich aus wie eine Flucht . . Und können wir so voneinander gehen? Von andern Menschen, von fremden Leuten sozusagen dazu gezwungen? Ich meine, das tun wir nicht!“

„Was meinst du, Ilse?“ fragte Erzsi.

Ilse hatte die ganze Zeit blaß und erregt in einer Sofaecke gekauert. Es war doch schrecklich, daß jetzt alle Welt mit Fingern auf sie wies . . Und Erzsi tat ihr so leid! . . . Weshalb sollte man sie nicht bis München begleiten? . . . Dort würde man unbefangener auseinander gehen können . . Hier war man ja wie besudelt von fremden, feindlichen Blicken . . . Und München sollte ja so lustig, so ausgelassen und weitherzig sein! . . .

„Du schweigst ja immer noch Ilse!“, sagte Franz ungeduldig.

„Ich denke, wir begleiten Erzsi noch dies Stück.“

„Dann können wir ja wohl zu Bett gehen“, meinte Erzsi ruhig.

Franz erhob sich.

Sie reichten sich die Hand, sie wollten sich umarmen, aber nein, das war unmöglich.

Pfui, wie jetzt alles aussah!

Als Erzsi gegangen, fragte Ilse: „Willst du nicht noch einmal zu ihr gehen, Franz?“

„Heute nicht. Sie würde es falsch verstehen.“ Er ging.

„Und Nore?“ rief Ilse ihm nach.

„Das werden wir morgen bereden“, sagte Franz.

Erst gegen Mittag fand man sich wieder im Eßzimmer zusammen. Jeder hatte den Vormittag benutzt, um zu packen. Erzsi setzte ein Telegramm an ihre Mutter auf, daß sie spätestens in acht Tagen bei ihr sein würde, denn sie hatte vor, wenn Franz und Ilse sie in München verlassen, noch zwei, drei Tage in Wien Rast zu machen, um dann ganz ruhig und gefaßt ihrer Mutter, dem alten Leben gegenüber treten zu können.

Das Dienstmädchen schüttelte den Kopf, war außer sich. In diesem Haushalt kannte man sich aber auch nie aus! Diese Künstler! Sie machen doch alles anders als andere Leute. Konnte man ihr denn nicht wenigstens einen Tag vorher sagen, daß man verreisen wollte? Jetzt ging natürlich alles in wilder Hast, und nicht einen Augenblick konnte sie das Haus verlassen, obwohl sie darauf brannte, diesen neuen Streich ihrer Künstler in der Nachbarschaft zu erzählen und begutachten zu lassen.

Nore kam aus der Schule und fragte das Dienstmädchen leise, wo Erzsi sei? Das Mädchen wies auf das Eßzimmer. Ohne die Schultasche abzulegen, trat Nore in das Zimmer, ging auf Erzsi zu und schlug ihr mit beiden Händen ins Gesicht.

Einen Augenblick standen alle verdutzt, erschrocken, dann griff Franz mit einem unterdrückten Schrei nach dem Kind.

„Nicht schlagen!" Erzsi stellte sich schützend vor Nore.

„Wie kannst du dich unterstehen!" schrie Franz.

Nore erwiderte zitternd, aber entschlossen: „Die Becker hat gesagt: etsch, jetzt hast du zwei Mamas, das ist viel schlimmer als gar keine, die kommen alle beide ins Gefängnis, und dein Papa wird geköpft, etsch!"

„Hinaus!" befahl Franz.

„Ich will aber keine zwei Mamas und meine Mama soll nicht ins Gefängnis!"

Ilse trug das Kind hinaus. Franz sprang auf.

„Du bleibst hier und läßt das Kind in Ruh!" rief Erzsi.

Franz setzte sich wieder. „Zur Strafe für ihre bodenlose Ungezogenheit bleibt sie hier, beim Dienstmädchen, fährt nicht mit nach München!"

„Hat sie nicht recht von ihrem Standpunkt aus?" fragte Erzsi, ihre Tränen tapfer verschluckend. „Ich würde mir so was an ihrer Stelle auch nicht gefallen lassen."

Als Ilse wieder kam, wiederholte Franz: „Das Kind bleibt hier!"

„Das wird schlecht gehen, sie ist zu aufgeregt . . . Oder ich muß auch hier bleiben."

„Dann mußt du ebenfalls bleiben", wandte sich Erzsi an Franz.

„Sollte mir einfallen!"

Erzsi erhob sich leise und ging hinaus.

Nach einer Weile kam sie mit Nore auf dem Arm wieder ins Zimmer. „Nore ist jetzt ganz artig, sie hat es mir versprochen. Tante Erzsi geht nun fort, sie hat Papa und Mama dann wieder ganz allein, und niemand kommt ins Gefängnis. Nicht wahr, Nore?"

Das Kind nickte und weinte.

8.

Man blieb zwei Tage in München, wo das Wetter wie so oft im Spätherbst herrlich war, machte dann einen Ausflug nach dem Starnberger See und Partenkirchen, übernachtete in Walchensee und kehrte an den Starnberger See zurück, um sich hier für einige Tage einzumieten. Am Walchensee waren zwar weniger Menschen, und Erzsi wäre am liebsten dort geblieben, aber Ilse und Franz fanden es gar zu melancholisch und düster, was Erzsi allerdings grade gefallen hatte. Doch sie schwieg darüber und ging mit an den Starnberger See.

Recht kühl war es schon, und früh wurde es Nacht. Aber wie leuchtete der See in der Sonne, wie funkelten im Hintergrund die Berge, wie rein und würzig war die Luft. Nach allen Seiten gab es die schönsten Spaziergänge. Durch den Hochwald in seiner welkenden Pracht, über weite Wiesen, die in der Frühe, wenn die Sonne aufging, und gegen Abend dampften und dichte Nebel wie Rauch über sich her an den zackigen Tannen vorbei zwischen den glatten Stämmen der Buchen hin sich auf und ab bewegen ließen. Und die

stummen, sternklaren Nächte, wenn kein Schiff mehr fuhr, kein Mensch mehr im Freien war. Stundenlang konnten sie von ihrer Loggia den Blick über die Wasserfläche zu den Bergen schweifen lassen. Eine reiche, schwere Pracht, die sich jeden Morgen mit der Sonne neu aus dem Mantel der Nacht löste und lachend sich dehnte.

Franz hatte ein Segelboot gemietet. Halbe Tage lagen sie auf dem Wasser. Flaute der Wind ab, suchte man noch eine der kleinen Buchten zu erreichen, lauschte dort den Wellen, den letzten Vögeln im Walde, den Glocken der Herden, die nicht sichtbar hinter den Bäumen weideten, dem Springen der Fische, dem Kreischen der Möven. Wie so ganz anders sie sich hier fühlten als in der Enge der Stadt. So frei, so sorglos und selbstverständlich . . . Zuweilen glitt ein Fischernachen vorbei, die Männer grüßten und warfen ihr Netz. Zuweilen tauchte aus dem Schilf ein Kopf auf. Ein Fischer sah nach den Haken für die Hechte. Dann wieder, laut über das Wasser rollend, ein Schuß aus dem Walde. Und begann es zu dunkeln, traten Rehe an das Ufer, einzelne Pferde galoppierten zum See, und dann nahte langsam, majestätisch vom Stier geführt, eine Herde Kühe. Sie schritten langsam ins Wasser, bis die Flut an ihre Brust reichte, schlürften, standen regungslos, starrten mit den großen feuchten Augen auf das Segelboot, um schließlich wieder mit dem Stier zwischen den Bäumen zu verschwinden.

Dann kam der alte Fischer, dem das Segelboot gehörte, in einem Kahn und ruderte die drei gemächlich heim. Am Ufer stand Nore und wartete schon. Sie langweilte sich auf dem Wasser und spielte lieber mit den Dorfkindern.

Und dann kamen noch ein paar ganz warme Tage, vom Föhn durchglüht. Als wollte die Natur uns noch ein besonders schönes Fest geben, dachten die drei.

„Fahrt einmal allein, ich muß ja nicht immer dabei sein", sagte Ilse an dem letzten dieser warmen Tage nach dem Mittagessen. „Ich bleibe gerne einmal bei Nore."

Als Erzsi und Franz an den Strand gingen, um sich zu ihrem Segelboot rudern zu lassen, machte der Fischer ein bedenkliches Gesicht und riet davon ab, heute zu segeln. Es würde noch Sturm kommen, meinte er.

„Ist denn das so schlimm hier?" meinte Franz spöttisch.

„Junger Herr, junger Herr!" Der alte Mann sah bedenklich drein.

„Wir können ja beide schwimmen", suchte ihn Erzsi zu beruhigen.

Der Alte lächelte dünn, wie amüsiert, sagte aber nichts weiter und ruderte sie zu ihrem Boot, dessen Wimpel sich leise bewegte.

Der Fischer erbot sich, mitzufahren, aber die beiden wollten das nicht.

„Wenn es Sturm gibt, nicht zu nah ans östliche Ufer, junger Herr. Auf dem westlichen Ufer bleiben, eine Bucht suchen und sich vor Anker zu legen, bis es vorbei ist."

Lachend zog Franz die Segel auf, Erzsi griff nach dem Steuer, und fort ging es mit einer leichten Brise in den sonnigen See hinein.

Als sie in der Mitte des Sees waren, sagte Erzsi: „Nun wollen wir ein wenig anhalten." Sie drehte bei. Ruhig lag das Boot auf dem blinkenden, gekräuselten Wasser.

„Wie tief es hier wohl sein mag?" Erzsi beugte sich zum Seespiegel. Franz schwieg.

Erzsi hielt die eine Hand ins Wasser, dessen leichte Wellen ihre Finger schäkernd umspielten und meinte: „Bei mir zu Hause am Plattensee und nun wieder hier, eine unheimliche Gewalt hat das Wasser über mich . . . Wenn ich mich noch einmal mit dem Gedanken vertraut machen müßte, aus dem Leben zu gehen, ich ginge ins Wasser. Der einzige Tod, der mir nicht weh täte."

„Ich bin schon einmal, vor langer Zeit, fast ertrunken."

Erzsi sah ihn gespannt an.

„Vierzehn Jahre war ich alt und bei einem Onkel in Magdeburg zu Besuch. Sein Sohn und ich, beide etwa gleichaltrig, wir waren leidenschaftliche Schwimmer. Jeden Tag fuhren wir weit hinaus auf die Elbe. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es. Ich sprang von der Spitze unseres Nachens mit meinem stolzesten Kopfsprung ins Wasser und ließ mich fahren, denn ich wollte dem Grund möglichst nahe, womöglich auf den Grund kommen . . . Plötzlich merke ich, daß mir die Luft knapp wird. Entweder habe ich beim Sprung die Lunge nicht voll genug genommen, oder ich war schon länger, als ich dachte, in die Tiefe gefahren. Jedenfalls wurde es Zeit, umzukehren . . . . Ich beginne ganz ruhig zu schwimmen, um mit dem Atem möglichst lange hauszuhalten. Ich schwimme und schwimme, gelange aber nicht an die Oberfläche. Ich hatte die Richtung verloren, wußte nicht mehr, was oben, was unten war, und schwamm jedenfalls quer durchs Wasser statt grade in die Höhe . . . Ich war erst vierzehn Jahre alt und erschrak sehr, verlor die Ueberlegung, denn sonst hätte ich einfach angefangen, Wasser zu treten, ich schwimme und schwimme. In meiner Brust beginnt ein Würgen. Sie braucht Luft. Ich strenge mich immer mehr an, nach oben zu kommen. Ich bewege den Brustkorb auf und nieder, um der Lunge vorzutäuschen, sie bekäme ja schon frische Luft. Aber sie ließ sich das nicht lange vormachen und drohte, zu bersten. Ich biß die Lippen fest aufeinander, die durchaus sich öffnen, nach Luft schnappen wollten. Oeffnest du sie wirklich, bist du verloren, dachte ich. Kaum habe ich mir das klar gemacht, öffnen sich die Lippen auch schon. Ich hatte sie sozusagen, während ich nachdachte, vergessen, hielt sie nicht mehr im Zaum, das machten sie sich zunutze. Bis zu diesem Augenblick waren meine Gefühle nicht gerade die angenehmsten. Aber nun wurde es schön. Ich fühlte eine momentane Erleichterung, daß die Lippen aufstanden, und Wasser strömte in mich ein. Nun sah ich nur noch Farben, wunderbare, herrliche, leuchtende Farben, Farben, wie ich sie noch nie gesehen. Wie sie vielleicht Anglada malen würde, wenn er auch einmal am Ertrinken gewesen wäre. Und durch diese herrlichen Farben huschte leicht und leise mein

ganzes Leben. Wundervoll war es ... Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich sehr enttäuscht. Ich lag in einem ganz gewöhnlichen, irdischen Bett, an dem mein Onkel fluchend stand. Nichts erinnerte mehr an diesen schönsten, farbenreichsten Augenblick meines Lebens, den ich nie vergessen werde ... Danach zu urteilen wird es einmal viel schöner sein, wenn wir nicht mehr auf der Erde sind."

„Vielleicht ist Sterben überhaupt das schönste am Leben. Ich meine nicht, an einer Krankheit sterben, sondern in Gesundheit, mit Willen."

„Und doch zittert alles davor."

„Fürchtet sich nicht auch sonst fast jeder vor einer heroischen Tat?"

„Und doch kommen auch wir nur auf dies Gespräch, weil uns der Fischer mit dem Sturm Angst gemacht hat."

„Das glaubst du selbst nicht."

„Sind wir nicht wie die Kinder gewesen, die sich vor einem Wald fürchten und sich dann erst recht mit allerhand Geschichten über ihn gruseln machen?"

„Ich finde deine Geschichte nicht zum fürchten."

„Was ist das?" Franz sah nach dem westlichen Ufer. „Ein Windstoß!" Kaum hatte er das gesagt, fuhr er auch schon an ihnen vorbei. Die Segel flatterten wie erschreckte Vögel. Dann war es wieder still.

„Wie herrlich die Zugspitze am Himmel steht! ... Woher stammen die kleinen, weißen Wolken über der Benediktenwand?"

„Vom Schnee, der unterm Föhn verdunstet", antwortete Franz.

Er brachte die Segel wieder an den Wind. „Kreuzen wir nach Starnberg zu. Bis die Sonne untergeht, müssen wir doch wieder zu Hause sein. Da hört der Wind ganz auf."

Gemächlich ging die Fahrt. Die Dächer und Fenster am Ufer blinkten und glitzerten.

„Was hast du denn?" fragte Franz, da Erzsi immer wieder hinter sich sah.

Sie deutete auf eine schwarze Wolke, die sich von Südwesten her langsam über die Berge schob.

Franz lachte. „Aha, die soll Sturm bringen. Willst du umkehren?"

Erzsi wehrte. „Gewiß nicht ... Wie die Möven unruhig werden und schreien ... Da habe ich auf dem Plattensee schon Gefährliches mitgemacht."

„Also sehen wir uns das Schauspiel auf die Gefahr hin an, naß zu werden."

Erzsi drehte wieder bei. Nahe bei einander saßen sie und schauten der Wolke zu, die immer schwärzer wurde, bald schneller daher kam und eine ganze Schar schwarzer Wolken hinter sich herzog.

„Prachtvoll ist es!"

Erzsi nickte. Der Wind sprang unruhig umher. Wie ein Hund an der Koppel, der weiß, daß er gleich losgelassen wird. Die Segel rauschten, flatterten, die Rahen schlugen wider den Mast.

„Das wird unbehaglich. Man hört fast gar nichts." Franz zog eilig alle Leinwand bis auf das Focksegel ein.

Beide sprangen auf, so prachtvoll sah es aus, wie die schwarzen Wolken jetzt ventre à terre dem See zujagten. Da setzte der Sturm ein. Ganz plötzlich, unvermittelt und warf sie gewaltsam auf ihren Sitz zurück. Das Focksegel knatterte und riß an seinem Tau.

„Donnerwetter!" Beide waren doch ein wenig blaß geworden, so überraschte sie dieser plötzliche Sturm, der sich heulend, außer Rand und Band in den See wühlte und biß. Nur unter großer Anstrengung gelang es Franz, das Focksegel auch noch einzuholen. Es diente jetzt nur dazu, das Boot im Halbkreis drehen zu machen.

Ein lang hingezogener Donner, Regen prasselte nieder, der See sprang in mannshohen Wellen und suchte wie ein wild gewordenes Pferd seinen Reiter das Boot loszuwerden, von sich zu schleudern. Die Wellen griffen schäumend, heulend nach dem Boot, hoben es, drückten es in die Tiefe, rüttelten an seinen Wänden, ergoßen sich über es her und rissen mit aller Macht am Steuer. Ein höllischer Lärm ringsum, von Bergen und Ufern nichts mehr zu sehen.

Den beiden troff der Schweiß von der Stirn vor Anstrengung, das kleinste Segel wieder hoch zu bringen, damit das Steuer Kraft bekam. War es nicht, als merke der See, was sie wollten? Er warf das Boot wie toll herum, versuchte immer wieder, es von der Seite zu packen und umzuschütten wie einen Topf. Aber sie brachten das Segel doch hoch und hatten so wieder eine Waffe gegen Sturm und Wellen, die sie allerdings mit großer Vorsicht und voll Geistesgegenwart gebrauchen mußten, sollte sie ihnen nicht auch verhängnisvoll werden.

In den ersten Minuten, in dem Höllenlärm war es beiden gewesen, als sei es nun aus. Immer wieder wollte Franz das Steuer fahren lassen. Wozu noch lange kämpfen? Mag der See seinen Willen haben und uns schlingen. Aber sowie er die Finger lockerte, war schon Erzsis Hand da und zwang ihn, sie wieder fest um das Steuer zu legen.

Da man sich mit Worten nicht verständigen konnte, kämpften sie mit Blicken um einander.

Es ist die einfachste und beste Lösung, wir kommen bei dieser Gelegenheit um, die ganze Quälerei hat dann ein Ende! sprach es aus Franzens Augen. Aber Erzsi wollte nicht. Das sah er deutlich an ihren Blicken, das bewiesen ihre Hände, welche die seinen nicht vom Steuer ließen, sie zeigte es dadurch, daß sie zuerst sich an den Versuch wagte, das kleinste Segel hoch zu bringen.

Als dann Franz mit dem Segel wieder eine Waffe in die Hand bekam, änderte sich seine Stimmung. Jetzt lockte ihn dieser Kampf, er wollte in ihm siegen, und er würde siegen, da sich das Boot bisher bewährt, so tapfer gehalten hatte.

Er ballte die Fäuste gegen die Wogen, er lachte laut, wenn sie unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten. Erzsi war stolz auf ihn.

Das Wetter verzog sich so schnell, wie es gekommen war. Nur der Regen troff noch unentwegt vom grauen Himmel. Jetzt merkten die beiden, wie sie bis auf die Haut naß wurden und schüttelten sich.

„Machen wir, daß wir nach Hause kommen!" Mit allem Eifer suchten sie das westliche Ufer zu gewinnen, was einige Schwierigkeiten bereitete, da der Wind müde geworden, immer wieder aussetzte und nur noch in kurzen Stößen über den See kam. Schließlich holten sie das Segel wieder ein und griffen zu den Rudern. Mit ihrer Hilfe kam man zwar nur langsam, aber man kam doch stetig vorwärts und wärmte sich außerdem.

Schon von Ferne sahen sie vorn an der Schiffsbrücke allein, im Regen eine Gestalt stehen, die emsig Ausschau hielt.

„Ilse!" Franz bewegte sein Ruder heftiger.

„Sie wird sehr in Sorge gewesen sein."

„Schon wieder einmal!"

Beide strengten sich bis zum äußersten an, vorwärts zu kommen. Jetzt erkannte Ilse sie und winkte.

Als sie dem Land ganz nah waren, riefen sie ihr zu, verstummten aber jäh. Wie sah Ilse aus! Wie erstorben, wie irr starrten die Augen.

„War es nicht recht, daß ich deine Hand am Steuer festhielt?" fragte Erzsi leise mit einem Blick auf Ilse.

Franz nickte. „Es wäre zu schwer für sie."

„Merk dir den Anblick, vergiß ihn nicht wieder!"

Franz drückte Erzsi die Hand.

Als sie an Land kamen, fiel Ilse Franz schluchzend um den Hals.

„Aber Frau! Wir sind ja heil wieder da!"

„Ich dachte, Ihr wäret absichtlich . . . der Fischer sagte mir . . ."

Es dauerte lange, bis sich Ilse beruhigt hatte. Das war den beiden andern um so unbehaglicher, da sie sich sehr wohl fühlten, als sie umgekleidet nach der großen körperlichen Anstrengung der letzten Stunden im warmen Zimmer saßen.

„Wo ist denn Nore?"

„Im Dorf, bei den Kindern. Ich habe sie absichtlich nicht rufen lassen."

„Warum nicht?"

„Aber Franz!" rief Erzsi.

Er schwieg. Ach so, freilich, daß er daran nicht gedacht. Seine Frau hatte Nore nicht rufen lassen, weil sie fürchten mußte, Nore wäre es am Ende garnicht so schrecklich, auf diese Weise Erzsi los zu werden. Wie doch alles so verkehrt und falsch geworden ist!

„Ich glaube, mich hätte sie auch noch dreingegeben", sagte Franz.

„Ich bitte dich, nicht davon sprechen!" Ilse bekam wieder verstörte Augen.

„Man könnte meinen, wir hockten wieder in der Stadt, so ungemütlich ist es auf einmal wieder", bemerkte Franz verdrießlich.

Zwei Tage regnete es unausgesetzt. Man war ganz auf die drei engen

Vorfzimmer angewiesen. Man aß zwar im Gasthaus, blieb aber dort nicht länger sitzen, denn hier war es erst recht unbehaglich, wo alles voll frierender, unzufriedener Menschen saß, die auf den Regen, auf die Kälte schalten, nur noch Sinn hatten für den Fahrplan und wie man möglichst trocken und billig zur nächsten Bahnstation gelangen könne.

Die Fischer schüttelten die Köpfe über diese ungeduldigen Stadtleute. Sie fanden ihr Benehmen sehr lächerlich, wie das von kleinen Kindern, die noch keinen Verstand haben. Ein erwachsener Mensch beträgt sich doch nicht so närrisch. Keiner machte sich fortan noch ein Gewissen daraus, diese Kinder nach Kräften übers Ohr zu hauen.

Endlich tappte sich der alte Fischer in die Wohnung der Ferdinands und verkündete, morgen würde es wahrscheinlich wieder klar sein, der Regen lasse nach.

Franz bat ihn, Platz zu nehmen.

„Das ist recht, Herr Graubaum." Erzsi bot ihm einen Stuhl, Ilse Kaffee an.

Der alte Graubaum setzte sich, ließ sich eine Tasse Kaffee einschenken und erkundigte sich sofort, indem seine Augen vergnüglich blinzelten, wie das denn mit dem Schwimmen geworden wäre neulich, bei dem Sturm?

„Nichts wär es geworden!" sagte Franz. „Man sollte gar nicht glauben, daß dieser kleine See sich so anstellen kann."

Der Fischer lachte herzhaft. Es machte ihm Spaß, daß die Leute seinen See nun auch von der gefährlichen Seite kennen gelernt hatten. Er war augenscheinlich stolz auf seine Tücken. Wie man auf dem Land ja auch an den Unarten der Kinder mehr Vergnügen findet, als in der Stadt. Trotzdem gedeihen bekanntlich die Landkinder nicht schlechter.

Graubaum wandte sich an Ilse und berichtete, daß er die gnädige Frau auf der Schiffsbrücke habe stehen sehen und Ausschau halten.

„Warum habt Ihr meiner Frau nicht wenigstens einen Regenschirm gebracht?" fragte Franz.

Der Alte lächelte. Er habe sich nicht getraut, denn die gnädige Frau sei ja wie außer sich gewesen. Da wäre er schlecht angekommen mit einem Schirm.

„Aber Gesellschaft hättet Ihr leisten können!"

Graubaum schüttelte den Kopf. Das habe er sich erst recht nicht getraut. In solcher Stunde sei jeder am besten allein. Und wenn das Boot umgeschlagen wäre, was dann? . . . Er habe bessere Augen als die junge Frau, er würde das gleich bemerkt haben da draußen auf der Schiffsbrücke. Graubaum kratzte sich hinter den Ohren. Was hätte er dann sagen sollen? . . . Nein, da war es schon besser, die gnädige Frau wartete allein, sorgte sich, ängstigte sich tüchtig ab, wurde ganz müde und matt davon. Wenn ein Unglück kommen soll, so ist es am besten, der, den es trifft, ist schon recht zerschlagen. Nachher trägt es sich leichter.

Ob denn öfter Leute im See ertränken? fragte Franz.

Nun packte der Fischer aus und wußte gar viel Geschichten zu erzählen über all die Leute, die hier schon ertranken. Aber sein See gäbe die Toten wenigstens wieder her, behalte sie nicht, sodaß man sie, wie es sich schicke, christlich, in geweihter Erde begraben könne. Aber der Walchensee, das sei schon ein ganz schlechter, der behalte seine Toten für immer, der gäbe keinen mehr her.

Der Alte machte ein böses und unruhiges Gesicht. Das gefiel ihm gar nicht, einen solchen See mochte er nicht.

Auf Bitten Erzsis mußte er mehr vom Walchensee erzählen, obwohl er es nicht gerne tat. „Mir hat er es gleich angetan", meinte sie.

„Du liebst das Grausame, Harte, Düstere?"

„In der Natur schon, Ilse. Die soll groß und hart und düster sein können."

Graubaum erzählte. Nein, am Walchensee würde er nie leben wollen, der sei gar zu schlecht.

Franz lachte. „Natürlich. Euern See lobt Ihr. Aber an dem Nachbar, dem Walchensee, laßt Ihr kein gutes Haar."

Ein Grab in geweihter Erde könne man doch wenigstens verlangen. Der Alte erhob sich, es paßte ihm nicht, daß der junge Herr in der Sache andrer Meinung zu sein schien und den Walchensee in Schutz nahm.

Andern Tags lachte wieder die Sonne, aber ihre Strahlen wärmten nicht mehr. Ueber Nacht waren nun auch hier die Spätherbsttage gekommen, die sich schon ganz auf des Winters Seite schlagen und vom Sommer gar nichts mehr wissen wollen. Mit dem Segeln war es vorbei. Es wurde zu kalt. Man brauchte eine energischere Bewegung, um sich mit Genuß im Freien aufzuhalten.

Ilse nahm Franz bei Seite und setzte ihm auseinander, daß sie ihn jetzt noch ganz Erzsi überlassen wolle. Er solle sie also nicht immer so dumm auffordern, mitzugehen. Sie möchten sich nun noch recht aneinander freuen und sich um sie und Nore gar nicht kümmern. Dann aber beanspruche sie ihn für später auch wieder für sich allein.

So streiften denn Erzsi und Franz durch die Wälder und Felder. Menschen begegneten sie so gut wie gar nicht. Nur noch Hasen und Rehen. Es waren oft recht melancholische Stunden, in denen es beide zuweilen auch innerlich fröstelte. Sah doch alles ringsum, Wald und Feld, so traurig und hoffnungslos aus. Namentlich die weiten Felder, die ihre Frucht gegeben hatten und nun müde, erschöpft auf den Schnee warteten, daß er ihre Blöße und Armut decke.

Meist war ein kleiner Aussichtstempel, hart am Seeufer, das Ziel ihrer Wanderungen. Da saßen sie dann, jeder in einer Ecke der Bank, blickten über das Wasser und hingen ihren Gedanken nach.

Wie zwei Vögel auf dem Flug nach dem Süden, die ein Unfall in dieser unwirtlichen Gegend festhält, so hocken wir da, dachte Franz. Das Singen

und Jubilieren ist vergangen, unser Schicksal ist es jetzt, zu frieren. Wären wir wirklich zwei Vögel, so blieben wir immer hier sitzen, bis wir eines kalten Morgens tot von der Bank fielen.

Doch er wagte nicht, diese Gedanken Erzsi zu äußern. Seit dem Sturm wußte er, wie ihr jetzt vor allem daranlag, daß er auf seinem Posten, bei seiner Familie ausharrte und sich zurückfand in das normale bürgerliche Leben, das allen Extravaganzen feind ist und alle Menschen, die ihm von rechtswegen angehören, schon weil sie keine Millionäre sind, kräftig straft, wenn sie ihm treulos geworden sind.

Ihm graute manchmal vor dem Alleinsein mit Weib und Kind. War das nicht Strafe genug? Ihm graute, wieder in sein Zahnatelier zu müssen, das seinen Gedanken so ganz entschwunden war. Und doch würde ihm nichts anders übrig bleiben, um seinen Finanzen wieder aufzuhelfen. War diese Strafe nicht zu schwer?

„Weshalb lachst du so hart und häßlich?“ Erzsi sah ihn traurig an.

„Ich malte mir meine Zukunft aus.“

„Das gibt an dieser Stelle, bei dieser Witterung kein freundliches Bild?“

„Das weiß der Himmel.“

„Und doch hast du es weniger schwer als ich.“

„Das sagt der eine immer vom andern.“

„Du hast doch noch Pflichten. Du hast jemand, der dich liebt, für den es sich lohnt, zu leben, zu sorgen. Du kannst dein Kind groß werden sehen, helfen, daß es ein froher, ganzer Mensch wird. Aber ich? . . .“ Sie sprang auf.

„Verkriechen wir uns also mit unserm Jammer tiefer in den Wald. Da ists wärmer,“ versuchte Franz zu scherzen.

Nach einer Weile ließ sich Erzsi auf einen Baumstumpf nieder. Franz blieb vor ihr stehen.

„Wenn nur bald wieder ein bißchen Sonne käme!“ seufzte Erzsi. „Dies grau in grau, das macht so krank und müde.“

„Was ist aus dir geworden!“

„Ach, Lieb und Treu ist wie ein Traum, ein Stündlein wohl vor Tag!“

Sie sprang wieder auf. „Gehen wir weiter. Ich bin so unruhig. Als wäre ein Unglück unterwegs zu uns.“

„Da fühl' ich ganz anders. Nach allem, was geschehen ist, wüßte ich wahrhaftig nicht, was uns noch geschehen könnte.“

Wieder wanderten sie schweigend. Plötzlich machten sie bei einer Lichtung halt, die ein kleines, sauberes Haus mit grünen Läden, ein Försterhaus, abschloß. Ein Hund schlief vor der Tür, eine Katze saß im Fenster und leckte sich, aus dem Schornstein stieg ein feiner, bläulicher Rauch, von Menschen war nichts zu merken. Wie in einem Märchen lag das Häuschen an seinem stillen Platz.

„Wenn das unser wäre!“ sagte Franz laut.

„Das dachte ich gerade auch. Aber schon nach acht Tagen würdest du

dich voraussichtlich langweilen, das Schöne um dich her nicht mehr sehen. So wenig wie es der Förster noch sieht, der wohl schon lange hier wohnt und sich an all das längst gewöhnt hat."

„Mit dir ist heute gar nichts anzufangen!"

Sie gingen weiter.

„Schau den Baum an!" Sie blieben stehen.

„Der versteht in Schönheit zu sterben", sagte Erzsi. Es war ein Ahorn, der im satten Rot und zarten Gelb seiner sterbenden Blätter stand.

Franz dachte: ob uns Ilse wirklich einen Gefallen erwiesen hat, daß sie uns allein durch diesen Herbst laufen läßt? Es ist rein zum aufhängen!

„Du sagst ja gar nichts?"

„Ich bin kein Maler, mich interessiert der Ahorn wenig."

Sie setzten sich wieder in Bewegung.

„Dürfen wir immer noch nicht nach Haus?" fragte Erzsi.

Franz sah nach der Uhr. „Machen wir also kehrt. Eine gute Stunde haben wir ja noch bis in unser Nest."

„Warum müssen wir eigentlich immer spazieren gehen?"

„Weil Ilse findet, wir sollen allein sein. Sie gönnt es uns."

„Und weshalb ist uns das kein Genuß mehr? Ist denn wirklich schon alles aus und vorbei?"

Franz umschlang sie. „Rede nicht so törichtes Zeug. Wir haben ja nur Angst vor unsern Gedanken in dieser öden Landschaft."

„Angst?"

„Jawohl, Angst! Jeder weiß, mit was für Plänen der andere umgeht. Jeder fürchtet sich vor diesen Plänen des anderen."

„Dann müssen wir also ernsthaft und ruhig darüber sprechen?"

„Es wird schon am besten sein."

Wieder saßen sie auf der Bank, die sie erst vor kurzem verlassen hatten. Jedes in seiner Ecke.

„Also fang an!" ermunterte Franz.

„Du sollst anfangen!"

„Ich mag nicht."

„Dann werde ich dir deine Pläne und Absichten erzählen. Ich glaube, ich kenne sie ganz genau, ohne daß du darüber sprachst."

Franz nickte.

Erzsi lächelte ein wenig. „Du kommst mir vor wie ein alter Fuchs, der sich von allen Seiten umstellt sieht und keinen Ausweg mehr weiß."

„Sagen wir lieber, um bei dem geschmackvollen Vergleich zu bleiben: wie ein Fuchs, der sich im Eisen gefangen hat."

„Du gingst fröhlich auf Raub aus. Du glaubtest, dich einfach an deinem Raub vergnügen zu können. Aber während du ihn dir munden ließest, merktest du auf einmal, daß du umstellt, gefangen bist."

„Ein häßlicher Vergleich."

„Man bleibt ruhiger bei ihm, als wenn man ohne Vergleich oder in einem freundlichen Bilde spräche. Also: dein Pflichtgefühl, deine Anhänglichkeit an Weib und Kind, das hält dich gefangen. Der Raub mundet dir nicht mehr."

„Im Eisen habe ich mich gefangen!" rief Franz. „Wenn schon ein solcher Vergleich gemacht werden muß, dann wenigstens richtig. Und weißt du, was der Fuchs tut, wenn er sich im Eisen gefangen hat und keine andere Rettung mehr weiß?"

„Er beißt sich das Glied ab, das im Eisen steckt."

Franz sprang auf. „So möcht' ich mir das Herz abbeißen!"

„Das hält auch der älteste Fuchs nicht aus. Daran geht er zu Grunde."

„Eben d'rum!"

Erzsi ging auf ihn zu und zog ihn auf ihren Schoß. „Nun hör' mich einmal ruhig und vernünftig an. Mein Vergleich paßt doch besser, deshalb sage ich dir: laß den Raub endgültig fahren, so viel ist doch nicht daran. Gib dich getrost in die Gefangenschaft von Weib und Kind. Denke mit keinem Gedanken mehr an mich!"

„Ein gezähmter Fuchs?"

„Du mußt mir das versprechen!"

„Und du?"

„Ich habe nichts, was mich auch nur zähmen möchte."

„Jetzt will ich dir deine Gedanken erzählen. Du kamst dir bisher sehr heroisch und heldisch vor. Du nahmst dir ein Glück und dachtest, ist seine Zeit vorbei, wird sich auch ohne das leben lassen. Als seine Zeit vorbei, merkst du, daß es nicht geht."

„Nein, Franz, so ist es nicht. Das schlimme ist, daß seine Zeit nicht vorbei!" Sie preßte ihn an sich, trank sich an seinen Lippen fest, stieß ihn dann heftig von sich. „Siehst du, das ist mein Unglück. Es ist nicht vorbei, es geht nicht vorbei, nie, nie!"

„Deshalb gefällt dir der Starnberger See so gut . . . wo er am tiefsten ist . . ." stammelte Franz erregt.

Sie nahm seinen Arm, sie gingen wieder.

„Ich stehe ja nun wirklich ganz allein auf der Welt. Da ist nichts, was mich fesselt und bindet."

„Die Mama!" sagte Franz.

„Ihr ist wohler, wenn sie mich los ist. Sie würde sich zwar zunächst furchtbar anstellen, außer sich sein, das gehört sich ja so. Auch käme sie sich wohl zuerst sehr bemitleidenswert vor, da alle Leute sagen werden . . Aber dann? . . Sie hätte dann nur noch zwei verheiratete Töchter, die ihr keine Sorge machen, sie brauchte dann überhaupt nur noch an sich zu denken, für sich zu sorgen."

„Wie grausam du von deiner Mutter sprichst."

„Manchmal ist mir, als sei sie gar nicht meine richtige Mutter, so fremd sind wir uns."

„Du wolltest malen, deiner Kunst leben?"

„Freilich, freilich." Sie sah ihn groß an. „Ich komme von dir nicht los . . Und soll ich immer zwischen Euch stehen. Ilse soll nie mehr die Gewißheit haben, daß ich nicht doch eines Tages wieder störend daherkomme? . . . Und du sollst auch nie wieder ganz frei werden, weil du weißt, ich sitze da noch irgendwo auf der Welt und denke an dich?"

„Es kommt ja doch alles ganz anders!"

„Ich kann nicht mehr für mich selbst einstehen!" jammerte Erzsi. „Ich glaube und traue mir selbst nicht mehr . . . Ich weiß, eines schönen Tages kann es über mich kommen und dann laß ich alles stehen und liegen und laufe zu euch. Ich bin wie verhext. Es geht nicht, es geht nicht!"

Schon von weitem sahen sie Ilse, die einen Brief in der Rechten schwang.

„Gilt es mir oder gilt es dir?" scherzte Franz.

„Es wird wohl mir gelten. Er wird wohl aus Budapest sein. Sonst wäre es Ilse wohl nicht so wichtig, daß sie uns entgegenkäme."

„Von deiner Mama wahrscheinlich", sagte Ilse und überreichte ihr den Brief, den Erzsi ruhig in die Tasche steckte.

„Willst du nicht gleich lesen?"

„Nein, Ilse. Lieber erst zu Hause."

„Weißt du, Ilse, fortan kommst du wieder mit", sagte Franz. „Du fehlst uns auf den einsamen Gängen, du hast doch das glücklichste Temperament von uns dreien."

„Ihr seht wirklich nicht sehr vergnügt und erfrischt aus."

„Wir blieben eigentlich lieber daheim, als ewig im Wald herumzulaufen", sagte Franz kläglich.

„Aber Kinder! Ihr benehmt Euch wirklich wie die Kinder. Ich zwinge Euch doch nicht aus dem Haus?"

Erzsi schritt schneller aus.

„Hast du es so eilig?"

„Laßt mich vorgehen, kommt langsam nach. Derweil hab ich dann meinen Brief gelesen und bin wieder munter. So ein Brief aus Budapest alteriert mich ja nur, bis ich ihn hinter mir habe."

„So erledige das doch gleich, hier bei uns!"

„Ich kann nicht, Ilse. Ihr sollt nicht sehen, wenn ich mich ärgern muß." Sie lief vor ihnen her, während das Ehepaar gemächlich nachkam.

Als das Ehepaar die Wohnung betrat, kam ihnen Erzsi, den zerrissenen Brief in der Hand, mit heißen, trockenen Augen entgegen.

„Wie eine Dirne behandelt sie mich!"

„Wer?"

„Dr. Bersen hielt sich für verpflichtet, ihr zu schreiben, was für Gerüchte über mich umgehen. Sie glaubt natürlich alles, denn sie hat mir immer nichts Gutes zugetraut, wie sie schreibt . . Mein Schwager wird ausgeschickt, mich zu holen . . Er hat sich freiwillig angeboten, so edel ist er . . . So-

fort soll ich mitreisen, damit es wenigstens keinen öffentlichen Skandal gibt ... Die Angst, die Angst! ... Und dann werden sie mich wohl wieder in eine Anstalt schicken. Gegen Liebe ist kaltes Wasser probat. Sagtest du nicht einmal etwas ähnliches, Ilse?"

„So beruhige dich doch! Es weiß ja niemand, wo du bist. Der Brief wurde ja hierher nachgeschickt."

„Wie war das nur, Ilse, weißt du noch? An deinem Hochzeitstag, nicht wahr? Empfahlst du mir da nicht auch kaltes Wasser?"

Franz versuchte, sie auf das Sofa zu ziehen. Aber Erzsi sah ihn hart und trotzig an und blieb mit dem Brief in der Hand vor ihnen stehen.

„Wie ehrenwert von diesem Dr. Bersen! Meintest du nicht einmal, er sei verliebt in mich und wolle mich heiraten? Jetzt nähme er mich gewiß nicht mehr! Haha!"

Franz entriß ihr die Brieffetzen und las. Das war allerdings abscheulich.

„Morgen früh mit dem ersten Zug mach ich mich aus dem Staub. Heute Abend übersiedle ich noch ins Gasthaus, damit Ihr morgen nicht gestört werdet." Erzsi ging in ihr Zimmer.

Franz reichte Ilse den Brief. Das war in der Tat nicht der Brief einer Mutter.

„Geh jetzt", flüsterte Franz. „Ich bringe sie vielleicht doch noch auf andere Gedanken."

Ilse ging, Franz trat in Erzsis Zimmer.

„Was hast du vor?"

„Meinst du, so möcht ich noch weiter leben?"

„Du bist erregt, ich verstehe das, werde erst ruhiger, übereile nichts!"

„Ich bin noch nie so ruhig gewesen wie in diesem Augenblick. Und so klar ist mir alles, sag ich dir. Es konnte ja gar nicht anders kommen, als wie es jetzt ist."

„Wohin reist du?"

Erzsi lachte.

„Du willst es mir nicht sagen?"

„Muß ich das noch extra sagen?"

„Und uns willst du mit dieser Last zurücklassen?"

„Ich hoffe, du bist Manns genug, das zu tragen. Ilse soll nichts erfahren!"

„Als ob sie nicht merken würde! ..."

„Leider werde ich das nicht ändern können. Ich würde ihr das so gerne ersparen. Aber wissen soll sie es wenigstens nicht ... Und wenn Ihr übermorgen abreist, wird sie auch nichts wissen. Versprich mir, daß Ihr abreist!"

„Warum?"

„Sie würde sich Vorwürfe machen, sie, die es am wenigsten nötig hat. Lange würde sie nicht darüber wegkommen, lange würde ich wie ein schwarzer Schatten zwischen Euch stehen."

„Einmal angenommen, du führtest aus, was du vor hast, glaubst du wirklich, sie erführe das nicht?“

„Ich werde dafür sorgen, daß wenn sie es auch erfährt, sie doch keine Gewißheit hat, ob nicht am Ende nur ein unglücklicher Zufall vorliegt und nichts weiter. Das ist schon etwas wert und besser als Gewißheit.“

„Gibt es denn nichts, was dich davon abbringen kann?“

An allen Gliedern zitternd trat Erzsi dicht vor ihn hin. „Meinst du, ich ließe mich nun auch noch von andern ohrfeigen? Dein Kind hatte wohl ein Recht dazu. Aber sonst niemand. Das vergiß nicht!“

„Ich meine . . .“

„Keine Macht der Welt bringt mich davon ab!“

„Auch ich nicht?“

„Du gehörst jetzt nicht mehr zu mir.“

„Ganz Heroine bist du wieder!“

„Diesen Abend bleiben wir noch eine Stunde zusammen. Dann geh ich ins Gasthaus. Dann bin ich erledigt für uns alle.“

„Aber du bist noch so jung!! . . . Nein, nein, man kann nicht ernsthaft davon reden, es ist zu abscheulich, der reine Wahnsinn!“

„Soll ich, wenn ich weiter lebe, schließlich mich, dich, uns alle verachten müssen, weil mein Leben dann verächtlich sein würde? Du weißt ja gar nicht, wie verächtlich! . . . Soll das das Ende sein von allem, was mir so schön und kostbar war?“

„Verzeiht, wenn ich störe“, Ilse trat ins Zimmer, „aber es ist hoch an der Zeit, daß wir ans Abendessen denken.“

„Das Mädchen soll etwas aus dem Gasthaus holen“, sagte Erzsi. „Wir wollen heute hier bleiben. Später bringt sie dann meine Koffer ins Wirtshaus. Sie soll gleich ein Zimmer für mich bestellen. Platz genug ist jetzt ja vorhanden.“

Ilse wollte widersprechen, aber Erzsi bat: „Heute müßt ihr mir noch einmal meinen Willen tun! Heute habe ich noch einmal das Kommando.“

„Was geht denn eigentlich vor?“

„Ich reise ab, Ilse, endlich reise ich wirklich und wahrhaftig ab. Schon um meinem teuren Schwager aus dem Weg zu gehen. Er wird Euch nicht belästigen, denn heute Nacht ordne ich noch alles mit Mama.“

„Laß Sie Ilse“, sagte Franz. „Wir können nichts ändern.“

So geschah denn alles, wie Erzsi wünschte.

Als sie nach Tisch zusammen saßen, begann Ilse plötzlich, fassungslos zu weinen. Einen Augenblick schien es, als wollten auch die beiden andern darüber die Fassung verlieren. Aber Erzsi hielt sich gewaltsam zurück. „Nicht weinen, Ilse, ich bitte dich, Ilse, Liebe! Ruhig, ruhig! . . . Wir gehen auseinander wie Menschen, die wußten, was sie taten, die dankbar sind für das, was geschehen ist. Oder haben wir wirklich so viel zu bereuen?“

Ilse nahm sich zusammen.

Nach einer Weile sagte Franz: „Du bist doch vermögend. Könntest du dich nicht einfach als Malerin in München niederlassen?"

„Das würde Mama nie zugeben."

„Du bist doch mündig!"

„Ich müßte einen Prozeß führen . . Soll ich das vielleicht? Mich ekelt!"

Nach einiger Zeit sagte Erzsi, da die beiden andern wieder schwiegen, was nicht länger zu ertragen war: „Was ist denn weiter? Weshalb seid Ihr gar so traurig? Ich habe mein Teil gehabt und verschwinde nun, da es Zeit ist. Ihr werdet mich nicht vergessen und Franz wird einige Gedichte daraus machen. Vielleicht sogar einen Roman oder ein Drama. Dann hat die häßliche Welt sogar noch etwas hübsches davon. Kann sie mehr verlangen? . . . Die Episode hat ihren Zweck erfüllt . . . Er macht ja aus allem Gedichte und Romane, nichtwahr Ilse? . . . Sonderbar, wie ich mich jetzt deutlich an jedes Wort erinnere, das wir je zusammen gesprochen haben."

Als es zehn schlug, erhob sich Erzsi. „So, und nun lebt wohl und seid nochmals bedankt für all das Schöne, das ich durch Euch gehabt habe." Sie küßten sich.

„Und nun haltet wacker zusammen, wie es sich für solche Eheleute geziemt!"

Franz griff nach seinem Hut.

„Du begleitest mich nicht!"

„Das mußt du ihm noch gönnen!" rief Ilse.

„Fast Unmenschliches mutet Ihr mir zu!"

Franz nahm ihren Arm und führte sie hinaus.

Als Franz bald darauf wiederkam, fand er Ilse im Dunkeln am Fenster sitzen. Er setzte sich zu ihr.

„Welches ist ihr Zimmer?"

Er deutete nach dem Gasthaus, wo im ersten Stock ein kleines Licht brannte.

„Gehst du morgen nicht doch an die Bahn?"

„Nein."

„Dann gehe ich!"

„Das wirst du nicht tun!"

Beide starrten stumm auf das kleine Licht da drüben im Gasthaus.

Die andern Lichter erloschen. Das Dorf lag im Dunkeln.

Wohl eine Stunde saßen sie am Fenster. Dann wandte sich Ilse ab und hielt sich die Augen zu.

„Ich ertrage das nicht länger! Dies einsame Licht! Es wacht wie bei einer Toten!"

* * *

Lodski saß breit und voll Behagen in seiner Redaktion. Es war Montag Vormittag. Dienstag früh würde seine neue Zeitung zum ersten Mal erscheinen. Bis heute Nachmittag hatte er seinen Redakteuren, die schon auf recht schwere Wochen zurücksahen, frei gegeben.

Seit acht Tagen wurden Probedrucke veranstaltet, die aber nicht aus dem Haus kamen. Es klappte alles recht gut, wenn er das auch niemand zugestand, denn er war der Meinung, ein Wort des Lobes würde übermütig machen, Tadel dagegen schade nie, stachele den Ehrgeiz bis zum äußersten an.

Ganz still war es in den Redaktionsräumen. Die ersten Leute würden wohl erst gegen ein Uhr Mittags erscheinen. Er erhob sich aus seinem bequemen, amerikanischen Lehnstuhl und durchwanderte die Räume. Neben seinem, dem Zimmer des Chefredakteur befand sich die Bibliothek, daran schlossen sich die drei Zimmer für die Herren vom Handelsteil, neben ihnen das Telephonzimmer mit sechs Telephonzellen. Wie alles blinkte und glänzte vor Neuheit! Er schritt über den Gang in die Räume der Feuilletonredaktion, denen er eine künstlerische Ausstattung hatte geben lassen, schönere Teppiche, schönere Bilder und viel bequeme Sitzgelegenheiten, damit es die Damen von der Literatur und vom Theater hübsch fänden.

Lodski wandte sich zu den Zimmern des lokalen Teils, wo es schon recht wüst aussah, denn ihr Chef zeichnete sich durch geniale Unordnung aus. Daran schloß sich das Reporterzimmer, an dessen Wänden in langen Reihen kleine Schreibpulte standen, jedes vom Nachbarn durch eine mannshohe Wand aus Tapetenstoff getrennt. Nebenan hausten die Politiker. Hier hatten die Männer für Oesterreich-Ungarn, den Balkan und die Türkei ihre Plätze. Dort die für Deutschland und England. Ein Zimmer weiter wohnten die Herren für Italien, Spanien und Frankreich, Amerika, Asien und Afrika. Dann kam das Zimmer für den Chefredakteurstellvertreter, und Lodski war wieder bei seinem eigenen Zimmer angelangt.

Er lauschte, sah auf die Uhr, es war noch nicht zehn, die auswärtigen Korrespondenten hatte er angewiesen, von zwölf an ihren Dienst zu beginnen. Er griff nach einem großen Schlüsselbund und begab sich in die Parterreräume. Erst ein kleiner Raum mit Konversationslexika und Nachschlagewerken aller Art für die Korrektoren, daran schloß sich der große Setzersaal, daran der Raum der zehn Setzmaschinen, fünf in jeder Reihe, mit den sonderbar hageren und gebogenen Gelenken, als seien sie der Phantasie von Markus Behmer entsprungen. Von hier stieg man auf einer Wendeltreppe hinab in den Raum zur Stereotypie. Wie eine kleine Alchymistenküche sah er aus. Daran schloß sich der Raum mit den Riesenmaschinen, die unzerstörbar wie Vorweltungeheuer aussehen und zugleich so empfindlich sind, wie moderne Neurastheniker. Der letzte Saal enthielt schmale, endlos lange Tische, wo die fertige Zeitung zum Versand zurecht gemacht wurde.

Ein unendlich stolzes Gefühl überkam Lodski, während er all diese Räume durchmaß. Dies alles ist mir untertänig, ging es ihm durch den Sinn. Wie

ein Wunder wollte es ihm erscheinen, daß er das alles in so kurzer Zeit hatte zusammenbringen können. Vor seinem organisatorischen Talent bekam selbst er immer mehr Respekt.

Lodski zündete sich eine Zigarre an und legte sich wieder in seinen Lehnstuhl. Er lächelte. Wie leicht im Grunde doch auch das Schwerste ist, wenn man es richtig anfaßt und sich auf Menschen versteht. Seine Spekulation mit der Ehrlichkeit war glänzend gelungen. Durch Liebenswürdigkeit und hohe Gehälter hatte er anderen Zeitungen ihre Korrespondenten abspenstig gemacht. Und wo noch einer schwankte . . . Lodski lächelte wieder. Den Herren vom Handelsteil sagte er, daß es bei seiner Zeitung keine Korruption, keine Pauschalien großer Bankinstitute und dergleichen geben würde. Wie dann ihre Augen leuchteten! Die schwankenden Politiker gewann er durch sein Programm, das jedem freien Spielraum verhieß, wenn er sich nur an den Grundsatz hielt: absolute Ehrlichkeit und freiheitliche Gesinnung. Am leichtesten waren die Herren vom Feuilleton zu gewinnen. Diese Menschen sind ja meist von einer rührenden Begeisterungsfähigkeit, wenn man ihnen nur zugesteht, daß sie die moderne Literatur und Kunst in jeder Beziehung pflegen und unterstützen dürfen.

Lodski verzog das Gesicht. Wie die Redakteure oft jetzt schon erstaunte Mienen zeigten. Mit seiner Höflichkeit gegen sie war es nun nicht mehr weit her, waren sie doch seine Angestellten, seine Untergebenen. Bis zum äußersten spannte er sie an, denn es war keine Kleinigkeit, über Nacht, sozusagen aus dem Nichts eine Zeitung großen Stils zu stampfen. Die Begeisterung der Herren für die Sache war noch ebenso groß wie am ersten Tag, sonst würden sie schwerlich so geschuftet haben. Dagegen nahm die Begeisterung für seine Person zusehends ab, worauf er übrigens keinen besonders großen Wert legte, sodaß er das leicht verschmerzen konnte . . . Sollte die Zeit kommen, wo sich die Herren auch nicht mehr für die Sache begeisterten, nun, so hatte er ja als letzte Waffe die langfristigen Verträge, von denen sie gegen den Willen des Chef nur unter großen Opfern loskommen konnten. Jedenfalls würden sie bleiben, bis die Zeitung in Gang war. Dann aber war es am Ende überhaupt nicht dumm, einen Teil dieser Leute, die so viel kosteten, abzuschieben und durch Kräfte zweiten und dritten Ranges zu ersetzen. Ist eine Zeitung erst einmal eingeführt, bringt sie so leicht nichts mehr um.

Das Zimmertelephon läutete. Wer mochte denn so früh etwas von ihm begehren? Lodski war ärgerlich über die Störung. Das Telephon läutete immer energischer. So eine Unverschämtheit. Aber so dreist und beharrlich benahm sich wohl nur sein neuster Intimus, der die administrative Leitung des Unternehmens führte. Lodski griff nach dem Hörrohr. Natürlich, er war es auch. Er wollte kommen, um sich mit ihm in dieser stillen Stunde an dem gemeinsamen Werk zu erbauen, das nun fertig da stand.

Lodski lehnte sich weit in seinen Stuhl zurück. War es nicht ein Meisterstück, daß es ihm gelungen, diesen verunglückten Privatdozenten so an sich und das Unternehmen zu fesseln? Erstens war er Millionär, zweitens sehr be-

geisterungsfähig, drittens verstand er es vortrefflich, indem er sich möglichst dumm stellte und jedermann schmeichelte, alles für sich zu gewinnen, viertens schwatzte er ungeheuer gerne und konnte ihm so die Besucher und den Kleinverkehr innerhalb der Redaktion abnehmen, und endlich besaß er ein einziges Kind, eine Tochter.

Lodski blickte aufmerksam den Rauchringen seiner Zigarre nach. Wie kindisch war selbst er noch vor wenigen Wochen gewesen. Allen Ernstes hatte er damals daran gedacht, seine Kousine zu heiraten. Heute würde ihm das nicht einmal im Traum einfallen. Da standen ihm jetzt denn doch ganz andre Mädchen mit ganz andern Chancen für seine Zukunft zur Verfügung. . . . Ein Glück, daß ihm die Arbeit der letzten Wochen nicht einmal Zeit gelassen, seine Verwandten aufzusuchen. Augenscheinlich hatte sie das so gekränkt, daß man ihn nun auch in Ruhe ließ und ihn schwerlich einladen würde, wenn Erzsi wieder hier war.

Weiß der Himmel, wer Verstand hat, hat auch Glück. Er konnte sich über beides nicht beklagen. Und mit seinem Intimus würde er noch sehr lange sehr höflich sein. Seine Millionen waren so wenig zu verachten, wie seine Tochter.

Der älteste der Redaktionsdiener erschien in seinem funkelnagelneuen Gewand. Lodski musterte ihn kritisch. Dieser Uebereifer kam ihm verdächtig vor. Am Ende hatte er sich gedacht, daß der Chef schon hier sein und so frühes Erscheinen einen besonders guten Eindruck machen würde.

Lodski fuhr ihn hart an und schickte ihn fort. Um Eins habe er hier zu sein. Nicht früher, dann aber pünktlich!

Der administrative Direktor erschien mit wichtiger Miene. In den feindlichen Blättern wurde er jetzt schon verhöhnt, fand also endlich in der Oeffentlichkeit Beachtung. Vor zehn Minuten hatte ihn sogar ein Minister angesprochen.

Sofort erzählte er Lodski das und berichtete dann gleich auch die neueste Skandalgeschichte, da sie sehr pikant war. Er zeigte ein großes Interesse für alles Pikante, seitdem er mit der trockenen Wissenschaft gar nichts mehr zu tun hatte. Arm in Arm durchwanderten sie die Räume, lobten ihr Werk und gingen dann zusammen frühstücken.

Als Lodski kurz vor Eins wieder auf der Redaktion erschien, wartete schon ein Besuch auf ihn, Dr. Bersen, dessen er sich recht genau aus der Zeit des letzten Zusammenseins mit seiner Kousine erinnerte.

Bersen war sehr aufgeregt und erzählte, Fräulein Wladacek sei bei einer Kahnfahrt auf dem Walchensee ums Leben gekommen. Ob ein Unglücksfall oder ein Selbstmord vorliege, sei noch zweifelhaft. Er selbst glaube an einen Selbstmord. Wahrscheinlich habe sie die Liebe zu dem verheirateten Schriftsteller Ferdinand zu diesem Akt der Verzweiflung getrieben.

Lodski ging erregt durchs Zimmer. Er empfand voll Schrecken, wie ihn eine wahnsinnige Eifersucht auf Ferdinand überfiel, die er sich gar nicht

zugetraut hätte. Bersen sprach weiter und wollte sich von Lodski Rat holen, wie man es anzufangen habe, daß nichts davon in die Presse käme. Frau Wladacek sei unglücklich genug und wolle wenigstens einen öffentlichen Skandal nach Kräften vermieden sehen.

Vielleicht könne Lodski seine Kollegen dahin bringen, zu schweigen? Da es sich um eine angesehene Budapester Familie handelte, würde man sonst sicher davon Notiz nehmen.

„Wissen die Zeitungen schon davon?"

Bersen glaubte das verneinen zu können . . . Fräulein Wladacek habe an ihn ein paar Zeilen geschrieben, die ihn veranlaßt, sofort nach dem Walchensee zu reisen. Er sei zu spät gekommen, um das Unglück zu verhindern. Er habe nur dafür gesorgt, daß die unglückliche Angelegenheit möglichst vertuscht und nur als Unglücksfall betrachtet würde. Diese Annahme habe übrigens der Brief, den er von Fräulein Wladacek vorzeigen konnte, für Fremde verstärkt.

„Wenn meine Kollegen davon erfahren, werden sie sich die Sache gewiß nicht entgehen lassen, darauf können Sie sich verlassen. Und hindern kann ich sie nicht, denn sie hassen mich, weil sie mich fürchten. Jedenfalls ist es am besten, Sie schweigen über die unselige Tat gegen jedermann und empfehlen das auch meinen Verwandten, die ich in letzter Zeit leider nicht aufsuchen konnte. Es war mir in diesen Wochen leider ganz unmöglich."

Bersen empfahl sich bald. Lodski starrte geistesabwesend auf die kleinen Körbe, die der Diener auf seinen Schreibtisch gestellt hatte. Jedes trug ein Porzellanschild, worauf der Name eines der Zeitungsressorts stand. Sie waren dazu bestimmt, den Einlauf für die verschiedenen Ressorts aufzunehmen.

Der Redaktionssekretär kam mit großen Stößen von Manuskripten, Briefen und Telegrammen, die er in die Körbe verteilte.

„Es fängt gut an", sagte der Sekretär, indem er auf die Körbchen wies, die sich immer mehr füllten. „Der Einlauf von heute!"

Lodski erwiderte: „In einer Stunde können Sie kommen und den Einlauf verteilen lassen. Bis dahin werde ich ihn durchgesehen haben."

Der Sekretär verließ geärgert das Zimmer. Weshalb brauchte der Chef den Einlauf nochmals durchzusehen? Das war doch seine Sache. Wofür war er denn engagiert?

Lodski griff nach einem der Körbe und sah seinen Inhalt flüchtig durch. Aber er war nicht bei der Sache. Seine Kousine stand so deutlich vor ihm . . . Es ergriff ihn ein großer Zorn gegen sie . . . Wie kann man sich so vergessen! dachte er. Wie ist es möglich, daß ein erwachsener, gescheiter Mensch sich so von einem Gefühl übertölpeln läßt? Wie kann man um so etwas sein Leben hingeben?! . . . Das kommt davon, wenn man nichts Reelles zu tun hat, wenn man in Kunst schwelgt und dann alle Energie, alle Willenskraft verliert . . . Er hatte von der Kunst nie viel gehalten. Wäre das Publikum nicht immer noch so töricht, in seiner Zeitung einen Feuilletonteil

zu beanspruchen, wahrhaftig, er hätte es am liebsten ohne das versucht ... Es handelt sich da ja doch nur um Geschwätz und Getue, ohne Ernst und und Sachwert. Ein Greuel war ihm die ganze Kunst und was damit zusammenhing. Aus Geschäftsrücksichten konnte er leider nicht auf sie verzichten ... Hätte das Mädchen, statt zu malen lieber Strümpfe gestrickt oder auch Tennis gespielt und geritten, dann wäre sie wohl nie auf solchen Unsinn verfallen ... Und durch die Kunst war sie an diese Künstler geraten, hatte sich den Kopf ganz verdrehen lassen ... So ein Laffe wie dieser beschränkte, unpraktische Ferdinand, der nicht einmal zum Zahnarzt taugte, hatte den Genuß davon gehabt! Ihm war keinen Augenblick zweifelhaft, daß ein Selbstmord vorlag.

Voll Zorn schleuderte er Manuskripte, Briefe, Telegramme in ihre Körbe zurück. Wie abgespannt und zerschlagen er sich auf einmal fühlte. Eine fast weinerliche Stimmung überkam ihn als Reaktion gegen all die harte, kalte Arbeit der letzten Wochen. Gerade diesen Tag muß sie mir mit einer solchen Geschichte verderben! Er griff nach dem letzten Korb, der für den lokalen Teil bestimmt war. Sein Blick blieb auf einem Telegramm aus München haften.

„Da haben wirs!" Er las das Telegramm noch einmal. Es berichtete von dem neuesten Unglück am Walchensee. Dieselbe Nachricht würden jetzt auch die andern Blätter erhalten haben ... Aber sie würden nichts rechtes damit anzufangen wissen und nur ein paar teilnehmende Phrasen unter Lokalem darüber bringen.

Lodski drückte auf einen Knopf neben seinem Schreibtisch, legte das Telegramm aus München beiseite und befahl dem Sekretär, den Einlauf verteilen zu lassen. Dann telephonierte er an die Feuilletonredaktion und bat den ersten Feuilletonredakteur zu sich, der eine besonders feine und geistreiche Feder führte.

Als Herr Springer erschien, reichte Lodski ihm das Telegramm. „Lesen Sie."

Springer las und blickte verwundert auf den Chef.

„Das gehört doch wohl ins Lokale", meinte er.

„Es handelt sich um eine unserer ersten Familien. Ich weiß zufällig, daß ein Selbstmord aus unglücklicher Liebe vorliegt. Würden Sie sich getrauen, aus dem Stoff ein Feuilleton zu machen? ... Ist es gut, würde ich dafür sein, es als erstes Feuilleton zu bringen. Die Berühmtheit, deren Arbeit wir ursprünglich dafür ausersehen, muß warten, da ich zufällig über diesen Fall so gut Bescheid weiß wie niemand von der Konkurrenz. Wir hätten also eine Primeur und ganz Budapest spräche gleich am ersten Tag von diesem Feuilleton ... Natürlich dürfte das mit dem Selbstmord nur angedeutet werden, müßte sozusagen eine offene Frage bleiben."

„Um die Familie nicht zu kompromittieren?"

„Allerdings ... Nun, was meinen Sie?"

„Ich bin natürlich sehr dafür, das erste Feuilleton zu schreiben, das ist

ja wohl selbstverständlich. Ich möchte vor allem aber vorher noch um einige Direktiven bitten. Gilt es zum Beispiel, die Tat zu preisen als den freien Entschluß einer starken Individualität, die sich über die bürgerliche Moral erhaben weiß und in Schönheit stirbt, da sie ohne Schönheit nicht mehr leben mag?"

„Aber wo denken Sie hin!" Lodski war entsetzt aufgesprungen.

„Also nicht in dieser Richtung?" meinte Springer etwas enttäuscht.

„Ich will natürlich nicht, daß unser Blatt einen Standpunkt einnimmt, der irgendwie als kleinlich und engherzig mißdeutet werden könnte, denn gerade durch die Weite unseres Blickes und eine freie Stellung über den Dingen wollen wir uns vor anderen Blättern auszeichnen. Jedoch innerhalb der Grenzen des Vernünftigen müssen auch wir bleiben, schon um die Leute nicht von vornherein zu sehr vor den Kopf zu stoßen."

„Natürlich", warf Springer ein.

„Die Dame, um die es sich handelt, war Künstlerin. Nun bin ich persönlich der Meinung, in diesem Fall wenigstens, daß eine intensive Beschäftigung mit Kunst, von genialen Naturen sehe ich natürlich ab, für schwache Individuen, namentlich für das weibliche Geschlecht, ihr sehr Bedenkliches hat. Das Gefühl, das sowieso bei ihnen schon überentwickelt ist, bekommt durch eine solche Beschäftigung völlig das Uebergewicht . . ."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, doch Sie werden ja wohl nicht wollen, daß ich in dem Feuilleton offen gegen die Kunst losziehen soll?"

„Das sollen Sie überhaupt nicht. Wo denken Sie hin! Die Leute würden uns ja direkt für altmodisch, rückschrittlich halten müssen. Ich meine nur, es kann nichts schaden, wenn der Leser bei allem schuldigen Respekt vor der Kunst, dieser hohen Göttin, aus ihrem Feuilleton zugleich den Eindruck gewänne, daß bürgerliche, daß reelle, daß seine Tätigkeit auch etwas ist und er wohl neben der Kunst bestehen kann, denn bürgerliche Arbeit stärkt den Willen, bewahrt vor Exaltiertheit . . ."

„Also könnte man von dem konkreten Fall ausgehend der Kunst wie der bürgerlichen Arbeit ihre angemessene Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft anweisen? Das wäre dann zugleich eine Art Programmfeuilleton."

„Ganz recht, so etwa denke ich es mir. Es kommt natürlich alles darauf an, wie es geschrieben wird."

„Wilde gilt jetzt als der beste Stilist. Aphoristisches, Apercus, Kontradiktiones sind seit Nietzsche besonders begehrt."

„Sehr gut." Lodski rieb sich die Hände. Dieser Springer war wirklich eine tüchtige Acquisition. „Ein paar seltene Zitate und Beispiele . . "

Springer lächelte fast ein wenig geringschätzig. „Wir haben ja doch auf meinen Rat einige seltene und abgelegene ausländische Bücher angeschafft. Dafür sind sie ja da."

„Und der Titel? Haben Sie da schon etwas?"

Springer dachte einen Augenblick nach. „Wie wäre es damit: In

tyrannos? Im Schillerjahr so übel nicht, was? Bitte noch einen Augenblick. Mein Gedankengang wäre dann ungefähr folgender: Die Liebe ein Tyrann, das Gefühl ein Tyrann und so. Aus ihren Banden befreit sich der wahrhaft edle Mensch, der Vollmensch durch Pflichterfüllung und Dienst am Gemeinwohl. Natürlich nicht so geradehin und deutlich, wie ich es eben sage, sondern geistreich, so wie Wilde etwa ... Der Leser muß zum Schluß die Meinung haben ..."

„Er muß die Meinung gewinnen", unterbrach ihn Lodski, „daß er ein edler Mensch ist, frei von allen Tyrannen, weil er nicht dichtet oder malt, sondern an der Börse handelt, Coupons verkauft, an der Universität doziert und so ..."

„Die Künstler müssen aber auch zufrieden sein."

„Selbstverständlich ... Aber lateinisch möchte ich den Titel nicht gerne. Das ist unmodern geworden. Man sagt so etwas jetzt deutsch."

„Also vielleicht: Die Liebe als Verbrecherin?" meinte Springer.

„Finden Sie das gut?"

„Ich finde es nicht schlecht", entgegnete Springer gekränkt.

„Verbrecherin? Ich finde, das Wort ist zu stark, viel zu stark. Damit legen Sie Ihr Feuilleton von vornherein fest. Man könnte das leicht gegen uns zitieren, und wenn das Feuilleton selbst noch so freiheitlich gesinnt wäre."

Lodski sah, wie Springer immer mehr einen roten Kopf bekam und lenkte ein: „Geben Sie dem Feuilleton meinetwegen nur erst einmal diesen Titel und lassen Sie es gleich in die Druckerei gehen. Den ersten Abzug sehen wir dann gemeinsam durch und finden vielleicht einen besseren Titel."

Springer empfahl sich stumm. In solcher Verfassung sollte er schreiben? Dieser Chef, dieser Banause, dieser Troddel hat ja keine Ahnung, was das heißt, ein wirklich geistreiches Feuilleton schreiben ... Aber der Vorwurf reizte ihn doch. Er setzte sich an seinen neuen Schreibtisch, auf dem in einer Reihe zehn wohl gespitzte Bleistifte lagen, nahm einen, spitzte ihn noch etwas spitzer und begann.

Lodski starrte wieder vor sich hin. War es recht, daß er den Fall so ausschlachtete? ... Ach was, Geschäft ist Geschäft, jeder würde an seiner Stelle so handeln.

Er ließ sich eine Stenographistin kommen und diktierte Briefe an bekannte und berühmte Leute, die er immer wieder zur Mitarbeit aufforderte. Wer von ihnen noch nichts eingeschickt hatte, erhielt jetzt einen Brief, dem er gewiß nicht widerstehen konnte, denn er mußte aus ihm den Eindruck gewinnen, als sei das ganze neue Unternehmen einfach dem Untergang geweiht, wenn er ihm nicht wenigstens einen Aufsatz zur Verfügung stellte.

Gegen fünf Uhr telephonierte die Druckerei an, es fehle an Manuskript.

„Ist die Liebe als Verbrecherin schon unten?" fragte Lodski.

„Soeben wird sie verteilt, Herr Doktor", antwortete der Obermetteur. „Aber wir brauchen mehr!"

„Ich werde sofort etwas schicken lassen . . Sagen Sie, bis wann wird die Liebe als Verbrecherin ausgesetzt sein?“

„In zwanzig Minuten etwa.“

„Schön. Dann bringen Sie mir sofort einen ersten Abzug. Bringen Sie ihn selbst, denn ich habe noch mit Ihnen zu reden.“

„Gut, Herr Doktor.“

„Auf wie viel Spalten schätzen Sie die Liebe als Verbrecherin?“

„Sechs etwa.“

Lodski läutete ab und sah nach der Uhr. Springer war wirklich eine tüchtige Kraft. Knapp zwei Stunden hatte er gebraucht. Aber der Titel klang wahrhaftig scheußlich. Fast kolportageromanmäßig. Er mußte geändert werden.

„Schreiben Sie“, wandte sich Lodski an die Stenographistin: „Hochgeehrter Herr Geheimrat! Wie wir Ihnen schon mitzuteilen die Ehre hatten, haben wir ein neues Zeitungsunternehmen größten Stils gegründet, das auf allen Gebieten menschlichen Wissens, namentlich aber auf dem der wissenschaftlichen Ethik . .“

Lodski unterbrach sich. „Das brauche ich Ihnen ja wohl nicht immer wieder zu diktieren. Füllen Sie das selbst aus nach Vorlage C. Dann fahren Sie fort: Wir vermissen zu unserm größten Bedauern noch immer einen Beitrag aus Ihrer hochgeschätzten Feder, obwohl wir ganz besonderen Wert darauf legen, daß unsere Leser in der ersten oder einer der ersten Nummern unserer Zeitung Ihren Namen, den glänzendsten auf dem Gebiete der philosophischen Ethik, deren Pflege uns ganz besonders am Herzen liegt . . . haben Sie: am Herzen liegt?“

Die Stenographistin nickte.

„finden dürfen. In diesem Schillerjahr dürfte zum Beispiel grade von Ihnen eine Auseinandersetzung über Schiller und Kant oder Freiheit bei Schiller und Goethe oder Schiller und Nietzsche in ihrem Verhältnis zu der wissenschaftlichen Ethik ihrer Zeit ganz besonders für unsere Leser erwünscht sein. Nicht als ob wir durch diese Vorschläge Ihnen die Wahl der Themen beschränken wollten, wir glauben nur, so dürfte der Gegenstand, über den Sie, wie wir zuversichtlich hoffen . . .“

Ein Diener kam mit den Abendzeitungen.

„Schreiben Sie erst die andern Briefe ab, Fräulein, und dann kommen Sie wieder.“

Lodski vertiefte sich in die Zeitungen. Namentlich in das Blatt unter ihnen, das als Konkurrenz am meisten in Betracht kam. Seit Wochen freute er sich ja, wie das Blatt sich anstrengte, neue, berühmte Mitarbeiter zu gewinnen . . . Man hatte eben eine gehörige Angst vor Lodski . . .

Sorgsam, Seite für Seite ging er das Blatt durch. An der Spitze des lokalen Teils stieß er auf die Ueberschrift: Die Liebe als Verbrecherin. Donnerwetter! Ihm war, als hätte die Konkurrenz diesen Titel aus seiner Redaktion gestohlen.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit wurde über den Fall seiner Kousine verhandelt. Der Münchner Korrespondent der Konkurrenz mußte demnach schon früher telegraphiert haben. Lodski rief den Redakteur des lokalen Teils zu sich und beauftragte ihn, an den Münchener Korrespondenten einen groben Brief zu schreiben, weil er sie zu spät bedient habe.

Der Metteur erschien mit dem Erstabzug des Feuilletons. Er war ein riesiger Mensch, dick und ungeschlacht. Bei ungezählten neuen Zeitungen war er schon tätig gewesen. Ging die eine ein, fand sich immer bald wieder eine andere für ihn. So war es zu seiner Spezialität geworden, bei allen neuen Zeitungen dabei zu sein. Lodski hatte einen großen Respekt vor ihm. Er war so stark, er verstand vom Zeitungswesen mehr als Lodski und ließ sich als Führer der organisierten Setzer nicht das geringste gefallen.

Verächtlich, zwischen zwei Fingern hielt der Metteur den Abzug. „Soll das wirklich in unserm Blatt erscheinen?"

„Haben Sie etwas dagegen?"

„Mir kanns ja recht sein." Der Metteur legte die Bogen auf den Tisch.

„Gefällt Ihnen das Feuilleton nicht?"

„Ich dachte, wir machten eine wirklich frei gesinnte Zeitung? Was da geschrieben steht, ist ganz rückschrittlich. Da werden die Leser Augen machen! Dafür brauchen sie kein neues Blatt. Das kann die Konkurrenz besser . . . Das ist ein Schlag ins Gesicht der freien Liebe. Damit können Sie keinen Staat machen, Herr Doktor!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß es gedruckt wird?"

„Es ist ja gesetzt worden."

„Herr Springer bestand darauf und Sie wissen, wie viel er gilt."

„Mir ists gleich, ich finde schon wieder eine Zeitung." Der Metteur ging.

Lodski ließ den Feuilletonredakteur rufen.

„Ich sagte Ihnen doch, Sie sollten fortschrittlich, modern, in einem freien Geiste schreiben!"

Springer sah verbissen drein.

„Es ist ja gräßlich, was Sie da geschrieben haben! Das geht doch nicht! Sie ruinieren mir ja schon am ersten Tag die ganze Zeitung."

„Ich habe genau geschrieben, wie Sie es wünschten."

„Und dann sehen Sie einmal hier!" Lodski hielt ihm das Konkurrenzblatt hin mit dem Artikel: Die Liebe als Verbrecherin. „So geht das nicht, Herr Springer. Ich muß dringend bitten, daß Ihnen etwas besseres einfällt als der Konkurrenz. Um zu können, was die kann, dazu brauche ich nicht Sie!"

Springer griff nach dem Abzug und riß ihn entzwei.

„Gehen Sie in den lokalen Teil und instruieren Sie die Herren über den Vorfall. Wenn die Konkurrenz nur einige Zeilen darüber bringt, werden wir doch kein Feuilleton darüber bringen. Ich begreife Sie nicht!"

Zähneknirschend entfernte sich Springer.

* * *

Es wurde jetzt überhaupt, wo die Zeitung wirklich erschien, sehr ungemütlich für die Redakteure, denn der Chef war mit nichts zufrieden und bekam jeden Tag förmlich Wutanfälle, weil bei der Konkurrenz etwas zu finden wa was im eigenen Blatt nicht stand oder nicht so gut formuliert war.

Lodski lief mit rotem Kopf umher. Er war in ständiger Furcht, er könne sich blamieren und traute niemandem mehr.

Ruhig, ruhig! sagte er sich selbst jeden Tag unzählige Male. Aber es gelang ihm nicht, ruhig zu bleiben. Jede Kleinigkeit brachte ihn außer sich. Er war überanstrengt, und wohl auch nur deshalb konnte er die Geschichte mit seiner Kousine immer noch nicht vergessen. Immer wieder ertappte er sich, wie er Münchener Zeitungen und die Lokalblätter des Ortes, wo er mit Ferdinand zusammengetroffen, nach neuen Nachrichten über das Unglück durchsuchte. Sollte denn die Leiche immer noch nicht gefunden sein?

Wieder einmal saß er über den Lokalblättern und durchflog sie in nervöser Hast. Plötzlich warf er eines heftig auf den Boden und trat darauf herum, bis es völlig unkenntlich geworden war. Dann hob er es auf und verschloß es sorgfältig in seinem Schreibtisch. Was ihn so aufbrachte, war eine Annonce. In ihr stand zu lesen: Von der Reise zurück. Franz Ferdinand, Zahnarzt.

Ende.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

6.

Während der Frühlingsmonate war Mazzini in London. Seine Freunde fanden seine Gespräche weniger belebend, als sie gewohnt waren; er konnte jetzt stundenlang in einem Kreise weilen, ohne daß der wärmende und weckende Geist, der sonst von ihm ausging, sich der Gesellschaft mitteilte. Als er an einem warmen Abend mit einem englischen Freunde durch eine der unabsehbar langen Straßen ging, deren äußerste Strecke in rosigblauen Dunst verhüllt war, so daß man glauben konnte, an den warmen Häusern wie an einer Mauer entlang zu gehen, die in paradiesische Landschaften führe, redete dieser ihm zu, eine gewisse literarische Arbeit zu übernehmen, die in einer Zeitschrift erscheinen sollte. Mazzini antwortete ablehnend, da er sich nicht dazu imstande fühle. „Jetzt fühle ich, wie reich ich einmal war", sagte er, „an meiner Armut. Was für süße Farben quollen an meinem Horizonte, was für Quellen sprudelten da, wo es jetzt trocken in mir ist! Wie wenn man über eine strotzende Wiese geht, und die Blumen am Fuß zu umschlingen scheinen, damit man stehen bleibe und pflücke, so blühte es in meinem Geiste und drängte

mich bunte Kränze zu winden. Ich pflückte die Blumen nicht, um Steine zum Bau Italiens zu tragen, und inzwischen sind sie verwelkt und neue nicht mehr gewachsen." Gewachsen sei dafür Italien, sagte der andere; im Grunde sei es begreiflich, daß er die Gedanken nicht von seiner Heimat abziehen könne, jetzt wo sich Entscheidendes dort vorbereite. „Wenn es gelingt" erwiderte Mazzini trübe, „so krönt der Erfolg den König von Sardinien und macht uns und unsere Hoffnungen zu Bettlern. Wer weiß aber, ob es gelingt. Ob nicht Garibaldi, der einzige Mann, den die Natur Italien zum Siegen gegeben hat, abwärts auf stygischem Wasser nach Sizilien fährt". Der Engländer sagte: „Es war sonst Eure Art nicht zu fürchten, so lange man noch glauben konnte." „Vielleicht", entgegnete Mazzini, „habe ich schon zu oft gehofft und mich ergeben". Ergeben? Nein, versetzte der andere, ohne Hoffnung zu hoffen, das eben sei seine Größe gewesen; wie eine Frau, die tote Kinder gebäre und immer wieder in Hoffnung neuer Geburten sei, um durch neue sprießende Lebenskeime den Fluch zu überwinden, habe er nach jeder Niederlage sich lächelnd aufgerafft und sei dem Schicksal mit neuen Plänen und neuer Siegeshoffnung entgegengetreten. Mazzini nickte. „Es mag sein, daß ich alt geworden bin", sagte er; „auch die bewußteste Kraft überwindet die Zeit." Von seiner Sorge um Rosolino Pilo vermied er zu sprechen; er hatte soviel Bangigkeit und Wünsche an diesen Namen gehängt, daß er zu schwer für seine Zunge geworden war.

Wenige Tage nach diesem Gespräch veranlaßte ihn die Nachricht von der Abfahrt Garibaldis nach dem Festlande zu reisen. Er ging über Lugano nach Genua und pflegte beim Einbruche der Dunkelheit Bertani aufzusuchen, bei dem er die eingetroffenen Briefe lesen und die Ereignisse besprechen konnte; dort erfuhr er den Tod Rosolino Pilos. Die Baronin Cambiaso, eine Freundin Bertanis, versuchte den wehrlos in Schmerz Versunkenen dadurch aufzurichten, daß sie ihn daran erinnerte, wie er vor drei Jahren in ihrem Hause, nach Tagen der Furcht, der bösen Ahnung, der zweifelnden Hoffnung, den Untergang des Carlo Pisacane erfahren habe. Wie der Schrecken alle Anwesenden stumm, fast blöde gemacht habe, und er vor allen ins innerste Herz getroffen gewesen sei. Wie er indessen allmählich sich gefaßt habe, wie das von Innen strömende Licht seine Stirn geklärt habe, wie er aufgestanden sei und etwa so gesprochen habe: Das Erscheinen des Menschen in irdischen Formen sei wie ein Kämpfen des Geistes im Traume, das Ringen eines im Wasser Versunkenen, der sein Antlitz und seine Gestalt vergeblich zu enthüllen suche, bald aufblitzend wie eine geheimnisvolle Weissagung, bald untertauchend und sich verlierend, so daß nur ein undeutbares Gurgeln von ihm Kunde gebe. So sei das Leben ein Schleier, unter dem die Geschicke des Menschen hinliefen. Wir sähen wohl eines Freundes leidenschaftliche Geberde, wir hörten seinen Schrei, wir vernähmen frohe, traurige, süße, liebevolle Worte, oft unverbunden und mißdeutet, wir bemühten uns in allen seinen Reden und Mienen Zusammenhang zu finden und hätten doch nur Stückwerk. Da käme die weiße

Hand des Todes und zöge den Schleier von diesem Schicksal. Morgenrot leuchtend läge die still entfaltete Gestalt vor uns; seht, das war sein Haß, seine Sehnsucht, seine Weisheit! Er sei nun nicht mehr eine Reihe verworrener, in Nebel gehüllter Zeichen, er sei ein Bild im Lichte, unveränderlich jung, er lebe! Die Toten seien die wahrhaft Lebendigen, und ein Gott der Sonne sei der Gott der Toten. So habe Mazzini gesprochen, allen sei dabei zumute geworden, als befände sich der Tote vollendet in ihrer Mitte, und sie hätten im Herzen ihm gedankt, dessen Lippen das Auferstehungswunder gespendet hätten.

Alle waren von dieser Erinnerung ergriffen; Bertani stand auf, ging schnell auf Mazzini zu und blieb vor ihm stehen, ohne ein Wort zu finden. Nach einer Pause sagte Mazzini zu der Dame: „Ich erkenne meine Worte nicht wieder, und fast möchte ich glauben, es wären Eure und Ihr hättet sie, weiblich zartfühlend, mir selbst zugeschrieben. Als solche sollen sie mich trösten und mahnen." Seit der Zeit war keine Niedergeschlagenheit mehr an ihm zu bemerken; im Gegenteil wurde seine Stimmung täglich frischer und er pflegte, wenn er des Abends zu Bertani kam, die Freunde durch die Erzählung seiner inzwischen erlebten Abenteuer zu belustigen. Denn es machte ihm Vergnügen, die Leute, von denen er wußte, daß sie beauftragt waren, seinen Aufenthalt auszuspüren, selbst anzusprechen und irrezuführen, wobei ihm die zahlreichen ergebenen Freunde, die er im Volke hatte, gern behülflich waren, so daß sich unversehens die drolligsten Komödien ausbildeten. Es war ihm eingefallen, sich gegenüber einem dieser Spione als einen Beauftragten der französischen Polizei auszugeben, der eben auch auf Mazzini fahnde, weil derselbe mit Anschlägen auf des Kaisers Napoleon Leben umgehe, und er ängstigte den Mann damit, daß er ihm seine Waffen zeigte und in alle seine Vorsichtsmaßregeln und Verteidigungsmittel einweihte, da Mazzini ein verzweifelter Mensch sei, der seine Freiheit teuer erkaufen und Menschenleben nicht schonen würde. Trotz seines ausgeprägten und unvergeßlichen Gesichtes war er durch seine Unbefangenheit und eine Gewandtheit seines Wesens, die er übermütig ausnützte, von jeher allen Nachstellungen, denen er beständig ausgesetzt war, entronnen.

Was ihn jetzt vor allem beschäftigte, war der Einfall in den Kirchenstaat, den Bertani dem Auftrage Garibaldis gemäß vorbereitete, den er für besonders wichtig, ja entscheidend für das Gelingen der großen Unternehmung des Generals hielt. Es fehle noch an einer geeigneten Persönlichkeit, denselben anzuführen; denn Medici, an den er und Bertani zuerst dachten, weigerte sich, weil er durch Cavour gegen den Plan eingenommen war, unter dem Vorwande, daß er ungeduldig sei, sich mit Garibaldi in Sizilien zu vereinigen. Bevor er an der Spitze der ersten großen Hülfsexpedition, die Bertani ausgerüstet hatte, abreiste, sagte er zu Bertani, er möge Mazzini nicht zu viel Einwirkung gestatten, wenn es möglich wäre, ihn bewegen, nach England zurückzugehen. Mazzini wäre nun einmal das Haupt der Republikaner und er möge sich anstellen wie er wolle, durch seinen Namen und Ruf, die mäch-

tiger wären als er selbst, ein Gegner oder eine Gefahr der Sache, für die sie jetzt kämpften. Bertani sah Medici mit einem langen, staunenden Blick an und sagte dann: „Er kämpft für dieselbe Sache wie ich und du, soviel ich weiß. Oder bist du nicht mehr derselbe, der das Vascello verteidigte?" Derselbe in verschiedenen Zeiten sei derselbe und doch ein anderer, sagte Medici, leicht errötend. Er liebe und schätze Mazzini nach wie vor und würde ihn niemals verraten, obwohl er wisse, daß er sich dadurch bei Cavour angenehm würde machen können; aber da er sich nun einmal entschlossen habe, wie Garibaldi für die Monarchie zu arbeiten, so könne er Mazzinis Teilnahme an den politischen Dingen nicht wünschen, da er die Erreichung des Zieles nur erschweren werde. „Es war eine Zeit, wo nichts ohne ihn ging, so wird es jetzt auch mit ihm gehen", sagte Bertani. Nachdem sie sich getrennt hatten, kehrte Medici noch einmal um, und indem er Bertani die Hand hinhielt, sagte er: „Was ich gesagt habe, wird nicht zwischen unsere Freundschaft treten?" Bertani nahm seine Hand und antwortete: „Du warest mir Monate lang ein treuer Krankenpfleger, das vergißt sich nicht so leicht. Meinungsverschiedenheiten sollen uns nicht trennen"; womit sie von einander Abschied nahmen.

Auch die anderen Offiziere, die etwa als Leiter einer Expedition in Betracht gekommen wären, eilten nach Sizilien, ungeachtet Bertanis Vorstellung, daß sie Garibaldi einen erwünschten Dienst leisten würden, wenn sie den Einfall in die Marken und Umbrien glücklich bewerkstelligten; die Insel im Süden war zu einem Magnetberge geworden, der die Tapferen aus ganz Italien überwältigend an sich zog. Indessen langte in Genua der Baron Giovanni Nicotera an, ein Genosse Pisacanes, der, soeben aus der Gefangenschaft befreit, Garibaldi freimütig erklärt hatte, daß er es vorziehe, mit Freiwilligen in den Kirchenstaat, als unter ihm, der sich selbst als Vorkämpfer Viktor Emanuels bezeichne, nach Neapel zu gehen. Es war ihm kaum anzumerken, was er drei Jahre lang erduldet hatte, sein Auge blickte hell und scharf, seine Haltung war elastisch, und er war ungeduldig sich in neue Unternehmungen zu werfen. In der Art wie er den Kopf trug, sprach und blickte, lag Hochmut, der aber weniger verdroß, weil er sich unverstellt bekannte, und überhaupt eine unbestechliche, eigentlich leidenschaftliche Ehrlichkeit versöhnlich an ihm wirkte. Er klagte, daß es ihm scheine, als sei er nicht drei Jahre, sondern drei Jahrzehnte abwesend gewesen, so finde er Menschen und Dinge verändert. Die, welche früher mit Gefahr ihres Hauptes für Italien eingetreten wären als einzige, ständen jetzt im Winkel, um dem königlichen Banner Platz zu machen; die das Jagen nicht lassen könnten legten die Bissen, die sie erschnappten, zu Füßen des Herren nieder, unsicher ob sie Lob oder Schläge davontrügen; und die früher mißbilligend die Stirne gerunzelt oder spöttisch die Nase gerümpft haben, machten jetzt ihre Verbeugung vor dem heiligen Italien und würden dafür mit Orden und Titeln verziert. Mazzini sagte lebhaft: „Daß es so ist, darf uns nicht erbittern; es ist die Folge unseres

Wirkens. Wir waren einzelne, die Italien einig und frei wollten, und waren vogelfrei und gehetzt, Helden und Märtyrer für wenige, Rasende oder Verbrecher für die vielen. Allmählich ist unsere Predigt in den Gemütern der vielen aufgegangen und hat sich mit ihrem Wesen genährt, so daß sie uns selbst entfremdet ist. Aber wollten wir denn ein Italien für wenige? Ach, für mich hätte ich mir ein Reich gewußt ohne Schwert und ohne Kerker, in dem ich mich wie im Luftraum hätte wiegen können! Ich wollte Italien für mein Volk; das begriff nicht, staunte und zögerte, und wenn es wach wird und sich rührt, hat es uns vergessen und verlangt nach dem König."

„Das Volk hätte gewählt wofür Garibaldi, sein Abgott, sich entschieden hätte", sagte Nicotera. „Wenn er treu geblieben wäre, so würde der Savoyer bis in Ewigkeit sein Vieh in den Alpen hüten. Hätte er weniger für uns gesiegt als für Piemont?" „Es wäre triumphierend untergegangen", sagte Bertani. „Wenn Garibaldi ein Unrecht hat, so ist es, daß er siegen will vor allem. Mögen unsere Enkel die Ideale vollenden, um die wir kämpften. Wir bleiben Republikaner im Königreiche."

Nicotera stimmte nicht ein; Mazzini beschwor ihn, jetzt nicht zu trotzen, sondern zu handeln. Er solle sich nicht selbst aus der Sonnenbahn der Taten stürzen, die Garibaldis Schwert aufgetan habe. Jetzt müsse jeder mit Garibaldi gehen, sich dem Zuge seines Willens unterordnen. Dieser Mann könne wohl in einzelnen Dingen irren, vielleicht könne, was er wolle, nicht das beste sein; aber es sei der Wille des Volkes. Die Wurzeln seines Herzens sögen, weithin unterirdisch ausgebreitet, das Blut unzählbarer Adern und füllten es mit den Kräften Tausender ohne Namen. Das Sehnen eines ganzen Volkes, irrende Quellen in ihm zum Strome geworden, spanne seine Brust allmächtig nach einem gewissen Ziele hin. Wie ein Gott sammle er die Seelen in seinem Busen und tue ihre Taten, wer ihm folge, der arbeite für eine ehrwürdige Notwendigkeit.

Nicotera bekämpfte die Auffassung Mazzinis nicht ohne Unwillen; er übernahm das Kommando über die Freiwilligen, die von Toskana aus ins Päpstliche einfallen sollten, weil diese Unternehmung, wenn sie auch schließlich Viktor Emanuel zu gute käme, doch nicht in seinem Auftrage, ja wirklich gegen seinen Willen geschähe, mußte sich aber andererseits verpflichten, nichts gegen Garibaldi bekanntes Programm zu tun. Bertani lag es nun noch ob, einen Anführer für die Hauptmasse der Freiwilligen zu finden, die sich in Genua versammelten. Im stillen hoffte er, daß Garibaldi sich entschließen würde, diesen wichtigen Feldzug selbst zu leiten; aber er hatte seit langem keine Nachricht von ihm erhalten außer kurzen Bitten um Geld, Waffen und Soldaten. Hatte er früher schon mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, so fiel es ihm jetzt auf, wie die Anfeindungen sich mehrten und alles sich zu vereinigen schien, um seine Tätigkeit für Garibaldi zu durchkreuzen; er erriet leicht, daß dieser Widerstand von Cavour ausging.

Cavour war durch die gewaltsame Entfernung La Farinas in übelste

Laune versetzt; er sah ein, daß er einen Fehler begangen habe, indem er einen hitzigen, auf Garibaldi eifersüchtigen Menschen mit einer gewissen Vollmacht, gegen den Diktator zu wühlen, ausgerüstet hatte. Er machte Pläne auf Pläne, um auf andere Weise das Fortschreiten des Eroberers zu hindern, und verwarf alle; als er nun in dieser Lage darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Truppen, die Bertani neuerdings rüstete, nicht wie früher nach Sizilien bestimmt seien, sondern dazu dienen sollten, den von Garibaldi längst beabsichtigten Einfall in die Marken und Umbrien auszuführen und sich in Neapel mit ihm zu vereinigen, empfand er diese neue Störung und Erschwerung als unerträglich, und wütete gegen den, der, abgesehen von Garibaldi selbst, ihr Urheber war. Sein erster Gedanke war, Bertani ins Gefängnis zu werfen und so lange darin zu lassen, bis die Gefahr vorüber wäre. Da es ihm jedoch bei ernstlicher Ueberlegung nicht ratsam schien, einen geschätzten Arzt, der viele hervorragende Familien in Genua behandelte und dessen Ruf spiegelrein war, der Freiheit zu berauben, tat er Schritte, sich mit ihm ins Vernehmen zu setzen und ihn, wie Medici, für seine Politik zu gewinnen. Bertani zögerte; er hatte von jeher eine hohe Meinung von den staatsmännischen Fähigkeiten des Grafen gehabt und namentlich die kluge Festigkeit, mit der er den Krieg gegen Oesterreich herbeigeführt hatte, dankbar bewundert, und er wäre bereit gewesen, zu vergessen, mit was für schnöden Mitteln er ihn kürzlich bekämpft hatte; aber er sagte sich, daß, da Cavour sich niemals mit dem Angriff auf den Kirchenstaat, den Garibaldi ausdrücklich angeordnet hatte, einverstanden erklären würde, es doch zu keiner Einigung zwischen ihnen kommen könnte, und weigerte sich deshalb, ihn zu sehen und zu sprechen. Nun füllten sich wieder die Zeitungen, die Cavour ergeben waren, mit gehässigen Anklagen gegen Bertani: er sollte, weil er Republikaner war, Italiens Einigung zu hintertreiben suchen; er sollte die Soldaten aus der königlichen Armee veranlaßt haben, zu desertieren und in seine Freischaren einzutreten; er sollte die Gelder, die ihm anvertraut worden wären, um der Befreiung Siziliens zu dienen, zu Parteizwecken verwendet haben. Bertani erwiderte auf diese Verläumdungen nichts; auch die Vorwürfe der Freunde, besonders Nicoteras, daß er den Feldzug nicht eifrig genug betriebe, ließ er unbeantwortet.

Die Nachricht von dem großen Siege Garibaldis bei Milazzo, der Sizilien von der Herrschaft der Bourbonen endgültig befreite, erschütterte Cavour. Was ist gegen diesen Mann auszurichten, fragte er sich, dessen Denken und Schweigen und Handeln sich in einer Welt von anderem Umfange als unsere ist entrollt? Wir keuchen hinter ihm her und bekommen immer nur die Schleppe seines durchlöcherten Mantels zu sehen. Wie ein Bild erschien ihm in heftiger Helligkeit die Tatsache, daß Italien sein würde, ganz, mit Haupt und Gliedern, und daß, wer lebendige Arbeit schaffen wollte, sich diesem, von der Geschichte schon erschaffenen, nur noch nicht enthüllten Ereignis hingeben müsse. Sein früheres Bestreben, Garibaldi am Uebergang nach dem Festlande zu verhindern, verwarf er völlig; mochte er seinen Siegeslauf vollenden,

wenn der Erwerb sich nur nach seinem, nach Cavours Sinne der Monarchie einverleiben ließe. Er tadelte sich ernstlich wegen der Maßregel, den stürmenden Mann zurückhalten zu wollen; ihm voran zu eilen, darauf hätte er alle Sinne und Kräfte richten sollen. Ducken werden wir uns nicht vor dem Riesen, dachte er gut gelaunt, sondern unsere Klugheit, das Erbteil der Zwerge, gegen ihn spielen lassen. In einer Nacht, die er, von der nicht nachlassenden Hitze gepeinigt, schlaflos zubrachte, ging es ihm plötzlich durch den Kopf, daß er den Einfall in den Kirchenstaat, den Feldzug nach Neapel durch päpstliches Gebiet, den er mit allen Mitteln fortwährend zu hintertreiben suchte, selbst ausführen, daß dies Stück aus dem Rüstzeuge des Generals eine Waffe in seiner Hand werden könnte, eine Waffe, mit Garibaldis Siegkraft behaftet gegen ihn geschwungen. Er fühlte, wie bei diesem Gedanken seine Nerven sich zu spannen und Funken durch seinen Körper zu sprühen schienen. Mit eins erkannte er den Widerspruch, der darin lag, und die Schwierigkeiten, die dagegen standen, und räumte sie im selben Augenblick alle durch eine Reihe hinblitzender Einfälle weg. Die Verwegenheit eines solchen Unterfangens erfüllte ihn mit übermütiger Lustigkeit; sie sollten sehen, daß er kein fauler Revolutionär war, wenn er sich darauf einließ.

Indessen als er nach kurzem Morgenschlaf erwachte, schob er diese Angelegenheit einstweilen zurück, um zuerst in Neapel, Garibaldis nächstem Ziel, ihm zuvorzukommen. Er lud deshalb die angesehensten der verbannten Neapolitaner, die sich in Turin aufhielten, und mit denen er bekannt war, zu einer Besprechung ein und äußerte sich, indem er die jüngsten Ereignisse in Sizilien beredete, mit Wärme über die italienische Einheit. Sie liege, sagte er, offenbar im Plane der Vorsehung; niemals hätte er geglaubt, daß die Südländer sich für den ihnen fremdartigen Gedanken empfänglich zeigen würden. Was der allgemeine Wille eines Volkes sei, das wolle er nicht bekämpfen. Es komme aber alles darauf an, daß in Neapel der Anschluß an Oberitalien proklamiert werde, bevor Garibaldi dort eintreffe: Viktor Emanuel könne nicht ein Königreich als Geschenk aus der Hand eines Untertans empfangen. Sie wüßten, von was für Männern Garibaldi umgeben sei, sie kennten seine Vergangenheit, seine Beziehungen zu Mazzini. Wie lauter seine Gesinnung sein möge, er habe einen feurigen Atem und zünde auch wider Willen Revolutionen an. Wenn er sich als Diktator in Neapel festsetzte, würde das Feuer sich auf Rom wälzen, und Italiens Untergang drohe.

Carlo Poerio und Silvio Spaventa teilten die Meinung des Ministers, ja sie erklärten sich bereit, mit dem König von Neapel, wenn er eine liberale Regierung verspräche, sich Garibaldi entgegenzuwerfen.

Er glaube nicht, entgegnete Cavour, daß eine Verständigung mit dem Könige noch möglich wäre, wennschon er es nicht ganz verreden wolle; vielleicht macht die Not ihn der Vernunft zugänglich. Jedoch ziehe er vor, derartige unberechenbare Wendungen außer acht zu lassen und alles vorzubereiten, damit eine Revolution in Neapel ausbräche und die Aufständischen

Viktor Emanuel ausriefen; denn Garibaldis Ankunft auf dem Festlande stehe bevor. Die Neapolitaner versprachen in diesem Sinne zu wirken, und da der König in diesen Tagen unter dem Eindruck der näherrückenden Gefahr eine Amnestie erließ, nach der die Verbannten in ihre Heimat zurückkehren konnten, reisten sie auf der Stelle dorthin, um ihren persönlichen Einfluß einzusetzen. Doch ging es nicht nach Wunsch; sie klagten Bertani an, daß er die Patrioten in Neapel bestürme, auf Garibaldi zu warten und sich nicht von den Ränken des Ministers verführen zu lassen.

Cavour war entrüstet: dieser Mensch, dachte er, steht mit dem Teufel im Bunde, daß er mir hier und dort in den Weg tritt. Er hatte seinen in jener Nacht entworfenen Plan noch nicht weiter verfolgt; einstweilen wollte er sich damit begnügen, Bertani an der Ausführung desselben zu verhindern. Ein Versuch, statt eines Garibaldi Getreuen einen unbedingt dem Könige ergebenen Mann an die Spitze der Expedition zu bringen, der sie etwa absichtlich scheitern machte, zerschlug sich daran, daß er keinen fand, der dazu geeignet und willens gewesen wäre. Indessen triumphierte Bertani keineswegs, wie Cavour sich einbildete; oft verzweifelte er daran, gegen die Unbilden der Schwierigkeiten seiner Lage aufzukommen, zumal er immer noch vergeblich auf einen entscheidenden Ausspruch Garibaldis wartete. In seiner Bedrängnis kam er auf den Gedanken, sich, wie auch Garibaldi wohl getan hatte, geradezu an den König zu wenden, und beredete sich deshalb mit dem General Sanfront, der zur Umgebung Viktor Emanuels gehörte. Dieser, ein liebenswürdiger Mann, der immer die Ansicht desjenigen hatte, mit dem er sprach und nichts tat, was ihm nicht vorgeschrieben war, hörte Bertanis Auseinandersetzungen mit Anteil. Der schöne, durch Schwermut und die Spuren langer Krankheit noch anziehender erscheinende Mann tat es ihm an; er überzeugte sich von seinem uneigennützigen Patriotismus und von der Angemessenheit des Planes, dem Eroberer Neapels von Norden her die Hand zu reichen. Er äußerte seinen Beifall und glaubte sich für die Sympathie des Königs verbürgen zu können; allein schon am folgenden Tage teilte er ihm bedauernd mit, daß Viktor Emanuel einen Angriff auf päpstliches Gebiet unter keinen Umständen dulden wolle. Dieser Bescheid schlug Bertani nieder; denn konnte er im Namen Garibaldis gegen den ausdrücklichen Willen des Königs handeln?

Wenn er in später Abendstunde von seinen Krankenbesuchen, die er nicht vernachlässigen durfte, heimkam, wußte er, daß ihn Briefe oder Besuche erwarteten, bei denen es sich um Vorwürfe, Anklagen, Ermahnungen, widrige Geschäfte handelte; oft mußte er Mut fassen, um die Haustür zu öffnen und die Briefe zu entfalten. Er dachte daran, wie er den General am Tage vor seiner Abreise angefleht hatte, die verantwortliche Vertretung seiner Person nicht auf ihn zu laden. Wie sollte er, der Mensch ohne Glück und Hoffnungen, den kein Genius erleuchtete, und dessen Einsicht hundertmal vor einem Entschlusse warnte, bevor sie einmal dazu riet, an Stelle Garibaldis stehen?

Er hatte sich bis dahin treu an die empfangenen Aufträge gehalten und sich fähig gefühlt, dafür mit seinem Leben einzustehen; aber die raschen, vollen Tage veränderten die Umstände, unter denen damals geplant war, und er hätte müssen mit Garibaldis Seele leben können, um das Heilbringende zu wählen. Er war sich niemals so schwach und unzugänglich erschienen; zugleich fühlte er sich hoch über denen stehen, die ihn in guter und in böser Meinung drängten und verfolgten, kurzsichtig aus knabenhaftem Tatendrange oder verblendet durch parteiische Leidenschaft. Er wußte sich keinen Rat mehr, als nach Sizilien zu gehen und mit Garibaldi zu sprechen; wiederum wagte er nicht, sich aus Genua zu entfernen und die Führung so wichtiger Angelegenheiten aus der Hand zu lassen.

In dieser Stimmung überraschte ihn der Besuch des Carlo Farini, der inzwischen Minister geworden war, und einen geheimen Auftrag des Königs an Bertani hatte.

Farini machte nicht mehr den Eindruck gesunder und überflüssiger Kraft wie vor einem Jahre als Diktator in Modena und Bologna. Zwar bediente er sich noch zuweilen der pathetischen Geste, der auffällig betonten Worte und der Sätze von knapper, oft dunkler Bedeutsamkeit, aber, wie wenn der Faden, der die Gliedmaßen eines Hampelmanns zusammenhält, schlaff geworden und an manchen Stellen abgerissen ist, so fehlte der Zusammenhang und der überzeugende Schwung in allen seinen Aeußerungen. Der Ausdruck monumentaler Selbstzufriedenheit war aus seinen Mienen gewichen von einer unruhigen Zerstreutheit, die dann wieder unbegründete Erregung verdrängte.

„Glauben Sie nicht, mein lieber Bertani", sagte er, „daß wir ohne Sinn für die großen Absichten Garibaldis wären! Er folgt seinem Herzen und handelt wie ein edles Kind, das dem Bettler, der es jammert, das Gold aus seines Vaters Kisten hinwirft. Welchen größeren Zwecken des Vaters das Gold hätte dienen sollen? Wie der Vater nun sich selbst vor dem Lose schützen soll, Almosen an den Türen zu heischen? Das erwog es nicht im Augenblicke des hingerissenen Gefühls. Er kennt die große Welt nicht, er weiß nicht, wovon die großen Kriege, die Geschicke der Völker abhängen; das Gemälde des Teppichs sieht er wohl, nicht aber das ungeheure Netz feiner Maschen, das seine Unterlage bildet." Plötzlich brach er ab und sagte, indem er Bertani durchdringend ansah, in verändertem Tone: „Wissen Sie nicht, daß ich auch anders auftreten könnte? Wissen Sie nicht, daß ich mit weißen Pferden, mit sechsen wenn es mir beliebte, durch die Straßen fahren könnte? Wer würde mich tadeln, wenn ich die Leute sehen ließe, was innen lebendig ist?" Er schwieg, starrte vor sich hin, fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte lächelnd: „Lassen wir das! Das braucht uns jetzt nicht zu beschäftigen!", worauf er zu seinem Gegenstande zurückkehrte.

Der Inhalt seines Auftrages war, Bertani zu veranlassen, daß er die Expedition nicht von Genua ausgehen ließe, wo sie von fremden Mächten als unter dem Schutze des Königs stehend betrachtet werden würde, sondern seine

Truppen zunächst nach einem anderen Hafen, am liebsten nach Sizilien führte, einem neutralen Gebiete, damit den König für das was geschähe, keine Verantwortung träfe. Nach einer nochmaligen Unterredung einigten sie sich so, daß Bertani versprach, die Freiwilligen nach einem Hafen der Insel Sardinien, dem Golf der Orangen, zu bringen, indem Bertani dachte, daß Garibaldi sie von dort aus nach seinem Gutdünken benützen könne, Farini aber zufrieden war, daß die unheilvollen Schiffe wenigstens aus dem genuesischen Gewässer entfernt würden. Nikotera überhäufte Bertani mit Vorwürfen, daß er nachgegeben habe, auch andere Freunde gaben ihm zu verstehen, daß er sich von der Regierunghabe fangen lassen, und den Garibaldi gegenüber übernommenen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei, sodaß er sich von Freunden und Feinden gleicherweise verfolgt sah. Da er auch gewarnt wurde, daß Cavour mit dem Gedanken umgehe, ihn zu verhaften, ordnete er in Eile seine Geschäfte, schiffte sich mit den Freischaren nach Sardinien ein und fuhr von dort aus nach Messina, wo Garibaldi sich aufhielt, um die Meerenge zu überschreiten.

* * *

Die Giovannara hatte ein Wirtshaus in der unteren Stadt von Neapel, wo hauptsächlich Fischer, Matrosen und kleine Leute, aber wegen des Rufes, den die Frau, ihr Wein und ihre Küche genossen, auch zuweilen Herrschaften verkehrten. Sie war Witwe und hatte zwei Kinder an einer ansteckenden Krankheit verloren; seit dieser Zeit war sie zu keinem Manne mehr in dauernde Beziehungen getreten, sondern hatte Lieblinge, die sie dann und wann wechselte, und die keinerlei merklichen Einfluß auf sie ausübten. Ihre Kunden erlaubten sich nicht leicht, auf diese Verhältnisse anzuspielen, überhaupt wurde es meist nicht bekannt, wer sich ihrer Gunst erfreute, außer wenn sie selbst in einer mutwilligen Laune es verriet. Das braune Gesicht von fremdartiger Wildheit, in das die Augenbrauen wie ein Stirnband von schwarzem Eisen gezeichnet waren, hatte für gewöhnlich einen düsteren Ausdruck, wenn sie sprach oder lachte konnte es von toller und barbarisch selbstvergessener Lustigkeit funkeln. Am lieblichsten sah man sie mit einem kleinen Affen umgehen, einer niedlichen Meerkatze, der meist auf ihrer Schulter saß und gegen jeden die Zähne fletschte oder sonst Zeichen der Mißbilligung von sich gab. Er wurde von den Leuten als eine Art Kobold betrachtet und nicht mit Unrecht gefürchtet; seiner Herrin aber war er mit der zärtlichen und zugleich anspruchsvollen Ergebenheit eines Kindes zugetan.

Von der Tatkraft und dem Einfluß der Giovannara erzählt man sich allerlei Geschichten; so hatte sie einmal einem kleinen Buben Meerfrüchte abgekauft und sie ihm, da er ihr wegen seiner Schönheit gefiel, reichlicher als gebräuchlich war, bezahlt. Als nun die Männer, die ihr für gewöhnlich Fische und andere Erzeugnisse des Meeres lieferten, eine Abgabe von dem Jungen verlangten, leistete er sie, verschwieg aber, daß er mehr als das Uebliche von ihr erhalten hatte. Nach einiger Zeit kamen sie dahinter und beanspruchten einen nachträglichen Zuschlag, und da er nicht darauf eingehen wollte, prügel-

ten sie ihn, worauf er sich zu einem Angehörigen flüchtete und ein Kampf entspann, bei dem Blut floß und noch mehr vergossen worden wäre, wenn nicht die Giovannara, die dazu kam, Ruhe geboten hätte. Die brutalen und habgierigen Männer ließen auf ihren Befehl sofort vom Streite ab und fügten sich ihrem Schiedsspruch, daß der Kleine künftig eine Abgabe von dem üblichen Preise seiner Ware zahlen sollte, nicht aber von dem, was sie ihm darüber hinaus, freiwillig aus Wohlgefallen, an dem sie keinen Teil hätten, geben würde.

Ein andermal, beim Regierungsantritt des jungen Königs Franz, war unter ihren Gästen ein Advokat gewesen, der nicht wie die Fischer eine weiße Nelke oder andere weiße Blumen an sich getragen hatte, was als ein Zeichen der Königstreue galt. Als diese, dadurch gereizt, ihn zwingen wollten: Es lebe der König! zu rufen, und er sich weigerte, bedrängten sie ihn so sehr, daß er sich an die Giovannara wendete. Sie stellte sich auf des Advokaten Seite, indem sie sagte, man könne noch nicht wissen, was an dem neuen König sei, da er gar so häufig beichte, müsse er wohl viel auf dem Gewissen haben, was einem der Streitenden zu einer zweideutigen Bemerkung über ihre Begünstigung des Advokaten veranlaßte. Sie gab ihm sofort eine Ohrfeige und forderte ihn auf, ihr Haus zu verlassen; da er sich widersetzte, winkte sie seinen Genossen ihn hinauszuwerfen, was sie nach kurzem Zögern, durch ihren drohenden Blick überwunden, taten.

Ueberhaupt wurde sie in anderen Wirtshäusern beschuldigt, nicht königlich zu sein, wohingegen sie behauptete keiner Partei anzugehören. Wie aber die ersten Nachrichten von der Landung Garibaldis in Sizilien nach Neapel kamen, erklärte sie sich für ihn und fing an nach ihren Kräften für ihn zu arbeiten. Ihre Gäste wetteten mit ihr, ob er die bourbonische Armee besiegen würde, ob er Palermo nehmen und ob er sich darin würde halten können, wobei sie stets darauf hielt, daß ihm alles gelänge, und infolgedessen jedesmal gewann, so daß er vielen ein Geschöpf ihres Glückes zu sein schien. Noch war sein Name in den amtlichen Berichten der Regierung, die ihn nur als ienen berüchtigten Seeräuber bezeichnete, nicht genannt, als die Giovannara schon eine rote Jacke trug und auch dem Aeffchen einen roten Fetzen um den Leib wand. Als der König, um die Neapolitaner für sich zu gewinnen, an den Mauern anschlagen ließ, daß er die Verfassung des Jahres 1848 verleihen wolle, wachte sie darüber, daß die von den Patrioten in Umlauf gesetzte Verhaltungsmaßregel, mit würdiger Nichtbeachtung an der Bekanntmachung vorüberzugehen, zur Ausführung kam. Im niederen Volke waren einige geneigt dem Könige die Nachgiebigkeit gegen die Liberalen zum Vorwurf zu machen, andere ihm dafür Ovationen zu machen, doch bei den meisten gewann die Spottlust die Oberhand.

Eines Tages kam die Giovannara aus der oberen Stadt mit einem Bilde Garibaldis zurück, das ihn in roter Bluse, mit blauen Augen und rotblondem Haar farbenprächtig darstellte. Sie zeigte es mit Stolz und schickte

sich an, es an Stelle eines Königsbildes, das an der Wand hing, zu befestigen. Der Affe, der arglos auf dem Fußboden saß und mit Nüssen spielte, kam neugierig näher, und als die Giovannara das Bild des Königs herunterfallen ließ, fing er es auf, betrachtete es aufmerksam, riß es mitten durch und putzte sich damit unterhalb des Schwanzes, worauf er es mit einer verächtlichen Bewegung seiner langen schwärzlichen Finger wegwarf. Diese mit Feinheit und Anmut ausgeführte unanständige Handlung begeisterte die Anwesenden; das Aeffchen wurde auf den Tisch gesetzt, mit Leckerbissen gefüttert und der kleine Garibaldiner genannt, während die Giovannara unbändig lachte und jauchzte und dadurch die Stimmung erhöhte. Seitdem belustigten sich die Gäste damit, Bilder des Königs mitzubringen und sie von dem Affen in der erwähnten Art mißhandeln zu lassen, was er mit immer neuer Possierlichkeit tat. Wer es mit angesehen hatte, war von der Lächerlichkeit und Untauglichkeit des Königs überzeugt.

Die gebildeten Kreise, die im Strome einer längst bestehenden Revolution vorwärts trieben, beharrten dabei, die liberalen Verfügungen und Versöhnungsversuche des Königs durch Nichtbeachtung zu entkräften. Infolgedessen fanden die Emigranten, als sie infolge der Amnestie aus Turin zurückkehrten und sich daran machten, den König zu stürzen, bevor Garibaldi komme, niemand dazu geneigt und in allen Schichten der Bevölkerung keine andere Erregung als die Spannung, Garibaldi erscheinen zu sehen und seine Taten zu erleben. Immerhin gewannen sie einigen Anhang und riefen dadurch eine Spaltung unter den Patrioten hervor, von denen die Mehrzahl gern mit dem Anschluß an das Königreich Sardinien einverstanden war, ihn aber durch Garibaldi vollzogen wissen und sich ruhig verhalten wollten, bis der Mann des Schicksals käme und geböte. Auf den hohen Adel jedoch machte die Tatsache, daß der Minister Viktor Emanuels selbst Schritte tat, um sich unter der Hand in Neapel festzusetzen, einen bedeutenden Eindruck, und viele, die den Glauben an das Glück des Bourbonen verloren hatten, reisten schleunig ins Ausland, um sich auf Umwegen dem König von Sardinien zur Verfügung zu stellen.

Es waren drei Männer, die Cavour an die Spitze der von ihm eingefädelten Verschwörung gestellt hatte: der Admiral Persano, dem der neuerdings erteilte Auftrag sehr unerwünscht war, Villamarina, der sardische Gesandte am Hofe von Neapel, und Baron Lisco.[1] Villamarina war nicht weniger betrübt als Persano über die Politik des Grafen, dem er vergebens vorzustellen suchte, daß, wenn man auf Garibaldi warte, nichts verloren sei, vielmehr wahrscheinlich alles ruhiger und besser verlaufen würde, als wenn man eine Revolution erzwänge, abgesehen davon, daß es schwerlich gelingen würde. Er war ein Mann von überaus verletzlichem Ehrgefühl, und es war ihm peinlich, gegen den König von Neapel, bei dem er als Gesandter beglaubigt war, und mit dem seine Regierung in Verhandlungen wegen eines Bündnisses stand, Verschwörungen anzuzetteln. Er verstehe, sagte er zu Persano, die meisterhafte Feinheit der Pläne des Ministers, aber es sei nicht

einem jeden gegeben, Handlungen vorzunehmen, die durchaus der Heiligung durch einen großen Zweck bedürften, um nicht verräterisch genannt werden zu müssen. Außerdem hatte er eine hohe Meinung von Garibaldi, worin ihn der Graf Persano bestärkte. Garibaldi, sagte er, sei der liebste und ergebenste Mensch, den er kenne, redlich bis zur Schwärmerei; man würde ihm lieber zur Hand gehen als ihm Steine in den Weg legen. Baron Lisco, mit dem sich diese beiden nach dem Wunsche Cavours in Verbindung setzen mußten, war ein Mann von anderem Schlage, mit einer natürlichen Neigung zu Umtrieben behaftet, die er bisher hatte unterdrücken müssen, weil er aus Tradition der Familie und aus Vorsicht immer der Regierungspartei angehörte. Die von der Spitze befohlene Verschwörung kam seinen innigsten Wünschen entgegen, und er glühte vor Ungeduld, die unterirdischen Gänge zu graben. Von den Bedenken der beiden anderen Herren teilte er keine. Garibaldi müsse man zeigen, daß man seiner nicht bedürfe, damit er sich nicht zu viel einbilde. Der junge König von Neapel sei ein Duckmäuser, ahnungslos und erschrocken, der von hundert Möglichkeiten zu handeln am liebsten alle zugleich wählen würde, um das richtige zu treffen, seine Brüder und Oheime wären hohle Figuren, die sich schieben ließen und sich mehr oder weniger pfauenhaft dabei geberdeten; es sei ebenso löblich wie leicht mit ihnen aufzuräumen. Um eine Revolution herbeizuführen brauche man erstlich Geld, womit sie reichlich versehen seien, ein paar zündende Worte in die stets empfängliche Masse geworfen, schließlich müsse zur rechten Zeit ein Schuß fallen und etwas Blut fließen, wodurch die Wut des Volkes entfesselt würde, die gescheite Männer dann führen könnten, wie und wohin sie wollten. Wirklich kostete es ihm keine Mühe das Geld anzubringen; denn viele Tagelöhner, Ungestellte, Kutscher und Lazzaroni nahmen es, indem sie schwuren, sich wann immer man wolle zusammenzurotten, es lebe Viktor Emanuel zu rufen, Häuser zu belagern und zu plündern. Mit Hülfe der Emigranten gelang es auch einen Mann zu finden, der sich bereit erklärte, den ersten Schuß zu tun; es war ein Zollbeamter, der, durch Bestechung von Schmugglern bereichert, eine Wohnung in der Hauptstraße Neapels hatte beziehen können; in dieser aber sollte der Aufstand nach dem Urteil des Baron' Lisco beginnen. An dem bestimmten Tage hielten sich Villamarina und Graf Persano in einem an der Hauptstraße gelegenen Hotel auf, Villamarina gebeugt und trostbedürftig, der Graf nicht ohne menschliche Teilnahme an den bevorstehenden Ereignissen. Baron Lisco ritt die Straße hinunter und wurde auf ein von ihm selbst gegebenes Zeichen von mehreren Eingeweihten mit dem Rufe: Es lebe Viktor Emanuel! begrüßt, in welchen die bereitstehenden Aufständischen drohend einstimmten, so daß die zufällig Vorübergehenden aufmerksam wurden und neugierig stehen blieben. Während Baron Lisco für die Begrüßung mit geeigneten, zur Tat reizenden Worten dankte, fiel der verabredete Schuß und traf einen Mann, der Stiefelwichse verkaufend und anpreisend unvorbereitet daherkam. Dieser Unglücksfall veranlaßte einen Auflauf, es wurde noch einige Male geschossen,

und ein Haufen Menschen versuchte in das Haus einzudringen, aus dem der Schuß gefallen war, fand es aber verschlossen. Alles war im besten Gange, als die kürzlich gebildete Nationalgarde anrückte, vor welcher die Aufrührer nach kurzem Besinnen auseinanderstoben, so daß nach Verlauf einer Stunde von der Revolte keine Spur blieb, und die Regierung den Vorfall als ungeschehen betrachten konnte.

Villamarina und Graf Persano begrüßten den glücklichen Ausgang des Konfliktes aufatmend mit erleichtertem Gemüte, ohne sich aber dessen lange erfreuen zu können; denn Baron Cisco war nicht entmutigt, sondern mehr als zuvor erpicht, die große Handlung herbeizuführen und bereits voll neuer Verschwörungspläne.

Es sollte in dieser Zeit der Todestag des Guglielmo Pepe gefeiert werden, des bekannten neapolitanischen Generals, der, ein Haupt der Liberalen, durch die Verteidigung Venedigs berühmt geworden und vor einigen Jahren im Auslande gestorben war. Bei dieser Gelegenheit konnten und mußten verfängliche Reden gehalten werden und versammelten sich viele Menschen, die sich dem Anlaß entsprechend in revolutionärer Erregung befinden würden. Der Anstoß aber sollte auf folgende Weise gegeben werden: es lag im Hafen ein piemontesisches Schiff, auf dem sich piemontesische Bersaglieri befanden, deren sich nach Cavours Absicht seine Beauftragten bei Gelegenheit bedienen sollten. Da nun an dem Feiertage auf den Plätzen Musik spielen und spaziert werden würde, sollte einer der Bersaglieri sich mit einem hübschen Mädchen einlassen, damit die leicht gereizte Eifersucht der Südländer einen Wortwechsel und Zusammenstoß veranlaßte. Dieser würde durch die Beleidigung eines piemontesischen Soldaten, dessen Kameraden auf seine Seite treten müßten, von selbst ernsthaft werden und einen politischen Charakter annehmen.

Der Gedenktag fiel in den August: seit mehreren Tagen wütete die Hitze. Neapel mit seinen Bergen und dem Meere selbst schien in Flammen zu stehen und rötlicher Dunst sich über dem ungeheuren Scheiterhaufen zu sammeln. An dem Tage, als die Revolution ausbrechen sollte, gewitterte es schon in der Frühe; aber es fiel kein Regen, und die Schwüle wurde nur drückender. In das Wirtshaus der Giovannara kehrten mehrere von den eben aus Palermo zurückgekehrten Soldaten ein und erzählten allerlei, was sie von der Großmut und Unbesiegbarkeit Garibaldis gehört hatten. Als sie, um sich einzuschiffen, an ihm vorübergezogen wären, hätte er ihren Gruß freundlich erwidert und ihnen lächelnd zugerufen: Auf Wiedersehen in Neapel! und sie zweifelten nicht, daß er sein Wort wahr machen würde. Man warf ein, daß die Flotte des Königs in der Meerenge kreuzte, und daß die kalabrische Küste von vielen Truppen besetzt sei; aber die Soldaten entgegneten, wer ihn nicht sehen solle, werde mit Blindheit geschlagen, wie es zugehe, wüßten sie nicht, er sei zugleich hier und dort, nur da nicht, wo man ihn suche. Ob er ein Heiliger oder ein Teufel sei, etwas Dämonisches sei in ihm und wende die Sterne nach seinem Willen. Die Giovannara setzte ein volles Glas schwarzen Weines

an den Mund, leerte es und rief: Auf daß er komme! und schwur demjenigen eine Hand voll Dukaten zu schenken, der zuerst die Botschaft brächte, daß Garibaldi das Festland betreten habe.

Inzwischen war es durch das zudringliche Benehmen einiger Bersaglieri gegen ein Mädchen zu einem Tumult gekommen, der den Festplatz mit Geschrei erfüllte, ohne daß die Musik zu spielen aufhörte. Von den Banden von Nichtstuern, die mit dem Gelde des Barons Cisco angeworben, die Stadt durchzogen, um die Revolution in Gang zu bringen, kam eine in das Wirtshaus der Giovannara, wo sie von draußen die bourbonischen Soldaten gesehen hatten. Sie fingen sogleich an, diese als geschlagene Feiglinge zu verhöhnen und waren mitten im Streite, als einige von ihnen das Aeffchen bemerkten, das auf den Tisch gesprungen war und dem Raufhandel wehmütig, doch nicht ohne Verständnis zusah. Ein hübscher junger Mensch mit bleichem Gesicht und schwarzem Haar machte eine drohende Bewegung gegen den Affen, die er augenblicklich genau nachahmend erwiderte, worauf der Bursche plötzlich mit bezug auf die rote Schärpe, die das Tier trug, ausrief: „Er ist ein Garibaldiner!“ und mit Wucht sein Messer nach ihm warf. Das Aeffchen warf sich mit einem jämmerlichen Aufschrei an die Brust der Giovannara, die erschreckt herbeigesprungen war, und versuchte, immer noch mehr Schutz suchend, in ihr Kleid hineinzuschlüpfen. Während sie es sorgsam an sich drückte, stürzte sie sich auf den Burschen, der es verletzt hatte, und schlug ihn, bevor er sich besinnen und zur Wehr setzen konnte, ins Gesicht. Er brüllte laut auf und schlug um sich; der Streit hätte von neuem begonnen, wenn die Giovannara nicht dazwischengetreten wäre und folgendermaßen entschieden hätte: die Bande, die händelsuchend hereingekommen wäre, sollte frei ausgehen, wenn sie ihr den jungen Menschen auslieferte, der das Aeffchen erschlagen hätte, sonst würde sie ihren Anhängern und Freunden freie Hand gegen sie lassen. Nach kurzem Bedenken fügten sich die Fremden, die einsahen, daß sie dem Ansehen der Giovannara und ihrem Anhang gegenüber den kürzeren ziehen würden, und verließen das Wirtshaus, den zähneknirschenden Missetäter zurücklassend. Diesem befahl die Giovannara, ihr zu folgen und führte ihn in einen Stall, wo sie eine Kuh und ein Pferd stehen hatte, indem sie ihm sagte, wenn das Aeffchen stürbe, würde sie ihn mit eigenen Händen töten, sonst ihn laufen lassen, worauf sie die Tür abschloß und ihn verließ.

Der Tumult auf dem Festplatze hatte sich unterdessen weiter ausgebreitet, obwohl die Patrioten sich bemühten, Frieden zu stiften; aber diejenigen, welche rauften und stachen, hatten zum Teil den Zweck ihrer Aufregung vergessen, zum Teil nie etwas davon gewußt, so daß die staatsgefährliche Wendung nicht zum Durchbruch kam. Die Einmischung der Nationalgarde, die etwa die Leidenschaften der Parteien hätte entzünden können, blieb ohne Nachdruck, weil ähnliche Straßenskandale zu häufig vorkamen, als daß man sie ernstgenommen hätte. Auch die Giovannara war ausgegangen, nachdem sie

das Aeffchen versorgt hatte, und befand sich in einer Straße, die zum Festplatze führte, als ein Fischer von denen, die ihre Ware bei ihr absetzten, sich atemlos zu ihr drängte und ihr zurief, Garibaldi sei bei Castellamara, eine Stunde vor Neapel, gelandet. Sie stutzte und indem sie forschend in die Augen des Mannes sah, die vor ungeduldiger Lust funkelten, erwog sie, ob er sie belügen wollte; denn er wußte, welchen Preis sie für diese Nachricht ausgesetzt hatte; plötzlich aber fiel ihr ein, daß es in diesem Augenblick nicht darauf ankomme. Sie zog eine Geldbörse aus der Tasche, drückte sie ihm in die Hand und sagte, das übrige würde er erhalten, wenn die Nachricht sich bewahrheite, jetzt solle er ausführlich erzählen, was er wisse und woher er es habe. Während er seinen Bericht ihr und den Leuten, die sich angesammelt hatten, wiederholte, riß die Giovannara, da sie nichts anderes fand, einen Aermel aus ihrer roten Bluse, schwenkte die kleine rote Feuerfahne in der Luft und stürmte, indem sie laut schrie: Garibaldi! Garibaldi ist da! auf den Platz. In wenigen Minuten hatte es sich verbreitet, daß Garibaldi im Anzuge sei. Zwar schien es manchen unglaublich, daß der Diktator so unbemerkt bei Neapel sollte haben landen können; aber durch die Ereignisse der letzten Monate an das Wunderbare gewöhnt, hielten sie sich nicht lange mit Zweifeln auf, sondern ließen sich von dem anschwellenden Jubel mitreißen. Die Musikanten stimmten die Hymne Garibaldis an, die von Sizilien her, seinen Schiffen voranfliegend, herübergekommen war. Wie eine Hochflut überstürzte die ausgelassene Freude die Stadt, löste in einem Nu die kleine Revolte auf und schwemmte sie weg; ja die Anstifter selbst, nämlich der Admiral Persano und Villamarino, der Gesandte, wünschten heißer als alle, das fabelhafte Gerücht möchte wahr sein.

Am folgenden Morgen stellte es sich heraus, daß ein Garibaldinischer Dampfer, vermutlich zu Rekognoszierungszwecken, sich Castellamare genähert, aber bereits wieder zurückgezogen habe. Baron Lisco sah ein, daß er mit der Revolution von neuem beginnen müsse, und es fehlte ihm nicht an Mut dazu. Er gab seinen Mitverschworenen zu, daß er bisher einen unrichtigen Weg verfolgt habe aus Unkenntnis des neapolitanischen Volkes; dieses sei unselbständig im Urteilen und Handeln, am ehesten noch bourbonisch gesinnt; der Name Garibaldi wirke auf seine Phantasie, Viktor Emanuel reiße es nicht hin, man bedürfe eines Mittelsmannes, und er habe einen solchen in der Person des Grafen von Syrakus entdeckt, eines der Oheime des Königs, der längst auf eine Gelegenheit passe, sich an Stelle des Königs zu setzen. Gegen die Zusicherung einer Art von Vizeregentschaft im Namen des Königs von Sardinien sei er bereit, sich an die Spitze der Volkserhebung zu stellen. Die Herren wußten, daß Cavour, wenn er auch eine Revolution ohne Mitwirkung der herrschenden Dynastie vorgezogen hätte, doch mit den Bourbonen leichter fertig zu werden dachte als mit Garibaldi, im stillen hoffend, daß dieser durch sein Kommen die neue Anzettelung vereiteln möchte. Am Tage darauf wurde in den Straßen ein gedruckter Brief des Grafen von Syrakus

an seinen Neffen, den König, verteilt, in welchem er dem Monarchen in herzlicher Sprache zuredete, um seines Volkes willen auf den Thron zu verzichten, auf dem er nicht gern gesehen sei; allein das Blatt machte keinen Eindruck gegenüber den Stimmen, die, Trompetenstößen gleich, täglich anschwellend, aus dem Süden der Halbinsel in die Hauptstadt drangen. Bald hier, bald dort sollte Garibaldi gelandet sein, bewaffnete Banden durchzogen die Gebirge Calabriens und des Basilikats und riefen das Volk zu seinem Empfange auf. Täglich liefen Telegramme ein, die den Abfall von Städten und Provinzen meldeten. Der König konnte den Grafen von Syrakus aus seinen Staaten ausweisen, ohne daß das Publikum sich darum bekümmerte; es wartete, ob er nicht selbst folgen würde, bevor Garibaldi käme.

Um die Mitte des August kam in Cosenza von Garibaldi abgesendet Domenico Corelli an, der aus Cosenza gebürtige Sohn eines reichen Gutsbesitzers. Er meldete die bevorstehende Ankunft des Diktators, und daß er gekommen sei, um die Stadt und Provinz zu revolutionieren, da es von Wichtigkeit sei, daß Insurrektionen Garibaldis den Vorwand gäben, zu ihrer Unterstützung zu erscheinen. Der Vater des Domenico und seine Freunde waren einverstanden und beschlossen, bei Gelegenheit einer großen Hochzeit, die demnächst stattfinden sollte, und zu welcher viele Begüterte aus der Umgegend zusammenströmen würden, Geld zu sammeln und das Nähere zu verabreden.

Die Hochzeit wurde ausgerichtet durch Faustino Innamorati, einen der reichsten Landwirte um Cosenza, der seine einzige Tochter Innocenza mit dem Sohne eines alten Freundes, des Marco Barbuto, verheiratete. Der Bräutigam, der, wie sein Vater Marco hieß, war ein stattlicher junger Mann, braun und feurig, berühmt durch Liebesabenteuer und Verwegenheiten aller Art. Er war bei den letzten calabrischen Aufständen tätig gewesen und hatte dabei solche Gewalttätigkeiten begangen, daß der Anführer der Erhebung ihn zum Tode verurteilt hätte, wenn er nicht wegen des Einflusses seiner Familie und seiner eigenen Furchtlosigkeit allzu brauchbar gewesen wäre. Nur sein Vater, der noch kräftiger, zornmütiger und wilder als er selbst war, vermochte ihn zu bändigen. Dieser, der alte Marco, dachte ihm mit der Heirat einen Zaum anzulegen, und der Junge fügte sich dem Wahlspruch, obwohl ihm der Gedanke an die Ehe zuwider war, besonders weil er seit einiger Zeit ein Liebesverhältnis mit einem armen Mädchen hatte, das ihn ganz erfüllte. Mit diesem Mädchen brachte er die letzte Nacht vor der Hochzeit zu. Sie war die Tochter eines Töpfers, der, als er dem Verhältnis auf die Spur gekommen war, anfänglich gezürnt, dann geschwiegen hatte, teils weil der Reichtum und der Ruf des jungen Barbuto ihn einschüchterte, aber auch aus übergroßer Liebe zu seiner Tochter, deren Reiz niemand leicht widerstehen konnte. Sie war klein und schien ein Kind zu sein, so daß sie auch allgemein als ein solches behandelt und ihr nachgesehen wurde, daß sie nicht arbeitete, weder im Hause noch im Geschäfte, sondern nur hie und da mit einem Vogel, einer Katze oder einem Kinde spielte. Ihre großen blauen Augen waren traurig,

blitzten aber von Schelmerei, wenn sie lachte. Jedermann sprach leiser und freundlicher mit ihr als mit anderen Menschen und behandelte sie behutsam, obwohl sie es nicht beanspruchte, noch dafür dankte. Ihren Augen gegenüber, die ihn oft ansahen, als wollten sie sagen: Tue mir nicht weh, wenn du mich tötest! hatte Marco den Mut nicht gefunden ihr zu sagen, daß er heiraten müsse, doch erfuhr sie es zufällig am Tage vor der Hochzeit und weinte bis zum Abend als er kam. Bei seinem Anblick verging ihr Schmerz; sie warf sich an seine Brust und badete ihr Kindergesicht in seiner Glut. Sie bewohnte in einem schmalen hohen Hause der oberen Stadt eine Mansarde: dort nahmen sie, am offenen Fenster sitzend, ein Abendessen ein, Wein, Obst und Süßigkeiten, die er mitgebracht hatte, und die sie wie ein zahmer Vogel von seinem Munde aß. Es hatte den Tag über geregnet, und die Luft war weich und wohlriechend; über die Dächer der Stadt hinweg sahen sie den sanft fließenden Busento, die Gebüsche der Oelbäume an seinen Ufern und die Pappeln, die Marcos Vaterhaus umgaben, groß und unbekannt alles, in die feuchte, wolkige Dunkelheit gehüllt. Dies Haus hatten sie sonst, als ein Stück von ihm, gern mit den Augen aus den grünen Hügeln herausgesucht, nun aber schienen ihr die Pappeln wie Trauergestalten um ein Grab zu stehen und zu mahnen: Denke des Einst! Denke des Vorüber! Denke des Nimmermehr! und sie mußte wegblicken, um nicht wieder zu weinen. Ihre Weise war in dieser Nacht so süß, daß er die Wut seiner Liebkosungen achtlos entfesselte, dennoch schien es ihrer Zärtlichkeit nie genug zu sein. Als es vor dem Fenster hell zu werden begann, riß er sich los, um ohne Abschied fortzugehen. Da er nun aber, schon in der Tür, zurückblickte und sie im Hemde, mit bloßem Halse sitzen sah, die Augen mit jenem Ausdruck rätselhaften Flehens auf ihn gerichtet, übermannte ihn plötzlich ein unerträgliches Gefühl, und er stürzte sich über sie, indem er einen brüllenden Laut ausstieß, küßte sie auf Brust, Leib und Arme und stieß ihr ein Messer, das er immer bei sich trug, mehrmals rasch nacheinander ins Herz. Dann legte er sie, die lautlos sterbend zusammensank, auf das Bett und setzte sich noch sinnlos daneben.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an Wilhelm Christ.*)

Aus einer akademischen Rede.

Von Otto Crusius in München.

Wilhelm Christ war ein Sohn des Rheingaus. Sein Elternhaus stand in dem rebenumkränzten alten Städtchen (oder „Marktflecken") Geisenheim, am rechten Rheinufer; Johannisberg und Rüdesheim sind die nächsten Nachbarn und die alte gotische Kirche, in deren Frieden er als Angehöriger einer gutkatholischen Bürgerfamilie heranwuchs, grüßt jetzt zum Nationaldenkmal am Niederwald hinüber. Das 1866 verschwundene Herzogtum war der Urtypus eines deutschen Kleinstaats. Aber Christ war stolz darauf, ein Nassauer zu sein, wie sein Freund und Studiengenosse Hermann Usener.

„Als zweiter Sohn wohlhabender Eltern" (so erzählt er selbst in einer kurzen Autobiographie, die mir handschriftlich vorgelegen hat) wurde er zum Studium bestimmt. Die Aeußerung ist bezeichnend: Was für die jüngeren Söhne adliger Geschlechter die Laufbahn als Offizier oder Verwaltungsbeamter war, das bedeutete für diese Kreise der Beruf eines Geistlichen oder das Lehramt. So sah er sich schon als Knabe nach der Richtung hingewiesen, die seiner Begabung entsprach. Er hatte nicht zu kämpfen mit seiner Umgebung, sondern die Verhältnisse trugen ihn. Auch später hat sein Lebensschifflein stets den gleichen Kurs gehalten; nirgends ein Anzeichen des Schwankens oder Abirrens. Es wird wenig Persönlichkeiten geben, deren Entwicklung so sicher, ich möchte sagen: so gradlinig auf ihr Ziel hinausführt.

Von dem idyllischen Heimatsorte, der keine genügenden Mittelschulen besaß, mußte sich Christ bald trennen. Es war dann die schöne „Landeshauptstadt" Wiesbaden, das alte Aquae Mattiacorum, mit seiner Heidenmauer und seinem klassizistischen Kurhaus, wo der Halbwüchsige den ersten Blick in größere Verhältnisse tat. Für die letzten Gymnasialjahre brachten ihn die Eltern aber mit gutem Bedacht wieder in eine fast ländliche Umgebung zurück, an das kleine, aus einem Pädagogium herausgewachsene Gymnasium zu Hadamar am Westerwalde; der Name des Städtchens mag manchem zum erstenmal ans Ohr klingen. Dieser Strich zwischen dem Rhein und dem Taunus ist gleich ausgezeichnet durch die Anmut der Landschaft wie durch intensive alte Kultur, die bis in die Römerzeiten hinaufreicht. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der Nassauische Verein für Altertumskunde in Wiesbaden ansehnliche Sammlungen zusammengebracht und für die Hebung des geschichtlichen Sinnes erfolgreiche Arbeit getan. Auch einer der Lehrer in Hadamar, Josef Kehrein, war auf dem Gebiet der heimischen Altertümer und der deutschen Studien wissenschaftlich tätig, freilich wohl in etwas dilettantischer Weise; Christ erinnerte sich noch als Siebenzigjähriger

*) Mit Erlaubnis des Verfassers entnehmen wir der Gedächtnisrede auf Wilhelm Christ, die in der letzten Festsitzung der bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten wurde, im wesentlichen die biographischen Abschnitte. Die Redaktion.

dankbar dieser eigenartigen Persönlichkeit. Vor allem aber begegnete Christ in Hadamar dem Manne, der seinem innern und äußern Leben, wie kein anderer, die entscheidende Wendung geben sollte, dem kernigen Münchner Karl Halm, dem späteren Direktor unserer Hof- und Staatsbibliothek.

Nach Christs Erinnerung war um die Mitte des Jahrhunderts das Bildungswesen in Nassau und den andern westlichen Kleinstaaten in eine schlimme Sackgasse hineingeraten. Jene tüchtige, aber bornierte Einseitigkeit, wie sie am anschaulichsten Karl Immermann in den beiden Typen des Gymnasialrektors und des Edukationsrats verkörpert hatte, war auf die Dauer gewiß kein haltbarer Zustand. Aber wenn man nun auf das Gymnasium einfach eine Art Realschule aufpfropfte und die braven Philologen allerlei schöne moderne Fächer treiben ließ, wie Chemie und Anthropologie (oder gar Religionsphilosophie), ohne daß sie dafür eine wirkliche Vorbildung mitgebracht hätten, so hieß das einem zerfahrenen und zerstreuenden Enzyklopädismus Tür und Tor öffnen. Es war die charaktervolle Persönlichkeit Karl Halms, die wieder Geschlossenheit und feste Methode in den Unterricht brachte. Unter all den irrlichtelierenden Halben, wie sie Christ uns humorvoll schildert, war Halm ein Ganzer, als Mensch wie als Gelehrter. Die erste Ahnung vom Wesen und Wert wissenschaftlicher Arbeit hat Christ Karl Halm zu danken.

In die entscheidenden Jahre, wo das flüssige Metall des Charakters seine Form anzunehmen beginnt, fiel die achtundvierziger Bewegung mit ihren Nachwehen.

Wie die nächste Generation ihre Signatur durch die Ereignisse um 1870 erhalten hat: so haben sich gewisse Ueberzeugungen Christs, für die er stets offen und aufrecht eingetreten ist, wohl schon damals herangebildet. Jedenfalls wußte er aus dieser frühen Sturm- und Drangzeit die seltsamsten Dinge zu erzählen. Als guter Turner hatte er, wie viele seiner Kameraden, bei der Bürgerwehr mitererziert und Wachtdienste getan; ein Hauptstück dieser jungen Stadtgarde war ein Zug wider die Bauern eines nahen Ortes, die in den Gemeindewald eingefallen sein sollten, aber ganz harmlos in ihren Höfen und Feldern der Arbeit nachgingen — es war das Revolutionsidyll in der Kleinstadt, wie es uns unsre Zeichner vor Augen gestellt haben . . . Mehr bedeutete ihm das zugleich feste und freie Auftreten seines Lehrers Halm. Denn dieser spielte auch im öffentlichen Leben des Städtchens eine Rolle und ist nicht nur als Philologe ein Führer und Vorbild seiner Schüler gewesen. Ueber die traulich-enge Welt, die ihn umgab, begann Christ schon damals innerlich hinauszuwachsen.

Aber die vorbeihuschenden Wolkenschatten des politischen Unwetters stören doch den heitren Frieden nicht, der über den Heimatjahren unsres Freundes liegt, wie über einer Erzählung von Adalbert Stifter. Und wenn Menschen, denen man ihre Jugend verdorben hat, einen Zug von Bitterkeit und Gedrücktheit weiterschleppen, so hat er einen unerschöpflichen Schatz von Zuversicht und Frohsinn, einen unverwüstlichen Optimismus mit hineingenommen ins Leben.

Es war begreiflich, daß Wilhelm Christ, als er Ostern 1850 das Gymnasium verließ, dem eben nach München zurückberufenen geliebten Lehrer nachzog.

Friedrich Thiersch war damals schon hochbetagt, und der junge Student kam bei ihm zunächst über ein Verhältnis sozusagen platonischer Verehrung nicht hinaus. Um so enger schloß er sich an zwei andre, noch heute unvergessene Männer an: an den temperamentvollen Exegeten Leonhard Spengel

und an Karl von Prantl, den philologischen Philosophen, der ihm „durch seine klare Entschiedenheit gewaltig imponierte“. Die beiden Trefflichen (deren Bild Christ uns selbst gezeichnet hat) darf man wohl nach Charakter und Ueberzeugungen als Verwandte Halms bezeichnen. Auch in ihnen fand Christ mehr als wissenschaftliche Lehrer. Offenbar ist es ihr persönlicher Einfluß gewesen, der Christ frühzeitig auf die antike Philosophie geführt hat. Denn daß er ausgesprochene philosophische Begabung und Neigung ins philologische Handwerk mitgebracht hätte, wie sein Altersgenosse Th. Gomperz oder Prantl selbst, wird man schwerlich behaupten können.

Von seinem Lehrer Leonhard Spengel sagt Christ, er sei in München schon zu gut geschult gewesen, als daß Leipzig oder Berlin einen wesentlich bestimmenden Einfluß auf ihn hätten ausüben können; und wenn das auch zu scharf formuliert ist, so mochte man bei Spengel später wohl einen gewissen wissenschaftlichen Partikularismus wahrnehmen. Bei Christ liegt die Sache jedenfalls anders. Erst im Berliner philologischen Seminar — vor allem in den Uebungen Trendelenburgs über antike Philosophen-Texte — hat er seine Kraft in selbständiger Arbeit versucht und die rechte technische Durchbildung gewonnen.

Es war die alte, auch von Moritz Haupt kraftvoll vertretene Philologie im Sinne Gottfried Hermanns, die man kurz und gut als die Kunst richtig zu lesen bezeichnen kann.

Diese edle Kunst glauben wir bei unsern Zeitgenossen alle wie etwas Selbstverständliches üben zu können; aber sie wird um so schwieriger, je größer die Entfernung ist, die uns von der Entstehungszeit und dem Gedankengehalt eines Schriftwerkes trennt. In letzterer Hinsicht ist die Lage der klassischen Philologie noch verhältnismäßig günstig; die erleuchteten Geister des fünften und vierten Jahrhunderts vor Chr. sprechen sozusagen unsre Sprache, und wenn sie hier in die Akademie treten könnten, die dem Größten von ihnen ihren Namen verdankt, würden wir uns mit ihnen wohl erheblich leichter verständigen, als mit Dante oder Wolfram von Eschenbach. Um so schwerer durchdringlich ist die Dunstschicht, die die zeitliche Entfernung zwischen uns und die Antike gelegt hat. Vor allem pflegt die äußere Gestalt der Schriftwerke eine erhebliche Trübung zu erfahren. Das kritische Bestreben, das Erwerben der „Mittel, durch die man zu den Quellen steigt“, kann sich kein Philologe sparen, auch wenn er im Goethischen Wagner durchaus nicht sein Ideal sieht; es entspricht der tatsächlichen Bedeutung dieser Fragen für die alte Philologie, wenn die zunftmäßige Probearbeit, das Gesellen- oder Meisterstück, in vielen Fällen, die Herstellung eines alten Textes auf geschichtlich untersuchter Grundlage ist. Auch Christ hat in Berlin ein solches Gesellenstück ausgearbeitet: eine Behandlung schwieriger Partien einer der schwierigsten antiken Schriften, der Metaphysik des Aristoteles.

Aber mit diesem philologischen Lehrbetrieb im alten und engern Sinne verband sich damals in Berlin — und in gleichem Umfang wohl nur in Berlin — jene umfassende, auf historische Ziele losarbeitende „Altertumswissenschaft“, wie sie der Verfasser des Buches vom Staatshaushalt der Athener, August Böckh, organisiert halte. In den Vorlesungen und Uebungen des Altmeisters konnte Christ jene Neigung zur wissenschaftlichen Universalität nähren, die für seine Leistungen als Akademiker charakteristisch wurde, und die sich auch schon in der Berliner Lehrzeit energisch geltend machte. Er begann sich auch auf ferner liegenden Gebieten umzusehen, und trieb sogar (ähnlich wie Böckh und Ahrens) Mathematik und Astronomie (bei Enke); später hat das seine

guten Früchte getragen, als er an den Arbeiten über Metrologie und Kalenderwesen teilzunehmen veranlaßt war. Eine noch stärkere An- und Abziehungskraft übte aber jene Geisteswissenschaft aus, in der das vorige Jahrhundert doch am meisten Eigenes geboten hat: die (in München leider noch immer nicht offiziell vertretene) vergleichende Sprachwissenschaft. Bei ihrem genialen Begründer, Franz Bopp, wurde vor allem energisch Sanskrit getrieben und Christ nahm eine so gute Schulung mit, daß er später, vor der Berufung von Haug, vorübergehend die einschlägigen Vorlesungen und Uebungen an unserer Universität übernehmen konnte.

Als Doctor Berolinensis kehrte Christ nach München zurück; Halm und Spengel hatten ihn nicht aus den Augen verloren. Sein äußerer Lebenslauf bewegt sich nun in rasch aufsteigenden Linien. 1858 wird der siebenundzwanzigjährige Gymnasiallehrer Mitglied der Akademie.

Inzwischen war ihm aus der Doppelwurzel seiner philologischen und sprachwissenschaftlichen Interessen sein erstes Buch herangewachsen, eine Art Handbuch, wie er sie mit resolut zusammenfassendem Griff auf verschiedenen Gebieten hingestellt hat: die Grundzüge der griechischen Lautlehre.

Nach der Ablehnung eines Rufes in die Schweiz wurde Christ vom Kultusminister Zwehl 1860 ohne Umstände zum Extraordinarius an der Universität und — zum Konservator am Antiquarium ernannt. „Die letzte Zugabe" — so bekennt er selber — „war mir, da ich mich mit Archäologie wenig abgegeben hatte, so zuwider, daß ich Anfangs die ganze Beförderung rückgängig zu machen suchte." In der Tat, ein ausgesprochener Augenmensch war der junge Textkritiker und Sprachvergleicher gewiß nicht, und so war das Künstlerische in der monumentalen Ueberlieferung des Altertums nicht gerade seine Sache. Aber schließlich nahm er guten Muts das Doppeljoch auf die Schultern. Seine Pflicht verlangte im Antiquarium zunächst die Tätigkeit des Verwaltungsbeamten; aber im Handumdrehen findet er sich in die neuen Aufgaben soweit hinein, daß er Probleme sieht, die seiner Begabung entsprechen. Besonders zur Geschichte der ihm anvertrauten Sammlungen hat er damals brauchbare Beiträge geliefert, die auf gründlichen Archivstudien beruhen. So war er bald mit seinem Schicksal völlig ausgesöhnt; es hatte sich die alte Wahrheit bewährt: arbeite nur, die Freude kommt von selbst. Christ hat später nicht daran gedacht, sein Antiquarium im Stich zu lassen — so nahe es liegt, die Verwaltung dieser Sammlung in die Hände zu geben, denen die Schätze der Glyptothek anvertraut sind. Und man kann sagen: gerade die Stellung am Antiquarium hat seine wissenschaftliche Persönlichkeit vollendet. Er war veranlaßt, sich mit den römischen und vorrömischen Funden auf deutschem Boden zu beschäftigen und weiterhin Fühlung mit der damals gerade mächtig aufblühenden prähistorischen Forschung zu suchen. Dadurch kam ein frisches Ferment auch in seine philologisch-linguistischen Studien; man begegnet ihm (noch in seinen letzten Arbeitsplänen) auf abgelegenen Wegen, neben Pictet und O. Schrader. Das erste literarische Zeugnis nach mancherlei kleineren Publikationen war die stattliche, in unsern Abhandlungen veröffentlichte Schrift über Avien und die ältesten Nachrichten von Iberien und der Westküste Europas. Er streift hier wichtige Probleme aus der Urgeschichte unseres eigenen Landes und Volkes. Freilich war ein noch besser ausgerüsteter Entdeckungsreisender nach demselben Ziel aufgebrochen: Karl Müllenhoff.

Nach wenigen Jahren rückte Christ in die Reihe der Ordinarien ein, an der Universität, wie an der Akademie.

Als Dozent schreckte er nicht leicht vor einer Aufgabe zurück, zumal, wenn es galt, in eine Bresche einzuspringen; so hat er auch philosophiegeschichtliche und sprachwissenschaftliche Vorlesungen gehalten. Aber am wohlsten fühlte er sich doch in den Seminarübungen und im Verkehr von Person zu Person. Nach außen treten wohl jene mächtigen Arbeitgeber mehr hervor, die ganze Schülergenerationen in ihren Dienst zu stellen und als Handlanger und Gesellen für ihre wissenschaftlichen Monumentalbauten zu organisieren wissen. Aber es gibt auch eine andere Art von wissenschaftlichen Lehrern; sie sehn in ihren Schülern vor allem die Persönlichkeit, deren Neigungen und Regungen belauscht zu werden verdienen. Es sind nicht die schlechtesten; Rudolf Hildebrand und Ribbeck gehörten dazu, und wohl auch Wilhelm Christ.

Wer so zugänglich und anpassungsfähig ist, so sanguinisch alle Anregungen und Probleme, die heranflattern, zu erhaschen sucht: bei dem besteht freilich die Gefahr, daß er zu nichts Ganzem kommt und wohl gar in den Sumpf eines unsicheren Dilettierens hineingerät.

Christ fand zur rechten Zeit sein Arbeitszentrum: die antike Dichtung. Schon in den sechziger Jahren setzt jene lange Reihe von Untersuchungen an, die ein Gebiet aufzuklären unternehmen, das mancher tapfere Forscher mied und meidet, wie einen „bösen Ort“ — die antike Metrik, oder, oder, da der Terminus zu eng ist, die Formenlehre der antiken Poesie. Ich weiß, daß ich für technische Einzelheiten auf diesem Gebiet nur bei den Fachgenossen Verständnis voraussetzen darf; die Zeit ist vorüber, wo Böckh über solche Fragen mit zwei Staatsministern (W. von Humboldt und F. von Reitzenstein) verhandelte, oder Voß und Gottfried Herrmann Teilnahme bei unsern Dichterfürsten fanden.

* * *

In den siebziger Jahren war Christ eine der führenden Persönlichkeiten in der Akademie und an der Universität geworden. Und wenn ihn seine Studien auch meist in jene Gebiete entrückten, wo wir uns „von der Beängstigung der Gegenwart befreit“ fühlen, so brachte er doch, wie sein Freund und Fachgenosse Bursian, gestählte Kraft mit ins Leben hinüber, und jenen zukunftsfrohen Idealismus, von dem man jetzt wohl meist in Anführungszeichen zu sprechen pflegt. Auch im Kampfe des Tages stand er seinen Mann. Er gehörte zu einer Gruppe liberaler Professoren, die ihr Hauptquartier im Gasthof zum goldenen Bären aufgeschlagen hatten; es gibt noch manche Veteranen, die von dieser „Bärengesellschaft“ reden können. Mit Johannes Huber, dem einstigen Lehrer des Königs Ludwig, hielt er lange Zeit gute Kameradschaft, bis dieser ganz auf die radikale Seite hinüber glitt, während man Christ selbst fast mit dem modernsten Schlagwort liberal-konservativ charakterisieren könnte. Auch dem späteren Akademiepräsidenten Pettenkofer stand er nahe, und innige Freundschaft verband ihn mit Cornelius, dem Historiker und Politiker, der seinerseits mit Döllinger vom Frankfurter Parlamente her in engen Beziehungen stand.

Wo der Platz unsres Freundes in den stürmischen Zeiten nach dem Vatikanischen Konzil gewesen ist, läßt sich leicht erraten. Christ war und blieb einer vom Fähnlein der Aufrechten, die sich um Döllinger scharten. Das schwerste Opfer brachte er seiner Ueberzeugung, als er sich dem Altkatholizismus anschloß — im Gegensatz zu seiner nächsten Umgebung, vor allem zu seiner geliebten Frau, die auf strenge Religiosität in katholischer Form hielt. Hier kommt in dies schlichte, helle Leben ein tragischer Zug.

Aber gerade, weil er es in seiner Weise ernst meinte mit diesen Dingen, hat Christ tapfer ausgeharrt, als mancher alte Genosse ernüchtert und mutlos den Rückzug anzutreten begann.

Auch jenseits der blau-weißen Grenzpfähle, im Reich wie in Oesterreich — in „Großdeutschland" sagt Christ noch 1891 — wußte man den lautern Charakter, und tüchtigen Gelehrten zu schätzen. Mit besondrer Genugtuung erfüllte es Christ, als man 1876, nach dem Tode Ritschl's in Leipzig, auch seinen Namen auf die Liste der Nachfolger setzte. Aber den Gedanken, sein schlichtes Haus an der Barerstraße zu verlassen, hat er wohl nie ernsthaft ins Auge gefaßt. Er wußte zu schätzen, was ihm München bot: freie Hand in seiner Lehrtätigkeit, günstige Lebensbedingungen für seine heranwachsenden Kinder, einen anregenden Freundeskreis (er war „Zwangloser"), Sympathie und Anerkennung bei den Kollegen und das Vertrauen der Regierung und ihres Leiters.

Als 1872 der Oberste Schulrat gegründet wurde — viel gescholten und viel gepriesen, damals wie heute — wurde Christ sofort (am 25. Nov. 1872) hinein berufen, mit ihm zusammen u. a. Giesebrecht, Urlichs, Heerwagen, Bauernfeind — lauter Namen von gutem Klang. Zwei Jahrzente lang blieb er in sebstloser Pflichttreue auf diesem auch politisch vielfach angefochtenen Posten.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf sein praktisches Wirken genauer einzugehen.

Aber wir akademischen Lehrer werden ihm dauernd Dank wissen für sein entschiedenes und entscheidendes Eingreifen bei den Verhandlungen über die Prüfungsordnung, die durch ihn eine ausgeprägt wissenschaftliche Tendenz empfing.

Und weitere Kreise mögen daran erinnert werden, daß selbst die Neugestaltung der deutschen Orthographie in Bayern in der Hauptsache durch die entsagungsreiche Arbeit des Altphilologen unter Dach und Fach gebracht wurde.

Bald wurde Christ unter Völk und Lutz auf diesem Gebiete die einflußreichste Persönlichkeit, der eigentliche Vertrauensmann; ja man munkelte (in den Zeitungen) gelegentlich von einer Diktatur Christ. Aber loyale Gegner haben stets anerkannt, daß er in das Mittelschulwesen einen frischen Zug hineinbrachte und daß sein Urteil gerecht und sachlich war. Es ist nur ein natürlicher Ausdruck dieser allgemeinen Schätzung, wenn er nach dem Tode des Historikers Giesebrecht im Mai 1890 als Delegierter Bayerns in die Reichsschulkommission abgeordnet wurde. Auch sonst häuften sich mancherlei Ehren und Aemter auf seinem Scheitel.

So war das Jahr 1891 herangekommen, wohl der Gipfelpunkt in Christs Leben.

Bei der Philologenversammlung, die um Pfingsten hier tagte, war Christ der Vorsitzende, gleich jugendfrisch und unermüdlich bei dem wissenschaftlichen, wie beim menschlichen Teil des Programms; nur die Stimme wollte nicht recht ausreichen. Am Semesterschluß vereinigte der sechzigste Geburtstag um ihn Schüler und Freunde von nah und fern; eine stattliche Festschrift zeigte, daß die Saat aufgegangen war, die er ausgestreut hatte. Bald darauf ward er zum Rektor der Universität gewählt. Am 21. November hielt er jene Rektoratsrede — man kann sagen: Programmrede —, die für ihn eine größere Bedeutung gewinnen sollte, als sie sonst solche akademischen Kundgebungen zu besitzen pflegen.

Er führte auf Grund einer geschichtlichen Uebersicht über die Entwickelung

der Universitäten den Gedanken aus, daß die wissenschaftliche Selbsttätigkeit der Studierenden in den Seminaren noch mehr in den Vordergrund treten müsse; gerade bei seinen Philologen hatte er in dieser Hinsicht nicht immer die besten Erfahrungen gemacht. Er formulierte damit lediglich die Ueberzeugung aller Einsichtigen, die sich freilich in der Praxis noch immer nicht so durchgesetzt hat, wie man wünschen möchte. Unterrichtstechnische Fragen auf dem Gebiet des Hochschulwesens pflegen bis jetzt nicht gerade die leidenschaftliche Teilnahme weiter Kreise zu erwecken: aber es ist mir noch in frischer Erinnerung wie diese Rektoratsrede weiter hallte durch den deutschen Blätterwald — oder vielmehr eine kurze persönliche Episode dieser Rede, wo der alte Liberale etwas wie ein Bekenntnis ablegte. Wir haben hier keinen Anlaß und kein Recht, verschollene Preß- und Parteidebatten wieder zu beleben — ich denke, all diese Stimmen prallen ab von den Mauern der Akademie. Aber wohl mag die Gelegenheit benutzt werden, um der Fabel entgegen zu treten, als ob Christ wegen seiner Rektoratsrede aus dem Obersten Schulrat ausgetreten sei. Es waren sachliche Meinungsverschiedenheiten, die ihn, nach seinen eigenen Aufzeichnungen, zu seinem Entschluß veranlaßten. Meinungsverschiedenheiten, die sogar bis in die letzten Jahre des Ministeriums Lutz hinaufreichten und mit der Schwenkung der Gesamtpolitik zusammenhingen. Uebrigens vollzog sich Christs Rücktritt vom Schulrat in der korrektesten Form. Auch blieb er bis zum Jahre 1900 Mitglied der Reichsschulkommission und schon dadurch in steter Fühlung mit dem alten, ihm lieb gewordenen Arbeitsgebiet.

* * *

Im Mittelpunkt von Christs Arbeiten steht seine Geschichte der griechischen Literatur, die Mitte der achtziger Jahre entstand und seither in vier Auflagen immer weiter ausgebaut, wenn auch nie umgebaut wurde. Das Buch gehört zum eisernen Bestand unserer Fachliteratur. Es wird wenige Menschen, auch sehr wenige Philologen geben, die mit gleicher Unermüdlichkeit die ungemessenen Räume des griechischen Schrifttums durchwandert haben wie Wilhelm Christ. So ist das Buch wirklich aus den Quellen herausgearbeitet und führt den Leser ohne viel Nachweise zu den Quellen hin. Ferner zeigt es auf problematischem Boden meist auch den Weg, auf dem man zu einem Urteil gelangen und selbständig weiterkommen kann. Kurz, es ist ein Arbeitswerkzeug, wie wir es für die griechische Literatur durchaus nicht besaßen.

* * *

Die griechische Literaturgeschichte war eben zum viertenmal durchgearbeitet und eine Reihe von Problemen, die dabei aufgetaucht waren, in kleinen Aufsätzen erledigt: Da trat dem Zweiundsiebzigjährigen wie eine glänzende Vision ein alter Plan vor Augen, in dessen Rahmen er schließlich all seine Studien, philologische und sprachwissenschaftliche, antiquarische, historische und prähistorische zusammenfassen und auf ein Ziel lenken zu können meinte: es war die Frage nach dem Verwandtschaftsverhältnis der Griechen und Italiker, und nach einem gemeinsamen gräkoitalischen Kulturbesitz. Abgesehn von einer vorbereitenden Abhandlung über die Beziehungen zwischen Griechenland und Italien ist nur ein Vortrag über den gräkoitalischen Sprachbesitz in unsern Berichten veröffentlicht worden; außerdem haben mir umfangreiche Ausarbeitungen verwandten Inhalts aus dem Nachlaß vorgelegen. Christ hatte schon vor Jahren die Arbeit begonnen, mit sanguinischen Hoffnungen und etwa unter den Voraussetzungen von Pictets origines indoeuropéennes.

Aber je enger er mit der neuesten Sprachwissenschaft Fühlung nahm, desto schärfer war er sein Material zu sichten und sieben veranlaßt. Wechselnde Entwürfe zeigen, wie unablässig er mit dem Stoff gerungen hat.

Gerade aus seinem letzten Akademievortrag klingt ein Ton strenger und unablässiger Selbstkritik ergreifend heraus. Doch hat Christ trotz aller Zugeständnisse den Glauben an die gräkoitalische Sprach- und Kulturgemeinschaft festgehalten. Und vor allem blieb er davon überzeugt, daß er dem unsteten Meer sprachlicher Anklänge und historischer Hypothesen schließlich doch noch festes Land abtrotzen werde. Vielleicht ist es ihm hier ähnlich gegangen, wie dem greisen Faust bei Goethe, und es mag fraglich bleiben, ob je ein sicherre Dammbau in diese fernste Vergangenheit hineingeführt werden wird, auch wenn tausend Hände mit angreifen. Aber gewiß hat unser Freund, gerade als die Nacht hereindrang, das Vorgefühl von solchem hohen Glück genießen dürfen.

* * *

Von einem unserer Großen, von Lessing, sagt Gottfried Keller einmal, sein Wesen sei nichts andres, „als die ewige Jugend und Geschicklichkeit zu allen Dingen, der unbedingte gute Wille, ohne Falsch und im Feuer vergoldet."

Diesen unbedingten guten Willen hat Christ besessen und bewährt, vor jeder Aufgabe, die an ihn herantrat, und zu jeder Zeit — bis hinein in die letzten schweren Tage, wo er sich mit versiegender Lebenskraft in ein dunkles, ihm fremdes Forschungsgebiet hinein zu arbeiten suchte. Und auch als einer der ewig Jungen steht er in meiner Erinnerung, neben August Heinrich Hoffmann und Friedrich Zarncke, neben Ritschl und Theodor Mommsen.

Die Dauer der geistigen Jugend — das mag wohl der schönste Segen sein, den uns unsere Arbeit spenden kann.

Die Entstehung des politischen Willens.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Das alte Problem der Theologen und Philosophen ist gleichzeitig auch das Problem der Soziologen und Politiker, nämlich die Frage nach dem freien Willen oder, besser gesagt, nach dem Wesen der menschlichen Willensbildung überhaupt. Während der Theologe und Philosoph im allgemeinen sich bemüht, die Entstehung des Willens im einzelnen Menschen zu ergründen, ist der Politiker mehr darauf angewiesen, die Entstehung des Gesamtwillens im Staat zu beobachten. Der Politiker nimmt den Willen des Einzelmenschen als eine fertige Tatsache hin. Ob dabei der einzelne Mensch unter dem Zwange von Umständen handelt, die mächtiger sind als er, berührt den politischen Beobachter nur wenig. Für ihn kommen Willensbewegungen erst dann in Betracht, wenn sie als Gruppenerscheinung auftreten. Aber es ist nicht zu verkennen, daß zwischen der Entstehung des Willens im Einzelmenschen und der Entstehung des Willens innerhalb einer größeren Gemeinschaft eine gewisse Aehnlichkeit des Vorganges vorhanden ist. In beiden Fällen stehen wir dem alten und immer neuen Geheimnis gegenüber: Was ist es, das die Menschen veranlaßt, in einem gewissen Zeitpunkt sich selbst oder andern ein Gesetz zu geben?

Jeder Willensakt beginnt mit dunklen Stimmungen und Erwägungen. Es gibt zahllose Wünsche und Pläne, die niemals bis zum Willen ausreichen. Erst dann reden wir vom Willen, wenn dem Wollenden der Weg einigermaßen klar geworden ist, auf dem er seinen Wunsch zur Verwirklichung bringen kann. Ein Wunsch ohne Erkenntnis des Weges ist noch kein Wille sondern nur eine Phantasie. Während es aber bei der Entstehung des Einzelwillens oft sehr unsicher ist, ob der Weg der Verwirklichung klar erkannt ist, so gibt es für den politischen Willen einen bestimmten Zeitpunkt, in welchem sich das bloße Wünschen in bestimmtes Wollen verwandelt. Das ist der Zeitpunkt, in welchem die gesetzliche Formulierung eines Wunsches gefunden und für diese Formulierung die letztwillige Zusage der maßgebenden Körperschaften und Personen erreicht wird. Diejenigen Vorgänge, welche zwischen der ersten literarischen und agitatorischen Verkündigung eines Wunsches und der endgültigen Beschließung eines Gesetzes liegen, sind das eigentliche Gebiet der Entstehung des politischen Willens. Und es ist wohl möglich, daß eine eingehendere Betrachtung dieser Vorgänge auch gewisse Rückschlüsse auf die Entstehung des persönlichen Einzelwillens ermöglicht. Während wir nämlich die Vorgänge bei der Entstehung des Einzelwillens nur ungenau beobachten können, da sie sich im Dunkel der menschlichen Einzelseele vollziehen, sind wir in der Lage, die Entstehung des gemeinsamen Willens in einer gewissen Urkundlichkeit zu verfolgen, da alles, was zwischen Agitation und Gesetzgebung liegt, als gesprochenes oder gedrucktes Material in unsere Hände kommt.

Immerhin ist auch die Beobachtung der Entstehung eines politischen gemeinsamen Willensaktes methodisch nicht ganz leicht. Wir wagen die Behauptung, daß noch kein einziger Gesetzgebungsakt mit naturwissenschaftlicher Treue dargestellt worden ist; auch sind wir weit entfernt zu glauben, dieses unsererseits ohne weiteres leisten zu können. Was wir im gegenwärtigen Augenblick beabsichtigen ist nur, die Fragestellung selbst genauer zu verdeutlichen.

Wir erleben in jedem Jahre in der deutschen Reichspolitik und ebenso in der Politik der deutschen Einzelstaaten mehrere derartige Vorgänge. Der allgemeine Verlauf ist uns gewohnheitsmäßig bekannt, aber jeder dieser Vorgänge hat seine Besonderheit und wird beeinflußt durch eine Menge von einzelnen Willensakten, die sich zum schließlichen Gesamtwillen verhalten, wie Teile zum Ganzen. Ehe ein neues Gesetz entstehen kann, müssen zahlreiche Beschlüsse von Einzelpersonen und beratenden Kollegien hergestellt sein. Es ist also niemals ein politischer Wille ein unmittelbarer Akt, der gleichsam unvorbereitet aus der Tiefe des nationalen Bewußtseins hervorbrechen kann. Wenigstens in ruhigen Zeiten. Bei großen weltgeschichtlichen Vorkommnissen ist es möglich, daß sich die vorbereitenden Stadien der Willensbildung sehr schnell und mit starken Verkürzungen vollziehen. Beispielsweise wird die Bewilligung der Kredite für einen Krieg im Laufe von wenigen Tagen erledigt, während sonst die Bewilligung derselben Summe an eine fast unabsehbare Fülle vorbereitender Erwägungen und Beschlüsse geknüpft ist. Es entsprechen diese beschleunig-

ten Vorgänge denjenigen Willenshandlungen des Einzelmenschen, bei denen er unter dem unmittelbaren Zwang der Umstände in lebendiger Erregung, ohne vieles Fragen, dasjenige tut, was er nach seinem innersten Gefühl überhaupt nicht vermeiden kann. In gewissem Sinne sind diese beschleunigten Vorgänge die Höhepunkte der Willensbildung überhaupt, denn bei ihnen liegen Zwang und Freiheit unmittelbar ineinander und das Handwerksmäßige und Unsichere der Willensentstehung ist fast völlig ausgeschaltet. Aber gerade deshalb sind diese besonderen Vorgänge wenig geeignet, die genauere Einsicht in das Wesen der politischen Willensbildung zu vermehren. Man vergißt bei ihnen, daß jeder neue Willensentschluß im Grund aus einer langen Addition besteht. Je ruhiger und normaler ein Staatsgesetz entsteht, desto mehr wird sich seine Entstehung zur Grundlage psychologischer Betrachtungen eignen.

Bei jedem ruhigen Entschluß des Einzelmenschen in wichtigeren Dingen läßt sich vor Fertigstellung des Willens eine Zeitperiode erkennen, in der sich die Gedanken untereinander streiten und von der unbekannten Zentralstelle, die wir das „Ich" nennen, in ihrer gegenseitigen Mächtigkeit und Wichtigkeit abgewogen werden. Dieser innere Streit der Gedanken untereinander entspricht in hohem Grade den Erörterungen der Parteien erst in den Volksversammlungen und dann im Parlament. Anfangs ist der Streit lebhaft und formlos und trägt insofern mehr die Züge der Volksversammlung an sich, später wird er maßvoller und matter in seiner Leidenschaft. Es werden Nebengedanken und Nebenwünsche ausgeschieden; die Versuche der Durchführbarkeit treten in den Vordergrund des Bewußtseins, bis schließlich ein Augenblick erscheint, in welchem von unsichtbarer Stelle her das letzte Wort gesprochen wird. Das Geheimnis der Psychologie ist aber eben diese unerkennbare Zentralstelle, die bei gesunden Naturen stark genug ist, dem Streit der Gedanken ein Ende zu machen und der weiteren Tätigkeit eine bestimmte Aufgabe zu stellen. Ein solches Ich existiert aber auch bei der Bildung des politischen Willens und ist in ihr im Grunde nicht weniger geheimnisvoll als in der Hervorbringung des Willens einer einzelnen Person. Der Unterschied ist nur, daß man das Ich beim Gesamtsubjekt um etliche Grade schärfer kontrollieren kann, als beim Einzelmenschen. Das ist es, was wir vorhin als die genauere Verdeutlichung der Fragestellung in Aussicht gestellt haben.

Es dürfte als anerkannt gelten, daß die Willensbildung im einzelnen Menschen sich irgendwie innerhalb des menschlichen Gehirnes vollzieht. Ob aber im menschlichen Gehirn eine bestimmte einzelne Zelle ein für alle Mal das letzte Wort in den Streitfragen des Gehirnparlaments hat, ist keineswegs ausgemacht. Es gibt die Möglichkeit, sich die Sache rein monarchisch vorzustellen, etwa in Anschluß an die Leibnizsche Lehre von der Monade, aber es ist mindestens ebensogut möglich, sich die Sache viel beweglicher zu denken, nämlich so, daß durch die wechselnden Kombinationen der streitenden Gedanken im Laufe der Zeit verschiedene Gehirnbestandteile an die ausschlaggebende Stelle geraten. Will man es politisch ausdrücken, so kann man

sagen, es sei denkbar, daß das Gehirn nach demokratisch-parlamentarischer Methode verfaßt sei und daß bei verändertem Kräfteverhältnis der streitenden Einzelteile eine Art Ministerwechsel (Subjektsverschiebung) stattfindet. Bei den geringen Ergebnissen, die bis jetzt die exakte Untersuchung der Gehirnvorgänge zu Tage gefördert hat, wird es aber selbst für einen naturwissenschaftlichen und psychologischen Fachmann nicht leicht sein, über die Verfassung der Seele des Einzelmenschen etwas Bestimmtes zu sagen. Wieviel weniger aber ist derjenige, dem die naturwissenschaftlichen Einzelkenntnisse fehlen, imstande, etwas anderes zu bieten, als unsichere und lockere Andeutungen? Aber gerade die Unsicherheit aller Aussagen über die Verfassungsverhältnisse des menschlichen Einzelbewußtseins geben uns ein gewisses Recht, den Rückschluß vom Gesamtsubjekt nicht als unnützlich völlig von der Hand zu weisen.

Die politischen Gemeinschaften besitzen, wie wir wissen, keine unveränderlichen Verfassungen. Es kann sein, daß sie monarchisch regiert werden, es kann aber auch sein, daß die monarchische Regierung nur scheinbar vorhanden ist, aber bei vielen Einzelfragen nicht in Kraft tritt, es kann aber ebensogut sein, daß eine beständige (erbliche) monarchische Stelle überhaupt nicht besteht und von Fall zu Fall der Platz wechselt, von dem aus das letzte Wort Willensbildung gesprochen wird.

Man kann versuchen, dieses alles an einzelnen Beispielen nachzuprüfen. Wir nehmen mit Absicht ein sehr einfaches Beispiel, das sich eben jetzt vor unsern Augen vollzieht. Der deutsche Reichstag hat auf Antrag der Regierung den Beschluß gefaßt, den Plan eines Vertiefungsbaues des Nordostseekanals an eine parlamentarische Kommission zu verweisen, und alle Parteien, auch die Sozialdemokratie, haben dem Plan gegenüber ihre wohlwollenden Absichten geäußert. Es liegt also einer der Fälle vor, wo die politische Willensbildung so einfach und glatt von statten geht, wie kaum jemals sonst und zwar ohne jenen unmittelbaren Zwang, der, wie wir vorhin sagten, bei einer Kriegserklärung die Gemüter in einen Zustand der Leidenschaftlichkeit versetzt. Dabei ist die Frage des Kanals von größter Bedeutung sowohl für die Geldverwaltung des Deutschen Reiches, als für die nationale Sicherheit in einem etwaigen zukünftigen Kriege. Die Vertiefung des Kanales soll ungefähr 220,000,000 Mk. kosten. Man braucht nur diese Summe mit der Ziffer der Bevölkerung und mit den übrigen gewohnheitsmäßigen Ausgaben des Reiches zu vergleichen, um zu wissen, daß die Willensentscheidung, vor der wir stehen, keine kleine ist. Auch liegt es nicht so, als ob unter allen Umständen nur dieses eine Projekt der Kanalvertiefung möglich wäre. Es gibt ein zweites Projekt, das neben dem bisherigen einen neuen andern tieferen Kanal zu bauen vorschlägt. Es gibt aber auch Gedankengänge, die die Nützlichkeit des vertieften Kanales überhaupt in Zweifel ziehen und der Meinung sind, daß auch der tiefste Kanal durch die Steigerung des Umfanges und Tiefganges der großen Kriegsschiffe im Laufe verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer veralteten Einrichtung herabsinken wird, wie wir es leider bei dem bisherigen Nordostseekanal erlebt

haben. Wenn trotzdem eine ruhige und einheitliche Willensbildung sich einstellt, so ist von vornherein klar, daß die Addition der vorbereitenden Willensakte viele Nebengedanken ausgeschaltet und ein äußerst starkes und einheitliches Ergebnis hervorgebracht haben muß. Die Vorberatungen innerhalb der technischen Abteilung des Marineamtes, in der strategischen Abteilung desselben Amtes und innerhalb des Reichsschatzamtes sind schließlich nach längeren Zweifeln zu einem einheitlichen Ergebnis addiert worden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß gerade in diesem Falle die monarchische Stelle von vornherein einen starken Druck auf ihre Umgebung ausgeübt hat, denn es würde dem bisherigen Verhalten dieser Stelle vielmehr entsprechen, die 220 Millionen für ein neues Geschwader von Linienschiffen zu verwenden, als sie für eine Kanalvertiefung in Ansatz zu bringen. Wenn also trotzdem zwischen den beteiligten Regierungsstellen eine Einheitlichkeit des Planes entstanden ist, so zeigt dieses dem Psychologen, daß auf dem Wege des methodischen Streites der Gedanken untereinander durch Addition von Einzelentschließungen ein brauchbares Teilresultat erreicht werden kann. Dieses Teilresultat, welches als das Halbfabrikat des zu erzielenden Willens angesehen werden kann, wird nun von der Hand des Reichskanzlers übernommen und zum Zwecke der weiteren Fertigfabrikation des Willens an den Bundesrat gebracht. Hier wiederholt sich das Spiel der untereinander streitenden Erwägungen und Gedanken. Da sich die Verhandlungen des Bundesrates in geschlossenen Räumen vollziehen, so ist es für die Außenstehenden nicht möglich, den Vorgang der Willensvervollkommnung durch einen Bundesratsbeschluß in seinen Einzelheiten zu verfolgen. Es ist aber im vorliegenden Falle wahrscheinlich, daß besondere Schwierigkeiten nicht zu überwinden gewesen sind. Immerhin mußte sich jede einzelne Bundesregierung mit derselben Frage beschäftigen, mit der sich vorher die von uns genannten Reichsämter zu befassen hatten. Wenn wir das etwas materialistisch ausdrücken dürfen, so möchten wir sagen, daß das Quantum der Gehirnzellen, die für einen Willensakt unter sich in Verbindung gebracht werden müssen, wesentlich erweitert wird, und zwar ist diese Erweiterung der Zellenbeteiligung um so leichter, je öfter schon in ähnlichen Fällen derselbe Vorgang sich abgespielt hat. Eine Willensbildung ist im allgemeinen um so bequemer, je gangbarer die Bahnen sind, auf denen die Einzelwillen zum Gesamtwillen gesammelt werden. In der Gangbarkeit dieser fertigen Bahnen ruht das Uebergewicht der mächtigen Zentralstelle, die in vergangenen Willensentscheidungen sich als ausschlaggebend erwiesen hat.

Nun erst, nachdem das Halbfabrikat der Reichsämter durch die Gießerei-Abteilung des Bundesrates hindurchgegangen ist, wird die verarbeitete Materie zur letzten Fertigstellung und Montierung an den Reichstag weiter gegeben. Es ist durchaus möglich, daß die ganze Herstellung des Produktes an dieser Stelle noch scheitert. Schon häufig sind Willensakte, die ziemlich glatt bis in dieses Stadium der Vollendung vorgedrungen waren, als unfertig versunken, denn wenn auch im Bundesrat die Grundformen des Willens schon erkennbar

zu Tage treten, so sind Bohrer, Feile und Hobel des Parlaments sehr oft mit oder ohne Absicht die Ursache der Zerstörung der scheinbar fertigen vorgelegten Arbeit geworden. Wie kompliziert aber ist nun wiederum dieser letzte Teil der Verarbeitung des politischen Willens! Es ist nicht nötig, von den Privatüberlegungen der einzelnen Abgeordneten und insbesondere der Parteiführer ausführlich zu reden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß jede einzelne Fraktion für sich einen Willensakt zu vollziehen hat. Auch hier hilft die Gewohnheit, den Vorgang zu erleichtern. Aber überall dort, wo die Gewohnheit entweder nicht vorhanden oder unsicher ist, bleibt ein zweifelhaftes Gebiet zunächst für die Entstehung eines Unterbestandteiles, damit aber zugleich auch des Willens im ganzen.

Es kann unter Umständen ein persönlicher Einzelwille innerhalb einer Fraktion auf dem Wege über die Fraktionssitzung und über die Abstimmung der Kommission und des Plenums zu demjenigen Elemente werden, an dem ein mühsam vorbereiteter schwieriger Willensvorgang schließlich in letzter Stunde scheitert. In diesem Falle ist der betreffende Einzelne einer kleinen aber starken Chemikalie oder eine Blase in Eisenguß vergleichbar, die von ihrer kleinen Ecke aus eine sonst fertige komplizierte Maschine zur Untätigkeit verurteilen kann. Wer ist es nun, der in einem solchen Falle die letzte Entscheidung über den Willen der Nation hat? Ist es wirklich dieser letzte zufällige Einzelne, an dem die Willensaddition zu Grunde geht? Damit sind wir bis an die Grenze der Erkennbarkeit des Problems der politischen Willensentstehung gelangt. Es gibt Gewichtsverhältnisse in aller Willensbildung, sodaß unter Umständen ein sehr kleines Gewicht die Entscheidung herbeiführen kann. Nicht als ob in bloßer Mechanik die ganze Erklärung des Willensvorganges enthalten wäre! So liegt es keineswegs. Die Willensherstellung ist aber beständig von einer Mechanik begleitet und durchdrungen, ohne deren Verständnis man nie wissen wird, was der Wille an sich ist.

Wenn nun ein Gesetz fertig fabriziert ist, dann heißt es: die Nation hat diesen oder jenen Entschluß gefaßt! Die Nation will einen tieferen Kanal bauen! Das ist etwa ebenso richtig oder unrichtig, wie wenn wir sagen: Der Mensch will ein Buch lesen! Daß der ganze Mensch ein Buch lesen will, kommt gar nicht vor. Man kann höchstens sagen: Das Gehirnbewußtsein will ein Buch lesen! Sobald aber dieser Wille des Gehirnbewußtseins fertig geworden ist, müssen alle anderen Teile des Menschen, Augen, Hände, Füße sich irgendwie an der nun beschlossenen Handlung beteiligen. Auch bei der demokratischsten Verfassung liegt die Entscheidung im Gehirn der Nation, das heißt in jener besonderen Abteilung des Volkskörpers, die sich berufsmäßig mit Nachdenken befaßt. Ob sie richtig denkt, das heißt, ob in ihr die Additionen des Willens ein verständiges und nützliches Resultat ergeben, ist nie vorher zu wissen. Ein Volk ist ebenso dunkel in seinem innersten Wesen wie ein einzelner Mensch und allem Irrtum unterworfen, denn beide haben einen „freien Willen", das heißt, es gibt zahllose, unberechenbare Faktoren in der Entstehung ihrer Entschlüsse.

Literatur.

Vischers Vorträge über Shakespeare.

Das Jahr 1907 ist ein Gedenkjahr für Friedrich Vischer: vor hundert Jahren, am 30. Juni 1807 ist er zu Ludwigsburg geboren; vor zwanzig, am 14. September 1887, in Gmunden gestorben.

Die Süddeutschen Monatshefte haben von Anfang an besonderen Wert auf Stücke aus Vischers Nachlaß gelegt. Sie haben im ersten Bande die langen Reiseepisteln aus Italien gebracht, im zweiten den Prachtbrief aus Rom, zwei Schreiben an Weltrich, und das Memorandum an den württembergischen Kultusminister über die Verlegung der Universität Tübingen nach Stuttgart (aus dem Jahre 1867), eines der bedeutendsten Dokumente zur Geistesgeschichte Württembergs, zugleich eine Erinnerung an eine verpaßte Gelegenheit und eine Mahnung zur Vornahme einer für das geistige Leben des Landes indispensablen Operation; im dritten die Briefe aus Neapel und Sizilien und den großen Reisebrief über Griechenland, der die Urform der später in „Altes und Neues" aufgenommenen Erinnerungen „Aus einer griechischen Reise" darstellt; im vierten den Brief an Joachim Raff; im fünften die Briefe Conrad Ferdinand Meyers an ihn; im sechsten endlich die gedankenreiche Epistel in Distichen, in der er seiner stillen Gemeinde dankt.

Heute sei einer Veröffentlichung aus dem Nachlaß gedacht, die Vischer allein schon dauernde Ehre und Wirkung verbürgte: der in sechs Bänden abgeschlossenen Vorträge über Shakespeare. (Stuttgart, Cotta.) „Deine Vorlesung über Shakespeare möchte ich hören können. Zu lesen kriegt man das doch nie", schrieb ihm dereinst David Friedrich Strauß. Daß wirs doch zu lesen gekriegt haben, daß er auch uns Zuspätgekommenen ein allzeit Gegenwärtiger und Lebender ist, verdanken wir Robert Vischer in Göttingen, der sich der Riesenarbeit unterzog, aus den zahlreichen ihm zur Verfügung gestellten Kollegienheften ehemaliger Hörer seines Vaters die Vorlesungen selbst zu rekonstruieren. So bedeuten diese sechs Bände der Shakespeare-Vorlesungen für uns nicht nur eine ausgezeichnete Einführung in die tragische Welt des großen Briten; sie sind uns ein Dokument, nein, das Dokument des lebendigen Vortrags Vischers in seinen Kollegien, und nicht William Shakespeare allein suchen wir in ihnen, sondern auch Friedrich Vischer. Man kann sich aus ihnen ungefähr einen Begriff von der Wucht seines gesprochenen Wortes machen, von seiner männlichen Geradheit und herzhaften Urwüchsigkeit, von der fröhlich erquickenden Gegenwärtigkeit und Fülle seiner Darstellung, der urschwäbischen, resoluten Natürlichkeit seines Sprechtons. „Wahrheit muß her, das ist seine (Shakespeares) Losung. Er hat eine Amme vorzuführen. Da hätte nun einer der großen französischen Klassiker — sie haben immerhin etwas großes trotzdem — eine würdige Vertraute der Liebenden geschildert. Aber Shakespeare sagt sich: Da gehört ein altes Möbel her, zuverlässig — bis zu einem gewissen Grade — und ein Schwatzmaul." „Anno 1582, also mit achtzehn Jahren, machte er eine große Dummheit: er heiratete Anna Hathaway."

„Horatio ist gar nicht interessant; er ist einfach brav; eben so, wie man einen Menschen zum Freund haben mag; ich möchte sagen, wie gesundes Hausbrot.“ „Polonius, der Schwätzer, Sie haben gehört, wie er ist. Von wirklicher Ehre hat das alte Ratschmaul gar keinen Begriff.“ „Horatio ist fast nur eine Antwortbüchse.“ „Man sieht schon aus den paar Worten der Gräfin Capulet, daß ihr Alter unter dem Pantoffel ist: sie rät ihm Krücken, statt eines Schwerts.“ „In der Antwort Romeos folgt nun ein Concetto, das geht über alle Häuser hinaus; es wurde aber damals gewiß für höchst geistreich angesehen.“ „Und nun kommt Capulet mit den Gästen. Und da finden Sie: er ist nicht etwa ein schwarzer Tyrann nach klassischem Rezept, sondern im Grund eine gute Haut: zunächst ein ganz gemütlicher Philister, doch auch ein Polterer. Er gehört eben zu denen, die solange gut sind, bis sie bös werden.“ „Shakespeare geht hier wieder in Prosa über, weil es sich in diesem Fall um relativ Gleichgültigeres, nämlich nur um eine gemeine Uebertölpelung handelt, und weil ihm der elende Wicht Rodrigo keinen Jambus wert ist.“ „Bei anderen Dichtern sind wir wie in einer leeren Stube; die Stube Shakespeares ist warm, gefüllt mit Gerät und Schmuck.“ „Nicht jeder ist bereit, soviel an Schrecken, Grauen, befremdendem Wechsel und Umschlag im Gemüt einzuzahlen für den poetischen Genuß, der hier geboten wird. Es ist etwas Hohes, das wir bei Shakespeare hiemit erkaufen: die ideale Lust an der Majestät der Weltordnung.“ „Ueber unsere Dichter wächst ein Wissen an, daß z. B. von Goethe bald offenkundig sein wird, wie er sein Halstuch knüpfte. Von Shakespeare dagegen weiß man nur wenig. Das ist fatal; man möchte doch mehr. Aber es ist doch auch wieder gut, denn so droht uns nicht, daß Herr Düntzer eine Biographie Shakespeares schreiben wird.“ „Diese Gesellen, die er sich zu seinen Handlangern auserſehen, muß Macbeth erst dazu bearbeiten. Es sind nicht zum voraus mietbare Mordknechte. Macbeth muß sie erst überreden. Sie sind beide sehr heruntergekommen. Matt und zerzaust von Elend.“ „Denken Sie sich einen Spätsommerabend, wie er in die Nacht verdämmert. Die Fledermaus schweift um Klostermauern. Man hört Nachtglocken und das schwerfällige, schläfrige Summen der Käfer, die um diese Zeit herumschwirren. Mit poetischer Absicht nun konfundiert Shakespeare das träge, brummende, surrende Geräusch, das durch die Vibration der harten Käferflügelschalen entsteht, mit den eigentümlich gezogenen Tönen des Abendläutens. Eh der hartgeschalte Käfer, schläfrig summend, die gähnende Nachtglocke hat geläutet. Gähnende Nachtglocke! Eine echt Shakespearesche Kühnheit. Damit wird man ganz in einen solchen matt sich umflorenden Juliabend hineinversetzt.“ „Eine Welt, die, namentlich gegenüber der antiken, nordisch rauh, barbarisch wild ist, empfängt uns hier. Man darf in ihr keine weichen Nerven haben. Diese Männer sind in Stahl gepanzert. Es sind nordische Bären; oder um glimpflich zu reden, es ist, als ob die alten unerbittlichen Nibelungenrecken in ihnen auferstehen. Die Weiber fluchen, kratzen, beißen, spucken ins Gesicht, geben Ohrfeigen. Aber man hat keine Zeit, sich zu stoßen an solchem Aergernis; es ist alles zu groß, alles zu erhaben furchtbar.“

Das sind keine säuberlich am Schreibtisch aufgesetzten Vorlesungen, die man dann mit maßvollem Pathos und himmelndem Augenaufschlag vom Katheder losläßt. Diese Vorträge zeigen in tausend überraschenden Bildern und Blitzen die Inspiration des Augenblicks, das glückliche Geschenk der Stunde, das auch den Sprechenden selbst hinreißende Feuer, in dem ihm auf einmal lauter Sachen einfallen, an die er zu Haus nicht gedacht hat. Friedrich Vischer steht auf dem Katheder, er begeistert, erregt, poltert, spottet, dolmetscht mit

heiligem Eifer an seinem heiligen Shakespeare herum, der elektrische Kontakt zwischen ihm und den atemlos lauschenden Studenten blitzt und knistert nur so in der Luft: Das unterscheidet dieses Shakespearewerk von anderen, das ist sein Eigenes und sein Einziges.

„Ich habe Vischer nicht gefunden, und bin nun unnütz nach Schwaben gereist, denn er war doch der eigentliche Zweck", schrieb Viktor Hehn einmal. Uns Glücklicheren ist der Mann allezeit zu Haus und zur Hand, steht uns Rede und Antwort: „Da hat uns, wie den Jüngern, das Herz gebrannt."

Aeußerliches und innerliches Verschmelzen des antiken und heutigen Formengeistes.

Ein junger Verlag, der sich durch die Eigenart seiner Veröffentlichungen einen guten Namen gemacht hat, kündigt die Uebertragung der Fragmente des Petronius an. Ich verschweige mit Absicht den Namen des Verlegers und des Uebersetzers, da es mir nur um die Sache zu tun ist.

Die Sache aber ist diese: daß man in Deutschland Hexameter, die keine Hexameter, und Pentameter, die keine Pentameter sind, nicht mehr verschämt einzuschmuggeln braucht, als hätten Goethe, Schiller, vor allem aber Platen, Geibel und Paul Heyse nie Distichen geschrieben. Sondern daß man sie als „äußerliches und innerliches Verschmelzen des antiken und heutigen Formengeistes" anpreisen kann. „Ein Gedicht als Probe" heißt es im Prospekt. Ich bringe dasselbe Gedicht — als Probe.

Gaben der haarbewachsnen Kastanie schickst du mir · Süsse
 Marcia · und Aepfel wie Gold — mein in Liebe gedenk.
Nimm dafür freudigsten Dank · und brächtest du selber die Grüsse
 Schönes Mädchen · wie hold schmücktest du dann dein Geschenk!
Honigsüss schmeckt die Spende · wenn deine eigenen Hände
 Was sie dem Freunde gepflückt · ihm auch reichen · der fern
Sich nach dir sehnt · Vielliebe · doch willst du nicht kommen · so sende
 Küsse den Früchten vermengt — ach die nasch ich so gern.

Zu diesen acht Musterversen — denn der Prospekt wird doch nicht die schlechtesten als Probe gewählt haben — ist zu bemerken, daß im ersten die Cäsur fehlt, im zweiten ein verbotener Trochäus steht (Mein in), im fünften ein greulicher Daktylus (Honigsüß), im sechsten ein verbotener Trochäus (Ihm auch), im achten ebenfalls (Ach die), im siebten ein fragwürdiger Daktylus (Sich nach dir). Wer Hexameter und Pentameter machen will, sollte sich doch vorher in einem Handbuch der Metrik vergewissern, wie die Regeln ungefähr ausschauen, nach denen diese Verse gebaut werden. Denn es nützt nun einmal nichts, antike Metren haben ihre festen Regeln, an die sich die Alten strikt gehalten haben, und an die der Neuere sich auch zu halten hat, wenn er Distichen schreiben will. „Hat's ihm denn wer g'schafft?" würde Grillparzer fragen. Daß man, unter sorgfältigster Beobachtung dieser Regeln, schöne Distichen schreiben kann, beweisen Platen, Mörike, Hölderlin und vor allem Geibel und Paul Heyse.

Das Buch erscheint ohne ablenkenden Schmuck und äusseres Beiwerk, einzig wirksam durch die Erlesenheit des angewandten Materials und der Typen — auf van Geldern in roten und schwarzen Versalien gedruckt, das Nachwort Kursiv, und in Alt-Pergament gebunden in einer einmaligen Auflage von 500 Exemplaren.
Jedes Exemplar ist handschriftlich numeriert.
Der Subskriptions-Preis beträgt 15 Mark. Die 25 Exemplare der Luxusausgabe auf Japan mit Goldschnitt in Schweinsleder gebunden kosten je 30 Mark. Davon sind No. 2—6 vom Autor signiert und zum Preise von 40 Mark zu beziehen.

Van Geldern, rote und schwarze Versalien, Altpergament, Luxusausgabe auf Japan mit Goldschnitt, Schweinsleder, die Unterschrift kostet extra zehn Mark — bloß der Inhalt taugt nichts. Dabei heißt der arme Originaldichter Petronius! Petronius, der vielleicht die zugleich elegantesten und nervigsten römischen Verse geschrieben hat! Aber der Uebersetzer hat eine neue Feinheit eingeführt: er reimt je zwei gerade und ungerade Zeilen: „äußerliches und innerliches Verschmelzen des antiken und heutigen Formengeistes“ — nach dem Prinzip: Schokolad ist gut, Knofel ist auch gut, wie gut muß erst sein Schokolad mit Knofel.

Ich will nichts sagen von Mängeln, die mir unangenehm auffallen, z. B. „schmücktest du dann dein Geschenk“, obgleich die drei d als Wortanfänge schlecht sind; oder soll das vielleicht ein Stabreim sein? antiker oder heutiger Formengeist? Ich will nichts weiter von dem Binnenreime „Spende — Hände“ sagen. Bloß das sei noch im Vorübergehen festgenagelt, daß „Ach die nasch ich so gern“ sich im Textbuch der Lustigen Witwe sehr gut machen würde. In einer Uebertragung des Petronius macht es sich verdammt kitschig.

Ein Uebersetzer kann so schlecht übersetzen wie er mag. Ein Verlag kann schlechte Uebersetzungen so luxuriös ausstatten wie er mag, gekauft wirds doch, weils numeriert ist und dreißig Mark kostet. Aber deswegen „Aeußerliches und innerliches Verschmelzen des antiken und heutigen Formengeistes“? „Dös hätt i lieber nöt g'hört.“

München. Josef Hofmiller.

Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors.

H. Albrecht Keller hat ein sehr gelehrtes und dabei sehr lustiges Buch veröffentlicht, das von den Schwaben handelt: von den sieben Schwaben, vom Schwaben der das Leberlein gefressen, von Schwabenstreichen, Schwabenalter, schwäbischer Sprache und schwäbischen Leibspeisen, vom Suppen- und Knöpfleschwaben, vom Ulmer Spatzen und der Rottweiler Hasenjagd, und vom schwäbischen Herrgöttle. Was dabei an Volkskunde, Sagen, Bräuchen, Sprichwörtern, Orts- und Stammesneckereien herauskommt, füllt einen stattlichen Band von fast vierhundert Seiten. Dabei handelte es sich für den Verfasser um mehr als um eine bloße Materialsammlung. Er wollte untersuchen, „wie der Krieg aller Stämme gegen alle langsam zu einem Kriege aller gegen einen wird, und dieser eine Stamm die Zeche bezahlen und für den Spott aller auf-

kommen mußte.“ Und so geht er mit größter Geduld daran, aus zahllosen Zitaten Steinchen um Steinchen den Bau zu fügen, auf dem sich das Spottbild des Schwaben erhebt. Er beginnt mit der altdeutschen Zeit, zeigt dann, wie zur Zeit der Hohenstaufen der Schwabe die vornehmste Stammesart im Reich war, wie am Ausgang des Mittelalters der Umschlag erfolgte: erst die Schwabenneckereien, dann in der Reformationszeit die planmäßige Erdichtung von Schwabenstreichen durch die Schwankbücher. Es bilden sich drei Typen heraus: der dumme Schwab, der gemütliche Schwab, der grobe Schwab. Das achtzehnte Jahrhundert bringt die Reaktion: Deutschlands Stämme fangen an, gegenseitig ihre guten Seiten zu entdecken, und die Schwaben fangen an, ihre Abschließung als Rückständigkeit zu empfinden. Dies letztere ist der große Fortschritt. Mit einem Male ist Schwaben wieder, was es zur Hohenstaufenzeit gewesen, nur in anderem Sinne: Deutschlands erster Stamm: die Schiller, Schelling, Hegel, Hölderlin, Uhland, Kerner, Hauff, Mörike, Vischer — um nur die bedeutendsten zu nennen, — räumen mit den „dummen Schwaben“ auf. Wohl werden noch die alten Neckereien unschuldig weitergepflegt, Ludwig Aurbacher gibt sogar der Iliade von den sieben Schwaben die endgiltige Form, aber jetzt neckt sich, was sich liebt, weil es sich liebt und sich in seinem Werte erkannt hat. Das (von J. Bielefelds Verlag in Freiburg) schön gedruckte Buch ist als Beitrag zur schwäbischen Geschichte, als wahre Schatzkammer volkstümlicher Ueberlieferung für alle Deutschen wertvoll, am wertvollsten für die Schwaben selber. Denn ein starkes Heimatgefühl lebt in dem Buche, und über jeder Seite steht unsichtbar das Motto des Erzpoeten Walther:

Vale, dulcis patria,
Suavis Suevorum Suevia!

Geschichtswerke.

Der Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze) in Hamburg gibt eine Bibliothek wertvoller Memoiren heraus, deren 4. Band die Eroberung Mexikos nach eigenhändigen Berichten von Cortez an Karl V. bildet. Es ist eine schöne Tat, den kühnen Mann, der ein so großes Reich mit einer Handvoll Leuten erobert hat und der so ungerecht beurteilt zu werden pflegt, wieder zu Wort kommen zu lassen. Für unseren heutigen Geschmack sind diese Berichte ja nicht leicht zu lesen, deren geringste Schwäche es ist, daß Cortez seine Taten selbstgefällig beschreibt und seine Fehler oder Frevel schönrednerisch zu verhüllen strebt. Aber je weiter man in der Lektüre fortschreitet, desto mehr erkennt man, vielleicht mit Widerstreben, daß der berüchtigte Conquistador nicht nur ein kühner Mann, sondern ein wahrhaft großer Feldherr gewesen ist. Das Fesselnde an dem Buch ist weniger in der ohnehin sehr lückenhaften Darstellung der Ereignisse und der leider gar zu kärglichen Schilderung der altamerikanischen Kultur zu erblicken, als vielmehr in der Gesinnung, die sich in ganz naiver Weise ausspricht. Cortez war wie alle Conquistadoren nicht nur vom Golddurst vorwärts getrieben, sondern er war ein überzeugungstreuer Anhänger der romantischen Ideen des Rittertums. Was er sagt, klingt oft wie die Phantastereien des Don Quijote. Man möchte glauben, daß viele dieser Reden und Sätze unmittelbar in das Werk des Cervantes hinübergegeben werden

könnten, und doch wird man sich hüten, angesichts des ungeheuren, märchenhaften Erfolges diesen großartigen Raubzug als eine Don-Quijoterie zu bezeichnen. Es ist eine stärkende Lektüre für uns kühle Leute des 20. Jahrhunderts, was Cortez mit unbewegter Miene da alles an seine „Hoheit" den Kaiser Karl V. schreibt. Deutlicher als hier hat es sich kaum einmal in der Weltgeschichte gezeigt, daß der Mut alles ist und daß die rechnende Ueberlegung des gemeinen Mannes für das Genie nichts bedeutet. Cortez ist ja von unzähligen Glückszufällen unterstützt worden: aber es ist doch eine wichtige und vor allem eine sehr schwere Sache, das Glück nur einmal im Leben gerade im richtigen Augenblick zu fassen, und Cortez hat es nicht einmal, er hat es immer wieder festgehalten mit einer zwar nicht stets reinlichen, aber starken Hand.

Der Eroberer von Mexiko war in seiner Jugend ein lockerer Student gewesen, was ihn jedoch nicht gehindert hat, sich gründliche Kenntnisse der lateinischen Schriftsteller zu erwerben. Es ist schade darum. Er hat sich seinen Stil an Cicero und Livius sehr verdorben. Seine Berichte sind merkwürdig farb- und leidenschaftslos. Wie in der Lebensauffassung des Cortez das mittelalterliche Feudalwesen die wichtigste Note abgibt, so gleicht seine Erzählungsweise nur zu sehr der von jenen braven, durch gelehrte Mönche geschriebenen Geschichtswerken, wo man ohne Scheu die breiten Reden, die Livius seinen Helden in den Mund legt, von unseren deutschen Herrschern halten ließ. So weit geht nun Cortez nicht. Er wird auch wohl seinen Livius nicht mit auf die Expedition genommen haben: aber er ist die klassischen Redewendungen so gewöhnt, daß er nicht im stand ist, das amerikanische Lokalkolorit zu treffen. Trotzdem bleibt des Interessanten in dem Buche natürlich noch außerordentlich viel, zumal Dr. Ernst Schultze Sorge getragen hat, in zahlreichen Anmerkungen Cortez Erzählung zu erläutern, wohl auch zu berichtigen. Wenn diese Anmerkungen etwas weniger weitspurig wären, so würden sie noch verdienstlicher sein.

Während ich so in Cortez Berichten las, fiel mir immer wieder die unverwüstliche Langlebigkeit des Mittelalters ein, das ganz anders als eine der folgenden Perioden der Geschichte unsere Kultur beeinflußt hat. Man mag in dem Zeitalter der Reformation und Renaissance, auch im 17. und 18. Jahrhundert hinblicken, wo man will, überall ruht fast alles auf mittelalterlicher Grundlage, und Lasalle hatte wirklich recht, als er jene kühne Uebersicht über die Entwickelung der Menschheit gab und das Mittelalter in einem Zug weg von der Antike bis zur französischen Revolution reichen ließ.

Es war ein Zufall, der mir zu gleicher Zeit mit Cortez Berichten wieder Thomas Carlyles Geschichte der französischen Revolution in die Hand gab. Sie ist jetzt in einer sehr reich und für den äußerst billigen Preis auch sehr ansprechend illustrierten deutschen Ausgabe von Theodor Rehtwisch bei Georg Wigand in Leipzig veröffentlicht worden. Das ist doch ein selten merkwürdiges Buch. „Der Dichter der französischen Revolution" zu heißen ist ein Ehrentitel, der Carlyles würdig ist. Der Charakter und das unvergängliche Verdienst seines Buches werden dadurch ausgezeichnet bestimmt. Vier Jahrzehnte nach der Revolution, als das Pathos des 18. Jahrhunderts wieder aufgegriffen wurde, da war die richtige Stimmung gegeben, um dieses bedeutendste Jahrzehnt europäischer Geschichte in einem einzigen großen Werk noch einmal zum Leben zu rufen. Carlyle ist ein Historiker jener Schule, die mit viel pikanten Sentiments, mit reichlichen philosophischen Reflexionen eine Unzahl von Anekdoten aneinander reiht und dann glaubt, ein Geschichtswerk geschaffen

zu haben. Wie dünn und kümmerlich kommt uns dieses System heute vor, bei dem der Romandichter und der Historiker kaum auseinander zu halten sind. Aber wie ergiebig und fruchtbar ist eben dieses System auch, wenn wir von ihm etwas anderes, als die pragmatische, unbedingt zuverlässige Darstellung der Ereignisse verlangen, wenn wir dem Gelehrten nicht nur das Recht zugestehen, sondern die Pflicht auflegen, die Vergangenheit konkret und greifbar, lebensvoll und atmend, wie mit Prosperos Zauberstab vor uns erstehen zu lassen, damit wir uns unser eigenes Urteil bildend mit ihr leben und all ihre Freuden und Sorgen mitempfinden können. Das war die Aufgabe, die Carlyle sich gesetzt hat und er hat sie glänzend gelöst. Es stimmt vieles nicht in seinem Buch; selbst Persönlichkeiten, die so im Vordergrund stehen, wie Ludwig XVI. oder wie Mirabeau faßt er nicht richtig, nicht unbarmherzig genug: aber Carlyle besitzt die Gabe, alles im Zusammenhang zu sehen; er ist äußerst empfindlich für die Untrennbarkeit des Lichtes vom Schatten und läßt darum die Gegensätze zugleich auftreten, nicht als feindliche Mächte, sondern als unscheidbare Faktoren der Situation. Das gibt seinem Vortrag eine Gleichmäßigkeit, aus der das doch so oft sehr hoch hinaufgreifende Pathos seiner Art, die Ereignisse und besonders die Reden der Menschen zu glossieren, beinahe mit Notwendigkeit hervorgeht. Carlyles Epoche neigte zur Ironie und so macht er von ihr sehr ausgiebig Gebrauch. Aber er erzielt mit ihr einen ganz anderen Effekt, als die meisten seiner Zeitgenossen. Sie ist kein Spiel der Wortkunst, sie ist Ausfluß einer mächtigen inneren Bewegung und wir lernen sie lieben, weil Carlyle uns diese Erregung selbst mitteilt. Das ist das Geheimnis seiner Kunst: er hat aus dem Herzen geschrieben und er lenkt das Herz des Lesers nach seinem Wunsch.

P. Lein.

Erzählungen. (III.)

Als „eines der hoffnungsvollsten Talente unter den jüngeren Erzählerinnen" wurde die bis dahin ganz unbekannte Charlotte Knoeckel hier eingeführt, als von ihrem ersten Buche „Kinder der Gasse" zu berichten war (Südd. M. H., Oktober 1906). Ueberraschend schnell hat sie ihrem pfälzischen Kleinleuteroman ein neues Werk folgen lassen, das in eine vollständig andere Umwelt führt, beinah in eine terra incognita der Romankunst. Die Erzählung „Die Schwester Gertrud" (Berlin S. Fischer) spielt fast von Anfang bis zu Ende in einem Großstadtkrankenhause, und schildert den chirurgischen Betrieb bis ins Einzelne getreu: Station Frauen sechs ist der engere Schauplatz; es riecht nach Karbol, Jodoform, Aether, Lysol. Kommandos klingen durch die Luft: „Binden! Watte! Lysol! Essigsaure Tonerde!" Auf dem Gasapparat siedet das Wasser für die Operationsinstrumente; eine Darmoperation wird beschrieben mit allen Details, Vorbereitungen, Vorsichtsmaßregeln und Hantierungen; aber nicht um teilnahmslose Genauigkeit in der Schilderung der Sichtbarkeit ist es der Verfasserin zu tun, sondern mit der jungen Heldin verlieren wir alles Grausen, und auch uns ist plötzlich, als folgten wir einer heiligen Handlung (S. 30). Eine Diphtheriewache wird beschrieben, der lautlose Heroismus der Wärterinnen, die sich über die Bettchen fiebernder Kinder beugen und den Schlaf ihrer Nächte opfern. Die Exstirpation eines Gehirn-

tumors mit ihren Folgen steht im Mittelpunkte des Buchs. Aus ihr entsteht der Konflikt: ob es nicht ein Recht sei, den unheilbaren Kranken, der nur der Lähmung, der Verblödung entgegengeht, durch eine barmherzige Dosis Morphium zu erlösen. Aber selbst wenn es ein Recht des Arztes wäre, ist es auch ein Recht der Wärterin? Und wenn die Wärterin eine Kranke wartet, die die Gattin des Mannes ist, den sie selbst dereinst geliebt hat? Schwester Gertrud nimmt sich dieses Recht. Aber tat sies wirklich aus Mitleid? Oder forderte geheim auf dem untersten Grund ihrer Seele ein böses, selbstsüchtiges Begehren? So daß sie nicht Befreierin wäre, sondern Mörderin? Diese spannende Herzensgeschichte bildet den eigentlichen Inhalt der Erzählung. Sie ist meisterhaft gestaltet, mit einer Knappheit und Sicherheit, die doppelt bewundernswert ist, als die Seelenzustände mit geradezu nervöser Feinheit festgehalten werden. Hier ist wirklich Frauenpsychologie, wie sie nur eine Frau geben kann. Bedenklich scheint der Schluß: er bricht jäh ab, und referiert in ein paar Zeilen, was nur durch eine tiefe innerliche Umwandlung verständlich werden kann. Ist die Verfasserin plötzlich ungeduldig geworden? Oder reizte sie nur die Spannung? Getraute sie sich nicht an die schwere Aufgabe, zu schildern, wie mit sanfter Unerbittlichkeit die beiden Herzen, die sich einst geliebt haben, zusammenkommen, trotz grauenvoller Erinnerung, trotz Verbrechen?

Albert Geiger, auf den die Monatshefte im Dezember 1906 hinwiesen, hat ein Bändchen erzählender Prosa erscheinen lassen: Roman Wörners Jugend und andere Erzählungen (Berlin, Axel Juncker), dessen Titelgeschichte das träumerische Heranwachsen eines Knaben in einer ländlichen Kleinstadt am Rheine schildert. Leider ist das vielversprechende Stück Fragment geblieben, und bricht plötzlich ab mit dem Durchfallen des Helden in der Reifeprüfung. Doch gehört dieser „Lebensbeginn“ (so ist der Uebertitel) zum Reinsten und Reifsten der zahlreichen Entwicklungsgeschichten, die uns das letzte Lustrum gebracht hat. Schilderungen, wie die des Ladens des kleinen Landkrämers, oder des Städtchens im Dämmerfrieden, sind selten in unsrer zeitgenössischen Prosa. Nur hie und da fällt eine allzulehrhafte Reflexion oder ein Bild aus dem Stil des Fragments. Möchte doch der Verfasser dieses schöne Fragment vollenden! Es wäre schade, wenn es nicht zu all dem Schönen und Feinen ausgestaltet würde, das in ihm steckt.

Hermann Hesse darf als Muster eines reinen, gleichmäßigen, ruhigen Erzählungsstils genannt werden. Seine Kunst ist bewundernswert; er vermeidet das Auffallende, im Stoffe wie in der Form. Stoff und Form sind merkwürdig kongruent bei ihm. Eine Kindererinnerung, das Bild eines frühgestorbenen Kameraden — wie ist das erzählt! Wie spielen Erde und Himmel, Wolken und Wasser, Sonne, Blumen, Gräser mit! Oder das tragische Intermezzo in der Marmorsäge: wie sicher ist alles gestaltet, ohne heftige Geberde, ohne Uebertreibung des Ausdrucks. Was Hesse erzählt, ist belanglos; eine Alltagsbegegnung, eine Stimmung, ein verwehender Hauch. Aber wie er aus der Alltagsbegegnung das Wunder schafft, wie er die angeschlagene Stimmung immer feiner und weicher erklingen läßt, wie in dem verwehenden Hauch auch das Rauschen der Bäume ist, und das Wallen des Korns, der sanfte Atem kühler Sommernächte, wie die deutsche Landschaft in diesen kleinen Geschichten steckt, das ist seltsam! „Diesseits“ ist der Titel des Buchs (Berlin, S. Fischer): Diesseits der einen großen und erfüllenden Liebe spielen diese weichen, träumerischen Sommergeschichten, deren Reiz durch den melancholischen Unterton noch vertieft wird.

Das Beste zuletzt, wie es sich gehört: aus Württemberg kommt wieder einmal ein starkes Erzählertalent, tritt fix und fertig auf den Plan und stellt sich vor: Anna Schieber, Alle guten Geister ... (Heilbronn, Salzer). Nur in Württemberg konnte ein solches Buch geschrieben werden. Es heimelt einen an, daß einem ganz warm ums Herz wird. Allerhand schwäbische Humore stecken darin, viel sinnierende Gescheitheit, und ein starker religiöser Unterton klingt durch wie von einer Orgel. Das Schicksal zweier Menschenkinder wird erzählt, eines weichen Knaben und eines tapferen Mädchens, wie sie als Kinder spielen, sich geschwisterlich lieben, wie ihn die Neigung zu einer andern treibt, wie der Enttäuschte bei der treuen Jugendgespielin landet, als der Einzigen die zu ihm gehört und zu der er gehört, wenn auch nicht wie Mann und Frau zusammen gehören. Nebenzu aber erfahren wir die Schicksale vieler vieler Menschen. Da ist der Rektor Cabisius, der mit siebenzig Jahren noch so jung ist, und die Frau Rektorin, die beinah noch jünger ist. Da ist der alte Turmwart und Flickschneider Nössel, und seine Schwester Judith, die alle wunderschönen alten Märchen dem kleinen Volk erzählt, wenn es zu ihr hinaufgekrabbelt kommt, einhundertundfünfundsiebzig Stufen, keine mehr und keine weniger. Der alte Hollermann ist auch da, der auf seiner Flöte alles sagt, was er mit seinen armen Worten nicht ausdrücken kann. Und der alte Ehrenspergerbäck und sein Freund, der Müller Hensler, sitzen beim roten Heilbronner und reden, was sie für Kerle waren, damals, wie sie jung waren. Und die Putzmacherin Maute, „eine unglückliche, verlassene, aber nicht herabgekommene Frau, die nur zu gutmütig und zu ideal für diese Welt ist", wie sie selber sagt. Und die Mautelore, die bildhübsche filia hospitalis: poussieren tut sie fast zu viel, aber am Ende fängt sie sich doch noch den jungen Bäcker, und wird rund, wie sichs für eines Bäckers Eheweib gehört. Eine wimmelnde Fülle von Einzelzügen ist in dem prächtigen Buche: das behagliche Leben der schwäbischen Kleinstadt, wo Jedes das Andre kennt; das fröhliche Schaffen des Handwerkers in einer lauschigen engen Gasse; das Tübinger Studentenleben mit seinen Festen und Ereignissen; Liebeshändel, Becherläuten, Examensnöte; das Ringen eines jungen Musikers um seinen Beruf, sein Kampf um das Höchste, sein erst schmerzliches, dann geläutertes Entsagen. Reich ist dies Buch, echt deutsch mit all seiner Lust am Heimligen, Winkligen, am Lärm der Gassen und am Glanz der Sterne. Sterne und Wolken, Bäume und alle Sorten von Wetter werden persönlich, und reden mit, wie leibhaftige Menschen. Der schwermütige Humor alter Volkslieder, die nachdenkliche Weisheit grundgütiger Menschenliebe, die Lust am Erzählen vom Hundertsten ins Tausendste — das geht in diesem Prachtbuch durcheinander und ineinander, und macht ein Ganzes, das sich mit der Art des Meisters Wilhelm Raabe bescheidentlich messen darf. Wir wünschen dem Buch viele Leser, nachdenkliche, ernsthafte, geduldige Leser, die ein Gefühl für das Echte und Gütige haben, für das, was aus der Tiefe kommt, aus der unermüdlichen und unerschöpflichen Gestaltungsfreudigkeit des Volkes.

München. Josef Hofmiller.

Bildende Kunst.

Ein Dürerprozeß.

Seit Jahren verfolge ich die Prozesse, bei denen es um Kunst oder Künstler geht und mußte sehr häufig finden, daß das Urteil ganz anders ausgefallen ist, als es in den sachverständigen und genau eingeweihten Kreisen erwartet wurde, und erwartet werden durfte. Ein nicht ganz sachgemäßes Urteil mag auch sonst wohl vorkommen. Es mag unvermeidlich sein, daß selbst die sorgsamste Pflege der Justiz nur verhältnismäßig grobe Arbeit leisten kann. Sie muß nun einmal nach Regeln, Gesetzen und Paragraphen gehen, und diese können nie so scharf zugespitzt werden, daß sie der Schärfe des Lebens selbst entsprechen. Dieser Umstand soll natürlich nicht außer acht gelassen werden: aber man darf trotzdem die Behauptung aufrecht halten, daß in den Prozessen, wo es sich um Kunstfragen handelt, eine zweckentsprechende Behandlung des Falles, die sinngemäße Anwendung der zur Erlangung des Rechtes vom Gesetz geschaffenen Mittel und die richtige Durchführung selbst der einfachsten juristischen Prinzipien nicht immer zu beobachten ist. Das ist der Fall sowohl bei den Gerichtshöfen, in denen nur Juristen sitzen, wie auch bei schöffengerichtlichen Verhandlungen, und man gewinnt nicht selten den Eindruck, daß in künstlerischen Dingen die sonst so scharfsinnige Justiz höchst unbehilflich sei. Das kann man sogar dann beobachten, wenn die betreffenden „Organe" der Rechtspflege persönlich nicht nur im allgemeinen eine hohe Kultur besitzen, sondern sich im besondern mit Glück und Geschmack auf diesem oder jenem Gebiete der Kunst umgesehen haben. Das könnte beinahe zur Annahme führen, daß irgend etwas an dem Verwaltungsapparat sei, was eine gerechte Behandlung künstlerischer Fragen erschwert; aber dies zu untersuchen, bin ich weder berufen, noch befähigt.

Ich möchte nur im folgenden auf einen Fall aufmerksam machen, der geradezu typisch ist. Herr Friedrich Richard Burger in München besitzt ein altes Oelgemälde, das den segnenden Christus darstellt und das höchst wahrscheinlich schon sehr alte Monogramm Dürers trägt. Herr Burger ist der Meinung, daß das Bild von Albrecht Dürer selbst sei und hat eine Anzahl von namhaften Künstlern gefunden, die entweder das Gemälde für Dürers eigenhändige Arbeit halten oder es wenigstens für gut genug erklären, daß man es Dürer zuschreiben dürfte. Auch einige Kunstgelehrte, die aber entweder sich nicht als Dürerkenner bekannt gemacht haben, oder wenn sie auf dem Gebiet der Dürerforschung tätig gewesen sind, nicht von großem Erfolg begleitet waren, haben sich in diesem für Herrn Burgers Bild günstigen Sinn ausgesprochen.

Die Mehrzahl der Kunstgelehrten, und wie es erscheint, ausnahmslos alle diejenigen, die in bezug auf Dürer und in bezug auf Kennerschaft alter Bilder einen anerkannten Namen besitzen, haben sich jedoch gegen die Echtheit des Bildes ausgesprochen. Was noch mehr ins Gewicht fällt, ist der Umstand, daß das Bild nicht verkauft wurde, obschon es seit mehr als zehn Jahren verkäuflich ist. Ein echter Dürer wird heutigentags nicht vergeblich ausgeboten werden, selbst wenn der dafür verlangte Preis phantastisch hoch wäre. Im Jahre 1896 nannte mir übrigens Herr Burger selbst eine Summe, die, falls das Bild ein echter Dürer wäre, zwar nicht niedrig, aber auch nicht zu hoch wäre. Heute scheint er allerdings einen wesentlich höheren Preis zu begehren. Es ist nun nach der Lage des heutigen Kunstmarktes ein bedenkliches Zeichen, daß der angebliche Dürer nicht von irgend einer großen Galerie oder einem reichen Privatsammler erworben wurde; nicht minder bedenklich ist es, daß

die Dürerliteratur von dem seit so langen Jahren bekannten Gemälde keine Notiz genommen hat. Wenn außer dem Monogramm nur ein einziges, noch so geringfügiges Detail auf einen Zusammenhang mit Dürers Kunst hinwiese, wenn nur die Aussicht bestünde, in dem Gemälde die Kopie nach einem verschollenen Werke Dürers zu besitzen, würde die Kunstgeschichte sich des Falles unbedingt angenommen haben, eben in anbetracht des Umstandes, daß so oft und so stark in der Tagespresse darauf hingewiesen worden ist. Das Monogramm freilich ist, so lang es nicht durch den Charakter des Bildes selbst unterstützt wird, ganz belanglos; denn keine Künstlerbezeichnung ist so oft geführt worden, wie die des großen Nürnbergers, dessen Werke seit Jahrhunderten von den Sammlern sehr lebhaft begehrt werden. Diese Fälschungen des Dürermonogrammes reichen bis in das 16. Jahrhundert hinein. und sie sind so häufig, daß das Dürermonogramm allein, selbst wenn es noch so alt ist, gar keine Beweiskraft besitzt und erst durch die übrigen Eigenschaften des Bildes seine Glaubwürdigkeit erlangen muß. Aus meiner Praxis kann ich berichten, daß mir durchschnittlich alle Monat mindestens 1 altes Bild mit Dürermonogramm zur Beurteilung gebracht wird. Unter den vielen Dutzenden, die mir vorgelegt wurden, war bis jetzt ein einziges, das möglicherweise echt ist; das ist allerdings von Grund aus ruiniert. Ich möchte daranfügen, daß aber dieses eine Stück trotz seiner kläglichen Erhaltung sogleich in die Dürerliteratur aufgenommen und von Theodor von Frimmel publiziert worden ist, und daß sich auch sogleich der Handel dafür interessiert hat.

Ich selbst kenne das Bild des Herrn Burger nicht aus dem Original, sondern nur aus großen, als ausgezeichnet anerkannten Reproduktionen, deren eine farbig ist. Der Besitzer zeigte mir eine kleine Abbildung schon im Jahre 1899, legte mir aber das Original trotz meiner Aufforderung, es mir zu bringen, nicht vor, und als ich ihm auf seinen Wunsch, es zu besichtigen, vor zwei Jahren schrieb, es mir zu bringen, tat er das auch nicht. So kann ich selbst ein Urteil über das Gemälde nicht fällen, habe aber aus den vortrefflichen Reproduktionen sehen können, daß jene Gelehrten wohl recht haben werden, die in dem Gemälde eine Wiederholung einer niederländischen Christusdarstellung sehen, die häufig vorkommt. Die Uebereinstimmung ist bis auf kleine Details in der Ornamentierung des Strahlennimbus, der Handbildung, des Bartes usw. so groß, daß ein Irrtum jener Herren kaum anzunehmen ist. Immerhin muß ich mich des eigenen Urteils enthalten.

In Anbetracht der geschilderten Umstände gewinnt ein Prozeß besondere Bedeutung, der 1905 und 1906 in Frankfurt über das Bild geführt wurde und dessen Ausgang davon abhängig war, ob der Besitzer die unbestreitbare Echtheit des Bildes dartun konnte oder nicht.

Der Fall liegt sonnenklar. Ein seit ungefähr anderthalb Dezennien immer wieder als Dürers Werk lanciertes Gemälde, das von der ernsthaften Wissenschaft nicht einmal der Diskussion gewürdigt worden ist, kann unmöglich als ein auch nur wahrscheinlich echtes Bild des Meisters gelten. Man sollte nun denken, daß dieser Tatbestand ohne weiteres festgestellt werden müßte. Aber das geschah nicht. Es ist ein großer, juristischer Apparat, bestehend aus Richtern, Anwälten und Sachverständigen in Bewegung gesetzt worden: es ist schon vor der Verhandlung natürlich immer wieder darüber debattiert worden, wie die juristische Behandlung der Streitfrage zu geschehen habe und dann wurde gerade das nicht getan, was unbedingt nötig war: es wurde nicht festgestellt, daß das Bild so vielfachen Zweifeln begegnet. Das wurde sogar unterlassen, obwohl ein allerdings anonymer Aufsatz der Frankfurter Zeitung,

der alle Merkmale zuverlässiger Kenntnis trug, darauf hingewiesen hatte, daß die Wissenschaft das Bild nicht als echt anerkennt. Mehrere als Sachverständige zu gunsten der Autorschaft Dürers geladene Herren von sehr gutem Namen, die sich früher sehr günstig über das Bild ausgesprochen haben sollen, lehnten ab, ihr Gutachten vor Gericht abzugeben und zwar so, daß der Gerichtshof selbst die Meinung bekam, daß diese Herren möglicherweise ihre Ansicht geändert haben könnten. Man trat kalten Blutes in die Beratung des Falles ein, obschon jeder andere Laie sich gesagt hätte, daß hier offenbar die Aussage jener Partei, die behauptete, daß Dürers Urheberschaft so gut wie anerkannt sei, doch genau nachgeprüft werden müßte. Das Auffallende daran ist, daß nicht einmal der Anwalt der Partei, die ein Interesse daran hatte, die Zweifel an der Echtheit des Bildes zu veröffentlichen, die Mittel beigebracht hat, um in der Verhandlung diesen Punkt aufzuklären.

Das Gericht trat — und das scheint mir eine erstaunliche Tatsache zu sein — in Beratung darüber ein, ob das Bild echt sei. Hierüber kann ein Gerichtsbeschluß gar nie gefaßt werden oder wenn er gefaßt wird, so hat er keine Autorität. Die Echtheit eines Kunstwerkes wird ausschließlich vor dem Forum der Wissenschaft zu verhandeln sein. Aber hierüber bestand so wenig Klarheit, daß vielmehr nach Vernehmung der Sachverständigen, die nicht zweckmäßig ausgesucht waren, der Gerichtshof folgenden Beschluß faßte: „Die Klägerin hat ihrer Beweispflicht (daß das Bild echt sei) genügt“ und in der Urteilsbegründung stand der lapidare Satz: „Für das Gericht waren die von den Sachverständigen aus der Gestaltung und der Technik des Bildes entnommenen Merkmale bestimmend“: Das heißt: der Gerichtshof hat, wenn auch unter Zitierung der Sachverständigen-Gutachten, ein Urteil über die Echtheit des Bildes aus technischen und kunstgeschichtlichen Gründen abgegeben, obschon er gar nicht in der Lage ist, das zu tun. Es kommen daneben sogar noch rein ästhetische Beurteilungen vor, der Gerichtshof nennt das Bild „schön“ und hat sich offenbar durch diese persönliche Ansicht seiner Mitglieder bei der Urteilsfindung bestimmen lassen.

Selbstverständlich blieb es nicht bei diesem Beschluß. Der Fall wurde in zweiter Instanz am 19. Dezember 1906 vor dem 4. Zivilsenat des k. Oberlandesgerichts in Frankfurt noch einmal verhandelt, und da wurde dann folgendermaßen entschieden: „Nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme in erster und zweiter Instanz läßt sich nicht feststellen, daß das Bild „der segnende Heiland“ ein echter Dürer sei. — — — Von einem übereinstimmenden Urteil der Kunstgelehrten zugunsten der Echtheit kann nicht die Rede sein; im Gegenteil haben sich sehr bedeutende Autoritäten unter den vernommenen Sachverständigen entweder direkt für die Unechtheit erklärt, oder doch wenigstens die Echtheit bezweifelt — — — Bei einer solchen Sachlage kann man das Bild nicht schlechthin als einen Dürer bezeichnen.“

Es ist kein Zweifel, daß bei dieser zweiten Verhandlung der Gerichtshof seine Aufgabe ganz anders aufgefaßt hat, als das bei der ersten Verhandlung der Fall war. Die Privatmeinung seiner Mitglieder über die „Schönheit“ des Bildes kam gar nicht in Betracht. Man bemühte sich auch nicht, die Echtheit feststellen zu lassen. Man erkannte vielmehr, daß diese Frage gar nicht vor dem Gericht zu entscheiden sei, sondern daß nur darüber Klarheit beizubringen sei, ob das Bild von seiten der maßgebenden Autoritäten mit mehr oder weniger vollständiger Einstimmigkeit als echt angesehen werde.

Der Beschluß hatte die Konsequenz, daß in der zweiten Instanz jene Partei verlor und zur Tragung sämtlicher Kosten, auch der ersten Verhand-

lung, verurteilt wurde, die am 5. Oktober 1905 gewonnen hatte. Man darf wohl sagen, daß dem Recht nun doch sein Recht geworden ist: aber welche Arbeit, welche Verdrießlichkeiten waren innerhalb der anderthalb Jahre, die die Angelegenheit zu Füßen der Justiz zugebracht hat, ganz unnötigerweise gemacht worden. Die Entscheidung war in einer zweistündigen Verhandlung leicht zu treffen und statt dem dauerte es so sehr lang, bis das Recht gefunden wurde.

Man darf sein Erstaunen darüber ausdrücken, daß der richtige Weg nicht schon in erster Instanz betreten wurde. Ein Jurist wird wohl der Partei, die die Echtheit des Bildes anzweifelte und später damit recht behielt, die Schuld an der unrichtigen Behandlung zuschreiben, wird wohl sagen, daß der Gerichtshof selbst nicht sachverständig sein braucht und daß es Aufgabe der Parteien ist, brauchbare Sachverständige beizubringen. Dieser Gedankengang kann formal richtig sein: aber gewiß ist es nicht unrichtig, wenn man entgegenhält, daß der Gerichtshof entweder selbst die Lücken in den Aussagen der Sachverständigen und Gutachten hätte erkennen müssen, oder daß es wenigstens sehr schön gewesen wäre, wenn er sie erkannt hätte. Auffallend ist es, daß auch der Rechtsanwalt der zuerst unterlegenen Partei nicht darauf gesehen hatte, sogenannte Autoritäten als Sachverständige beizubringen, wie das im zweiten Gang geschehen ist, und daß der Gerichtshof nicht erkannte, wie mangelhaft die ihm vorgelegten Aussagen waren. Wenn es sich um etwas anderes, als um eine künstlerische Sache gehandelt hätte, wenn es z. B. gegolten hätte, festzustellen, ob ein alter Familienschmuck mit Recht auf die Echtheit der Steine bezweifelt würde, da würde der Gerichtshof ganz sicher in der Annahme der Sachverständigen und ihrer Aussagen glücklicher gewesen sein.

Künstlerische Fragen werden eben noch immer als dem Gebiete der subjektiven Meinung zugehörig betrachtet. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Auch hier gibt es genug positive Anhaltspunkte, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Rechtspflege diese schärfer im Auge behielte als sie es gewöhnlich tut.

Ich las einmal in einer Zeitschrift für Briefmarkenkunde, daß angesichts der vielen Rechtsbeugungen, die beim Markensammeln vorkommen und angesichts der großen Summen, um die es sich hier oft handelt, angesichts ferner der nicht geringen Wichtigkeit des Briefmarkensammelns, das ja schon längst kein harmloser Kindersport mehr ist, die Juristen während ihrer Ausbildung an den Universitäten ein weniges von der Briefmarkenwissenschaft — denn die gibt es ja wirklich — lernen sollten. Ich habe natürlich hierüber gelächelt; aber doch nicht ohne Neid gesehen, daß die Briefmarkensammler den Mut haben, diese Forderung aufzustellen, während die Künstler, Kunsthändler und Kunstgelehrten, für die doch ungleich wichtigere Fragen in Betracht kommen, nicht die Forderung gestellt haben, daß wenigstens während der sogenannten philosophischen Semester die Juristen etwas Einblick in künstlerische Dinge bekommen. Es würde ihnen und einer großen Anzahl von sehr namhaften Gebieten unserer nationalen Wohlfahrt und Kultur zu gute kommen. Die Juristen haben ja nicht nur die Rechtsprechung in der Hand, sondern auch die ganze Verwaltung der öffentlichen Kunstpflege.

München. Karl Voll.

Rundschau.

Merkwürdige Schicksale des Badischen Tuberkulose-Museums.

Von Julian Marcuse.

Der Kampf gegen die Tuberkulose in Deutschland hebt bekanntlich mit der Errichtung von Heilstätten und der Ueberführung der versicherungspflichtigen Erkrankten an zwecks Bewahrung vor der Invalidität. Fiskalische Interessen gingen hier Hand in Hand mit den Bestrebungen für die öffentliche Wohlfahrt und mit der Fruktifizierung wissenschaftlicher Ergebnisse, nämlich der Entdeckung des Tuberkelbazillus sowie der Ueberzeugung vom Nutzen und Wert der Freiluftbehandlung. Zahllose Lungenheilstätten entstanden, das auf unbegrenzte Millionen sich anlaufende Kapital wurde zum größten Teil von den Versicherungsanstalten dargeboten und unbeschränkt flossen die Mittel, glaubte man doch nunmehr den sicheren Weg zur Ueberwindung der Tuberkulose gefunden zu haben. In der retrospektiven Betrachtung — der Zeitpunkt hierfür ist nahe — stellt sich dieser Wettlauf um die Versorgung der Lungenkranken nicht ganz so ideell und humanitär vor, als man glauben sollte, und als nach außen hin mehr oder minder geflissentlich der Anschein erweckt wurde: Die Versicherungsanstalten verfolgten als wesentlichen Zweck den der Rentenersparnis, die Krankenkassen ihrerseits suchten die ihren Lasten obliegenden Kassenmitglieder von sich abzuwälzen, und die Rufer in der Abwehrbewegung — hier fanden sich merkwürdig einträchtig Oberhof- und Oberzeremonienmeister, die höchsten Staats würdenträger der Krone mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher und den ihnen tributpflichtigen Organen zusammen — verstanden es nebenbei ganz geschickt, ihr persönliches Emporkommen mit diesen „Opferleistungen für die Volkswohlfahrt" zu verbinden und Carrière zu machen. Auf diese Weise erstanden Kongreß- und Ausstellungsprofessoren, Geheime Kommerzienräte, Ritter der verschiedensten Insignien. So bot der breite Rücken dieser Bewegung einen vorzüglichen Tummelplatz dar für die verschiedensten Interessengruppen, und mehr als einer konnte sich im Vollbewußtsein seiner geleisteten Taten für immer sonnen.

Der flachen Begeisterung folgte die Ernüchterung, als sich nach dem ersten Quinquennium der Heilstättenbehandlung unzweideutig ergab, daß das heilbringende Wirken des Aufenthaltes in ihnen nur eine begrenzte Dauer hatte, mit der Rückkehr des relativ Geheilten aber in das alte Milieu sich sofort die alten zersetzenden Einflüsse in ungeschwächter Stärke geltend machten. Diese trüben Erfahrungen dauerten an und haben sich in der Zwischenzeit mit fortgesetzten Beobachtungsreihen zu einem, man könnte fast sagen, ehernen Gesetz des Verlaufes der Tuberkulose entwickelt, sodaß die Empfindung von der nur sehr begrenzten Wertung der Lungenheilstätten heute eine allgemeine geworden ist. Nicht als ob sie überflüssig und entwertet wären — das hieße

das Kind mit dem Bade ausschütten —, allein daß man alles auf die eine Karte gesetzt, das war der verhängnisvolle Irrtum, war einer jener Fehlschlüsse, wie sie nur durch mangelnde Erkenntnis vom Wesen der Volkskrankheiten und von der ungeheuren Bedeutung des standard of life entstehen können. Die Einsicht vom sozialen Typus dieser Seuche brach erst mit dem Zusammenbruch der ursprünglichen Hoffnungsfreudigkeit hervor und suchte nun wenigstens mit kleinen Mitteln an die Lösung der Dinge heranzutreten. Es erstanden die Fürsorgestellen für Lungenkranke, denen die französischen und belgischen Dispensaires als Vorbild dienten, die Wohnungskontrollen und Enqueten als Vorläufer der allmählich anzubahnenden Wohnungsreformen und anderes mehr, im Grundprinzip sich samt und sonders auf dem Gedankengang aufbauend, daß die Tuberkulose in erster Reihe eine Wohnungskrankheit ist, hervorgerufen durch das unmittelbare, nahe Zusammenwohnen großer Menschenmassen in engen, überfüllten, luft- und lichtlosen Räumen. Zu diesen sozialhygienischen Maßnahmen gehörte auch eine Einrichtung, die, wenn sie auch nur belehrenden Charakter trug und nichts Tatsächliches, im Moment Wirksames schuf, doch von elementarer Bedeutung für alle Abwehrbestrebungen ist, nämlich die systematische und durch Anschauung in weitgehendstem Maße gestützte Belehrung weitester Volksmassen über Entstehung, Verbreitung, Wesen und Bekämpfung der Tuberkulose. Ihr dienten ursprünglich Vortrag und Schrift, allein sie erwiesen sich als stumpfe Waffen, bis ein glücklicher Gedanke sie vereinte mit lebenswahren Darstellungen aus dem Leben und Streben des Arbeiters, seinen Wohnstätten, seinem Milieu, seinen Gesundheitsgefährnissen, der Art und Weise des Fabrikationsbetriebes und der zahllosen in demselben liegenden Momente zur Erwerbung und Ausbildung von Krankheitsursachen. Auf diese Weise erstanden die Tuberkulosemuseen, das erste 1903 in Berlin, angegliedert an die daselbst errichtete ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt, das zweite Ende des Jahres 1904 in Karlsruhe im Anschluß an eine zum Besuch der Berliner Ausstellung von dem badischen Fabrikinspektorat ausgeführte Arbeiterfahrt. Soziale Gemeinnützigkeit, wie ursprünglich die regste Unterstützung seitens der staatlichen Institutionen verhalfen zur Ausführung und nahezu zehn Räume umfassend, die voll des interessantesten Materiales waren, feierte dieses jüngste aller Museen seine Geburt. Figürliche und farbige Darstellungen des Tuberkelbazillus, seiner Einwanderung in die Lungen, der Veränderungen im Lungengewebe, die er hervorruft, wechselten ab mit Karten und Kurven, die die Verbreitung der Lungenschwindsucht in Europa, den deutschen Bundesstaaten, den Kreisen und Bezirken der politischen Verwaltungskörper zeigten, den Gang und das Wesen des Heilverfahrens klarlegten, die Anteilnahme von Stadt und Land, von den einzelnen Berufs- und Industriezweigen an der Tuberkulose statistisch erhärteten. Neben Wachsmodellen, Wiedergaben der Erkrankungsformen und Arten, neben anatomischen Phantomen zur Veranschaulichung des normalen Körperbaues zeigten weitere Räume die Schutzmaßnahmen des Individuums in gewerblichen und industriellen Betrieben, wie sie staatlicherseits vorgeschrieben, als da sind Entstaubungsanlagen, Exhaustoren, Ventilationsvorrichtungen 2c. 2c., ihr Wesen, ihre Anwendung, und weiterhin in Mikrophotogrammen und plastischen Reproduktionen die gewerblichen Staubarten und die durch sie herbeigeführten Lungenveränderungen. Auch die Beziehungen des Lebenshaltes, der einzelnen Lebensmittel und ihres Nährwertes zur rationellen Volksernährung, des Alkoholismus zur Tuberkulose, die Bedeutung der Zähne für die Nahrungsaufnahme und viele andere Fragen mehr aus dem umfangreichen Gebiete der Volksgesundheits-

pflege fanden in dem Museum in Text und Bild ihre Interpretation. Und seinen Zwecken als Belehrungsstätte wurde es dadurch gerecht, daß abwechselnd aus allen Teilen des badischen Landes Vertreter der arbeitenden Klassen nach Karlsruhe geführt und ihnen an Ort und Stelle die notwendigen Unterweisungen gegeben wurden. Das geschah 1905 und die erste Hälfte des Jahres 1906 hindurch! Da erschien in Badens Hauptstadt irgend eine Ausstellung — waren es Gemälde oder waren es Blumen, ich weiß es nicht —, die den Instanzen, die über die Räume des im alten Markgräflichen Palais untergebrachten Museums zu verfügen hatten, als eine wichtigere Kulturaufgabe erschien als Volksbelehrung über die verbreitetste Seuche der Gegenwart. Es macht den Eindruck, als ob dies eine willkommene äußere Veranlassung geboten hätte, die Unstimmigkeiten, die zwischen dem Ministerium des Innern und dem Fabrikinspektorat, als dem Begründer des Tuberkulosemuseums, Platz gegriffen hatten, auch hierauf zu übertragen und über persönliche Verhältnisse eine Einrichtung bedeutsamster Art straucheln zu lassen. Das Tuberkulosemuseum wurde exmittiert, und da es, momentan obdachlos geworden, ein augenblickliches Asyl in der Stadt der fiskalischen Gebäude nicht fand, kam es in Kisten, und Keller und Speicher wurden seine Heimstätte. Und als die Blumenausstellung vorbei, und man nun in die alten Räume wieder einzuziehen hoffte, blieben die Türen verschlossen, das unter der Verwaltung des Ministerium des Innern stehende Markgräfliche Palais wurde für immer dem Museum entzogen. Jetzt war seines Bleibens auch im Bannkreis der Hauptstadt Karlsruhe nicht mehr, rechtzeitig, ehe man etwa es nach dem berühmten Muster einstiger deutscher Flottenversteigerung dem Auktionator übergab, erinnerte man sich, daß in Mannheim ein Großindustrieller lebe, der durch seine Subvention die Errichtung des Museums seiner Zeit ermöglicht. Ihm führte die Bahn das Arsenal von Kisten eines Tages zu, und seit dem Tage befindet sich das gesamte Museum gegen „Licht und Feuchtigkeit“ geschützt in den Speicherräumen der dortigen Gummi- und Celluloidfabrik!

Der „aussichtsreiche“ Apothekerberuf.

Von einem Apotheker in Süddeutschland.

Der — sich hauptsächlich aus Apothekenbesitzern zusammensetzende — Deutsche Apothekerverein erläßt zur Zeit Annoncen, welche kostenfreie Auskunft über die Aussichten im Fach und über freie Lehrstellen anbieten, wie auch schon zu Ende des letzten Schuljahrs der ebenfalls aus Apothekenvorständen bestehende Verein der Apotheker Münchens durch ein Rundschreiben, welches er an die Rektorate der bayrischen Gymnasien versandte mit der Bitte es am schwarzen Brett anschlagen zu lassen, um neuen Zugang geworben hat.

Solche Versuche legen den Gedanken nahe, daß ein Mangel an pharmazeutischen Kräften bestehe und daß, wer diese Laufbahn erwählt, einer aussichtsreichen Zukunft entgegengeht.

Dem ist nicht so; auch die vom deutschen Apothekerverein zu beziehende sehr geschickt verfaßte Darstellung der in der Pharmacie bestehenden Verhältnisse dürfte selbst in sehr optimistischen Lesern eine solche Meinung nicht aufkommen lassen. Doch sie verdient etwas näher betrachtet zu werden.

Da werden zunächst neben den gesetzlichen Bestimmungen über Lehr- und Servierzeit, Universitätsstudium, Examina, Praxis als Kandidat der Pharmacie und Approbation, Kosten und Dauer der Ausbildung besprochen. Die Darstellung ist objektiv. Vollständig ist sie nicht; dazu würden Glossen gehören.

Es ist erwähnt, daß während der Lehrzeit von 3 (und für Maturierte von 2) Jahren der Lehrling in kleineren Orten meist freie Verpflegung im Hause des ihn ausbildenden Apothekers genießt und daß ausnahmsweise einerseits ein geringes Kostgeld zu entrichten ist, anderswo neben der freien Verpflegung ein Taschengeld gewährt wird. Nicht erwähnt wird, daß in früheren Jahren, da die Apotheke noch allgemein als Goldgrube galt, für Ausbildung während dieser Zeit meist einige Hundert Mark gezahlt werden mußten, noch warum jetzt, wo die unerquicklichen Verhältnisse im Fach auch dem Außenstehenden nicht mehr verborgen bleiben können und deshalb der Andrang dazu etwas abflaut, der Lehrling oft ebensoviel für seine trotzdem noch äußerst billige Arbeitskraft bezieht.

Viele Apotheker, welche Lehrlinge „ausbilden", tun sich dabei recht leicht: was der junge Kollege in der nach vollendeter Lehrzeit abzulegenden Vorprüfung wissen und können muß, könnte er bei systematischem Unterricht bequem in neun Monaten lernen; lernt es meistens auch erst im letzten Jahr — aber sehr oft nicht von seinem Chef.

In den ersten 2 Jahren dagegen muß er recht häufig den Hausknecht ersetzen und wird zu rein mechanischen Arbeiten mißbraucht: Viehpulver mischen, Gläserspülen, Kisten auspacken, Rechnung schreiben, Tee abpacken, Flaschen reinigen, etikettieren und siegeln, kurzum zu lauter schönen Dingen, bei denen er sich vergeblich fragt, wozu er auf der Schule war; denn jeder Schusterlehrling könnte all das ebensogut machen.

„Das Gehalt eines Gehilfen vor dem Hochschulstudium beläuft sich auf etwa 1200 Mark bei freier Wohnung und Verpflegung oder auf etwa 1800 Mark bei freier Wohnung" heißt es weiter. Auch damit ist nicht viel gesagt. Ueber das Thema Gehilfenwohnungen brachten gerade in den letzten Jahren pharmazeutische Blätter interessante Enthüllungen. Man erfuhr dabei, daß die Wohnungen aus einem Zimmer oder einer Kammer bestanden, daß zwei Personen gezwungen waren sich in ein Zimmer zu teilen, daß das Zimmer für das Sonnenlicht unerreichbar war, oder unheizbar usw. Ob 100 bei freier oder 150 Mark bei selbst zu besorgender Verpflegung als angemessenes Monatsgehalt zu betrachten seien, hängt natürlich von den verlangten Leistungen ab. Und es wird sehr viel verlangt.

In je 14 Tagen ist die Freizeit des konditionierenden Gehilfen durchschnittlich folgende: 1 Sonntag, 2 Nachmittage von 1 Uhr ab, 4 Abende von 5 Uhr ab mit den zugehörigen 7 Nächten, an 11 Tagen je 1½ Stunden Mittagspause.[1]) Alles übrige ist Dienst.[2]) Auf die Art dieses Dienstes ist noch später zurückzukommen.

Was der Prospekt über Kosten von Universitätsstudium usw. sagt, mag bei ganz bescheidener Lebensführung zutreffen. „Sprünge machen" kann keiner, der seinen Ehrgeiz darein setzt, den Beweis für die Richtigkeit des aufgestellten Budgets zu erbringen.

„Der approbierte Apotheker wird in der Regel nach Selbständigkeit im

[1]) Die Mittagspause genießen nur jene, die zum Essen das Apothekenhaus verlassen. Wer im Jourzimmer essen muß, kann jederzeit einer Störung gewärtig sein.

[2]) Siehe „Selbstbetrachtungen eines Apothekers", Süddeutsche Monatshefte Band III, S. 498 und Band IV, S. 92.

Berufe, das heißt, nach dem Besitz einer Apotheke streben", liest man dann. „Während dem begüterten Apotheker der Ankauf einer Apotheke alsbald nach Erlangung der Approbation möglich ist, wird derjenige, welcher auf die Verleihung einer Konzession warten muß oder will, auf eine 10—20 jährige Wartezeit rechnen müssen", d. h. natürlich außer den 8 Jahren, die er vor Erlangung der Approbation schon im Fach tätig war; mithin bis zu einem Alter von 35—50 Jahren für andere arbeiten müssen. Ohne Aufwand an Phantasie kann man sich vorstellen, in welcher körperlichen Verfassung er dann sein eigenes Geschäft antritt.

„Es wäre Unrecht zu behaupten, der Besitz einer Apotheke verbürge dem Besitzer unter allen Umständen eine glänzende Lebensstellung". Nicht nur Unrecht, sondern geradezu lächerlich, in schreiendem Widerspruch mit den Tatsachen, sinnlos und kurzsichtig; lächerlich in einer Zeit, wo sich die Konkurse der Apothekenbesitzer so häufen; sinnlos bei den unerschwinglichen Zinsen, die heute für aufzunehmendes Kapital gezahlt werden müssen und bei dem Verlust, den z. B. der Verkauf von Wertpapieren einschließt; in Widerspruch mit den tatsächlichen Verhältnissen, da niemand darüber im Unklaren ist, daß jetzt schon viele vermögende Apotheker nicht allein durch die unsinnigen, jede Rentabilität nahezu ausschließenden Preise, welche für Apotheken verlangt werden, sich von der Selbständigmachung abhalten lassen, sondern vor allem durch die feste, auf genauer Beobachtung der Zeitströmungen gegründete Ueberzeugung, daß heute der Ankauf einer Apotheke als gewagte Spekulation bezeichnet werden muß; kurzsichtig, wenn gleichzeitig in der Krankenkassenzeitung die Beschränkung der Kassenobliegenheiten auf reine Geldleistungen ausschließlich an die Versicherten diskutiert wird; denn sowie der Kassenpatient Arzt und Apotheker von seinem — wenn auch erhöhtem Krankengeld selbst zu bestreiten hat, wird er für möglichste Einschränkung seiner aus der Apotheke zu deckenden Bedürfnisse sorgen. Und damit wird gar manches Geschäft seine besten Kunden verlieren.

„Ein fleißiger, tüchtiger, gewissenhafter Apotheker wird zweifellos überall ein gutes Fortkommen finden." Auch dieser Satz ist geeignet, falsche Vorstellungen zu wecken. Nämlich nicht sowohl Fleiß, Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit geben Anwartschaft auf die Erlangung „guter" Stellen, als besonders Fügsamkeit und Toleranz gegen Uebergriffe und Launen des Chefs, Kriecherei gegen die Kundschaft, Gewandtheit, sie zu großen Einkäufen zu veranlassen und mit ihr zu schmusen. Häufig begegnet man Ankündigungen vakanter Stellen, in denen „gute Handverkäufer" bevorzugt oder Herren mit „regem Geschäftsinteresse" gesucht werden.

Das Publikum ist stark verwöhnt. Der durchaus glaubwürdige Rezeptar einer großen Stadtapotheke erzählte, daß an ihn häufig von Leuten, die im nahen Warenhaus Lebensmittel und im Schuhwarenhaus ein paar Stiefel gekauft haben und mit diesen in die Apotheke kommen, die Bitte gestellt werde, alles mit dem in der Apotheke für 10 Pfg. erstandenen Natron oder Lanolin „in ein Paket zu machen". Ein anderer Herr berichtet von einem Kunden, der mit einem Hund in die Apotheke kam, dort für 10 Pfg. Rizinusöl kaufte und vom Verkäufer verlangte, er solle es dem Hund gleich einschütten. Dieser selbe Kunde habe ein andermal einen Eisbeutel gekauft, dazu für 10 Pfg. Eis verlangt und als ihm der Verkäufer auch dieses schön verpackt vorgelegt, gefordert: „Zerkleinern Sie mir das Eis und füllen Sie es ein". Man braucht sich nur in städtischen Apotheken umzuschauen, um auf Anmaßungen des Publikums zu stoßen, wie die im folgenden erzählte: Telephon: „hier Frau

Maier; der Arzt war eben bei uns und hat ein Rezept verschrieben. Lassen Sie es sofort abholen, fertigen Sie es unverzüglich an und schicken Sie mir die Arznei umgehend zu". Und das geschieht! Der Bote kommt zurück mit der Bemerkung, er müßte der Frau Maier auch noch für 5 Pfg. Oblaten bringen. Auch die werden noch geschickt. Unter Umständen 1/4 Stunde weit! Selbst zu Zeiten, wo alle andern Geschäfte geschlossen sind!

Wie es kommt, daß das Publikum vom Apotheker Dienstleistungen verlangt, die es von einem andern Geschäftsmann sich nie einfallen ließe zu fordern, warum der Apotheker sich zu „Gefälligkeiten" hergibt, die der Inhaber jedes andern Etablissements rundweg ablehnen würde, ist dem Kenner der Verhältnisse klar, gehört übrigens nicht in den Rahmen dieser Besprechung. Erwähnt wurden die Tatsachen nur, um das gute Fortkommen zu illustrieren.

Zu demselben Zweck sollen auch noch die Arbeitsverhältnisse der nicht selbständigen Apotheker herangezogen werden. Die Dienstzeit ist die nämliche, wie die vor dem Hochschulstudium. Und seine Tätigkeit wickelt sich etwa so ab: Er war den Abend vorher dienstfrei, kommt also um 8 Uhr ins Geschäft, wo er bereits einige Rezepte vorfindet, zu deren Anfertigung der Kollege noch keine Zeit gefunden. Während er seiner Beschäftigung nachgeht, kommen neue Kunden. Von der Anfertigung einer Arznei, bei der es auf genaueste Wägung winziger Bruchteile eines Gramms ankommt, muß er sich ein halb dutzendmal stören lassen, um Rezepte anzunehmen, Auskunft zu erteilen, Handverkauf zu besorgen, Arzneien abzugeben, Telephon zu bedienen, Mineralwasser aus dem Keller zu holen, Rechnungen zu quittieren, mit Aerzten zu konferieren, einem Kunden zum sechstenmal zu demonstrieren, daß der vor acht Tagen verkaufte Fieberthermometer oder das Tropfglas doch richtig funktioniert.

So geht es fort, bis er um 12 Uhr für 1 1/2 Stunden sich entfernen darf. Nachdem er sein Mittagessen verschlungen, gehts wieder in die Tretmühle. Bis 9 Uhr Abends. Wie er die Zeit findet, sein Abendessen zu genießen, muß ihm überlassen bleiben. Eine Ablösung hierfür gehört zu den ganz seltenen Ausnahmen. Um 9 Uhr abends beginnt sein Nachtdienst; (Nachtdienstbetten und Schlafzimmer in parenthesi auch ein unerschöpfliches Kapitel), der um 7 Uhr morgens wieder in Tagesdienst übergeht. Genaue Wiederholung der gestrigen Ergebnisse, bis dann um 5 Uhr abends seine 15stündige Freiheit (d. h. bis 8 Uhr morgens) beginnt.

Gutes Fortkommen, was? „Ja, aber die Bezahlung!" Ja, die ist freilich danach; horchen wir, was der Deutsche Apothekerverein darüber sagt: „Das Einkommen der Apotheker in solcher Stellung dürfte, unter Berücksichtigung der in kleineren Städten noch vielfach üblichen Gewährung von freier Wohnung und Beköstigung nur in den seltensten Fällen unter 180 Mk. im Monat bleiben, andererseits in der Regel nicht über 250 Mk. hinausgehehen." Einfach fürstlich!

Dabei ist auf der letzten Seite des Prospekts zu lesen: „Auch die Stellung des nicht selbständigen Apothekers ist eine erheblich bessere als früher. Es sind . . . die Gehälter gestiegen." Früher war es einfach noch fürstlicher.

„Eine bessere Versorgung der im Beruf Angestellten für Alter, Invalidität und Krankheit ist in die Wege geleitet und zum Teil schon erreicht." Die Wahrheit ist, daß damals, als diese sozialen Wohltaten ins Leben traten, die Apotheker sich gegen ihre Ausdehnung anf das pharmazeutische Personal erfolgreich wehrten, indem sie dicke Töne redeten von einer von ihnen selbst zu

schaffenden Versorgung. Dann freilich geschah, was immer geschieht, wenn man den Apothekern etwas überläßt.

Die Unmöglichkeit, bei den geringen Bezahlungen eine Familie zu gründen und fürs Alter, wie für etwa eintretende Erwerbsunfähigkeit sich etwas zurückzulegen und damit das drohende Gespenst der Not, wäre neben dem langandauernden, aufreibenden Dienst, der weder den täglichen Genuß frischer Luft erlaubt, noch politische, künstlerische, wissenschaftliche, kulturelle Betätigung, oft nicht einmal die Lektüre von Tages- und Fachzeitungen zuläßt, an sich schon zureichender Grund für gewisse Eigentümlichkeiten vieler Apotheker, die Dr. Willy Hellpach in einem vor Jahresfrist in der Zukunft erschienenen Artikel „Ueber Berufspsychosen" unter der Bezeichnung „Apothekerklaps" zusammenfaßt; damit wird auch die Unverschämtheit des Publikums und das häufige Verlangen ängstlicher und krämerhafter Chefs an ihre Mitarbeiter, sich solche bieten zu lassen, in ursächlichem Zusammenhang stehen.

Weiter: „Vielleicht häufiger als anderswo findet in der Pharmazie ein Uebergang in andere Berufe statt. Man hat daraus schließen wollen, daß das auf die ungünstigen Aussichten des Apothekers zurückzuführen ist, was aber doch nur bedingt zutrifft. Es ist vielmehr als Vorzug eines Berufes anzusehen, wenn er seine Angehörigen so ausbildet, daß ihnen der Uebergang in andere Berufe möglich ist. Tatsächlich gehen nicht wenige Apotheker in die chemische Industrie, in kaufmännische und auch erfreulicherweise in wissenschaftliche Stellungen über." Das klingt sehr elegant, ist aber, mit Verlaub, ein Eiertanz! Weder in die Technik, noch ins Kontor, noch auf den Katheder ist der Umweg über die Apotheke empfehlenswert, weil er überall Verlust an Zeit und Energie bedeutet. Sicher verläßt auch keiner die Apotheke und wendet sich einem andern Beruf zu ohne die Ueberzeugung, daß die Aufopferung von Zeit und Mitteln, welche Vorbereitung für und Einarbeitung in die neue Tätigkeit gebieten, durch größeren Erfolg und reichere Befriedigung mehr als ausgeglichen werden. Dann wird noch darauf hingewiesen, daß „Apothekern, welche die pharmazeutische Prüfung mit Note 1 bestanden haben, sowohl die Beibringung des Reifezeugnisses, als auch die Vorprüfung für den Nahrungsmittelchemiker erlassen wird". Auch das ist richtig. Nur vermissen wir die Bemerkung, daß niemand sicher ist, im pharmazeutischen Examen die geforderte 1. Note zu erzielen, daß die Vorprüfung als Nahrungsmittelchemiker nicht viel bedeutet, daß der Apotheker, ehe er zur Hauptprüfung zugelassen wird, noch 3 Semester im praktischen Laboratorium arbeiten muß, und daß unter den Nahrungsmittelchemikern eine starke Strömung gegen ihre aus dem Apothekerstand hervorgegangenen Kollegen, die fast als Kollegen zweiter Klasse betrachtet werden, besteht.

Eine große Anzahl von Pharmazeuten in allen Stadien der Ausbildung sagt dem Stand Adieu. Weil die Verhältnisse zu drückend, die Aussichten zu trostlos sind.

Wie sich das mit dem Satz des Prospekts „Jedenfalls vermag schon die wechselnde und vielseitige Tätigkeit jedem Befriedigung zu gewähren" zusammenreimt, ist schwer verständlich.

Man stelle einmal eine Umfrage unter den Apothekern an, d. h. natürlich nicht unter jenen, die durch den Verkauf ihrer Geschäfte zu Liebhaberpreisen reiche Leute geworden sind: da wird man erfahren, wie es mit der „Befriedigung aussieht.

Aber man braucht erstens Kulis. Zweitens ist man es sich, seiner Familie, seinen Gläubigern schuldig, dafür zu sorgen, daß auch in Zukunft

die Kaufliebhaber nicht weniger werden, damit die Apothekenpreise nicht sinken. Schon seit einigen Jahren klagt man in Apothekerkreisen über Personalmangel, über die teuren Saläre. Man hat den Teufel an die Wand gemalt. Vielleicht kommt er wirklich; kommt ganz sicher, wenn noch mehr Fischzüge in der Art des Münchener und Berliner unternommen werden.

Es ist dargetan worden, daß die Berliner Darstellung die Pharmacie in einseitiger Beleuchtung zeigt. Weniger durch das, was sie positiv angibt, als durch das, was sie verschweigt. Wer sich also für das Fach interessiert, er stehe nun vor der Wahl des eignen Berufs, oder er habe über jene eines Sohnes, Mündels, Bruders, Neffen mit zu befinden, dem sei empfohlen, sich bei Fachleuten zu erkundigen. Natürlich nicht bei einem Apothekenbesitzer, der selbst einen Lehrling sucht. Wer das nicht kann, möge den oben erwähnten Aufsatz von Hellpach (Zukunft 1906, 18) nachlesen, vielleicht auch die allerdings mehr temperamentvolle, als sachliche Broschüre Eugen Sieberts: „Der Apotheker", Preis 1 Mk., Hermann Walthers Verlag, Berlin W 30. Vollständig leidenschafts- und vorurteilslos sind die in diesen Monatsheften (Bd. 3, S. 498 ff) erschienenen „Selbstbetrachtungen eines Apothekers".

Vor allem aber halte man sich vor Augen, daß der pharmazeutische Beruf der Höhle eines Ungeheuers gleicht. Wer hineingeraten, darf nicht hoffen, daraus wieder heil hervorzugehen. Er besitze denn den Faden der Ariadne, das Reifezeugnis. Das allein ermöglicht ihm, sobald er, was sehr rasch geschehen wird, die Hoffnungslosigkeit des pharmaceutischen Berufs erkannt hat, den Eintritt in einen andern ohne allzu empfindlichen Geld- und Zeitverlust.

Katholisches Christentum und moderne Kultur.

In Heft 2 Jahrg. IV dieser Zeitschrift legten wir unseren Standpunkt gegenüber der allerdings hochwichtigen, in Frankreich eben jetzt brennenden Frage über das Verhältnis zwischen Katholizismus und Kultur dar, und so würden wir auf diesen Gegenstand nicht mehr zurückkommen, wenn uns nicht das inzwischen erschienene, im vorletzten Hefte bereits angekündigte Bändchen Albert Ehrhards „Katholisches Christentum und moderne Kultur" zu einer erneuten Aussprache umsomehr nötigte, als Ehrhard die von uns vertretene pessimistische Anschauung keineswegs teilt und keinen Anstand nimmt, einen grundsätzlichen Widerspruch zwischen Katholizismus und Kultur rundweg in Abrede zu stellen. Dürfen wir unsere Auffassung auch jetzt noch, angesichts der, wir gestehen es gern, vorzüglichen Ausführungen des gefeierten Straßburger Kirchenhistorikers, der ja unbestritten zu den ersten katholischen Theologen Deutschlands zählt, festhalten? In herrlichen Untersuchungen voll warmer, satter Töne, in meisterhafter Sprache, mit überlegener Sachkenntnis, mit wohltuender Ruhe und Besonnenheit und mit offenem Blick für die Licht- und Schattenseiten, die nicht bloß unserer Kultur, sondern auch der Kirche anhaften, behandelt Ehrhard die schöne Aufgabe, die er sich gesteckt hat. Das erste Symptom des unser ganzes heutiges Leben durchziehenden Gegensatzes zwischen Kirche und Kultur erblickt er in dem großen Kampfe zwischen Bonifaz VIII. und König Philipp dem Schönen von Frankreich, bei welchem die sinkende kirchenpolitische Machtstellung des Papstes und das aufstrebende nationale Königtum hart aufeinander stießen. In der Reformation dehnte sich dieser Gegensatz auf das religiöse Gebiet aus; im Verlaufe des 17. und 18. Jahr-

hunderts bemächtigte er sich im englischen Deismus, im französischen Rationalismus, in der deutschen Aufklärung und schließlich im Kritizismus Kants immer weiterer Bereiche des Geisteslebens, um dann im 19. Jahrhundert seinen Höhepunkt zu erreichen und die ganze Breite des Kulturlebens zu umspannen. So setzt sich denn die Frage, ob der Katholizismus nicht etwa nur diesem oder jenem unwesentlichen und untergeordneten Elemente der Kultur, sondern der Kultur selbst nach ihrem ganzen Gehalte und Umfange widerspreche, von selbst auf die Tagesordnung, und wird, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, nicht eher zur Ruhe kommen, bis sie eine befriedigende Lösung gefunden hat. Um einer solchen nahe zu kommen, legt er zunächst die Grundkräfte bloß, die die moderne Kultur geschaffen haben. und prüft sodann die Voraussetzungen, auf welchen die Behauptungen eines absoluten Widerspruchs zwischen Katholizismus und Kultur beruht.

Ehrhard unterscheidet scharfsinnig und geistvoll zwischen einer niederen und höheren Kultur. Innerhalb der niederen, materiellen Kultur ist ein solcher Gegensatz, das geben auch wir gerne zu, nicht anzunehmen, denn die segensreichen Fortschritte des wirtschaftlichen, gewerblichen, technischen, industriellen und kommerziellen Betriebes, auf die wir mit Recht stolz sind, werden durch den Katholizismus überhaupt nicht getroffen. Schwieriger wird die Sache sofort, wenn wir die erste Sphäre der höheren Kultur betreten, auf der sich das nationale, staatliche, politische und soziale Leben abwickelt. Ehrhard anerkennt jedoch auch hier keinen Gegensatz zwischen Kirche und Welt; er beruft sich auf die bekannte Kundgebung Pius X. an den Kardinal von Köln vom 30. Oktober 1906, die einem jeden Katholiken vollständige und uneingeschränkte Freiheit in allen die Religion nicht betreffenden Fragen verbürgt. Er beruft sich ferner auf das Rundschreiben Leos XIII. über die christliche Staatsverfassung, welches Staat und Kirche als die zwei gottgesetzten Autoritäten bezeichnet, die in ihrem Bereich volle Unabhängigkeit besitzen. Noch bedenklicher gestaltet sich das grundsätzliche Verhältnis zwischen Kirche und Kultur, wenn wir die höchsten Triumphe der letzteren auf dem wissenschaftlichen, insbesondere auf dem naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Boden ins Auge fassen. Ehrhard läßt freilich auch hier nur einen scheinbaren Gegensatz für den obwalten, der das katholische Denken mit dem mittelalterlichen verwechselt. Tut man dies, so muß man freilich einen Widerspruch zwischen Kirche und Kultur behaupten; allein eine solche Identifizierung ist eben nicht zulässig. Die Kirche ist nicht die Scholastik. Sie verwirft weder die naturwissenschaftliche, noch die historische Forschung und Forschungsweise, wie ja sogar das Vatikanum noch jüngst ausdrücklich erklärte. Kam es gleichwohl zu Konflikten zwischen Kirche und Profanwissenschaft, so wurden entweder die Grenzen des theologischen Gebietes nicht eingehalten, wie im Fall Galilei, oder es werden, wie gegenwärtig von Häckel, die naturwissenschaftlichen Schranken verletzt, Ueberschreitungen, für welche nur die Personen, nicht aber die Systeme verantwortlich zu machen sind. Daß sich die Weltanschauung der Kirche mit derjenigen der modernen Welt nicht verträgt, ist allerdings offenkundig. Allein einerseits ist die moderne Weltanschauung doch nur hypothetischer Art, andererseits richtet sie ihre Spitze nicht bloß gegen den Katholizismus als solchen, sondern gegen das positive Christentum überhaupt. So kann denn nach Ehrhard zwischen den Grundfesten des materiellen, staatlich-sozialen, geistigen und sittlichen Kulturlebens der Gegenwart und dem Wesen des Katholizismus kein prinzipieller Gegensatz bestehen; wird ein solcher gleichwohl behauptet und empfunden, so hat dies einen doppelten Grund. Er liegt

zu nicht geringem Teile auf der Seite der modernen Welt, die sich, zu ihrem eigenen schwersten Schaden, in einer schroffen Ablehnung des religiösen Lebens gefällt und in einer genußfrohen Diesseitigkeitsstimmung aufgeht, die für die großen Ewigkeitswerte keinen Raum mehr läßt. Aber auch die Katholiken sind von Schuld nicht frei. Sperren sie sich doch nur allzugern gegen die profanen Kulturarbeiten ab, ein Fehler, dessen verhängnisvolle Wirkungen mit erschreckender Deutlichkeit in Frankreich zu beobachten sind. Es läßt sich nicht leugnen: „Die Verquickung des religiös-kirchlichen Lebens der Gegenwart mit politischen Formen und Idealen der Vergangenheit, die Vernachlässigung, ja sogar manchmal die Verweigerung der Anteilnahme an den neuen nationalen Lebensaufgaben, die freiwillige Abschließung von dem großen Strome des Geisteslebens, das Beharren auf dem Alten à tout prix und ähnliche Erscheinungen im Leben der Katholiken Frankreichs bilden auch eine und zwar eine bedeutsame Ursache ihrer gegenwärtigen traurigen Lage. Denn infolge dieser Stellungnahme gegen berechtigte Forderungen des modernen Kulturlebens wurden die treuesten Söhne der katholischen Kirche je länger desto intensiver von dem modernen Frankreich als ein Fremdkörper empfunden. Die Funktion eines lebendigen Organismus einem Fremdkörper gegenüber ist aber bekannt." Und wenn schon die französische Regierung zu solchen radikalen Maßregeln griff, warum ließ sich das seiner überwältigenden Mehrheit nach katholische Volk ein solches Vorgehen gefallen? Woher die träge Gleichgültigkeit, mit der nicht bloß die Stadt-, sondern auch die Landbevölkerung dem kirchenfeindlichen Treiben zusah? Und wie kam die Regierung, wie kam die Kammermehrheit zu ihren gehässigen Verfügungen? Ehrhard findet die Erklärung für diese betrübenden Tatsachen nicht zuletzt in den schweren Fehlern, die von den französischen Katholiken im 19. Jahrhundert begangen wurden und sich dahin zusammenfassen lassen, daß sie, statt an der Herstellung einer harmonischen Verbindung zwischen der Religion und den berechtigten kulturellen Forderungen der Jetztzeit energisch zu arbeiten, die Trennung von Religion und Kultur tatsächlich selbst durchgeführt hatten. Und schon treiben Italien und Spanien unaufhaltsam demselben Schicksale zu, sie, die katholischsten Länder der Welt, in denen sich die Kirche mit ihren Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen, mit ihrer eigenartigen Frömmigkeit und Sittlichkeit am ungestörtesten ausleben konnte! Besser allerdings steht es noch mit den deutschen Katholiken, die sich der ungeheuren kulturellen Aufgabe, die ihrer harrte, bewußt und gewachsen zeigten und zu dem Ausspruche Anlaß gaben: Germania docet!

Absichtlich ließen wir Ehrhard ausführlich zu Worte kommen. Wie man sich auch zu seinen Ausführungen stellen mag, — es sind die Gedanken eines vornehm und groß denkenden, modern fühlenden, für seine Kirche wie für sein Vaterland gleich begeisterten Prälaten und Hochschullehrers, und schon deshalb beachtenswert, weil sie uns den scharfen Kontrast aufzeigen, der zwischen dem Empfinden romanischer und germanischer Katholiken besteht. Er ist, wir sahen es, keineswegs blind für die Fehler und Schwächen des Katholizismus und seiner Organe; er anerkennt unumwunden und gerne die Vorzüge moderner Kultur. Er unterscheidet genau zwischen Wesen und Erscheinung, Ideal und Wirklichkeit, Amt und Person; und es macht seinem hoffnungsfrohen Optimismus alle Ehre, daß er den schweren Konflikt, der zwischen Kirche und Kultur nun einmal besteht, mit der Unzulänglichkeit der geistigen Arbeit der Kirche und mit der Kurzsichtigkeit ihrer Diener, kurz mit nebensächlichen, dem Wesen des Katholizismus fremden Erscheinungen erklären zu können meint und glaubt, der wahre und reine Katholizismus, *sein* Katholi-

zismus bliebe von all den Klagen und Vorwürfen unberührt, die wider den tatsächlichen Katholizismus nicht mit Unrecht erhoben werden. Gewiß, der Katholizismus Ehrhards, Schells, Joseph Müllers, Fogazzaros und all der edlen Männer der Gegenwart, die blutenden Herzens dem Schalwerden des Salzes der Erde zusehen, — dieser Katholizismus triebe freilich nicht zum Kampfe mit den kostbarsten Gütern der Jetztzeit, er eilte nicht dem vollen Bankerotte entgegen. Aber der ideale Katholizismus Ehrhards existiert leider nicht, hat nie existiert und wird nie existieren. Nicht mit dem idealen, mit dem empirischen Katholizismus müssen wir rechnen, und eben ihm ist der Tadel nicht zu ersparen, daß er mit der modernen Kultur nicht gleichen Schritt hält, sondern auf beständigem Kriegsfuße lebt. Es fällt uns nicht ein, Sein und Schein zu verwechseln und das System für die Sünden gebrechlicher, an die Höhe ihrer Aufgabe nicht heranreichender Würdenträger verantwortlich zu machen. Aber es gibt Fehler und Schwächen, die eben nicht bloße örtliche und vorübergehende Erkrankungen, sondern die ernsten Symptome schwerer organischer Mißbildungen und Verkümmerungen sind. Eben darin weichen wir wesentlich von Ehrhards Optimismus ab, daß wir den Gegensatz zwischen Katholizismus und Kultur nicht bloß wie er für eine zwar tatsächliche, aber doch nur in mehr oder weniger zufälligen Verhältnissen und Ereignissen, in größeren oder geringeren Begehungs- und Unterlassungssünden begründete und daher leicht heilbare, zeitweilige Spannung, sondern für einen im Geiste und Organismus des offiziellen Katholizismus selbst wurzelnden, in und mit diesem Geiste fortlebenden und unvermeidlichen Zustand halten. Zu dieser Auffassung gelangen wir, sobald wir den Untersuchungen Ehrhards Schritt für Schritt folgen und tiefer ins Auge blicken.

Ehrhard stellt allen prinzipiellen Gegensatz zwischen der Kirche und nicht bloß der niederen, sondern auch höheren Kultur in Abrede. Ein solcher Gegensatz besteht für ihn namentlich nicht im Bereiche des nationalen, staatlichen, politischen und sozialen Lebens; denn, sagt er, Pius X. hat ja in seinem Schreiben an den Kardinal von Köln den Katholiken ausdrücklich volle Selbständigkeit in allen die Religion nicht betreffenden Angelegenheiten zugesichert. Allein eben aus dieser Kundgebung des Papstes folgt das gerade Gegenteil von dem, was Ehrhard folgert. Denn nur in den die Religion nicht betreffenden Dingen sind die Katholiken unabhängig; sie sind daher in unendlich wenig Dingen unabhängig, denn es gibt unendlich wenig Dinge, die nach kirchlichem Urteil die Religion nicht betreffen, und nur das kirchliche, das päpstliche Urteil entscheidet darüber, ob etwas eine religiöse Beziehung habe oder nicht. Daß nun gar so vielverschlungene und weitausgreifende Dinge, wie das nationale, politische und soziale Getriebe der Völker mit religiösen oder, im Sinne Roms, mit kirchlichen Interessen aufs engste und unauflöslichste verwoben sind, das liegt auf der Hand und wird von der Erfahrung tausendfach bestätigt. Wir wollen auf weiter zurückliegende kirchengeschichtliche Beispiele verzichten; aber hat nicht Leo XIII. Rundschreiben über das Staatswesen und über die soziale Frage erlassen? Beweisen diese Rundschreiben — wir sehen von ihrem Inhalte völlig ab — nicht wenigstens das, daß sich der Papst zu solchen die Katholiken im Gewissen bindenden Kundgebungen für berechtigt hielt? Oder wollte er vielleicht bloße Stilübungen anstellen? Und beschäftigte nicht der Streit um die christlichen Gewerkschaften die Kirchenbehörden fieberhaft? Wagte es nicht Leo XIII., der als so weise gepriesene Papst, das schwere Gewicht seiner höchsten kirchlichen

Autorität dem deutschen Zentrum gegenüber in einer rein politischen Angelegenheit auszuspielen? Es ist wahr, das Zentrum blieb unter Windthorsts genialer Führung fest und ging auf das päpstliche Ansinnen nicht ein; wie aber, wenn es sich zufällig nicht um eine militärpolitische, sondern um eine *schulpolitische* Frage gehandelt hätte? Es ist wahr, Leo XIII. bezeichnete Staat und Kirche als zwei von Gott gesetzte Autoritäten, die unabhängig von einander ihres Amtes walten. Aber der stille Hintergedanke bei solchen Erklärungen ist doch — das wird kein Kundiger bestreiten — stets der, daß die Kirche die letzte und höchste, den Staat weit überragende Gewalt besitze und daß in allen das Gewissen berührenden Dingen die kirchlichen Entscheidungen die staatlichen außer Kraft setzen; ja die Kirche nimmt den einschneidendsten Staatsgesetzen gegenüber mitunter eine geradezu feindselige, die Untertanen, wenn nicht zum aktiven, so doch zum passiven Widerstand aufreizende Stellung ein, wie z. B. ihre Haltung zur Ehegesetzgebung mancher Staaten beweist. Ehrhard wird freilich erwidern, daß es sich bei solchen kirchlichen Erklärungen immer nur um zeitgeschichtliche und nicht um wesentliche, der Kirche als solcher zur Last fallende Dinge handle. Allein ganz abgesehen davon, daß wir mit demselben Rechte, mit dem er jene die staatliche Souveränität aufs schwerste gefährdenden päpstlichen Entscheidungen für bloße zeitgeschichtliche Ereignisse erklärt, auch die von ihm selbst zur Stütze seiner eigenen Anschauungen aufgeführten Verfügungen als bloße zeitgeschichtliche Erlasse betrachten könnten, — so kommt doch schließlich alles auf den Geist an, aus dem die kirchliche Stellungnahme zu den modernen Kulturfragen erfließt. Dieser Geist ist aber der Geist längst entschwundener, uns völlig fremd, ja unheimlich gewordener Jahrhunderte, der Geist des Mittelalters. Wir denken dabei nicht an die Scholastik und behaupten keineswegs, sie sei es, die den Geist des Mittelalters wesentlich bestimme, obschon sie, wie die angelegentliche Empfehlung der thomistischen philosophischen und theologischen Studien durch Leo XIII. zeigt, immerhin noch für die heutige katholische Kirche eine viel größere Bedeutung besitzt, als Ehrhard ihr beizumessen geneigt scheint. Charakteristisch für das, was uns unter dem Geiste des Mittelalters vorschwebt, in Wirklichkeit aber freilich viel älter ist und schon im christlichen Altertume deutlich hervortritt, ist die übermäßige Betonung der *lehrhaften, lehrgesetzlichen* Natur des religiösen Lebens. Das Christentum ist für die römische Kirche seit den ältesten Zeiten wesentlich *Lehrgesetz*, mehr Zwangs- als freie Heilsanstalt; in diesem einen Gedanken finden alle Spannungen der Kirche mit der Kultur ihren letzten Erklärungsgrund, hier laufen sie alle zusammen wie in der Zentrale die elektrischen Drähte. Göttlichen Ursprungs und von gottbestellten Oberen verkündigt und ausgelegt, heischt dieses Lehrgesetz von den Gläubigen schrankenlose Unterwerfung und bedingungslosen Gehorsam. Es scheidet die Kirche in zwei ungleiche Hälften: hier die lehrende und regierende Kirche, der Papst mit den Bischöfen, seinen Diözesanverwaltern; dort die hörende Kirche, die ungeheure Masse der Geistlichen und Laien, die lediglich zu glauben und zu gehorchen haben. Da dieses Lehrgesetz göttlich geoffenbart und vom Papste als dem Stellvertreter Gottes auf Erden unter göttlichem Beistand unfehlbar verkündet wird, so stehen die Glaubenslehren ein für allemal unerschütterlich wie Gottes ewige Berge fest; kein Zweifel, geschweige offener Widerspruch ist gestattet. Nur wer sich ihnen in demütiger Einfalt unterwirft, hat teil an den kirchlichen Gnadenschätzen, die das ewige Heil verbürgen; wer sie, wer auch nur eine einzige in hochmütigem Trotze verwirft, ist ewig verworfen. Die kirchlichen

Obern sind die Hirten, die Führer, die Wächter, die Lehrer und Richter, die segenspendenden, gnadentriefenden Priester; auf sie sind die Gläubigen angewiesen, an die Kirche sind sie und bleiben sie unentrinnbar gekettet. Niemals hören sie auf, die geweideten Schäflein, die unmündigen Kinder zu sein, die der Bevormundung nicht entraten können. Sie dürfen nur glauben, was ihnen von den kirchlichen Oberen gelehrt, nur denken, was ihnen vorgedacht, nur lesen, was ihnen erlaubt, nur reden und schreiben, was ihnen gestattet wird; von einer Glaubensfreiheit, von einer Gewissensfreiheit, von einer Lehrfreiheit, von einer Preßfreiheit, von allem, was den Stolz des modernen Menschen bildet, kann nach streng kirchlicher Auffassung gar keine Rede sein. Das alles sind für die Kirche fluchwürdige Greuel. Damit ist denn der unausbleibliche Kampf zwischen Kirche und Kultur gegeben, ein Kampf, der im Kernpunkt, nicht bloß im Umkreise der Kirche und der modernen Gesellschaft entbrannt ist. Starr und unbeugsam beharrt die Kirche auf dem mittelalterlichen Autoritätsprinzip; der moderne Mensch aber haßt alle Bevormundung, alle Sklavenketten; frei will er sein, eine Persönlichkeit, kein Herdentier. So verstehen sich Kirche und Menschheit nicht mehr, weltenweit sind sie geschieden. Von einer Freiheit der Wissenschaft kann im Sinne der Kirche nur insoweit gesprochen werden, als sich die Forschung auf profanem Gebiete bewegt und die kirchlichen Kreise nicht stört; nur insoweit gelten die kirchlichen Erklärungen zu Gunsten der wissenschaftlichen Freiheit, auf die sich Ehrhard beruft. Sobald die Forschung den schlüpfrigen Boden der Glaubenslehren berührt, sieht sie sich, es sei nur an den Fall Galilei erinnert, vom kirchlichen Bannstrahle bedroht. Solange die Kirche die Macht noch in Händen hatte, schritt sie gegen jede Glaubensabweichung mit brutaler Gewalt ein, da sie in ihr eine rebellische Unbotmäßigkeit gegen ihre Lehrgesetze erblickte. Heutzutage freilich kann sie den Frevler nicht mehr am Leben strafen; sie muß sich begnügen, wenn schon nicht ihn selbst dem Scheiterhaufen, so doch seine verabscheuungswürdigen Schriften dem allerdings nicht so lebensgefährlichen Index zu überantworten. Dieses mildere und menschenwürdigere Vorgehen wider die Ketzer verdankt aber nicht etwa einer menschlich-barmherzigen Umwandlung der Kirche seinen Ursprung; es wurde der Kirche lediglich durch die veränderten Zeitumstände, die Leibesstrafen nicht mehr zuließen, gewaltsam abgetrotzt. Die Kirche selbst hat ihre mittelalterlichen Grundsätze keineswegs aufgegeben, sie hält prinzipiell noch heute an ihnen fest und verdrängt noch jetzt jeden Katholiken aus ihrer Gemeinschaft, jeden Geistlichen aus seiner Pfründe, jeden akademischen Lehrer aus seinem Lehramte, der es wagt, eine ihr mißliebige Lehre vorzutragen. Die Kirche hat nicht den allerleisesten Sinn für wissenschaftliche Ueberzeugungstreue. Bis in die unmittelbare Gegenwart herein reichen die zahllosen Fälle, daß katholische Gelehrte ihrer selbständigen, wenn auch noch gar nicht häretischen Auffassungen willen gemaßregelt, verdächtigt und zu Tode gehetzt, oder mit dem Interdikte belegt und ihrer Zuhörer beraubt wurden. Wie ein uraltes Stück des echtesten mittelalterlichen Barbarismus, wie ein blutiger Hohn auf die elementarsten Grundsätze moderner Rechtspflege, die jedem Beklagten Klage, Kläger und Verteidiger gegenüberstellt und niemanden ungehört verurteilt, nimmt sich das von der Kirche noch immer beliebte Verfahren aus, jemanden einer angeblich irrigen oder anstößigen Lehre wegen zu verdammen, ohne daß der Beschuldigte einvernommen, von den gegen ihn erhobenen Beschwerden unterrichtet und in den Stand gesetzt worden wäre, sich zu verteidigen, den wahren Sinn seiner Lehre zu erklären und gegen Entstellungen und Verdrehungen zu sichern. Nur unterwerfen darf er sich;

dieses schmähliche sacrificium intellectus rechnet ihm die Kirche als mildernden Umstand an! Dieser echt mittelalterliche Geist unduldsamster Verfolgungssucht, der sich in selbstgenügsamer Abgeschlossenheit auf seine Ueberlieferungen zurückzieht, verdammt allen Fortschritt; ausdrücklich verwarf Pius IX. in dem berüchtigten 80. Satze des Syllabus die Behauptung: „Der römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Bildung aussöhnen und verständigen". Ehrhard bemüht sich zwar, die Härte dieses ungeheuerlichen Verdammungsurteiles mit der Bemerkung abzuschwächen, dasselbe müsse an der Hand gewisser ihm vorausgegangener Aktenstücke verstanden und ausgelegt werden. So dankenswert Ehrhards Nachweise nun auch vom kirchengeschichtlichen Standpunkte aus sein mögen, — an dem dogmatischen Charakter des päpstlichen Ausspruches vermögen sie unseres Erachtens nichts zu ändern. Denn der 80. Satz des Syllabus lautet ganz allgemein und verweist auch nicht mit einer einzigen Silbe auf eine von anderswoher zu entlehnende Auslegung; er bildet überdies nichts als den knappen, programmatischen Ausdruck für die Stellung, die die Kirche der modernen Kultur und Wissenschaft gegenüber einnimmt und einnehmen muß, wenn sie ihrer seit mehr als anderthalbjahrtausenden festgehaltenen Auffassung von sich selbst getreu bleiben will. Dieser Auffassung gemäß kann sie keine andere religiöse Wahrheitsquelle anerkennen, als sich selbst. Nur was sie selbst, d. h. was der Papst lehrt, kann für die Gläubigen verbindlich sein, jede von anderswoher dargebotene, dem Kirchenglauben widerstreitende Erkenntnis ist vom Uebel. Der kirchliche Glaubensinhalt steht aber, weil göttlichen Ursprungs, unverrückt fest und läßt keinen Fortschritt, höchstens eine fortschreitende, nur dem obersten kirchlichen Lehramte zustehende Erklärung und Auslegung zu, und die Theologie hat lediglich die Aufgabe, die Vernunftgemäßheit und Angemessenheit der an sich schon gewissen Glaubenssätze darzutun. Die Kirche geht dabei freilich von der für sie selbstverständlichen Voraussetzung der durchgängigen Identität ihres jetzigen Lehrgehaltes mit dem Lehrgehalte der Offenbarung bezw. Christi aus; sie hält ihre Lehren für überzeitlich und deshalb unantastbar und entsetzt sich über das frevle Unterfangen historischer Kritik und Forschung, die zeitgeschichtliche Bedingtheit und Relativität der Offenbarungstatsachen und Offenbarungsurkunden mit scharfer, erbarmungsloser Sonde zu prüfen und ihre heiligsten Ueberlieferungen zu bezweifeln. Eben deshalb verfolgt die Kirche die historisch-kritische Wissenschaft, eine der glänzendsten Errungenschaften der Neuzeit, die ihr seit den Tagen eines Laurentius Valla so manche peinliche Ueberraschungen bereitete, mit unverhohlenem Mißtrauen. Aus demselben Grunde entzog sie den Universitäten, den Herden und Brennpunkten dieser gefährlichen Forschungen, die früher so reichlich bezeigte Gunst. In allen romanischen Ländern wurde den Theologen der Besuch der Universitäten untersagt; in Deutschland wird er erschwert und diskreditiert. Nur an den streng kirchlichen Schulen, in den sogenannten tridentinischen, d. h. nach der Vorschrift des tridentinischen Konzils eingerichteten, der mittelalterlich-scholastischen Lehrweise mit zäher Beharrlichkeit huldigenden, der bischöflichen Aufsicht unbedingt unterworfenen Lehranstalten sollen die theologischen Studien betrieben werden. In solchen Schulen wächst der spanische, der italienische Klerus heran; in solchen Schulen reifte die französische Geistlichkeit, deren vollkommene, wirklich Mitleid erregende Einflußlosigkeit auf das Leben und Denken des französischen Volkes sich in den jüngsten Kirchenwirren so augenfällig bekundet hat. Wo immer dieses kirchlich-mittelalterliche System herrscht, da wird die Jugend im Geiste

der Unselbständigkeit, im Geiste des blinden Vertrauens auf die Entscheidungen ausländischer Oberen, im weltentfremdeten Geiste einer jenseitsgerichteten Askese erzogen. So erklärt sich jener traurige Mangel an Forschungsenergie und spontanem Drang, den sogar strengkirchliche Theologen bei den Katholiken gewahren. So erklärt sich die gleichfalls im eigenen Lager zugestandene Inferiorität der Katholiken, die im Wesen des Katholizismus selbst ihre Wurzeln hat. So erklärt sich der unverkennbare Niedergang der romanischen Nationen, die sich, obschon seit mehr als einem Jahrtausend der kirchlichen Leitung ergeben, unbefriedigt und abgestoßen von ihrem Geiste, immer entschiedener und rücksichtsloser von ihr abwenden. Wo immer in unseren Tagen der Katholizismus gedeiht, da blüht er nicht in rein katholischen, sondern in protestanti-Ländern. In Deutschland, in England, in Nordamerika feiert er seine herrlichsten Triumphe, während er in Oesterreich-Ungarn versumpft, in Frankreich, Italien und Spanien trostlosem Verfalle entgegeneilt. Wohl glaubt Ehrhard den deutschen Katholiken das schöne Lob spenden zu können, sie hätten zu dem Ausspruche Anlaß gegeben: Germania docet. Aber nicht das katholische Deutschland lehrt, sondern das protestantische; von der protestantischen Wissenschaft, von der protestantischen Forschung, von der protestantischen Literatur zehrt die katholische. Im Banne protestantischen Ernstes und protestantischer Tiefe steht der deutsche Katholizismus, der eben als solcher ein wesentlich anderes Gebilde ist als der französische, italienische oder spanische; kommt der deutsche Katholik in romanische Länder und beobachtet er z. B. die neapolitanische oder sizilische Religiosität, so schämt er sich ihrer ins tiefste Herz hinein, wie umgekehrt der Italiener den deutschen Katholiken niemals für ganz voll nimmt und stets für einen verkappten Ketzer hält. Wo immer sich aber der deutsche Katholizismus dem romanischen nähert und auf strenge Kirchlichkeit besinnt, da kränkelt er in bedenklichem Maße an den Uebeln, an denen die französische Kirche dahinsiecht. Auch deutsche Katholiken verraten die Neigung, sich von den großen nationalen Aufgaben schmollend zurückzuziehen und lieber mit den radikalsten Religions- und Staatsfeinden, als mit ihren patriotischen Landsleuten zusammenzugehen. Auch sie können sich in Schmähungen nicht genug tun gegen die gottlosen Universitäten, diese vergifteten Reservoire des Unglaubens. Auch sie erblicken in veralteten Schulen ihr Heil, die in den romanischen Ländern längst zur Mißachtung der theologischen Wissenschaft, der Geistlichkeit und der Kirche geführt haben. Auch sie gewöhnen sich, selbst rein profane Dinge immer nur vom einseitig konfessionell-kirchlichen, statt vom breiteren und weiteren national-kulturellen Gesichtspunkte aus zu beurteilen. Auch sie stoßen so ihre Volksgenossen einfach von sich. Fehlt es doch sogar unter katholischen Prälaten, ja Universitätsprofessoren nicht an verblendeten Leuten, die sich der Feindschaft zwischen Kirche und Kultur freuen und rühmen. Sie sagen der Kultur und ihren Gütern, soviel an ihnen liegt, entschlossen ab, weil die Kinder des Lichtes mit den Kindern der Nacht, die Söhne Gottes mit den Sprossen des Teufels nicht paktieren dürften, und weil die Welt nur deshalb nichts von der Kirche wissen wolle, um sich dem drückenden Joche der Religion und ihrer strengen Gebote zu entziehen. Und es ist wahr, viele Weltkinder wandeln auf sündhaften Bahnen und führen kein heiliges Leben. Aber Millionen sehr gläubiger Katholiken sind nicht besser als sie. Wohl halten zahllose Moderne nichts oder wenig von kirchlicher Religiosität. Aber man muß sich, es ist höchste Zeit, die anmaßende Meinung abgewöhnen, Kirche und Religion, Kirche und Sittlichkeit seien eins, der Erkenntnis die Ehre gebend, daß es innerhalb der Kirche sehr viel Irreligiosität und sehr große Unsittlichkeit, außerhalb und vor

aller Kirche innigste Frömmigkeit und opferwilligste Tugend gab und gibt. Eine unermeßliche religiöse Sehnsucht, ein verzehrendes Gottesheimweh zieht wie lindes Frühlingswehen durch unsere Zeit. Es ist wie der Morgen eines neuen Tages, der verheißungsvoll anbricht. Die Kirche ist um der Menschheit, nicht die Menschheit um der Kirche willen da. Die Kirche wird sich daher der modernen Menschheit nähern müssen, wenn sie ihr nicht für immer entsagen und einsam mit ihren Ansprüchen und Dogmen in einem Wolkenland thronen will. Sie muß auf die Erde herabsteigen, modern reden und modern fühlen mit den modernen Menschen, wie sie mit dem Griechen griechisch, mit dem Römer römisch, mit dem mittelalterlichen Menschen mittelalterlich dachte und empfand. Erst wenn sie ihren alten Sauerteig ausfegt und sich mit einem neuen Geiste erfüllen läßt, erst dann sind wir mit Freuden bereit, unseren Glauben an eine innere Gegensätzlichkeit zwischen Kirche und Kultur fahren zu lassen. Vorerst können wir dies noch nicht. Doch wollen wir hoffen, so schwach auch unsere Hoffnung ist. Von ganzem Herzen schließen wir uns Ehrhards warmer Mahnung an: „Oeffnen wir unser Auge allen Strahlen des geistigen Lichtes, das der modernen Forschungsarbeit entströmt; denn auch dieses Licht stammt von dem Logos, dem Worte Gottes, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt."

München. Albert Schäffler.

Der Nationalverein. — Der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung. — Naumanns erste Reichstagsrede.

Die Reichstagswahlen haben dem Liberalismus aller Orten das Gefühl neuer Entwicklungsmöglichkeit gegeben. Bei den politisch organisierten Gruppen des Liberalismus, vor allem bei den Führern, ist neues Vertrauen zur Lösung alter und neuer parlamentarischer Aufgaben im Sinne des Liberalismus eingezogen; bei den Wählerschaften draußen sind jene schwer zu ergründenden Wandlungen zu beobachten, die eine Verschiebung des Zeitgeistes andeuten. Man weiß es nicht, warum das Wörtchen liberal mit einem Male wieder im Kurse zu steigen beginnt, warum sich ihm Menschen anschließen, die lange nichts von ihm wissen wollten. Das höhere Beamtentum des Staates ist z. B. eine Art Barometer für politisches Wetter — in vielen deutschen Staaten ist nach langer Pause diese Schicht aus jener toleranten Zurückhaltung herausgetreten, die man sehr oft auch volle Parteinahme für antiliberale Strömungen nennen konnte. Oben war der Liberalismus wieder hoffähig, weiter unten trat er wieder wie ein allgemeines Ideal auf. Niemand überschätze, was die Reichstagswahlen gewirkt haben; aber sie sind ein Moment in einer Wandlung, die sich langsam vorbereitet und die uns ein neues liberales Zeitalter schließlich bringen wird. Die Lebenszeit konservativ-klerikaler Herrschaft geht in den Seelen der Menschen seiner Auflösung entgegen.

Es ist nur allzu begreiflich, daß sich überall die Hände im Liberalismus regen, um festzuhalten, zu vergrößern, was unter glücklichen Zufällen errungen worden ist. Die Einigungsbewegung geht ihren Weg weiter; ihr sicherer Boden sind die Wählerschaften und sind in den liberalen Organisationen die

jüngeren Elemente, aber auch bei den Parlamentariern sind die Fortschritte sichtbar. Der Zusammenschluß der linksliberalen Gruppen des Reichstags zu einer gemeinsam handelnden Körperschaft ist, gegenüber dem bis vor kurzem tobenden Kampfe, ein außerordentlich starker Schritt nach vorwärts.

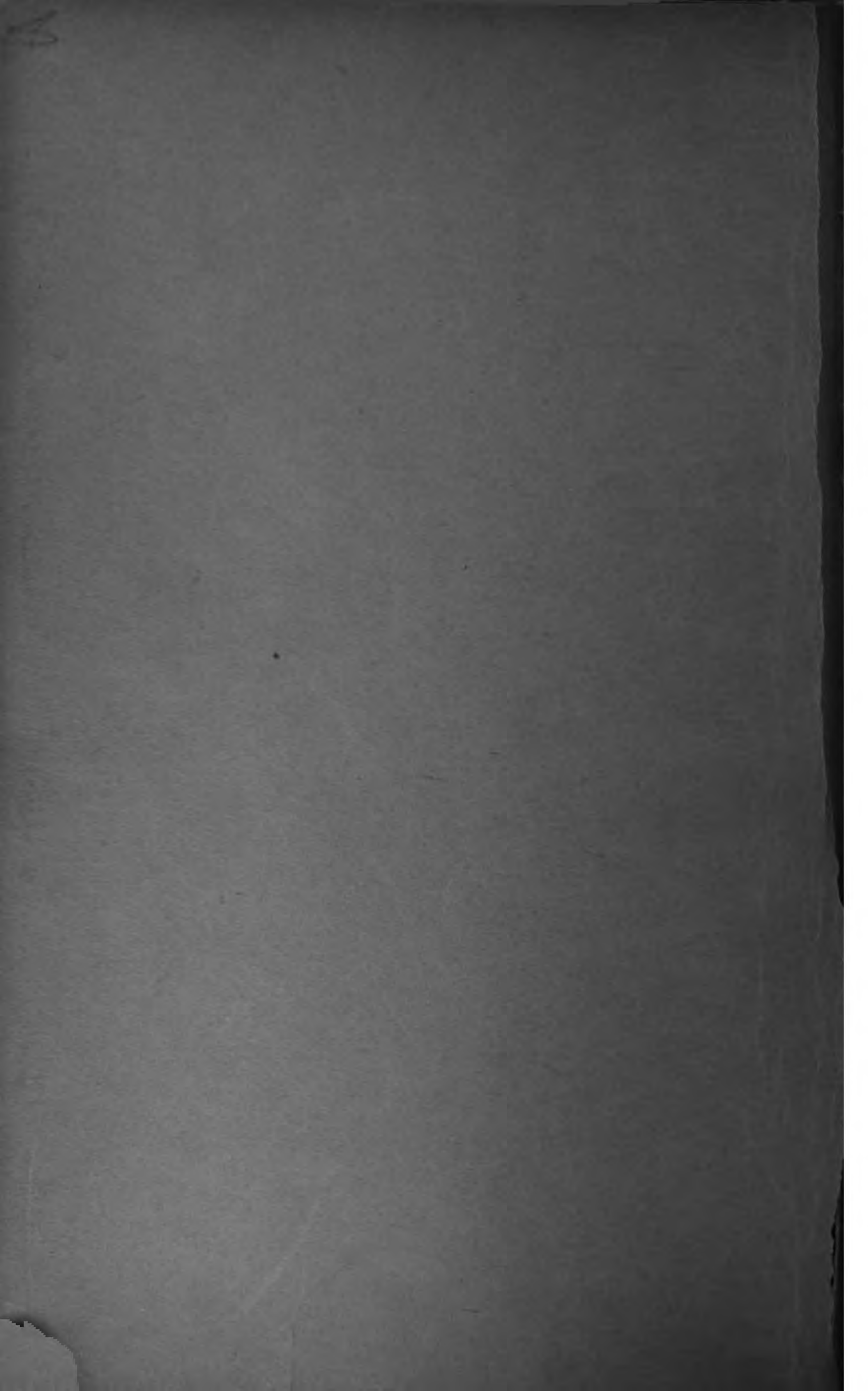
Der Nationalverein ist ein neues Zeichen des vorhandenen Einigungsbedürfnisses. Es ist ein kühnes Unterfangen, einen Namen zu wählen, der mit großen Erinnerungen verknüpft ist. Wenn konservative Blätter freilich geschrieben haben, das Wort Nationalverein werde zu Unrecht für ein liberales Unternehmen monopolisiert, da die Konservativen heute nicht minder national seien, so läuft dabei doch ein doppelter Irrtum unter: der alte Nationalverein ist mit der Geschichte des deutschen Liberalismus so enge verflochten, daß sein Name auch heute nichts anderes bedeuten kann als eine liberale Unternehmung, und zweitens glaubten die Konservativen der 60er Jahre genau so national zu sein, wie es die heutigen glauben; wenn ihnen die Entwicklung Deutschlands Unrecht gab, so sollte das die heutigen Konservativen mahnen, sich auf die Vergänglichkeit konservativer Gedankenwelten zu besinnen — denn alles Leben ist Fortschritt. Eine Gewissensfrage für den neuen Nationalverein ist nicht die Zweckmäßigkeit seines Namens, sondern vielmehr das andere: ob er ein Ziel vor Augen haben kann, das weite Kreise der Nation zu ergreifen vermag, das ihm die besten Geister des Landes verbindet und das in letzter Linie auch bei einem Mißerfolg seinen Wert in sich trägt. Wir vergleichen nicht das Ziel des alten Nationalvereins mit dem des neuen, denn aus solchen Vergleichen entspringt die Lebenskraft der Lässigen mit ihrem „damals freilich war es ganz anders". Das Ziel der Gegenwart: für Deutschland eine neue Aera liberalen Lebens herbeizuführen und mit dieser liberalen Welt die deutsche Arbeiterschaft in Verbindung zu setzen, ist in seiner Art so bedeutungsvoll, daß die Mühe einer Generation mit gutem Gewissen daran gesetzt werden kann. Auf vier Punkte will der Nationalverein nach seinem Programm die Arbeit richten: auf die Macht des Staates nach außen, auf die freiheitliche Entwicklung im Innern, auf die Erziehung der künftigen Staatsbürger im Sinne der Kultur und der Freiheit, und viertens auf die soziale Reform. Nirgendwo verbürgt ein Programm den Erfolg eines Unternehmens; entscheidend ist nur, was Nützliches getan wird. Deshalb möge der Nationalverein sich nicht bekümmern, wenn diejenigen, denen nichts einfiel und nichts einfällt, sein Programm verschwommen finden. Er tröste sich mit dem alten Nationalverein. Am 1. November 1859 schreibt Schulze-Delitzsch an Bennigsen: „Es herrscht im Publikum überall noch eine große Unklarheit über Mittel und Zwecke unseres Vereins, die Leute wissen so wenig, wie sie sich dessen Wirksamkeit denken sollen, und überall tritt einem die Frage entgegen, wie wir denn eigentlich zu operieren gedächten. In unserem Aufruf konnten wir uns auf Erläuterungen darüber nicht einlassen und mußten dieselben der Presse überlassen, die übrigens bisher noch nichts getan hat und vielleicht nicht einmal ganz in unserem Sinne die Sache löste, geben wir ihr nicht das Erforderliche an die Hand." — Das sind Worte, die heute geschrieben sein könnten, und wenn aus dem alten Nationalverein trotzdem etwas geworden ist, so darf auch der neue guten Mutes sein, denn sein Wollen entspricht einer Notwendigkeit unseres nationalen Lebens, — damit ist alles gesagt, was zu seiner Rechtfertigung nötig ist.

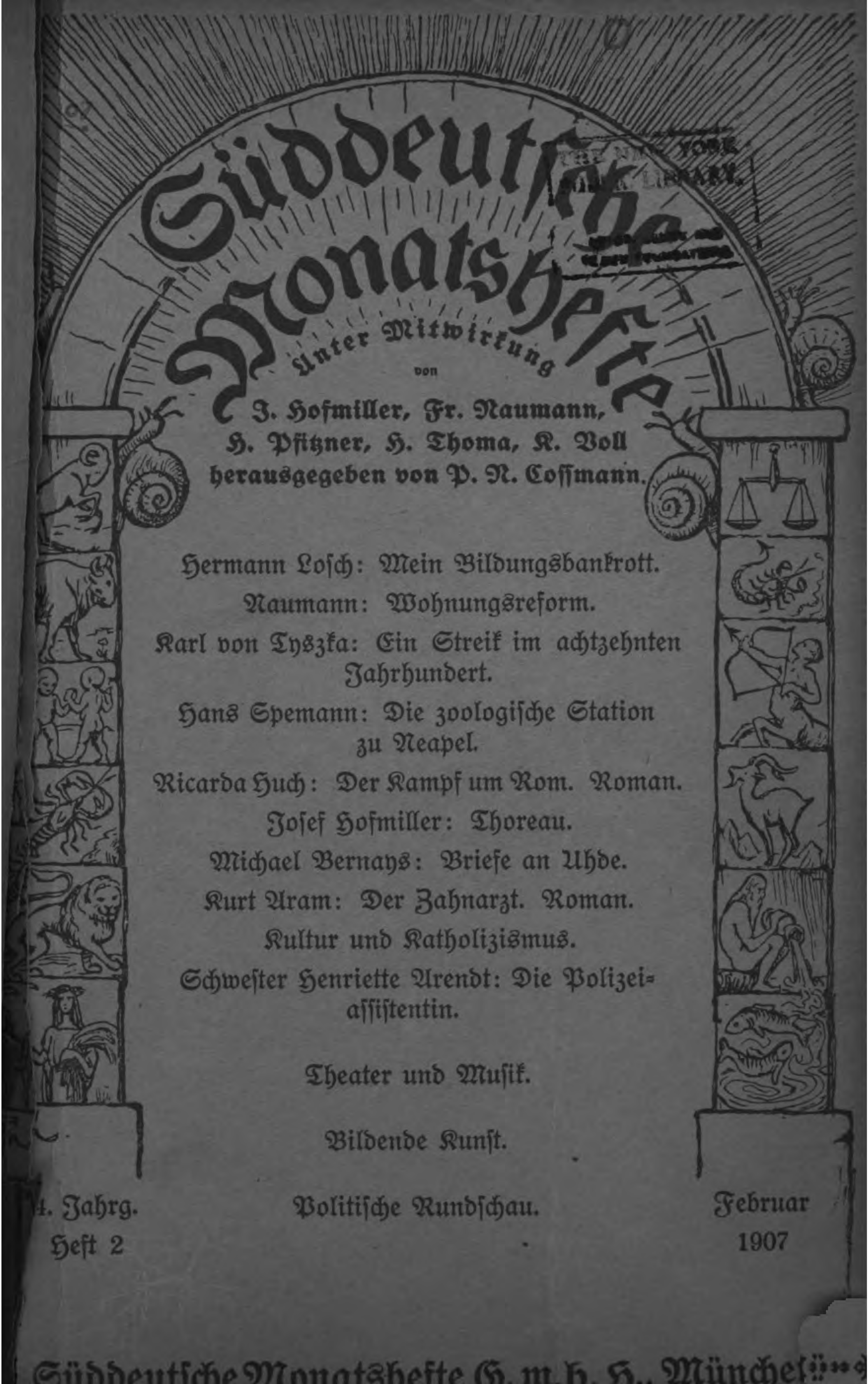
Man kann es den parlamentarischen Fraktionen des Liberalismus nicht verübeln, wenn sie die neue Gründung mit nicht allzu freundlichen Augen ansehen. Denn niemand sieht sich gerne übergangen. Aber die Gründe für die Ausschaltung der Fraktionen sind so triftig, daß man gerade diesen Schritt des

Nationalvereins allseitig schließlich billigen wird. Die Fraktionen sind unentbehrlich für die Einigung des Liberalismus; aber in ihnen sitzen zugleich die stärksten Hemmnisse einer rasch vorwärtsschreitenden Einigungsbewegung. Wir bescheiden uns gerne mit dem Gedanken, daß der in den Fraktionen angehäufte politische Verstand des Liberalismus das Mögliche besser zu erkennen vermag, als wir in jener blinden Menge unverantwortlich fühlender Seelen. Auf der andern Seite sind in den politischen Fraktionen die sachlichen Gegensätze persönlich gesteigert, und die Schwierigkeiten der Einigung werden vor allem gemessen an der Möglichkeit der eignen Vorherrschaft im künftigen Einheitsliberalismus. Das sind Schwierigkeiten, die jede Einigungsarbeit der Fraktionen so stark verlangsamen, daß inzwischen draußen im Lande der Wille zur Einigung aufs schwerste geschädigt werden könnte. Heute ist dieser Wille da: man wird ihn entweder für den Liberalismus fruchtbar machen oder für lange Zeit eine günstige Gelegenheit verpassen. Die Fraktionen sind in diesem Punkt aktionsunfähig; sie müssen es andern überlassen, im Interesse des Liberalismus ein Stück Arbeit zu leisten. Da es jedem einzelnen Parlamentarier möglich ist, als Privatperson dem Nationalverein beizutreten, so steht jedem die Möglichkeit der Mitarbeit und der Entwicklung von Einfluß offen. Es wird gelingen, auf diesem Wege schließlich auch die liberalen Fraktionen mit dem Nationalverein zu verbinden.

Bisher hat nur eine der großen liberalen Organisationen zum Nationalverein Stellung genommen: die Freisinnige Vereinigung. Wenigstens hat ihr Vorsitzender R.-A. Schrader bei der Eröffnung des Parteitags mit warmen Worten des Nationalvereins gedacht und seiner Arbeit die besten Erfolge gewünscht. Dieser Parteitag der Freis. Vereinigung, der am 6. und 7. April in Berlin stattfand, hat in einem Teil der Presse Beschreibungen gefunden, die seinem Verlauf in keiner Weise entsprachen. Man las von schweren Meinungsverschiedenheiten zwischen Barth und Naumann, von neuer Scheidung zwischen Freisinnigen und alten Nationalsozialen und von andern Dingen, die als hoffentlich bona fide entstandene Irrtümer liberaler Bruderliebe zu bezeichnen sind. Es möge zunächst als das Wichtigste festgestellt werden, daß dieser Parteitag eine so vollständige Verschmelzung freisinniger und nationalsozialer Elemente zeigte, wie keiner der früheren. Niemand unter den Teilnehmern — die erdrückende Menge waren Männer zwischen 25 und 45 Jahren — hat seine Stellung irgendwie nach diesen Unterschieden früherer Parteizugehörigkeit geregelt; in dieser arbeitsfrohen und begabten Gemeinschaft von nahezu 200 Delegierten (darunter auch Frauen) ist für und wider nur nach sachlichen Gesichtspunkten Stellung genommen worden. Ich habe mich angesichts gewisser Preßberichte gefragt, ob irgendwo bei einer verschiedenen Beurteilung von Anträgen und Meinungen, z. B. die ursprünglich rein nationalsozialen Elemente Süddeutschlands geschlossen andern Gruppen gegenübergestanden hätten — es war nirgendwo der Fall, und man muß, um anderes zu behaupten, über die politische Herkunft der Delegierten vollkommen unorientiert gewesen sein. Deshalb ist es auch vollkommen irrig, wenn man bei der verschiedenen Beurteilung der gegenwärtigen politischen Lage durch Barth und Naumann einen Widerhall in bestimmten Schichten des Parteitags hat finden wollen — es standen je nach ihrem Empfinden Nationalsoziale und Freisinnige bei Barth oder bei Naumann. Aber nun diese Meinungsverschiedenheit selber! Es sind amerikanische Phantasien, wenn man Barths Amerikareise mit einer Verstimmung gegen Naumann in Zusammenhang bringt — mit vollster Aufrichtigkeit ist von Barth wie von Naumann

auf dem Parteitag gesagt worden, daß man in allen wesentlichen Fragen liberaler Politik genau wie früher übereinstimme. Barths Verzicht auf die „Nation" und das Unternehmen einer halbjährigen Amerikareise ist seelisch durchaus erklärlich: Barth, dessen Beruf die Politik ist, hat wiederum nicht die Möglichkeit parlamentarischer Betätigung erlangt; vom preußischen Landtag und vom Reichstag schon seit mehreren Jahren ausgeschlossen bedeutet seine letzte Niederlage eine weitere Verdrängung von der ihm wichtigsten Aufgabe des Parlamentariers auf 5 Jahre. Man braucht seinen Entschluß nicht völlig zu billigen und wird ihn doch zu verstehen vermögen. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Barth und Naumann lag in der Frage, wie man die heutige Lage des Liberalismus anzusehen hat — eine Meinungsverschiedenheit, die ganz von selber auf den Wert einer akademischen Erörterung zurückzuführen ist, denn keiner der beiden Männer, noch der Parteitag wollten über diese Frage Beschlüsse fassen: nichts anderes als eine Klärung der Anschauungen war beabsichtigt und niemand auf dem Parteitag hat es anders angesehen — man hat nachher so freundschaftlich zusammengesessen wie zuvor. Das Rededuell der beiden Männer war im höchsten Maße fesselnd; als Naumann seinen Vortrag über die politische Lage begann, war der Saal des Architektenhauses so gedrängt voll, daß die 200 Delegierten unter der Masse der übrigen Zuhörer fast verschwanden. Barth hatte sich im voraus als erster Diskussionsredner zum Worte gemeldet; es gehört zu jenen unbegreiflichen Mitteilungen eines Teiles der Preßberichte, daß Barth erregt gewesen sein soll — er war vorher und nachher genau so wie immer und jedenfalls weit davon entfernt, in seiner Rede etwas anderes zu sehen, als die selbstverständliche Aeußerung einer etwas anders gerichteten Meinung, zu deren Austausch Parteitage vorhanden sind. Als Redner kann sich Barth mit Naumann nicht messen; aber er besitzt eine außerordentlich wirksame dialektische Begabung: er zergliedert die Dinge mit unerbittlichem Verstande, wo Naumann in großen Zügen zusammenfaßt. Naumann sieht die jetzige Lage des Liberalismus nicht rosiger an als Barth, aber will das Gute nehmen, wo er es findet: ein durchaus realpolitischer oder besser gesagt positiver Zug ging durch seine ganze Rede Barth, unverantwortlich gegenüber den Aufgaben des Parlaments, verhält sich skeptisch zu den Möglichkeiten liberaler Erfolge. Das sind Differenzen, wie sie unter gebildeten Politikern noch gestattet sind. Was in letzter Linie dahinterliegt, sind Gegensätze der Temperamente; Naumann ist bei allem „Doktrinarismus", den ihm jene Elemente nachsagen, die die „Praxis" zum Deckmantel ihrer Unwissenheit zu nehmen pflegen, durchweg ein Mann des Handelns und nicht der Gelehrsamkeit, aufgeschlossen für alle neuen Erfahrungen und dem erreichbaren Ziele hingegeben, nicht den Mitteln; Barth besitzt etwas von jener Objektivität der Gelehrten, die im Streben nach dem Ding an sich nicht jeder Situation rasch handelnd sich anzupassen vermag. Ehe man solche Naturen verwirft, bedenke man, was sie für reine Lebensauffassung, auch in der Politik, und für eine Läuterung alles Handelns bedeuten. Es war für den Parteitag der Freisinnigen Vereinigung ein für andere Parteien vielleicht nicht so leicht erreichbarer Genuß, diese beiden Naturen voll Kraft der Meinung und der persönlichen Kultur miteinander streiten zu sehen; deshalb auch die „lärmenden Kundgebungen", von denen gewisse Zeitungen berichteten: Naumann wie Barth mußten am Schlusse ihrer Reden in einer Versammlung gebildeter Menschen mit allseitigem stürmischen Beifall begrüßt werden. Daß die Mehrzahl der Versammlung auf der Seite desjenigen stand, der handeln muß und deshalb handeln will, kam





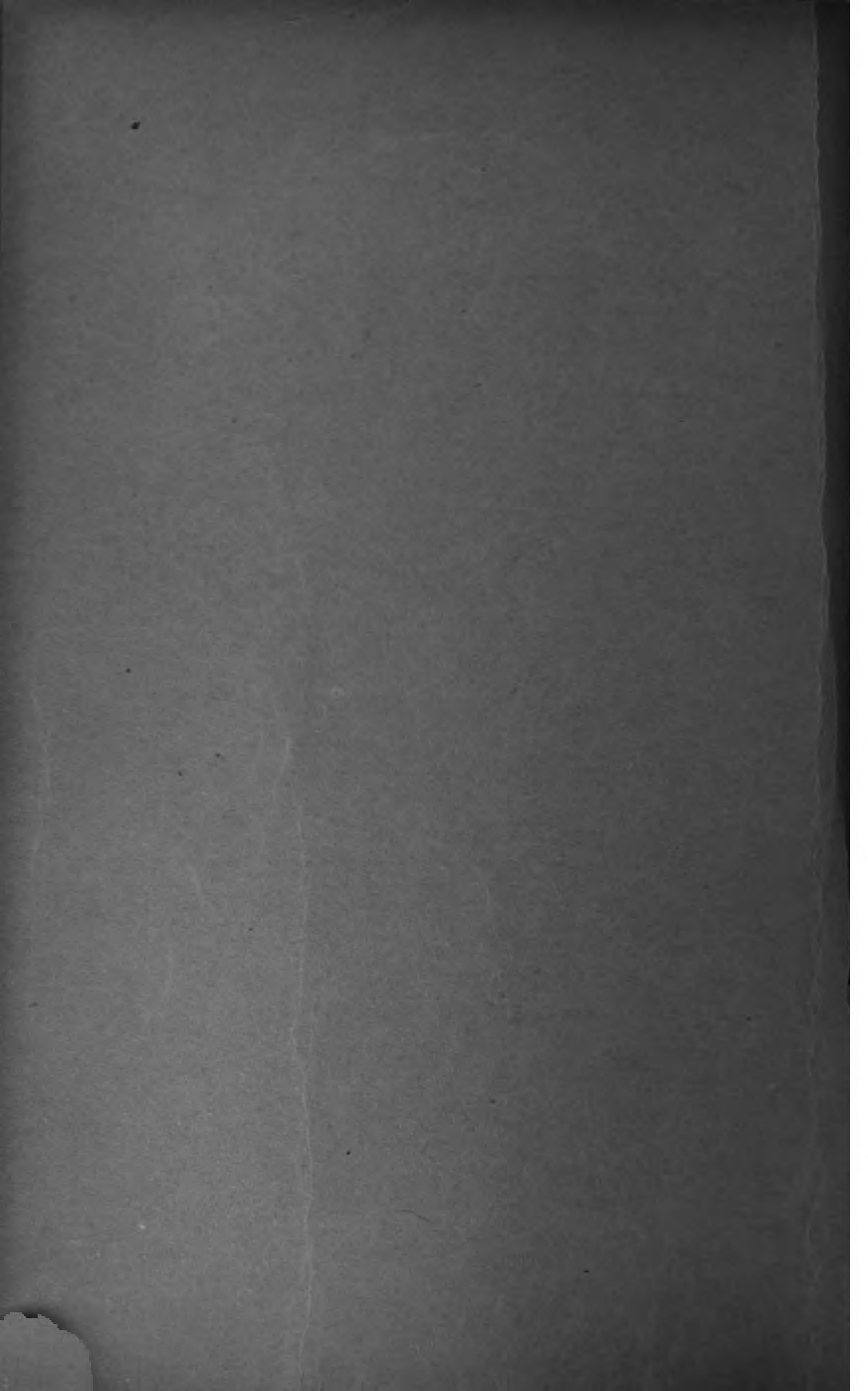
Süddeutsche Monatshefte

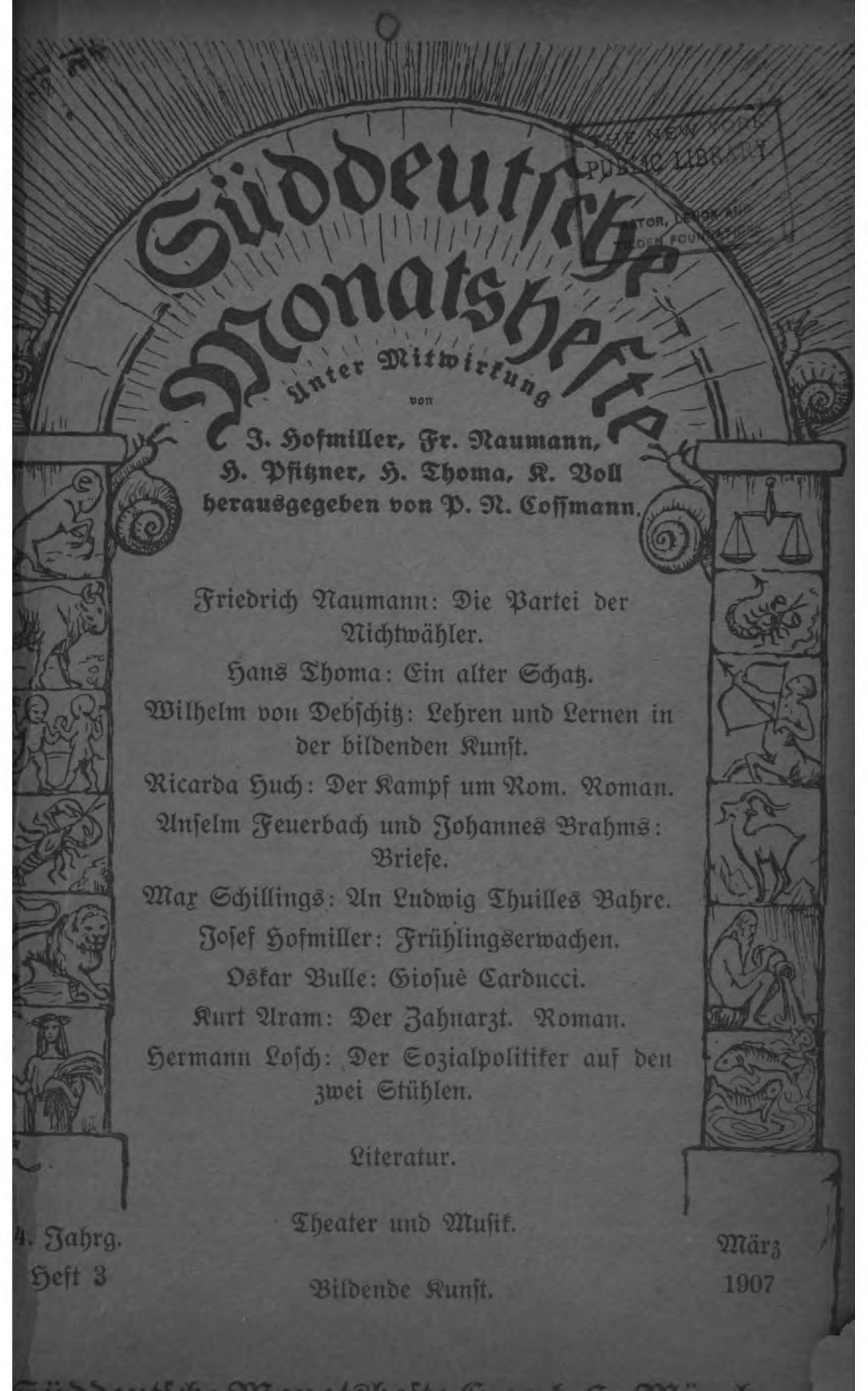
unter Mitwirkung
von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
herausgegeben von P. N. Cossmann.

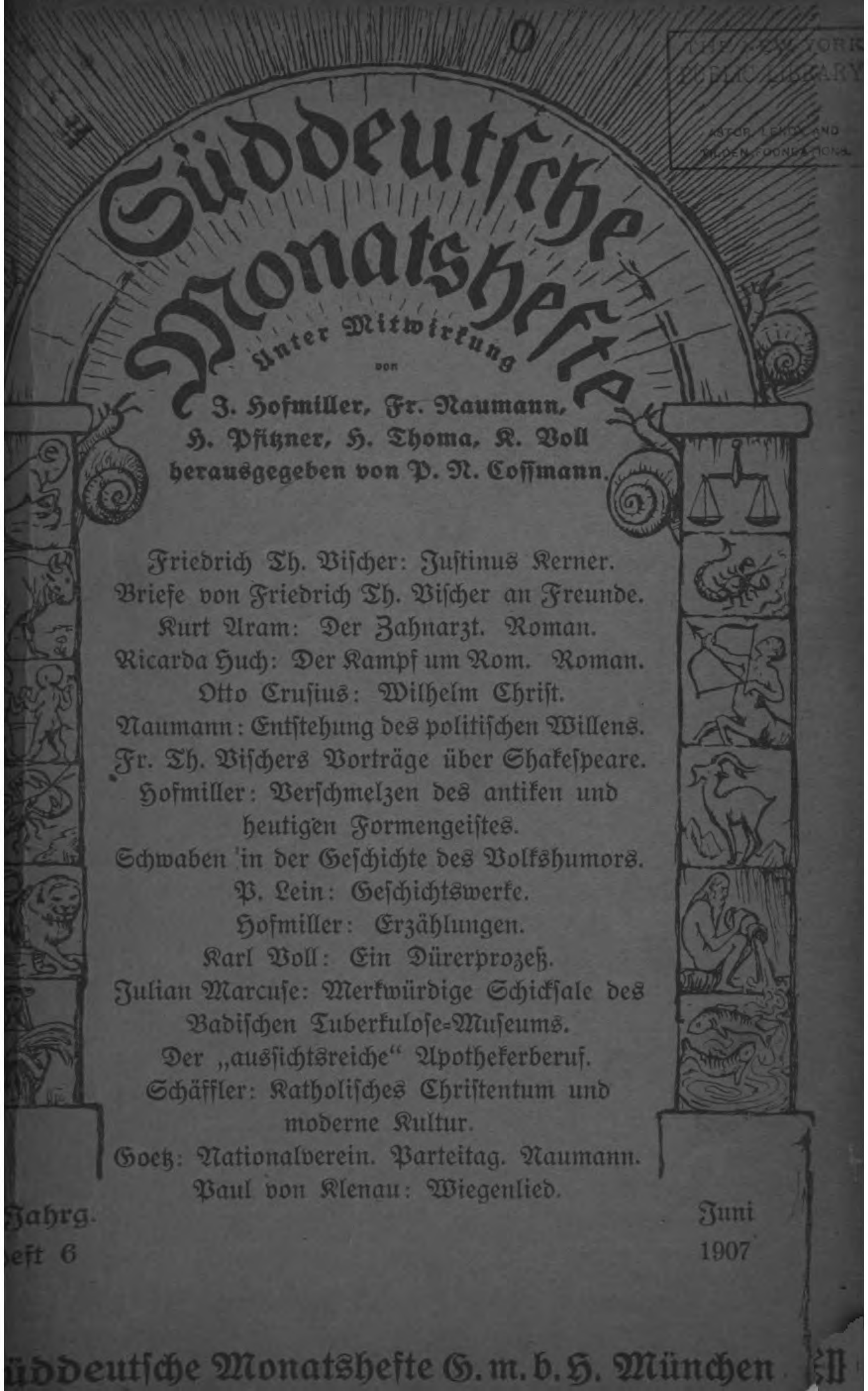
4. Jahrg.
Heft 2

Februar
1907

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München




Süddeutsche Monatshefte
unter Mitwirkung
von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
herausgegeben von P. N. Cossmann.
Friedrich Naumann: Die Partei der Nichtwähler.
Hans Thoma: Ein alter Schatz.
Wilhelm von Debschitz: Lehren und Lernen in der bildenden Kunst.
Ricarda Huch: Der Kampf um Rom. Roman.
Anselm Feuerbach und Johannes Brahms: Briefe.
Max Schillings: An Ludwig Thuilles Bahre.
Josef Hofmiller: Frühlingserwachen.
Oskar Bulle: Giosuè Carducci.
Kurt Aram: Der Zahnarzt. Roman.
Hermann Losch: Der Sozialpolitiker auf den zwei Stühlen.
Literatur.
Theater und Musik.
Bildende Kunst.
4. Jahrg.
Heft 3
März
1907


Süddeutsche Monatshefte
unter Mitwirkung
von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
herausgegeben von P. N. Cossmann.
Friedrich Th. Vischer: Justinus Kerner.
Briefe von Friedrich Th. Vischer an Freunde.
Kurt Aram: Der Zahnarzt. Roman.
Ricarda Huch: Der Kampf um Rom. Roman.
Otto Crusius: Wilhelm Christ.
Naumann: Entstehung des politischen Willens.
Fr. Th. Vischers Vorträge über Shakespeare.
Hofmiller: Verschmelzen des antiken und heutigen Formengeistes.
Schwaben in der Geschichte des Volkshumors.
P. Lein: Geschichtswerke.
Hofmiller: Erzählungen.
Karl Voll: Ein Dürerprozeß.
Julian Marcuse: Merkwürdige Schicksale des Badischen Tuberkulose-Museums.
Der „aussichtsreiche“ Apothekerberuf.
Schäffler: Katholisches Christentum und moderne Kultur.
Goetz: Nationalverein. Parteitag. Naumann.
Paul von Klenau: Wiegenlied.
Jahrg.
Heft 6
Juni
1907
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

AN einer wirklich vollständigen und textgetreuen deutschen Ausgabe der Erzählungen aus den 1001 Nächten fehlte es bisher durchaus; Bearbeitungen und Verunstaltungen vertraten die Stelle des Urbildes. Von Freunden unseres Verlages ist uns seit Jahren immer wieder nahegelegt worden, eine solche Ausgabe zu schaffen, und diese Anregungen kamen einem von uns selbst lange gehegten Plan entgegen. In Felix Paul Greve haben wir nun einen Bearbeiter gewonnen, der durch eine Reihe meisterhafter Übersetzungen, auch aus der Märchenliteratur, einen wohlbegründeten Ruf genießt. Die klassische englische Ausgabe von Richard F. Burton, die Frucht einer mehr als dreißigjährigen Arbeit, liegt seiner Bearbeitung zugrunde; daneben sind andere abendländische Ausgaben, namentlich auch die sechzehnbändige französische, die vor kurzem abgeschlossen wurde, sorgfältig benutzt und zum Vergleich herangezogen worden.

Zum erstenmal wird nun der deutsche Leser in unserer Ausgabe eine der reichsten und wunderbarsten Quellen ursprünglicher Kunst, einen gigantischen Weltenspiegel wirklich kennen lernen. Kalifen, Sultane, Vezire, Kaufherren, Barbiere, Lumpen, Königstöchter, Kurtisanen, Mägde — sie alle erhalten zurück, was ihnen gebührt: Milieu und Eigenexistenz in dem, was sie kennzeichnet. Nicht mehr schemenhafte Typen sind sie, sondern Individuen. Und wer könnte aufzählen, was uns die Märchen und Erzählungen geben, ohne selber ein Buch zu schreiben! Hier lesen wir von nie zu besiegender Liebe, die durch Wüsten wandert oder durch Zauberlande der Dschann, die der Verführung widersteht und dem Willen der Eltern. Und wir lesen von schamloser Arglist und von den Listen des Weibes; von unternehmenden Kaufherren, die die bekannte Welt durchfahren und Reichtümer häufen, und von ihrem Leben zu Hause; von Fischern und ihrer Armut; von dem geschwätzigen Barbier, der mit so viel Humor geschildert ist, daß man sich nicht wundern würde, wenn er plötzlich in der Schenke zum Wilden Schweinskopf erschiene; von dem großmächtigen Fürsten der Gläubigen, Harûn al-Raschid, der eigenhändig den Liebenden ein Gericht Fische brät. Und von Sindibad, dem König und Freund der Jagd, der seinen Falken selbst im Schlafe nicht von der Faust ließ, von der Fee Perî-Banû; von dem Jüngling Alî Nur ed-Dîn; von Ghânim, dem Sklaven der Liebe; von Alā ed-Dîn und der Wunderlampe; von dem Schneider und dem Buckligen, und von der Kirke Dschullanâr und der Messingstadt und tausend andern Wesen und Dingen und Begebenheiten.

Für Kinder ist eine solche ungekürzte Ausgabe des Riesenwerkes nicht bestimmt; überzarte Gemüter werden vielleicht an manchem darin Anstoß nehmen. Aber wir veranstalten unsere Ausgabe nicht

wegen, sondern trotz des für unsere Zeit vielleicht oft allzuderben, das in den tausendundein Nächten erzählt wird, in der Überzeugung, daß ein Werk von solchem Ewigkeitswert, das Goethe, wie er selbst sagte, über trübe Tage hinweghalf, auch in seiner Vollständigkeit das Licht des Tages nicht zu scheuen braucht. Welch ein Quell hier neu erschlossen wird, das mögen einige Sätze aus der Einleitung von Hugo von Hofmannsthal verkünden, die wir hier aneinanderreihen:

WIR hatten dieses Buch in Händen, da wir Knaben waren; und da wir zwanzig waren und meinten weit zu sein von der Kinderzeit, nahmen wir es wieder in die Hand, und wieder hielt es uns, wie sehr hielt es uns wieder! ... Nun sind wir Männer, und dieses Buch kommt uns zum drittenmal entgegen, und nun sollen wirs erst wirklich besitzen. Was uns früher vor Augen gekommen ist, waren Bearbeitungen und Nacherzählungen; und wer kann ein poetisches Ganzes bearbeiten, ohne seine eigentümlichste Schönheit, seine tiefste Kraft zu zerstören? Das eigentliche Abenteuer freilich ist unverwüstlich und bewahrt, nacherzählt und wiederum nacherzählt, seine Kraft; aber hier sind nicht bloß Abenteuer und Begebenheiten, hier ist eine poetische Welt, — und wie wäre uns, wenn wir den Homer nur aus der Nacherzählung seiner Abenteuer kennten? Hier ist ein Gedicht, woran freilich mehr als einer gedichtet hat; aber es ist wie aus einer Seele heraus, es ist ein Ganzes, es ist eine Welt durchaus. Und was für eine Welt! Der Homer möchte in manchen Augenblicken daneben farblos und unnaiv erscheinen. Hier ist Buntheit und Tiefsinn, Überschwang der Phantasie und schneidende Weltweisheit; hier sind unendliche Begebenheiten, Träume, Weisheitsreden, Schwänke, Unanständigkeiten, Mysterien; hier ist die kühnste Geistigkeit und die vollkommenste Sinnlichkeit in eins verwoben. Es ist kein Sinn in uns, der sich nicht regen müßte, vom obersten bis zum tiefsten; alles was in uns ist, wird hier belebt und zum Genießen aufgerufen.

Es sind Märchen über Märchen, und sie gehen bis ans Fratzenhafte, ans Absurde; es sind Abenteuer und Schwänke, und sie gehen bis ins Groteske, ins Gemeine; es sind Wechselreden, geflochten aus Rätseln und Parabeln, aus Gleichnissen, bis ins Ermüdende: aber in der Luft dieses Ganzen ist das Fratzenhafte nicht fratzenhaft, das Unzüchtige nicht gemein, das Breite nicht ermüdend, und das Ganze ist nichts als wundervoll: eine unvergleichliche, eine vollkommene, eine erhabene Sinnlichkeit hält das Ganze zusammen.

Wirklich, wir kannten nichts, da wir nur die Begebenheiten aus diesem Buche kannten; sie konnten uns grausig und gespenstig scheinen; es war nur, weil sie aus der Luft ihres Lebens gerissen waren. In diesem Buche ist kein Platz für Grausen; das ungeheuerste

Leben erfüllt es durch und durch. Die ungeheuerste Sinnlichkeit ist hier Element. Sie ist in diesem Gedicht, was das Licht in den Bildern von Rembrandt, was die Farbe auf den Tafeln Tizians ist. Wäre sie irgendwo eingeschränkt und durchbräche an einzelnen Stellen diese Schranken, so könnte sie beleidigen; da sie ohne Schranken dies Ganze, diese Welt durchflutet, ist sie eine Offenbarung. . . .

Sehen wir so die grenzenlose Sinnlichkeit von innen her mit eigenem Lichte sich erleuchten, so ist zugleich dies Ganze mit einer poetischen Geistigkeit durchwoben, an der wir mit dem lebhaftesten Entzücken vom ersten Gewahrwerden zum vollen Begriff uns steigern. Eine Ahnung, eine Gegenwart Gottes liegt auf allen diesen sinnlichen Dingen, die unbeschreiblich ist. Es ist über dieser Wirrnis von Menschlichem, Tierischem und Dämonischem immer das strahlende Sonnenzelt ausgespannt oder der heilige Sternenhimmel. Und wie ein sanfter, reiner, großer Wind wehen die ewigen, einfachen, heiligen Gefühle, Gastlichkeit, Frömmigkeit, Liebestreue durch das Ganze hin. . . .

Unvergleichlich ist diese Lebenswelt, und durchsetzt von einer unendlichen Heiterkeit, einer leidenschaftlichen, kindlichen, unauslöschlichen Heiterkeit, die alles durcheinanderschlingt, alles zueinanderbringt, den Kalifen zum armen Fischer, den Dämon zum Hökerweib, die Schönste der Schönen zum buckligen Bettler, Leib zu Leib und Seele zu Seele. Wo hatten wir unsere Augen, da wir dies Buch ein Labyrinth und voll Unheimlichkeit fanden! Es ist unsäglich fröhlich. Noch das böse Tun, das böse Geschehen umgaukelt es mit unendlicher Heiterkeit. . . .

Wo hatten wir unsere Sinne, als wir dies Buch unheimlich fanden! Es ist ein Irrgarten, aber ein Irrgarrten der Lust. Es ist ein Buch, das ein Gefängnis zum kurzweiligen Aufenthalt machen könnte. Es ist, was Stendhal davon sagte. Es ist das Buch, das man immer wieder völlig sollte vergessen können, um es mit erneuter Lust immer wieder zu lesen."

Leipzig, Anfang 1907.

DER INSEL-VERLAG

DIE BLÄTTER ZUR PFLEGE PERSÖNLICHEN LEBENS

VON

DR. JOHANNES MÜLLER

wenden sich an die wenigen unter den denkenden Menschen, die ihr Wesen als ein Problem lebendig empfinden, das quälend nach Lösung verlangt, und in ihrem Leben eine verborgene Bestimmung verspüren, die sie erfüllen müssen. Denn

das Problem des Menschen ist ihr Gegenstand.

Vom Osten bis zum Westen leuchtet heute die Klarheit im innersten Leben der Menschheit auf, daß wir noch nicht sind, was wir sein sollen, sondern Übergangsformen, untermenschliche Existenzen, chaotische Erscheinungen. Und in vielen, die das Leuchten weckte, ist die Sehnsucht nach einem neuen Werden entbrannt, das die Wahrheit des Menschen zu Tage bringt und uns nach dem langen Leiden unter dem Leben zu der neuen Art Leben führt, die uns eigentümlich ist. Sie sind es, die diese Blätter suchen. Denn

die Menschwerdung ist ihr Ziel.

Diese wenigen, die sie allein verstehen werden, weisen sie aus dem Getümmel des Tages und aus den Kämpfen der Weltanschauungen, die ja alle nur Befangenheiten

unsrer untermenschlichen Existenz sind, in die geheimnisvolle Tiefe ihres Selbst, daß sie ihr eigentliches Wesen zu entdecken und ihm zum Leben zu verhelfen suchen. Und ihr Interesse lenken sie von den glänzenden Eitelkeiten einer Scheinkultur, die nur eine gesteigerte Vegetation menschlicher Fähigkeiten ist, auf die echte Herrlichkeit, die uns eine

Kultur des menschlichen Wesens

bringen wird. Was wir zunächst als unser Selbst kennen, ist ja nur ein widerspruchsvolles trübes Gemisch von Instinkten, Gewohnheiten, Interessen und Überzeugungen, die uns beseelen und bestimmen. Aber das sind wir nicht selbst, sondern fremde Mächte, von denen wir in Liebe oder Haß besessen sind. Darunter liegt schlaftrunken und traumbefangen unser eigentliches Wesen, von dem die allgemein menschliche Erlösungssehnsucht und das Verantwortlichkeitsgefühl auch denen dunkle Kunde gibt, die niemals die Stimme ihres Genius vernahmen. Das ist es allein, was erst aus den vegetierenden Lebewesen der „Zweihänder" Menschen macht. Darum werden wir aber auch nur dann erst in unserm persönlichen wie allgemeinen Dasein auf die Höhe wirklicher Menschen gelangen, wenn dieser eigentliche Wesenskern in uns zur Entfaltung und schöpferischen Auswirkung kommt.

Allen, die dafür Witterung haben, sollen die Blätter

Spuren des Lebens

finden helfen. Nicht theoretisch, sondern praktisch: durch den Ruf zum Leben, das erlösende Wort für die dunkeln Empfindungen unsrer verborgenen Werdelust und Werdenot; durch Aufklärungen über die Tatsachen

und Gesetze unsers eigentlichen Wesens, über die Bedingungen seines Werdens und Lebens, über die neuen Tafeln der Werte und die Neuordnung der Dinge, der wir entgegengehen; durch Anregungen zu eigenen Lebensversuchen und Entdeckungen; durch Mitteilungen von Beobachtungen und Erfahrungen in dieser Richtung, durch Beleuchtung unsrer geistigen Güter und Ideale von der Menschwerdung aus, durch Fingerzeige nach diesem alles umfassenden Ziel.

Nicht Gedankengespinste, sondern Früchte des Lebens

bieten die Blätter. Darum sind sie auch nur aus dem Erleben heraus zu verstehen. Sie zeigen den Suchenden eine Fährte. Aber wer sie nur in Gedanken verfolgt, wird sie niemals finden. Nur wer danach im eigenen Leben seine persönliche Spur sucht, wird sie für sich entdecken. Darum sind die Blätter nur für selbständige Menschen und solche, die es werden wollen,

für Selbstsucher, nicht für Nachläufer.

Sie machen niemand abhängig, sondern stellen jeden auf die eigenen Füße. Sie wollen keine Anhänger und keine Gemeinde haben, sondern nur den verstreuten Menschen der Sehnsucht, in denen sich die Schwingungen und Spannungen eines neuen Lebens regen, eine Hilfe am Werden sein.

Dieses Flugblatt möchte alle, in denen bei diesen Andeutungen eine verwandte Saite zu klingen beginnt, einladen, die Blätter kennen zu lernen, und auch wenn man sie nach Gerüchten oder Vorurteilen zu kennen meint, selbst einmal einen Band zu lesen. Denn die Äußerungen der Überraschung sind zu häufig, daß man etwas ganz andres fand, als man vermutete, daß man Entdeckungen machte, die man nicht für möglich hielt.

Die Blätter werden nur direkt vom Verlag an die Leser versandt. Sie erscheinen in Jahresbänden zu 4 Heften. Das Abonnement kann jederzeit erfolgen, worauf die bisher erschienenen Hefte des Jahres nachgeliefert werden, und gilt bis zur Abbestellung, die nach Abschluß eines jeden Bandes eintreten kann. Der Abonnementpreis beträgt bei freier Zusendung für Deutschland M. 3.40. Die früheren Bände werden den neuen Abonnenten zu ermäßigtem Preis auf ihren Wunsch nachgeliefert.

Der laufende Jahrgang wird sich vorzüglich mit dem Problem des gemeinschaftlichen Lebens beschäftigen. Das bisher erschienene 1. Heft versucht zunächst die innere Struktur des gewöhnlichen Lebens der Menschen untereinander klarzustellen:

Die vergebliche Sehnsucht nacheinander — Die Beschränktheit in sich und die Selbstsucht — Die vorgefaßte Meinung und das reflektierte Verhalten — Das instinktive Widereinander — Der Standpunkt der Wiedervergeltung — Recht und Eigentum — Das gemeinschaftliche Leben.

Außerdem enthält es unter anderem Briefe über Beruf und neues Leben (an einen Leutnant) und über standesgemäßes Leben und standesgemäße Kindererziehung. Die folgenden Hefte werden voraussichtlich enthalten:

Von der inneren Verworrenheit — Was ist Stil? — Sittliche Hypochondrie — Die Entstehung des Lebens — Persönliches und nationales Leben — Buddhismus und Christentum — Hemmungen des Lebens: Die Befangenheit, die Rücksicht, die Willkür — Das Leben als Erzieher — Der Lebenswert der Kunst — Leben und Arbeiten usw.

Im übrigen sei zur Orientierung der letzte (9.) Band (1906) empfohlen, der folgenden Inhalt hat:

Die erzieherische Bedeutung der Ehe — Vom neuen Werden — Die Unsicherheit — Was ist persönliches Leben? — Die zwei Brennpunkte persönlichen Lebens — Der Zweifel — Eine Pfingstrede — Goethes Briefe — Suchet in den Schriften, eine Rede über Buddha, Goethe, Nietzsche und Jesus mit einem Nachwort — Der Wille und das Werden — Das Geheimnis der Lebensfreude — Ein offenes Wort an meine Leser — Aus Briefen — Zum Nachdenken.

In 4 Heften M. 3.40, fein gebunden M. 4.40.

Für die Bestellung ist eine Karte beigeklebt.

Mainberg bei Schonungen (Unterfranken), April 1907

Der Verlag der Grünen Blätter

Druck von Breitkopf & Härtel, Le

Zur Charakteristik Adolf Bartels'!

Adolf Bartels hat durch seine literar-kritischen Wertungen von neuem die Geister kräftig erregt. Er ist eben eine Persönlichkeit, deren Urteile auf eigenem Boden wachsen. Davon zeugen seine Werke zur deutschen Literaturgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart, die keine Sammelsurien von Bildern, Namen, Daten und fremden Urteilen sind, sondern in denen ein angeborener und kultivierter Geschmack das Lebendige und Originale aus der gewaltigen Masse der Geistesprodukte aufspürt, das für das Gegenwartsleben allein noch wertvoll ist. Seine echt kritische Wahrnehmungsfähigkeit lässt ihn auch über das Schaffen der Gegenwart sicher urteilen. Vor seinen Augen rücken die Objekte in eine Perspektive, die bedeutende und schon oft bestätigte Zukunfts-Prognosen ermöglicht. Doch das Hauptverdienst Bartels liegt darin, dass bei seinen Urteilen das volkstümliche Element im dichterischen Schaffen der Nation tief erfasst ist. Unsere deutsche Art ist doch kein leerer Wahn, wie der Internationalismus gewisser Geister uns glauben machen möchte. Diese Wahrheit hat Bartels aus der Entwicklung der deutschen Literatur unwiderleglich erwiesen. Auf Bartels Bücher sei in dieser Zeit des nationalen Kampfes hingewiesen. Man findet sie und Prospekte darüber in jeder guten Buchhandlung.

Neue Bücher.

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Politik, Sozialpolitik.

Die Beschränkung der Rüstungen. Bericht über die Beschränkung des Militär-Budgets, erstattet auf der XXIV. interparlamentarischen Konferenz zu London von Baron d'Estournelles de Constant. Autorisierte deutsche Übersetzung von G. S. Fried. (55 Seiten.) Verlag der Friedens-Warte Berlin. Für den Buchhandel: Reichenbach'sche Buchhandlung, Leipzig.

Friedrich List. Gedächtnisrede zum fünfzigsten Todestage Lists 1896, gehalten auf dem Friedhofe zu Kufstein von Rudolf von Scala. Neudruck zum 9. September 1906. (15 Seiten.) Leipzig. Verlag von C. L. Hirschfeleld.

Handwerk und Handwerker in Bayern im 18. Jahrhundert. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie über die bayerische Gewerbeverfassung im 18. Jahrhundert von Carl von Tyszka. (117 Seiten.) München. Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.

Medizin.

Die Mittel zur Vorbeugung der Empfängnis, nebst einer Beleuchtung der durch die überaus große Kinderzahl hervorgerufenen sozialen Mißstände von Dr. Paul Gerhard. (26 Seiten.) 5. Auflage. Berlin Steglitz, Verlag von Wilhelm Krieger.

Über Scheffels Krankheit. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen über Pathographie. Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. Alle Rechte vorbehalten. (40 Seiten.) Halle a. d. S. Verlag von Carl Marhold.

Die Entstehung und Verhütung der Glatze. Von Max Freimann. (82 Seiten.) Karl Lentze, Leipzig.

Naturwissenschaften.

Darstellung der Gravitation genannten Kräfte als Wirkung einer äußeren treibenden Ursache im Gegensatz zu der Annahme eines innerlich wirkenden Prinzips von J. Schwartz. (75 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung.

Unterrichtswesen.

Zur Schulreform. III. Das Sonderklassensystem in neuer Beleuchtung. Von Prof. Dr. J. G. Hagemann. (50 Seiten.) St. Gallen. Verlag der Fehr'schen Buchhandlung.

Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart. Von Wilhelm Münch. (124 Seiten.) Berlin. Verlag von Alexander Duncker.

Die Pädagogischen Gedanken des jungen Nietzsche. Im Zusammenhang mit seiner Welt- und Lebensanschauung von Dr. Ernst Weber. (XVI u. 169 Seiten.) Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich.

Religionsgeschichte.

Die Briefe der heiligen Catarina von Siena. Verlag von Julius Zeitler. Leipzig.

Geschichte.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 123. u. 124. Bändchen. Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte von Dr. Ottocar Weber, o. ö. Professor an der deutschen Universität Prag. 1. und 2. Band. (136 und 147 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die französische Revolution von Thomas Carlyle. Neue illustrierte Ausgabe, herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Dritter Band mit 158 Abbildungen und 9 Beilagen nach hervorragenden und seltenen Kunstblättern. (338 Seiten.) Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. XXV: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815 von Prof. Dr. F. Meinecke. Mit 10 Faksimiles und 78 Abbildungen. (133 Seiten.) Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing.

Die Entwicklung des deutschen Städtewesens von Hugo Preuß. Erster Band. Entwicklungsgeschichte der deutschen Städteverfassung. (XII und 379 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Berühmte Aussprüche und Worte Napoleons von Corsica bis St. Helena. Verlegt bei Julius Zeitler, Leipzig.

Philosophie.

Seelenkämpfe eines denkenden Menschen. Von Terbal Chirbula. (60 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung.

Jurisprudenz.

Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern. Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen in Dresden. Alle Rechte vorbehalten. (80 Seiten.) Halle a. d. S. Verlag von Carl Marhold.

Ibsens Nova vor dem Strafrichter und Psychiater. Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen in Dresden. Alle Rechte vorbehalten. (59 Seiten.) Halle a. d. S. Verlag von Carl Marhold.

Kunst.

Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst. Herausgegeben von Ludwig v. Bürckel. Band I. 1906. (166 Seiten.) Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Hausbuch deutscher Kunst. Ein Familien-Bilderbuch in 375 Abbildungen; zusammengestellt und herausgegeben von Eduard Engels. (386 Seiten.) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Sammlung Göschen Nr. 300. Allgemeine Ästhetik von Prof. Dr. Max Diez, Lehrer an der Kgl. Akademie der bildenden Künste in Stuttgart. (180 Seiten.) Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 87. Bändchen: Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa von Prof. Dr. Richard Graul, Direktor des städt. Kunstgewerbe-Museums in Leipzig. Mit 49 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel. (88 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 119. Bändchen: Einführung in das Wesen der Musik von T. R. Hennig in Posen. (122 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Geisteshelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Ernst Hofmann. Fünf- und sechsundfünfzigster Band:

Richard Wagner von Max Koch, Professor an der Universität Breslau. Erster Teil 1813—1842. Mit drei Abbildungen. (392 Seiten.) Berlin. Ernst Hofmann & Co.

Moderne Illustratoren von Hermann Eßwein. VIII. Aubry Beardsley von Hermann Eßwein. (45 Seiten.) München und Leipzig. R. Piper & Co.

Die Konfusion in der Musik. Ein Mahnruf von Felix Draeseke. (28 Seiten.) Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart.

Charakterköpfe zur deutschen Geschichte. 32 Federzeichnungen von Karl Bauer. B. G. Teubner, Leipzig, Berlin.

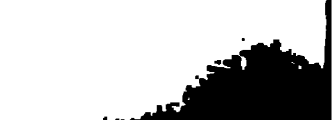
Literatur.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens von Bertha Pelicaw. (245 Seiten.) Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung.

Die Fruchtschale, Eine Sammlung. München und Leipzig. R. Piper & Co.

1. Band: Chinesische Lyrik vom 12. Jahrhundert v. Chr. bis zur Gegenwart. In deutscher Übersetzung, mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Heilmann. (159 Seiten.)

2. Band: August Graf von Platen, Tagebücher. Im Auszuge herausgegeben von Erich Petzet. Mit Porträt, Abbildung des Grabmals und Faksimile der letzten beiden Tagebuchseiten. (400 Seiten.)



3. Band: Friedrichs Schlegels Fragmente und Ideen. Herausgegeben von Franz Deibel; mit dem Porträt Schlegels von Philipp Veit und dem Faksimile einer Briefseite. (290 Seiten.)

4. Band: Henri Frédéric Amiel, Tagebücher. Deutsch von Dr. Rosa Schapire. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. (362 Seiten.)

5. Band: Adalbert Stifter, eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers, ausgewählt und eingeleitet von Paul Joseph Harmuth. Mit einem Porträt und dem Faksimile eines Briefes. (260 Seiten.)

6. Band: Jörg Wickram, der Goldfaden. Erneuert von Clemens Brentano, mit den verkleinerten Original-Holzschnitten. (272 Seiten.)

7. Band: Walt Whitman, Prosaschriften. In Auswahl übersetzt und eingeleitet von O. E. Lessing. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. (182 Seiten.)

8. Band: Jakob Böhme, Morgenröte im Aufgang; Von den drei Prinzipien; Vom dreifachen Leben. Herausgegeben und eingeleitet von Joseph Grabisch, mit einem Porträt. (280 Seiten.)

9. Band: Nicolas Chamfort, Aphorismen und Anekdoten. Mit einem Essay von Hermann Eßwein und einem Porträt. 2. Auflage. (227 Seiten.)

10. Band: Liebesgedichte aus der griechischen Anthologie. Mit Benützung älterer Übersetzungen, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Mit acht Abbildungen nach antiken Bildwerken. (242 Seiten.)

11. Band: Vauvenargues. Gedanken und Grundsätze. Mit einer Einführung von Ellen Key und einem Porträt. Übersetzt von Eugen Stöffler. (186 Seiten.)

12. Band: Irische Elfenmärchen. Übersetzt und eingeleitet von den Brüdern Grimm. Herausgegeben von Johannes Rutz. (224 Seiten.)

13. Band: Französisches Theater der Vergangenheit. Szenen und Abhandlungen von Scudéry — Corneille – Scarron — Molière — Lesage — Diderot — Rousseau — Mercier. Übertragen und eingeleitet von Paul Wiegler. Mit vielen Porträts, Rollenkupfern und Bühnenbildern nach alten Vorlagen. (270 Seiten.)

14. Band: Heinrich Suso. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. Mit der Einleitung von Joseph Görres zur Suso-Ausgabe von 1829. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. (219 Seiten.)

Eduard Mörike's Briefe und Gedichte an Margarete von Speeth. Mit drei Porträt-Silhouetten. (70 Seiten.) Verlag von K. Ad. Emil Müller, Stuttgart.

Joseph Lauff. Ein Beitrag zur zeitgenössischen Literaturgeschichte von Walther Müller-Waldenberg. (98 Seiten.) Verlag von Strecker und Schröder.

Leo Tolstoi: Shakespeare. Eine kritische Studie. Einzige berechtigte deutsche Ausgabe. (148 Seiten.) Hannover. Adolf Spnnholtz, Verlag.

Psychologie der Volksdichtung von Dr. Otto Böckel. (V und 416 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Goethe im Gespräch. Herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. 2. Auflage. (X IV u. 365 Seiten.) Erschienen im Inselverlag zu Leipzig.

Thomas Carlyle Goethe. Carlyles Goetheporträt, nachgezeichnet von Samuel Saenger. Verlag von Osterheld & Co., Berlin.

Kataloge.

Verlagskatalog der von 1899—1907 erschienenen Jugendschriften, Geschenkwerke für die Jugend und künstlerischen Bilderbücher. Hermann und Friedrich Schaffstein, Verlag in Köln am Rhein.

Weihnachts-Katalog. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) H. Laupp'sche Buchhandlung. Tübingen 1906/07.

Bibliotheca historica III. Antiquarisches Verzeichnis Nr. 287. Von Ernst Carlebach, Buchhandlung und Antiquariat in Heidelberg.

Velhagen & Klasings Weihnachtsbücher. Ueberreicht von der Verlagshandlung. 1906.

Bibliotheca historica IV. Antiquarisches Verzeichnis Nr. 288. Von Ernst Carlebach, Buchhandlung und Antiquariat in Heidelberg.

Bibliotheca historica V. Antiquarisches Verzeichnis Nr. 289. Von Ernst Carlebach, Buchhandlung und Antiquariat in Heidelberg.



Neue Bücher.

Bei der Redaktion der Süddeutſchen Monatshefte ſind folgende Bücher eingelaufen:

Dichtungen, Belletristik.

Damian Zagg von Ludwig Ganghofer. Buchſchmuck von Hugo Engl. (XII und 293 Seiten.) Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Des Francois Rabelais Pantagruel. Erſtes Buch. Verdeutſcht von Engelbert Hegaur und Dr. Owglaß. (139 Seiten.) Verlegt bei Albert Langen, München.

Von jungen Menſchen. Eine Erzählung von Guſtav Keckeis. (117 Seiten.) Frankfurt a. M. Moritz Dieſterweg.

Ein kleines Leben. Gedichte und Skizzen von Max Herrmann. (86 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Grüße aus dem Alltag. Von Emilie Schwartz. (82 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Die Glückslofen. Drama in vier Akten von Anderſon. (60 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Gedichte von Rudolf Rub. (222 Seiten.) Straßburg i. E. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Vetter Valentin. Erzählung von E. Tſikany. (170 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Leben und Lieben. Gedichte von Auguſt Kirchhoff. (100 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Der Sieg und andere Novellen von L. v. Martens. (177 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Veriag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Im Wechſel des Lebens. Ernſte und heitere Geſchichten. Nach dem Ungariſchen von Armin Ronai. (219 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Ideale Menſchen. Schauſpiel in fünf Aufzügen von E. Waldau. (145 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Wilhelm Müller. Gedichte. Vollſtändige kritiſche Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen beſorgt von James Taft Hatfield. Nebſt Porträt und einer Fakſimilebeilage. (444 Seiten.) Berlin. B. Behr's Verlag.

Einquartierung. Eine Stiefmutter. Zwei Erzählungen von Jula Meyer. Königsberg in Preußen. (60 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Über Berg und Tal. Gedichte von Fr. Hornig. (186 Seiten.) Leipzig. Verlag von Max Altmann.

Heinrich Mann. Mnais und Ginevva. (75 Seiten.) München und Leipzig. R. Piper & Co, Verlag.

Firnwind. Neue Erzählungen von Ernſt Zahn. Erſtes bis achtes Tauſend. (294 Seiten) Stuttgart und Leipzig. Deutſche Verlagsanſtalt.

Heimatbilder von Jeanette Baltzer. (372 Seiten.) Verlegt bei Clauß & Federſen in Hanau.

Stadien in Spielen. Von Walter Graner. (110 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Hans von Degenberg. Hiſtoriſcher Roman aus dem XV. Jahrhundert von Marie Luiſe Heſſe-Riſch. (277 Seiten.) Marburg. N. G. Elwert'ſche Verlagsbuchhandlung.

Der Prophet. Von Karl Schulz. (75 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Loſe Worte. Eine Auswahl aus meinen Mappen von Hans Gottlieb Golz. (148 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Eduard Freihold. Allerlei loſe Blätter aus dem Leben eines modernen Pädagogen. (174 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.

Friedſame Sonette von Jakob Hugo Weinſchenk. (VIII und 207 Seiten.) Langenſalza. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Herzogl. Sächſ. Hofbuchhändler.

Vom Wege. Geſchichten und Märchen von M. E. delle Grazie. Zweite Sammlung. (237 Seiten.) Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.
Traumwelt. Erzählungen von M. E. delle Grazie. (104 Seiten.) Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.
Die Verteidigung Roms. Roman von Ricarda Huch. Erſtes bis drittes Tauſend. (375 Seiten.) Stuttgart und Leipzig. Deutſche Verlags-Anſtalt.
Aus dem Exil. Verſe eines Entkommenen von Oscar Levy. (XXXI und 152 Seiten.) London. Probſthain & Co. 14 Bury Street, W. C.
Vom „Dr Hons“ und andere Wiener Gſchichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors von Robert Palten. I. Band (89 Seiten). II. Band (83 Seiten). Zweite Auflage. Berlin—Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Luſtiges Komödienbüchlein von Franz Pocci. Auswahl in zwei Bänden mit zahlreichen, zum Teil unveröffentlichten Zeichnungen. I. Band (XIV und 356 Seiten). II. Band (348 Seiten). Im Inſelverlag zu Leipzig.
Gedichte von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Dritte vermehrte Auflage. (230 Seiten.) Leipzig. G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.
Ein Michel Angelo. Novelle von Adolf Schmitthenner. (294 Seiten.) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.
Dan und Lizzie. Ein Roman von den Normanniſchen Inſeln von Clara Hohrath. Mit Buchſchmuck von Lina Burger. (248 Seiten.) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.
Menſchen, die den Weg verloren. Zwei Novellen von Wilhelm Speck. (398 Seiten.) Leipzig. Fr. Wilh Grunow.
Hugo von Hofmannsthal. Kleine Dramen. Das Bergwerk zu Falun. Der Kaiſer und die Hexe. Das kleine Welttheater. (131 Seiten.) Leipzig. Im Inſelverlag.
Hausbücherei der Deutſchen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 20. und 21. Band. Deutſches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der ſchönſten und beliebteſten Weihnachtsdichtungen in Poeſie und Proſa. (413 Seiten.) Hamburg-Großborſtel. Verlag der Deutſchen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.
Gedichte aus dem Bayerwalde von Ludolf Silvanus. Paſſau. M. Waldbauerſche Buchhandlung.

Jugendschriften.

Vreneli und Joggeli. Abenteuer in den Schweizerbergen. Von Zina Waſſiliew. (24 Seiten.) Verlag von A. Francke.
Zipfel Kerns Abenteuer. Eine deutſche Kaſperlegeſchichte in dreiundvierzig Kapiteln Frei nach Collodis italieniſcher Puppenhiſtorie Pinocchio von Otto Julius Bierbaum. Mit fünfundſechzig Zeichnungen von Arpad Schmidhammer. (280 Seiten.) Verlegt bei Hermann und Friedrich Schaffſtein in Köln am Rhein.
Strabanzerchen. Bilder und Reime von Hans Volkmann. (34 Seiten). Verlegt bei Hermann und Friedrich Schaffſtein in Köln am Rhein.
Auf der Sonnenalp. Erzählung für junge Mädchen von Marie Beeg. Mit vier Kunſtdruckbildern und Einbandzeichnung von W. Roegge. (163 Seiten.) Köln am Rhein. Verlag und Druck von J. P. Bachem.
„Backe, backe Kuchen!“ Liebe Kinderreime mit Zeichnungen von Franz Jüttner (32 Seiten.) Verlag von Joſ. Scholz, Mainz.
Kindersang — Heimatklang. Tonſatz von Bernhard Scholz. Bildſchmuck von Ernſt Liebermann. I. Band (16 Seiten), II. Band (16 Seiten). Verlag von Joſ. Scholz, Mainz.

Vermischtes.

Heimwärts vom fernen Oſten. Erinnerungen eines deutſchen Kaufmanns aus Port Arthur. Von Bernhard Donath. (145 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.
Bemerkungen zu Streitfragen der Gegenwart. Von M. v. B. (127 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig. Verlag von Joſef Singer, Hofbuchhandlung.
Aus Natur und Geiſteswelt. Sammlung wiſſenſchaftlich-gemeinverſtändlicher Darſtellungen. 116. Bändchen. Das deutſche Haus und ſein Hausrat von Dr. Rudolf Meringer, o. ö. Profeſſor an der Univerſität Graz. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Prof. A. v. Schroetter. (109 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.
Wir Juden. Von Ch. Müntz. Verlag von Oeſterheld u. Co. Berlin.

Neue Bücher.

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau:

Goethes Werke. Auswahl für Schule und Haus.
Brentano. Ausgewählte Schriften.
Aus Kunst und Leben. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler. Neue Folge (294 Seiten, 6 Tafeln, 100 Abbildungen.)
Reisebilder aus Schottland. Von Alexander Baumgartner. (369 Seiten.)
Die Frauenfrage vom Standpunkt der Natur, der Geschichte und der Offenbarung. (579 Seiten.)
Mitteilungen der Herderschen Verlagshandlung (Nr. 3).
Jahresbericht der Herderschen Verlagshandlung 1906.

Bibliographisches Institut, Leipzig:

Immermanns Werke.

Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung, München:

Kultur und Katholizismus, Herausgeber Martin Spahn.
Band. I: Martin Deutinger von Jos. Ant. Endres.
„ II: Rosmini von Adolf Dyroff.
„ III: Ed. von Steinle von Josef Popp.
„ IV: O. Willmann von Josef Seidenberger.

Verlag A. Francke, Bern:

Stadt und Land, G'schichten für zum Obe-Sitze. Von J. Reinhart. (196 Seiten.)
No Fyrobigs, Puretütschi G'schichtli, Gedichti, Rym und Ränk von Josef Roos. (206 Seiten.)

Lindauersche Buchhandlung, München:

Auf stillen Wegen. Neue Gedichte. Von Angelika von Hörmann. (131 Seiten.)

Georg Müllers Verlag, München:

Beethoven Studien, II. Band. Bausteine zu einer Lebensgeschichte des Meisters. Von Th. von Frimmel.
La Vallière. Dram. Dichtung. Von Paul Wilhelm.
Sonne und Wolken. Aphorismen. Von Wilhelm Fischer.
Lebensmorgen. Erzählungen. Von Wilhelm Fischer.
Gottfrieds Sommer. Aus dem Tagebuch eines Romantischen. Von Arnold Hagenauer.
Deutsche Form. Betrachtungen zur Deutschen Jahrhundert-Ausstellung. Von Georg Fuchs. (428 Seiten.)
Vergleichende Gemäldestudien. Von Karl Voll. (202 Seiten. 50 Bildertafeln.)
Giorgione, oder Gespräche über die Kunst. Von Richard Schaukal. (244 Seiten.)
Literatur, 3 Gespräche in Tyrannos. Von Richard Schaukal. (96 Seiten.)
Kraut unn Riewe. Gesammelte Gedichtchen von eme Alde Frankforder. (128 Seiten.)
Münchener Satiren. Von Josef Ruederer. (64 Seiten.)

Insel-Verlag zu Leipzig:

Die frühen Kränze. Von Stefan Zweig. (84 Seiten.)
Der neubestellte Irrgarten der Liebe, um etliche Gänge und Lauben vermehrt. Von Otto Julius Bierbaum. (438 Seiten.)
Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten. 1. Band. (409 Seiten.)
Drei Erzählungen. Von Gustave Flaubert. (170 Seiten.)

J. Bielefeld's Verlag, Freiburg i. B.:

Aus Sturm und Sonne, Gedichte. Von Karl Wolff. (148 Seiten.)
Präludien, Gedichte. Von Johanna Wolff-Friedberg.

Verlag des Stadtarchivs Rosenheim:

Aus Alt-Rosenheim. Von Ludwig Eid. (372 Seiten.)

C. Attenkofer'sche Verlagsbuchhandlung, Straubing:

Unseren Söhnen! Aufklärung über die Gefahren des Geschlechtslebens. Von Dr. med. F. Siebert. (160 Seiten.)

Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags u. Univ.-Buchhdlg., Wien:

Die Freihafengebiete in Oesterreich-Ungarn mit anschließender Behandlung der Freihäfen des Deutschen Reichs und anderer Staaten. Von M. v. Engel. (140 Seiten.)

Emil Wirz vorm. J. J. Christen, Aarau:

Fragmenta Raurica. Von G. A. Frey. (214 Seiten.)

Arnold Bopp, Zürich und Berlin:

Cyprian, Schauspiel in 5 Akten. Von Otto Hinneek. (119 Seiten.)

E. Pierson's Verlag, Dresden:

Liebe, Freunde und Anderes. Gedichte. Von Theo Weiß. (127 Seiten.)

B. Elischer Nachf., Leipzig:

Wilhelm Jensen, sein Leben und Dichten. Von Gust. Ad. Erdmann. (193 Seiten.)

Hintzens Verlagsbuchhdlg., Oldenburg:

Im Goethehaus zu Gast. Von C. A. Kellermann. (24 Seiten.)

Franz Wunder, Berlin:

Avalun. Neue Gedichte von Franz Ulrich Apelt. (80 Seiten.)

Rascher & Cie., Zürich:

Mein Volk sei dein Volk. Nach dem Dänischen von Lama Kieler. Ueberseßt von Orton Beg. (240 Seiten.)

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen:

Naturwissenschaft und Theologie, 2 Referate von V. und W. Häcker. (41 Seiten.)
Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. M. Schiele.
II. Reihe Heft 7, Saul, David, Salomo. Von Prof. Dr. Lic. Beer. (80 Seiten.)
II. Reihe Heft 10, Jesaia. Von Prof. H. Guthe. (70 Seiten.)
IV. Reihe Heft 1, Pietisten. Von Prof. Lic. J. Jüngst. (80 Seiten.)
IV. Reihe Heft 2, Paulus Gerhardt. Von Prof. Wernle. (68 Seiten.)
V. Reihe Heft 4, Was uns Jesus heute ist. Von Prof. A. Meyer. (56 Seiten.)
Trennung von Staat und Kirche. Der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Von D. Dr. E. Troeltsch. (79 Seiten.)

Strecker & Schröder, Stuttgart:

Flugblätter für künstlerische Kultur. V. Die bunte Menge. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wolfgang von Oettingen. (38 Seiten.)
Der Mensch der Urzeit. Kunde über Lebensweise, Sprache und Kultur des urgeschichtlichen Menschen in Europa u. Asien. Von Heinr. Driesmans. (198 Seiten.)

Ernst Reinhardt, München:

Strafrecht und Sittlichkeit. Zur Reform des deutschen Reichsstrafgesetzbuches. Von Dr. Hanns Dorn. (83 Seiten.)

Geschäftsstelle der deutschen Sittlichkeitsvereine, Berlin:

Geschlechtsleben und Dichtung. Von Prof. A. Bartels. (27 Seiten.)
Die doppelte Moral und die Mädchenerziehung. Von Marie Martin. (24 Seiten.)

Neue Bücher.

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Verlag Eigen (Dr. Kohn), Hamburg:

Also sprach Herakleitos. Heraklits Schrift: Ueber das All. Deutsch von Dr. Max Kohn. (22 Seiten.)

„Die Fackel", Wien:

Die Geschichte meines Paßes. Von Ferd. Kürnberger. (34 Seiten.)

S. Fischer, Verlag, Berlin:

Gerhart Hauptmanns gesammelte Werke in 6 Bänden.
Vineta. Erzählungen. Von Oskar Laerke. (179 Seiten.)
„Die Welt ist tief . . ." Novellen von Johannes V. Jensen. (260 Seiten.)

Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, Berlin:

Sozialismus für Millionäre. Von Bernhard Shaw. Deutsch von Gustav Landauer. (63 Seiten.)

Allgemeine Verlagsgesellschaft München:

Das letzte Märchen. Von Paul Keller. (368 Seiten.)

A. Kohler, Verlag, Berlin:

Die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung in Geschichte und Beurteilung. (196 Seiten.)

Julius Zeitler, Verlag, Leipzig:

Berühmte Aussprüche und Worte Napoleons, von Corsika bis St. Helena. (311 Seiten.)

H. Haessel, Verlag, Leipzig:

Walt Whitman. Ein Leben. Von Henry Bryan Binns. (450 Seiten.)

Selbstverlag, Com. bei Fr. Rivnác, Buchhandlung, Prag:

Die Revolution in Rußland. Von Rudolf Vrba. Statistische und sozialpoltitische Studien. 2 Bände. (1143 Seiten.)

Eugen Diederichs, Verlag, Jena:

Die Gnosis, Bd. II. Von Eugen Heinrich Schmitt. (413 Seiten.)
Nietzsches letztes Schaffen. Von Ernst Horneffer. Eine kritische Studie. (72 Seiten.)
Nietzsche als Moralist und Schriftsteller. Von August Horneffer. (106 Seiten.)
Gespräche des Erasmus von Rotterdam. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Hans Trog. (138 Seiten.)
Blaise Pascal. Briefe gegen die Jesuiten. (Lettres provinciales.) Eingeleitet von Max Christlieb, übersetzt von E. Russel. (XXXII u. 356 Seiten.)

B. G. Teubner, Verlag, Leipzig:

Gottfried Keller, 7 Vorlesungen von Albert Köster. (160 Seiten.)
Bericht über die Verhandlungen der Tagung von Hochschullehrern zur Beratung über volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete. (116 Seiten.)
Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darlegungen:
2. Bändchen: Soziale Bewegungen und Theorien. Von G. Maier. (162 Seiten.)
34. Bändchen: Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von E. Loening. (140 Seiten.)
114. Bändchen: Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von F. v. Duhn. (115 Seiten.)
117. Bändchen: Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von A. Erbe. (104 Seiten.)
122. Bändchen: Wirtschaftliche Erdkunde. Von Th. Gruber. (137 Seiten.)
129. Bändchen: Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von K. Th. Heigel. (112 Seiten.)

Felix Dietrich, Verlag, Leipzig:

Heinrich Heine. Auswahl aus seinen poet. und pros. Schriften. Von v. Winterfeld. (204 Seiten.)
Herder Worte. Ausgew. und eingeleitet von A. v. Winterfeld. (131 Seiten.)

Gutenberg-Verlag, Dr. E. Schultze, Hamburg:

Bibliothek wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze.
Band 1: Reisen des Venezianers Marco Polo. Bearbeitet von Dr. H. Lemke. (543 Seiten.)
Band 2: Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Max Goos.
Band 3: Aus der Dekabristenzeit. Erinnerungen hoher russischer Offiziere von der Militär-Revolution des Jahres 1825. Bearbeitet von Adda Goldschmit. (382 Seiten.)
Band 4: Die Eroberung von Mexiko. Drei eigenhändige Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. Bearbeitet von Dr. E. Schultze. (642 Seiten.)

Com.-Verlag Max Spohr, Leipzig:

Ich will. Die Himmelsleiter. Mit 90 physiognomischen Studien. 1. Teil. (105 Seiten.)

J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Verlag, Straßburg:

Der Gemäldezyklus der Galerie der Maria von Medici von Peter Paul Rubens. Von Karl Graßmann. (Kunstgeschichte des Auslandes XLV.) (112 Seiten.)
Über Erziehung zur Kunstübung und zum Kunstgenuß. Von Heinrich Ludwig. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 78.) (167 Seiten.)

Georg Reimer, Verlag, Berlin:

Fürst Bülows Reden. Bd. 2. Gesammelt und herausgegeben von Joh. Penzler. (496 Seiten.)

Herm. Walther, Verlagsbuchhandlung, Berlin:

Vorwärts zu Christus! Fort mit Paulus! Deutsche Religion! Von Oskar Michel. (424 Seiten.)

Alexander Dunker, Verlag, Berlin:

Germanische Weltanschauung in der deutschen Kunst. Von Mela Escherich. Wissenschaftliche Frauenarbeiten. 1. Band, Heft 3 (1906/07.) (74 Seiten.)

Karl J. Trübner, Verlag, Straßburg:

Die soziale Gliederung der Bayern zur Zeit des Volksrechts. Von Franz Gutmann. (Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar Straßburg. H. XX.)

Edwin Runge, Verlag, Gross-Lichterfelde:

Aus unserem Kriegsleben in Südwest-Afrika. Erlebnisse und Erfahrungen von Max Schmitt, Divisionspfarrer. (204 Seiten).

Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen:

Wege und Ziele psychiatrischer Forschung. Von Robert Gaupp. (28 Seiten.)

Verlag der „Ostara", Rodaun bei Wien:

Das Weibwesen. Eine Kulturstudie. Von Dr. A. Harpf. (36 Seiten.)

Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, Innsbruck:

Saitengold und Lieder. Von Tschurtschenthaler. (88 Seiten.)

Durch den Verfasser, Oevenstedt-Magdeburg:

Straßburger Phantasie über Deutsche Kultur. Von Richard Fuchs. (97 Seiten.)

Schultheß & Co., Verlag, Zürich:

Sonnenscheinchen. Reiseroman in Bildern. Von Rudolf Baumann. (206 Seiten.)

Neue Bücher.

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Rud. Bechtold & Comp., Verlag, Wiesbaden:

Im Frauenpark. Typen und Bilder. Aufzeichnungen 3. Band. Von Ida Schneider. (557 Seiten.)
Amor und Psyche. Frauenschicksale. Aufzeichnungen 4. Band. Von Ida Schneider. (221 Seiten.)

A. W. Zickfeldt, Verlag, Osterwieck-Harz:

Jahrbuch moderner Menschen. 2. Band des Jahrbuches moderner Studenten. Beiträge zur Förderung des philosophischen und sozialpolitischen Interesses. (251 Seiten.)

Verlag Continent, G. m. b. H., Berlin:

Billige Weisheiten. Eine Essaysammlung. Von Robert Saudek. (110 Seiten.)

K. J. Wyß, Verlag, Bern:

Tell-Bibliographie. Von Dr. Franz Heinemann. (189 Seiten.)

Georg D. W. Callwey, Verlag, München:

Eduard Mörike. Sämtliche Werke. 1. Band: Gedichte. (277 Seiten.)
Carl Hauptmann. Von Herbert von Berger. (Eine Studie zur Poesie.) (16 Seiten.)

Max Hesse's Verlag, Leipzig:

Ferdinand Freiligrath. Sein Leben u. Schaffen. Von Ludwig Schröder. (119 Seiten.)
Clemens Brentanos ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Max Morris. (LII und 866 Seiten.)

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Verlag, Tübingen:

Religionsgeschichtliche Volksbücher. 1. Reihe, Heft 13. Die Zunkunftshoffnungen des Urchristentums. Von Prof. Lic. Rudolf Knopf. (64 Seiten.)

E. Piersons Verlag, Dresden:

Praktische Theologie. Kritiken und Anregungen von Walter Frühauf. (167 Seiten.)

Georg Müller, Verlag, München:

Franz Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund. Von Aloys Dreyer. (213 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen.)

Tillge's Boghandel (Holger Tillge), Kopenhagen:

Die Kunst zu essen. Von Alfred Bramsen. Uebersetzt aus dem Dänischen von Luise Wolf. (32 Seiten.)

Adolf Sponholtz, Verlag, Hannover:

Mein braunes Buch. Heidbilder von Hermann Löns. (178 Seiten.)

Greiner & Pfeiffer, Verlag, Stuttgart:

Schopenhauer. Auswahl aus seinen Schriften. Von Dr. Otto Siebert. (Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von J. E. Frhr. von Grotthuß.) (182 Seiten.)

Herderſche Verlagsbuchhandlung, Freiburg:

Die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtinus. Ueberſetzt von G. von Hertling (519 Seiten.)
Mitteilungen der Herderſchen Verlagsbuchhandlung, Freiburg. Nr. 4. Neue Folge.

Veit & Comp., Verlag, Leipzig:

Nietzſches Philoſophie und das heutige Chriſtentum. Von Dr. A. Düringer. (152 Seiten.)
Nietzſches Philoſophie vom Standpunkte des modernen Rechts. Von Dr. A. Düringer (133 Seiten.)

Joſef Singer, Hofbuchhandlung, Strassburg:

Ikariden. Von Lili von Baumgarten. (77 Seiten.)
In Schatten und Licht. Roman von Hede von Trapp. (438 Seiten.)
Klaus Ohm und andere Erzählungen. Von Bruno Koch. (78 Seiten.)
Bergſommer. Von Lotte Heydorn. (162 Seiten.)
Gemünztes 101 Vierzeiler von Georg Fritze. (54 Seiten.)
Lorelei. Eine deutſche Sage in 4 Aufzügen mit Liedern und Tänzen. Dramatiſiert von Berthold Tralls. (91 Seiten.)
Aus Tagen der Liebe. Lieder von Mara Olma. (64 Seiten.)
Erkämpft. Schauſpiel in 4 Akten. Von Reinhold Krüger. (91 Seiten.)
Japan nach dem Kriege. Weltrundreiſe-Erinnerungen. Von Major a. D. Paul von Rautenberg-Garcyński. (112 Seiten.)
Ernſt Stolz. Tragödie in drei Aufzügen und einer Verwandlung. Von Peter Manes. (111 Seiten.)
Judas Iſchariot. Dramatiſche Rettung in 5 Akten. Von Dr. Erich von Beaulieu. (145 Seiten.)
Aus dem Caſino. Sittenbild aus einer Vorſtadt Cölns. Roman von Guſtav Mattelier. (135 Seiten.)

M. Poppelauer, Verlag, Berlin:

Religion und Sittlichkeit. Eine Betrachtung zur Grundlegung der Religionsphiloſophie. Von Hermann Cohen. (79 Seiten.)

Robert Lutz, Verlag, Stuttgart:

Erinnerungen Katharinas II. Nach Alexander von Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. (345 Seiten mit mehreren Porträts.)

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachf., Stuttgart:

Am ſtillen Ufer. Roman vom Garda-See. Von El-Correï. (311 Seiten.)
Mieze und Maria. Komödie in 4 Akten. Von Georg Hirſchfeld. (156 Seiten.)

Quelle & Meyer, Verlag, Leipzig:

Praktiſche Fragen des modernen Chriſtentums. 5 religionswiſſenſchaftliche Vorträge. Herausgegeben von Dr. Heinrich Geffcken. (126 Seiten.)

Friedrich Rothbarth, G. m. b. H., Leipzig:

Die Begründerinnen der deutſchen Frauenbewegung. Von Anna Plothow. (239 Seiten.)
Die geiſtlichen Uebungen des Ignatius von Loyola. Von Erwin Wendt. (163 Seiten.)

Ernſt Carlebach, Buchhandlung und Antiquariat, Heidelberg:

Bibliotheca hiſtorica VI. Deutſchland. Antiquariat-Verzeichnis 290.

Georg C. Steinicke, Buchhandlung und Antiquariat, München:

Katalog 10. Bücher und moderne Einzelblätter.

Neue Bücher.

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

J. A. Barth, Verlag, Leipzig:

P. J. Möbius, Ausgewählte Werke. Band VIII. Ueber die Anlage zur Mathematik. 59 Tafeln. (XVI, 264 Seiten.)

Eugen Salzer, Heilbronn:

A. Schieber, Alle guten Geister. Roman. (466 Seiten.)

Insel-Verlag, Leipzig:

Rainer Maria Rilke, Das Stundenbuch. 2. Auflage. (103 Seiten.)
Die Erzählungen aus den 1001 Nächten. Band 2. (430 Seiten.)
Oskar Wilde, Das Granatapfelhaus. 3. Auflage. (100 Seiten.)

Sammlung menschlicher Dokumente, Berlin:

J. E. Poritzky, Meine Hölle. (224 Seiten.)

K. Ad. Emil Müller, Stuttgart:

Moritz v. Schwind, Eine Einführung in sein Leben und sein Werk. Von Willy Pastor. 51 Abbildungen. (Deutsche Kunsthefte. 2. Heft. 40 Seiten.)

Adolf Bonz & Comp., Stuttgart:

J. V. von Scheffel, Gesammelte Werke. 1. Band. (277 Seiten.)
Heinr. Hansjakob, Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. 2. umgearbeitete Auflage. (234 Seiten.)

Alexander Duncker, Berlin:

Sulger-Gebing, Goethe und Dante. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. Fr. Muncker, XXXII 121 Seiten.)

Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung, Mainz:

Albert Ehrhard, Katholisches Christentum und moderne Kultur. (Kultur und Katholizismus.) (92 Seiten.)

B. G. Teubner, Leipzig:

J. Petzold, Das Weltproblem vom positivistischen Standpunkt aus. (Natur und Geisteswelt. 133 Bändchen.)

F. Fontane & Co., Berlin:

Stefan Vacano, Heine und Sterne. Zur vergleich. Literaturgeschichte. (81 Seiten.)

Adolf Sponholtz, Verlag, Hannover:

Peter Alva, Das neue Shakespeare-Evangelium. 2. verm. Aufl. (XX, 132 Seiten.)

Franz Wunder, Verlag, Berlin:

Dr. E. Mensch, Deutsche Geschichte. Volkstümlich dargestellt. (228 Seiten.)

Verlag Dreililien, Berlin:

Eduard Stucken, Gawân. Ein Mysterium. (100 Seiten.)

Martin Oldenbourg, Verlag, Berlin:

Illuſtrierte Geſchichte des Kunſtgewerbes. Herausgegeben in Verbindung mit W. Behncke, M. Dreger, O. v. Falke, J. Folnesics, O. Kümmel, E. Pernice und G. Swarzenski von Georg Lehnert. 1. Abteilung. (160 Seiten.)

Verlag „Deutſche Bücherei" G. m. b. H. Berlin.

Band 18: D. Dr. Max Lenz, Ausgewählte Vorträge und Aufſätze. 2. Aufl. (183 Seiten.)
Band 27/28: Dr. Ludwig Rieß, Allerlei aus Japan. Bd. I (142 Seiten) Bd. II (136 Seiten.)
Band 28: Heinrich von Treitſchke u. Erich Marcks. Biographiſche Eſſays. (104 Seiten.)
Band 30: Heinrich von Treitſchke und Erich Schmidt, Biographiſche Eſſays. (136 Seiten.)
Band 31/32: Dr. Friedrich Paulſen, Zur Ethik und Politik. Band I. (125 Seiten.)
Band 37: Dr. Wilhelm Münch, Allerlei Menſchliches. Vermiſchte Betrachtungen. (128 Seiten.)
Band 42: Dr. Wilhelm Münch, Geſtalten vom Wege. (105 Seiten.)
Band 45: Eduard Mörike, Das Stuttgarter Hutzelmännlein. — Der Bauer und ſein Sohn. — Die Hand der Jezerte. Drei Märchen. (123 Seiten.)
Band 46: Eduard Mörike, Mozart auf der Reiſe nach Prag. — Lucie Gelmeroth. — Der Schatz. Drei Erzählungen. (156 Seiten.)
Band 47/48: Dr. Richard Sternfeld, Profeſſor an der Univerſität in Berlin. Richard Wagner und die Bayreuther Bühnenfeſtſpiele I. (109 Seiten) II. (109 Seiten.)
Band 60: Melchior Meyr, Gleich und Gleich.
Band 61: Dr. Carl Bötticher, Karl Friedrich Schinkel und ſein baukünſtleriſches Vermächtnis. (106 Seiten.)
Band 62: Carl Bötticher, Zur Kenntnis antiker Gottesverehrung. (86 Seiten.)
Band 63: Hans von Wolzogen, E. T. A. Hoffmann und Richard Wagner. Harmonien und Parallelen. (94 Seiten.)
Band 64/65: Richard Wagner, Briefe und Berichte aus der Pariſer Zeit (1841). Zum erſten Male herausg. u. eing. von Prof. Dr. Richard Sternfeld.
Band 66: Hans von Wolzogen, Ferdinand Raimund. (119 Seiten.)
Band 67—70: Ernſt von Leyden, Populäre Aufſätze und Vorträge.
Band 71: Dr. med. Hans Leyden, Kreuz und Quer. Band 1. (140 Seiten.)

S. Fiſcher, Verlag, Berlin:

Ellen Key, Perſönlichkeit und Schönheit in ihren geſellſchaftlichen und geſelligen Wirkungen. (XV, 511 Seiten.)
Charlotte Knoeckel, Die Schweſter Gertrud. Roman. (216 Seiten.)
Hermann Heſſe, Diesſeits. Erzählungen. (308 Seiten.)

Herderſche Verlagsbuchhandlung, Freiburg:

Jos. Braun. S. J. Die belgiſchen Jeſuitenkirchen. Ein Beitrag zur Geſchichte des Kampfes zwiſchen Gotik und Renaiſſance. 73 Abbildungen. (208 Seiten.)

Theodor Ackermann, Kgl. Hofbuchhändler, München:

Die Jahresberichte der Kgl. Bayer. Fabriken- und Gewerbe-Inſpektoren dann der Kgl. Bayer. Bergbehörden für das Jahr 1906. Mit einer Denkſchrift über die Heimarbeit in Bayern. (XI, 445 und 62 Seiten.)

Karl Siegismund, Berlin:

Joſef Gruenſtein, Babel-Berlin. Typen und Schickſale. (328 Seiten.)

Mod. Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin:

Georg Ley, Der Weiſe und der Tod. (54 Seiten.)

Georg Stilke, Verlag, Berlin:

Hans Delbrück, Erinnerungen, Aufſätze und Reden. 3. Auflage. (625 Seiten.)

Tasmania-Verlag, München:

A. v. Ruthner, Die Paschawirtschaft an den deutschen Hoftheatern. (98 Seiten.)

Suevia-Verlag, Iugenheim a. d. B.:

Wir Pfarrerskinder. Aufzeichnungen eines Kindes. (55 und 62 Seiten.)
Scheichl, Frz., Ueber Berg und Tal. (396 Seiten.)

Wilh. Braumüller, Verlag, Wien:

Dr. Alex. Hinterberger, Weiteres zur Frage der Erziehung an Mittelschulen, besonders zur Frage der Einheitsmittelschule. (50 Seiten.)

Glaser & Sulz, Stuttgart:

Wilh. Zimmermann, Gedichte. (97 Seiten).

Egon Fleischel & Co., Berlin:

Klara Viebig, Absolvo te. Roman. (392 Seiten.)

R. Piper & Co., München:

Dmitri Mereschkowski, Der Anmarsch des Pöbels. (130 Seiten.)

Gebr. Paetel, Verlag, Berlin:

Anselma Heine, Vom Markte der Liebe. (209 Seiten.)

Huber & Co., Verlag, Frauenfeld:

J. V. Widmann, Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen. (247 Seiten.)

Verlag Brüder Suschitzky, Wien:

John Burns, Arbeit und Trunk. Vortrag, gehalten am 31. Oktober 1906. Uebersetzung von G. Wilder. (63 Seiten.)

J. C. B. Mohr, Tübingen:

Dr. Gust. Krüger, Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger. (Religionsgesch. Volksbücher, herausgeg. von Fr. M. Schiele-Tübingen. IV., Heft 3/4 160 Seiten.)

Gose & Tetzlaff, G. m. b. H., Berlin:

Ed. Bertz, Whitman-Mysterien. Eine Abrechnung mit Joh. Schlaf. (175 Seiten.)

Wiegandt & Grieben, Verlag, Berlin:

Paul Ilg, Gedichte. (123 Seiten.)

Gust. Riedkes Buchhandlung Nachf., Berlin:

N. O. Body, Aus eines Mannes Mädchenjahren. (218 Seiten.)

H. Lauppsche Buchhandlung, Tübingen:

Dr. Chr. Meyer, Geschichte der Stadt Augsburg. (Tübinger Studien für Schwäbische und Deutsche Rechtsgeschichte, herausgegeben von H. Thudichum. 1. Bd., Heft 4.)

Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin:

Rob. Saudek, Eine Gymnasiastentragödie. In 4 Aufzügen. (143 Seiten.)
Ludw. Gurlitt, Mein Kampf um die Wahrheit. (98 Seiten.)

J. Bielefelds Verlag, Freiburg i. Br.:

Albr. Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. (388 Seiten.)

Karl Rob. Langewiesche, Düsseldorf:

Friedr. Daab, Jesus von Nazareth, wie wir ihn heute sehen. (224 Seiten.)

Robert Lutz, Verlag, Stuttgart:

Dr. F. Schnürer, Habsburger Anekdoten. (204 Seiten.)

Rudolf Kraut, Verlag, Dresden:

Elly von Noorden, Recht oder Pflicht, Roman. (212 Seiten.)

Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart:

Friedr. Theodor Viſcher, Lyriſche Gänge. 4. Auflage. (394 Seiten.)
Marg. Siebert, Allerlei Liebe. Drei Erzählungen. (370 Seiten.)

B. G. Teubner, Leipzig:

Aus Natur und Geiſteswelt. Bd. 143. F. Spiro, Geſchichte der Muſik. (163 Seiten.)
Bd. 144. E. Daenell, Geſchichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (170 Seiten.)
Bd. 145. O. Külpe, Immanuel Kant. (152 Seiten.)
Bd. 146. E. Biedermann, Die techniſche Entwicklung der Eiſenbahnen der Gegenwart. (132 Seiten.)
Bd. 147. Der Alkoholismus. Seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben v. Zentralverband z. Bekämpfung d. Alkoholismus. III. Teil. (109 Seiten.)
Schönheit und Gymnaſtik. 3 Beiträge zur Aeſthetik der Leibeserziehung. Von F. A. Schmidt, Karl Möller u. Minna Radczwill. M. 40 Bild. (224 Seiten.)

Strecker & Schröder, Stuttgart:

Parkinſon, Dreißig Jahre in der Südſee. Lieferung 1 (32 Seiten).
Dr. Theodor Klaiber, Dichtende Frauen der Gegenwart (246 Seiten.)
Heinr. Welzhofer, Die großen Religionſtifter Buddha-Jesus-Mohammed. Leben und Lehre, Wahrheit und Irrtum. (265 Seiten.)
Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843 bis 1847. Von Walther Eggert-Windegg. (34 Seiten.)
Georg Finke, Heut und morgen. Gedichte. (108 Seiten.)

Georg Müller, Verlag, München:

Baldeſar Castiglione, Der Hofmann. Ueberſetzt, eingeleitet und erläutert von Albert Weſſelski. Bd. I (331 Seiten.) Bd. II (237 Seiten.)
Die Briefe des Abbé Galiani. Aus dem Franzöſiſchen übertragen von H. Conrad. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Weigand. Bd. I/II (XCIII und 764 Seiten.)
Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Baltheſſer, eines Dandy und Dilettanten. Mitgeteilt von Rich. Schaukal. 2. verb. Auflage. (177 Seiten.)
Joſef Ruederer, München. (227 Seiten.)

J. Lindauerſche Buchhandlung, München:

Dr. G. Ammon, Lateiniſche Grammatik-Anthologie. (134 Seiten.)

Verlag L. Schwarz & Comp., Berlin:

Strafgeſetzbuch für das Deutſche Reich. Neueſte Faſſung. (110 Seiten.)
Neueſte vollſtändige Gewerbe-Ordnung für das Deutſche Reich. (160 Seiten.)

Eduard Maerter, Verlag, Leipzig:

Soziale Irrungen. Eine ſoziologiſche, philoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche Stu[illegible] von Rocheflamme. (71 Seiten.)

R. Piper & Co. Verlag München

Drei wertvolle neue Versbücher:

Margarete Susman: Neue Gedichte

Geh. Mk. 2.50, Geb. Mk. 4.—

Vor sechs Jahren ließ die Dichterin ihren Erstlingsband „Mein Land“ erscheinen, der (bei einem lyrischen Erstling unerhört) schnell die zweite Auflage erlebte. Inzwischen ist sie in ihrer künstlerischen und menschlichen Entwicklung weit über den ersten Band hinausgeschritten, ihr Name ist längst als der unserer bedeutendsten Dichterin bekannt geworden, und sie bietet nun mit ihrem zweiten Band eine wundervoll reife Gabe dar, die das Entzücken aller derer sein wird, die an ernsthafter Lyrik ernsthaftes Interesse nehmen. Auch als Offenbarung echt weiblicher Psyche verdient das Buch starke Beachtung.

Wilhelm Michel: Der Zuschauer

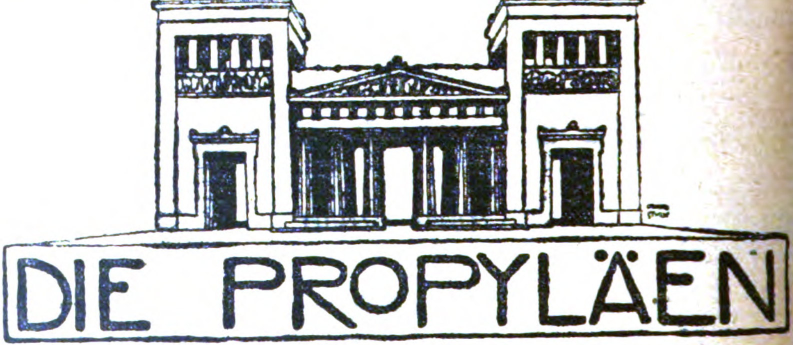
Den Umschlag zeichnete Hans Neumann. Geheftet Mk. 2.50

Dieser junge Münchner ist bisher hauptsächlich durch seine Novellen und Essays bekannt geworden. In seinen Gedichten spricht sich ein tiefes metaphysisches Weltgefühl aus, ein panisches Erschauern vor dem Leben, dem Hölderlins verwandt. Trotzdem ist in dem Buche nichts unklar Verschwimmendes, sondern alles Anschauung und Farbe. Manche Gedichte sind dabei von einer innigen romantischen Grazie, wie wir sie nur noch bei Brentano finden.

Thassilo von Scheffer: Neue Gedichte

Mit Einband-Zeichnung von Emil Rudolf Weiß. Gebunden M. 3.—

Der Verfasser gibt hier nach fast zehnjähriger Pause wieder einmal *eine Sammlung seiner Lyrik*. Bei der genauen Sichtung ging der Verfasser von dem Gesichtspunkt aus, daß Kunst in erster Linie Form bedeutet, und daß ferner bei der Überfülle dichterischer Gaben in unseren Tagen gerade die Lyrik sich vor zwei nur zu selten vermiedenen Klippen hüten sollte: vor der gedanklichen Überladung ohne Anschauung und vor dem Stehenbleiben im Schwelgen schöner Worte und bloßer „Stimmungen“.



WOCHENSCHRIFT DER MÜNCHENER ZEITUNG

Der „literarische Wegweiser“ schreibt: „.... In den Beilagen „Propyläen“ der Münchener Zeitung waltet eine Hand, die von einem sehr tiefblickenden Geiste und einem feinen literarischen Geschmack geleitet wird. .... Es werden hier die tiefsten und einschneidendsten Kulturprobleme aufgeworfen, aber solche, die uns bewegen, über welche die heutige Gesellschaft spricht. Die Herren, welche hier zum Wort kommen, besitzen nicht nur ein Wissen, sie besitzen auch Geschmack, und so kommt eine persönlich gefärbte, Geist und Gefühl anregende Konversation zustande, wie wir sie eben auch in seiner Gesellschaft lieben. Wenn wir die uns vorliegenden zwei Bände dieser Beilage überblicken, so haben wir das Beste und Reifste der lebendigen Geisteskultur der heutigen Gesellschaft vor uns. Eine bunte Fülle von Geist und Schönheit, die uns anmutet, wie ein gemütliches geistiges Heim, in dem man gerne weilt, wenn die harte Lebensarbeit uns auf einige Stunden freigiebt.“

Der „Kunstwart“ schreibt: „.... Man erstaunt, wenn man den ersten Jahrgang durchblättert, was für eine Fülle wirklich guten Lesestoffes hier geschickt zusammengetragen ist. ... Hier ist in der Tat ein ausgezeichneter Ersatz für wenigstens einen Teil der Familienblattware geschaffen.“

Alle guten Geister . . .

Roman von Anna Schieber



Nach kaum zwei Monaten konnte von diesem Roman die 3. u. 4. Auflage erscheinen. Dies ist um so beachtenswerter, als er keine sensationellen Begebenheiten enthält, oder dieser Erfolg von einer literarischen Klique durch eine starke Reklame ins Werk gesetzt wurde. Diese stille, schöne Gemeinde der guten Geister, die in allerlei Sprachen und auf allerlei Weise, ein jeder nach seiner Art, „loben Gott den Herrn", hat viele Gleichgesinnte in allen Landen gefunden und hat die Freude, die überall ist und sich finden lassen will, die aus dem ewigen Lande stammt und nichts anderes bringen will, als sich selbst, in viele Herzen getragen. Das Buch ist stillen, frohen Menschen, die Augen haben für die Schönheit dieser Welt und die hinter dieser Schönheit und allem Geschaffenen eines Gottes Herz und Hand finden, etwas geworden und hat ihnen etwas zu sagen gehabt, deshalb sein Erfolg.

Ja, denen allen hat es etwas Hohes gebracht: Ein Aufhorchen auf das, was die Stille redet, einen Glauben an das Innerliche, Unsichtbare, das erst das eigentliche Leben ist, und daran, daß die Sehnsucht nach dem Ewigen Recht behalte.

...lag von Eugen Salzer, Heilbronn.

□ Süddeutsche Monatshefte □

—— Aus dem Inhalt des 2. Jahrganges (1905) ——

Aus Band 1905 I (Januar—Juni).

Peter Cornelius und	
Richard Wagner	Ungedruckte Briefe.
Hans Driesch	Das System der Biologie.
Karl Theodor Heigel	Landshut.

Deutsche Warte: „Es ist eins jener Bücher, die mit dem Herzen geschrieben sind und darum auch Herzen sprechen. Es enthält das neue Evangelium, in unserer Zeit noch an schlichte, frohe, liche Menschen zu glauben. Menschen, die zum Greifen deutlich geschildert sind und die das Leben tatsäch aufzuweisen hat; denn wir fühlen's als etwas Lebenswahres, hier treten sie vor uns hin. Menschen, die in das hineingepflanzt worden sind, wie ein junger Baum, der stark werden muß durch Sturm und Wechsel von enheit und Erdfeuchte. Sie bringen Wonne und Wärme mit sich und sind gesund und unüberwunden vom leid. Ihnen fehlt alle kranke Müdigkeit und hoffnungslose Überreife der Modernen . . . alle grauen Geister sind nnt. Sie leben ein Leben ohne viele Worte; sie gehen mehr in die Tiefe, wie das Geschlecht der Schauenden Horchenden. Sonntagskinder sinds . . . und alle guten Geister bleiben überall am Platz und brauchen kaum ge zu werden. — So verlassen uns die Alten und die Jungen reifen und treten in die Reihe derer, die etwas leisten, ie Welt ohne sie noch nicht gesehen hat: sie geben ihr ureigenstes Wesen." —er.

Christliche Welt: „Ich zeige dieses Buch mit großer dankbarer Freude an. Es ist rein und gut, lind ernst, weich und rüstig, voll Dämmerung und voll Klarheit. Ich muß zuerst von seinem Stile reden, denn der ist der Mensch, der Stil ist auch dieses Buch. Es ist zum Teil wohltemperierte Wirklichkeitssprache, zum Teil gendlich glaubhafter, fein idealisierter Ausdruck — so, daß das Wort dieser Dichterin zwischen dem gesprochenen ich und reiner Literatur mitten inne steht . . . Verstand und Herz halten sich in dem Buche wunderbar die Wage. at einiges vom Frauenbuche der Vergangenheit, nichts vom Frauenbuche der Gegenwart." Dr. Herm. Oeser.

Der Bund: „Dieser Roman gleicht einem schönen erfreulichen Bilderbuche. Bild um Bild aus dem einer absterbenden und einer heranwachsenden Generation wird mit unendlich treuem, liebevollen Pinsel vor Auge gezaubert. Kleine, feine, humorvolle Genrebildchen wechseln ab mit Gemälden voll Ernst und Tiefe. Die gestalten dieses Bilderbuches, das eine Fülle von Figuren aufweist, sind zwei prächtige Menschenpaare, ein altes in junges. Beim alten sehen wir den friedlichen, harmonischen Lebensabend, während das junge den Weg sich n muß durch ein Labyrinth von inneren und äußeren Irrpfaden. Doch läßt die Verf. ihre Helden sich nie ver weil der Roman getragen ist von einer religiösen, nicht kirchlichen, Weltanschauung. Der milde bejahende Sinn ichterin verleiht ihrem Werke eine wohltuende Wirkung." E. G.

Deutsche Reichspost: „Nur bei allerersten Meistern trifft man eine solche Anschaulichkeit, verbunden em feinen Gefühl für das, was wert ist, beschrieben zu werden. Bilder, welche nicht bloß des Lebens äche abspiegeln, sondern auch seine Tiefen ahnen lassen. Beim Beginn der Lektüre kamen leise Zweifel an der tigung des Titels „Roman". Das waren ganz vorzügliche Lebensskizzen, die da der Reihe nach vorüberzogen,

zum Teil in sich abgeschlossene Kabinettstückchen feiner Erzählungskunst, die sich wie Perlen zur schönen Ketten
Aber je weiter man liest, um so mehr erkennt man das Großzügige des Werkes, das aus einem liebevoll
Mosaikmaterial ein reiches Lebensbild von innerlichster und eindringlichster Wirkung zusammensetzt. Hinter den
steht der Mensch im Licht des Erdentages — im Schein der Ewigkeit. Wir stecken vielleicht noch zu tief in der
seitigkeit des lit. Realismus, wenn auch nicht mehr im Elend des Naturalismus drin, um die feine Ideal
einzelner Gestalten ohne inneres Staunen zu ertragen. Doch möchten wir hierin dem Buch eine erzieherische Bed
beimessen: es lehrt schauen und werden. Es gehört nicht nur zur allerbesten Unterhaltungslektüre
stehe nicht an, ihm in gewissem Sinn literargeschichtlichen Wert beizumessen."

Der Türmer: „Ein reiches, herzerfreuendes Buch von stillen Leuten für stille Stunden."

Dr. Karl Storck

Die Wartburg: „Zu den gediegenen Büchern, gleich Jörn Uhl und Peter Camenzind rechnen wir au
vorliegende: „Alle guten Geister". Die verschlungenen Lebenswege des Georg Ehrensperger, der das Schön
suchte, die prächtigen Alten, die seinen Entwicklungsgang leiten und fö[...]n, das Kleinleben des Städtchens mit
Originalen und seinen Philistern — all das gibt zusammen ein wunderb[...] Bild. Das ist christliche Liter
wie wir sie uns wünschen: keine unmöglichen Charaktere, nach dem dogmatischen Schema von Rechtfertigung
Versöhnung zurechtgeschustert, keine blutleeren Schemen, keine butterweichen Tugendbolde und keine höllischen
fratzen, sondern schlichte Menschen aus der Kleinwelt des Lebens, in denen der Glaube lebt, die mit allen
Geistern eine unsichtbare Gemeinschaft bilden; christliche Literatur, die wir auch literarisch geb
„Unchristen" in die Hand geben können, ohne zu erröten, ein wirkliches Dichterwerk anstatt de
vielen christlichen Verlagsanstalten gebotenen Fabrikware."

Fr. Hochstetter

Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung. Die Perle der neu erschienen Erzählungen ist ohne Frage
guten Geister." Eine südd. Kleinstadterzählung mit den kleinen Leiden kleiner Menschen, aber in der Be
eines allzeit getrosten und lebensfreudigen Gemüts. Der Tenor ist immer: Nur nicht den Kopf hängen lassen;
eine große, gute Gotteshand, die uns führt; es wird immer licht, wenn es dunkel war. Nach diesen Richtlinien
es der Verfasserin, ein trotz aller Wolken überaus sonniges Buch zu schreiben, Helden im Kleinen zu schildern,
adelige Seelen; die kleinsten Dinge in das Licht der Ewigkeit zu stellen . . . Wir wiederholen, es ist di
der heurigen Bücher; wir wünschen ihm Verbreitung in Tausenden."

Protestantenblatt: „Goldkörner der Poesie sind in dem Buch und mancherlei Lebensweisheit
fache Menschen in einfachen Verhältnissen sind da geschaut und scharf umrissen. Nicht nur äußere Leben

Süddeutsche Monatshefte

Aus dem Inhalt des 2. Jahrganges (1905)

Aus Band 1905 I (Januar—Juni).

Peter Cornelius und Richard Wagner	Ungedruckte Briefe.
Hans Driesch	Das System der Biologie.
Karl Theodor Heigel	Landshut.
	Zu der alten Sonne. Erzählung.

...rden geschildert, es wird auch tief hineingeleuchtet in die Seelen, also daß sie in dem hellen Glanze eigenen Lebens ...rahlen. Es wird an diese Seelen gerührt mit starkem Dichterfinger, also daß sie wunderbar lebendig von dem ...ählen, was in ihren Tiefen lebt. Es ist nicht moderne Kunst, Seelen bloßzulegen und ihre Struktur erleben zu ...en in starken Leidenschaften, es ist mehr die stillere Art, in sie hinabzutauchen und drin zu lesen. Da ist viel ...genehme gesunde Kleinmalerei und viel freundliches Behagen. Und das ist alles geschaut und gelebt, nicht nach-...funden oder konstruiert." Schönwald.

Zürcherische Freitagszeitung: „Das vorliegende Buch gehört nicht zu denen, welche als „Bücher der ...r" für die Massenleser ausgeschrieen werden. Dafür ist es zu gut und zu fein. Um so mehr ...nschen wir, daß es die Leser finden möge, welche ab und zu nach einem Roman greifen, um diesen mit Ruhe ...genießen und sich durch ihn über das Getriebe des Tages emporheben zu lassen.

Der Zauber des Buches liegt aber nicht in der Geschichte, sondern in dem sinnigen und sonnigen Humor, mit ...chem diese einfachen Dinge erzählt und in dem tiefen Ernst, mit welchem sie auf ihren Ewigkeitswert geprüft ...den. Köstlich weiß die Verf. das Empfinden der Kinder darzustellen und mit Liebe zeichnet sie die Alten, welche ... all das hinaus sind, was die Jugend durchmachen muß, damit die guten Geister den Sieg davon tragen. Und ... guten Geister verbreiten über das ganze, trotz alles Leids, das da erzählt wird, eine heitere und sonnige Stimmung, ...auch auf den Leser übergeht. Es steckt in diesem schwäbischen Buch ein gut Stück Romantik von der ..., wie wir sie etwa bei Raabe, H. Hesse oder auch bei den Bildern von L. Richter finden." Dr. B.

Deutsche Romanzeitung: „Als ich vor Jahren die erste kleine Arbeit der Verfasserin in die Hände bekam, war ich ...unt, weniger über die nach außen mitreißende Genialität, als über die merkwürdige Fähigkeit der Innenschau. ... Verf. hat nun zum erstenmal es versucht, einen umfassenderen Stoff zu behandeln. Aber ihre ganze Anlage ...gt sie, sich mehr um das Innere der Menschenseelen als um den äußeren Stoff und um äußere Spannung zu ...mmern. Die Hauptgestalten ihrer Kleinstadtgeschichte, die Alten wie die Jungen, sind in ihrem tiefsten ...n stille Seelen, wenn die Jungen auch noch nicht frei sind von dem Sausegeist der Werdezeit. Aber wie die ... zu einer weltüberwindenden Ruhe kommen, so gelingt es auch den Jungen, sich allmählich durchzuringen zum ...e des Friedens und der klaren Lebensbestimmtheit. Wer die Gabe besitzt, sich mit einem Buch in die ...lle zurückziehen zu können, wer es vermag, aus der äußeren Beschränktheit die Blicke in den ...krokosmos zu werfen, der wird sich an dem Buche freuen können. Die Sprache ist sorgsam be-...elt. Otto von Leixner.

Gartenlaube: „Das Buch wird eine dauernde Stätte im Bücherschatz des deutschen Hauses erringen."

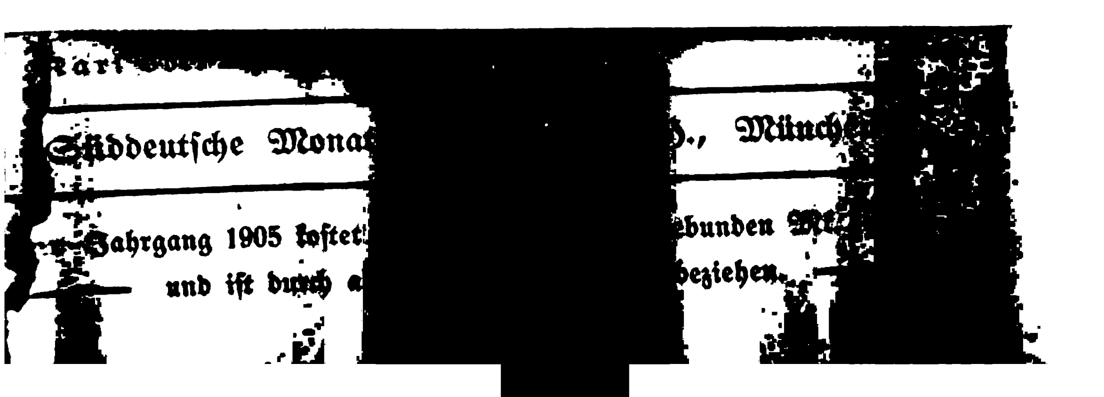
Karl [illegible] [illegible].

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München

...er Jahrgang 1905 kostet broschiert Mk. 15.—, gebunden Mk. 19.—

und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.





Süddeutsche Mona ... ., Münch
Jahrgang 1905 kostet ... ebunden
und ist durch ... beziehen.

4.48